Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Zweiundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1913.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Januar 1913.

Epiphania.

Sternsänger.

Drei Ergebnisse des Jahres 1912 sind ins Chronikon zu buchen: die Vernichtung europäischer Türkenmacht; der Entschluß aller britischen Kolonien, zur Stärkung der Reichswehr mitzuwirken, mit den Beiträgen zum Bau neuer Schlachtschiffe sich das Recht auf Sitz und Stimme im Reichsrath zu erkaufen und so dem Imperium, das in der Vorstellung, in der dünnen Luft der Ideen nur schwebte, in der Welt des Willens, der Wirklichkeit feste Grundmauern zu schaffen; drittens: die Entschleierung des Britenwunsches, die Versicherung gegen deutschen Drang ins Weitere mit dem Wachsthum slavischer Macht zu bezahlen. Drei Früchte aus einem Stamm; nicht ohne Bitterniß, doch nothwendig zur Nährung des stolzen Angelsachsenwillens zur Wahrung des Weltgeschäftes. An der Wiege des Jahrhunderts hat Lord Curzon warnend gerufen: „Das Lebenscentrum, der Pivot, die verwundbarste Stelle der britischen Politik ist und bleibt Indien. Um Indien zu schützen, mußten wir nach Gibraltar und Alexandria gehen, das Kapland erobern, den Persischen Golf, den Yangtse, die Pamirs bewachen, mit Afghanistan und Siam uns verständigen und unseren Feinden den Weg nach Konstantinopel sperren. Die Sorge um Indien erklärt unsere ganze Politik.“ Von deren Wegen ist nun der Nebel gewichen und jedes nicht von Kurzsicht gehemmte Auge kann ihre Linie erkennen. Rußland wurde nach Asien ge-

drängt, in Asien von den Japanern geschlagen und genöthigt, sein Ansehen durch kräftigere Aktion in Europa wiederherzustellen. In absehbarer Zeit kann es Indien nicht mehr bedrohen. Warum, dachten Eduard, Lansdowne und Grey, müssen wir in den Russen dann noch, nach Urvätermode, unsere Feinde sehen? Unsere Feinde, auch die für den indischen Besitz heute gefährlichsten, sitzen dicht hinter dem Aermelkanal. Die bauen Dreadnoughts und äugeln mit dem Islam. Wird ihre Ostflanke morgen durch russischen Druck gelähmt, so darf Britania aufathmen. Und hat keinen Grund zur Klage, wenn die Gefahr germanischer Hegemonie durch die Gemeinschaft der erstarkten Slaven und Lateiner abgewehrt wird. Vor sieben Lustren, nach dem Russensieg über Osman Pascha, nach Gurkos Einzug in Sofia und dem Präliminarfrieden von San Stefano, kamen aus Salisburys Mund noch spitzige Worte wider die Slaven, „die fremdes Recht nicht gern achten" und denen der Friedensfreund deshalb neuen Herrschaftzuwachs nicht wünschen dürfe. Wo ist der Schnee aus dem Winter des sechsten turko-russischen Krieges? New departure. England hat umdenken gelernt. Weiß, was es für die nächste Wegstrecke braucht. Einen schwachen, vom europäischen Brückenkopf aus zu packenden, zu lenkenden Khalifen, der den im britischen Indien wimmelnden siebenzig Millionen Mohammedanern pünktlich die von London gewünschten Weisungen giebt. Die Ballung der ganzen Imperialmacht, also auch kanadischer und australischer, zu langfristiger Assekuranz der Seegewalt. Und auf Europens Festland einen Zustand, der die Möglichkeit läßt, von Ost und West her, wenns nöthig wird, das Deutsche Reich mit ernster Gefahr zu schrecken. Ward Absicht und Ziel noch immer nicht auf der Zinne deutschen Staatslebens vom Wächterauge ertastet? Ist der Blick dieses Auges so unsicher, sein Sehfeld so eng geworden, daß er nicht ahnt, welchen Gewinnes Hoffnung die Balkanschacherei und den Botschafterschwatz in Downingstreet beherrscht? Und lullt die Flöte schläfriger Kämmerlinge die Nation in den Wahn, sie sei gut bewacht und brauche nicht selbst für ihre Sicherheit vorzusorgen? Dann ist das Salz deutscher Erde dumpfer geworden, als es in wirrer Reichsjugend war. Nach dem in Adrianopel von Russen und Türken vereinbarten Waffenstillstand wurde, am neunzehnten Februar 1878, im Deutschen Reichstag über den Balkanstreit geredet. Der von

Nationalliberalen und Freikonservativen befragte Kanzler war unwohl und knurrig. Für den Kriegsfall, sprach er, „wird es immer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dardanellen im Bunde oder in der Abhängigkeit von Rußland oder von Rußlands Gegnern ist“. Mit der Möglichkeit anglo-russischer Eintracht rechnete Bismarck nicht; daß sie von der irrlichtelirenden Schwäche deutscher Politik erwirkt werden könne, hat erst der Entamtete fürchten gelernt. Die von Bennigsen angedeutete Frage, ob eine Macht versuchen werde, Rußland aus der den Türken abgerungenen Stellung wegzudrängen, ließ seinen majestätisch aufs Nächste gerichteten Menschenverstand kühl. „Ich glaube nicht, daß Oesterreich-Ungarn bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen und die Verantwortung für die Zukunft dieser slavischen Länder zu übernehmen, durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß es ein Ziel ist, was die österreichische Politik sehr lebhaft wünschen kann, ihren eigenen slavischen Unterthanen gegenüber, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel zu sein.“ Bismarcks Rede klang, als sei das Schicksal Südosteuropas für Deutschland nicht wichtiger als Hekubas Jammer für Hamlet. Windthorst fand den Kanzler zu lau. War aus dem Vatikan ein an die Gefahr erstarkenden Griechenglaubens mahnender Ruf ins Ohr des Centrumführers gedrungen? „In dem Balkanstreit handelt es sich um die große und für alle Zukunft bedeutsame Frage, ob das germanische oder das slavische Element die Welt beherrschen soll; und das germanische Interesse drückt sich in dem Interesse Oesterreichs aus.“ Dieses Satzes wegen wäre dem Mann von Meppen viel zu verzeihen. Dieses Satzes, dessen innere Wahrheit seit dem britischen Entschluß zum Pakt mit dem Slaventhum stärker geworden ist, müßte jeder Deutsche in jeder Stunde politischer Besinnung jetzt gedenken. Statt sich der Aussicht auf einen Frieden zu freuen, der nur die künstlich ineinander verknoteten Wünsche Rußlands und der Westmächte erfüllt, und die armsäligen Leute zu loben, die sich hinter den Nothspruch verschanzen: „Seine Majestät hat uns befohlen, alles zur Erhaltung des Friedens Erdenkliche zu thun, und unserem (auch in London ja laut gerühmten) Mühen ist diese Erhaltung gelungen.“ Eines Friedens, wie ihn England nicht

nützlicher, Rußland nicht billiger ersehnen konnte. Doch durch Wolken blinkt wieder ein Stern; und aller Unmündigen Lippe preist den Goldpapierlappen als den Weiser des Weges zum Ziel.

Genesis.

Vor neunhundert Jahren ritt Basileios der Zweite, der Sohn des Romanos und der schönen Schankwirthstochter Theophano, durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches. Ein funkelnder, glitzernder Greis. Die Füße in Goldsandalen, goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden Hand, in der linken die purpurne Akakia und auf dem grauen Haupt die von Prunkfedern überwehte Krone. Vor dem Roß des Triumphators schritten Gefangene: die Töchter des Bulgarenzaren Samuel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert entwaffnet und in Ketten gezwungen hatte. Basileios kam vom Parthenon; hatte vor der Rückkehr in seine Residenz der Mutter Gottes Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm Unterthanen nun Dank heischen. Der ward ihm in überreichlicher Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt; nie auch war zum Jubel mehr Grund als beim Einzug des Basileios Bulgaroktonos. Der hatte nicht nur die Bulgaren gemetzelt: hatte den Bulgarenstaat getötet, aus der Reihe selbständiger Gemeinwesen getilgt und das Reich damit von der nächsten Gefahr befreit. „Heil dem Bulgarentöter!“ Dieser Dank war verdient. Fast vierhundert Jahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von Byzanz geängstet. Schon unter Herakleios (dem Basileus der exaltatio sanctae crucis, dessen Andenken die Kirchen der Römer und der Griechen an jedem vierzehnten Septembertag feiern); als diesen großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Avaren und Slaven auch die von der Wolga an die Unterdonau gewanderten Finen hunnischer Herkunft bedrohten, vor deren Ansturm Belisars starkes Schwert fünfundsiebenzig Jahre vorher die Stadt Konstantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling, dem Bulgarenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der den Oströmern aus einem Feind einen Bundesgenossen zum Kampf gegen die Avaren wandeln sollte. Kuwrat blieb treu und wurde von dem dankbaren Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Ver-

trages bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter Macht gegen den vierten Konstantin (Pogonatos), der als Erster den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ostroms Boden eine ugro-finische Horde, die aus der Tiefebene Sarmatiens westwärts gewandert und aus dem Winkel zwischen Donau, Dnjestr und Schwarzem Meer in die Haemusprovinz Moesien vorgedrungen war. Der Kaiser, der eben erst arabische, slavische, avarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu Land und zu Wasser freien Truppen herbei; vermag wider den Feind an der unteren Donau aber nichts auszurichten. Ums Jahr 680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat und zugleich das erste große Gemeinwesen slavischer Zunge. Denn die Hordensprossen unterjochen die Slavenstämme der Nachbarschaft schnell, verschmelzen sich den Besiegten, nehmen deren Sprache an und lassen die Herren von Byzanz ahnen, daß nicht nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slavenstammsplitter konnte der Reichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte die für das politische Geschäft ungemein begabte Herrenkaste der Finen eine Staatseinheit geschaffen, auf die auch der Tapfere nicht ohne Bangniß blicken durfte. Schlimme Erfahrung hats die Erben des Herakleios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden gelehrt. Justinian der Zweite (dessen Psychose sich früh in verstiegenem Herrscherwahn, in der schroffen Entlassung bewährter Minister, in krankhafter Betriebsamkeit und geschmackloser Bauwuth offenbarte und der, während er Alles allein zu machen glaubte, von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde) ist, nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus dem Exil, in das der Volkszorn den von der schimpflichen Strafe des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nachfolger Tervel mit einem fino-slavischen Heer auf den Thron zurückgeführt worden. Das that Tervel gewiß nicht des Lohnes und des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; thats, um das Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht gedeihen konnte. Kaum war Justinian getötet und Philippikos gekrönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert bis ans Thor von Byzanz. Der fünfte Konstantin (Kopronymos) mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich nur für wenige Jahre geschwächt. Nikephoros verwendet zweimal

zwölf Monate an die Rüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der Hauptschlacht aber von dem Bulgarenkhan Krum besiegt, der seine Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adrianopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus Lebensgefahr. Sein Erbe Omortag wird bei Mesembria von Leon dem Fünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Jahre zu gehorsamer Ruhe verpflichtet. Die Kaiser syrischer Abkunft haben von ihm nicht mehr zu leiden. Erleben nur noch, daß Klemens, ein Schüler des Slavenapostels Methodios, den Khan Boris (der seitdem Michael heißt) tauft und in dem christianisirten Bulgarenreich der erste Bischof wird. Erst die Armenierdynastie muß sich wieder zum Kampf gegen den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will nicht länger dulden, daß sein Reich von einem Häuflein byzantinischer Großhändler ausgebeutet werde. Friedliche Verhandlung erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz verbündet sich den Magyaren, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben, auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu können. Bei Bulgarophygos schlägt er die Griechen aufs Haupt; überfällt in Bessarabien die Wohnstätten der Magyaren; drängt im Westen bis an die Adria vor; und nennt sich fortan den Zaren der Bulgaren und Selbstherrscher der Romäer. Ein stolzer Titel; doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren Symeon unterthan. Von den Serben empfing er Tribut, von dem schwachen Oströmerkaiser Konstantin Porphyrogennetos Beiträge zu den Staatskosten. Und der Metropolit der Residenzstadt Preslav wurde in den Rang des Patriarchen erhoben, dem Griechenpapst in Konstantinopel also koordinirt. Die staatliche und die kirchliche Selbständigkeit war gesichert; für das fino-slavische Erobererreich der Tag hellsten Glanzes gekommen. Ein Tag, der verdämmern mußte. Männer vom Schlag Bonapartes vergessen, im Wahn ihrer Gottähnlichkeit, stets, daß auch ihrer Lenden Frucht ein Schwächling sein kann; drum währt ihrer Reiche Herrlichkeit niemals lange. Symeons Sohn Peter muß froh sein, als Byzanz, das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedoni-

schen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand der Kaiserenkelin Maria gewährt. Der Patriarchat wird anerkannt (damit Bulgarien sich nicht etwa der Römerkirche des Westens zuwende); und für politische Folgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so geschreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren erwirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz; eine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt dem Basileus-Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus schwerer Noth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes macht Ostbulgarien und Nordthrakien zu Provinzen des Oströmerreiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der Purpurhülle geschälten Zaren Boris dem Zweiten nur, als ein ohnmächtiger Magistros weiterzuleben. Ein fino-slavischer Selbstherrscher der Romäer thront nicht mehr; und die Kraft des in Makedonien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums scheint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. Als Zimiskes gestorben ist und General Bardas Skleros zur Rebellion gerufen hat, wagt Westbulgarien den Aufstand. Zar Samuel zieht von seiner Hauptstadt Ochrida nach Thessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des Bekenners Achilleus; setzt in Thrakien, in Hellas selbst seine Herrschaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu erneuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyrrachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zarthum einverleibt und den Serben das Joch aufgezwungen. Doch

Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Dreimal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Muth wieder. Er schlägt die bulgarische Armee in Splitter, läßt fünfzehntausend Gefangenen die Augen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der Hand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der Zaren Samuel, Radomir und Wladislaw, die stärkste Bulgarenpartei, der Grundadel, demüthig um Gnade fleht. In Ochrida findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitdem heißt er Basileios Bulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er hat den Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem fast vier Jahrhunderte lang fortwirkenden Schrecken befreit.

Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Historiker George Finlay, hat Byzanz den Machtgipfel erreicht. „Auf langer Siegerbahn ließ er seine Adler hin und her schweben; von der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis an Italiens Küste. Sein unschreckbarer Muth, seine unerbittlich grausame Wesenshärte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn: Alles vereinte sich, um aus ihm den Typus seiner Zeit und seines Reiches zu machen. Sein Ziel war: die völlige Einheit des Byzantinerreiches in Europa. Die war nur möglich, wenn Bulgaren und Slaven niedergeworfen waren. Sprachenverwandtschaft hatte diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und solange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamer Haß sie zum Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammenkitten.“ Wenn dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt war, durfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Erdreisten Verzweifelnder sicher zu sein. Der harte Basileios hats erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche Verfassung des Landes nicht angetastet; Wehr- und Steuerpflicht nicht geändert; die Privilegien des Hochadels bestätigt; und die Machtsphäre der selbständigen Kirche von Ochrida erweitert, statt sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien mit ihrem Kriegerblut den byzantinischen Reichsadel auffrischen. Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur nützen. Sie nicht mehr gefährden. Denn Byzanz war, an Umfang

und Prestige, wieder, was es in der Zeit Justinians des Ersten gewesen war, und brauchte vom Haemus her nichts zu fürchten.

Fast zweihundert Jahre später, im Herbst Ostroms, kam es noch einmal zu offenem Konflikt. Isaak Angelos, ein gewissenloser Feigling, hat den Komnenenthron geerbt und haust, weil er für seinen täglichen Festprunk ungeheure Summen braucht, wie ein Hamster im Reich. Auf der Balkanhalbinsel lastet der härteste Druck. Nun wird auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben. Denn Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellnische Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der (zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Basileus ein Jüngferchen aufs Lager zieht, mag das Volk bluten. Dem aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren waffnen sich. Peter und Joannes Asen, zwei Adelige, die sich der Abstammung von den alten Zaren rühmen, treten in Konstantinopel für die Volkswünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. Propheten schleichen durch das von Krämpfen geschüttelte Haemusland und künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Erlösung aus Knechtschaft und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen geweihten Kirche, schwört das Volk den Führern Treue und ruft Joannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen, schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der Hunnenerben lebt auf; das letzte in der alten Welt. Zweimal, bei Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis, wird Isaak von den vereinigten Bulgaren, Wlachen und Kumanen besiegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den die Schwester der Zarin mit ihrem Leibe belohnt. Auf Kalopetros, der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen Rom sich eine Königskrone verschafft (gegen das leichtfertige Versprechen dauernder Union mit Westrom krönt ihn der von Innozenz dem Dritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet und ihnen einen demüthigenden Frieden aufzwingt, den makedonischen Aufstand der Landsleute offen unterstützt und den Kaiser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten,

was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Bulgaroktonos noch an Grausamkeit und gab sich den Beinamen des Romäoktonos. Bald nach dem Sieg bei Adrianopel ist er, vor Thessalonike, gestorben. Die Lanze des Heiligen Demetrios, sprachen aufathmend die Griechen, hat ihn getötet. Doch Joannes Asen, der ihm folgte, wurde zu nicht kleinerer Gefahr. Ein ernster, edler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein, und sich mit Fug den in Christo dem Himmeskönig getreuen Selbstherrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschenden Lateiner wollen, im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Orthodoxen zum Vormund Balduins des Zweiten machen. Zar Joannes ist bereit und erbietet sich, den Lateinern Thrakien zurückzuerobern. Ein in anderem Glauben Erwachsener als Verweser des von französischen und venezianischen Priestern überschwemmten Reiches? Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaftvertrag und bricht mit Franken und Griechen in Thrakien ein. Bei Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen und der Haupttheil des Reiches der Angeli fällt den Bulgaren zu. „Ich, Joannes Asen, habe von Adrianopel bis nach Dyrrachion alle Länder erobert: der Griechen, der Albanesen, der Serben. Nur die kaiserliche Residenz und die Städte ringsum blieben den Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten neben mir keinen anderen Zaren und fristeten nach meinem Willen ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein Werk noch auch nur ein Wort. Ihm sei in Ewigkeit Ehre. Amen." Diese Sätze ließ Joannes in den Stein der Kathedrale von Tirnowo graben. Er hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner den Griechen verbündet; die Koalition ist aber geschlagen und nach kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlor Nordmakedonien und in Bulgarien selbst wichtige Plätze an den klugen und tapferen Vatazes. 1246. Fünfzehn Jahre danach zog Michael der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das lateinische Kaiserthum des Ostens war gewesen. Den Bulgaren, die in Makedonien heimlich wieder das Feuer geschürt hatten, nahm der neue Herr Stenimachos, Philippopel und die Seestädte Anchialos und Mesembria; sie konnten ihre Wuth nur an den armen Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die

Osmanenzeit naht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan Uros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarenstaat kann keinen wirksamen Widerstand leisten. Iwan Sisman, der Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich dem Sultan Murad unterwerfen. Der zerstört auf dem Amselfeld mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. Sein Sohn Bajesid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tirnowo gebietet der Sultan. Konstantinopel ist sein nächstes Ziel. Nach langwierigen, blutigen Kämpfen erst erreicht es ein Enkel Osmans. Im Frühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 die Janitscharen Mohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt die Mondsichel. Der Traum von Bulgariens Freiheit ist ausgeträumt.

Am fünften Oktober 1908 hat ein Westeuropäer mit fester Hand nach der Zarenkrone gegriffen, die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward. Ein Koburger; ein Enkel des Bürgerkönigs Louis Philippe. Der weiß, was er wollen darf, und wählt zum Handeln schlau seine Stunde. Stambulow hat ihn dem Hohn Europens empfohlen; von ihm erzählt, der eitle Herr, der als Sechsundzwanzigjähriger den Rock des österreichischen Lieutenants auszog, beschäftige sich im Fürstenpalast nur damit, eine neue Königskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel sich im würdigen Tragen des Purpurmantels zu üben. Europa hats lange geglaubt; und erlebt, daß der für einen Gecken und Hohlkopf Ausgegebene ein neues Bulgarien schuf, an den wichtigsten Höfen Freundschaft warb und die letzten Zeichen türkischer Oberhoheit wie Binsen brach. Basileios, Symeon, Samuel leben als Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand hat sie an den Erben von Byzanz, an dem Islam, gerächt; Sieger und Besiegte. Noch (sagte ich hier, als Ferdinand sich zum König gekrönt hatte) reicht sein Zarthum nicht von der Donau bis ans südliche Meer. „Wer weiß, wie lange Makedonien der Anziehungskraft des jungen, selbständigen, verwandten Christenstaates widerstehen kann? Bulgarien ist ein Bauernland, in dem nur noch spärliche Reste des Großgrundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind. Eine Agrardemokratie, deren Willensrichtung von der Masse der kleinen Besitzer (fünf bis acht Hektar) bestimmt wird und die keinen Kampf deshalb mit so emsigem Eifer aufgenommen hat wie den gegen die

Landplage des Wuchers. Bauernland, Kriegerland. Das Finenblut ist nicht träg geworden. In zwei Kriegen hat der Bulgare während der letzten dreißig Jahre gezeigt, was er zu leisten vermag. Zweihunderttausend, mit Reserve und Landwehr dreihunderttausend Mann; tapfere, in strenger Zucht gehaltene, gut bewaffnete Truppen. Damit darf man Etwas wagen; braucht man nicht zu warten, bis der Schlaraffenbraten aus der Pfanne dampft. Der Koburger hats längst eingesehen. Bulgarien war, ehe Osman den Griechen Karadschahissar nahm und von Kleinasien her das Palaeologenreich bedrohte. Bulgarien soll und will noch sein, wenn die Sichel endlich vom Orienthimmel geschwunden ist. Der Khalif ist freilich auch zwischen Sofia und Varna eine Großmacht; ists besonders in Rumelien. Doch ein Khalif, der als Herrscher ins Haremsdunkel schlüpfen, Rebellen die Regentengewalt ausliefern muß und heute anbetet, was er gestern verfluchte? Die Schicksalsstunde hat geschlagen. Der endgiltige Sieg der Jungtürken vertagt die Erfüllung des Bulgarenwunsches in Nebelferne; und fegt eine stürmische Reaktion die dreiste Jugend weg, so stählt sie dem Sultan den Muth zu neuer Tyrannenthat. Jetzt also oder in naher Zeit nie. Manche alte Legitimität siehts gewiß nicht ungern, wenn den Verbesserern der islamischen Welt unzweideutig bewiesen wird, daß ihr hastiger Knabeneifer die Türkei schlechter schirmt, als die List des Armeniers im Yildiz vermochte. Bosnien und die Herzegowina sind für Franz Joseph ein stattliches Jubilargeschenk. An heimlich Verbündeten wirds nicht fehlen; mag auch nicht Jeder gern sehen, daß die Osmanenliquidation in den Tagen russischer Schwachheit beginnt. Dem strotzenden, dem welkenden Leib des Oströmerreiches nahte mit Fieberschauern stets eine Krisis, wenn die Bulgaren sich unruhig regten, der Slavenkeil sich breiter und weiter vorwärts schob. Wird die Erfahrung sich den Erben des Byzantinersitzes erneuen?" Sie hat sich erneut. Der Türkei hat in Europa schneller als einst den siechen Oströmern die Schicksalsstunde geschlagen. Dem von Wehen erschöpften Leib der islamischen Vormacht wird das große Bulgarien entbunden; ein größeres, stämmigeres als in San Stefano erreichbar schien. Und Geburthelfer ist Großbritanien, das die Vorstellung einer russischen Satrapie in Südost nun nicht mehr als ein Schreckbild zu fürchten braucht.

Vor fünfunddreißig Jahren, am sechsundzwanzigsten Juni

1887, hatte der Berliner Kongreß, der vierzehn Tage vorher eröffnet worden war, die Erörterung der Ostbalkanfragen so weit gefördert, daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Karatheodory, Launay, Oubril, Odo Russell angehörten) die Ausarbeitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender Generalgouverneur: darüber hatten Großbritanien und Rußland sich schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeichneten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoffnung auf den in der Konvention von Reichstadt verheißenen Balkanbesitz doch genöthigt war, dem Reussenherrscher allzu fühlbares Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fast kriegerisch klingende Rede, mit der Beaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte, erleichterte die austro-russische Verständigung über Einzelheiten. Und die türkischen Bevollmächtigten, die diese Einigung hindern wollten, waren so steif und ungeschickt, daß Bismarck ihnen seinen Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister angeknurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Kronoberstkämmerer des für solche Artigkeit empfänglichen Königs von Bayern in den Kongreß berufen war) sagte: „Der Hund ist noch nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte ers, dann hätte er den Türken gebissen.“ Makedonien hielt die Vertreter großmächtiger Weisheit nicht lange auf. Philipps Balkanherrschaft und Alexanders Weltreich, die Römerzeit der Macedonia prima und secunda, die Kämpfe der Bulgaren, Byzantiner, Serben, Veneter und Türken waren längst vergessen; und die Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albanesen und Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Kosowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand der Kongreß weder gefährlich noch interessant. Makedonien sollte fortan ungefähr so verwaltet werden wie Kreta: also mit gleichem Recht für Christen und Türken. Im Innersten dachten die meisten Delegirten wohl wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Juni offen aussprach, ihm sei das Schicksal der Balkanstämme höchst gleich-

giltig und dem Kongreß nur die Aufgabe gestellt, den Großmächten den Umfang der Konfliktsmöglichkeiten zu schmälern. So wars immer, seit die Türken nach Europa vorgedrungen sind; wirds immer sein, so lange Europa die Brut des Propheten duldet? Rußland, Oesterreich und die Türkei streiten um die Grenzen ihrer Machtbezirke; England und Frankreich haben zu viele musulmanische Unterthanen, um als unintereſſirte Zuschauer die Vertheilung der Einflußsphären abwarten zu können; die Balkanslaven trachten nach der Befreiung vom Osmanenjoch; Italien möchte die Adria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken dürfen. Und Jeder betheuert, daß er uneigennützig nur für den Christenglauben, für der Menschheit heiligste Güter nur fechte.

Brussa war 1326, Gallipoli 1356 türkisch geworden. Nach Murads Siegen bei Adrianopel und auf dem Amselfeld ward es seinem Sohn Bajesid leicht, Bulgarien und die Walachei, Thessalien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Urchans klugem Plan organisirten Heer, mit Janitscharen und Spahis vor die Hauptstadt des Oströmerreiches zu rücken. Die Mongolengefahr zwang ihn, seinen Erben noch der Aufstand der Ungarn und Serben, Byzanz zu schonen, und erst der zweite Mohammed zog als Sieger in Konstantins Stadt ein. Er hat den Peloponnes und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Osmanenreich unterworfen. In Moskau hatte Iwan der Dritte sich mit der Nichte des letzten Palaeologenkaisers vermählt, den Titel des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt. Der sollte mit dem Kaiser ein Bündniß schließen, dem Römischen König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppel empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsäliger Werber sei) und brauchbare Künstler, Baumeister, Bergleute, Handwerker mitbringen. Außer dem Reisegeld erhielt er von Iwan achtzig Zobel und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenk für den König Maximilian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kostbaren Hermelinpelz. Nach vier Monaten kam er mit dem Gesandten Georg Delator zurück, und da Oesterreich und Rußland in dem Sultan Bajesid und dem Polenkönig Kasimir gemeinsame Feinde erkannten, schlossen sie am sechzehnten August 1490 einen Vertrag, dessen kurzer Text lautete: „Nach Gottes Willen und

unserem Belieben sind Wir, Iwan, von Gottes Gnaden Herrscher im Russenreich, Herr von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Jugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem Bruder Maximilian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund, Lothringen, Steiermark, Kärnthen, übereingekommen, für immer in einträchtiger Liebe zu leben und einander in jeder Fährlichkeit beizustehen. Wenn Polens König und dessen Kinder Dich jemals Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es Uns: und Wir werden Dir herzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn Wir nach dem Großfürstenthum Kiew und nach anderem jetzt von Litauen beherrschten Gebiete trachten, so werden Wir es Dir melden: und Du wirst uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren. Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Jeder dem Anderen zu unverzüglicher Hilfe verpflichtet. Gesandten und Kaufleuten stehen die Länder beider Kronen weit offen." Mit diesem auf Pergament geschriebenen, mit dem goldenen Großfürstensiegel versehenen, durch Iwans Kreuzkuß geweihten Vertrag reisten Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht gegen Frankreich brauchte, sich mit den Polen inzwischen geeinigt hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als die erste austro-russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen sein sollte). Und da Iwan einsah, daß er allein gegen den Osmanenstaat, der im Grunde ein politisch organisirtes Heerlager war, noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die großfürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden ließ. Noch war an Balkanstreit zweier Großmächte nicht zu denken.

Noch beinahe dreihundert Jahre lang nicht. Als Johann Sobieski Wien von der Türkennoth befreit hatte, kamen aus Leopolds Oesterreich Gesandte nach Rußland und baten die Regentin Sophia, das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen und die Türken nach Asien zurückzutreiben. Baron Blomberg sprach zu den Brüdern Peter und Iwan Alexejewitsch: „Mag es einst wohl schwer für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists leicht. Kämpft für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. Die Zeit ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein."

Ein Locklied; noch sah Europa in den Russen die zur Musulmanenerbschaft Berufenen. Doch Sophiens Günstling Galizyn hat ruhmlos gegen die Türken gekämpft, Peter selbst, der Große, ihnen nichts Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind (unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oesterreich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechten Frieden schloß. Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen vernichten im Aegaeischen Meer die Osmanenflotte, erobern die Krim zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, dem Marmarameer und das Recht zur Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und Kutusow, der Türkei im Frieden von Jassy einen neuen Landfetzen. Das nächste Jahrhundert bringt vier Kriege Rußlands gegen das Osmanenreich; das auch nach dem Tag von San Stefano aber aufrecht bleibt, weil jede Großmacht fürchtet, bei einer Theilung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.

Bald nach dem Berliner Kongreß wird der Makedonenname, der einst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt. Die halb autonome Verwaltung nach kretischem Vorbild hat Abd ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flüchtlinge Komitees, die des Heimathlandes Befreiung vorbereiten sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonensache thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die großherrlichen Reformversprechen nicht eingelöst. Die Agitation der Sarafow und Michailowskij hat eben so wenig Erfolg wie der Bandenkrieg der Jankow und Tzonew. Rußland und Oesterreich vermitteln; empfehlen, nachdem Lamsdorff in Sofia, Belgrad, Wien verhandelt hat, einen Reformplan, den der Sultan getrost anzunehmen geruht. Die Gendarmerie wird in den Wilajets Saloniki, Monastir, Kosowo aus Christen und Mohammedanern zusammengesetzt und von europäischen Offizieren reorganisirt; die Osmanenbank wird dafür sorgen, daß die Einnahmen den Wilajets ungekürzt bleiben; und Hussein Hilmi Pascha wird Generalinspektor. Für die Schreiber giebts nun Arbeit; für Makedonien aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von Kämpfen zwischen türkischen Truppen und Insurgenten. Die Freischaaren der Komitees arbeiten mit Sprengstoff gegen Eisenbahnen und Dampfer, Bank- und Postgebäude; die Türken brennen zwölf-

tausend Häuser nieder, plündern die Dörfer, morden, schänden und schleppen die nur Verdächtigen ins Gefängniß. Der Oktober bringt das mürzsteger Programm: die Autonomie wird geweigert, die Durchführung des Reformplanes aber ernstlich versucht. Hilmi Pascha bleibt Generalinspektor; ein italienischer General wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte das Offiziercorps stellen; Rußland und Oesterreich ernennen Civilagenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. Die Ruhe kehrt wieder. Die Ruhe des Kirchhofes? In dem Vertrag vom achten April 1904 verpflichtet die Hohe Pforte sich, die wegen politischer Vergehen in den letzten anderthalb Jahren Verurtheilten zu begnadigen und den bulgarischen Makedonen alle Aemter zu öffnen; verpflichtet Bulgarien sich, Waffen und Sprengstoffe nicht über die türkische Grenze zu lassen, die Komitees der Schreckensmänner nicht länger zu dulden und flüchtige Rebellen auf Wunsch der Pforte in Haft zu nehmen. Alles sehr schön. Alles, damit Etwas zu geschehen scheine. Nur: in den drei Wilajets ändert sich nichts zum Guten und ihre christlichen Bewohner stöhnen nicht leiser als vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen, sind in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden von dem konstantinopler Patriarchen und von seiner Priesterschaft aber gequält und, zu höherem Heil des Panhellenismus, in unserem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns nicht bald zur ersehnten Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns in die Rellellenschaar. Die Hellenen berufen sich auf Salisbury, der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Provinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets Monastir und Saloniki die Volksmehrheit griechisch sei (650000 Griechen gegen 360000 andere Christen). Wo sie die Majorität haben, wollen sie, einstweilen unter dem Türkenmond, herrschen und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen. Gegen diesen Tyrannenplan sträubt sich besonders heftig der Bulgare, der in dem Griechen den Slavenverächter und Türkenknecht haßt, auf sein Exarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine Kirche viel mehr Gläubige zählt als (in diesen Wilajets) das Patriarchat. Er beschuldigt Türken und Griechen schädlicher Bundesgenossenschaft, will der Makedonenprovinz ihre alten, natürlichen Grenzen zurückgewinnen und das ungebührliche Vorrecht anderer

Stämme abschaffen. Das wollen auch die Serben; „gleiches Recht zu freiem Wettbewerb“: ist ihre Losung. Und auch sie preisen, wie die Bulgaren, Delcassés Balkanprogramm, in dem der anodine Satz prangt: „Nous ne demandons en Macédoine de privilège pour personne, mais une condition tolérable pour tous, à quelque race qu'ils appartiennent.“ Jeder heischt Rechtsgleichheit, findet sich schlechter gestellt und härter bedrängt als den Nachbar; Alle sind unzufrieden. Und Aehrenthal hat, als er das Sandschakbahnprojekt ans Tageslicht brachte, offen ausgesprochen, daß die guten Absichten, die das mürzsteger Programm diktirten, in der Wirklichkeit gemeinen Alltags ohne nützliche Wirkung geblieben sind.

Auf Mürzsteg ist Reval gefolgt; dort hatten Lamsdorf und Goluchowski, hier haben Iswolskij und Hardinge sich verständigt. Vorher, als das austro-russische Balkanabkommen just zehn Jahre alt geworden war, kam aus London ein neuer Vorschlag. Das Gendarmeriecorps muß vergrößert, Schwarmkolonnen müssen ihm angegliedert und den Offizieren weiterreichende Befugnisse eingeräumt werden: so stands in Greys Cirkularnote. Ein Programm, das von praktischen Briten nicht zu erwarten war; und das sogar Englands Mittelmeerfreunden nicht gefiel. War es ganz ernst gemeint? Daß die Gendarmerie gegen die Banden mehr vermöge als die Osmanentruppe, durfte kein Sachverständiger glauben. Jeder mußte auch wissen, daß der Sultan die neue und kostspielige Theilung der Gewalt ablehnen werde. Wars darauf abgesehen? Nur darauf, die Türkenfrage wieder deutlich zu stellen und der Christenheit zu zeigen, daß nur eine Großmacht, die den Briten unbequemste, mit Abd ul Hamid durch Dick und Dünn geht? So wars geplant. Oesterreich rückt, über Mitrowitza hinaus, bis ans Aegaeische Meer und kann nun den Italienern, mit denen die austro-magyarische Jugend gern feste Freundschaft schlösse, ein Stück aus der Ostküste der Adria gönnen. Rußland erhält endlich wieder das Recht zur Fahrt durch die Meerengen und darf, sobald es sich zu solcher Sicherung seines Besitzes stark genug fühlt, den am Goldenen Horn hängenden Schlüssel zur südöstlichen Pforte des Reussenhauses in die Tasche des Monomachos stecken. Deutschland? Hat ja die Bagdadbahn; und kann, wenn es bei dem Entschluß bleibt, nicht von der Seite des Großherrn zu weichen, auf der konstantinopeler Konferenz wieder so einsam werden wie

in Algesiras. Denn die alte Kluft zwischen russischer und austro-britischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Jetzt läßt Sir Edward Grey mit sich handeln. Meint irgendein Wacher, daß es den beiden Edwards um die Gendarmerie, um Makedoniens Ruhe und Frieden zu thun war? Seit Iwans und Maximilians, seit Leopolds und Peters Tagen sind der Türkei Reformen immer nur empfohlen worden, wenn eine Großmacht oder Koalition den Herrscherbereich der Mondsichel verengen wollte. Rußland soll für asiatischen Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen werden; und die Imperien, die mit Budhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen. Makedonien ist ihnen Hekuba. Und sie sind so unmodern, daß die Selbstsucht einer Nation sie nicht ein Laster dünkt, sondern die Vorbedingung zu politischem Handeln und Gedeihen.

Die Balkanstaaten? Daß diesen interessanten, aber „ekligen" Völkern je wieder der Tag selbständigen Lebens dämmern werde, glaubt von den Thronenden, Wachenden kaum Einer. Symeon, Duschan: Das war einmal; kommt nicht wieder. Europa kümmert sich, wenns südostwärts blickt, nur um die Frage, in wessen „Einflußsphäre" Serbien und Bulgarien hinsiechen, welche Großmacht sich diese Fleischfetzen einst eingliedern werde. Und alle Routiers (die immer glauben, was gestern war, müsse auch morgen sein) schwören darauf, daß in diesem Gebiet, so lange England dreinzureden habe, kein Selbstherrscher aller Reussen jemals ein fettes Geschäft machen könne. Der Bosporus, heißts, ist ihnen gesperrt.

Der Berliner Kongreß hat Rußlands Hoffnung enttäuscht; er gab dem Zarenreich nicht, was es nach dem Opfer einer Viertelmillion Menschen und einer halben Milliarde Rubel von einem siegreichen Krieg erwarten durfte. Bismarck hat gesagt, er habe für den Nachbar Alles, was er irgend vermochte, gethan (sogar an Beaconsfields Bett), doch sei ihm nicht immer gelungen, die Wünsche, die Rußland nicht aussprechen und verantworten wollte, zu errathen. Daß der alte Groll gegen Gortschakow (der wider den Willen Alexanders am Kongreßtisch den Platz des Ersten Bevollmächtigten einnahm) sein Handeln je bestimmt oder gehemmt habe, gab er nicht zu. Im Jahr 1879 schrieb er: „Wir haben den Kon-

greß auf den Antrag Rußlands berufen. Wir haben auf dem Kongreß jeden russischen Vorschlag, der uns zuvor mitgetheilt worden war, befürwortet und mit Erfolg; unsere Unterstützung würde auch unter Umständen noch weitergehenden russischen Forderungen, wenn dergleichen gestellt worden wären, nicht gefehlt haben. Selbst wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, würde Deutschland Das ertragen können; denn politisch würden die Vortheile und die Nachtheile einer solchen Veränderung sich für uns vielleicht aufwiegen. Was wir aber nicht vertragen könnten, wäre die Zumuthung, die an weitere russische Eroberungen im Orient sich knüpfende Feindschaft Oesterreichs und Englands auf uns zu nehmen." Im Januar 1877 hatten die Geschäftsleiter der Ostmächte sich verständigt. Im Herbst 1879, während Gortschakow mit den Franzosen schäkerte, wurde zwischen Berlin und Wien eine neue Drahtleitung hergestellt. Der alte Kaiser besuchte, auf Manteuffels Rath, zwar den wüthenden Neffen in Alexandrowo. In Gastein aber sprach Andrassy zu Bismarck: „Gegen ein russisch-französisches Bündniß ist der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches."

Der Berliner Friede hatte die österreichische Balkanposition mehr als die russische gestärkt. So war Englands Wille gewesen. Längst war in London Cobdens Schrift „Russia by a Manchester Manufacturer" vergessen und makulirt. Der am Bosporus herrschende Zar keine Gefahr für das Inselreich? Indien von Rußland nicht bedroht? Von solchem Wahn ließ der Mann auf der Straße sich nicht umnebeln. Urquharts Russophobie wurde wieder modern; die Warnrufe aus seinen Türkenbüchern und aus dem Portfolio fanden wieder Gehör. Dieser Schotte hatte ein feines Ohr gehabt. Als er in Griechenland saß, hatte (1826) Nikolai Pawlowitsch dem Herzog Eugen von Württemberg schon den Herzenswunsch anvertraut, die Donaufürstenthümer zu besetzen und die Türken niederzuwerfen. Der robuste Mann, der zu Haus mit den Dekabristen, draußen mit den Persern fertig geworden war, durfte Schwereres wagen. Die Befreiung Griechenlands und der Besitzzuwachs in Armenien und an der Donau genügten ihm nicht lange. Vier Jahre nach dem Frieden von Adrianopel entschloß er sich zwar, die Osmanen gegen den Egypter Mehemed Ali zu schützen. Doch der Plan seiner ersten Selbstherrschertage war nicht aufgegeben. Trotzdem der von den egyptischen Empörern befreite Sul-

tan in dem Vertrag von Hunkjar-Iskelessi sich insgeheim verpflichtet hatte, nur den russischen Kriegsschiffen die Dardanellen zu öffnen und sie allen anderen zu sperren, suchte Nikolai Bundesgenossen gegen den Islam. Bei einem Diner in Münchengraetz fragte er Metternich: „Was halten Sie von dem Türken? Ein kranker Mann, nicht wahr?“ Der Fürst stellte sich taub und antwortete erst auf die zweite Wiederholung; spät und fein, aber deutlich: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?“ Da war nichts zu machen. Als sein Feldherr Paskjewitsch bei Vilagos die ungarischen Rebellen zur Kapitulation gezwungen, sein herrischer Wille die Olmützer Punktationen durchgesetzt hatte, glaubte er, für jeden Fall auf Oesterreich rechnen zu können. Um sicher zu gehen, wollte er auch England haben; ließ Lord Seymour kommen, den Gesandten der Queen, und sagte ihm mit dürren Worten: Egypten und Kreta für Euch, Serbien, Bulgarien, die Donaufürstenthümer für mich; Konstantinopel nehme ich nur als Statthalter Europas in Besitz. Dreißigtausend Mann sollten am Bosporus landen und Konstantinopel besetzen. Oesterreich? „Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs identisch.“ Der Brite staunte. An solche Offenheit war er nicht gewöhnt. (Bismarck, der politischen Verkehr zwischen dem Souverain und dem Vertreter einer fremden Macht nicht gern sah, schrieb nach 1890: „Daß die Sondirung durch eine Anfrage bei dem Vertreter der zu sondirenden Macht seine Bedenken hat, hatte die russische Diplomatie durch die Vorgänge zwischen dem Kaiser Nikolaus und Seymour erfahren.“) Byzanz den Russen? Niemals. Urquhart stieß noch lauter als vorher ins Horn. Palmerstons Sendlinge warnten den Sultan vor dem russischen Handstreich. Und Mentschikow, der dem Großherrn der Pforte ein Bündniß anbot, wurde mit seinem Ultimatum kühl abgewiesen. Osmans Erbe wollte nicht ein Vasall des Moskowiterkhans werden. So dreister Anspruch war nach dem Krimkrieg, war von dem milderen Sinn Alexanders nicht mehr zu fürchten. Blickte der Adler der Palaeologen aber nicht noch immer nach Byzanz? War die Sorge um Indien inzwischen etwa, damals schon, zur Chimäre geworden?

Nikolai, der Sohn Pauls, gehörte zu den in der modernen, von Völkerchören belauschten und beschwatzten Zeit gefährlichen Herrschern, die sich nicht leise freuen, ihren Sieg nicht im Kämmer-

lein feiern können. Seinen Triumph sollte die Welt sehen; sollten alle thronenden Vettern ihm neiden. Als er zur Bändigung der Magyaren mitgewirkt hatte, ließ er eine Medaille prägen, auf der Rußlands gekrönter Aar eine Schlange zertritt und mit seinen Flügeln das österreichische Wappen schirmt. Holstein-Gottorp als Schutzpatron der Habsburg-Lothringer. Warum nicht? Eure Majestät, schrieb am zwanzigsten November 1850 Nesselrode an den jubilirenden Zaren, „haben auf den Schlachtfeldern Ungarns die Einheit der österreichischen Monarchie gesichert und dem wiener Kabinet die volle Handlungfreiheit wiedergegeben, so daß es nun den ihm zustehenden Theil an der reorganisatorischen Arbeit fordern kann, die jetzt den alten Deutschen Bund beschäftigt." In diesem Bericht steht auch der Lobspruch: „Um die Zukunft Rußlands nicht festzulegen, haben Eure Majestät sorgsam vermieden, einem verfallenden Staate die Grenzen zu garantiren; stets aber blieb der Grundsatz Ihrer Regirung, den osmanischen Besitzstand einstweilen zu erhalten. Die Macht, in der man früher den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihr treuster Bundesgenosse und ihre festeste Stütze geworden. Der Vertrag vnn Hunkjar-Iskelessi, gegen den die Westmächte vergebens protestirt haben, ist nur scheinbar vernichtet, in Wirklichkeit unter anderer Form verewigt. Seit den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verboten ist, sind wir auf der Seeseite gegen jeden Angriff gesichert. Und die Orientwirren haben uns noch ein höchstwichtiges Ergebniß geliefert: die Auflösung des franko-britischen Bundes, der unseren politischen Interessen so feindlich und allen konservativen Regirungen so gefährlich war. Eure Majestät haben sich mehr als einmal gerechten Anspruch auf den Dank Europas erworben." Noch aber zeigte Europa keine Lust, diese Dankbarkeit zu bewähren; vielleicht, weil der Gossudar auf Brunnows Rath nicht gehört hatte: „Ne demandons pas à nos alliés plus que leur amitié n'est en état de tenir!" Nikolai verlangte immer zu viel. Die Türken sollten dem Mann dankbar sein, der schon 1826, noch im ersten Jahr seiner Regirung, von dem Generalstabschef Grafen Diebitsch-Sabalkanskij und dem Herzog Eugen von Württemberg Pläne zum Angriff auf osmanischen Besitz geheischt hatte. Die Preußen, trotz Olmütz und Warschau; „dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les dernières paroles de papa":

Friedrich Wilhelm ließ die Worte des Zaren gehorsam in den Staatsanzeiger setzen. Die Oesterreicher, trotz der Medaille, der Truppenmobilisirung in Polen und Orlows herrischer Anmaßung in der Hofburg. Das Wort Schwarzenbergs: „Die Welt wird über die Größe unseres Undankes staunen“ konnte man noch in den Legendenbereich weisen. Als Franz Joseph (nach der Ablehnung seines Vorschlages, die russische Macht nur in Asien gegen die Osmanli kämpfen zu lassen) dem hochfahrenden Alexej Orlow erklärte, fortan werde er nur handeln, wie das Interesse und die Würde des Reiches ihm vorschreiben, als er dann in Südungarn Truppen aufstellte, das neunte Corps zwischen Donau und Theiß Quartier beziehen und Jellachichs kroatisch-dalmatinisches Corps in Kriegspräsenz setzen ließ, war kein Zweifel mehr, daß Oesterreich sich zum Widerstand gegen Nikolais Trachten bereit hielt. So weit wars im März 1854. Schon im August kam an Theodor von Bernhardi aus Warschau ein Brief, in dem stand: „Der Feldzug an der Donau ist, besonders in Folge beständig einander widersprechender Befehle und Gegenbefehle aus Petersburg, sehr schlecht gegangen. Alle Generale sind in Verzweiflung über die Gängelei von Petersburg aus. Der Kaiser hat durchaus keine militärische Einsicht.“ Noch aber hoffen die Slavophilen, Mentschikow werde „die Canaille“ (das Heer der zum Krimkrieg verbündeten Mächte) ins Meer werfen und der Weiße Zar in der Stadt Konstantins den Frieden diktiren. Doch kraftlos sank die Hand herab, die nach diesem Lorber gelangt hatte. Nikolai starb, der Pariser Friede brach Rußlands osteuropäische Uebermacht und weder Alexander der Zweite noch dessen kräftigerer Sohn hat je wieder laut von dem russischen Recht auf Konstantinopel zu reden gewagt.

Felix Austria! Der Gefahr, ein Vasallenstaat zu werden und, im günstigsten Fall, unter russischem Protektorat künftig in Serbien und der Herzegowina zu herrschen, war es entgangen. Hatte im Süden die Türkei als Nachbar behalten und damit eine Grenze, die, nach Metternichs Wort, sicherer war als jedes Meer. Schon träumte Prokesch-Osten am Main von der Gründung eines byzantinischen Reiches. Dieser Traum konnte nur Wirklichkeit werden, wenn Oesterreich in ein intimes Verhältniß zu den großen Westmächten kam. Die mußten Habsburgs Sachwalter werden; ihm die Vorherrschaft in Deutschland und die italienischen Pro-

vinzen sichern und auf dem Balkan vorwärtshelfen. Allzu Gutes gönnte er ihnen nicht; „als an einem wohlgefälligen Traum“, schrieb er an Buol, Schwarzenbergs Nachfolger im wiener Ministerium des Auswärtigen, „hänge ich an der Idee eines Krieges zwischen Rußland und England allein, wo Beide sich abnagen und abschwächen.“ Dahin kams nicht; und Prokesch lag schon zwei Jahre im Grab, als, nach dem sechsten russisch-türkischen Krieg, Englands Wille die Balkanstellung Oesterreichs stärkte. Die Auseinandersetzung mit Preußen, dann die Zeit französischer Ohnmacht hatten eine neue Lage geschaffen. Zwar dachte Beust gleich nach dem Krieg an ein austro-französisches Bündniß. Doch da Bismarck ihm sagte, das neue Deutsche Reich wolle versuchen, durch eine Verständigung mit Wien sich vom russischen Druck zu lösen, fand der Eitle, sein Geist und der des berliner Kollegen paßten in einander wie der richtige Schlüssel ins Loch. Und ehe der Herbstzauber gewichen war, fiel Beust mit Hohenwart und Schaeffle und an seine Stelle trat Andrassy, der die Nothwendigkeit erkannte, das in Paris gährende Gift durch einen blocus moral zu isoliren. Frankreich war nicht bündnißfähig. Noch im Mai 1874 schrieb der Herzog von Decazes: „Tant que nous ne serons plus de ce monde, l'Autriche restera le satellite obligé de la Russie et de l'Allemagne; il faut le savoir et nous y résigner.“ In dem Dreikaiserverhältniß lebte der brauchbare Theil der Heiligen Alliance wieder auf. Wilhelm ging nach Petersburg, Alexander nach Wien; zwanzig Jahre lang hatte kein Zar die Hofburg betreten. Nach seiner Abreise schreiben Andrassys Offiziöse, den drei Regirungen sei die Verständigung über alle Orientfragen vollkommen gelungen. Auch Wilhelm kommt nach Wien; und bleibt sechs Tage. Ist die Restauration des französischen Königthumes zu fürchten? Franz Joseph soll mit dem Grafen von Chambord gesprochen haben (Mac Mahon deutet es in seinen Mémoires inédits an) und der Prätendent hat schon beruhigende Noten an die Kabinete geschickt. Höchste Zeit zur Einigung aller monarchischen Festlandsgroßmächte. Bismarck und Gortschakow, Andrassy und Visconti-Venosta scheinen brüderlich zum Bunde gesellt. Frankreich ist einsam. Um die Angst zu verscheuchen, läßt, sechs Wochen nach den wiener Kaiserfesten, Decazes, der aus London sehr ungern an den Quai d'Orsay übergesiedelt ist, an die diplomatischen Vertreter der Re-

publik schreiben: „Sans s'isoler des graves questions qui s'agitent autour d'elle, la France se recueille et elle attend, avec la conscience de sa force et de sa grandeur, que l'ordre et le travail lui aient permis de panser ses plaies et que le temps, qui seul peut permettre aux événements de l'histoire de porter leurs fruits, ait effacé l'amertume de ces jours funestes qui ont si profondément troublé le monde." Und es klingt wie Antwort, als Bismarck im Reichstag von „König Heinrich, Grafen von Chambord" spricht und in einer Cirkularnote (die er als geheim bezeichnet, aber nicht geheim halten will) sagt, wenn ein neuer Zusammenstoß unvermeidlich sei, dürfe Deutschland den Franzosen nicht die Wahl der ihnen günstigsten Stunde lassen. Augusta schüttet dem Botschafter der Französischen Republik ihr banges Herz aus. „Ich habe Ihnen ja warnend gesagt, daß Sie noch nicht am Ende Ihrer Leiden sind und daß man Ihnen künftig schlimmere Schwierigkeiten machen wird, als Sie schon erduldet haben." So spricht die Frau des Kaisers zu Gontaut-Biron. „Hat man Sie wieder unfreundlich behandelt?" Man: der arge Kanzler. Der Fremde ist nicht so vom Haß geblendet. Alexander sagt zum General Le Flô: „Beruhigen Sie sich! Niemand will den Krieg. Auch Fürst Bismarck nicht. Der Friede ist gesichert." Aber Gortschakow arbeitet im Stillen. Als Gontaut-Biron in Petersburg ist, hört er von dem betriebsamen Zwerg den Trost: „Bismarck kann Ihnen nicht den Krieg erklären; die ganze moralische Meinung Europas wäre gegen ihn." Und bald danach kann Decazes in einen Privatbrief schreiben: „Der preußische Einfluß ist in Petersburg gemindert. Geduld! Geduld! Geduld!" Der Lenz bringt ihm noch eine Freude: Gladstone fällt; und mit ihm die Politik der Abstinenz von kontinentalen Angelegenheiten. D'Israeli, der neue Premier, träumt (so schreibt Decazes) sicher von palmerstonischem Ruhm. Beweist auch früh, daß er die spirited foreign policy treiben will, die Lord Feuerbrand sein Leben lang liebte. Auf die erste Interpellation (Russells) läßt er Derby antworten: „Ich glaube, der Versuch, den Krieg zu hindern, würde die Mühe nicht belohnen; früher oder später: der Krieg kommt." Welcher Krieg? Einer, der über das Osmanenerbe entscheiden soll? Aber Alexander besucht in der nächsten Woche ja die Königin in Windsor... Da wird nichts verabredet. Der Zar geht nach Chislehurst, ruft bei der Truppenschau Eugeniens Sohn an seine Seite und

biegt dem pariser Wunsch aus, über Boulogne zurückzureisen und sich von den Vertretern der Republik begrüßen zu lassen. Auch den Grafen von Paris hatte er empfangen und besucht. Bonaparte und Orleans; die Enkel der Jakobiner mied er. Andrassy sagt in der Delegation, die Lage zwinge zur Aufbietung aller Wehrkräfte. Noch aber bleibt Alles ruhig. In Europa. Der Horizont hat sich geweitet. Rußland hat in Centralasien zu thun; unterwirft Khiwa und bahnt seinem Handel den Weg durch Bokhara ins Mandschureich. Frankreich hat sich zum ersten Mal um Tongking zu kümmern. England freut sich der Siege Wolseleys über die Ashantis. Sorgt zu gleicher Zeit für die Kontrole über den Suezkanal. Und scheint an Konflikte mit Rußland nicht zu denken. Afghanistan schützt als Puffer Indien vor einem Einfall aus turkestanischem oder bokharischem Gebiet. Erst als Stoljetow mit einer Russengesandtschaft wie ein Retter und Suzerain von dem gefährlichen Khan Schir Ali aufgenommen, die englische Mission von den Afghanen gekränkt worden war, wurde ein operativer Eingriff nöthig. Da aber hatte der Berliner Vertrag die Besitzverhältnisse im europäischen Orient schon geordnet und Oesterreich aus dem Druck der Drohung befreit, die Pranke des Bären zu spüren.

Der Rückblick lehrt, daß beinahe alle heute umhaderten Fragen oft schon, im langen Lauf der Geschichte, gestellt, den wichtigsten in den vier Sommerwochen des Berliner Kongresses Antworten gesucht worden sind. Auch der Adriafrage. Als Salisbury, im Einverständniß mit Deutschland und Rußland, den Oesterreichern die Besetzung Bosniens und der Herzegowina (und damit ein Hinterland für den dalmatischen Küstenstrich) angeboten hatte, wurde Italien nervös und sein Erster Vertreter, Graf Corti („ein kleiner, häßlicher Mann, der wie ein Japaner aussieht", notirt Hohenlohe), kitzelte den Grafen Andrassy mit der stumpfen Frage, von welchem Standpunkt aus die wiener Regirung an das Werk der Okkupation gehen werde. Fast barsch klang die Antwort: „Vom europäischen Standpunkt aus; mehr habe ich nicht zu sagen". Corti schwieg; und hat den Türken angedeutet, jeder fühlbare Versuch, den österreichischen Vormarsch zu hindern, wäre als Kriegsfall betrachtet worden. Mit Englands Zustimmung. Trotzdem es mit dem Sultan ein Defensivbündniß geschlossen, als Entgelt Cypern eingehandelt und damit, nach dreißig Jahren, einen Traum seines Wortführers verwirklicht hatte. In seinem Roman „Tan-

cred“ hat Benjamin D’Israeli gesagt: „England braucht ein neues Absatzgebiet für seine Baumwolle und darf nicht rasten, bis in Jerusalem das Volk Turbane aus Kaliko trägt. England soll nicht noch einmal ohne Lohn für die Türken arbeiten. Wir müssen Cypern nehmen.“ Jetzt hat ers; heißt Earl of Beaconsfield, ist, der als Jude Geborene, Führer des Feudaladels und Premierminister, wird in allen londoner Straßen bejubelt und von der Königin mit dem blauen Bande des Garterordens geschmückt. Salisbury sagte von ihm, der große Redner habe noch nie eine Karte von Kleinasien gesehen; das Mittelmeergeschäft aber hat der steife Earl in Berlin klug und kühn geführt und den alten Gortschakow (den Peter Schuwalow „eine absolute Null“ nannte) schlau, außer in puncto Batum, übertölpelt. Den Türken ging es schlecht. Bismarck, schreibt Karatheodory, „glaubt nicht an die Zukunft des Osmanenreiches. Da ihm alle Halbheit zuwider ist, würde er einen Alttürken eher achten als einen Fezträger, der sich europäischer Civilisation anzuähneln sucht. Was nicht für die Großmächte und ihr Verhältniß zu einander Bedeutung hat, interessirt ihn nicht. Als die vom Sultan Bevollmächtigten dem Plan, den Bulgaren Warna und den Sandschak von Sofia zu geben, widersprechen wollen, warnt sie des Präsidenten strenge Stimme, der Kongreßarbeit Hindernisse zu bereiten, die er im Nothfall nicht nur mit Worten abwehren würde.“ Und die Briten waren nicht freundlicher; warfen den Musulmanen immer wieder blinde Verkennung des eigenen Nutzens vor. Freilich leugnet Beaconsfield jede Absicht auf eine Theilung der Türkei und tröstet das „alte Reich, das von dieser Hohen Versammlung gestützt werden soll“, mit der Erinnerung, daß auch England einst Provinzen verloren habe. Doch das schönste Wort schließt keine Wunde. Den Balkanstaaten war der Kongreßsaal verriegelt; ihre Vertreter wurden nur als Bittsteller gehört. Hellenenherrlichkeit, gar die Glorie der Symeon und Stephan Duschan: Das steigt nie wieder aus der Gruft. Darüber sind alle Großmächte einig. Das Kleinzeug hat zu gehorchen. (Nur Albanien gehorcht nicht. Der Kongreßbeschluß, der dem Fürstenthum Montenegro Theile Albaniens zuspricht, kann nicht ausgeführt werden. Gegen Griechen und Montenegriner, bald auch gegen die Hohe Pforte steht der Albanerbund auf, der, unter dem Bannerspruch: „Gott schuf die Nationen vor den Religionen“, Christen und Musulmanen vereint und erst, nach zweijährigem Kampf, abrüstet, als dem Fürsten Nikolaus

Petrowitsch ein anderes Beutestück ausgewählt ist.) Denn auf diesem Spiel steht viel Größeres. England will sich die Herrschaft über die Wege nach Indien sichern, Rußland von den Euphratquellen wegschieben, seine Mittelmeermacht kräftigen, die Erstarkung der Slaven hindern, Egypten erobern (und dafür den Franzosen Tunis gönnen; Karthago, spricht Salisbury zu Waddington, dürfen Sie nicht in der Hand der Barbaren lassen). Deutschland will Oesterreich-Ungarn vor eine neue Aufgabe stellen, die den Blick von dem Glanz alter Reichszeit südostwärts wendet, will sich selbst, seiner Kultur und Wirthschaft, mit Oesterreichs Hilfe und mit dem Nimbus des Kongreßgebieters und Weltrichters, den Weg in den Orient bahnen, Italien, das gegen Frankreich zu brauchen wäre, zur Erkenntniß seiner Einsamkeit und seines Anschlußbedürfnisses bringen und, wie Karl Anton von Hohenzollern an seinen Sohn Karl nach Bukarest schrieb, „Rußland und Frankreich isoliren, um die Hände frei zu haben". Als die Großen erlangt haben, was zu erlangen war, darf jeder feuchten Auges der Rede Beaconsfields lauschen, die kündet, die Unabhängigkeit des Sultans, der auch in Europa Souverain bleibt, sei des Weltfriedens werthvollstes Pfand und alles Mühens schönste Frucht.

Pax britannica.

Werden wir aus dem Gebüsch von Saint-James's Court und vom Schauplatz der Botschafterreunion bald ähnliche Töne hören? Oder wird, ehe dieser Versuch, in Vergangenes zurückzuleuchten und mit dem selben Lichtstrahl Werdendes zu erhellen, vor eines Lesers geduldiges Auge kommt, das Schloß Heinrichs des Achten und der Queen Anne wieder leer stehen und die Diplomatenschaar zerstiebt sein? Einerlei. Auf jeden Krieg folgt ein Friede. Und den Frieden, der den Balkankrieg endet, stiftet der Entschluß großer und kleiner Westmächte, den Slaven lieber als den Germanen die Hegemonie auf dem Festland zu gönnen. Deutschland plagt sich redlich im Helferdienst, röstet sich an dem Bewußtsein, für den Frieden zu schwitzen, und merkt noch nicht, daß es feindliches Planen hätschelt und von der Minute ausschlägt, was keine Ewigkeit zurückbringt. Deutschland rüstet zur Jubiläumsfeier.

Tout ressentiment s'éteint sur un cercueil. Alfred von Kiderlen-Waechter ist tot; und die harten Worte, die ihm gerade jetzt nicht erspart werden durften, brauchen ihm nicht ins Grab nachzuhallen.

Regirte Recht und hätten die Führer großer Fraktionen die Zeit und den Willen, sich um Internationales gründlich zu kümmern, dann konnte der Staatssekretär die Veröffentlichung des sechsten französischen Gelbbuches über Marokko im Amt nicht überleben. Den dicken Band durchzulesen, ist dem deutschen Hirn Höllenpein. Nur auf einen Punkt sei heute hingewiesen: weil er die Zeugnißkraft amtlicher Angabe, die Glaubwürdigkeit der schon von Laboulaye verspotteten vérité officielle ermessen lehrt und mittelbar drum ins Revier des Balkanhandels gehört. Im Hochsommer 1911 war vielfach, nicht von Schwätzern, erzählt worden, der Herr des Auswärtigen Amtes sei bereit gewesen, den Franzosen, „als Kompensation", die Kolonie Togo zu überlassen. Schroffer Widerspruch sämmtlicher Offiziösen. Nie, spricht Kiderlen in der Reichstagskommission (nicht im Plenum: also mit gedoppelter Pflicht zur Wahrhaftigkeit), niemals habe er ernstlich daran gedacht, Togo abzutreten. Zwanzigster November. Am vierundzwanzigsten Juli hatte der Botschafter Cambon an den Minister De Selves geschrieben: „Herr von Kiderlen hat mir gestern abends gesagt: ‚Wir geben Ihnen das ganze Togoland, das man die Perle unserer Kolonien nennt, weil es mehr einbringt, als es kostet. Sie bekommen also, ohne irgendwelche Einschränkung, Marokko, Togo und Nordkamerun. Das ist doch Etwas!' Ich konnte den Werth seines Angebotes nicht bestreiten." Der Minister antwortet: „Wir wollen Togo nicht; der Gedanke, diese deutsche Kolonie unserem Dahomey einzuverleiben, lockt uns nicht im Geringsten." Er besinnt sich dann aber, möchte Togo nehmen und hört im August, Kiderlen habe zu Cambon gesagt, die Oeffentliche Meinung fordere hartnäckig, daß Togo deutsch bleibe. Nach solcher Stichprobe werden nur die Allerfrömmsten sich noch der Botschaft freuen, die meldete, die berliner Regirung habe den Balkankrieg schon im Sommer vorausgesehen und mit England seitdem intime Freundschaft geschlossen. Kiderlen war stärker begabt als der Durchschnitt; als politischer Kopf auch dem innig gehaßten Feind Marschall beträchtlich überlegen und mit einer kynischen Grazie des Wesens auf seine Art liebenswürdig. Erstens aber nur Diplomat (Balkankaliber), nicht Staatsmann; unter Bülow für bestimmte, deutlich abgegrenzte Aufträge sehr gut verwendbar, doch völlig ungeeignet zu selbständiger Instruktion und stetiger Zügelführung. Ein bestaunter Anekdotenerzähler, der auch auf den Gipfeln der Politik durch Anekdota Ruhm werben

wollte. Zweitens, als er nach sechzehnjährigem Exil aus Posten, die ihn nicht beschäftigen konnten, zu Macht kam, schon verwüstet und morsch; mit Krankheitkeimen, vor deren grausiger Ausreife in eine Psychose vielleicht nur der Tod ihn bewahrt hat. Hemmunglos ließ er sich in jede Laune gleiten; leugnete, was nicht zu bestreiten, bestritt, was erweislich war; wußte, wenn er die Wanderstiefel anzog, nie, wohin er gehen wolle, nur, daß er dem Erstbesten derb mit dem Absatz auf den Fuß treten werde; war heute sackgrob, morgen der nettste Kumpan und übermorgen süßsauer wie eine zu früh vom Strauch gepflückte Stachelbeere. Daß Deutschland endlich wieder den Willen zu kräftigem Handeln zeigen müsse, ward ihm noch klar; nicht mehr, daß dieser Wille anderen Ausdruck heische als einen durch unhöflich polternde Worte. Bismarck hatte Einiges hinter sich, als er den eitlen Gortschakow so ärgerte, daß der wüthende Greis Brille und Papier unter den Kongreßtisch warf. Kiderlen konnte auf keine Leistung pochen. Und seit dem (auch nach der Meinung der vorgesetzten Instanz) verunglückten Gestus von Agadir, dessen unselige Wirkung ins Weiteste noch heute nur die Klügsten der Zunft überblicken, war auch die Schwungkraft seines Willens gelähmt. Die Drohung, er werde den Franzosen „ein zweites Agadir" anrichten, nahm, im Herbst 1912, Herr Cambon gelassen hin; weil er gewiß war, daß Kaiser und Kanzler dem Anrichter abwinken würden. Schade um Kiderlen; um den behenden Zauberlehrling, den die Fülle der Talente und das stolze Gefühl spezifischen Gewichtes in den Wahn trieb, den Hexenmeister spielen zu können. Für seinen Ruhm starb er zu spät. Lange wärs nicht mehr gegangen. Die fremden Diplomaten murrten schon laut und mancher sagte, mit diesem Staatssekretär dürfe man, um sicher zu sein, nur schriftlich verkehren: denn das gesprochene Wort werde, je nach der Launenwetterfahne, oft über Nacht in andere Windrichtung gedreht. Auch wenn solches Mißtrauen grundlos war, blieb es schädlich; und bewies, daß ein Tüchtiger auf einem Platze saß, auf den er nicht taugte. Fürst Bülow, der den bukarester Gesandten 1908 zum Staatssekretär machen wollte, schrieb an Holstein, er sei freilich nicht sicher, ob nach seinem nahen Rücktritt Kiderlen sich halten könne; ahnte also wohl, woran es fehle. Die Ernennung war damals nicht durchzusetzen; trotzdem der zur Vertretung Schoens Berufene in der bosnischen Sache jede Weisung klug ausgeführt hatte. Als ein im Dienst Jüngerer Botschafter ge-

worden war, lugte Kiderlen schon nach dem Posten bei der Dette Publique. Dann hat ein Rathloser sich ihn als Nothhelfer geholt.

Seltsam und vielleicht nur physiologisch zu erklären ist, daß der Mann, den der Ruf einen Balkanspezialisten nannte, in der letzten Krisis ganz versagt hat. Den Westen kannte er nicht. Wollte nie einsehen, daß durch sein Fuchteln die lockere Triple Entente zu einem fürs Nächste festen Dreibund geworden, Italien nach Tripoli getrieben und die gewaltsame Liquidation des Osmanenreiches bewirkt worden sei; niemals, daß seine laute Ankündung (in der Budgetkommission), Deutschland wolle die Möglichkeit des Einspruches in das französische Vorkaufsrecht auf den Kongostaat erlangen, Belgien ins Lager der Westmächte gedrängt und zu rascher Stärkung seiner Wehrmacht aufgescheucht habe. Aber er hatte zehn Jahre lang in Bukarest gesessen und mußte das Verhältniß der Balkankräfte kennen. So dachten selbst seine Feinde; und neideten ihm den Glückszufall, der die Gelegenheit bot, in vertrautem Gelände sich von der Agadirschlappe zu erholen. Aller Augen warteten auf ihn. Vergebens. Noch im Spätsommer schalt seine Zunge die Balkanleute. Die, grollte der chronisch Heisere, werden, wenn sie nicht mäuschenstill sind, von den Türken die schönsten Hiebe bekommen. Uns kanns recht sein; verschwinden diese Krüppelstaaten von der Landkarte, so weint kein Europäerauge ihnen ein Thränchen nach. Daß sie jämmerlich verprügelt werden, ist so sicher wie Sodbrennen nach einer durchkneipten Nacht. Schien nach der Kriegserklärung noch so sicher, daß in einer Balkanhauptstadt der Vertreter des Deutschen Reiches sein Haus zu würdigem Empfang der türkischen Sieger vorzubereiten anfing. Als es dann ganz anders kam, stöhnte Kiderlens Mannschaft: „Ein Skandal, daß die Außenposten uns so falsche Nachrichten geliefert haben!“ Mußte das Haupt der Centrale aber nicht ungefähr wissen, was in Bulgarien für das Heer, in Serbien für die russische Assekuranz geschehen war? Durfte Einer, der in Konstantinopel mehr als einmal den betriebsamen Marschall vertreten hatte, den Status der Türkei so stockblind verkennen? Wenn er die Türkei, im Interesse der deutschen Wirthschaft und als Abzugsrohr für die Zanksucht und Gier fremder Mächte, erhalten, sie uns gar zu Dank verpflichten wollte, mußte er in Sofia, Athen und Belgrad unsere Vertreter mit düster umwölkter Stirn vor die Geschow, Venizelos und Pasitsch treten und den Freiherrn von Wangenheim zum Großwesir

sprechen lassen: „Nehmt Euch in Acht! Schickt nicht einen Reservemann nach Haus und traut nicht dem Hirtenlied, das Euch mit der Verbürgung alten Besitzstandes einlullen will. Der Feind ist stark; und siegt er, so gehts Euch ans Leben.“ Nein. Nicht der winzigste Versuch, die vier Könige einzuschüchtern. Und für die Hohe Pforte das Trostsprüchlein: Der status quo ist Euch durch das einstimmige Wort der Großmächte gesichert. Während die Brunst aufflackert, sollen Flammengaukelspielchen das Auge der Deutschen ergötzen. Von dem Dreikaiserbündniß, auf das Kiderlen hinsteuern wollte, darf man in der Stunde austro-russischer Feindschaft nicht reden; auch mit Potsdam und Baltisch-Port nicht just in der Adventzeit prahlen, in der ostpreußische Gutsbesitzer nachts die Scheinwerfer der Russen sehen und deutsche Reserveoffiziere Felduniformen für den Weichselkrieg bestellen. Doch schaut, liebe Landsleute, auf das gute, das fast zärtliche Verhältniß zu Frankreich! (Herr Poincaré muß, um nicht ins Gerede zu kommen und als Thronwerber in Versailles möglich zu bleiben, jeder seiner vielen Reden einen Trutzreim anhängen.) Und mit England gar wandeln wir in einträchtiger Intimität. (Nicht die Wimper zuckt über Greys starrem Antlitz; nicht eine Silbe dankt dem biederen Vetterngruß.) Wo ist Dein heller Menschenwitz, armer Yorick aus Schwaben? Kiderlen war mürb geworden; haschte nach Eintagserfolg, der Deutschlands passive Politik verbergen sollte, und sah nicht, wollte nicht sehen, daß die Stunde zum Handeln, zu kühner Ausnützung einer „Konjunktur“ geschlagen hatte, deren Möglichkeiten die von 1878 so grell überstrahlen wie der Balkanbrand das berliner Salonfeuerwerk; und daß in dieser Zeit nur ein Geblendeter sich der Eintracht mit den Westmächten rühmen durfte.

Von allen Kriegsschauplätzen der letzten Jahrzehnte hat England, aus Asien und Afrika, die besten Beutestücke heimgebracht; ohne das Schwert gezogen zu haben. Soll der Osteuropäerkrieg den saftigsten Lendentheil in die londoner Küche liefern und mit seinem Duft die von innerem Zwist Geärgerten vom Grill her wonniglich trösten? Egypten, Arabien, Palaestina, ein Vorrecht in der kretischen Sudabai: Das wäre, mit verstärkten Forts und Flottenstationen in Gibraltar und Malta, die sichere Herrschaft im Mittelmeer; wäre für den Dardanellenwächter, den Gebieter im Suezkanal, den Schutzherrn Südpersiens und Afghanistans das Ende

der Furcht, ein flinker, verwegener Feind könne zu Wasser oder auf dem trockenen Weg plötzlich Indien gefährden; trüge mehr ein als der Kalikomarkt in Zion und müßte sogar Kitcheners Stirn entwölken. Zu haben ists; wenn nicht heute schon Alles, doch übermorgen. Abbas Hilmi, der kluge, verschlagene Khedive, ist unruhig geworden. Er sah sich schon im Khalifenmantel und muß nun fürchten, daß seine egyptische Herrlichkeit bald verbleicht. Der Britenleu kann mit dem Schicksal der Türkei schalten, wie ihm beliebt. Er hebt die Tatze: sie lebt, behält den dem Meerthorhüter gebührenden Landstreifen, sieht in ihre Kassen, die längst nicht mehr den Beamtensold hergeben können, neues Geld fließen; und stellt den gehorsamen Khalifen, dessen Befehl in Asien und Afrika die Mohammedaner dem blonden Eroberer unterthänig macht. Die Tatze packt zu: und während Frankreich in Syrien, Rußland in Armenien die dreifarbige Fahne hißt, Osteuropa den Slaven zufällt, verweht der Wüstenwind Osmans Samen. Blickt aus trübem Winter in den Herbst zurück. Wie lange hats gedauert, bis die berühmte Kollektivnote der Großmächte fertig wurde? Achtzehn Tage. Am zweiundzwanzigsten September kam die erste Anregung aus Paris; am zehnten Oktoberabend kann der Erste Dragoman der Oesterreichischen Botschaft den Herren der Hohen Pforte die Note überreichen. England hat sie verzögert. Und von den Balkanregenten, die sie kommen sahen, täglich, von Amtes wegen und aus der Zeitung, von ihrem Inhalt und dessen Anpassung an die empfindlichen Nerven des kranken Mannes hörten, hat nicht einer je vor ihr gebebt. Alle haben hastig weitergerüstet; und die Drohung der Großmächte, dem Sieger keine territoriale Ausdehnung zu gestatten, getrost belächelt. Weil sie wußten: Mit uns ist Britania.

Und wider Britaniens Willen? Keiner. Was in Saint James's Palace geschieht, ist nicht viel wichtiger als ein Gassenspiel verlarvter Knaben, die mit Flitterstern und Goldpapiermond ein Kreuzzugsspektakel aufführen. Sobald die Großmächte wollen, zerflattert der Spuk. Den Fünfen, die in dem britischen Königsschloß bei britischem Roastbeef und Claret verhandeln, fehlt jede Lust, die Waffen noch einmal aufzunehmen; fehlt besonders das Geld. Die Signatarmächte des Berliner Vertrages konnten noch vor der Weihnacht den Friedensschluß gebieten; über Makedonien und Thrakien, den Sandschak und den Epirus, Albanien und

Thessalien, die großen und die kleinen Inseln nach Willkür verfügen; brauchten dem Wunsch der Völker in der Downingstreet nicht behutsamer nachzufragen als fünf Lustren zuvor in der Wilhelmstraße. Doch diesmal ists ihnen nicht eilig; nicht nur, weil den Präsidenten keine Sehnsucht auf die kissinger Saline lockt. Diesmal muß es langsam gehen, damit Oesterreich-Ungarn fühlen lerne, was es im alten Bund (der es zwingt, jeden Balkangewinn mit Italien zu kompensiren) einbüßen, was im neuen erlangen kann. Und damit der Erdkreis die Schiedsrichtergewalt Englands ermesse und in Ehrfurcht den Dank zolle, der diesem peacemaker ziemt. Einem Friedensstifter, ders so leicht hat wie niemals noch einer. Denn seinen Zauberkreis trachtet kein Starker zu sprengen oder in Zacken zu schlitzen. Und dem Deutschen wird zugemuthet, Loblieder zu singen, weil seine Geschäftsführer bescheiden in diesen Kreis getreten sind. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt ...

Unsere Klage hielte den Tod der europäischen Türkei und das Wachsthum der Slavenmacht nicht mehr auf. Aber wir haben fünfundsechzig Millionen Menschen, zahlen für unsere Wehr in diesem Jahr mindestens anderthalb Milliarden, sind Oesterreichs noch sicher und dürften in höheren Rang streben, als eines Satelliten ist. Nur in Asien kann, ohne die Last, die Kosten, den Zwang zu Lug und Trug, die der Rest des Europäerbesitzes ihr aufbürdet, die Türkei genesen und der Vormundschaft wieder ledig werden. Dort ist ihr alter Kraftquell, ihr ergiebigster Menschenschacht, ihre größte und sicherste Einkunft, ihr Land an Umfang fast der Hälfte Europas gleich. Dieses Reich könnten wir ihr garantiren; gegen jede Einbruchsgefahr. Dann würde sie bündnißfähig und wäre fortan nicht vom Verlust des Khalifates bedroht. Den Balkan den Balkanstaaten. Starken, satten, die von Rußland nichts zu hoffen, zu erbetteln haben und ihm drum nicht dienstbar bleiben werden. Freundliche Achtung und von Knickerangst freie Begünstigung ihrer Wirthschaft muß ihnen erweisen, daß sich mit den Deutschen gut hausen läßt. Konstantinopel? Gern; darüber könnte kein Moskowiter hinweg. Entgelt? Deutscher Volkheit öffnet sich der Weg bis ins Aegaeische, bis ins Schwarze Meer; und Oesterreich-Ungarn blüht auf. England, Frankreich, Rußland ziehen den Strang nach der anderen Seite. Und wir sind stolz darauf, daß wir mitzerren dürfen. Noch fehlt der Eine: der still wollen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Januar 1913.

Wintermond.

Lustration.

Alfred Graf von Schlieffen, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes war, ist gestorben. Ihm sind nicht so viele Kränze gewunden worden wie (von nicht immer sauberer Hand) dem anderen Alfred, der ihm ins Dunkel voranschritt. Der Achtzigjährige war dennoch des Lorbers würdiger. Generaloberst mit Feldmarschallsrang, Generaladjutant des Kaisers, Mitglied des preußischen Herrenhauses. Ein Offizier, der den größten Theil seiner Dienstzeit auf wichtigen Generalstabsposten verlebt, stets also für besonders tüchtig gegolten hat. Als Nachfolger Waldersees wurde er von Manchen laut gerühmt, von Manchen leis getadelt. Sein Wissen und Können war unbestritten; aber die moltkische Denkpräzision, hieß es, fehle ihm und seine Kritik lange allzu gern über den Gegenstand hinaus. In den von ihm vorbereiteten Manövern seien schöne Bilder zu sehen, für den Krieg nützliche Erfahrungen aber nicht oft zu sammeln. Die Rede, die Schlieffen im Herbst 1905 vor der Enthüllung des dem Marschall Moltke von dem in seiner Schule erwachsenen Heer gestifteten Denkmal hielt, unterschied sich, in Inhalt und Ton, sehr angenehm von Allem, was wir bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt waren. Kein Paradepathos, keine kindische Uebertreibung; ein von zärtlicher, doch nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbst‘ und ‚ich‘ kannte dieser hohe Geist nicht.“ Die

Rede soll dem Allerhöchsten Kriegsherrn so wenig gefallen haben, daß er dem Generalstabschef den für ihn mitgebrachten Orden nicht gab. Drei Monate danach war Graf Schlieffen im Ruhestand. Noch rüstig; was sein trockener Greisenwitz anbot, schmeckte sogar den jüngsten Dachsen. (Als er zum Urtheil über einen im Rang ungefähr gleichen Kameraden aufgefordert worden war, sprach er, nach kurzer Bedächtnißpause: „Halb Türke, halb Journalist".) Vor vier Jahren kam er ins internationale Gerede. Auf einem Heft der Zeitschrift „Deutsche Revue" war zu lesen: „Dieses Heft enthält den Artikel ‚Der Krieg in der Gegenwart', welchen der Deutsche Kaiser beim Neujahrsempfang der Kommandirenden Generale vorlas, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die darin niedergelegten Gedanken sich mit seinen Ansichten decken." Diesen Artikel hatte Schlieffen geschrieben. Was stand darin?

Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die Heere Deutschlands und Frankreichs an Kopfzahl, an Wucht und Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht. Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mächten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In West und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und Ochotskische Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver; das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben, braunen, schwarzen Menschen (der ja schwerer als ein weißer außer Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im mandschurischen Krieg eine Japanerbrigade in noch kürzerer Zeit 90 Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn Angreifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Ueberlegenheit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger Aenderung der Taktik genöthigt. Die Infanterie vermag nur noch unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Haupt-

sorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell versucht sies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert sich. Armeen, wie sie 1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute einen viermal größeren Raum einnehmen. Bei Königgraetz fochten 220000, bei Gravelotte 186000 Mann. Jetzt würde Deutschland 4750000, Frankreich gar 5500000 Mann für den Krieg bereit haben. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier. Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Jahren in Reihe und Glied zurückkehrt, hat die alte Taktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine Million Mann: beträchtlich größer wird das Feldheer auch heute kaum sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit der Zahl noch die der Waffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt werden. Auf dem Riesenschlachtfeld ist wenig zu sehen. Das Fußvolk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere eilt. Der Feldherr ist unsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreibtisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken, Automobile und Motorräder den Führern seine Befehle und empfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fesselballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes betrug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen Krieg nur 2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la-Tour hat mehr Menschenleben hingerafft als die vierzehn Tage bei Mukden. Die Gefahr langer Feldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen. Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen will, von schwer heilbarem Siechthum heimgesucht. Deshalb müssen die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzugreifen, die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in

der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in dem unvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Erkundungdienst befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein. Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ostgrenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unwiderstehlicher Durchschlagskraft geschaffen. Neuer Wettstreit; dem auch die anderen Mächte nicht müßig zuschauen durften. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die Region ewigen Schnees befestigt und mit Garnison belegt. Rußland schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischen Westgrenze erleichtert. Auch gegen Oesterreich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt, seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander verbarrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, ist seit dem Streit um Bosnien geschlossen.

„Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Han-

dels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die ererbte Antipathie des Slaven gegen den Germanen, die überlieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebedürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wirft sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der Lombardei herabstiegen, noch nicht für vollendet. Es will sie weder an den Südhängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aber das eifrige Bemühen ist doch vorhanden, alle diese Mächte zum gemeinschaftlichen Angriff gegen die Mitte zusammenzuführen. Im gegebenen Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die Königsau, den Niemen, den Bug und sogar über den Isonzo und die Tiroler Alpen vernichtend hereinströmen. Die Gefahr erscheint riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertritt.

England kann den deutschen Handel nicht vernichten, ohne den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil verlangt, seinen verabscheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündete Landung in einem jütischen Hafen ausführt, wird es Telegramme aus Afrika, Indien, Ostasien und Amerika abwarten. Wenn es die Welt in Brand steckt, hat es Besseres zu thun, als seine Armee nach dem bismärckischen Rezept in Schleswig arretiren zu lassen. Rußland hat im Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Verlockungen seines Verbündeten zu einem Angriff widerstanden. Ob ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen gelernt hat, dieser Angriff verlockender erscheint, muß für zweifelhaft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt gewordenen Rache nur in Gesellschaft guter Freunde vorzunehmen

Alle fühlen Bedenken vor den ungeheuren Kosten, den möglichen großen Verlusten, wie vor dem rothen Gespenst, das im Hintergrund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm als gleichwerthiges Kanonenfutter verwenden will, hat die Kampfeswuth gemildert. Die für uneinnehmbar erachteten Festungen, hinter denen man sich warm und sicher fühlt, lassen es minder verlockend erscheinen, herauszustürmen und die Brust im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geschützgießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme härten, haben mehr freundliche Gesichter und liebenswürdiges Entgegenkommen hervorgebracht, als alle Friedenskongresse zu schaffen vermochten. Jeder trägt eben so sehr Bedenken, den zahlreichen, wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er sich scheut, das eigene Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich mühsam geschaffen hat, von dem er aber nicht recht weiß, ob er es auch zu handhaben verstehen wird. Und wenn nun auch alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der Entschluß gereift ist, der gewaltige Vormarsch von allen Seiten angetreten werden soll, muß sich die bange Frage: ‚Werden auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Verbündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und verlassen dem Keulenschlage des Uebermächtigen ausgesetzt sein?‘ in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. Diese Zweifel zwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben. ‚Die Koalition ist fertig‘, wird von jenseits des Kanals herübergerufen. Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durchaus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stellungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschütterte deutsche Nervensystem wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen.

Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild plötzlich verschoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung,

kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hier und dort zu geben. Trotz der so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark."

Das schrieb, im Dezember 1908, ein Mann, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes gewesen war. Zwei Monate nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina. Das wurde, als Ausdruck kaiserlicher Erdanschauung, veröffentlicht. Das Meisterstück unserer Feinde, hörten wir, war, daß ihnen gelang, Oesterreich-Ungarn und Deutschland „einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen; sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Oesterreich verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst aber eine solche nicht gewähren." 1908. Siehts heute um uns nicht viel ärger aus?

Langsamer, als Manche gehofft, doch schneller, als Viele gefürchtet hatten, schrumpft in Europa die Schaar, die bereit schien, an der Schwelle des von Wahrsagermund verrufenen Jahres 1913 von Oesterreich-Ungarn eine Lustration zu fordern: weithin sichtbare Sühnung des in fünfjähriger Balkanarbeit erwirkten Aergernisses. Die Nebel sinken, der Hetzruf verhallt; und wenn in der vierten Woche des neuen Jahres der erste Gedenktag wiederkehrt, wird kaum irgendwo noch eine beträchtliche Zahl Ernsthafter heischen, auf dem Ballhausplatz solle, wie einst auf dem altrömischen Marsfeld, ein Stier, ein Schaf und ein Schwein geschlachtet und mit dem Blut dieser Opferthiere die unter sechzig Monden entstandene Sündenkruste aufgeweicht und vom Leib des Staates gewaschen werden. Schon dürfen Briten laut an das von Salisbury auf dem Berliner Kongreß gesprochene Wort erinnern, das der wiener Regirung nachrühmte, sie habe nie und nirgends den In-

teressen anderer Mächte sich entgegenzustemmen versucht. Schon deuten dort Stimmen, die freilich noch schüchtern klingen, an, daß solche Geschäftsstörung in den austrischem Einfluß offenen Ländern auch seit 1908 nicht zu verzeichnen gewesen sei. Vernunft fängt wieder an zu sprechen. Suovetaurilien werden nicht mehr verlangt.

Der erste Gedenktag fällt nicht, wie flüchtiger, nur der Verkündung der Annexion sich noch erinnernder Sinn wähnt, in den Herbst; der siebenundzwanzigste Januarmorgen bringt ihn. Alois Lexa Freiherr von Aehrenthal spricht im Ausschuß der Ungarischen Delegation. Ahnt er, daß die uralte Sehnsucht nach einem Balkanbund, die vor Stephan Duschan lebte und unter der Türkenherrschaft nie starb, in neuem Kleid wieder ans Licht trachtet? Den Balkanländern, sagt er, naht eine Aera bedeutsamer Entwickelung; und da auch Oesterreich-Ungarn durch seine Rechte auf Bosnien zu einer Balkanmacht geworden ist, darf es nicht säumen, sich den aus solcher Entwickelung ihm gebührenden Nutzen zu sichern. Das wird durch die Eintracht mit Rußland, durch den Verzicht auf Landerwerb, durch die Einschränkung in eine vom Berliner Vertrag erlaubte, von jedem Auge nachprüfbare Eisenbahnpolitik erleichtert. Der Bau der Bahnstrecke Uwac-Mitrowitza, der Anschluß der türkischen und griechischen Bahnen schafft die große Linie Wien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus, die den Produkten Mitteleuropas den kürzesten Weg nach Egypten und Indien öffnet. Das Programm ist einfach, von erworbenem und erarbeitetem Rechtsanspruch gestützt und sein Ziel kann in keinem Unbefangenen Verdacht wecken. Die Hälften der Monarchie will es in den Ring eines fruchtbaren Gedankens zusammenschmieden, die Raunzer, die scheel auf die Expansion anderer Großmächte blicken, aus ihrem Winkel zwingen, Oesterreichs und Ungarns Versandgut auf geradem, von ihren eigenen Wächtern gehütetem Schienenstrang ins Aegaeische und ins Mittelländische Meer führen. Dennoch antwortet aus Ost und West ein Sturmgeheul. „Oesterreich will den Sandschak Nowibazar einstecken, will nach nach Saloniki, hat Rußland geprellt und läßt sich für die Duldung der Türkengräuel in Makedonien mit einem Trinkgeld bezahlen, wie Deutschland mit der Bagdadbahnkonzession.“ So las mans. Daß hinter dem Plänchen das Deutsche Reich stecke, galt als sicher; und wer den Kalendertag der Enthüllung bedachte, konnte nicht zweifeln, daß

dem berliner Protektor des Sultans Etwas auf den Geburtstagstisch gelegt werden sollte. „Der germanische Drang nach Osten spottet frech jeder Schranke.“ Serbien, das noch an den Folgen des Zwistes von 1906 (Goluchowski-Pasitsch) leidet und in Wien einen Gewinn verheißenden Handelsvertrag durchsetzen möchte, bleibt in leidlicher Ruhe; meldet seine Forderung eines freien Weges an die albanische Adriaküste aber schon mit vernehmlicher Stimme an. Zwar hat Aehrenthal gesagt, er hoffe, daß die neue Verkehrsmöglichkeit den makedonischen Wilajets lohnende Arbeit bescheren und sie dadurch von dem alten Hader erlösen werde. Doch aus allen Ecken der Südslavenwelt grollt es: „Wer von Abd ul Hamid Trassirungrechte erbittet, kann natürlich für die Reform Makedoniens nichts Wirksames thun.“ An diese Reform erinnert, zwei Tage nach Aehrenthals Ruf zu nützlicher Arbeit, die Thronrede des Britenkönigs Eduard; „die europäischen Großmächte,“ heißt es darin, „werden dem unglücklichen Land in Ordnung helfen.“ Alle; nicht mehr Oesterreich und Rußland allein. Am dritten März legt Sir Edward Grey den Regirungen sein Programm vor. Am vierundzwanzigsten erklärt eine russische Note das Sondermandat der östlichen Kaiserreiche für erloschen. Am achtzehnten April hält Herr Iswolskij in der Reichsduma eine spitzige Rede, die das Mürzsteger Programm ein „Protokol der Entsagung“ nennt und den Oesterreichs Balkanmacht durch den Bahnbau zufallenden Vortheil dick unterstreicht. Am zehnten Juni besucht Eduard in Reval den Zaren. Aus zwei Reformprogrammen, dem londoner und dem petersburger, wird eins: das anglorussische. Das will der Türkei einen Wandel der makedonischen Rechtszustände aufnöthigen, den der Islam, ohne sein im Glauben an die eingeborene Ueberlegenheit der Musulmanen wurzelndes Leben zu gefährden, der Rajah (der Christenheerde) nicht bewilligen kann. Am vierundzwanzigsten Juli bricht die Osmanenrevolution aus. Im Dritten Armeecorps, das in Makedonien steht und dessen Häupter den Zorn über die dem Stamm und seinen Glaubensgrundmauern drohende Schmach nicht länger zähmen wollen.

Für den winzigen Zeitraum von sechs Monaten ists genug. Im Januar das Bekenntniß zu einem Plan nüchterner Handelspolitik und die ruhige Erwähnung der Thatsache, daß Oesterreich-Ungarn seit 1878 zu den Balkanmächten gehört. Im Juli der

Jungtürkensieg und das Beben in allen Bezirken südslavischer Erde. Peter Schuwalow hat, vier Jahre nach dem Berliner Kongreß, geschrieben: „Ich bin überzeugt, daß von der Hingabe Bosniens und der Herzegowina eines Tages eine Bedrohung des europäischen Friedens ausgehen wird. Von dort her kommt der Funke, der das Pulver entzündet; und im Schein dieser Feuersbrunst muß dann das Slavenproblem gelöst werden.“ Was als die Schrulle eines griesgrämig Alternden belächelt worden war, soll sich nun als die frühe Ahnung künftiger Wirklichkeit entschleiern? Als Andrassy vom Kongreß heimkam, sprach er vor dem Ohr des Kaisers und Königs: „Ich bringe den Schlüssel, der uns das Orientthor öffnet.“ Den darf der Nachfolger nicht verrosten noch sich gar aus der Hand winden lassen. Er darf nicht unthätig warten, bis serbische Wühler, die Bosnien und die Herzegowina ihr Elsaß-Lothringen nennen, die Ruhe der okkupirten Länder noch tiefer gefährden oder bis an deren Bewohner aus Konstantinopel der Ruf ergeht, Vertrauensmänner ins Türkenparlament abzuordnen. „In dreißigjähriger rastloser Arbeit hat unsere Verwaltung die ihr in den beiden Provinzen aufgebürdeten Pflichten erfüllt. Sie hat in diesem für den Frieden so gefährlichen Wetterwinkel Ruhe und Ordnung gesichert, das kulturelle und wirthschaftliche Niveau der Bevölkerung wesentlich gehoben und eine modern denkende Generation herangezogen. Nun ist es Zeit, aus diesen Ergebnissen unserer Arbeit die Konsequenzen zu ziehen, den Bürgern konstitutionelle Einrichtungen zu geben, die ihrem Bedürfniß entsprechen, und ihnen so die Möglichkeit zur Mitwirkung an der administrativen Thätigkeit zu schaffen.“ Diese Worte des Freiherrn von Aehrenthal zeugen heute noch von dem Pflichtgefühl, das ihn handeln hieß. Die Monarchie muß ihre Südostgrenze mit Wall und Graben gegen die Gefahr einer slavischen Irredenta schützen und kann die ihrer Hut Anvertrauten nicht in schmaleres Bürgerrecht pferchen, als die Türkei, in der Midhats Verfassungstatut vom Jahr 1876 wieder gilt, selbst den Christen gewährt. Türkenreichstag: und Bosnien ohne Volksvertretung? Jeder Zweifel muß fliehen. Fünfzehnter September: Aehrenthals Gespräche mit dem Minister Iswolskij im Schloß des Grafen Berchtold. Vierter Oktober: Verkündung der Annexion.

Diesmal ist das Sturmgeheul noch schriller als unter dem

Winterhimmel. Weltgetöse, Börsenpanik, Flüche, Boykottbeschlüsse, Kriegsgeschrei. Trotzdem die Türkei nur ins Verlustbuch zu schreiben hat, was sie längst nicht mehr besaß, und durch Oesterreichs Verzicht auf den Sandschak zurückgewinnt, was ihr verloren schien. Und trotzdem Iswolskij schon am siebenten Oktober im „Temps" erklären läßt, ein Krieg werde aus dem Streit um Bosnien gewiß nicht entstehen. Doch England fordert einen neuen Orientkongreß und Serbien schreit nach „Kompensationen"; bekennt damit also offiziell, daß es in den nun annektirten Ländern sein Elsaß-Lothringen sah und sie bei günstiger Gelegenheit seinem Leib einzugliedern trachtete. Als die beiden Wünsche einander begegnen, zeigt sich freilich, daß zwischen ihren Zielen die Raumstrecke noch länger ist als zwischen Belgrad und Durazzo. Kronprinz Georg und Herr Pasitsch, der Führer der Altradikalen, haben ihr Leid dem hohen Gönner an die Newa getragen. An die Themse wird Milowanowitsch, der Minister für Auswärtige Angelegenheiten, als Werber entsandt. In der Foreign Office verschäumt sein Schmerz in den Seufzer: „Die Annexion begräbt alle Hoffnungen, die wir hegten!" Und aus dem leis lächelnden Munde des Unterstaatssekretärs Sir Charles Hardinge kommt die abkühlende Antwort: „Alle Illusionen; gewiß." Noch riecht es nur nach Strohfeuer. Vor der Explosion, die Schuwalows umflortes Auge voraussah, braucht Europa fürs Erste nicht zu zittern.

Oesterreichs nördlicher Bundesgenosse ist ganz ruhig. Zu ruhig, findet, in beiden Kaiserreichen, Mancher. Doch warum sich in Leidenschaft aufregen? Wer die Geschichte ein Bischen kennt, weiß, daß die wiener Politik auf dem Weg ist, den ehrwürdige Tradition, ererbtes und errungenes Recht ihr gewiesen haben. Schon in der Zeit Josephs und Katharinens waren die Häuser Habsburg und Holstein-Gottorp darüber einig, daß der Westbalkan in Oesterreichs, der Ostbalkan in Rußlands Einflußzone gehöre. Serbiens Volksheld Kara Georg, zwei Menschenalter danach dessen Enkel Nikolaus Petrowitsch, der Herrscher in Montenegro, haben gewünscht, daß habsburgische Heere nach Bosnien marschiren. Die Balkanformel der Großen Katharina war und blieb Bismarcks. In Reichstadt, Budapest, Wien und Berlin sind die beiden Provinzen der austro-ungarischen Monarchie zugesprochen worden. Professor August Fournier erzählt (in seinem

schlichten und wahrhaftigen Buch „Wie wir zu Bosnien kamen“), am achtzehnten März 1877 sei zwischen dem Grafen Andrassy und dem Russischen Botschafter Nowikow vereinbart worden: „Im Fall einer Umgestaltung der Türkei werden Oesterreich und Rußland die Bildung eines größeren slavischen Reiches auf dem Boden der Türkei verhindern und dahin trachten, daß Albanien, Bulgarien und der Rest von Rumelien unabhängig werden, Griechenland eine Vergrößerung durch Thessalien und Epirus erhalte, Konstantinopel mit seiner Bannmeile als Freie Stadt weiterexistire. Als Grenze der beiden Einflußsphären ward eine Linie angenommen, die dem Timok aufwärts folgte, dann südlich an den Wardar und mit ihm ans Aegaeische Meer zog, so daß Serbien dem Einflußbereich Oesterreich-Ungarns zugewiesen wurde. So ward sie von Nowikow eigenhändig in ein österreichisches Kartenexemplar eingezeichnet, das heute noch im Besitz des Barons Schwegel ist.“ Aus Hohenlohes Notiz über sein Gespräch mit dem Botschafter Saburow geht unzweideutig hervor, daß auch der dritte Zar Alexander, wie sein Vater, Oesterreichs Recht auf die Annexion ohne Einschränkung anerkannt hat. Solche Tatsachen sind schließlich nicht aus dem Buche der Geschichte zu radiren. Die üble Laune wird weichen; thront erst wieder die Vernunft, dann verschwebt, unter ihres Blickes heller Schärfe, das Dunstgewölk in unschädliche Fetzen. Europa liebt, wie andere alte Damen, Ueberraschungen nicht; giebt sich, nach dem ersten Schreck, aber drein.

Das scheint auch der Kanzler des Deutschen Reiches zu hoffen. Fürst Bülow hat sich jede erdenkliche Nachwirkung des österreichischen Handelns und der dawider anrennenden Wuth vors innere Auge gerückt und für jede etwa nothwendig werdende Abwehrart sich, noch im Oktober, das Einverständniß des Kaisers gesichert. Spielt zunächst aber den freundlich Neutralen, fast Unbetheiligten, der zwar der Bündnißpflicht nicht entschlüpfen, ihren Auftrag aber mit dem holden Amt des Friedensstifters vereinen will. Herr von Marschall, dem mit der absoluten Großherrnmacht der Ertrag zehnjährigen Mühens zerronnen ist und der fast inbrünstig warnt, den Rest der Türkenfreundschaft auf Oesterreichs Spiel zu setzen, erhält den Auftrag, der Hohen Pforte zu melden, daß Deutschland weder vor der Annexion noch vor der Stunde, da Fürst Ferdinand in Tirnowo das Vasallenband löste, nach

seiner Meinung befragt worden sei. So stehts, als amtliche Mittheilung des Deutschen Botschafters, im türkischen Reichsanzeiger, der, nur um diese Kunde schnell zu verbreiten, in einer Extraausgabe erscheint. Mancher (ich war darunter) sieht in dem seltsamen Entschuldigungversuch ein in Seidenpapier gewickeltes Desaveu, das den Genossen just an dem Tag trifft, da er zum ersten Mal wieder aus dem dumpfen Dickicht neidischer Stämme und Stämmchen ins Licht schreitet und zu kraftvollem Wirken ins Internationale den Willen strafft. Herr von Holstein, einst Marschalls Mentor, peitscht mit zuckenden Fingern die Stuhllehnen und sucht in sich zu ergründen, wer seinen lieben Bülow weich gemacht haben könne. Auch die erste Rede des Kanzlers (vom siebenten Dezember) behagt ihm noch nicht. Er sprüht Greisenfeuer, als in einer offiziösen Zeitung eine Bußpredigt und zuchtmeisterliche Exhortation an Oesterreich-Ungarn gerichtet wird, und fängt zu fürchten an, das Deutsche Reich werde auf das Glatteis des Kongreßvorschlages treten. „Ein wahres Glück", schreibt er mir, „ist, daß Frankreich im Orient jetzt ganz offen seine eigene Politik, die des Türkengläubigers, macht; es vermittelt zwischen Türken und Bulgaren, um den Kongreß, dessen Kosten die Türkei, eben so wie 1878, tragen würde, unnöthig zu machen. Auch die Veröffentlichung des londoner Programmes kam wohl von französischer Seite. Die Wirkung war wenigstens die von Frankreich gewünschte. Die Türken, die bis dahin, unter englischer Anleitung, nach dem Kongreß geschrien hatten, wurden mit einem Mal still und verhandeln jetzt direkt mit Oesterreich und Bulgarien. Das werden Rußland und England sich auch ohne Mucks gefallen lassen; denn Beide brauchen Frankreich: England wegen Deutschlands und Rußland wegen des Mammons.... Wenn jeder ungezogene Balg nur zu schreien braucht, um zu bekommen, was er sich wünscht, dann wird es um die Ruhe Europas bald geschehen sein; wenigstens um die Ruhe des Kontinents.... Seit Algesiras ist der Bluff ja ein Mittel diplomatischer Aktion geworden. Ich glaube, daß Iswolskij bald mit seinem letzten Hauptbluff: ‚Kongreß oder Weltbrand!' einsetzen wird, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, irgendwelche Leute einschüchtern zu können." Daß zu ihnen der Kanzler (der inzwischen Holsteins Freund Kiderlen, als Balkanspezialisten, zum Gehilfen erwählt hatte) gehören werde,

hielt auch dieser Mißtrauische für unmöglich. Nur der strategische Aufmarsch hatte ihm nicht gefallen. Jetzt war er zufrieden.

Fürst Bülow hat die Partie gut gespielt; besser als je eine andere. Dieses schwerste Jahr seines Amtslebens ward an Erfolg ihm das reichste. Er ist auf Marschalls Berichte über den neuen Lenz osmanischer Macht angewiesen, an den unverjährbaren Ausdruck kaiserlicher Impulse gebunden und muß mit der Stimmung der vom Nimbus der Jungen Türkei Geblendeten rechnen. Seit er in Berlin ist, hat das Gewicht der deutschen Interessen im nahen Osten sich erhöht und er möchte sie nicht gefährden. Noch trübt der zwischen Tanger und Algesiras gesammelte Unmuth den natürlichen Frohsinn der Nation und die Erörterung des im „Daily Telegraph" veröffentlichten Artikels kann keine Stirn entrunzeln. Das Verhältniß zu England ist heikel, das zu Rußland seit Reval von Frosthauch gestreift, die Absicht auf Isolirung Deutschlands von West her noch fühlbar, ein glimpflicher Abschluß des Marokkohandels unter ungünstigem Planetenaspekt nicht leicht zu erlangen. Ueber dem Stillen Ozean liegt ein Minimum. Und auf die mediko-politische Frage (die Bismarck sich zu stellen pflegte), wo das nächste Geschwür Europas reifen werde, würde von allen Seiten geantwortet: „An der Nordseeküste." Hindernisse ringsum und manche gestern noch felsenfeste Mauer unterspült. Der vierte Kanzler war nicht von schöpferischer Geniekraft bedient; hat 1908 aber das Spiel nach berühmten Meisterregeln seinem besonderen Zweck angepaßt und trotz allen Störungversuchen mit kühlem Kopf und sicherem Tastsinn durchgehalten. Sein besonderer Zweck war nicht und durfte nicht sein, dem Bundesgenossen aus unbequemem Gedräng zu helfen (der Nachbar war zur Abwehr des Dranges allein stark genug und Aehrenthal seiner mit tapferem Ernst bis ins Kleinste und Größte durchdachten Sache so sicher, daß er mit leisem, ganz leisem Bedauern manchmal den „avis amical" des Grafen Pourtalès erwähnte, von dem die Lysis des Orientleidens datirt worden ist; er hätte lieber allein, ohne so laute Hilfe, gesiegt). Das Strebensziel des Deutschen Kanzlers mußte sein, die Gesammtstellung der beiden Centralmächte vor Aller Augen zu stärken und in Rechtsgrund und Rüstung des Gegners solche Lücken sichtbar werden zu lassen, daß auch ohne die äußerste Kraftprobe dem zur Einkreisung Willigen der Glaube an seine Allmacht oder auch nur gewisse Uebermacht zerbröckelte.

Die Mattheit der ersten Züge soll Vertrauen werben; den Verdacht blinder Befangenheit wegscheuchen. Vielleicht auch die Landsmannschaft sacht erst in die Vorstellung eingewöhnen, daß in gewandelter Zeit eine Orientfrage die Hingabe pommerscher Grenadierknochen fordern und heiligen kann. Der Ausschuß für Einheit und Fortschritt hört: Wir wußten nichts von dem Plan, sind also für die Ausführung nicht verantwortlich; und erhält Lobsprüche in Schwaden (die er leicht verdaut). Der furchtlose Wächter in Kaunitzens Haus: Daß wir nicht früher als Rußland den Plan keimen sahen, uns ihm deshalb nicht vor seiner Reise zu verloben brauchten, danken wir Euch. Alle Staatskanzleien erfahren, schon acht Tage nach der Annexion, daß auch Deutschland den bosnischen Streit nicht vor den Richtstuhl eines Kongresses tragen werde. Und an dem selben dreizehnten Oktobertag bringt der Deutsche Botschafter das Gelöbniß „unerschütterlicher Treue“ von einem zum anderen Kaiser und König. (Dieser Schritt bleibt einstweilen dem Blick Europas verborgen. Warum ihn zu früh plakatiren? Wenn die Gegenpartei sich vorgewagt hat, wirkts um so mehr.) Der russische Minister nimmt aus der Wilhelmstraße fast trop de fleurs, aber nichts Nahrhaftes mit; und hat, durch Guirlanden vertraulich gemacht, das Gefäß seines Grolles vor einem listig bis auf den Grund blickenden Auge ausgeschüttet. Nie eine plumpe Drohung, die dem Bedrohten den Rückzug erschweren müßte. Viele meinen, Deutschland sei nur mit halbem Herzen in Oesterreichs Lager und werde, wenn die Stunde zur Entscheidung ruft, den Wortlaut des Bündnißvertrages noch einmal sorglich unter die Lupe nehmen. Der Kanzler hat ja gesagt: „Bei diesem Spiel müssen wir anderen Mächten die Vorhand lassen.“ Dann, als drüben die Interessen schon auseinandersplittern und ruchbar wird, daß von zwei Großmächten eine nicht mehr ins Feuer will, die zweite noch nicht wieder hinein kann, schlägt dem Ohr eines wachsamen Hirnes die Uhr. Graf Pourtalès giebt Herrn Iswolskij den „freundlichen Rath“, die Thatsache der Annexion anzuerkennen; der Russe schminkt sich schnell um. Und sechs Tage danach verliest der Kanzler im Reichstag Instruktionen aus dem Oktober und warnt vor neuer „Ermuthigung serbischer Aspirationen“. Die Registratur sagt: 1909. Doch der Aktendeckel umspannt nur die duftlose Haut; die Frucht war ein Herbstkind des Vorjahres gewesen.

Mit einem Bahnbauprogramm fing der Handel an; wird er mit einem enden? Uwac-Mitrowitza, Donau-Adria: In dem von Moustier über die wirksamste Behandlung des „kranken Mannes“ befragten Aerztekonzil empfahl Beust, den christlichen Balkanvölkern Autonomie zu gewähren („L'établissement d'un selfgovernment limité par un lien de vassalité“: Albaniens nächste Zukunft); Europa solle die Türkei erhalten, aber auch kontroliren und dem Zarenreich, dem dafür ja das Schwarze Meer geöffnet werden könne, das Vorrecht zum Slavenapostolat entreißen. Der Vorschlag war, für die Zeit, die ihn entband, gar nicht dumm; und der ganze Beust wäre, mit all seinen Mängeln und Flecken, in dem Gewimmel von heute immerhin noch eine stattliche Gestalt. Die Nebel sinken; und Vernunft fängt wieder zu sprechen an. Vielleicht räth sie morgen, einen Stier, ein Schaf und ein Schwein auf dem Altar Oesterreich-Ungarns zu opfern. Nicht, um mit dem Blut Sündenschuld abzuwaschen, sondern zur Weihe ernsthaft erneuten Bekenntnisses zu der Pflicht, die jede Gemeinschaft von ihren Gliedern fordern muß und an deren gehäuften Ertrag, auf seine besondere Weise, Napoleon dachte, als er vor der Habsburgergruft in der Kapuzinerkirche sprach: „Macht! Alles Andere ist eitel.“

„Vanitatum vanitas, — hors la force!“ Graf Schlieffen hätte dem Kondottierewort zugestimmt. Dennoch hat der Gelehrte im Soldatenrock die Botschaft vom Zwang zu deutscher Resignation in die Welt geschickt; und der Kriegsherr hat sie gebilligt und den Männern vorgelesen, die Deutschlands Heer gegen den Feind führen sollen. Trotzdem von einer durch den Wirthschaftkampf bewirkten Nervenerschütterung nichts zu spüren und aus jedem Buch der Geschichte leicht zu lernen war, daß auch in Zeiten härtester Noth das deutsche Volk sich durch Drohung nicht einschüchtern ließ. Und trotzdem wir das Vorrücken der Gegner in die nun uns so lästigen Stellungen stets, von einer zur anderen Etape, mit Freudenfeuer und Preisliedern auf die Herrlichkeit berlinischer Staatskunst begrüßt hatten. Neun Jahre ists her, seit ich, nach dem Abschluß des franko-britischen Vertrages über Egypten und Marokko, hier schrieb: „Wir sind auch jetzt allein stark genug, um als saturirter Staat ruhig fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Deutschland habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive

Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht, so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werden es künftig noch weniger können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Britanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende (politische und wirthschaftliche) Interesse, das Deutsche Reich zu schwächen, und möchten sich deshalb gegen dieses Reich syndiziren." Damals hieß es: „Die Schwarzseher verbannt!" Wir haben zwei großmächtige Verbündete, ringsum nur zärtliche Freunde und freie Wahl unter mancherlei Kombinationen; wer vor der Gefahr der Vereinsamung warnte, wurde einem im dunklen Wald plärrenden Kinde verglichen. Erst im Winter 1908, als Schlieffen unsere Situation schwärzer sah als je irgendein Anderer (und doch nicht verbannt, sondern gekränzt wurde), so schwarz, daß er empfahl, „sich den Zumuthungen zu fügen", hat Fürst Bülow die Gefahr erkannt und contre vent et marée, gegen Marschall und Mächtigere durchgedrückt, was ihm nöthig schien. (Daß dieses Verdienst jetzt dem Saldokonto Kiderlens, der damals nur Werkzeug war, zugeschrieben wird, mag dem Herrn der Villa Malta zeigen, welcher Troß ihn im Norden umwedelte.) Siehts heute um uns nicht viel ärger aus? Mit dem Türkentrumpf ist in Europa kein Stich mehr zu machen; für Englands Orientnimbus Kirkkilisse fast noch nützlicher geworden als einst Trafalgar; die Nothwendigkeit, auf gesonderten Kriegsschauplätzen zu kämpfen, den Centralmächten von härterem Zwang geboten als anno 1909; Oesterreich im Drang zwischen Staaten, die sämmtlich auf seine Kosten wachsen könnten und möchten (Italien: östlich von der Otrantostraße; Serbien: auf bosnischem und albanischem Boden; Rumänien: im Banat, in Transsylvanien und der Bukowina); und in Habsburgs Königreichen und Ländern das dumpfe Gefühl, daß wir zwar der Bündnißpflicht wohl genügt, doch nicht die ganze Kraft für den Entschluß eingesetzt hätten, der auch dem nach zwei unglücklichen Kriegen ein Bischen scheu gewordenen Oesterreicher den Muth gab, die Entstehung eines groß-

slavischen, von Rußland abhängigen Staatsgebildes zu hindern. Müssen wir drum dem Rath Schlieffens gehorchen? Dann wäre eine Sühnungfeier dem Wilhelmsfest vorzuziehen. Der ernste, tüchtige Militärtheoretiker hatte an dem düsteren Tag aber, da er Nachgiebigkeit empfahl, vergessen, daß Deutschlands Volk nutzlose Händel meiden, doch nothwendigem Krieg nie ausbiegen will.

Theobalds Park.

Indem ich dieses Titelwort niederschreibe, denke ich nicht an Cheshunt und den Landsitz Williams Cecil, sondern an die Gehilfenschaft des allen Burleighs höchst unähnlichen Kanzlers im Deutschen Reich. Herr von Bethmann, dem für Diners und Beerdigungen, Jagden und Hofspektakel noch in den Tagen nahen Erdbebens Muße bleibt, also nicht nur das Olympierbewußtsein zu neiden ist, hat auf dem stuttgarter Pragfriedhof eine peinvolle Stunde erlebt. Von der Lippe des Oberhofpredigers, der an Kiderlens Gruft sprach, vernahm der als Dragoner Gekleidete, Deutschlands ruhige Zuversicht auf ein glückliches Jahr sei dem Umstand zu danken gewesen, „daß der Kaiser die Steuerung des Staatsschiffes in die starken Hände eines so erfahrenen und scharfsichtigen Steuermannes gelegt habe, wie es der Verstorbene war.“ Am offenen Grab, im Talar, Urtheile über den Ertrag der Politik von gestern zu fällen und deren Gegnern über den Mund zu fahren, gehört nicht zu den Vorrechten des Geistlichen; zu den Pflichten, die Persönlichkeit des Einzusegnenden richtig erkennen zu lernen, also nicht in den Irrthum der Behauptung abzugleiten, ein Mann, der sich längere Ferien gemacht hat als vor ihm Einer auf seinem Platz und der selbst zu sagen pflegte, daß er sich mit Alkohol und Nikotin munter den Lebensbankerot bereite, habe „dem Vaterland Alles, auch seine Gesundheit, geopfert“. Wie aber mag Herrn von Bethmann ums Herz geworden sein, als die Steuermannsmär sein Ohr traf? Er ist Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes; doch fürs Internationale allein verantwortlich. Allein zur „Steuerung“ berufen; gerade im Auswärtigen Amt ist der Staatssekretär nur der Erste in der Reihe der Vortragenden Räthe. Heer und Marine, Verwaltung und Justiz, Finanz- und Sozialpolitik überwacht der Kanzler mit der Befugniß des Generaldirektors; das Auswärtige ist sein Ressort. (Sein einziges, seit vom preußischen Ministerpräsidium nur noch die Fassade steht und

Fritzens Staat jede große Aufgabe fürchtet wie ein verbrühter Topfgucker den Suppendampf.) Kann er hier nichts vollbringen, dann ist er untauglich für seinen Posten. Zweiundvierzig Monate hat Herr von Bethmann im Amt versessen: und muß nun in hundert Zeitungen lesen und auf dem Friedhof, vor Bundesrathsmitgliedern, hören, der Reichssteuermann sei gestorben. Vielleicht beschlich ihn in dieser Stunde der Gedanke, die Nachfolge Kiderlens einem Mann anzutragen, der im Konsulardienst, zwischen Janina und Yokohama, recht brauchbar wäre, schon auf den Platz des Unterstaatssekretärs (den die Konkurrenzfirma den Hardinge und Nicolson vorbehält) aber nicht paßt und dem, auch nach neuer Erhöhung, nie eigenwilliges Steuerkommando zugetraut würde. Daraus ist nichts geworden. Herr Gottlieb von Jagow ward gekürt. (Theobald und Gottlieb: wie liebliches Kirchengeläute klingts, nicht wie Schwertgeklirr und Wogenprall.) Kaum mehr als sechzehn Jahre im Reichsdienst; davon fast dreizehn in Rom. Flinker läßt sich das Rennen nicht machen. Bülow selbst, dems an Beförderung doch niemals gefehlt hat, mußte dreiundzwanzig Jahre lang, in Wien, Petersburg, Athen, Paris, Bukarest, Rom, den Kursus durchschmarutzen, ehe er auf den höchsten Stuhl des Auswärtigen Amtes kam; und sein Kanzler durfte von sich sprechen: „Nourri dans le sérail, j'en connais les détours." Die Vorstellung, einem fürs internationale Geschäft ganz und gar Unbegabten, der weder die Geschichte noch das Personal der Diplomatie kennt, Gehilfe sein zu sollen, mag die nach Harmonien sehnsüchtige Seele des Herrn von Jagow noch mehr geschreckt haben als seinen schwächlichen Leib der rauhe Nordlandswinter. Einerlei: er kommt; und sei, da die Wahl auf drei Schlimmere fallen konnte, willkommen. Der Kanzler? Keiner denkt an ihn. Der selbe Wanstathem, der eben noch den schwäbischen Unheilsstifter wie einen Heros besang, jodelt nun dem Römmling Schmeichellieder. Speiet; vergesset aber nicht, daß jedem in dieses Amt Gesetzten jetzt schwer Erträgliches zugemuthet wird: einem nicht Sachverständigen untergeben zu sein.

Fühlt er sich untergeben und macht sich nicht, wie Kiderlen, einen Spaß daraus, den Ahnunglosen je nach der Laune hin und her zu schieben, dann muß seines ersten Vortrages Ziel sein, den Blick des Vorgesetzten endlich zu klären. „Wer Politik treiben will, hat zunächst die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen; darf auch ungewöhnliche, dem Pedanten

drum widrige Mittel, wenn die Stunde sie heischt, nicht meiden. Was ist nothwendig? Erstens: daß wir ohne sichtbaren Verlust aus dem Orienthandel heimkehren. Eure Excellenz täuscht sich gewiß nicht über die Thatsache, daß die günstigste aller Konjunkturen verpaßt worden ist. Rußland nicht fertig, Frankreich von Gläubigersorge gehemmt und noch ohne zuverlässiges Pulver, Oesterreich für die eigene Sache erhitzt und Italien durch den Adriakonflikt von den slavischen Brüdern für eine Weile geschieden: da war mit unserer Macht Großes zu erlangen. Vorbei. Der bisher schlechte Abschluß kam aus dem Irrwahn, daß mit aller deutschen Kraft der Friede geschützt werden müsse. Der war aber nie ernstlich bedroht: denn alle anderen Mächte hatten, rebus sic stantibus, den vom Interesse eingeflüsterten Wunsch, ihn zu erhalten, und fürchteten, daß wir, Deutschland und Oesterreich, ihn stören würden. Wir brauchten weder zu schwitzen noch das Spiel der Gegenpartei zu erleichtern. Der Glaube, unser östlicher Nachrichtendienst sei unzulänglich gewesen, ist nicht so schädlich wie der, unsere Centrale habe ihre Kenntniß verborgen. Wer sich nachsagt, er habe im Herbst oder schon im Sommer gar den Krieg und den Sieg der Balkanvölker vorausgesehen, zeiht sich selbst des ärgsten Vergehens: denn die Aussprache solcher Wissenschaft hätte der Politik und der Finanz beider Kaiserreiche einen unüberschätzbaren Dienst geleistet. Wir sind aufs falsche Gleis gekommen, dem Orient-Expreß der Triple-Entente angekuppelt worden und können jetzt nur versuchen, auf dieser Fahrt irgendwas Nützliches in unseren Güterwagen zu lagern. Mein Vorgänger, dessen Stärke die Finte war, hats erkannt und deshalb die Losung ausgegeben, wir seien mit England intim geworden. Ich würde nicht empfehlen, noch einmal auf diese Taste zu drücken. Wenn ich Einem, der mir gestern noch Aergerniß war, geholfen habe, überlasse ich lieber ihm, öffentlich zu sagen, daß er mit mir intim ist, und setze mich nicht der Gefahr aus, daß er, wie uns im Dezember geschah, die Anbiederung stumm und kalt hinnimmt. Ist aber morgen, während die von dem Albdruck des deutsch-türkischen Bundes befreiten Briten ihr egyptisches Geschäft in Ordnung bringen, Greifbares über den Aermelkanal zu holen: optime. Diese Frist darf uns nicht wieder verstreichen. Auch die asiatische Türkei nicht, wie die europäische, zur Fata Morgana werden. Zweite Nothwendigkeit: in Südosteuropa leidlich haltbare Zustände zu schaffen, ohne daß uns die (daran nicht interessirten) Gegner

zu hindern vermögen. Unseren wiener Freunden müssen wir, da sie sich nicht zur rechten Zeit assekurirt haben, rathen, in der albanischen Sache nicht ängstlich zu knickern und besonders für Montenegro zu sorgen: bringt Nikita aus dem Krieg nichts Beträchtliches in die Schwarzen Berge, dann kann er oder spätestens sein Danilo einpacken, die Serben beider Königreiche vereinigen sich und drücken mit ihrem Machtgewicht auf alle Serben, Kroaten, Slowenen in Oesterreich und Ungarn. Uebermorgen ist auch noch ein Tag; ist der Hetzlärm verhallt und merkt das Habsburgerreich, daß es weder Landgewinn noch irgendwelchen Ersatz seiner ungeheuren Mobilisirungskosten eingeheimst hat, dann wird die Freude an dem ertraglosen Bündniß wohl nicht in Hochsommerpracht aufblühen. Deshalb müssen wir trachten, daß es mit allen Ehren und einigen Vortheilsmöglichkeiten aus dem Zwist hervorgehe. Ein Oesterreicher, der in London so nach Profitgelegenheit herumschnupperte wie jetzt der Rumäne (dem ja nur Kinder zutrauen, er sei von der Donau bis an die Themse gereist, um mit den Bulgaren zu verhandeln): dieses Schauspiel wollen wir doch nicht abwarten. Eben so wenig darauf bauen, daß die Langohrenheerde, die des Reiches Orientpolitik mit dem Sekret ihrer Wonnedrüsen beklecksert, nicht bald aussterben wird. Unser Ehrgeiz muß höher langen als bis auf den Kreuzberggipfel des Wunsches, nach Monaten bitterer Geldverluste dem verehrlichen Publico sagen zu können: ‚Gut is gangen, nichts is g'schehn!' So Bescheidenen würde am Ende geantwortet, daß dieses Ziel auch ohne den Jahresaufwand von anderthalb Milliarden zu erreichen war. Der Kram kann nur ein Plus oder ein Minus bringen: und ein Minus ist schon zu buchen, wenn wir nichts dem Britengewinn halbwegs Gleichwerthiges in unsere Bilanz stellen können. Eure Excellenz ist ja sicher auch nicht entzückt von dem Reiz einer Lage, die Europa am londoner Leitseil, uns im Nachtrab aller Kollektivnoten sehen läßt und vielleicht noch nöthigt, durch die Unterzeichnung eines Garantiescheines für Konstantinopel den Khalifen fest an Englands Willen zu binden. Wir werden uns nicht wieder in solchen Engpaß verirren, wenn wir, statt als Nachtwächter dem Bürgerherzen die Wahrung von Feuer und Licht einzuschärfen und bei jedem Waffengeräusch zu schlottern, als Vertreter einer sehr starken Firma uns erinnern, daß in der Zeit einer Wirrniß, aus der sich Neues gebären will, die besten Geschäfte zu machen sind."

1912.

Mit großen Erwartungen beladen, segelte das Schiff in die unbekannten Gewässer des Jahres 1912; die Rückfracht aber, die es zu neuer Fahrt aufnahm, besteht aus einer Ladung Sorgen. Die Kriegsgefahr stammt freilich nicht von vorgestern; sie lebt seit der österreichischen Annexion Bosniens und der Herzegowina im Jahr 1909, wuchs nach dem Tag von Agadir und beschattete die zweite Hälfte des Jahres 1912. Die letzten Ausläufer des marokkanischen Abenteuers reichten ins Schaltjahr hinein; und der Krieg zwischen Italien und der Türkei um Tripolis und die Kyrenaika hatte im Herbst 1911 begonnen. Die Erörterung der deutsch-englischen Gefühle wollte nicht enden. Seit den berüchtigten Märzreden des Jahres 1911 schienen die Dinge auf Spitze und Knopf zu stehen. Dreadnought war die Losung. Dann kam der Kriegsminister Lord Haldane mit dem Oelzweig: und Alles schwamm in eitel Wonne. Die peacemaker hatten Oberwasser. Nie sei Britania den deutschen Brüdern gram gewesen und nichts natürlicher als der deutsch-englische Bruderbund. So gings, seit Februar, bis zu der Schlußapotheose: der Verkündung von Englands Intimität mit dem Deutschen Reich. Diese politischen Plänkeleien waren nur Vorpostengefechte. Die Schlacht begann, als am achten Oktober Nikitas Jüngster den ersten Kanonenschuß gegen die türkische Grenzwacht abgefeuert hatte; den ersten Salut für den Balkanbund, der im Verborgenen gezeugt und mit Getöse geboren war. Am achtzehnten Oktober war der Kampf auf allen Seiten entbrannt; in Ouchy war am Tag zuvor der Tripoliskrieg beendet worden. Italien erlangte die Souverainetät über Tripolis und Kyrene für einen Preis von 500 Millionen Lire; dazu kam die Summe, die als Entschädigung an die Türkei zu zahlen ist. Was der Krieg um Osmans Erbe die Welt bis zum Jahresschluß gekostet hat, ist in einer Zahl schwer auszudrücken; schon die Verluste an den Effektenbörsen gehen in die Milliarden. Die Balkanländer, mit Ausnahme der Türkei, halfen sich mit Moratorien. Zu den Geschäftszweigen, die schwer getroffen wurden, gehört der Getreidehandel. In Rumänien häufen sich Riesenstapel von Weizen, die weder verkauft noch verschifft werden können. Was in Braila, Galatz, Konstanza lagert, wird im Werth auf 100 Millionen geschätzt; und das ganze in Getreide steckende Kapital bleibt kaum hinter einer halben Milliarde zurück. Die Unterbindung der Verkehrsadern hat den Handel mit dem Ausland gelähmt. Die Waaren sind totes Kapital; und der Kredit zieht sich ängstlich von den Stätten der Verwesung zurück. So sieht es auf dem Balkan aus; und Oesterreich-Ungarn, der Grenznachbar, hat sein gerüttelt Maß an Verlust bekommen. Durch Insolvenzen, namentlich in der Textilindustrie, durch Entziehung des Kredits und leichtfertige Einstellung der Zahlungen (der Krieg bot einen guten Vorwand) und durch die nervöse Angst vor einem blutigen Austrag des serbischen Handels wurden ungeheure Werthe vernichtet.

Mars brachte den Tod; Hermes das Leben. Der Weltwirthschaft war ein neuer Aufschwung beschieden. Die Ernten, die 1911 unter dem Sonnenbrand gelitten hatten, werden im letzten Jahr einen viel reicheren Segen hinterlassen und der Kaufkraft aufhelfen. Die Ernte im Deutschen Reich hat an Körnerfrüchten einen Ertrag von rund 28 Millionen Tonnen (gegen 27¾ im besten Erntejahr 1909 und 25¾ im Jahr 1910). Auch die Kartoffelernte gab mit 50 Millionen Tonnen (gegen 34) ein ungewöhnlich günstiges Resultat. Das Gesammtergebniß der Weizenernte in den wichtigsten Ländern der Erde wird auf rund 88 (82), das der Roggenernte auf 42 (34), das der Haferernte auf 59 (49) Millionen Tonnen geschätzt. Rußland hat mit Roggen und Hafer, Nordamerika mit Mais den höchsten Ertrag. Die europäische Zuckerernte aber, der 1911 ein Leidensjahr war, wird, wie es scheint, das Rekordquantum von 84 Millionen Doppelcentner (69) bringen. Für die Gestaltung der Zahlungbilanz mit dem Ausland ist die Ernte von größter Bedeutung. Der Mißwachs des Jahres 1911 schädigte Deutschlands Vermögen um 800 Millionen. Der internationale Waarenaustausch zeigt die Länder im vollen Besitz ihrer wirthschaftlichen Leistungfähigkeit. Den ersten Platz behauptet die historische Weltmacht Englands mit einem Umsatz im Außenhandel von 22345 Millionen Mark im Werth (für die ersten elf Monate des Jahres) gegen 20220 Millionen im Vorjahr. Dann kommen Deutschland mit 17430 Millionen (16108) in elf Monaten und die Vereinigten Staaten mit 14221 Millionen (12310) in zehn Monaten. Den größten Fortschritt hat Nordamerika gemacht; der Ueberschuß der Ausfuhr über den Import blieb aber nicht ganz auf der Höhe des vorletzten Jahres. Oesterreich-Ungarn hat, trotz den üblen Erfahrungen mit dem Balkan, die Industrialisirung weiter geführt: die Einfuhr betrug (Januar bis November) 3157, die Ausfuhr 2387 Millionen Kronen. Die Passivität der Handelsbilanz hatte also die Summe von 769 Millionen erreicht (gegen 654 im Vorjahr). Wie nach den Verlusten der letzten Monate der Jahressaldo aussehen wird, ist noch nicht zu sagen. Für den Handel des Zarenreiches gab die Statistik nur über den Zeitraum von acht Monaten Auskunft. Der Gesammtwerth stellte sich auf 1512 (1628) und der Ueberschuß auf 162 (271) Millionen Rubel. Das Resultat ist schlechter als das Ergebniß von 1911; aber die Industrie kann die Fülle der Aufträge nicht bewältigen. Der Umsatz im Inland war eben so lebhaft wie der internationale Waarenverkehr: die deutschen Eisenbahnen haben gewaltige Gütermengen vom Platz bewegt und in ihrem Schienennetz viel Geld eingefangen. Die Rente der Eisenbahnen ist ein sicherer Faktor für die Bewerthung der Konjunktur. Die Einnahmen aus dem Gütertransport betrugen (Januar bis November) auf allen deutschen Linien 1987 (1793) Millionen Mark. Das ist eine prozentuale Zunahme von 8 gegen 7,9 und 8,6 in den Vorjahren.

Für die Schiffahrt war 1912 ein Jahr großer Erfolge, in dessen Lichtkreis das Ende der Titanic nur einen flüchtigen Schatten warf. Auf

den Werften dröhnen die Hämmer in einer Symphonie ruheloser Arbeit. Das Frachtengeschäft ist so lebhaft, daß stets über Mangel an Schiffraum geklagt wird. Auf englischen Werften waren am dreißigsten September 1912 1,85 Millionen Registertons im Bau (400000 mehr als 1911); in Deutschland lagen 100 neue Frachtdampfer mit 468000 Tonnen auf Stapel. Großbritanien und das Deutsche Reich marschirten im Schiffbau allen anderen Ländern weit voran. Die HAL gab 150000 Tonnen in Auftrag; der Norddeutsche Lloyd 80000; die Hamburg-Südamerikanische 70000 Tonnen. Das Steigen der Frachtsätze, die reiche Frucht des Betriebskapitals und die Zuversicht in die Geschäftskonjunktur der überseeischen Länder schienen ausreichende Chancen für die Vermehrung des Schiffsraumes. Und das Kapital sah kein Risiko in neuen Verbindungen mit dem Rhedereibetrieb. Von Januar bis November wurden 60 Millionen der Schiffahrt zugeführt. Die HAL wuchs mit ihrem Aktienkapital auf 150 Millionen; die Hamburg-Südamerikanische erhöhte ihr Kapital (um 10) auf 25, die Deutsch-Australische (um 4) auf 20 Millionen. Der Norddeutsche Lloyd bestritt, daß er Geld brauche; was man aus der Semestralsitzung des Aufsichtrathes erfuhr, klang so günstig, daß die Lloyd-Aktie Ende September einen Kurs sah, der seit 1906, als 8½ Prozent Dividende gegeben wurden, nicht mehr erlebt worden war. Die schlimmen Jahre 1908/1910 sind überwunden. Amerika zog neue Arbeiter hinüber, so daß die Auswanderung zunahm. Ueber Hamburg und Bremen wurden in den ersten elf Monaten 284213 Personen befördert. Die Ziffer übertraf das Ergebniß des Vorjahres um 100000, das von 1910 um 24000 Köpfe.

So sorgten die Vereinigten Staaten für die deutschen Rheder, obwohl sie nur langsam auf der Konjunkturbahn in die Höhe gekommen waren. Daß man von der amerikanischen Wirthschaft und der newyorker Börse 1912 nicht so oft sprach wie in früheren Jahren, bezeichnet das Maß der Aktivität im Geschäftsleben der Union. Im November waren Sitze an der Stock Exchange in New York für 58000 Dollars zu haben, während 1911 der einzelne Platz noch mit 65000 bis 73000 Dollars bezahlt werden mußte. Die Umsätze waren im Allgemeinen nicht sehr groß; aber die Kurse kletterten in die Höhe und blieben von den europäischen Oktoberstürzen unberührt. Erst im Dezember geriethen sie ins Wanken, nachdem das Urtheil gegen den Trust der Harrimanbahnen (Union-Pacific, Southern-Pacific) veröffentlicht worden war. Seit der Zertrümmerung der Northern-Securities Company wegen Verletzung der Shermanbill (1904) war in Eisenbahnsachen keine Entscheidung von ähnlicher Tragweite erfolgt. Denn die „Tarifreform“ durch die Zwischenstaatliche Handelskommission ließ die bestehenden Systeme unberührt. Die Börse verfiel einem stillen Gram, der den Kursen einen guten Theil ihres Agios raubte. Und Thomas W. Lawson, der berühmte bostoner Tiefspieler, sorgte für ausgiebige Escomptirung der düsteren Stimmung. Nicht allen Aktionären ging es so gut wie den Leuten vom Oeltrust. Die Shares der Standard Oil

trieben ihren Kurs in Jahresfrist um 500 Prozent in die Höhe. Das amtliche Todesurtheil bekam ihnen prächtig. Auch den Dividenden hat es nicht geschadet. Mutter und Töchter gaben 52 Prozent. Ein Maximum. Die Trusts und die Wirthschaft harren der Dinge, die unter Woodys Regirung kommen werden. Die geschäftliche Konjunktur war mäßig bis ins dritte Quartal. Dann traten die Spuren der Regsamkeit deutlicher hervor. Der Stahltrust, der noch immer Prozeßgegenstand ist, schloß sein drittes Vierteljahr mit einem kräftig gebesserten Reingewinn (30 Millionen Dollars gegen 25 im zweiten Quartal 1912 und 29½ im dritten Quartal 1911). Der Auftragbestand war Ende November mit 7,84 Millionen Tonnen um 3¾ größer als im Vorjahr. Das Geschäftsjahr 1911/12 war für die Eisenbahnen nicht glorreich. Die Nettoeinnahmen blieben mit 903 Millionen Dollars um 16 hinter dem Vorjahrsergebniß zurück. Aber schon im ersten Vierteljahr (Juli bis September 1912) gab es ein Plus von 21 Millionen. Der Geldbedarf der Bahnen ist sehr groß, da im vorigen Jahr nur ein geringer Theil der nothwendigen Betriebsverbesserungen erledigt wurde. Bei den Neuemissionen, die bis Ende September 2½ Milliarden Dollars (1,7) betrugen, waren Eisenbahnpapiere in der Minderzahl. Durch den Tod des Eisenbahnmagnaten John Hawley wurde die Zahl der „Prominenten" abermals verringert. Die Baumwollernte, einer der wichtigsten Faktoren für den amerikanischen Reichthum, wird nach den amtlichen Schätzungen geringer ausfallen als im Vorjahr. Die Taxe sagt: 13,82 Millionen Ballen (von 500 Pfund) gegen 15,55 Millionen im Vorjahr. Der Baumwollpreis erhöhte sich von 47 auf 68 Pfennige für das Pfund Middling in Bremen. Da die Wirthschaft nicht sehr intensiv arbeitete, hatte sie keinen so großen Geldverbrauch wie in der Hochkonjunktur und die Zinsensätze stiegen erst in der letzten Zeit.

Dem internationalen Geldmarkt wäre eine Konkurrenz Amerikas nicht gut bekommen. Der Krieg brachte ihm Schwierigkeiten, die durch amerikanischen Bedarf noch vergrößert worden wären. Nun aber freute man sich amerikanischer Guthaben. Die großen Notenbanken hatten gegen den Andrang inländischer Wechsel und die Gefährdung der Valuta durch Goldexporte für internationale Zahlungen anzukämpfen. Die Bedrängniß trat erst ein, als sich das Kriegsgespenst häuslich eingerichtet hatte. Die deutsche Reichsbank konnte noch im Juni, vor Abschluß des Semesters, ihren Wechselzinsfuß ermäßigen. Sie hat den Diskontsatz dreimal geändert: im Juni von 5 auf 4½, im Oktober von 4½ auf 5, im November von 5 auf 6 Prozent. So wird sie zu einem Durchschnitt kommen, der nicht weit hinter 5 Prozent bleibt (4,39). Die Bank von England war im Sommer mit 3 Prozent ausgekommen; seit dem siebenzehnten Oktober hat sie einen Satz von 5 Prozent. Ein Symptom für die Beengtheit der Geldpolitik war die Diskonterhöhung in Frankreich. Das französische Institut hat nur sehr selten den Wechselzinsfuß über 3½ Prozent gesteigert. Am ersten November mußte es auf 4 Prozent gehen. Eine Politik regster Wachsamkeit

war der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, dem fast bis an den Balkan vorgeschobenen Posten, aufgezwungen. 6 Prozent Banksatz sind in der habsburgischen Monarchie eine Seltenheit. Aber das Noteninstitut mußte einer Ueberfülle von Wechselangebot und einer Schwächung der österreichischen Valuta im Ausland vorbeugen. Die letzte Diskonterhöhung war so dringend, daß sie nicht vom Generalrath (auf dessen Versammlung man nicht warten konnte), sondern von dem aus fünf Mitgliedern bestehenden Exekutivkomitee angeordnet wurde. Auch die russische Staatsbank setzte, mit Rücksicht auf den Kurs der Valuta im Ausland, den Diskont auf 6 Prozent. Den höchsten Wechselzinsfuß hatte die Sächsische Bank in Dresden: seit dem achtzehnten November 6½ Prozent; daran ist die im grünweißen Grenzbezirk üppig blühende Industrie schuld. Daß unsere Reichsbank auf der Wacht ist, hat sie gezeigt. Präsident Havenstein sorgte durch Reden und Thaten für Respekt vor der höchsten Instanz. Das Thema Barreserven wurde bei jeder Gelegenheit erörtert. Das machte nervös; und man hatte das Gefühl, des Guten sei zu viel geschehen. Der dreißigste Juni brachte eine Verschlechterung des Status um 690 Millionen (633); März und September waren besser als im Vorjahr; am dreißigsten November war die Bilanz um 327 Millionen (173) verschlechtert. In der Notensteuer war die Bank zwanzigmal. Das ist viel, wenn man die erhöhten steuerfreien Kontingente und die Vertheuerung des Lombardzinsfußes zu den Quartalswechseln dagegen hält. Die privaten Geldsätze entsprachen der unbequemen Lage. Seit Mitte November galt die neu eingeführte Doppelnotirung für Privatdiskonten. Der Satz ging nicht mehr unter 5½ Prozent und blieb schließlich auf 6 Prozent. Tägliches Geld wurde in der selben Zeit theuer. Die Preise für Ultimogeld kletterten rasch in die Höhe. Während der Oktoberultimo noch zu 4⅞ bis 4¾ erledigt werden konnte, brachte der November 6½, der Dezember 8¾ Prozent.

Die Banken sind über die Geldvertheuerung nicht böse. Was verschlägt es ihnen, am Jahresende 4 Prozent für täglich kündbares Geld zu zahlen, wenn sie von ihren Debitoren 8 Prozent und mehr fordern können? Das Jahr wäre lückenlos gut gewesen, wenn die Kreditbeschränkungen und der Krieg nicht gestört hätten. Da gab es an Außenständen und Effekten Verluste, die an den inneren Reserven zehren. Die Zahl der Konkurse im Deutschen Reich war größer als im Vorjahr: 8444 gegen 7922; und die Insolvenzen von Privatbankfirmen häuften sich in erschreckender Weise. Aber das Schlußergebniß wird nicht schlecht sein; und die Dividenden werden zum größten Theil die Vorjahrsquoten wiederbringen. Bis zum dreißigsten September bot das Verhalten der Börse gute Gelegenheit zur Abwickelung von Effekten- und Konsortialgeschäften (die Summe der Emissionen im ersten Halbjahr betrug 2080 Millionen nach dem Kurs, gegen 1780 im Vorjahr), die erst nach dem Kurssturz schlechter aussahen. Die Interventionkäufe der Banken hielten sich in bescheidenen Grenzen. Das Gebot der Liquidität gab einen starken Grund zur Zurückhaltung. So wurden

die Portefeuilles nicht zu sehr belastet. Was an den eigenen Beständen verloren war, wurde wohl zum Theil durch niedrigen Einsatz ausgeglichen. Zinsen und Provisionen waren bei hohem Durchschnittszins und großen Umsätzen an der Börse (bis Ende November brachte der Schlußscheinstempel 24,34 Millionen gegen 22,79) gefundenes Geld. Im Bereich der Großbanken machte die Deutsche Bank oft von sich reden: Boswau & Knauer, Berliner Terrain und Bau, Hohenlohewerke, Bergmann. Kein Ruhmeskranz. Herrn von Gwinners demosthenische Beredsamkeit kam nicht zur Ruhe. Deutsche Bank und Bergisch-Märkische opferten 12 Millionen und 1½ Prozent Dividende (die Bergbank zahlte 7 gegen 8½). Beim Schaaffhausenschen Bankverein muß die Betheiligung an Bau- und Grundstückfirmen wahrscheinlich mit einem Dividendenopfer bezahlt werden. Man rechnet auf 6 gegen 7½. Die Insolvenz des Baugeschäftes Kurt Berndt; auch manche andere Beziehung zum Terraingeschäft hat versagt. Die Bodenkrisis ist manchem Bankenengagement verhängnißvoll geworden. Zwischen der Bankfirma Samuel Zielenziger in Berlin, die ein Moratorium bis zum ersten Juli 1913 erbat, und einzelnen Großbanken bestand ein durch Grundstückaktien gedecktes Lombardverhältniß. Schließlich waren die Papiere, deren Kurs künstlich gehalten worden war, so entwerthet, daß die Banken um ihre Garantie besorgt sein mußten. In der Provinz gab es viele Konkurse von kleinen Bankfirmen (Schlesien war besonders heimgesucht), die mit Bau- oder Getreidegeschäften gearbeitet oder sich in Effektenspekulationen übernommen hatten. Der Konkurs der Getreideimportfirmen Heinrich Straeter und J. W. Bedder in Duisburg war ein Millionenobjekt. In Berlin brachte der Zusammenbruch der Baufirma Mosler & Wersche eine Sensation. Auch da reichten die Beziehungen tief in den Bankenbereich hinein. In Hannover gerieth die Bahnindustrie-Aktiengesellschaft in Schwierigkeiten; die Kredite, die das Unternehmen bei Aktienbanken und Privatfirmen gefunden hatte, gingen in jedem einzelnen Fall in die Hunderttausende. Die Betroffenen erklären natürlich, die Deckung reiche ihnen weit über die Füße. Wenn aber der Schade besehen wird, zeigt sich nicht selten, daß allerlei Glieder ungedeckt blieben. Daß dem Privatbankier das Leben nicht leicht gemacht ist, zeigt die Strecke des Jahres 1912. Zwanzig Tote. Aber der Deutsche Bankiertag in München hat dem Bankier die volle Daseinsberechtigung attestirt. Wenige Firmen wurden durch Großbanken erlöst: die Süddeutsche Diskontogesellschaft übernahm das wormser Bankgeschäft Rischmann; die Mitteldeutsche Kreditbank das wiesbadener Bankhaus Paul Strasburger. Dafür wuchs in der Provinz eine neue Hundertmillionenbank auf: die zum Concern der Diskontogesellschaft gehörende Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig, die ihr Kapital von 90 auf 110 Millionen erhöhte. Und im Bezirk der Deutschen Bank bereitet sich eine ähnliche Errungenschaft vor: die Essener Kreditanstalt geht mit dem Essener Bankverein zusammen. Beide Institute standen durch die Person des Geheimen Kommerzien-

raths Klönne in Verbindung mit der Deutschen Bank. Beide sind schnell gewachsen: die Kreditanstalt auf 72, der Bankverein auf 30 Millionen Mark Aktienkapital. Beim Bankverein hatte der Bergkönig Karl Funke die Uebermacht; und er wollte nicht abhängig sein. Nun ist sein Wille tot und die Fusion möglich. Die Aktionäre des Bankvereins müssen einen Dividendenrückgang (zuletzt 7 Prozent) fürchten. Das wird den Aktientausch erleichtern. Der Aufwand von Kapital für neue Bankaktien war nicht sehr beträchtlich. Erhöhungen beschlossen: der zur Deutschen Bank gehörige Schlesische Bankverein von 40 auf 50, die zum selben Concern gehörende Hannoversche Bank (einer der Kreditoren der erwähnten Bahnindustriegesellschaft) von 30 auf 36, die Brasilianische Bank für Deutschland von 10 auf 15, der Magdeburger Bankverein von 15 auf 17½, die Ostbank für Handel und Gewerbe von 23 auf 27, die Bayerische Handelsbank von 35,6 auf 44,5, die Württembergische Vereinsbank von 30 auf 40 Millionen. Die Rostocker Bank gab für 1 Million Mark fünfprozentige Vorzugsaktien aus. Ein Unikum bei Kreditbanken und im erwähnten Fall durch die Nothwendigkeit einer Sanirung bedingt. Die Dresdener Bank kam, durch die Beziehungen zur Aktiengesellschaft Speyr & Co. in Basel, in Verbindung mit dem Schweizerischen Bankverein; und die Darmstädter Bank führte eine neue russische Bankaktie (Azow-Don) in den Ultimohandel ein.

Der Rentenmarkt hat die Hohe Finanz weniger durch neue Geschäfte als durch Abschreibungen in Anspruch genommen. Unter den großen Emissionen des Jahres stand das Duo Reich-Preußen an der Spitze. 1911 war zum ersten Mal ohne das Auftreten dieser Großen im Emissiongeschäft vorübergegangen. 1912 brachte 80 Millionen vierprozentiger Reichsanleihe und 420 Millionen preußischer Konsols. Auf diese 500 Millionen wurden 553 gezeichnet. Tempi passati. Am Jahresschluß sind beide Papiere um 1½ Prozent billiger zu haben als am Zeichnungtag. Am ersten Juli wurden von 420 Millionen Schatzanweisungen des Reiches und Preußens 60 zurückgezahlt und 360 prolongirt. Damals gab es noch keine Kriegsfurcht; und Jeder griff gern zu. Auch die Schatzscheine sind billig geworden (99½). Bayern hatte großen Bedarf: 50 Millionen vierprozentiger Anleihe wurden begeben und 122 Millionen angekündet. Im März gingen 6 Millionen bayerischer Schatzscheine nach Amerika. Das Reich und Preußen waren mit bösem Beispiel vorangegangen. Und der österreichische Finanzminister gab 125 Millionen Kronen 4½prozentiger Schatzwechsel zu 97 Prozent an die National City Bank und die Firma Kuhn, Loeb & Co. in New York. Die Tratten geben 6½ Prozent (bei anderthalb- bis zweijähriger Laufzeit) und lauten auf Dollars, damit sie nicht vor der Zeit nach Haus kommen. Der ungarische Kollege machte für den selben Nominalbetrag das Rothschildkonsortium in Oesterreich und Deutschland mobil. Beide Transaktionen waren Kinder der Noth. Westaustralien hat es besser: es konnte eine vierprozentige Anleihe zu 99½ in London anbringen. Und in Frankreich waren die ersten vierprozentigen Emissionen große

Erfolge: eine Eisenbahnanleihe von 300 Millionen Francs wurde dreißigmal überzeichnet, eine pariser Stadtanleihe von 200 Millionen siebenzigmal. Den Gipfel erstiegen die Russen mit 80 Millionen Mark 4½prozentiger Wladikawkasbahn-Anleihe, die Ende April in Deutschland aufgelegt und enorm überzeichnet wurde. Die Stadt Berlin bekam die Genehmigung zu einer Anleihe von 262 Millionen. Der neuen chinesischen Republik ging es nicht gut. Die Mandschurei, Mongolei, Yünnan, Tibet: Alles zum Teufel. Ein Fetzen nach dem anderen. Dem Staatsgläubiger bleibt schließlich nur ein Torso. Yuanshikai ist bescheiden geworden. Er ist zufrieden, wenn sechs und noch mehr Nationen eine Anleihe von 25 Millionen £ übernehmen. Einst waren es 60 Millionen; aber Summe und Bedingungen verletzten das republikanische Zartgefühl und man gab dem Sechsmächtesyndikat einen Refus. Das Bankhaus Birch Crisp in London sprang ein. Schlußakt: Fiasko. Nachspiel: Versöhnung mit den Sechs; sonst bringt 1913 den Staatsbankerot. Die siegreichen Italiener schlossen einen Vorvertrag mit Rothschild über 600 Millionen Lire. Der definitive Abschluß wird wohl später erfolgen; aber das Geschäft erinnerte an die stolzesten Tage des Hauses Rothschild, das 1912 eine Säkularfeier hatte. Wenn der londoner Nathan erlebt hätte, daß englische Konsols auf 73 standen! Das war die niedrigste Stufe im Jahr 1912. Am Ende waren sie wieder auf 75,37. Nur die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe sank unaufhaltsam. Einst glaubte man, 77,30 sei der niedrigste Pegelstand; aber es ging noch tiefer: auf 77,00. Der französischen Dreiprozentigen ist es schon schlechter ergangen als 1912; am Jahresende war ihr Kurs 89,32. Die Rentabilität der Staatspapiere hat sich erhöht; Folge der Entwerthung. Papiere, die weniger als 3½ Prozent Zinsen bringen, giebt es nicht mehr; und die Zahl der unter 4 Prozent bietenden ist sehr klein. Die Ursachen des Kursrückganges sind bekannt: äußerste Ausnutzung des gewerblichen Betriebskapitals bei reichem Ertrag und Erhöhung des industriellen Zinses.

Das Wirthschaftkapital zeigte eine üppige Fruchtbarkeit. Soll man traurig darüber sein? Die Theuerung, die sich in Permanenz erklärt hat, gebietet Ausnutzung der Ergiebigkeit des Kapitals bis zum Bodensatz. Die Industrie hatte mit hohen Rohstoffpreisen zu rechnen, konnte aber den Preis der Fabrikate steigern. Unter den Metallen war Zinn von der Spekulation bevorzugt. So wars schon 1911; und die Bewegung wurde durch die eigenartige Organisation des londoner Zinnmarktes gefördert. Der erste Preis des Jahres war 203 £, der niedrigste 184, am einunddreißigsten Dezember 229 £ (per Kasse). 1911 war die höchste Notiz 233 £. Kupfer (per Kasse) stieg von 59 auf 76½ £; Zink blieb ziemlich unverändert. Blei wurde von 16 £ 2 sh auf 18 £ 2 sh gesteigert. Eisen und Kohle hatten überall höhere Preise. Als Belgien Mitte November für ganze acht Tage einzelne Eisenpreise ermäßigte, staunte man wie über ein Wunder. Oder wars ein Irrthum? Die Reduktionen wurden bald wieder rückgängig gemacht. In Deutschland

folgten die Preiserhöhungen einander in kurzen Zwischenräumen. Um nur einige zu nennen: Spiegeleisen 81 (72) Mark; Stahleisen 74 (65); Englisches Gießereiroheisen III 88 (68,50); Deutsches Gießereieisen 76,50 (70,50); Stabeisen aus Flußeisen 126 (112,50), aus Schweißeisen 148 (133,50); Grobbleche 135 (131), Kesselbleche 145 (141). Das Kohlensyndikat hatte die Preise um durchschnittlich eine Mark für die Tonne erhöht und bleibt für das Geschäftsjahr 1913/14 dabei. Die Roheisenmenge, die in den deutschen Hütten produzirt wird, ist der stolzeste Befähigungnachweis der Industrie. Das Endresultat wird 1912 etwa 18 Millionen Tonnen betragen (15,53 im Jahr 1911). Ein Werthobjekt von 1450 Millionen Mark. Im Anfang des Jahrhunderts betrug die Gesammtproduktion 8½ Millionen Tonnen. Der Roheisenverband hat sich gut gehalten. Mit den siegerländer Außenseitern und den luxemburgischen Händlerwerken kam er ins Reine. Als der Stahlwerkverband im Zwielicht zwischen April und Mai für fünf Jahre verlängert wurde, war er schon tot gewesen. Und was zu neuem Leben erwachte, war ein Körper ohne Füße. Die A-Produkte (Halbzeug, Formeisen, Schienen) blieben syndizirt; die B-Produkte erkämpften sich die Freiheit. Stabeisen, Bleche, Röhren sind frei; Walzdraht ist durch ein brüchiges Syndikat, das mit Mühe und Noth bis Juni 1913 bedingt begnadigt wurde, gebunden. Der Versand des Stahlverbandes betrug bis Ende November 5,91 Millionen Tonnen (5,34). Was die ungezügelte Konkurrenz der B-Produkte bei nachlassenden Absatzchancen anrichten wird, weiß Niemand. Im Dezember wurde bei einer berliner Stabeisen-Submission der Normalpreis unterboten.

Die Syndikate der Eisenindustrie hatten im Uebrigen nicht zu klagen. Die Trägervereinigungen wurden für fünf Jahre verlängert. Die selbe Frist gewann die Oberschlesische Stahlwerksgesellschaft. Auch das Schiffbaustahlkontor und die Schienenkonvention werden weiterleben. Von der günstigen Lage des Roheisenmarktes zeugen die Versandziffern des Roheisenverbandes und der Außenhandel. Jene betrugen bis Ende Oktober 2,30 Millionen Tonnen (bei 5,60 Selbstverbrauch der Werke) und waren um 400 000 Tonnen (der Selbstverbrauch um 900 000) höher als im Vorjahr. Der Export stieg bis Ende Oktober (um fast 600 000) auf 4,91, der Ausfuhrüberschuß (um 530 000) auf 4,41 Millionen Tonnen. Auch der Kohlenbergbau hatte gute Tage. In den ersten zehn Monaten waren 147,40 Millionen Tonnen (133,47) Steinkohle und 67,66 (60,29) Millionen Tonnen Braunkohle aus deutschen Schächten gefördert. Der englische Bergarbeiterstrike half der Ausfuhr: sie wuchs von 22,24 auf 25,72 Millionen Tonnen. Die Koksausfuhr stieg (um fast 30 Prozent) auf 4,82 Millionen Tonnen, wovon Belgien 47 Prozent mehr aufnahm als im Vorjahr. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat konnte seit Oktober auf jede Fördereinschränkung für Kohle verzichten und hat es für Januar 1913 bei diesem Modus belassen. 1911 wurden von der Betheiligung im Durchschnitt 12½ Prozent abgezogen. Bei Koks war die Einschränkung um etwa

10 Prozent geringer als 1911. Für den Absatz schien es keine Grenzen zu geben; er hätte noch höhere Leistungen ermöglicht, wenn durch den Wagenmangel nicht ein unnatürliches Hemmniß entstanden wäre. Die Kohlenwerke haben durch die Unzulänglichkeit des Eisenbahnbetriebes einen sehr schmerzhaften Schaden erlitten. Schlimmer als je zuvor. Das Syndikat berechnete den Minderabsatz auf wenigstens 600 000 Tonnen. Durch die Störung des Versandes nach Belgien und Frankreich sind den deutschen Zechen große Kontrakte für das nächste Jahr entgangen; denn die ausländischen Eisenwerke waren gezwungen, sich Ersatz zu suchen; und die belgischen und französischen Lieferanten nutzten die Situation aus und forderten weitgehende Abschlüsse. So wurden die rheinisch-westfälischen Zechen um die Kundschaft gebracht. Wenn der preußische Eisenbahnfiskus die Verluste an Löhnen und Gewinn zu ersetzen hätte, könnte er sich getrost auf 30 Millionen gefaßt machen. Die Schärfe, mit der Hugo Stinnes das Verhältniß des Bergfiskus zum Kohlensyndikat kritisirte (die Regirung hatte ihren Vertrag mit dem Syndikat gelöst, weil ihr die letzte Preiserhöhung für Hausbrandkohle nicht genehm war), brachte wohl auch den berechtigten Groll der Zechenleiter über das Versagen der Eisenbahnen zum Ausdruck. Stinnes hat das große Programm der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkgesellschaft weiter durchgeführt. Das Aktienkapital wurde (um 30) auf 130 Millionen erhöht und Deutsch-Lux auf den dritten Platz (hinter Krupp und Gelsenkirchen) in der Reihe der Montanriesen befördert. Die Dividende blieb bei 11 Prozent. Eine interessante Neubildung gab es unter der Leitung der Mannesmannwerke. Das alte Röhrensyndikat hatte nicht genügt. Unter seiner Herrschaft war eine ungesunde Preispolitik entstanden. Die Mannesmannröhrenwerke suchten und fanden eine neue Form: den Trust. Sie schlossen langjährige Verträge mit verschiedenen Gesellschaften ihrer Branche (Wittener Stahlröhren, die erst mit Hoesch zusammengehen sollten; Balcke, Tellering & Co., Siegener Stahlröhrenwerken) und gliederten sich selbst eine große Kohlenzeche an, um eigene Kohlen für die Herstellung des zur Verarbeitung nöthigen Roheisens zu haben. Das Aktienkapital erhöhten sie von 33 auf 61 Millionen. Die Gesammtproduktion des Concerns wird für das Jahr auf einen Werth von 140 Millionen Mark geschätzt. Die Stellung im Kohlensyndikat war bei der Verschmelzung der Bergbau-Gesellschaft Neu-Essen mit dem Kölner Bergwerksverein von Bedeutung. Beide stehen hoch im Alter und Werth. Die Aktie des Kölner Vereins ist eins der höchstrentirenden Papiere des Kurszettels. Aehnliches gilt von der Bergwerkgesellschaft Konsolidation, die nie neue Aktien ausgegeben hatte und im November 1912 zum ersten Mal, nach dreiundzwanzig Jahren, Junge praesentirte. Sie erhöhte ihr Kapital (um 4) auf 20 Millionen (die Aktie kommt dadurch in den Ultimohandel), um ihren großen Felderbesitz ganz auszubauen und damit fürs neue Syndikat vorzusorgen. Mit zu den Konservativen gehört der Bochumer Gußstahlverein. Aber auch er folgte dem allgemeinen

Trieb, durch Verbilligung der Produktion die Rente zu erhöhen, und nahm neue Mittel auf, um die Hochöfen zu erweitern, neue Zechen auszubauen und Eisenerzgruben zu kaufen. Das Aktienkapital wurde von 30 auf 36 Millionen gebracht. Die Steigerung der technischen Leistungfähigkeit als Ausgleich der wachsenden Unkosten bildete das Leitmotiv aller Kapitalserhöhungen. Man ergänzt die Betriebsmittel, um dem alten Kapital die Ergiebigkeit zu sichern. Das Wachsthum des industriellen Anlagekapitals fordert immer mehr Dung. Neues Geld ist die Losung. Das Hasper Eisen- und Stahlwerk stieg von 10 auf 13, die Rheinischen Stahlwerke von 40 auf 46, das Bochumer Bergwerk von 1½ auf 6, die Vereinigten Stahlwerke Van der Zypen von 13 auf 17, die Deutsch-Oesterreichische Bergwerkgesellschaft von 15 auf 18, die Kattowitzer Bergbaugesellschaft von 30 auf 39 Millionen. Als einzige Leiche war das (längst fällige) Eisenwerk Rothe Erde in Dortmund zu beklagen. Im Uebrigen entsprachen die Dividenden dem guten Geschäftsgang. Von den Werken, die am dreißigsten Juni schlossen, zahlten: Hoesch 22 (20), Bochumer Guß 14 (12½), Phoenix 18 (15), Rheinische Stahlwerke 10 (8) auf 44 (40) Millionen, Laurahütte 6 (4), Hasper 12 (10), Rombacher 10 (9), Harpener 9 (8) Prozent Dividende. Auch die Arbeiterlöhne sind gestiegen: im Oberbergamtsbezirk Dortmund betrug der Schichtlohn im dritten Quartal 5,10 Mark gegen 4,72 im Vorjahr, bei 360544 Mann (337091) Gesammtbelegschaft; aber Frieden gab es nicht. Der Riesenstrike in England, der am letzten Februar begonnen und, nach sechswöchiger Dauer, der Wirthschaft Britaniens einen Schaden von einer Milliarde Mark zugefügt hatte, wirkte ansteckend auf einen Theil der Ruhrknappen. 200000 Mann legten die Arbeit nieder, mußten aber schon nach einer Woche, als Besiegte und Geschädigte, das Kriegsbeil wieder begraben. In Saarabien, wo die Zechenleute schlechter bezahlt sind als die Knappen an der Ruhr (der Durchschnittsverdienst im Jahr 1911 war 1168 gegen 1446 Mark an der Ruhr), rüstete man zum Kampf. 30000 Mann wollten gegen den Bergfiskus zu Felde ziehen. Ihre Wünsche sind begreiflich; aber es schien zweifelhaft, ob sie Etwas erreichen würden. Der Staat schützt die geringere Ergiebigkeit des Saarbergbaues vor. Im Dollarland gabs einen Ausstand in den Weichkohlengruben Pennsylvaniens; und England sah noch im Dezember strikende Eisenbahner im Nordosten. Für die gute Verfassung der deutschen Montanindustrie spricht die Bestimmtheit, mit der alle Gerüchte von schädlichen Wirkungen des Krieges und von beginnender Abschwächung der Konjunktur bestritten wurden.

In bester Verfassung war auch die Elektrizitätindustrie, über deren Beschäftigung in der Generalversammlung der AEG gesagt wurde, der Andrang sei manchmal so stark gewesen, daß man ihm kaum gerecht werden konnte. Umsätze und Auftragbestand betrugen bei der AEG Ende Oktober 457 Millionen Mark (391 Millionen 1911 und 240 Millionen 1907). Diese größte deutsche Elektrogesellschaft erhöhte ihr Ak-

tienkapital (um 25) auf 155 Millionen. Daß Emil Rathenau, der Vater des neuen Aufsichtrathspräsidenten, der AEG noch lange erhalten bleibe, ist der beste Neujahrswunsch für die Gesellschaft. AEG, Siemens & Halske, Siemens-Schuckert zahlten die selben Dividenden wie im Vorjahr; 14, 12, 10 Prozent. Die Schuckertgesellschaft in Nürnberg erhöhte ihren Satz von 7½ auf 8. Siemens-Schuckert hatten beträchtlichen Kapitalzuwachs: die Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Aktienkapital (um 10) auf 70 Millionen, Siemens & Halske gab 20 Millionen 4½prozentiger Obligationen aus, die SS-W bekamen von den Mutterfirmen ein neues unkündbares Darlehen von 20 Millionen und gaben 30 Millionen 4½prozentiger Schuldverschreibungen aus. Das Anlagekapital der SS-W beträgt 219 Millionen. Die zum Concern gehörende finanzielle Trustgesellschaft Siemens Elektrische Betriebe erhöhte das Kapital (um 5) auf 12½ Millionen und gab 10 Millionen Mark Obligationen aus. Die Trustgesellschaft der AEG, die Elektrobank in Zürich, brachte ihr Kapital von 60 auf 75 Millionen Francs. Die Aktie soll in den berliner Ultimohandel zugelassen werden. Die in rascher Expansion befindliche Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft ist von 100 auf 120 Millionen gewachsen. 1906 waren es erst 36 Millionen. In Buenos Aires gab es Aerger um Konzessionen. Die Bergmannwerke wurden sanirt; Theodor Berliner von den SS-W trat in die Direktion (Alfred Berliner aus der Direktion bei Siemens & Halske in den Aufsichtrath); das Aktienkapital wurde von 29 auf 52 Millionen erhöht; die SS-W übernahmen 8½ Millionen Mark Aktien von Bergmann.

Die Börse spiegelte weniger die Stärke des Wirthschaftkörpers als die Nervosität des in Kriegssorge lebenden Publikums wider. Sie war mit schweren Hausseengagements über die Schwelle des Jahres 1912 geglitten und trug diese Last in Sorgen bis Mitte März. So lange dauerte die Angst wegen politischer Störungen (Frankreich, England, Rußland) und die Nachwirkung des ersten Appells der Excellenz Havenstein. Die Börse fürchtete eine Begrenzung der Effektenspekulation durch erschwerende Bedingungen bei den Banken (hohe Einschüsse) und neue Steuern für die Wehrvorlagen. Dann kam eine Hausse. Der Kassamarkt glänzte in Sonnenschein. Deutsche Waffen, Köln-Rottweiler Pulver, Daimler Motoren, Akkumulatoren Hagen, Vogtländische Maschinen waren hochbezahlte Favoriten. In den Taumel stürzte sich mit kräftiger Faust der Börsenkommissar. Er wollte die Tollen zur Vernunft bringen, warnte laut vor den bedenklichen Kunststücken und schlug für Ausnahmefälle eine Aenderung des Einheitkurses vor. Der Widerhall dieser Warnung dauerte nicht lange. Die Börse blieb in der Hausse bis zum ersten Oktober, dem Tag des Gerichts. Die Mobilisirung des Balkans bewirkte den Sturz. Dann kam eine neue Erholung, die sogar starke Hausseansätze zeigte. Aber am zwölften Oktober brach die ganze Herrlichkeit zusammen und wurde nicht wieder aufgebaut; die letzten Dezemberwochen waren, weil man auf Frieden

hoffte, etwas besser. Noch schlimmer als in Berlin hatte der Sturm in Wien und Paris gewüthet. Der pariser Effektenmarkt sah Paniken, wie sie die Börsengeschichte nur selten verzeichnet hat; und in Wien stürzte eine Millionenstadt aus Kartenhäusern ein. Die Börsen haben sich keinen Lorber verdient. Ihr Verhalten war kläglich; ein Hohn auf den oft gerühmten politischen Riecher der Börsenleute. Das Publikum wurde von der Furcht natürlich angesteckt und warf seine Papiere, auch wenn sie bezahlt waren, wie brennenden Zunder von sich. Die Banken konnten nicht helfen. Sie hatten für Liquidität zu sorgen und waren froh, daß sie, was zwischen dem zweiten und fünften Oktober aufgenommen war, in der kurzen Haussefrist abzustoßen vermochten. Die schönen Tage von Kanada, Hansa und Naphtha-Nobel waren vorüber. Werden sie wiederkommen? Die Tabelle zeigt die Anfangskurse, die des letzten Haussetages, des schwärzesten und des Schlußtages:

	2. Januar	30. September	12. Oktober	31. Dezember
Deutsche Bank	266,75	257,12	242,75	249,75
Diskontogesellschaft	193,75	189,50	181,—	184,—
Handelsgesellschaft	172,50	172,—	162,75	164,37
Bochumer Guß	235,12	240,62	224,75	211,87
Phoenix	262,62	284,25	263,62	257,75
Gelsenkirchen	211,50	211,12	188,25	191,75
A E G	296,—	270,25	248,62	237,75
Siemens & Halske	254,—	240,75	217,50	221,12
Hamburg-Amerika-Linie	147,12	163,37	145,50	155,75
Norddeutscher Lloyd	107,87	129,37	113,37	119,87
Hansa	216,37	328,—	278,—	291,75
3% Reichsanleihe	83,—	79,50	77,87	78,10
4% Russen von 1902	91,50	90,75	86,—	89,12
Türkenlose	163,25	174,—	153,50	155,25
4½% Serben	93,30	90,90	80,—	89,75
Türk. Unif. Anleihe von 1903	90,25	91,—	80,75	85,50
Türk. Administr. Anleihe	83,90	82,60	77,50	78,25
6% Bulgaren	103,—	102,50	97,20	102,90
Deutsche Waffen	415,25	544,50	494,—	552,—
Daimler Motoren	227,—	336,—	284,—	305,—
Höchster Farbwerke	542,25	645,25	606,25	632,—
Vogtländische Maschinen	471,—	730,25	615,—	563,—
Naphtha-Nobel	—	324,25	270,—	336,—

Die schwersten Aktien stehen, trotz den schlimmen Tagen, noch über dem ersten Jahreskurs. Man glaubt noch an die Wunder der industriellen Rente; und es kommt darauf an, wie lange die Politik die Gefühle unterjochen wird. Dauerts zu lange, dann könnte 1913 ein Jahr der Konsolidirung werden. Im anderen Fall ist ein neuer Aufschwung möglich. Wenn die Gelder eingesperrt bleiben, ist Hoffen und Harren vergebens und wir erleben, nach Taumel und Katzenjammer, den Sieg der Vernunft. Ich fürchte aber: nur dann. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m b H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Januar 1913.

Pause.

Elysion.

Seit am fünfzehnten Januar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Casimir-Perier schon nach halbjährigem Aufenthalt dem Bourbonenelysion entlief und ins Land hinausschrie, dem höchsten Amt der Republik fehle jede Möglichkeit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrscht der Glaube, in der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatsgeschäft einzugreifen habe. Der Glaube trügt. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief: „Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward.“ Damals stand der Präsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1871, „sous l'autorité de l'Assemblée Nationale“; war der Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Gesetze zu verkünden, ihre Ausführung zu überwachen, die Minister zu berufen und wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Elysierhaus thronte, fand er, dem höchsten Amt fehle die nothwendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer. Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mitternacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amtsmacht

des Präsidenten fortan sieben Jahre währen zu lassen; trotz dem höhnenden Ruf von der linken Seite des versailler Saales: „Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!“ Die endgiltige Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten Februar 1875 beschlossen wurde, hat auch den Bereich der Präsidentenrechte geweitet. Der auf sieben Jahre Gewählte kann sich wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht der Republik. Ernennt alle Beamten (civile und militärische). Kann Gesetze vorschlagen und muß die von den beiden Kammern beschlossenen verkünden und für ihre richtige Ausführung sorgen. Ist er mit einem beschlossenen Gesetz nicht einverstanden, dann darf er, ehe die Verkündungfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft eine neue Berathung fordern, die keine Kammer ihm weigern kann. Auch sonst hat er das Recht, Botschaften an die Kammern zu richten. Beider Berathungen darf er, zweimal in einer Session, auf je einen Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordentlicher Session einberufen. Beide zur Revision der Verfassung auffordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer der Abgeordneten auflösen, bevor ihr Mandat erloschen ist. Mit den Vertretern fremder Mächte verkehrt er unmittelbar und kein Staatsvertrag kann ohne seine Mitwirkung Rechtskraft erlangen. Er hat das Begnadigungrecht, ist in der Personenwahl für alle Aemter, auch die höchsten, frei und darf, so oft er daraus einen Nutzen hofft, in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer als des Deutschen Kaisers, der, wie Lagarde früh gezeigt hat, ohne Souverainmacht, rechtlich der Präsident einer Republik ist. Souverain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof das Recht spricht. Und wenn die Reichstagsmehrheit ihre Macht ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in der Wahl des Geschäftsleiters nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der ist, wie Eugen Melchior de Vogüé vor zwanzig Jahren schrieb, nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten Ueberlieferung in der Möglichkeit seines Wirkens gehemmt. Welches Volk aber kennt seine Verfassung gründlich? Gestern hörten wir einen Staatssekretär, der nicht um Fingersbreite von der Willenslinie des ihm vorgesetzten Kanzlers weichen durfte, rühmen, als wäre er ein selbständiger Minister gewesen; hörten allerlei putzige

Weissagung über die Politik, die der Erbe des Titanen treiben werde. In Frankreich ists nicht besser. Herr Leyret, der Verfasser des Buches „Le Président de la République“, hat neulich im „Matin“ erzählt, er habe einen ganzen Tag lang in pariser Buchhandlungen, auf beiden Ufern der Seine, ein Exemplar der Verfassung gesucht; vergebens. Eine handliche, billige Ausgabe (wie wir sie in Guttentags Sammlung haben) ist in den vier Lebensjahrzehnten der Republik nie vom Bedürfniß gefordert worden. „Ist diese Gleichgiltigkeit nicht doppelt seltsam in einem Volk, das Barrikaden gebaut und Throne gestürzt hat, um sich die Wohlthat einer Verfassung zu sichern?“ Daß Frankreichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl geweihter Ort heiliger Stille noch ein vom Zephyr umfächeltes Gefilde der Seligen ist, hat das Schicksal der Grévy, Casimir-Perier, Faure erkennen gelehrt. Der im Elysée gebietet, ist aber auch keine Festpuppe, kein Staatsornament; brauchts nicht zu sein. Kommt Einer, der nicht nur behaglich leben, sondern sein Recht anwenden will: er kanns. Die Flamme seiner Persönlichkeit würde ins Vaterland schlagen und dem Auge der Nachbarschaft einleuchten, daß auch sie das Wesen des Präsidenten nicht für unwichtig halten darf. Wählt der Kongreß wieder einen in jedem Sinn bequemen Mann, dann ist nur bewiesen, daß die politiciens den Geist der Verfassung zu knebeln wünschen. Und daß ihnen die Nation der Rentner das einträgliche Jakobinerspiel noch geduldig für ein Weilchen erlaubt.

Bukarest-Sofia.

„Die Dobrudscha ist fruchtbar, hat den wichtigen Hafen von Konstanza, wäre von einem übermächtigen Bulgarien aber stets bedroht; und ein großer Theil ihrer Aecker wird von bulgarischen Bauern bestellt. Rumänien sinkt, wenn einer der slavischen Balkanstaaten steigt. Silistria öffnet und schließt die Pforte zum Jungfernboden der Dobrudscha und wäre, unter dem Schirm moderner Festungwerke, ein noch gegen Springfluthen fester Deich. Ferdinand kann den Preis zahlen; käme noch billig davon. Ist König Karol, der zweite Sohn Antons von Hohenzollern, der Bruder des Prinzen Leopold, dessen Kürung für den Spanierthron einst im Vogesendickicht die Kriegsfurie entfesselte, zu kühnem Mannesentschluß schon zu alt geworden und hat die Gunst der Stunde verzaudert? Zerriß ihm Ferdinands Kreuzfahrerruf die Rechnung und lehrte den Klugen erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht

umhegten Autorität nicht mehr gelingen könne, die Walachen für den Islam ins Geschützfeuer zu bringen? Oder ist er, noch vor der Kriegserklärung der Tetrarchen, mit dem Herrn Vetter in Sofia über den Staatshandel einig geworden?“ Diese Sätze wurden hier in den ersten Novembertagen veröffentlicht; als kaum irgendwo noch an Rumäniens Rechtsanspruch gedacht worden war. Der ist jetzt das Thema des Tages. Die Rumänen murren: „Gegen ein durch makedonisches und thrakisches Land vergrößertes, auf ein starkes Festungviereck gestütztes Bulgarien brauchen wir Grenzschutz und müssen als Riegelthor Silistria haben. Das hat schon im vierzehnten Jahrhundert dem glorreichen Walachenfürsten Mircea gehört; und ist obendrein das Schloß, das den Eingang in die Dobrudscha sperrt. Die werdet Ihr, wenn im Süden Euer Landhunger gestillt ist, begehren. Deshalb müssen wir uns vorsehen und schon heute Silistria fordern. Warum erst heute und nicht früher? Weil Ihr Bulgaren uns vorgegaukelt habt, daß Ihr keinen Krieg, dann, daß Ihr keinen Gebietszuwachs wollt. Wären wir, statt neutral zu bleiben, gegen Euch marschirt, dann könntet Ihr Euch heute nicht als Sieger brüsten. Für unsere Neutralität, die Euch einen gewaltigen Landfetzen verschafft hat, heischen wir Entgelt. Weigert Ihr ihn, so seid Ihr, erstens, undankbare Kerle; und wir nehmen Euch, zweitens, ehe Ihr zu Athem kommt, mit Waffengewalt den Rechnungbetrag.“ Die Bulgaren antworten: „Wenn Ihr Alles zurückverlangt, was vor einem halben Jahrtausend Mircea einst hatte, müsset Ihr Euch zunächst wider Oesterreich-Ungarn wenden. Uns gilt der Anspruch als verjährt. Wir sind friedliche Leute. Schutz braucht Ihr gegen uns nicht; habt ihn nicht einmal gegen das Großbulgarien des Vertrages von San Stefano gefordert. Was Ihr jetzt thut, ähnelt einer Erpressung; dünkt uns mindestens nicht anständig. Wir haben die Last des Krieges getragen, haben, um ihn würdig durchzufechten, ungeheure Opfer gebracht: und Ihr, die keinen Mann und keinen Lëu aufs schwere Spiel gesetzt habt, nützet nun die Stunde unserer Ermattung, um uns einen Theil der Beute abzujagen. Gelingts, dann werdet Ihr eines nicht fernen Tages den listigen Ueberfall bitter bereuen. Statt der allen Christen gemeinsamen Sache fördert Ihr die des Türken. Doch unsere Mattheit wird nicht lange währen; und sobald wir erstarkt sind, rächt unser Arm die Schmach.“

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Weckt aber das

Gedächtniß eines ähnlichen Handels, der schlimm ausging. Acht Tage nach Königgraetz, in der Nacht vom elften zum zwölften Juli 1866, stand, im zwittauer Hauptquartier, plötzlich Benedetti vor Bismarcks Bett und deutete die Nothwendigkeit an, vor dem Friedensschluß dem Franzosenkaiser „Kompensationen“ zu gewähren. Ein paar Stunden zuvor hatte Louis Napoleon zu Robert Goltz, dem Vertreter Preußens am Tuilerienhof, gesagt, wenn er nicht wenigstens die rheinpfälzische Festung Landau erhalte, stehe er in der Rolle eines Gedemüthigten und von den Preußen Geprellten vor seinem Land. (Der Kaiser, schrieb Goltz an Bismarck, „war erschüttert, ja, fast gebrochen“.) Der nur im Schwanken Beharrliche blieb nicht auf seiner Forderung. Meinte noch am selben Tag, nur ausbündige Thorheit könne für einen kleinen Landstreifen den Volkshaß der deutschen Menschheit einhandeln; und ließ sich dennoch in das „legitime Verlangen einer Frankreich gebührenden Entschädigung“ zurücktreiben. Einer Entschädigung von dem Machtzuwachs Preußens, den ein ohne Frankreichs Mitwirkung geführter Krieg erstritten hatte. Was damals über den Rhein gerufen wurde, klingt uns, als käms recta aus der Walachei. Die selben Argumente. Erstes: Ihr seid so stark geworden, daß auch unser Grenzschutz verstärkt werden muß; sonst sind wir nach Eurem Sieg schlechter bewacht als zuvor. Zweites: Ihr seid undankbar; denn unser Eingriff hätte Euch gehindert, zu siegen. Eine uns günstige Grenzregulirung: und Ihr habt für alle Ewigkeit im Westen den zuverlässigsten Freund. Während Louis Napoleon in Vichy unter Ischias und Blasenschmerz ächzt, drängt Drouyn de Lhuys ihn in den Entschluß, Landau, Saarlouis, Mainz und Luxemburg zu fordern; damit Frankreich (nach dem Wort des pfiffigen Victor Emanuel) auch Etwas zu essen habe. Der Kaiser stöhnte; und schrie schließlich: „Lasset mich in Ruhe und machet, was Ihr wollt!“ Benedetti ist seiner Sache nicht ganz sicher; hofft aber (wie jetzt Herr Take Jonescu), mit dem Schreckbild einer Koalition (1866 Frankreich-Oesterreich, 1912 Rumänien-Türkei) den vom Kampf geschwächten Sieger zu kirren. Er hehlt nicht, daß ohne Kompensation die Zukunft des Kaiserhauses gefährdet sei; hört aus Bismarcks Mund aber die Antwort: „Die Hingabe deutscher Erde ist unmöglich; brächte uns, nach dem Triumph, den Bankerot. Lieber einigen wir uns sofort mit den Wienern, gönnen ihnen Süddeutsch-

land, gehen mit ihnen über den Rhein und nehmen Euch den Elsaß.“ So kann der Preuße sprechen, weil er aus Loes (des Militärbevollmächtigten) Berichten weiß, daß dem französischen Heer Pferde, Munition, Hinterlader fehlen. Benedetti muß den Vorschlag zurücknehmen. Doch im Februar 1867 wieder anklopfen: ob nicht wenigstens die Annexion Luxemburgs mit preußischer Zustimmung zu erlangen sei. Der Kanzler des Norddeutschen Bundes ersinnt allerliebste Finten; die feinste in Geburtstagsstimmung. Als, am ersten Apriltag, Benedetti seinem Glückwunsch eine „wichtige Mittheilung“ folgen lassen will, ahnt Bismarck, daß Frankreich die Holländer zur Auslieferung Luxemburgs überredet habe, und sagt dem Gesandten, er müsse schnell in den Reichstag. Interpellation Bennigsen in Sachen Luxemburg; die Regirung soll ermahnt werden, das alte deutsche Land vor Frankreichs Gier zu schirmen. „Wollen Sie bis in die Leipzigerstraße mit mir gehen? Ich will antworten, die Regirung sei sicher, daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten zu schmälern gedenke. So kann ich reden, weil ich ja nicht weiß, wie weit die Dinge im Haag gediehen sind. Wäre die Thatsache des Vertragsabschlusses mir bekannt, dann müßte ich sie im Reichstag verkünden und könnte für die Wirkung auf das ohnehin national erregte Haus nicht bürgen.“ Das hört Benedetti schon unterwegs; und vor dem Reichstagsthor die Frage: „Haben Sie, nach Allem, was ich Ihnen in der Eile sagen mußte, mir nun noch eine wichtige Mittheilung zu machen?“ Kurze Pause. „Nein.“ Im Reichstag spricht Bismarck: „Wir verhandeln nicht mit Frankreich über Luxemburg; und wir hoffen, zweifellose Rechte deutscher Staaten und Völker ohne Gefährdung der freundschaftlichen Beziehungen zu unseren Nachbarn wahren zu können.“ Wieder muß Frankreich weichen. Im Haag erklärt der König und Großherzog dem französischen Geschäftsträger Baudin, ohne Preußens Zustimmung könne er Luxemburg nicht abtreten. Die letzte Hoffnung auf Kompensation ist geschwunden. Laut aber schallt durchs Franzenland nun die Losung: „Rache für Sadowa!“ Und die Kriegsruthe dräut roth vom Himmel.

Karl von Hohenzollern hat den Streit um die Kompensation als junger Fürst von Rumänien erlebt. Napoleon hatte ihn, den Enkel einer Prinzessin Murat, als Nachfolger des entthronten Hospodars Cusa empfohlen; Joan Bratianu ihm in Sigmaringen die Krone angeboten; Bismarck, am neunzehnten April 1866, ihm, ge-

gen den Wunsch des ängstlichen Königs Wilhelm, gerathen, über Paris incognito nach Rumänien zu reisen. („Geht die Geschichte schief, dann bleibt Ihnen immerhin die Erinnerung an ein interessantes Abenteuer.") Da auch der Franzosenkaiser rieth, die widerstrebenden Großmächte Rußland, Oesterreich, England und die Türkei vor das Gewicht einer Thatsache zu stellen, zog der Prinz den preußischen Reiterrock in Düsseldorf aus, fuhr vermummt durch Oesterreich und wurde am zwanzigsten Mai vom Volksjubel in Rumänien begrüßt. Seitdem thront er und herrscht. Bratianus Traum von dem dako-rumänischen Reich, dem Bulgarien, die Bukowina, das Banat, Siebenbürgen und Bessarabien angehören sollten, hat Karol nie mitgeträumt. Freilich nicht früh genug die Agitation verboten, die im Bulgarenland Aufstände bewirkte und die unter Habsburgs Szepter lebenden Rumänen so erregte, daß Beust ein Heer ins Fürstenthum schicken wollte und den Entschluß zur Okkupation erst fallen ließ, als Eugenie ihn in Salzburg gemahnt hatte, nicht allzu hitzig zu sein. Preußische Offiziere waren als Instruktoren nach Bukarest gekommen, preußische Hinterlader als „Eisenbahnmaterialien" eingeschmuggelt worden; bereitete sich unter russischem und borussischem Schutz eine Verschwörung gegen Oesterreich und die Türkei vor? Karol hat das Mißtrauen rasch auszuroden vermocht. Seine Regentenleistung ist höchsten Lobes würdig. Er denkt gewiß nicht daran, den Rouher und Drouyn nachzuahmen und Rache für Kirkkilisse zu heischen. Er fordert nur, was er erlangen muß, damit sein Thron auch den Erben trage. Am neunzehnten Juli 1877 hat er, nach der russischen Niederlage bei Plewna, vom Großfürsten Nikolai aus Tirnowa eine Depesche empfangen, die ihn beschwor, schnell die Donau zu überschreiten und dem hart bedrängten Russenheer Hilfe zu bringen. Er hats gethan; hat bei Plewna das Kommando übernommen, die Russen aus der Klemme gelöst und vom Zaren gehört, Rumänien werde diese Helferthat nie zu bereuen haben. Karol wird König, sein Land selbständig; verliert aber die bessarabischen Südbezirke und soll durch den achten Artikel des Vertrages von San Stefano gezwungen werden, seine Pforten dem russischen Heer zu öffnen. Als der Bevollmächtigte sich schüchtern gegen solche Vormundschaft sträubt, pfaucht ihn Gortschakow an: „Das fehlte noch! Die Geduld meines Herrn ist nachgerade erschöpft. Er befiehlt mir, Ihre Regirung vor jedem Widerspruch gegen den Artikel Acht zu warnen; die einzige Folge

solches Protestversuches wäre unser Einmarsch und die Entwaffnung Ihrer Armee." So sah der Dank vom Hause Holstein-Gottorp aus. Das zwischen Rußland und Bulgarien eingepferchte Königreich mußte sich an den größten Donaustaat lehnen und hat seit 1887 mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn Verträge geschlossen, deren Inhalt nie ganz ins Licht kam. Auch mit der Türkei? Die Militärkonvention, von der im September 1910 geredet wurde und mit der auch General von der Goltz rechnete, hätte die Rumänen verpflichtet, wider bulgarischen Angriff dem Sultan beizustehen. Das geschah 1912 nicht. Doch ehe an die Knüpfung des Balkanbundes ernstlich zu denken war, kam aus Bukarest die Drohung: „Wenn Ihr Bulgaren bis ans Aegaeische Meer vorrückt und Adrianopel einsteckt, nehmen wir von Eurem Boden ein Pfand; weil wir nicht dulden dürfen, daß Ihr uns überwachset." Luxemburg? Nein. Frankreich hatte alle Kinder in seinem Haus und konnte einen starken Eisenriegel vorschieben. Von den zwölf Millionen Rumänen wohnen nur sieben im Königreich; und dieses Reiches Südgrenze ist offen. Auf Makedonien und Albanien soll es verzichten, um das Schicksal der unter austrischer, ungarischer, russischer Herrschaft lebenden Landsleute sich nicht kümmern. Bringt ein Krieg, der die Slavenmacht ins Ungeheure mehrt, ihm nicht einmal Silistria, dann fragt das Volk, zu welchem Zweck die Heereszisser auf Vierhunderttausend erhöht worden sei. Dann wird der Panrumanismus, der in die ungarischen Komitate schaut, zur Donaugefahr. Und der Thron morsch, den Karol gezimmert hat.

Hohenzollern-Sigmaringen und Koburg-Kohary. Zwei deutsche Fürsten müssen, zwei kluge Männer können sich verständigen. Je stärker Bulgarien wird, desto heftiger auch sein stolzer Wille, russischen Druck nicht zu dulden. Schon Stambulow hat gesagt, jeder Bulgare müsse dem Himmel dafür danken, daß die Dobrudscha seine Heimath von Rußland scheide. Die Wahrheit des Wortes klingt gewiß auch in Ferdinands Ohr. Regirte Vernunft, dann dürfte er zu dem Herrn Vetter sprechen: „Helft uns erst die Vernichtung der europäischen Türkei vollenden und nehmt als Lohn dann, was jetzt ein uns abgepreßter Tribut schiene." Doch Europa regirt. Und die Mächte, deren Stimmgabel den Ton des wunderlichen Konzertes angiebt, wünschen, daß dem großen Zaren für den kleinen noch Allerlei zu thun übrig bleibt und daß in Südost die deutschen Dynastien sich in Groll von einander wenden.

Der Jesuitenpopanz.

Im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts schwebte die europäische Menschheit in Gefahr, in einen Sumpf von Lüderlichkeit zu versinken. Da schickte Gott den Luther, die schweizer Reformatoren und den Ignatius von Loyola, die den drei Völkergruppen Mittel- und Westeuropas (jeder in der ihrer Volksart angemessenen Weise) zu Hilfe kamen. Die Jesuiten bahnten durch ihr Beispiel und durch ihren Einfluß auf die Machthaber die katholische Reformation an, zwangen den Welt- und Ordensklerus zur Läuterung, disziplinirten den katholisch gebliebenen und den rekatholisirten Theil der deutschen Katholiken und gewannen ihn der Kirche innerlich wieder, nicht durch diabolische Künste, sondern durch ihren unsträflichen Wandel, ihre glühende Frömmigkeit und ihre planmäßige, gewissenhafte, unermüdliche Arbeit in Schule und Seelsorge. Diese historische Mission war im achtzehnten Jahrhundert vollbracht; von da an traten andere sittigende Kräfte in Thätigkeit und heute bedürfen die Völker weder der sola fides noch der Prädestination mehr, auch nicht des gegen die Rotte Satans organisirten Fähnleins Jesu. So weit die Religion noch nöthig, ist auch für sie hinlänglich gesorgt, und zwar nirgends besser als im katholischen Theil Deutschlands. Die deutschen Katholiken sind nicht nur gläubig, sondern glaubenseifrig, gesittet und tüchtig, ihre Geistlichen unterrichtet, sittenrein und pflichteifrig. Daß die Jesuiten keine aktive politische Rolle mehr spielen können (ob sie in früheren Zeiten je eine solche gespielt haben, vermag ich nicht zu entscheiden), ist Jedem, der die heute wirksamen politischen Triebkräfte kennt, vollkommen klar. Da sie grundsätzlich Papalisten, hyperorthodox und bigott sind, wäre es wohl möglich, daß sie den Papst in diesem Sinn beeinflußten und hinter der streng orthodoxen „Berliner Richtung“ ständen. Wäre es so, dann wäre ihnen Niemand weniger zu Dank verpflichtet als die deutschen Katholiken und das Centrum, die durch die vielbesprochenen päpstlichen Kundgebungen und den Gewerkschaftstreit in allerlei Wirrnisse verwickelt worden und in gräßliche Verlegenheit gerathen sind. Die Protestanten sind es, die, als Feinde der Katholiken, den Urhebern dieser Wirrnisse, mögen es nun Jesuiten oder andere Leute sein, zu danken haben.

Wie geht es nun zu, daß der Orden trotzdem in Deutschland ungeheuren Lärm erregt und sogar eine passive politische Rolle spielt? Sein protestantischer Apologet Viktor Naumann (Pilatus) hat gezeigt, daß das weit umher spukende Zerrbild des Ordens nicht von Protestanten, sondern von Katholiken gemalt wurde. Die

alten Orden, denen die Jesuiten mit glänzendem Erfolg Konkurrenz machten, die eifersüchtige Sorbonne, das herrschsüchtige pariser Parlament, die Prälaten und die Weltgeistlichen, deren bequemem Wohlleben die katholische Reform ein Ende machte, haßten die neue Gesellschaft, verdächtigten und verleumdeten sie. Der Hochmuth der durch ihre Erfolge aufgeblähten Jesuiten und ihre Selbstberäucherung steigerten den Haß. Diesen Gegnern gesellten sich dann noch die aus reinen Motiven kämpfenden Rigoristen jansenistischer Richtung zu, deren Führung der große Pascal übernahm. Jesuitennovizen, die wegen Verfehlungen ausgestoßen worden waren, rächten sich durch Schmähschriften und Satiren. Die Protestanten, denen ja die Jesuiten erheblichen Abbruch gethan hatten, benutzten natürlich mit Vergnügen diese Literatur; und seitdem hat immer die nächste Generation von Jesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und sie zu prüfen. An dem großen Sturm des achtzehnten Jahrhunderts, der den Orden zerschmetterte, haben sich ja fast nur Katholiken betheiligt; Friedrich der Große und Paul der Erste von Rußland gewährten ihm Zuflucht und beschützten die in allen katholischen Ländern wie wilde Thiere gehetzten Väter. Friedrich verspottete in den Briefen an seine französischen Freunde den giftigen Haß dieser „Philosophen“ gegen harmlose und nützliche Ordensleute. Naumann macht es glaublich, daß die im Freimaurerorden organisirten josefinischen Prälaten den Vernichtungskampf geleitet haben, und gerade die geheimbündlerische Organisation dieser Herren legte ihnen nah, auch den Jesuiten geheimbündlerisches Wesen unterzuschieben oder (einen wie bedeutenden Tribut hat doch selbst Goethe dieser Psychose des Cagliostrozeitalters entrichtet!) als selbstverständlich bona fide vorauszusetzen. Dieses dankbaren Zuges der Karikatur bemächtigten sich Romanschreiber: zuerst Clauren (Heun), zwanzig Jahre später Eugen Sue, dann eine Menge Nachahmer. Erst vor ein paar Jahren ist wieder eine Sudelei erschienen, in der die mir zufällig bekannten Verhältnisse einer oberschlesischen Magnatenfamilie arg entstellt und mit einer Jesuitenmär verwebt werden. So ist denn in der Phantasie der deutschen Protestanten die Gesellschaft Jesu ein im Finsteren sein unheimliches Wesen treibender Geheimbund von Giftmischern, Erbschleichern und politischen Ränkeschmieden geworden; eine Rotte böser Menschen, die über unermeßliche Reichthümer verfügt und mit übermenschlicher Macht die Völker gefesselt hält. Sogar einen Pastor habe ich diese Macht in den lächerlichsten Ausdrücken beschreiben hören. Daß ein Orden der Katholischen Kirche aus

durchaus unmoralischen Menschen bestehe, ist ein Argument gegen diese Kirche selbst, das die Pastoren nicht gern vermissen möchten; hauptsächlich aber wird deren Haltung dadurch bestimmt, daß sie den Jesuiten ihre Betheiligung an der Gegenreformation nicht vergessen können. Von den Katholikenverfolgungen in protestantischen Staaten weiß das protestantische Publikum nichts, weil die Populärgeschichte und die verbreitetsten Zeitungen von Protestanten geschrieben werden. Als im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Rationalismus der Religiosität wich, der konfessionelle Gegensatz neu auflebte, die Katholiken die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu als ein Symptom der Wiedergeburt der Kirche begrüßten, da erschien diese Gesellschaft den Protestanten nicht nur als eine Schutztruppe Roms, sondern als die Organisation, in welcher der römische Katholizismus sein echtestes und innerstes Wesen enthülle, und der Kampf gegen die Jesuiten bedeutete fortan den Kampf gegen den in ihnen konzentrirt geglaubten Katholizismus.

Dem Zeitungpublikum ist der so geschaffene Popanz äußerst bequem und darum lieb geworden. Was zum Publikum gehört, Das hat ja keine Ahnung von wirklichen Ursachenverkettungen und braucht darum einen Popanz als Sündenbock, dem es die Schuld an Allem aufbürden kann, was gegen seine Wünsche geht. Jedermann im Publikum hält seine Partei für die allein zum Dasein berechtigte und meint, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn so atavistische Menschenspezies wie Theisten, Christen, gar Katholiken noch existiren; nur eine geheimnißvolle, bisher nicht genügend erforschte Macht könne das Unliebsame erklären. Das katholische Publikum steht natürlich nicht höher als das protestantische; wenn abgeschmackte Bigotterie die ganz weltlich gesinnten Romanen aus der Kirche verjagt, müssen an dem großen Abfall die Freimaurer schuld sein. Bekannt sind die Popanze, die auf anderen Gebieten der Mühe der Ursachenforschung überheben: Juden, Börse, Agrarier, Kamarillen und ähnliche mehr; für ihre Niederlagen im Jahre 1870 machten die Franzosen Napoleon und verrätherische Generale verantwortlich und heute wittern sie Deutsche hinter jedem Mißgeschick, das sie trifft, wie der Protestant hinter jeder ihm unangenehmen politischen Wendung Jesuiten sieht.

Diesen lieben Popanz mußte er zu verlieren fürchten, als nach 1848 Jesuiten in Deutschland Missionen abhielten und kleine Gruppen sich zur Aushilfe in der Seelsorge dauernd niederließen. Jedermann konnte sich jetzt davon überzeugen, daß sie keine Ungeheuer waren, sondern Menschen wie andere Menschen; keine einzige Schandthat konnte ihnen nachgewiesen werden; nicht einmal

den Gefallen thaten sie ihren Gegnern, den konfessionellen Frieden zu stören: in ihren Predigten gedachten sie der Andersgläubigen mit keinem Wort. Freilich sahen Die gerade darin die Friedensstörung; daß es keine Möglichkeit gab, den Jesuiten Etwas am Zeug zu flicken, störte ihren Herzensfrieden. Und im Krieg verdienten sich einige Jesuiten das Eiserne Kreuz! Das geht nicht, sagten sich die intellektuellen Führer im Kampf gegen den Katholizismus. Wenn das Volk die Jesuiten als gute und achtbare Menschen erkennt, dann sind wir, die wir sie als Scheusale gemalt haben, ja jämmerlich blamirt. Darum müssen sie dem Publikum aus den Augen gerückt werden. Ein anderes Motiv für das Jesuitengesetz war der irrige Glaube, daß der Orden heute noch die Hauptstütze des Katholizismus, also auch des Theismus sei. (Die katholische Restauration im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht den Jesuiten zu danken, sondern der unjesuitischen Strömung, die nicht ganz zutreffend die romantische genannt wird.)

Bei den Katholiken liegt die Sache umgekehrt. Sie empfinden es als eine persönliche Beleidigung, daß die Kirche, der sie angehören, für fähig gehalten wird, sich einer Rotte von Bösewichtern als Truppe zu bedienen, und wollen sie im Lande haben, nicht, weil sie nothwendig sind, sondern, um durch ihre Gegenwart und Wirksamkeit die Jesuitenfabeln zu widerlegen. Sie empfinden es als Beschränkung der Religionfreiheit, daß Einer der Ihren, der in den Orden tritt, dadurch aus dem Vaterland verbannt wird, in dem er nicht gut dauernd verweilen kann, wenn er seine Berufsthätigkeit nicht ausüben darf. Und Viele lieben den Orden gerade darum, weil er so grimmig gehaßt wird; denn, sagen sie, dieser Haß, der doch eigentlich der Katholischen Kirche gilt, ist der beste Beweis dafür, wie nützlich die Jesuiten der Kirche sind.

Im Jesuitengesetz war der (aufgehobene) Paragraph 2, der gelehrte und nicht irgendeines Vergehens verdächtige, geschweige denn überführte Männer mit Dirnen, Landstreichern und entlassenen Zuchthäuslern beinahe auf eine Stufe stellte, eine Schmach für das Reich. Der Rest ist überflüssig; denn daß ihnen kein deutscher Staat die Erlaubniß ertheilen wird, Gymnasialunterricht zu ertheilen, steht fest; damit sind sie aber schon, als Orden, ohne Sondergesetz vom Reichsboden ausgeschlossen. Denn Gymnasialunterricht ist ihre spezifische Ordensthätigkeit. Dürfen sie ihn nicht ertheilen, dann können sie keine Kollegien errichten, können nur einzeln oder in kleinen Gruppen in Privathäusern wohnen, um als Aushelfer in der Seelsorge thätig zu sein, Vorträge und Missionen zu halten; für eine so fragmentarische Thätigkeit wird der

nicht sehr zahlreiche Orden niemals viele seiner Leute übrig haben. Wenn der Bundesrath klug sein wollte, verstand er unter den im Gesetz verbotenen Niederlassungen die in den Ortsstatuten vorgesehenen: Kollegien (Gymnasien) und Profeßhäuser, kümmerte sich aber nicht darum, was die einzeln oder in Gruppen bei uns weilenden Ordensmitglieder trieben. Zählt er die geistlichen Amtsverrichtungen auf und giebt im Einzelnen an, welche einem Jesuiten erlaubt und welche verboten sein sollen (eine stille Messe dürfe er lesen, aber kein Hochamt singen, außer bei einer Primiz), so schämt man sich dieser Bevormundung der Staatsbürger (derer nämlich, die den Jesuiten einladen) in Dingen, die den Staat absolut nicht angehen. Die letzte Interpretation des Bundesraths hatte bei mir zunächst eine Heiterkeitexplosion zur Folge. Musterleistung einer jener Kanzleien à la Metternich oder Kamptz, die vor Achtundvierzig mit so glänzendem Erfolg das Geschäft der Revolutionärzüchtung betrieben. Welches Glück für die Verbündeten Regirungen, daß die Jesuitenmoral das Revolutionmachen verbietet! „Nicht untersagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren." Die Monisten und die Sozialdemokraten predigen täglich in Vorträgen und Zeitungen, daß „die Wissenschaft" den Glauben an Gott nicht mehr gestatte. Wenn nun ein Jesuit ein naturwissenschaftliches Thema behandelt und dabei zeigt, daß die aus der Naturwissenschaft gegen den Gottesglauben gezogenen Folgerungen unzulässig sind, so übertritt er das Gesetz, denn er berührt ja das religiöse Gebiet. Herr Erzberger ist im Recht: solches Gesetz giebt es außerhalb Deutschlands auf dem ganzen Erdball nicht. Also die Geschichte kam mir urkomisch vor. Als dann aber wirklich (in Freiburg) einem Jesuiten verboten wurde, allgemein christliche Glaubenswahrheiten in Vorträgen zu behandeln (er hätte es inhaltlich nicht anders gemacht als ein beliebiger Pfarrer, nur wahrscheinlich für den Inhalt eine packendere Form gefunden), und als dann in einer öffentlichen Versammlung in Pforzheim der Jesuitenorden heftig angegriffen, dem Jesuiten Cohausz aber die öffentliche Antwort auf diesen Angriff verboten wurde, da verging mir doch das Lachen; und ich fragte mich, bis auf welche Stufe der vormärzlichen Polizeiwirthschaft der sich als Fortschritt geberdende Rückschritt, der ja wohl im Blockländle regirt, uns noch zurückführen werde. Daß sogar in Preußen, wo doch die Polizei Dissidentenkinder mit Brachialgewalt in den Katechismusunterricht schleppt, die Nichtexistenz Gottes und der „Christenmythus" öffentlich dozirt werden darf, nicht aber der christliche Glaube, wenn sich ein Jesuit Dessen unterfängt, reizt doch wieder zur Hei-

terkeit. Bei den Katholiken überwiegt natürlich der Unwille; und sie müßten Klötze, Schlafmützen oder Sklavenseelen sein (die Schlafmützigkeit ist ihnen von der protestantischen Polemik, von der preußischen Imparität und im Kulturkampf ausgetrieben worden), wenn sie nicht allesammt aufbegehrten gegen solche Ungerechtigkeit und exzeptionelle Beschränkung der Gewissens- und Redefreiheit. Rücksicht auf die Empfindung der protestantischen Mehrheit soll die Aufrechterhaltung und strenge Durchführung des Jesuitengesetzes gebieten! Man stelle sich vor, daß die Expatriirung von Personen, die einer zufälligen Mehrheit unsympathisch sind, Grundsatz der Gesetzgebung würde! Und ist es denn wirklich die Mehrheit des nichtkatholischen Volkes, die solche Maßnahmen fordert? Ich bin fest überzeugt davon, daß den norddeutschen Bauern, Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, die nie im Leben einen Jesuiten zu sehen bekommen, der Orden so gleichgiltig ist, wie er es verdient. Nur die Macher der Oeffentlichen Meinung sind es, die sich in diesem Fall, wie in anderen Fällen, als Volk geberden. Sollte der Jesuitenhaß und die Jesuitenfurcht wirklich hier und da ins evangelische Volk eingedrungen sein, so sind es außer einigen Schundromanfabrikanten die Witzblätter, die ihn hineingetragen haben. Der Herr Reichskanzler mag sich in Acht nehmen! Der selbe Kladderadatsch, der allsonntäglich die Jesuiten als einen das Reich bedrohenden Ungezieferschwarm schildert, denunzirt auch ihn als eine unsympathische und fürs Vaterland verhängnißvolle Gestalt. Als Modelle für seine Bilder wären übrigens dem Witzblatt die Jesuitenportraits in dem Buch „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?“ zu empfehlen (Freiburg, Karitas-Verlag, 1913). Darin wird erzählt, wie die Jesuiten in den deutschen Kolonien, in denen Belgiens und Hollands, Frankreichs und Italiens, West- und Ostasiens, Nord- und Südamerikas für die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte wirken. Besonders interessant ist, daß auch in den Vereinigten Staaten, wo die Deutschen ihre Sprache so rasch aufzugeben pflegen, in den von Jesuiten geleiteten Pfarrereien unsere Landsleute und ihre Kinder deutsch bleiben; was mich, als Patrioten, nöthigt (ich habe das Buch erst durchblättert), die Behauptung, die Jesuiten seien heute überflüssig, einzuschränken.

Die deutsche Intelligenz könnte sich ein Wenig vor dem Auslande schämen und auf den Popanz verzichten, dessen Kult, wenn auch nicht in der Schrecklichkeit, so doch in der Unvernunft, mit dem Hexenaberglauben in die selbe Kategorie gehört; dann würde der Jesuitenspektakel verstummen und kein Mensch würde dadurch einen Schaden erleiden.

Neisse. Karl Jentsch.

Puzzle-Malerei.

Der Theil der Kunstkritik, der Jahrzehnte lang nach der Eröffnung jeder größeren Ausstellung das Censursprüchlein mit der Feststellung schloß, „wirklich Neues" sei da nicht, könnte nun wohl zufrieden sein. Denn das Heilsjahr 1912 hat uns des Neuen genug beschert: im Frühjahr die Futuristen, dann den Sonderbund und endlich die Ausstellung für „Moderne Kunst" (Cercle de l'art moderne) im amsterdamer Städtischen Museum. Die Spitzen der Stadtbehörden und der Konservator des Reichsmuseums eröffneten die Ausstellung. Der Präsident, Toorop, war durch Krankheit verhindert, dem feierlichen Akt beizuwohnen. War diese Krankheit nur Zufall?

Die Aussteller gehören drei Kategorien an. Erste: die Alten, die man aus Pietät noch zuläßt, weil sie einst eine gewisse Bedeutung hatten, wie Toorop, die aber nicht auf der Höhe modernen Denkens und Schaffens stehen, weil sie noch nicht ganz mit der alten Tradition, daß Kunst von Können herkomme, gebrochen haben. Dann Männer wie Gauguin, die, als ehrliche Ringer, durch allerlei Umstände eine Art Märtyrerglorie erwarben und die man nun in den „Ehrensaal" hängt. Zweite Gruppe: die Träger des neuen Gedankens; die Genies par excellence. Deren Zahl ist groß; das Genie ist heute eben nicht mehr selten. Früher entdeckten die Nachgeborenen, daß sie selbst, in ihrer Jugend, oder ihre Väter ein Genie erlebt hatten. Heute leben die Genies mitten unter uns. Und in welcher Fülle! Man muß andächtig staunen. Dritte Gruppe: die Mitläufer; Leute, die nicht gerade genial sind, aber ein redliches Talent besitzen und noch nicht alles bei irgendeinem Meister Erlernte vergessen haben.

Zur dritten Gruppe zähle ich Thorn Prikker, der bei Dürer und den Chinesen in die Schule ging und sie noch nicht überwunden hat. Ferner Certon van Rosweyde, der im Stil einer guten chinesischen Malerei einen „alten Italiener" bringt. Gestel hängt sich an Toorop (nicht an den Könner, sondern an die bunten Lappen, die Der sich anflickt) und zeigt, namentlich in seinem „Joueur au violon", wie viel er noch verlernen und ablegen muß, ehe er es bis zum Rang eines Genies von heute gebracht hat. Auch Van Dougen gehört hierher. Seine „Femme assise" aber ist kitschig und süßlich (La belle Fatmé war viel besser) und es wäre schon Zeit, ihn auszuschließen. Vielleicht müßte man auch mit Jan Verhoeven und Jan Sluyters so verfahren. Die „Impression de crépuscule" von Sluyters und Verhoevens „Fleurs (pot rouge)" und „Fleurs au fond bleu" gehören eigentlich in eine andere Umgebung. Hierher scheint sie der Zufall geweht zu haben.

Gauguin: im Hauptsaal. Nicht die besten und interessantesten Arbeiten; aber immerhin eine Sammlung, die seine Entwickelung sichtbar werden läßt. Sein erstes Werk, Portrait d'enfant, fein im Ausdruck und im Ton; aber wie viele Meilen weit liegt Das hinter uns! Dann Landschaften und Stilleben, die deutlich den Schüler Pissaros

erkennen lassen, aber schülerhaft und fast süßlich. Endlich einige gute, charakteristische Arbeiten: „Effet de neige“, „Les négresses“ und ein Portrait von Vincent van Gogh. Ein paar interessante Holzschnitte. Gauguin gehört zu den Aposteln des neuen Glaubens. Deshalb sei ihm viel verziehen. Deshalb duldet kindlich fromme Pietät ihn eben noch. Ein guter Sohn übersieht die Schwächen der Eltern mit einem milden Lächeln auf der Lippe.

Toorop. Auch einem Präsidenten verzeiht man Allerlei: sonst hätte man seine große Zeichnung „Saint-Paul“ und die Kinderköpfe auf dem „Christus Eucharisticus“ (Zeichnung) sicher zurückgewiesen. Was mögen diese Dinge sich im Dunkel der Nacht erzählen und wie mögen sie sich zwischen den Arbeiten der wahren Genies fühlen? Einzelnes gehört ja hierher: „Saint-Jean à Patmos“ und „Le Christ et les Apôtres“ Doch für Toorop, als halben Malaien, sind die Wahangfiguren nicht ganz fremd, bei ihm könnte man solchen Anschluß fast natürlich finden; und deshalb sind auch diese Dinge eigentlich zu verurtheilen, weil noch ein innerer Zusammenhang besteht. Was aber wird einem Präsidenten nicht verziehen? Tout comme chez nous.

Nun aber zu dem „wirklich Neuen“, zu den Trägern der neuen Botschaft. Da wimmelt es von Genie. Hier wird es zur Neurose, ähnelt dem Veitstanz; wie eine Schaar moderner Geißelbrüder ziehen die von solchem Genie Befallenen über das alte und müde Europa hin. Zwar hatten die Futuristen uns im Frühjahr aus unserer dumpfen Trägheit aufgerüttelt. Aber es waren falsche Propheten, wie wir jetzt hören. In der Eröffnungrede wurden sie als eine „Räuberbande“ gebrandmarkt, die sich ruchloser Weise für die wahren Priester der Moderne ausgaben. Das war Lug und Trug. Jetzt erst kommt der wahre Heiland, der Messias, das Genie, das alle Werthe umwerthet.

An der „Ehrenwand“ hängt Le Fauconnier, der auch dem Katalog ein Geleitwort gegeben hat. Er kündet die neue Botschaft und erklärt sie sogar Denen, so noch eines erklärenden Wortes bedürfen. Wie ein eiserner Ring schloß es sich um mein altmodisch dummes Gehirn und ich erschauderte bei dem Gedanken, ich solle mit dieser „Abondance“ oder der „Femme à l'éventail“ mein Lager theilen. Nicht mit der Fingerspitze würde ich Trottel diese Weiber anfassen; die Vorstellung, sie in die Arme zu schließen, ist schrecklich. Ganz links, wie aus Aeonenferne, sah ich Picassos „Garçons nus“ zu mir hinüberblinzeln. Der Katalog sagt, daß dieses Bild 1905 gemalt wurde. Ein Jahrhundert scheint uns von ihm zu trennen. Ein berliner Kenner sagte mir, daß Picasso damals noch nicht zur vollen Reife entwickelt gewesen, dieses Bild noch als Anfängerarbeit zu nehmen sei; mag sein. Man denkt an Trecento und die Fresken in San Marco. Ueberwunden.

Doch zurück zu Le Fauconnier. Ich krame in meinem verstaubten Gedächtniß und suche nach einer Formel, nach dem Ursprung der Hieroglyphe dieses Genies. Aha. Da hinten, weit, Carrière (Femme à l'éventail); dazu etwas verdünnten, schlechten Cézanne (Tête de jeune

fille); noch ein Quentlein Lautrec vielleicht, recht viel Genie neuster Sorte eingestreut: dann hätte man vielleicht die Formel für Fauconnier; für seine Landschaften braucht man freilich auch noch die Hintergründe, die ganze Landschaftwelt des Trecento.

So lange man aber noch schnell erkennen kann, was der Künstler darstellt, ist die letzte Konsequenz nicht gezogen. Die Sache muß „weiter entwickelt werden“. Und Fauconnier, der älter werdende Picasso, Braque, Bresdin, alle diese wirklich reifen, ausgereiften, überreifen Genies thun denn auch diesen Schritt. Formel: Man entwerfe eine Zeichnung oder Malerei, nehme dazu, je nach Bedarf, seine Ingredienzen aus dem Trecento, aus der Südsee, von den Malaien, von Cézanne und Toorop, beklebe damit die Würfel, Kegelschnitte, Kreissegmente, Scheiben eines Puzzle-Spieles, werfe dann Alles durcheinander und überlasse den intuitiven Wallungen des Genies, eine höhere Einheit daraus zu bilden; doch so, daß der ungebildete Mitteleuropäer möglichst wenig davon erräth. (Was er erkennt oder erräth, ist, nebenbei gesagt, meist recht kitschig, angesüßelt und jeden Könnens bar.) Nun erst hat man das Gemälde der Zukunft, die neue große Kunst, die nach Fauconnier, wie einst die Gothik, vom Norden Frankreichs ihren Siegeszug über die alte, stagnirende Welt antritt. Mögen die Verkünder nun Picasso, Fauconnier, Braque, Schelfhont, Bresdin oder sonstwie heißen: durch dieses Verfahren ist jedenfalls eine neue Einheit geschaffen worden. Daß der Eine ein Bischen mehr von Césanne, der Andere mehr Toorop nimmt, Dieser zerhackte Holzmanequins, Jener zerschnittene Theaterrüstungen dazwischen mengt, bleibt für das Resultat belanglos. Während jedoch die meisten dieser Kämpfer sich bemühen, die Fläche mit dem drei- oder vierdimensionalen Raum zu vermählen, halten sich Andere fest an die Fläche. Zu ihnen gehört Mondrian. Seine Formel kommt aus der Quadratur des Cirkels und er scheint seine Aufgabe wirklich restlos gelöst zu haben; denn einige sorgsam zu Papier gebrachte Cirkel- und Elipsenberechnungen geben durchaus den Eindruck von blühenden Bäumen oder von einer „Marine“.

Meinem simplen Vorstand wollte es zwar anfangs nicht ganz einleuchten. Aber da standen zwei Jünglinge, die einander die Geheimnisse dieser Linien, ihrer Schwingungen, Vibrationen und Klänge erklärten. Verstand ich auch, in meiner Unwissenheit, nicht viel davon, so überzeugte mich doch der gehobene Ausdruck ihres Wesens, die Inbrunst und Durchgeistigung ihrer Gesichter, daß es sich um eine neue, tiefe Wahrheit handle. Schon wollte ich mich ihnen zuneigen und ergeben: aber da hatte mich der Böse wieder erfaßt und raunte mir ein altes Wörtlein zu; das von den zwei Auguren. Ich ward noch nicht erlöst und wie gepeitscht durcheilte ich dieses Labyrinth von Hysterie und Neurasthenie (wie mein dummes Hirn es nannte). Ich fürchtete, diese badenden Damen und andere weibliche Wesen gar wohl liebend umfangen zu müssen, um sie besser erfassen, begreifen zu können.

Ein Schauder packte mich. Wie ist diese Welt doch voll Grauens! War es draußen, im rosigen Licht, nicht ganz anders? Ich eile dem Ausgang zu. Verirre mich und gerathe in einen Seitenraum, wo Neuerwerbungen hängen. Ein Aquarell von Vincent van Gogh. Helle Sonne, Wahrheit, aufrichtiges Streben nach Wahrheit und ehrliche Arbeit. Heiliger Vincent, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Dann eine kleine Mandolinenspielerin von Corot. Zum Entzücken. Ich bin noch nicht reif für die Bekehrer und die neue Kunst. Unmöglich ist mir, die Straßen Amsterdams, an einem der feinen grauen Tage, wie man sie nur in Holland sehen kann, im Sinn der neuen Botschaft zu erfassen. Aber einen Rath möchte ich den Behörden von Amsterdam geben; den: Rembrandts Nachtwache und Staalmeesters, auch die Bilder des delfter Vermeer so schnell wie möglich verschwinden zu lassen; ansonsten könnten sich doch gar manche Leute finden, die bei diesen alten Propheten bleiben. In Paris hat man mit der Mona Lisa ja schon einen löblichen Anfang gemacht.

Auf dem Heimweg wurde mir dann noch Manches klar. Wir sind nun einmal Mitteleuropäer, nicht Botokuden, Kongoneger oder Neuginealeute. Wie soll uns möglich werden, zu denken, zu fühlen und zu schaffen wie diese Menschen, wenn wir nicht leben wie sie, wenn uns nicht gelingt, unser Hirn auf die selbe Einstellungtiefe (oder Höhe?) zu bringen? Einzige Lösung: Auf, in die jungfräuliche Natur Neugineas oder an den Kongo! Aber dann auch fort mit Allem, was uns noch vom alten Europa anhaftet.

Noordwijk aan Zee. Leo Klein-Diepold.

Drei Spieler und drei Teufel.

Ein Nachtspuk.

Es war spät. Sie hatten verspielt. Sie gingen hinaus in die leise athmende, ruhig schmeichelhafte, weiche Nacht. Hinter ihnen lag die grelle Blendung und Athemlosigkeit des Spielsaals. Ihrer Drei gingen sie zusammen, die zuerst in einer leisen, beinahe schönen Betäubung dort heraustraten und von der Sternennacht empfangen wurden.

Sie sahen sich an, ohne sich zu sehen, und von allen Dreien, die gleiches Schicksal getroffen, hatte Keiner für den Schicksalsgenossen auch nur den flüchtigsten Blick und Gedanken. Sondern still verbissen ging Jeder seinen Weg.

Und des Ersten Weg führte scheinbar geradeaus, unwiderstehlich zu einem bunt erleuchteten Lokal, einer Bar unten in der Stadt, in der verrufenen Gasse.

Er taumelte hin zum Licht wie ein Falter. Dumpf dachte er Et-

was und eigenthümlich dumpf lachte er dazu. „Ich bin hübsch und jung“, meinte er, „Das gilt auch was. Damit läßt sich viel anfangen in höchster Noth. Sie haben auch ein Herz und Augen und Sinne, die käuflichen alten Mädchen. Ich finde wohl Eine, die gut zu mir ist und mir Absinth einschenkt, da drinnen...“ Und als wäre er schon so betrunken, wie er wünschte, stieß der Spieler schwer die Thür auf.

Ein kleiner Teufel aber, der ihm bisher wie ein Seidenäffchen im Nacken gesessen und ihm wohl diesen Gedanken ins Ohr geblasen hatte, rieb sich die ekelhaften Händchen und zeigte ein rothes Zünglein voll Vergnügen.

Der zweite Spieler ging an der Bar vorbei, ohne den Lichtschein, der doch bunt genug war, zu bemerken. Er war lang und hager. Ihm nach, immer ihm nach schleppte sich ein seltsames Schattengebilde. Es bildete mit dem Spieler zusammen ein doppelköpfiges Ungeheuer. Der eine Kopf mit zwei Armen und Beinen gehörte einem seltsamen Teufel an, der schwarz und dabei durchsichtig war wie berußtes Glas. Er hielt sich so eng geklammert und geschmiegt an den Wandelnden, daß sein Dunkel sich ganz in dessen Dunkel einstimmte. Und er trieb zur Eile, zeigte gleichsam den Weg an, den der sonst Irrende hätte suchen müssen. So gings hinab an den Strand, den Strand entlang und weit über den Theil hinaus, der am Tag belebt war, in die Einsamkeit, wo Felsen sich aneinander drängten wie geduckte, nicht zu enträthselnde Thiergestalten. Aber schwarz wie Tinte erschien hier die Fluth und weißen Armen gleich schwamm der Schaum immer wieder heran. Darüber flimmerten die Sterne. Der Spieler blickte zu ihnen empor. Vielleicht hatte er sie noch niemals so genau betrachtet, denn er war nächtlicher Weile nie einsam gewesen, sondern stets in munterer Gesellschaft, die für Himmelslichter kein Interesse hatte.

Nun merkte er zum ersten Mal, obwohl er an ganz Anderes dabei dachte, daß diese Himmelslichter verschiedenfarbig funkelten, roth, violet, blau. Aber als er länger hinschaute, verschwanden die Farben wieder, die Sterne wurden golden, rund und golden, hingestreut auf dem dunklen Himmelsteppich, wie jene verhexten kleinen und großen Goldstücke, die ihm davongerollt waren auf dem Teppich des Spieltisches. Grimmig hätte er mit einem großen Rechen die Goldstücke dort oben fortnehmen wollen, herunterschaufeln, hineinschütten in die dunkle Fluth. Sie zerstreuten ihn so thöricht von seinem Vorhaben. Er war doch mit einem Zweck hierher gekommen, mit einer ganz bestimmten Absicht. Was war es doch? Die brüderlich angeschmiegte Teufelsgestalt half ihm in der Tasche suchen, drückte in seine Finger den zierlichen Todesvollstrecker, das Ding mit dem glänzenden glatten Lauf.

Er strich daran auf und ab mit der Hand und überlegte ziemlich fest und klar. Wie, wenn er fehlte? Sich nur verwundete? Wenn er, wie es einem anderen Spieler jüngst geschah, sich nur zum Krüppel, zum Blinden schoß? Die Nerven können nachgeben nach einer durchspielten Nacht. Warum ist es so schwer, sich aus der Welt zu schaffen?

Wenn es nicht so schwer wäre, so unsicher, es gäbe mehr Platz, das Menschengedränge würde lange nicht so dicht sein. Am Besten: diese scharfgratige Klippe besteigen, sich ganz an den Rand halten und feuern! Dann müßte man jedenfalls kopfüber ins Wasser stürzen, dann würden die schaumweißen Nixenarme umschlingend nahen, den Leblosen hinunterziehen, mit sich fort, weit . . . weit!

Er klimmt hinauf. Einer hilft ihm dazu, ganz liebevoll auf diesem letzten Weg. Schön ist es da oben auf der Klippe. Noch einmal muß er die Sterne ansehen. Sollten Das auch bewohnte Welten sein? Wie schrecklich, wenn die reinen, von fern klaren, schimmernden Sterne auch von widerlichem Lebensgewimmel bekrochen wären! Ein Idealist schrieb, die Erde sei ein noch wenig entwickelter Stern. Reicher, höher, lebenswerther sei das Leben gewiß auf den entwickelten Welten. Etwa dort auf dem Mars, auf dem Jupiter. Ungeheuerlicher Gedanke! Noch mehr Leben, noch mehr Leid, noch mehr Unsinn, nicht nur hier, auch dort, überall in dem übervölkerten Himmel! Unendliche Wiederholung der selben sinnlosen, wenn auch sich reimenden Reime! Kann es irgendein Leben geben, der Mühe werth, gelebt zu werden? In seinen Ohren schiens zu gellen: Nein, nein, nein!

Das Gellen that weh. Er hob die Waffe zum Ohr, das Geräusch zu töten. Er drückte ab. Kopfüber glitt er hinunter. Und die schaumweißen Nixenarme öffneten sich gastlich. Aber auf der Klippe reckte sich triumphirend eine Teufelsgestalt, mit stolz gestreckten, scharf ausgezackten Flügeln. Langsam hob sich das Wesen und schwebte über das Wasser, während die Sterne bleicher wurden.

Ganz schnell war der dritte Spieler die Straßen der Stadt auf und ab gelaufen, die liebe lange Nacht. So schnell, daß ein kleiner rundlicher, etwas hinkender Teufel Mühe hatte, ihm nachzukommen, und sehr außer Athem gerieth. Bald raste der Spieler die langen geraden Straßen eines neuen Viertels hinunter, bald klomm er in der Altstadt die Hügel hinauf in den vielgewundenen, nach Fischen duftenden Gassen. Was nun? So rief es in ihm. Wenn er noch so rennen und rasen mochte in den engen, schmutzklebenden Sträßlein, liefen sie nicht überall mit, die behenden, pfeilschnell schießenden Vorwürfe? Drohten sie nicht aus jedem Hinterhalt, die Steinwürfe der Reue?

Endlich wurde er müde und tappte nur noch an den Mauern entlang. Uebellaunig schlich der hinkende Teufel hinterher. Die Sterne erblichen, der graue Tag trat bescheiden an.

Kaum war seine Leuchte flackernd entzündet, wurden da und dort die Geschäfte des Alltags laut. Zuerst ein leises Ticken, Klopfen und Hämmern in der Hafenstraße, wo der Ermüdete an den Häusern schlich, dann lautes Rufen, Sprechen und Schelten.

Fast ihm ins Gesicht flog herzhaft ein Thürflügel auf. Und drinnen in der Werkstatt sah der entnüchterte Spieler, befremdet über das laute Leben, den Meister Schreiner mit verschlafenen Gesellen Bretter hobeln und sägen.

In den scharfen Sägeton mischte sich das scharfe Wort des Alten, wie träg die Jugend sei und Keiner wolle sich zur Arbeit halten.

Da zog der blasse Spieler langsam die Handschuhe aus, die feinen hellen Handschuhe, die er beim Verlassen des Saales zerstreut über die Finger gestreift. Er musterte seine Hände. Sie waren gepflegt, aber kräftig und sportgewohnt. Schnellen Rucks zog er den Rock aus, warf ihn fort, stand da in Hemdsärmeln, froh, als sei Alles weggeworfen, was so schwer auf ihm gelastet hatte. Breit trat er in die Thür, fast bittend die Arme vorgestreckt: „Ich suche Arbeit“.

Pfauchend und ärgerlich fuhr der hinkende Teufel in einen schwarzen grünäugigen Kater, der bereit war, sich dem Fremden feindlich entgegenzustellen. Aber einer der Gesellen verscheuchte lachend das Thier und es floh um die Ecke . . .

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Mit vollem Saitenspiel.

Mit vollem Saitenspiel. Schuster & Loeffler in Berlin.

Es ist ein eben so schwieriges wie peinliches Unternehmen, ein eigenes Buch anzuzeigen und es dadurch doch zu empfehlen. Ich will mich deshalb darauf beschränken, mein Werk selbst reden zu lassen. Möchten diese paar Akkorde den Wunsch wecken: nun auch das ganze „Saitenspiel“ zu hören.

Sapphos letztes Liebeslied.

An der Küste schatten Oliven wie wartende Todesnacht,
Der Sturm geigt wilde Tänze, der heimliche Meergrund lacht —
Es strahlt am leukadischen Marmor wehmüthiges Mondesblau
Und durch Lorberbüsche im Sternlicht wandert und weint eine Frau . . .

Der Lorber duftet so bitter, der dunkel den Pfad umhegt;
So bitter ward auch die Krone der Frauenstirn, die sie trägt . . .
Die Städte der Griechen beherrschtest Du, singende Königin,
Es riß die beseelte Laute die Welt Dir zu Füßen hin.

Es ringeln sich Sapphos Locken um fürstlichen Nackenbug,
Ihre Blicke sind tief wie Schmerzen; es schrieben mit leuchtendem Zug
Die Götter ihr Königszeichen auf die Stirne dem jungen Weib;
Nun strahlt von Kraft der Gedanke und von Blumenschönheit der Leib.

Doch es traf ein jähes Verwelken ihren lachenden Jugendtag,
In wilde Takte zerrissen, geht ihres Herzens Schlag.
Ihre Laute sucht letzte Akkorde von Seligkeiten und Noth —
Es schluchzt ihr Lied in Schauern von starkem Leben und Tod . . .

Da schweigt vor den süßen Tönen das donnernde Meer in Scheu
Und es duckt sich ihr zu Füßen der Sturm, ein gebändigter Leu;
„Ich bin von Flammen getrieben, ich kannte kein laues Maß,
Es ward von Leidenschaften mir Stirn und Lippe blaß.

Laß Andre kühl entsagen, meine Pulse fordern Besitz,
Mich traf mit frohen Gluthen des Göttervaters Blitz;
Der durchflammt meine tiefe Seele und mein junges rinnendes Blut,
Wie hättest Du trunken, Phaon, in diesen Armen geruht!

Ich bin von dem seltnen Geschlechte, das schaffend Unsterblichkeit wirkt,
Du warst von lauen Wünschen und engen Massen umzirkt.
Die Rosen meiner Jugend, den Lorber meiner Kunst,
Die hätt' ich zur Krone geflochten dem Jüngling meiner Gunst.

O Thor, Du wandelst abseits: nun stirbt Dir ein Paradies!
Nie trankest Du von den Wonnen, die meine Lippe verhieß,
Nie hast Du Sternennächte an meinem Herzen verträumt,
Nie hat Dir das einzige Leben in meinem Becher geschäumt!

Jahrhunderte rollen wie Perlen in spielender Kinderhand —
Meine Flamme loht über die Zeiten, Dein Lichtlein ist bald verbrannt;
Du wirst auf Erden altern — jung geh' ich zur Gottheit ein,
Meine Lieder unsterblicher Liebe werden brennen und ewig sein!

Die Wunder von Sapphos Herzen sind für ein Leben zu heiß . . .
Tod, Gnadenvoller, Lieber, küß meine Stirne leis!
Ueber die tönende Seele hast Du und das Leid keine Macht —
Die Blume meines Leibes verfällt nur Deiner Nacht!

Für Alle, die nach mir jubeln und weinen in Leidenschaft,
Soll auferstehn meiner Lieder und meiner Liebe Kraft!
Das Höchste, Allgewaltige, was je meine Seele geschwellt,
Was mich über Grenzen gerissen, mein Erbtheil seis der Welt!"

Ihre Laute zerschellt sie am Felsen . . . Ein Sprung! Aufschluchzt das Meer —
So wurden die Lande der Griechen um eine Göttin leer.
Mit tastenden Zärtlichkeiten küßt Mond und Meer ihr Gesicht
Und vom leukadischen Felsen steigt ein singender Schwan ins Licht.

Tristans Maigesang.

Isôt, ma doue Isôt m'amie —
En vos ma mort, en vos ma vie.

Lenzgewitter fuhr über das Meer mit Blitzen fahl,
Da kamen wir und der Mai in die Wälder von Cornewall ...

Ueber den Felsen drohte im Abendblau Markes Schloß,
Königin, und Dein Blick war von Liebe so himmelgroß ...

Ist Das fordernde Jugend, die uns in den Adern kocht?
Ists der unselige Trank, der süß die Pulse durchpocht?

Oder ist Deine Schönheit und Liebe das trunkene Gift,
Das unsre lachende Jugend früh mit Verderben trifft?

Blumig und lind ist die Mittagsküste von Engelland
Und durch die Wälder winden silberne Myrthen ihr Band.

Hell zur Krone pflück' ich sie Deinem Ringelhaar;
Seliger dünkt sie mich, als je Dein Königsreif war ...

Wie die Büsche flimmern und duften! Die Nachtigal lacht!
Wie unsre Leidenschaft blühender ist als die Maiennacht!

Königin, stände ganz Cornwall in Waffen gegen uns auf,
Jubelnd ließ ich dem Zorn und dem gierigen Schicksal den Lauf!

Jeden heimlichen Kuß zahlt' ich gerne mit eiserner Noth;
Nahe beisammen im Becher der Liebe sind Leben und Tod ...

Schreitest herab zu mir und veilchenvoll wird die Au,
Heimwehsüß lacht Dein Mund, unselig-selige Frau.

Giebt mir Dein Herz und geben mir Deine Lippen den Mai,
Geh' ich gefeit und stolz den Zaubern der Welt vorbei!

Psyche ...

Falter mit Deinen zitternden Schwingen
Zärtlich und seiden berührst Du mich.
Das ist ein goldenes Flügelsingen!
Also umflattern die Seelen sich ...

Alle die lieben, Alle, die streben,
Ueberfliegen den Nebel und Staub;
Dürfen in Rausch und in Düften schweben,
Oder — sie werden den Stürmen ein Raub ...

Schwingen sich zwischen Seligkeiten
Tanzend empor und zwischen dem Tod —
Wie sie zum Glück die Flügel breiten,
Wächst aus den Fernen schon Wetter und Noth.

Falter, geliebter, nur einmal zusammen
Lasse uns Flügel an Flügel ruhn!
Laß uns in letzten Abendflammen
Nur alles Zarten Zärtlichstes thun! . . .

Mag dann der Sturm und die Nacht uns haben!
Droben wachsen doch Funken von Licht . . .
Träumend in jungen Rosen begraben,
Wissen wir Anfang und Ende nicht.

Märzsturm.

Von Sonnenaufgang treibts daher —
Durch Wolken brennt der Himmel noch,
Die Fichten rauschen selig-schwer —
Der junge, junge Sturm ist da! . . .

Nun bebt die Welt im wilden Takt,
Mit dem er ungebändigt siegt . . .
Die Lande stehn noch göttlich nackt
Und zitternd vor ihn hingeschmiegt . . .

Er ist so warm, wie Leidenschaft,
Wie Flammen, die beflügelt sind —
Er weckt die Kraft und ist die Kraft,
Der seligtolle Frühlingswind.

Wie er den strengen Wald bekrönt!
(So zärtlich Laub trug er noch nie.)
Wie er die ganze Welt durchtönt
Mit alter Schöpfungmelodie!

Sein Athem kommt wie Veilchenduft
Aus Klüften, über Gipfel her.
Es jauchzt die Luft, es lacht die Luft
Zu ferner Wonne Wiederkehr . . .

Entriegelt Eure Seelen weit!
Denn Offenbarung ist Euch nah . . .
Aus Wundern steigt die neue Zeit
Der junge, junge Sturm ist da!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Selbstanzeigen.

Volk wider Volk. Roman. Grethlein & Co. in Leipzig.

Als ich im Sommer 1909 den Plan eines Romancyklus faßte, dessen geschichtlichen Hintergrund der deutsch-französische Krieg von 1870/71 bilden sollte, da lachten meine Freunde mich aus und prophezeiten mir, Das müsse ein Schlag ins Wasser werden. Kein Mensch wolle Etwas von Krieg und Kriegsgeschrei hören. Und vollends der deutsch-französische Krieg sei eine überwundene und versunkene Angelegenheit, die Revancheidee sei in Frankreich endgiltig begraben, eine neue Generation sei dort herangewachsen, die keinen sehnlicheren Wunsch kenne als den, in Eintracht und Frieden mit uns an den hohen Werken der Kultur zu wirken. Als ich dann im Herbst 1909 zu den großen französischen Manövern in Südfrankreich reiste, um den französischen Soldaten zu studiren, da meinte ich, diese Auffassung bestätigt zu finden. Ich durfte ruhig erzählen, daß ich Deutscher sei, ohne daß man mich hinauswarf oder als Spion verhaftete. Offiziere und Mannschaften fanden es höchst amusant, einen Prussien in ihrer Mitte zu haben, und ich saß mit den Söhnen des „Erbfeindes“ am Lagerfeuer, lag inmitten von hundert französischen Infanteristen im Biwakstroh einer riesigen Scheune und fühlte mich wie in Abrahams Schoß. Dann erschien „Das eiserne Jahr“; und nun zeigte sich, daß das deutsche Volk nicht gewillt ist, die gewaltigen Wehen zu vergessen, aus denen seine Einheit erstand. Daß es dem Dichter dankte, der den Kampf der großen Vergangenheit erzählte wie etwas Gestriges. Und dann kam im Sommer 1911 die Studenten-Emeute des quartier latin gegen den bekannten Artikel der „Straßburger Post“. Ich selbst sah eine vielhundertköpfige Schaar der pariser akademischen Jugend mit dem wüsten Gebrüll „Vive l'Alsace-Lorraine!“ über den Boulevard Saint-Michel ziehen und mußte mir „Verdammter Deutscher!“ nachbrüllen lassen. Noch verkehrte ich freundschaftlich mit französischen Offizieren, war Gast im Cercle Militaire, dem französischen Landwehroffizierkasino, und konnte Infanteriekasernen besichtigen. Und dann kam Agadir und der plötzliche Umschwung; und dann habe ich „Volk wider Volk“ geschrieben. Ich glaube trotz Allem, was seitdem geschehen ist, nicht an die Möglichkeit, daß Deutschland und Frankreich noch einmal ihre Kräfte an der Schneide des Schwertes messen werden. Ich habe einen zu tiefen und festen Glauben an die Kulturverwandtschaft der beiden edelsten Völker der Menschenerde, als daß ich mir vorstellen könnte, sie würden ohne zwingende Noth den Wahnsinn eines Rassenkrieges noch einmal wiederholen. Sollte dieser tröstliche Glaube an die Kraft des gesunden Menschenverstandes und die sieghafte Macht des Kulturfortschrittes sich aber als trügerisch erweisen, so wird das Unvermeidliche beide Völker gerüstet finden, viel schrecklicher als 1870/71, und etwas namenlos Furchtbares wird geschehen, etwas unvorstellbar Bejammernswerthes; doch der Kriegerschild beider Völker wird auch dann herrlich strahlen.

Aus dieser Ueberzeugung heraus habe ich meine beiden Bücher geschrieben, werde ich nächstens das dritte und letzte des Cyklus beginnen. Als eine Warnung an beide Völker; dem meinen aber, wenn es nöthig sein sollte, als eine Aufrichtung und Nackensteifung. Unvermeidliche geschichtliche Nothwendigkeit wird das deutsche Volk einig und auf dem Posten finden. Walter Bloem.

Die Lügner des Lebens. Band 7: Pfarrer Schröder. Dresden, bei Karl Reißner. Preis 4 Mark.

Als im September 1902 Emile Zola in Paris starb, erwog ich zusammen mit meinem damaligen Verleger Richard Bong in Berlin die Möglichkeit, in Deutschland ein ähnliches Werk wie Zolas Familiengeschichte Les Rougon-Macquart zu schaffen, und ich entschloß mich endlich, unter dem Gesammttitel „Die Lügner des Lebens“ den bescheidenen Versuch eines Romancyklus zu wagen, der im Rahmen der Geschichte der Familie Baumann-Brandt die verschiedenen Stände der zeitgenössischen Gesellschaft in Deutschland charakterisiren und jedesmal ein Glied der genannten Familie als Vertreter des eines Standes zum Helden haben sollte. Der erste dieser Romane, „Das Liebesnest“, hatte zunächst die wichtigsten Glieder der Familie Baumann einzuführen und die Folgen einer auf einer Lüge gegründeten Ehe zu zeigen. Ihm folgte „Der Börsenkönig“, der die Finanzwirthschaft etwa der siebenziger Jahre zum Inhalt hat und dessen Held Harry Seliger, der Mann Hilde Baumanns, ist. Danach kam der Roman „Bildner der Jugend“. Wie schon aus seinem Titel hervorgeht, hat er es mit unserer höheren Schule zu thun und führt den Gymnasialdirektor Schröder, Pfarrer Schröders Vater, als Helden der Geschichte vor. Schröder ist der Mann Marthas, der zweiten Schwester Hildes. „Der Eroberer“ erzählt Rolf Baumanns Geschichte, den Roman eines verschuldeten und zum Abenteurer herabsinkenden Offiziers. Rolfs jüngster Bruder Paul ist die Hauptfigur in dem Roman „Die neue Stadt“. Er giebt ein Bild der Kommunalpolitik und der Entwickelung moderner Großstädte. In ihm findet die Geschichte der ersten Generation der Familie Baumann-Brandt ihren Abschluß. „Purpur“ erzählt das tragische Schicksal eines reichbegabten, dem Wahnsinn verfallenden Fürsten und macht den Ministerpräsidenten Baumann von Brandt zum eigentlichen Hauptträger der Handlung. Nun ist als siebenter Band „Pfarrer Schröder“ erschienen, der längst schon, ehe die Fälle Jatho und Traub die öffentliche Aufmerksamkeit auf höchst bedauerliche Zustände innerhalb der evangelischen Kirche lenkten, in seiner Hauptsache für die Familiengeschichte der Baumann-Brandt geplant war. Im Sommer 1911, als das Spruchkollegium Jatho verdammt hatte, ging ich an die gedankliche Ausarbeitung meines „Pfarrer Schröder“, der den modernen Menschen im Konflikt mit beschränkten und neidischen Kollegen und im Kampf gegen eine veraltete kirchliche Dogmatik zu zeigen hatte.

Die Niederschrift des Romans erfolgte in den Winter- und Frühlingsmonden dieses Jahres. Das Manuskript war druckfertig im Mai 1912 und lag ausgedruckt vor Ende Juni, ehe von dem Fall Traub, der Entscheidung des breslauer Konsistoriums und Traubs Entlassung die Rede war. Das ist die Vorgeschichte des Romans. Ich bringe sie hier ausführlich, weil man öffentlich die Ansicht geäußert hat, ich hätte rasch, um den Fall Traub literarisch und geschäftlich auszubeuten, meinen „Pfarrer Schröder" geschrieben. Dazu bin ich gar nicht im Stande, weil mir jeder Roman eine lange Monate währende, fortdauernde gedankliche Thätigkeit und Beschäftigung mit dem Thema auferlegt, ohne die ich zu einer Niederschrift unfähig bin. Ich habe allen bisher erschienenen Bänden der „Lügner des Lebens" ein lokales Kolorit zu geben versucht, weil mir scheint, daß man nur damit lebenswahr und überzeugend gestalten kann. So spielt das „Liebesnest" (den Ortskundigen ists leicht erkenntlich) in Frankfurt und bei Homburg, der „Börsenkönig" im Speßart und in Frankfurt, die „Bildner der Jugend" in Bensheim an der Bergstraße, der „Eroberer" in Wiesbaden, Mainz, der Schweiz, an der Riviera und in Paris, die „neue Stadt" in Frankfurt, „Purpur" in München und dem bayerischen Hochgebirge und „Pfarrer Schröder" wieder in Frankfurt. Aus diesem mir sehr bekannten Lokalkolorit und aus der thatsächlichen Schilderung mir eben so bekannter Zustände innerhalb der hiesigen evangelischen Kirche, die aber aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen, sah sich eine ganz bestimmte Gruppe hiesiger Götz Krafft-Gegner veranlaßt, in ihren Kirchenblättern die Behauptung zu verbreiten, „Pfarrer Schröder" sei ein Schlüsselroman und seine eigentliche Absicht sei, zwei verstorbene Geistliche, die sich in ihrer Zeit im Kampf gegen Götz Krafft „hochverdient" gemacht hätten, bloßzustellen und zu beleidigen. Jeder Mensch, der meinen Roman liest, wird sich überzeugen, daß das Werk einem ganz anderen Ziel zustrebt. Ich habe Modelle für meinen Roman benutzt, wie jeder gewissenhafte Autor thut, denn ohne Modelle aus dem Leben giebt es leider weder eine dramatische noch eine epische Literatur, wie den Herren jeder Volksschullehrer, der seinen Kindern von Goethe oder Schiller erzählt, bestätigen kann. Ich habe die beiden von den Herren hier beanstandeten Romanfiguren zu Liberalen und nicht zu Orthodoxen gemacht, weil ich der Ansicht bin, daß der wissenschaftlich sich geberdende Scheinliberalismus, der an vielen Fakultäten und in mancher Großstadt herrscht, der zu feig ist, die letzten Konsequenzen zu ziehen, eine größere Gefahr für die Freiheit einer sittlichen und religiösen Weltanschauung bedeutet als die auf einem verlorenen Posten mit den Gewaltmitteln des Staates verzweifelnd kämpfende Orthodoxie. So viel von dem Inhalt, dem Zweck und den Absichten meines Buches. Ob mir gelungen ist, meinem Ziel nah zu kommen, mögen die unvoreingenommenen Leser selbst entscheiden.

Frankfurt am Main. Dr. Edward Stilgebauer.

Menedem, die Geschichte eines Ungläubigen. J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart.

Der moderne Roman ist Gegenwarterzählung; ein historischer Roman ist also ein Unding. Ist Dem wirklich so? Vielleicht doch nicht ganz. Denn auch die Vergangenheit kann voll erlebt werden und unsere flüchtige Gegenwart ist doch nur immer der letzte Wellenschlag der vergangenen Zeit, das Kind unzähliger früherer Gegenwarten. Daher ist, an Personen und Ideen der Vorzeit anzuknüpfen, das Bedürfniß und Verlangen jedes tiefer Gebildeten. In den Geschichtbüchern aber lernen wir immer nur die hervorstechenden Figuren, nur immer das Massenleben der Völker kennen. Wie das intimere Menschenleben, das „Du und Du" des Alltags wirklich verlief, sagt uns Keiner; und wer versucht, es uns in Form einer Romandichtung vorzuführen, kleidet nur zu leicht und nur zu oft moderne Menschen in antike Gewande und Redewendungen. Wie aber, wenn man entdeckt, daß Probleme und Konflikte, die unsere Zeit bewegen, eben so, nur klarer und unverworrener, schon in antiken Zeiten mächtig durchgefochten worden sind und daß wir unsere Gegenwartwerthe eigentlich nur im Hinblick auf sie richtig taxiren können? Da kann es kommen, daß auch einen sogenannten Gelehrten, einen Menschen, der viele alte Bücher liest, aber nur, um Leben aus ihnen zu schöpfen, einmal die Lust, zu fabuliren, befällt. Es ist nicht Lust, es ist Drang. So ist das Kultur- und Lebensbild „Menedem, der Ungläubige" entstanden. Wir sind im Zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in einer Epoche, aus der eine Fülle von Geisteszeugen mit lebendiger Zunge zu uns redet. Römer und Griechen. Handel und Wissenschaft, Bürgersinn und Kunstsinn, Aberglaube, Sklaventhum, Liebelei und Mordsucht; und dazu ein mächtiges Streben und Sehnen nach Hochhebung des Menschenthums; soziale Hilfe; Frömmigkeit; ein Emporstreben nach den Seligkeiten des Himmels. Um die Aerzte stand es bei den Griechen nicht ganz so wie heute. Es gab damals mehr Pfuscher unter ihnen, Handlanger des Todes. Aber es gab unter ihnen vielleicht auch mehr Philosophen, mehr allgemein wissenschaftlich geschulte Geister, die die ganze Bildung ihrer Zeit beherrschten. Auch der ungläubigste Arzt glaubt doch an seine soziale Pflicht, die Krankheiten zu lindern, den Tod zu entwurzeln. So hofft auch Menedem, der Arzt, sein Leben in gleichmäßiger, rastloser Arbeit zu erschöpfen, als andere Mächte ihn erfassen, als die Woge, der Wogenprall der ungeheuren religiösen Kämpfe ihn ergreift. Der Schauplatz ist nicht Rom, sondern das griechische Kleinasien. Da betete man zwar auch noch immer zu den alten netten olympischen Göttern, Demeter und Zeus und wie sie heißen; aber die Weltreligionen greifen aus und überwuchern sie und unterwerfen sich die Massen in den Städten: Isisdienst, Mithrasdienst, Christusdienst. Womit locken sie, alle drei? Mit ewiger Seligkeit. Man muß Gott selbst in sich aufnehmen, dann wird man selig,

und zwar muß man den Gott auch körperlich essen, sonst kehrt er nicht in uns ein. Daher das Abendmahl. Das ist nicht nur christliche Liturgie, Das ist auch die Liturgie des Mithras, die Albrecht Dieterich uns erschlossen hat. Helios ist der Mittler des Mithras; wir müssen ihn speisen: dann wird er unseren Leib verwandeln. Verwandt mit diesen Vorstellungen ist das alte Gebet: „Komm' in mich, Gott, wie die Kinder in den Mutterschoß". Menedem genießt das Sakrament des Mithras, aber der Ungläubige spürt den Gott nicht in sich. Dann nimmt er, von den Ereignissen getrieben, in ehrlicher Wißbegier das Matthäusevangelium und zieht damit in die Einsamkeit. Er liest, er bewundert es, aber es macht ihn nicht zum Christen. Die Auferstehung ist ihm ein Märchen, die Sittenlehre Jesu ist ihm nicht neu und er bemerkt, daß die wahren Christen im Sinn Jesu in der Christenheit selbst nicht zu finden sind. Also mein Buch ein Tendenzbuch gegen das Christenthum? O nein. Wohl aber gegen Kirche und Hierarchie. Die Kirche ist heidnisch, das Christenthum ist außerhalb von ihr: Das war die Wahrnehmung des kritischen Beobachters Menedem. In seiner Zeit war die bessere Moral auf der Seite der Heiden. Denn es giebt zwei Arten des Gutseins: eine Moral des Staatsbürgers und eine weltabgewandte Moral. Die erste (müssen wir sagen) ist die werthvollere. Denn das Leben braucht sie; der Nutzen, den sie der Gesellschaft unmittelbar leistet, giebt ihr den Werth und viele große Staatsmänner der Weltgeschichte haben sie vertreten. Im Alterthum und in dem losen Staatsgebilde des Römerreiches siegte aber die christliche Weltauffassung und Sittenlehre, die den Staat für gleichgiltig erklärt, die Vortheile, die er bietet, zwar genießt, aber nichts für ihn thun will, indem Jeder sich darauf beschränkt, nur sich selbst moralisch sauber zu halten. Man wundere sich also nicht, daß in meinem „Menedem" keine Idealchristen, etwa im herrenhutischen Sinn, auftauchen, wie sie sich die gutmüthige Phantasie gern erträumt. Denn ich wollte nach bestem Wissen die Wirklichkeit geben. Und mir scheint, es ist eine beglückende Vorstellung, wenn wir annehmen dürfen, daß auch in der Religion der Liebe, wie in anderen Dingen, eine Entwickelung zum Besseren gewaltet hat; daß das Christenthum anfangs unvollkommen war (denn die Südländer des Alterthums, Syrer und Kleinasiaten, haben den göttlichen Gedanken von früh an fanatisch verfälscht und verzerrt) und daß es erst nach großen weltgeschichtlichen Prozessen, als die kraftvollen Völker diesseits der Alpen der Bildung endgiltig gewonnen waren, von Männern ruhigeren Blutes geläutert, vergeistigt worden und so zu sich selbst gekommen ist. Das Urchristenthum ist die Wurzel, gewiß; die Wurzel kann aber nicht selbst Blüthe und Früchte tragen. Blüthe und Frucht brachte erst die neuere Zeit. So habe ich das Buch geschrieben und auch veröffentlicht, nicht nur als Gegengift gegen Geschichtentstellungen von der Art des Romans „Quo vadis", sondern, um einige Gesinnungsgenossen Menedems in der Gegenwart zu wecken, Mitglieder eines unsichtbaren

Reiches fromm gestimmter Menschen, deren Religion nicht in Geberden besteht, sondern im Handeln.

Marburg. Theodor Birt.

Ballhaus.. Ein lyrisches Flugblatt von: Ernst Blaß, Max Brod, Fritz Max Cahén, Hanns Wilhelm Eppelsheimer, S. Friedländer, Victor Hadwiger †, Ferdinand Hardekopf, Max Herrmann, Arno Holz, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Rolf Wolfgang Martens, Alfred Richard Meyer, Anselm Rüst, René Schickele, Ernst Stadler. Mit einem Prolog von Rudolf Kurtz und einem Titelblatt von Walter Rößner. Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf. Preis 50 Pfennige (auf Bütten).

Eine Probe:

Phantasus (von Arno Holz).

Das kleine Jöhr in mir,
das nach jedem Sonnenstrahl greift und nach jedem Schmetterling,
das Vergißmeinnichtaugen hat und das mir vor meinem Tode hoffentlich nicht sterben wird,
entzückt sich noch immer über Ludwig Richter;
der Großpapa liebt Walter Scott.
Mein Schläfchen,
sonntags,
wenn es zu Mittag Nelson-Cotelettes,
Karpfen in Bier oder vielleicht gar eine Gans gegeben,
erledige ich auf einem blauen, grüngestreiften Biedermannssofa,
über dem an einer gelben Urvätertapete ein Stich von Chodowiecki hängt;
und auf meinem Vertiko,
zwischen zwei Sträußen aus Zittergras,
paradirt eine blanke, mit bunten Blumen bemalte Porzellankuh,
die, während ich schnarche, gemolken wird.
Indessen!
Das hindert mich Alles nicht.
Abends,
auf der Redoute,
mitten unter dem mittelsten Kronleuchter,
bin ich durchaus Europäer.
Eine wandelnde, höchst appetitliche Reklame für einen Wurstladen
hat außer ihren Brillantohrringen wirklich auch noch Tricots an.
Ich hebe mit gespreizten Fingern meinen Handschuh,
bugsire ihn ihr geschickt
bis auf fünf Millimeter vor das schwarze glänzende Tafftnäschen,
lächle
und lasse ihn fallen.
Er bleibt sofort stecken.
„Na, kleener Sektproppen, Kostenpunkt?“

Alfred Richard Meyer.

Soll und Haben im Heer.

Ohne die preußische Heeresreform von 1860 konnte Bismarcks Politik nicht erfolgreich sein. Das Jahreskontingent war von 40000 auf 63000 Mann erhöht worden. Vier neue Garderegimenter und die Linienregimenter 33 bis 72 der preußischen Armee wurden mit einem Schlag geschaffen. Eine fast ungeheuerlich zu nennende Belastung eines einzelnen Staates, der sich finanziell kaum noch von der Noth napoleonischer Zeit, innerlich kaum von den Wirrnissen der achtundvierziger Jahre erholt hatte. Die Reform von 1860 hat das Linienheer verjüngt, also gestärkt und damit die großen Thaten der folgenden Jahre vorbereitet. Nach dieser Richtung muß, freilich in anderer Form, auch jetzt eine Stärkung unserer Wehrkraft versucht werden. Im Jahr 1911 sagte ich hier: „Wir nennen uns das Volk in Waffen. Frankreich ists; wir sind es nicht mehr. Frankreich hat, mit 39 Millionen Einwohnern, fast die selbe Friedenspräsenzstärke wie das Deutsche Reich; dort dient wirklich jeder Taugliche, jeder Wehrfähige.“

Unsere Ueberlegenheit an Kopfzahl ist, auch in einem Kampf nach nur einer Front, zweifelhaft. 1870/71 erledigten wir den entscheidenden ersten Theil des Feldzuges im raschen Anlauf. Wir besaßen zu allem Uebrigen die numerische Ueberlegenheit. Für die Zukunft müssen wir auf stärkere, trefflich bewaffnete, besser geführte Feinde gefaßt sein. Die Zukunft kann erheischen, Frankreich trotzdem noch rascher niederzuwerfen. Soll das nie geschaute Massenheer der Zukunft, dessen ungeheuerliche Maße Moltke im Reichstag einmal hervorhob, seine Existenzberechtigung erweisen, so müssen alle organisirten, rechtzeitig bereiten Kräfte hüben wie drüben zum ersten Schlag eingesetzt werden. Nur eine schwache Rückendeckung nach der anderen Seite kann in der Heimath bleiben. Der rasche Ansturm wird nie erhörte Opfer kosten. Ich glaube, wir wissen noch nicht, was wir säen müssen, um zu ernten. Das siegreiche Heer hat die spannungreiche, schon mancherlei Mühsal bergende Zeit bis zum Aufmarsch hinter sich, weist je nach dem Kriegsschauplatz gewaltige Marschleistungen auf, hat einen Gürtel von Grenzsperren gesprengt, hier und dort das feindliche Heer gepackt, durchbrochen, umklammert, geworfen; ein zweiter und dritter Gürtel von Festen ist zu brechen; wenn fast nie die Kriegsgeschichte eine Verfolgung mit Massen uns erzählte: jetzt muß der letzte Hauch von Mann und Roß darangewendet werden. Die Mehrheit der siegreichen Corps ist am Ende ihrer Kräfte. Massenersatz ist schnell nöthig; man kann nicht warten, bis in der Heimath nach zwei oder drei Monaten schließlich doch unzureichende Rekrutenmassen mit unzulänglichen Mitteln ungenügend gedrillt wurden. Drei Wochen vielleicht nach Feldzugsbeginn sind gewaltige Verluste auszugleichen. Selbst wenn verbürgt wäre, daß wir nur gegen eine Front zu kämpfen hätten, müßte man möglichst rasch die gerissenen Lücken schließen. In Bereitschaft sein, ist Alles. Wir haben die Massen. Wie sollen sie in Bereitschaft gebracht

werden? Wer die Studie des Generals von Falkenhausen über den „großen Krieg“ durchdacht hat, wird zugeben, daß die Grenzen der Ausdehnung des Massenheeres erreicht sind, und von der Schaffung neuer Feldcadres abrathen. Sicher aber muß sein, daß jedem Corps nicht nur Munition und Konserven, sondern schnell auch ein früher und jetzt vielleicht noch ungeahnter Mannschaftersatz nachgeführt werden kann. Die gesammte Ersatzreserve muß soldatisch vorgebildet sein. Goltz sagte schon 1890: „Hat Napoleon den Ausspruch gethan, daß man seine Taktik alle zehn Jahre ändern soll, so darf mit Recht hinzugefügt werden, daß Dies in bestimmten Zeiträumen auch mit der Wehrverfassung geschehen müsse.“ Wie denken wir uns die Bereitstellung der Ersatzreserve? Jedes Infanterieregiment erhält schon im Frieden ein Ersatzbataillon, wie es die Oesterreicher in ihren vierten Bataillonen haben. Dieses Ersatzbataillon zu vier Compagnien hätte den selben Stand an Offizieren und Unteroffizieren wie die übrigen Bataillone. In dieses Ersatzbataillon wird, in zwei Schichten, die bisher ungenutzte Masse der Wehrfähigen zu fünfmonatiger Ausbildung eingezogen. Die körperlichen Anforderungen an diese Ersatzrekruten können ermäßigt werden. Die Ausbildung erfordert besondere Regelung im Hinblick auf die Ziele. Die Artilleriebrigaden erhalten Ersatzbatterien, die technischen Truppen Ersatzcompagnien. Die Ausbildung der Ersatzreservisten der Artillerie und der technischen Truppen erheischt Spezialisirung. Jeder Ersatzreservist wird im Beurlaubtenstand mehrmals zu Uebungen (Herbstübungen) einberufen. Jeder Ersatztruppentheil erhält ein Arbeitkommando von 150 zu einjährigem Dienst ausgehobenen, zum Dienst mit der Waffe nicht geeigneten Leuten. Von dem Traum eines Milizsystems bin ich weit entfernt. Mit nur fünf Monate lang vorgeübten Ersatzreservisten wird man nie den furchtbaren und entscheidenden ersten Ansturm führen können. Dazu sind geschlossene Reihen von Männern nöthig, die eine mindestens zweijährige, unverkürzte Dienstzeit hinter sich haben. Ist der wuchtige erste Schlag (mit wohl furchtbaren Opfern) erfolgreich geführt, so kann der in die stark gelichteten Kerntruppen eingefügte Ersatzreservist den Sieg vollenden; der Mangel lückenhafter Ausbildung wird dann durch die vom ungeheuren ersten Sieg auch ihm verliehene Schwungkraft ausgeglichen. Ich behaupte, daß an dem gezeichneten Ausbau unserer Wehrverfassung geradezu das Schicksal unseres Volkes hängt und daß die letzte Stunde zur Verwirklichung kam. Wird mit einem Kampf nach zwei Fronten als selbst nur entfernter Möglichkeit gerechnet, so ist unverständlich, daß man vor dem Entschluß noch zaudert.

Ist eine andere Möglichkeit denkbar? Daß Ersatzreservisten, die nicht mindestens vier bis fünf Monate üben, zu brauchen seien, glaubt man nur in der Bureauluft. Auch wähne man nicht, daß die Regimenter die Ausbildung kürzer oder länger einberufener Ersatzreservisten noch nebenbei übernehmen können. Das Ausbildungpersonal ist an der äußersten Grenze seiner Leistungfähigkeit. Auch auf irgendeinem

„goldenen Mittelweg“ kommt man nicht vorwärts; man erhält nur minderwerthige Ersatzreservisten und schlechtere Feldsoldaten. Um den ersten, entscheidenden Sieg zu erringen, brauchen wir eine Mannschaft mit mindestens zweijähriger ungeschmälerter Dienstzeit, deren Trümmer zur Sicherung des Sieges durch Ersatzreserve ergänzt werden können. Getrennte Ausbildung für diese getrennten Zwecke.

Offiziere sind, zumal bei der Ueberfüllung vieler Berufe, zu haben; der entscheidende Kampf bringt nicht nur an Mannschaften, sondern auch an Offizieren und Unteroffizieren großen Ersatzbedarf. Die Schaffung neuer Cadres verjüngt in wünschenswerthester Weise das Offiziercorps. Freilich steigen dann auch die Pensionlasten.

Wie steht es mit den Unteroffizieren? Neben freier Beköstigung und Wohnung erhält heute der Feldwebel 750, der Vicefeldwebel 565, der Unteroffizier 300 bis 475 Mark. Bei solchen Löhnen wird die Kapitulantenzahl sich mehr und mehr verringern. Um den durch die Schaffung neuer Bataillone erhöhten Kapitulantenbedarf zu decken, muß man die Löhnung erhöhen. Ich rechne mit einer Erhöhung von 300 Mark pro Kopf und Jahr. Damit der Vorrath an Unteroffizieren auch für den Ernstfall ausreiche, müßte die Dienstzeit des Einjährig-Freiwilligen ohne Gewährung von Gebühren um drei Monate verlängert werden; dann könnte man ihn so ausbilden, daß er nach der Mobilmachung als Unterführer zu brauchen ist.

Aufzustellen wären 222 Ersatzbataillone der Infanterie mit 5000 Offizieren, Sanitätoffizieren und Beamten, 15000 Unteroffizieren, 30000 Arbeitsoldaten, 120000 Uebungmannschaften. Ferner 45 Ersatzbatterien der Feldartillerie, 10 Ersatzcompagnien der technischen Waffen. Die Erhöhung der Unteroffizierslöhnung würde 32, die Aufstellung der Ersatztruppentheile 62, in jedem Jahr also etwa 95 und, wenn ich die allgemeine Erhöhung der Pensionlasten noch einrechne, 100 Millionen Mark kosten. Die einmaligen Ausgaben für den Bau von Baracken zur Unterbringung (dem Militärfiskus gehörender Boden ist wohl reichlich vorhanden) belaufen sich auf etwa 10 Millionen Mark. Das ist für ein Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen keine unerträgliche Last. Werden die Ersatzbataillone mit von den Linientruppentheilen abgegebenen Cadres errichtet und einstweilen auf den Truppenübungplätzen untergebracht, so steht ihrer schnellen Errichtung technisch nichts im Weg.

Dies ist unser Soll. Die Tüchtigkeit der deutschen Infanterie ist unser Haben. Der größe Krieg heischt eine Anspannung aller Kraft, wie sie unserer Vorstellung kaum mehr erreichbar ist. Der Sport kräftigt wohl, erhält gesund, macht gelenkig, gewandt, doch bleibt er, noch so eifrig betrieben, Spiel; obendrein ist er auf eine dünne Schicht beschränkt. Die sittliche Fähigkeit zu ungeheurer Anstrengung muß aber, Granitquadern gleich, fest im Volksthum liegen. Da schafft und verbessert der Sport nichts. Im Innersten wurzelnde Willigkeit und Gewissenhaftigkeit sind Alles. Erziehung und Drill wecken und organi-

siren diese Eigenschaften. Auch in der Zeit der Wiedergeburt Preußens nach Jena und Tilsit brauchten sie nicht erst wieder geschaffen zu werden: sie lagen nur verborgen, ungenützt unter dem Schutt und die Unzulänglichkeit der Führenden sah sie nicht.

Wer über den deutschen und den französischen Infanterietyp urtheilen will, blicke rückwärts auf das Jahr 1815. Da standen ziemlich ebenbürtige Feldherren einander gegenüber. Napoleon, der überlegene Schlachtenroutier, siegt am sechzehnten Juni bei Einbruch der Dunkelheit und mit schweren Opfern über Blücher; zu schnellster Verfolgung über Ligny hinaus vermag er seine Infanterie nicht vorwärts zu zwingen und die Fühlung mit den Preußen geht völlig verloren. Gneisenau aber sammelt die Armee, die fast 20000 Mann verloren hatte, unter Aufgabe ihrer natürlichen rückwärtigen Verbindunglinien und setzt sie, auf schlechten Wegen, gen Belle-Alliance in Marsch, wo sie am achtzehnten Juni entscheidend eingreift und in nächtlicher Verfolgung die Zertrümmerung des letzten kaiserlichen Heeres vollendet. Der Franzose braucht einen Heros: Turenne, Napoleon, mindestens das Abbild eines solchen: Canrobert oder Boulanger. Erweist sich der Abgott als hirnlosen Figuranten, auch nur als Durchschnittsgeneral, dann ist der gute Wille, Offensivgeist, die Widerstandskraft sofort geschwächt. Der französische Soldat, vom Truppenoffizier an, ist recht kritisch. Anders der Deutsche. Der den meisten Offizieren und Mannschaften unbekannte Gneisenau stellt an die bei Ligny geschlagene Armee eine Forderung, wie sie kein zweites Mal in der Kriegsgeschichte vorkommt: und sie wird erfüllt. Goeben, der genialste wohl unter den Heerführern des Feldzuges von 1870/71, ist nie der Truppe näher getreten. Der Deutsche krittelt nicht am Zweck von Marsch und Kampf. Er giebt fast stets sein Bestes, bezahlt auch theuer mit seinem Blut, wenn die Führung unzulänglich ist, wie die des Gardecorps oder der Ersten Armee 1870 war. Ein französischer Führer muß einem deutschen geistig und moralisch schon hoch überlegen sein, wenn er den in besseren Wesenseigenschaften des Heeres beruhenden deutschen Vorsprung einholen will. Ein Erfolg gegen minderwerthige Führung wird die Franzosen stets sehr viel Blut kosten, mehr als die Deutschen.

Kriegerischer Genius erweist sich nicht in Friedenszeit, auch nicht in Kaisermanövern. Gründlich in ihrem Beruf gebildete Männer von hoher Gewissenhaftigkeit und sehr guter Begabung sind aber stets zu finden. Ohne Ansehen der Herkunft müssen die Tüchtigsten, die in langer Berufsarbeit am Besten Bewährten auf die Posten der Kommandirenden Generale und Armeeführer gestellt werden. Gedenket der Worte, die der große britische Dichter im „Macbeth" sprechen läßt:

„Der nahende Krieg wird kundthun, giltiger Entscheidung voll,
Was unser Haben ist und unser Soll.
Muthmaßlich Denken birgt nur Hoffnungwahn,
Doch sicherer Entscheidung bricht das Schwert die Bahn:
Und dahin führt den Krieg."

* * *

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Januar 1913.

Billiges Eiweiß.

Seit Lamettrie seinen „L'homme machine" geschrieben, seit Lavoisier und dann Liebig den Ablauf des thierischen Lebens als einen Verbrennungvorgang erkannt, haben wir uns gewöhnt, unsere Nahrungmittel mit den Heizstoffen der Technik zu vergleichen. Wie man eine Maschinenfeuerung mit Holz, Steinkohle oder Torf, mit Erdöl, Spiritus, Benzin oder Gas beschickt, so kann der Mensch die eigene Lebensflamme mit all dem Genießbaren speisen, das Natur und Civilisation als rohe oder kunstvoll zubereitete Nahrung darbieten. Die mannichfachen Produkte des Acker- und Gartenbaues, der Viehzucht, der Bäckerei und Küche, die wir täglich als Brennmaterial zur Erhaltung des Körpers, für seine Arbeitleistung und seine Erzeugung thierischer Wärme einführen, enthalten als einfachere Bestandtheile ihrer chemischen Zusammensetzung einzelne „Nahrungstoffe"; als die wichtigsten sind die Eiweißkörper, die Fette und die Kohlehydrate (Zuckerstoffe) bekannt. Wie die technischen, so haben auch diese drei physiologischen Brennstoffe einen verschiedenen Heizwerth, der für je 1 Gramm beim Eiweiß und Kohlehydrat etwa 4 Kalorien, beim Fett etwa deren 9 beträgt. Nichts scheint nun einfacher als der Versuch, die einzelnen Nährstoffe in ihrer Bedeutung für den Körperhaushalt nach der Größe ihrer Verbrennungwärme zu bewerthen, da (nach Rubners Isodynamie-Gesetz) die organischen Nahrungstoffe „nach Maßgabe ihrer Spannkräfte" einander ersetzen können. Kein Techniker wird aber das Benzin (mit etwa 10 500 Kalorien Heizwerth) dem Holz oder Anthrazit (mit 3000 oder 7000 Kalorien Heizwerth) als Feuerungmaterial immer und unter allen Umständen vorziehen. Und

eben so wenig kann der Physiologe eine ausschließliche Ernährung des Menschen mit Fetten nur deshalb empfehlen, weil ihre Verbrennungwärme die der Eiweißkörper und Kohlehydrate um mehr als das Doppelte übertrifft. Die Auswahl der Nahrungmittel zur Deckung unseres Kraftwechsels wird durch ganz andere Ueberlegungen bestimmt, als sich aus rein physikalischen Beobachtungen an der kalorimetrischen Bombe ergeben; sie richtet sich nach der physiologischen Ausnutzbarkeit und Verdaulichkeit der einzelnen Lebensmittel und dem wünschenswerthen Verhältniß ihrer Mischung für eine individuell angepaßte Nahrung.

Sind also schon durch praktisch-diätetische Forderungen einer allgemeinen Anwendung des Isodynamie-Gesetzes gewisse Grenzen gezogen, so gelten noch besondere Beschränkungen für den Ersatz des Eiweißes durch die anderen beiden Nahrungstoffe. Die Erfahrung lehrt, daß der thierische Organismus stets Theile seiner lebenden Substanz in Form von Haaren, Epidermiszellen, Nägeln und Aehnlichem, von reichlichen Verdauungsekreten eliminirt und zur Deckung dieser „Abnutzungquote", die hauptsächlich Körpereiweiß, also stickstoffhaltiges Material, betrifft, neuen Stickstoff mit der täglichen Kost aufnehmen muß. Diese Nothwendigkeit schließt die Möglichkeit aus, das gesammte Nahrungeiweiß durch die stickstofffreien Fette und Kohlehydrate zu ersetzen. Das physiologische Eiweißminimum, das alle Verluste auszugleichen vermag, läßt sich (freilich nur unter ganz bestimmten Bedingungen) experimentell feststellen. Doch wenn man selbst diese Aufgabe für jeden individuellen Stoffwechsel immer lösen könnte, so wäre es vom Standpunkt der praktischen Diätetik aus falsch und zugleich gefährlich, das für einen besonderen Menschen und eine besondere Ernährung errechnete Eiweißminimum der Aufstellung allgemeiner Kostsätze zu Grunde zu legen. Will man, zum Beispiel, das Eiweißminimum für den täglichen Gebrauch des Durchschnittsarbeiters normiren, so muß man, wie es der große Ernährungphysiologe Voit gethan hat, die frei gewählte Kost dieser Bevölkerungsklasse auf Ausnutzbarkeit und Bekömmlichkeit kritisch prüfen, um von den hier gewonnenen Erfahrungen zur Aufstellung einer zweckmäßigen und mit dauerndem Erfolg anwendbaren Kostordnung zu gelangen. So ist Voits älteres Kostmaß entstanden, das für einen 70 bis 75 Kilogramm schweren Arbeiter bei etwa zehnstündiger Arbeit als täglichen Erhaltungbedarf verlangt: 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate. Allerdings haben neuere Forschungen Voits Eiweißzahl als etwas zu hoch erwiesen. Jetzt werden 80 bis 100 Gramm wohl allgemein als die Eiweißmenge an-

genommen, die als Minimum in der täglichen Kost geboten werden muß und ohne ernste Schädigung des Organismus nicht mehr wesentlich vermindert werden darf.

Von selbst drängt sich die Frage auf: Wie läßt sich der tägliche Erhaltungbedarf von 100 Gramm Eiweiß billig und zugleich diätetisch vernünftig decken? Gewiß nicht durch Massenfabrikation des synthetischen Eiweißkörpers, den Emil Fischer unserem Kaiser im vorigen Jahre in kleiner Menge demonstriren konnte und zu dessen Bereitung die Rohmaterialien allein gegen tausend Mark gekostet hatten. Einstweilen müssen wir uns noch an die Produkte der Natur halten, die mit geringeren Herstellungskosten arbeitet und uns unter den Vegetabilien eine Auswahl eiweißreicher und dabei wohlfeiler Nahrungmittel bietet. Von ihnen wurden für den Volkskonsum seit je gewisse Hülsenfrüchte herangezogen, die, wie die Erbsen, Bohnen und Linsen, mit ihrem Eiweißgehalt von durchschnittlich 25 Prozent sogar den der meisten Fleischsorten übertreffen. In jüngster Zeit hat Dr. H. Neumann in Potsdam die Aufmerksamkeit der Aerzte wieder auf eine andere Leguminosenart gelenkt, die Sojabohne, die, ursprünglich in China heimisch, zunächst in Japan, später auch in manchen europäischen Ländern angebaut wurde und in ganz Ostasien als ein nahrhaftes, billiges Lebensmittel hochgeschätzt ist. Sie zeichnet sich (außer durch beträchtlichen Fettgehalt) durch ihren großen Eiweißreichtum aus und verdient dieser Eigenschaften wegen das Interesse des Ernährungphysiologen, nicht minder aber auch die ernste Beachtung unserer Volks- und Landwirthe wegen ihrer bescheidenen Ansprüche an Boden, Klima und Pflege. Sie könnte im Verein mit unseren allverbreiteten Hülsenfrüchten als die eigentliche Eiweißnahrung des Volkes, als der erfolgreichste Konkurrent des jetzt so teuren Fleisches bezeichnet werden, wenn die 456 Gramm Stickstoffsubstanz, die man für eine Mark in Form von Erbsen kaufen kann, eben so gut schmeckten und eben so leicht resorbirt würden wie die 113 Gramm Stickstoffsubstanz, die man für den selben Preis in Form von Rindfleisch erhält. Leider ists nicht so. Denn während der Organismus von der Eiweißmenge eines verzehrten Bratens über 97 Prozent aufzunehmen vermag, bleiben vom Eiweiß eines Erbsengerichtes 17,5, von dem eines Bohnengerichtes sogar über 30 Prozent unausgenützt und gehen dem Körper verloren. Um einen Menschen mit diesen Leguminosen im Stickstoffgleichgewicht zu erhalten, müßte man sie also in sehr großen Mengen einführen und natürlich auch ihre anderen stickstofffreien Bestandtheile, die für Verdauung und Stoffwechsel nicht gleichgiltig sind, in den Kauf

nehmen. Ein solches Regime würde zwar nicht das Haushaltung-budget, wohl aber den Darm stark belasten, der einer dauernden Bewältigung so erheblicher Nahrungschlacken nur bei wenigen Menschen gewachsen sein dürfte und so schwere Insulte oft mit empfindlichen Verdauungstörungen beantworten würde. So deckt also die Stoffwechselbilanz des Leguminosenessers ein Mißverhältniß zwischen Materialaufwand und Nutzeffekt auf; ein Mißverhältniß, das durchaus korrekturbedürftig, aber auch korrekturfähig ist. Denn wir haben die Möglichkeit, die Ausnutzbarkeit der Hülsenfrüchte durch sorgsamere Zubereitung und erhöhtes kochkünstlerisches Raffinement zu steigern und zugleich ihren Geschmack einem verwöhnteren Gaumen anzupassen. Die Schmackhaftigkeit ist von wesentlicher Bedeutung für die Propagirung eines neuen Volksnahrungmittels. Das haben sich auch die Herren des berliner Instituts für Gährungsgewerbe gesagt, als sie daran dachten, ein neues, bisher nur in Thierversuchen erprobtes Eiweißpräparat dem menschlichen Konsum nutzbar zu machen. Vor einigen Jahren ist das Institut für Gährungsgewerbe an die experimentelle Lösung der biologisch und wirthschaftlich gleich wichtigen Frage herangetreten, wie die 70 Millionen Kilogramm Hefe, die die deutschen Brauereien jährlich im Ueberschuß erzeugen, diätetisch verwerthet werden könnten. Hier galt es, aus der Noth eine Tugend zu machen und den toten Ballast einer Industrie in ein Kräfte spendendes Lebensmittel zu verwandeln. Die durch Reinigung, Entbitterung und Trocknung gewonnene „Nährhefe" besteht zu über 53 Prozent aus Rohprotein, übertrifft also den Eiweißgehalt des Ochsenfleisches um etwa das Zweieinhalbfache. Nachdem durch exakte Stoffwechselversuche an Schafen, Hunden und am Menschen eine recht befriedigende Ausnutzbarkeit des Hefeeiweißes (zu 86 bis 88 Prozent) festgestellt worden war, erstand die weitere Aufgabe, die neue Hefenahrung auch der breiten Masse, bei der keine wissenschaftliche Begeisterung vorausgesetzt werden konnte, mundgerecht zu machen. Zunächst wurde ein Preisausschreiben für Hefekochbücher erlassen und dann eine Kommission eingesetzt, die vier Wochen hindurch täglich eine Mittagsmahlzeit aus hefehaltigen und hefefreien Gerichten, ohne Kenntniß der Menus, verzehren mußte. Das Ergebniß der Prüfung war für beide Theile (die Hefe und ihre Vertilger) insofern günstig, als die gestrengen Herren Examinatoren mit heilem Magen und wohlgekräftigt daraus hervorgingen, die Hefe selbst aber sich als einen brauchbaren Rohstoff der Küche erwiesen hatte. So könnte das Institut für Gährungsgewerbe seine Aufgabe als gelöst betrachten und stolz darauf sein, eine wohlschmeckende, gut resorbirbare Eiweißnahrung, also in gewissem Sinn einen

Fleischersatz für uns entdeckt zu haben, wenn die Nährhefe nicht ein wichtiges Erforderniß aller marktfähigen Surrogate vermissen ließe: die Billigkeit. So lange der Nährwerth der Hefe eben so theuer bezahlt werden muß wie der des Fleisches, wird es keiner Arbeiterfrau einfallen, statt des Sonntagsbratens ihrem Manne ein Hefebeefsteak auf den Tisch zu setzen. Dazu steht der Fleischgenuß zu hoch und zu fest in der Gunst des Volkes. Zwar scheinen die günstigen Erfahrungen, die man jetzt in den großberliner Gemeinden mit dem Seefischverkauf gemacht hat, keine besonders starke und einseitige Vorliebe unserer Bevölkerung für den Konsum von vierbeinigen Schlachtthieren zu bekunden. Doch darf man nicht vergessen, daß den von der Stadt Schöneberg in einem Jahr umgesetzten 2100 Centnern Seefisch (so imponirend und erfreulich sie als Symptom an sich sind) eine Einwohnerzahl von etwa 173 000 gegenübersteht, daß also auf jeden schöneberger Bürger jährlich kaum 1¼ Pfund entfiele. Und weiter darf man getrost annehmen, daß die wenigsten dieser wenigen schöneberger Fischesser beim Verspeisen ihres Kabeljaus geglaubt haben, einen vollwerthigen Ersatz für eine saftige Hammelkeule oder ein blutiges Roastbeef sich einzuverleiben. Hier gilt es, uralte Vorurtheile zu besiegen und unseren Großstädtern die Ueberzeugung beizubringen, daß, zum Beispiel, das Hecht- oder Karpfenfleisch weder an Eiweißgehalt noch an Ausnutzbarkeit den meisten Fleischsorten nachsteht.

Noch raschere Sympathien als ihrer Fischhalle werden deshalb die Schöneberger einem anderen Unternehmen ihrer Stadtväter entgegenbringen, das durch finanzielle Unterstützung eines Kaninchenzüchtervereines die Popularisirung des Kaninchenfleischkonsums erstrebt. Ermuthigt wurde die schöneberger Deputation zu ihrem Vorgehen wohl durch das Beispiel von Paris, wo angeblich 200 000 Pfund Kaninchenfleisch täglich verzehrt werden. Solche kulinarische, durch altererbte Gewohnheiten genährte Beliebtheit kann gewiß nicht von heute auf morgen errungen werden. Ich meine aber, daß der Kaninchenkonsum sich in viel kürzerer Zeit als die Fischkost einbürgern wird, weil für ihn alle (vielleicht nur eingebildeten) Vorzüge des „wahren“ Fleisches einnehmen. Pflegt doch der Laie die weitgehenden anatomischen und chemischen Uebereinstimmungen zwischen Fisch- und Säugethiermuskeln zu ignoriren und nur diese als „richtiges“ Fleisch anzuerkennen.

So wenig sachliche Motive werden das große Publikum oft bestimmen, unter den „Fleischersatzmitteln“ zunächst die Surrogate thierischer Herkunft zu wählen und davon wieder solche zu bevorzugen, die entweder selbst Fleisch in irgendeiner Form darstellen oder ihren fleischlichen Ursprung am Wenigsten verleugnen.

Und wie jüngst die großberliner Theuerungskonferenz die Einfuhr von argentinischem Gefrierfleisch von der Regirung forderte, so könnte man mit nicht geringeren Aussichten auf einen wirthschaftlichen Erfolg an die Verwirklichung einer Anregung denken, die Salkowski schon 1909 in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift gegeben hat. Die praktische Tendenz von Salkowskis Plan, der im physiologischen Laboratorium geboren wurde, ist auf die Bekämpfung der Fleischnoth gerichtet und stellt der Industrie die zweifache Aufgabe, das Fleischparadies von Südamerika der europäischen Bevölkerung zu erschließen, dann aber auch die Ströme Blutes, die Tag für Tag auf unseren Schlachthöfen vergossen werden, nicht vertrocknen und versickern zu lassen, sondern in nährende Quellen zu verwandeln. Salkowski hatte nämlich durch exakte Stoffwechselversuche an Hunden feststellen können, daß sowohl ein „Fleischalbuminat" aus Rückständen von der Fabrikation des Liebig-Extraktes wie auch ein Präparat, das durch Erhitzung von frischem Rinderblut und darauf folgende Trocknung des Gerinnsels gewonnen worden war, ganz vorzüglich (zu 92 oder 95 Prozent des eingeführten Stickstoffes) ausgenutzt wurden. Im Ausland könnte also die Liebig-Gesellschaft, in Inland jeder Schlachthof ein billiges Material liefern, das mit seinem hohen Eiweißgehalt und seiner guten Resorbirbarkeit einen werthvollen Fleischersatz abgeben würde; natürlich unter der Voraussetzung, daß es der Technik gelingt, die unerläßlichen hygienischen und gastronomischen Erfordernisse bereit zu stellen. Salkowski selbst macht den Vorschlag, die Fleischextraktrückstände und das Blutpräparat in feuchtem Zustand zu verwenden und die in diesem Fall nothwendige Konservirung bei jenen durch Zusatz von Salzsäure, bei diesem in Blechbüchsen vorzunehmen. Der Kochkunst würde dann die dankbare Aufgabe zufallen, aus diesen Fleischkonserven wohlschmeckende und bekömmliche Gerichte zu bereiten. Nach Zeitungberichten mußte der von den stuttgarter Sozialdemokraten am fünften September 1912 beschlossene Boykott aller Fleisch- und Wurstwaaren schon nach zwanzig Tagen wieder aufgehoben werden. Hätten die stuttgarter Genossen nur ihr gewohntes Nahrungeiweiß einfach nach der Kalorienzahl ersetzen wollen, so hätten ihnen in der Fischkost, in der Magermilch, im Käse Reserven zur Verfügung gestanden, aus denen sie ihren Eiweißhunger billig stillen konnten.

Billiges Eiweiß, das unsere Fleischnahrung nicht allein nach der Zahl ihrer Kalorien, sondern nach dem Gesammtwerth ihrer Qualitäten zu ersetzen vermag: Das ist ein Punkt, der auf dem Programm des Retters aus der Fleischnoth obenan stehen muß.

Wilmersdorf. Dr. Friedrich Simon.

Ideale.

In zwei großen Formen hat bisher immer der menschheitliche Idealglaube seinen Ausdruck gefunden und sich entwickelt. Und das menschliche Fühlen, Denken und Reden, das Wissen und Sehnen von und nach einem idealen, einem vollkommenen Zustand der Dinge, nach einem reineren, höheren und besseren Dasein hat bisher zwei verschiedene, entgegengesetzte Wege eingeschlagen. Zwei Möglichkeiten scheint es hier überhaupt nur für unsere Vernunft zu geben; und alle unsere Ideallehren kann man jedenfalls dem einen oder dem anderen Typus zurechnen.

Aber auch von diesen beiden Formen kann nur die eine auf eine große Vergangenheit sich berufen und stützen. Wie über dem Märchenland unserer Kindertage das „Es war einmal" schwebt, so blickt dieser Idealglaube, diese Ideallehre auf das „War" als ein großes Wunder- und Zauberland zurück, als ein Land der Seligkeiten, schöneren und herrlicheren Lebens. Im Anfang lebten die Menschen im Paradiese, heißt es in der Bibel, die Mythen erzählen uns, daß nur das erste Zeitalter der Menschen ein „Goldenes" war und daß es dann immer schlechter wurde, und auch unsere Naturvölker verehren die Vorfahren, Ahnen und Väter als die göttlicheren Wesen; und nach dem ganz primitiven naturreligiösen Unsterblichkeitglauben kehren die Menschen mit dem Tode in dieses Väterland wieder ein. Der Urzustand der Dinge, das Chaos, erscheint jedoch ursprünglich noch nicht als ein Vollkommenheitzustand, sondern aus den Chaoswesen, den Urgestalten, wohl sehr gewaltigen und starken, doch auch scheusäligen Wesen, werden durch einen großen Akt der Civilisation die Erscheinungen und Dinge dieser Welt und Erde von heute, wie wir sie kennen. In den Naturreligionen der primitiven Menschheit wird doch immer nur von einer Natur, von einer physisch-sinnlich anschaulichen Welt gesprochen und auch die Zauberwesen, Dämonen, Gespenster, Geister, Götter sind nicht Gottwesen in unserem Sinn; sehr mächtig, doch nicht allmächtig, nicht vollkommen, sehr wissend, doch nicht allwissend, richtbar, wenn sie sich auch unsichtbar machen können.

Zwischen dieser ältesten und ursprünglichsten Religion der Menschheit, der Naturreligion, und unseren großen Vernunft- und Kulturreligionen, wie sie dann aufkamen und bis heute herrschen, klaffen gewiß die tiefsten Unterschiede. Aber gemeinsam haben sie mit jener, daß auch sie auf eine Welt des „Es war einmal" als

auf eine höchste und vollkommenste hinblicken, und nur noch viel klarer, eindeutiger und entschiedener hat sich hier der Glaube an eine ideale Welt vor und jenseits unseres irdischen Lebens herausgebildet. Ja, dieser vernunftreligiöse Idealglaube führt erst dazu, im schärfsten Gegensatz das Reich der Vollkommenheit und die Erde dieses irdischen Treibens, eine metaphysische Welt und eine physische einander gegenüber zu stellen und damit auch Gott und Mensch vollkommen von einander abzusondern, die Vorstellung von einem allmächtigen, allwissenden, allgütigen, rein geistigen Gottwesen heranzubilden und so ein Weltbild sich zu schaffen, wie es der Mensch ursprünglich im Zeitalter der naturreligiösen Anschauungen unmöglich besitzen konnte.

Bevor diese Welt war, war schon Gott. Gott schuf erst diese Welt. Dieses Gottwesen vor unserer Welt war höchste Reinheit und Vollkommenheit. So erst wird der Idealglaube an einen Vor- und Urzustand der Dinge als einen Seligkeitzustand offenbar; und die älteren kosmogonischen Anschauungen von mischformigen Ur- und Chaoswesen, von der Entstehung der Welt aus Schlangen, Drachen, Riesen, verschwinden immer mehr. In dem Vernunft- und Kulturglauben der Menschheit tritt an die Stelle dieses Chaos ganz allgemein das Reich des Absoluten, des Dinges an sich, der reinen Platonischen Idee, des Urbildes, der Urbilder, der Einheit in der Mannichfaltigkeit, — eine metaphysische Welt. Dieser metaphysischen Welt, dieser Gottwelt höchsten Daseinszustandes steht die physische Welt unserer Menschlichkeiten als eine durchaus niedere, schlechte, böse Welt gegenüber; und ganz allgemein wird in unseren vernunftreligiösen Lehren die Sünde des irdischen Seins eben allein darin erblickt, daß es ganz anders ist als das Absolute, und der Sündenfall aller Kreatur besteht in einem Abfall von Gott, von der reinen Idee. In Hinblick auf diese physische Welt konnten die metaphysischen Vernunftreligionen und -philosophien immer nur einen höchsten Pessimismus zum Ausdruck bringen. Die Erlösung vom Leiden und Uebel kann uns allein zu Theil werden, indem wir all unser Sinnen und Trachten richten auf die Erkenntniß der anderen, der metaphysischen Welt und nach Ueberwindung dieser schlechten irdischen Welt wieder eingehen in ihr Gottesreich des Absoluten und Dinges an sich, der reinen Ideen.

Diese Vernunftweltanschauung ist von Haus aus und ihrem innersten Wesen nach auch eine Kausalitätweltanschauung, denn hier kann natürlich Alles nur darauf ankommen, den einen einzigen Grund kennen zu lernen, das Ding an sich, die „Einheit in der Mannichfaltigkeit“, woraus nach ihrer Annahme Alles her-

vorging. Und unser kausales Denken ist für sie wiederum der Beweis für die Existenz eines solchen Absoluten. In einem Erkennen und Wissen, zuletzt auf diese Erkenntniß des Absoluten gerichtet, besteht die höchste Funktion des menschlichen Geistes. Und das Wahrheitideal ist eigentlich das Verlangen und die Sehnsucht, eine Idealwelt zu schauen und zu begreifen, einen besseren und vollkommeneren Zustand der Dinge, wie er einmal nach dem Glauben war, — ein Reich jenseits von unserer ganzen Sinnenwirklichkeitwelt.

Ein paar Jahrtausende lang hat diese Vernunft-Ideallehre für die Menschheit auch völlig ausgereicht; und kraft eines absoluten reinen Denkens, kraft eines tertullianischen credo quia absurdum gaben Religionen und Philosophien auch die reichste Auskunft über ihre metaphysische Gottes- und Nirwanawelt und wußten jedenfalls in ihr noch viel besser Bescheid als in der Naturwelt, die als das unmittelbar Wirkliche, Gegenwärtige den Menschen umgab. Zweifellos zählt sie auch jetzt noch die weitaus zahlreichsten Bekenner und Gläubiger; doch erwachte auch mehr und mehr ein anderer Geist, der sich unseren Religionen und ihrem Gottglauben entfremdete und auch die alte Herrschaft der Vernunft- und Begriffsphilosophie nicht mehr anerkannte. Die Vernunft hatte das Messer gegen sich selber gezückt und ihre Ohnmacht eingestanden, jemals das von ihr aufgestellte Erkenntnißziel erreichen zu können, und der Vernunftmensch muß darauf verzichten, uns zu sagen, was eigentlich Das ist, von dem er stets redete und redete: das Ding an sich, das Absolute, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, der eine Grund, die einzige Ursache alles Dessen, was ist. Die Wege Gottes blieben für den Menschen nun einmal dunkel.

*

Dieses tiefe Mißtrauen gegen die Ideale der alten Religionen und metaphysischen Philosophien führte erst im neunzehnten Jahrhundert zu einer wirklich großen und entscheidenden Krisis: zu einem neuen Idealglauben, der sich scharf, klar, entschieden erst jetzt herauszugestalten vermochte. Zu dem Entwickelungideal der Neuzeit, zu unserer evolutionistischen Naturphilosophie. Wie zwischen den naturreligiösen Anschauungen der primitiven Menschheit und den metaphysischen Vernunftlehren der darauf folgenden Kultur Jahrtausende voll tiefster Klüfte liegen, so darf man mit gutem Recht den homo naturalis, das Naturkind, den Menschen vorrationaler, vorwissenschaftlicher Zeitalter, und den homo rationalis, den Kulturmenschen der paar Jahrtausende unserer Vernunftbildung, psychologisch als die zwei Menschheitstypen von größter

Verschiedenheit bezeichnen. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die kosmogonische und sonst grundlegende Weltanschauung unserer modernen Naturwissenschaft viel näher steht, viel mehr Gemeinsames und Verwandtes mit denen des homo naturalis, der primitiven Menschheit, besitzt als gerade mit den religiösen und begriffsphilosophischen Lehren des homo rationalis von der Erschaffung der Welt aus dem Nichts, durch ein metaphysisches Gottwesen, aus den reinen Ideen heraus, aus der Abstraktion. Und wenn Schopenhauer über Hegels köstliche Dialektik, wie aus dem Nichtsein Sein wird, nur schallend auflachen kann, so kann ein naturwissenschaftlicher Geist von heute auch über Schopenhauer nur lachen, nur lachen über einen homo rationalis, der sich Jahrtausende lang immer nur mit der Danaiden- und Sisyphusarbeit abquälte, kraft reinen Denkens und des reinen Wortes aus reinen Ideen eine Naturwelt hervorzuzaubern. Wieder löst sich die ganze große Idealwelt der Vernunft, der erhabenste und höchste Glaube der Jahrtausende, von dem göttlichen metaphysischen Reich, Reich des Absoluten und Dinges an sich, der Ideen und Entelechien ins völlige Nichts auf; und es war nur eine Fiktion, eine Phantasiedichtung und Einbildung. Doch Alles, was uns das gute Kind der Vernunft von ihm kraft reinen Denkens zu erzählen wußte, hat genau so viel und so wenig Werth wie Das, was vor ihm der homo naturalis von seinen Tiamatdrachen und Vrtra-Schlangen sich erzählte, und die Vernunft, für die Alles nur aufs Erklären, Erkennen ankam, scheiterte gerade an diesem ihrem eigenen höchsten Ideal, erklären und erkennen zu können.

Wie das Naturkind, das vom Absoluten noch nichts wußte, so steht auch das Kind unserer Zeit, das von der Metaphysik nichts mehr wissen will, wieder nur einer reinen Naturwelt gegenüber. Sein Entwickelungideal hat es allein mit dieser uns unmittelbar gegebenen sinnlich-anschaulichen Wirklichkeitwelt zu thun; und der große Weltprozeß besteht in der Evolution immer höherer, besserer und vollkommenerer Formen aus unvollkommenen, niederen und schlechteren. „Am Anfang der Dinge" steht hier nicht mehr Gott, das Ding an sich, die Idee, ein Wesen und Zustand der höchsten Vollkommenheit, sondern der schlechtere, einfachere und ärmlichere Urzustand des Seins entfaltet sich immer reiner und höher. Und zweifellos liegt hier zunächst einmal eine gründliche Umkehrung vor; und das Ideal, das bis dahin stets ein Warheit- und Vergangenheitideal war, auf eine Welt ursprünglicher Existenz als die höchste hinwies und die Rück- und Heimkehr zu ihr als Erlösung pries, eine epigenetische Weltauffassung, wird zu einem Wer-

de-Ideal, das in die Zukunft zeigt, zu einer evolutionistischen Lehre von der Welt. Doch die vollkommenste und beste Zukunftwelt, die einmal sein wird, ist keine Jenseitswelt von metaphysischer Art und Beschaffenheit, sondern eine Diesseits-, eine Naturwelt materieller Formen, sinnlich greifbarer Erscheinungen. Und Alles, was die Religionen uns von einem allmächtigen und allwissenden Gott aussagten, kann zuletzt dem Menschen sehr wohl zu Theil werden: er selber wird einmal so ein allmächtiger und allwissender Herrgott und Naturbeherrscher sein, wenn er nur erst einmal die mathematische Weltformel herausgerechnet und das Weltgesetz entdeckt hat.

Nur in diesen zwei großen Formen steht der menschheitliche Idealglaube vor uns, entweder hinweisend auf „Es war einmal“ oder mit dem Blick gerichtet auf ein „Es wird einmal sein“. Entweder eine Epigenesis oder eine Evolution. Aber wie die alten metaphysischen Lehren immer daran scheiterten und uns nur nicht die causa aller causae begreiflich machen konnten, wozu denn überhaupt eigentlich diese ganze Natur- und Menschenwelt geschaffen wurde, warum das absolut Vollkommene am Anfang der Dinge so herzlich dumm war, so entsetzlich unvollkommen zu werden, wie und warum das absolut Gute recht Schlechtes und Böses erzeugte, so steckt doch auch unsere moderne evolutionistische Ideallehre genau fest in dem selben Dilemma und sie kann nur gerade Das nicht nachweisen, worauf für sie Alles ankommt: eben die Evolution in der Natur, die Entwickelung aus schlechten und niedrigeren zu höheren und vollkommeneren Formen. Und wenn schon Spencer als der erste große Entwickelungphilosoph gerade in diesem Punkte sein Non liquet bekennen mußte, so hat seitdem die Naturwissenschaft selbst in die Feuerweine erster Begeisterungen immer mehr Wasser gegossen, und so jung dieses Ideal auch ist, so welk sieht es auch schon wieder an vielen Stellen aus. Und der Metschnikow-Geist blickt melancholisch auf eine an der Nadel aufgespießte Schlupfwespe und deduzirt uns, daß Diese viel besser und vollkommener organisirt wurde als der menschliche corpus. Von dem Menschen, der Geist ist, aber haben die Weisen uns immer wieder versichert, daß es keine schlimmere Bestie auf der Erde giebt als die bestia humana. Und wie am Anfang des Ideales „Es war einmal“ ein Nichts gähnt, aus dem Alles hervorgegangen sein soll, so öffnet sich am Ende des Ideals „Es wird einmal sein“ hinter allen Evolutionen auch wieder das Nichts, in dem Alles untergeht.

Das evolutionistische Ideal unserer heutigen Naturphilosophie wird durch die Natur selber nur gar nicht bestätigt. Zwischen der Wirklichkeit des Naturgeschehens und der Idee, dem Ideal,

dem kausalen und teleologischen Gedanken, den der Mensch stets in den Weltprozeß hineintrug, ließ sich nur niemals die Uebereinstimmung herstellen. Und der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit war von je her das Kreuz und Leid von Religion, Philosophie und Wissenschaft. Nicht so verhängnißvoll für die alte metaphysische Weltanschauung und Ideallehre, die überhaupt auf die Natur als das Grundböse blickte und ihrer Wirklichkeit die Idee als Welt Gottes gegenüber stellte, auf solchem Gegensatz sich aufbaute, — ganz und gar verhängnißvoll aber für unseren modernnaturphilosophischen evolutionistischen Idealglauben, der innerhalb dieser Natur- und Wirklichkeitwelt bleiben will.

Doch eben diese Natur, die sich durchaus dagegen wehrt und ganz und gar nichts mit den beiden großen Ideallehren unserer Denker und Weisen zu thun haben will, die uns weder das Ideal „Es war einmal“ bestätigt noch auch das Ideal „Es wird einmal sein“ befolgen will: sollen wir uns vielleicht dieser Natur nicht gerade freuen, sollen wir nicht zu ihr unsere Zuflucht nehmen und von ihr zu lernen suchen, damit wir uns befreien von höchst schlechten, gefährlichen, traurigen Ideallehren, von kausalen und teleologischen Lehren eines homo rationalis, die, recht besehen, gerade als Ideale etwas besonders Erfreuliches und Verlockendes nicht an sich haben? Denn uns Menschen von heute, uns augenblicklich Lebende kann doch weder das War- noch das Werde-Ideal, weder die Vertröstung auf allerfernste Zukunft noch der Hinblick auf platonische Seligkeitreiche vor allen Dingen, so besonders beglücken und befriedigen. Und die alte Metaphysik, für die wir nun einmal Alle höchst mißrathene, elende, sündige Kreaturen sind, wie auch der Glaube an die Evolution, für den wir doch nur einen Dünger vorstellen, aus dem nach abermals hunderttausend Jahren erst der Uebermensch mit der mathematischen Weltformel hervorwachsen wird, können uns Menschen von heute so sehr nicht erheben und uns mit Staunen, Ehrfurcht und Begeisterung für eine Weisheit erfüllen, die Das gerade so eingerichtet hat. Wir vermögen darin nicht die ideale und absolute Weltweisheit zu erblicken. Sondern viel wichtiger und nützlicher wäre es wohl für uns, wenn wir endlich einmal das äußerste Mißtrauen den Propheten und Heilanden, den Idealpredigern entgegenbrächten, die uns, wenn wir die Hände nach einem nährenden Lebensbrot ausstreckten, stets ihren lapis philosophorum, ihren Stein der Weisen in die Hand steckten, mit dem dazumal Alles sich in Gold verwandeln ließ, in Zukunft einmal Alles in Gold sich wandeln läßt, der nur heute keine Zauber- und Wunderkräfte besitzt, augenblicklich leider alle eingebüßt

hat. Eine vertrocknete Brotkruste ist werthvoller als dieser ideale Stein. In uns Allen lebt zuletzt doch ein sehr natürlicher, doch darum gerade bestberathener Mensch, dem wie Kleists Prinzen von Homburg alle diese Phantasien von Vergangenheit- und Zukunftidealen nur einen Stoßseufzer über eine so göttlich-weise eingerichtete Welt entlocken können:

„Zwar eine Sonne, sagt man, scheint dort auch
Und über buntre Felder noch als hier:
Ich glaubs! Nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll."

Diese Natur- und Wirklichkeitwelt bestätigt nicht die kausalen und teleologischen Ideen, die nach allen Aussagen unserer Vernunft und Wissenschaft, unserer Religionen und Philosophien angeblich in ihr zur Gestaltung kommen sollen. Sondern sie zeugt wider diese Ideen und Ideale. Wenn aber das Weltbild, das wir Menschen uns in der Idee von ihr gebildet haben, und die Natur und Wirklichkeit, wie wir sie sinnlich erleben und erfühlen, sich nicht in Uebereinstimmung bringen lassen, so tragen wir offenbar lauter irrige Weltbilder im Kopf; und wir stehen der Natur gegenüber, befangen in falschen Fiktionen und Einbildungen von ihr. Und Alles kommt darauf an, eine solche irrführende Vernunftweltanschauung zuerst einmal in eine richtige Naturweltanschauung umzuwandeln und sich die Frage vorzulegen, ob es in dieser Natur nicht doch noch immer besser und gescheiter zugeht als in allen unseren menschlichen Hypothesen und Theorien, deren Welt moralischer Ordnungen, von göttlicher Weisheit erschaffene Welt so Ideales und Weises durchaus nicht an sich hat.

*

Worauf war denn immer in all diesen Jahrtausenden die große Arbeit unserer menschlichen Vernunft und Wissenschaft gerichtet? Sie wollte in der That nichts mehr und nichts weniger sein und geben als eine „vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen". Darin hat Schopenhauer durchaus Recht. Wir waren nicht dabei, als Gott die Welt erschuf, wir erlebten auch nicht die paradiesischen Zeiten der Väter und Ahnen, wie wir die Welt unseres Heute erleben; noch auch leben wir schon in der Welt des allmächtigen und allwissenden Uebermenschen, der die mathematische Weltformel gefunden hat. Eigentlich können wir nicht gut wissen, wie es damals aussah und wie es später einmal aussehen wird; woher soll uns ein solches Wissen kommen? Dennoch war zweifellos die Menschheit stets sehr neu-

gierig und ihre Arbeit stets darauf gerichtet, uns wie in einem Kinematographen-Theater den ganzen Weltprozeß noch einmal vorzuführen und zu wiederholen, an dem Schöpfungakt wie als Zuschauer uns theilnehmen zu lassen und zugleich auch zu recht allwissenden Geschöpfen zu machen, die durchaus im Reinen und Klaren darüber sind, die prophezeien können, wie die Welt nach Millionen Jahren aussehen und auch einmal wieder zu Grunde gehen wird. Diese Menschheit war stets davon überzeugt und ists noch heute, daß in dem Vernunftspiegel, in dem Spiegel abstrakter Begriffe, in dem sie die Welt aufzufangen suchte, diese sich höchst wahrheitgetreu und wahrhaft licht und vollkommen abkonterfeit. Nur leider auch immer mit dem höchsten Unbehagen, mit peinlich skeptischen und kritischen Gefühlen, daß die in dem Ideenspiegel reflektirte Welt doch wieder so völlig anders aussieht als die Natur- und Wirklichkeitwelt. Und die Welt in abstrakten Begriffen und diese andere in sinnlich-anschaulichen Dingen und Formen sahen ganz und gar nicht identisch aus, sondern die absolute und Ding-an-sich-Welt, die metaphysisch-begriffliche Ideen- und Reflexionenwelt des menschlichen Vernunftspiegels und die reale Naturwelt vertrugen sich so wenig mit einander, daß der metaphysische homo rationalis von dieser realen Welt zuletzt immer nur als Schein und Rauch und Illusion sprechen konnte, und umgekehrt: für den homo naturalis war die Spiegelwelt in abstrakten Begriffen Illusion, Rauch, Schall, Nichts.

Wir stehen wieder an einem Punkt, wo sich die Geister scheiden und entscheiden müssen. Völlig unüberbrückbare Gegensätze bestehen zwischen Schopenhauers Spiegelwelt in abstrakten Begriffen, der Welt einer Vernunfterkenntniß, und einer Natur- und Wirklichkeitwelt in sinnlich-anschaulichen Dingen und Formen, die wir unmittelbar erleben. Wir sollen diese Gegensätze nur nicht versöhnen, vertuschen und verwischen, sondern ihre völlige Unverträglichkeit mit einander so scharf und klar wie nur eben möglich uns zum Bewußtsein erwecken. Wir Menschen sind offenbar kein Brahma, der die Welt schuf, indem er dachte. Wir können noch so angestrengt und inbrünstig begrifflich denken: dadurch entsteht nicht das kleinste Staubkorn und wir erzeugen damit noch nicht einen Grashalm. Diese Welt abstrakter Begriffe spiegelt nicht nur nicht die Naturwelt in getreuem Konterfei wieder, sondern ist der Schleier und die Nebelwand, die wir Menschen kraft unserer Vernunft und unseres Denkens künstlich zwischen uns und die Natur geschoben haben, daß wir gleichwie mit einer Binde vor den Augen an Dieser vorüber gehen und sie nun nicht mehr sehen, wie sie ist.

Das Eine ist jedenfalls sicher, daß die sieben Welträthsel Dubois-Reymonds und all die völlig unlösbaren Probleme, an denen sich unsere Vernunft zu allen Zeiten den Kopf zerbrach, keineswegs aus der Natur und Wirklichkeit selber sich ergeben, sondern allein in jenem reflektirenden Spiegel, in der Welt abstrakter Begriffe sind sie immer nur aufgestiegen und konnten sie auch nur aufsteigen. Und diese Welträthselfragen würden sofort jeden Werth verlieren, es hätte gar keinen Sinn und Zweck mehr, mit ihnen sich ernsthaft zu beschäftigen, und es kann dabei gar nichts herauskommen, eben so wenig wie bei alten Mönchsfragen, wie viele Engel wohl auf einer Nadelspitze Platz haben: wenn man eben einfach den Spiegel abstrakter Begriffe überhaupt zertrümmerte, in dem sich angeblich der ganze Weltprozeß, wie er verlief und verlaufen wird, getreulich wiederholen soll; wenn man endlich einsehen wollte, daß dieser Spiegel ein solcher Zauberspiegel gar nicht ist.

*

Der alte, sehr gescheite Paradiesesmythus spricht von einer Verwechselung, die alles Leid und Uebel in der Welt mit sich brachte und die Menschen zu sehr unglücklichen Geschöpfen werden ließ. Der Mensch verwechselte die Frucht vom Erkenntnißbaum mit der Frucht vom Lebensbaum, er glaubte, das Wissen aus den Quellen der Vernunft schöpfen zu können, statt aus den Quellen der Natur. Und seit Jahrtausenden bis heute starrt dieser, durch eine Schlange, die logische Taschenspielerin Vernunft, irrgeführte und verblendete Mensch mit dem Schopenhauerglauben hinein in den Vernunftspiegel der abstrakten Begriffe, statt in das wirkliche Leben, und die Bilder, die da allein in seinem Reflexionenglas aufstiegen, hielt er für die Urbilder, die deutenden und weisenden, erklärenden Bilder des Weltgeschehens. Aber er unterlag einer Täuschung, einer Verwechselung. Der Spiegel sprachlicher Einheiten und die Wirklichkeitwelt natürlicher Vielheiten wurden mit einander identifizirt und aus der Naturreligion der primitiven Menschheit wurden so die großen Logosreligionen und -philosophien unserer Kultur, für welche im Anfang das „Wort“ ist. Denn die Lehre vom Absoluten beruht eben allein darin, daß die sprachliche Einheit der wahrhaft tiefe und eigentliche Grund, die Ursache der natürlichen Vielheiten sein soll. Der Begriff, die sprachliche Einheitform, wäre danach das Wesen der Dinge, aus dem Begriff ging die Welt mannichfacher Naturformen hervor. Aus dieser sprachlichen Einheit schloß man auf eine Einheit auch in den Naturdingen; und sie wurde zum Ziel alles Forschens und Denkens der Menschheit, die große

occulta res, der Gott, der ausgegraben werden sollte als der letzte Grund und die Ursache alles Geschehens. Und die Welteinheitlehre, die Welteinheitanschauung der Vernunft und des homo rationalis wies uns mit entzücktem Mund stets auf „die Einheit", die „unio mystica" hin als Das, was uns erlösen und retten soll aus der schlechten Mannichfaltigkeit. Zertümmert man den Vernunftspiegel, stellt man sich auf den Standpunkt, daß die ganze Welteinheitlehre der letzten Jahrtausende einfach von einer falschen Voraussetzung ausging, so erfährt damit unser ganzes Weltbild allerdings wieder eine Umkehrung und Umgestaltung, eine viel eingreifendere Umkehrung noch als einmal durch Copernikus, da die Erde um die Sonne sich zu drehen anfing, während bis dahin immer die Sonne sich um die Erde gedreht hatte.

Doch der Mensch, der nicht mehr in den Vernunftspiegel hineinstarrt, sondern in die wirkliche Welt hinaus, den Baum der Vernunft nicht mehr mit dem der Natur verwechselt, kommt dann vielleicht auch dahinter, daß die Erde der natürlich-vielen und verschiedenen sinnlich-anschaulichen Formen zuletzt doch eine viel schönere und bessere noch ist als die des abstrakten und metaphysischen Vernunfteinheitreiches, aus dem immer nur höchst traurige pessimistische und nirwanistische Ideallehren aufsteigen konnten. Unsere naturwissenschaftlichen, biologischen Lehren, die alle bis auf den heutigen Tag entweder der epigenetischen oder der evolutionistischen Schule angehören, scheitern an der Natur. Diese moderne Naturwissenschaft und Naturphilosophie, die nach ihrem eigenen Glauben vom Absoluten, von der Metaphysik, von der Begriffsphilosophie sich endgiltig frei gemacht, hat doch in Wahrheit die Nabelschnur ganz und gar nicht zerrissen, sondern: durch und durch von lauter absolutistischen und metaphysischen Ideen noch immer durchtränkt, spricht auch sie zu uns, mit Haeckels wie mit Ostwalds Mund, unaufhörlich nicht von der wirklichen Natur unserer Sinne und Erlebnisse, sondern von der abstrakten Natur des Vernunftspiegels. Aber die Natur um uns ist besser, als die ganze menschliche Vernunft jemals gewesen ist. Und sie, die eine Schlupfwespe eben so vollkommen und in einigen Hinsichten noch viel vollkommener zu organisiren weiß als den Menschen, nicht früher einmal nur oder später einmal, sondern überall und in jedem Augenblick allerbeste Gebilde erzeugt, lockt und führt uns höher empor als die Natur, die der Mensch stets in seinem Vernunftspiegel erblickte und in der eine reale Gegenwartwelt immer wieder auf den Altären idealer Vergangenheit- und Zukunftwelten abgeschlachtet wurde.

Zehlendorf. Julius Hart.

Ostasiatische Kunst.*)

Immer wieder verlebe ich in der Ausstellung ostasiatischer Kunst beglückte Stunden. Berlin versinkt, ich sehe den Goldlackschein, den sanften Glasurenglanz auf dem Hintergrund der altvornehmen Heimath.

Mir ist, als müßten die nachgedunkelten buddhistischen Kakemono noch heute nach Weihrauch duften. Vor ihnen auf schweren, geschnitzten Tischen stehen Bronzegefäße mit Blüthenzweigen, Tellerchen mit sorgsam aufgestapeltem Opferkuchen und Früchten, vielleicht gar eins der uralten chinesischen Sakralgefäße aus Bronze, gewaltig ernst im Umriß, unsäglich reizvoll in ihrem Patinaspiel. Mattbläulich qualmt Weihrauchdunst aus den bronzenen Reihern; der murmelnde Priester in seinen blaßfarbigen oder schwarzen Gazegewändern verneigt sich, bewegt die Glocke. Aus den Schiebethüren dringt das einzigschöne, milchige Licht der Reispapierscheiben, in der Dämmerung und Dunkelheit leuchtet das Gold der starr dasitzenden Gottheiten, der Wandschirme, der fein ciselirten Beschläge, der baldachinförmigen Behänge. In den Tempeln der strengeren Sekten hat das Balkenwerk seine vom Alter gedunkelten Holztöne bewahrt. Prunkvollere Tempel erstrahlen im mannichfachsten Roth, von der Orrangemenniggluth bis zum Purpur, vom verblichenen Erdbeerroth bis zur Ochsenbluttiefe. Ein anderes Mal ist das Innere im nachtschwarzen, glänzenden Lack gehalten; da spiegelt sich Alles wie in einem abgrundtiefen See, hat ein mystisches Pathos. Solche Kultbilder der frühmittelalterlichen Ramakura-Periode sind hier zu sehen. Eine düstere Farbenpracht ist ihnen eigen, ein hierarchisch-leidenschaftlicher Ernst. Sie haben Stimmungfaszination. Noch lieber ist mir jedoch ein schlichtes chinesisches Original des dreizehnten Jahrhunderts. Der Shakya Muni steigt von den Bergen nieder; er ist noch benommen von der Seligkeit der Erlösung; still und entrückt wandelt er vorbei.

Im selben Nischensaal stehen auch einige vorzügliche Götterstatuen der selben Zeit. Der Jiso, dieser sanfte Freund und Beschützer der Kinder, und Jakushi, eine mit besonderer Heilkraft begnadete Verkörperung des Buddha. In solcher Plastik erreichen die Japaner fast die viel älteren Vorbilder aus Indien, deren Intensität, deren grandiose Linienharmonie. In den Tempelraum ge-

*) Die Ostasiatische Ausstellung im berliner Akademiegebäude ist, früher, als die Meisten erwartet hatten, geschlossen worden. Für einen Rundblick auf das dem Europäerauge Neue, was sie bot, ists aber noch heute nicht zu spät.

hörten die Bildnißstatuen namhafter Toten, die Europa noch wenig kennt, die man auch drüben nicht allzu oft zu sehen bekommt. Deutschland besitzt eine solche Statue; und der Dargestellte ist ein überaus sympathischer Typus des Landes. Katagiri Katsumuto war Anführer unter Hideyoshi, dem genialsten und gewaltigsten Herrscher Japans. In einer Entscheidungschlacht ließ Hideyoshi sieben seiner mannhaftesten Hauptleute vorgehen. Noch heute weiß jedes Kind ihre Namen, weiß, wie sie fochten; dieser sanft dort kniende Katagiri Katsumuto war einer von ihnen. Später wurde er vertrauter Minister, war hochgebildet, beherrschte die letzten Verfeinerungen der Theeceremonie. In der korrekt höflichen Haltung kniet er auf seinen Fersen, in der Hoftracht, das Schwert an der Seite, den Fächer in der Hand.

Wir werden wahrscheinlich keine bessere Plastik in unseren Sammlungen sehen; vielleicht aber bedeutendere Farbenportraits. Nur von fern geben die hier hängenden eine Andeutung der Meisterwerke, ihrer Linienwucht, ihrer Farbenklänge. Auch nur Andeutungen der großen Monumentalgemälde sind hier zu finden, aber an die reizvollen Makimono-Bildrollen der Ashikaga-Zeit (etwa des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts) erinnert ein Werk: die Abreise der einem fremden Khan zugedachten chinesischen Prinzessin wird dargestellt. Interessant ist die Gruppenvertheilung, fein kommt die innerliche Antheilnahme dieser Menschen zum Ausdruck und die Farben sind entzückend. Anmuthig, klein, aber nicht kleinlich sind einige nur spannenweite chinesische Landschaftgedichte des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. In einem fährt der Sturmwind in die Bäume; vor ihm her fliehen kläglich stöhnende Büffel. Es ist die Tragik der Natur, ihr geheimnißvolles Walten. In einem anderen kniet ein Mann, hingesunken vor dem Anblick der Bergufer, des niederrauschenden Wassers. Vor sieben Jahrhunderten brachte ein Chinese mit innigster Empfindung, mit meisterhaftem Können das Motiv der „Schönheit" genannten Radirung Klingers. Gewiß ist uns Kinger verständlicher, ist der Genuß müheloser; doch darum bedeutet uns dieses Blatt keinen minderwerthigen Besitz. Es lohnt sich, an den Schranken zu rütteln; sie weichen: und die neue tiefe Welt thut sich auf. Ein Kronjuwel unserer Sammlung sind die Blätter, die der große Koëtsu etwa um 1600 malte. Heute ist man geneigt, nur das „Trecento" ostasiatischer Kunst zu schätzen; und dieser Meister gehört zur Hochrenaissance. Das Frühjapanische steht jedoch so ausschließlich im Bann der großen Chinesen, daß eigentlich nur in der etwa von 1600 bis 1700 dauernden späten Blüthe das National-Japanische

zum Ausdruck kommt. Diese wunderbaren Blätter gehen meines Wissens nicht auf China zurück (und von ganz wenigen der hier an Zahl weitaus vorherrschenden japanischen Kunstwerke läßt sich Dies sagen). Der Meister hat berühmte klassische Lieder auf einen den Ton und die Stimmung der Worte andeutenden Hintergrund niedergeschrieben. Da verschmelzen sich zarte Farbenharmonien, schlicht und sicher verstreute Blumen und Blätter mit der vorbildlich vollendeten Schrift. Die einunddreißig Silben des klassischen Tanka-Liedes werden auf einigen Blättern nur mit den chinesischen Zeichengruppen wiedergegeben, wirken monumental und wuchtig, aber meist benutzt er auch noch die zierlich flatternde Hiragana-Kursivschrift. Sie bildet einen Uebergang, belebt diskret eine Fläche des Raumes. Es sind sechsunddreißig Blätter (nur acht werden dem Publikum gezeigt); jedes hat seine eigene Stimmung, seine eigene Poesie, mag sie auch nicht Allen erkennbar sein.

Faßbarer ist die grandiose Virtuosität der hingesäbelten Zeichnungen in Tusche. So Seßhus „Krähender Hahn“, der „lesende Zen-Priester“ nach Mu Hsi, der „Dharma“ von Soami. Immerhin merken nicht viele europäische Betrachter, daß diese Flottheit nicht skizzenhaft ist. Dem Orientalen bedeuten sie das „letzte Wort“ künstlerischer Vollendung. Im siebenzehnten Jahrhundert sagte ein Japaner in einer Abhandlung über Malerei: „Zu viele und zu ausführliche Einzelheiten wirken gewöhnlich. Das ist der Fehler ausländischer Bilder. Sie verbohren sich in die Realität, schalten nicht genügend aus.“

Man gebe sich dann auch die Mühe und betrachte aufmerksam ein Vorbild der üblichen „niedlichen“ japanischen Vogel- und Blumenmotive. Im dreizehnten Jahrhundert hatte der Chinese Han Je cho diese Reisähren und Spatzen erschaffen. Anscheinend ein Nichts, ein geringfügiges Blättchen, doch ernst zu nehmen, doch das Ergebniß uralter Stilverfeinerung, genauster Beobachtung der Natur. Aehnliche Motive werden in jeder Technik benutzt, auch in der sprödesten, im gehämmerten Eisen. Da liegen in langen Reihen die Stichblätter aus, bergen eine Welt der Erfindung, des Geschmacks, des Könnens, gehören zum Ehrfurcht gebietendsten Schmuck des vornehmen Hauses, zum Schwert. Der dieses schmiedete, übte seinen heilig erachteten Beruf im Priestergewand, unterwarf sich einer Shinto-Reinigung, während die Klinge geschmiedet wurde; Frau und Kinder durften sich ihm nicht nahen und seine Speisen bereitete man auf heiligem Feuer. Als seltene Auszeichnung werden einem Gast die oft uralten Familienschwerter gezeigt. In einer bestimmten Lage wird eins hingereicht, der

Gast berührt es mit einem seidenen Tuch, zieht die Klinge unter Ausdrücken der Bewunderung Zoll vor Zoll aus der Scheide, immer unter bestimmten Förmlichkeiten, mit entschuldigenden Worten.

War die Klinge das höchste Symbol der Ehre, so zeigte das Stichblatt den individuellsten Schmuck. In verwirrender Menge werden uns die verschiedenen Schulen verschiedener Zeiten vorgeführt. Die erlesensten sind die der heroischen Kamakura-Zeit. Wie das Eisen geschnitten, geschmiedet wurde, wie innerhalb des Kreises streng großartige Gebilde entstanden, gehört zur werthvollen Kunst. Besonders liebe ich die herbe Stilisirung einiger Kraniche oder Pfauen, einiger gebogenen Gräser. Unter den späteren Stichblättern giebt es koloristische Wunderwerke verfeinertster Legirung, Verschmelzung von Messing mit Kupfer, mit braunrothem Eisen. Hier schimmert ein grüner, hier ein unsäglich zartgrauer, bleisilberner Ton. Als Abschluß kommt die Kleinkunst der Goto-Meister; hier haben wir das in Europa bekannte und geschätzte Japan: Zierlichkeiten in blankem Gold auf Schwarz. Wenn man sie brachte, weshalb in aristokratischem Stolz die Netzkes verwerfen? Mag es sich meist um eine späte Kleinkunst handeln, einige dieser genialen Thierkompositionen, dieser meisterhaft komponirten Gruppen, dieser großartig vereinfachenden Stilisirung hätten diese Ausstellung nicht geschändet.

Vollständige Schwerter mit all ihrem kunstvollen Zubehör, Zwinge, Kopfstück, Messer werden gezeigt. Auch das kurze, gerade Schwert, mit dem der Selbstmord verübt werden mußte: als feierliche Warnung lag es in der Zimmernische auf dem Schwertergestell. Noch kleiner ist der Dolch, der einer Frau für ihr freiwilliges Ende noch heute zukommt. Die Gräfin Noghi hat einen besessen, hat gewußt, an welcher Stelle ihres Halses sie hineinzustoßen hatte. Eine Samurai-Tochter lernte solchen Brauch; lernte auch ihre Gewänder zuvor fest um die Füße schlingen; sonst könnten im Todeskampf die Glieder eine unschöne Stellung erhalten.

Kaufleute hatten nicht das Recht, Schwerter zu tragen; deshalb legten gerade sie ein besonderes Gewicht auf die in den Gürtel gesteckten Inros, die kleinen Lackbüchsen für Weihrauch und Wohlgerüche. Ein verschwenderischer Luxus wurde und wird noch heute mit ihnen getrieben. Ein Japaner erzählte mir von einem ihm befreundeten reichen Sake-Branntweinbrenner, der sich niemals auf der Straße im selben Kimono zeigt. Die nur einige Male benutzten Kleidungstücke werden an arme Verwandte oder Angestellte verschenkt und immer wählt er aus seinem Vorrath einen kostbaren Inro, der die Stimmung der Jahreszeit widerspiegelt und

einen Netzke (Griff) in der Gestalt des in diese Zeit gehörigen Thieres. (Jede Stunde hat eins, sei es ein Hase, ein Hund, eine Ratte.) Professor Große, der erste lebende Kenner ostasiatischer Kunst, beschrieb mir in Kioto die raffinirten Ansprüche eines reichen und feingebildeten Japaners. Die besten Holzschnitzer, Lackkünstler, Töpfermeister haben keinen Laden, das reisende Hotelpublikum weiß nichts von ihnen. Auch heute noch arbeiten sie nur für die einheimischen Kunden. Die zahlen fünfzig bis hundert Mark für ihr Kohlenbecken; es wirkt unansehnlich, ist aus einer Holzwurzel unter feinfühliger Benutzung der jeweiligen Zufälligkeit geschnitzt. Sechzig Mark wird ihre Alltagstasse kosten (kein europäischer Kaiser und König, kein amerikanischer Multimillionär trinkt seinen Nachmittagsthee aus so theurem Porzellan).

Unverständlich ist den Meisten die Werthschätzung der undekorirten, fast immer mit der Hand geformten, daher plump wirkenden ostasiatischen Töpfereien. Harmlose Europäer sehen in ihnen eine „Bauerntöpferei", der Kundige verfolgt mit Entzücken die organisch wirkende Linie, die vibrirenden Töne, den vergeblich in späteren Jahrhunderten angestrebten Schmelz, in dem die matten Töne verschwinden. Auch diese Kunst kam aus China; sie wurde um 1600 durch koreanische Töpfer vermittelt. Wir besitzen ein erlauchtes Beispiel; es gehörte einem Daimio, wurde in den Listen der klassischen Töpfereien geführt, war unter dem Namen „Kranichhals" bekannt. In dem zur Theeceremonie bestimmten kleinen, einfachen, aber meisterlich gearbeiteten Raum des Daimioschlosses haben sich während vieler Jahrhunderte die Theilnehmer am Theekultus zusammengefunden. Nach den hergebrachten Verbeugungen und Begrüßungen knieten sie auf den Matten, der Hausherr bereitete in erlesenen Gefäßen den Thee und nahm aus dieser Büchse den grünen Staub. Mit den anderen Geräthen wurde es herumgereicht und begeistert, verständnißvoll bewundert. Man muß gesehen haben, mit welcher verehrenden Liebe ausdrucksvolle japanische Männerhände solches Theegefäß halten, betasten. Dieser „Kranichhals" ist ein kleines chinesisches Gefäß; unmerklich sind die Abstufungen vom tiefen Grau zum sattesten Dunkelbraun. Die Töne singen; wie ein Duft, wie ein feuchter Hauch umgiebt es die Glasur. Farbige Brokathüllen, die je nach der Jahreszeit gewechselt wurden, schützten für gewöhnlich das Gefäß; als Außenhülle diente eine glatte Elphenbeinbüchse. Fünftausend Mark hat unser Museum dafür bezahlt; im Vergleich zu einem bescheidenen Automobil eine winzige Summe.

Porzellan ist nicht ausgestellt. Gewiß: den londoner Schätzen,

denen im Louvre hätten wir nichts Gleichwerthiges an die Seite zu stellen vermocht. Porzellan ist fast immer ein Erzeugniß der Verfallszeit, als solches dem großen Publikum lieb und werth, dem Kenner ostasiatischer Kunst fast gleichgiltig geworden. Einige gute Stücke der Kang-Hi-Zeit und ein paar Märchengebilde aus Jade, aus Glasfluß, hätten sehr Viele erfreut und die Ausstellung geschmückt, ohne sie zu entwerthen.

Dagegen ist guter Lack reichlich vertreten. Auch bei diesem, wie bei den Stichblättern, hat die hohe Akademiebehörde aus (wenn ich recht verstand) „ästhetischen" Gründen von der veranschaulichenden historischen Aufstellung Abstand genommen. Wenn man sich recht viel Zeit nimmt, läßt sich immerhin die Entwickelunglinie verfolgen. Da giebt es unter den frühen Sachen Herrlichkeiten in gedämpftem Gold auf warmbraunem Grund. Reizvoll ist es, gerade an diesen Gegenständen der Komposition nachzuspüren, zu beachten, wie der Hauptakkord auf dem Deckel des Schreibkastens angeschlagen wird, die Nebentöne sich im Inneren verlieren; die kontrapunktische Harmonie auf der Vorder- und Rückseite eines Inro. Allerliebst ist die Unbekümmertheit, mit der die Lackkünstler ins volle Leben hineingreifen, jeden Gegenstand, sicher stilisirend, als Motiv verwenden. Sattel und Sporen, einen Vorhang, Reisgarben, Fischerboote, einen Schädel.

Die alten Lackschreibkästen wurden von vornehmen Männern und Frauen benutzt, wenn sie Gedichte aufschrieben. Bei dem Oberhofmeister der jetzt verwitweten Kaiserin zeigte mir seine Tochter ein Lackschränkchen, das etwa ein Dutzend dieser Susuribako enthielt. Die, sagte sie mir, waren zum Dichterwettstreit bestimmt. Alle Theilnehmer erhielten eins der mit zartgoldenem Rankengespinnst verzierten Kästchen. Wie Kaiser und Kaiserin, dichteten auch die Hofherren und Hofdamen. Auf den Matten sitzend, verrieben sie die Tusche in diesen Lackkästchen, malten dann mit kunstvoller Freiheit die einunddreißig Silben auf das leichtgetönte, goldgesprenkelte, weiche und doch feste Papier. Fast allen Besuchern werden die chinesischen Lacke eine Ueberraschung gewähren. Nur wenige kannten bisher diese farbigen Kästchen, ihre oft symmetrisch flache (an Indien und Persien erinnernde) Komposition, den Zauber ihrer in der Roth- und Braunskala erklingenden Töne.

In ihrer Nähe lächeln fremdartige Masken. Mit unglaublicher Treffsicherheit haben die Künstler typische Ausdrucksformen erfaßt. So die ingrimmige Kraft des Helden Yorimaso, die weinselig-wichtige Duseligkeit eines Kobolds; bluterstarrend furchtbar ist ein bleiches Frauengespenst. Wie Blumen leuchtet der gewirkte

Brokat der No-Gewänder. Ich sehe ein No-Festspielhaus vor mir. Es ist nicht das übliche volksthümliche Theater; es ist das klassische Mysteriendrama, das vor Allem von gebildeten Männern besucht wird. Da hocken sie in ihren graublauen und braunen seidenen Kimonos, in den mattenbelegten Käfterchen, neben ihnen das Kohlenbecken, das Theegeschirr. Viele lesen in ihren mitgebrachten Klassikertexten nach. Auf der in die Mitte hineingebauten Bühne tanzt eine Gestalt. Es ist ein Heldenjüngling in archaisch-prächtiger Tracht. Sein Tanz beschreibt Diagonalen, an den Ecken wendet er sich mit raschen, scharf aufstapfenden Schritten, gleitet dazwischen sanft und gemessen dahin. „Das ist der No-Schritt," sagte mir mein japanischer Begleiter; „alle Samurai haben ihn gelernt, auch noch mein Vater. Der Schritt soll wiegend und gleitend sein, wie eine Meereswelle." Und der Heldenjüngling tanzt; er trägt die still-lächelnde Jünglingsmaske; und es läßt sich in Worte schwer fassen, wie diese Maske eine weltentlegene verklärte Stimmung hervorzuzaubern vermag. Jetzt erst dämmert mir auf, was einst die griechischen Masken vermochten.

Während dieses No-Spieles fiel mein Blick durch die offenen Schiebefenster auf den Park. Da gingen eben einige Ringkämpfer vorbei. Halbnackte, ungeschlachte Gesellen; neben der etwas verblichenen Adelszeitsymbolik der No-Spiele räkelte sich diese ungebrochene Kraft. Einer der Holzschnitte zeigt so einen aufgeschwemmten Riesen. Er ist wuchtig, finster und hat eine niedrige, zurückweichende Stirn.

Die spätere Kunst der Holzschnitte lenkt den Blick auf sich. Wie sie betrieben wurde, zeigt ein Blatt Kinoyagos; nicht sehr viel anders geht es heute noch zu. Im beliebtesten Tempelbezirk Tokios, dem von Asak'sa, wandert die harmlose, heitere Menge umher, besieht froh die Glyzinien, verrichtet vor einem Lieblingheiligen ihre Andacht, trinkt Thee, kauft Mitbringsel und Andenken, auch Holzschnittblätter. Als ich da war, fanden Bilder des Yoshiwarabrandes den flottesten Absatz; sie waren roh, aber lebendig und ganz unterhaltend, viel besser als unser Neuruppin. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde in Japan der Bedarf an „Neuruppin" durch die Moronobus, die Harunobus, die Koryusais gedeckt. In den gebildeten Kreisen achtete ihrer Niemand, von Keinem wurden sie gesammelt, ehe in einer auf Erkenntniß der ostasiatischen Kunst beruhenden Ueberschätzung Europa und Amerika sich auf sie stürzte, sie nicht mit Gold, sondern mit Edelsteinen aufwog. In jedem der ihnen eingeräumten Zimmer kann man genußreiche Stunden verleben. Wie anregend ist

es, etwa Hiroshiges „Katze am Fenster, in die Landschaft schauend" mit dem ähnlich empfundenen niederländischen Stilleben eines beliebigen kleineren Meisters des siebenzehnten Jahrhunderts zu vergleichen: in beiden die behagliche Schilderung, die liebevolle Wiedergabe des alltäglichen Lebens; doch die Komposition dieses Japaners(der auch nicht zu den Großen zählt) ist viel kunstvoller, unvergleichlich mehr hat uns jede Linie zu sagen.

Konnte diese erlesene, mit feinem Geschmack bereitete Ausstellung, die nach dem Urtheil fremdländischer Autoritäten in ihrer Art einzig war, auch nur die Heizungskosten decken? Wollte man nur die Vortrefflichkeit unserer Einkäufe erweisen, dann ist der Zweck erreicht; sollte ein Interesse für das zu bauende Ostasiatische Museum geweckt werden, dann wäre der Wunsch nicht erfüllt worden. So ängstlich eng hat man die Grenzen gezogen, so wenig hat man erklärt und erläutert, daß nur zu viele Menschen, fröstelnd, eine hochmüthige Unnahbarkeit verspürten. „Das Alles ist mir zu fremd": überall konnte mans hören. Und doch wäre es leicht gewesen, Vielen die Wege in diese beglückende Welt zu bahnen. Marie von Bunsen.

Die Nase des Malers Mielléfin.*)

Ferdinand Mielléfin war einer der Maler, wie es deren so viele giebt, die zum Malen geboren sind, wie ich zum Seiltanzen. Er war groß, mager, hatte ein längliches Gesicht, aber alle seine Züge (Das mußte man zugeben) setzten sich fort, ja, wurden so zu sagen resumirt in einer geraden, hageren, spitzen Nase, die in der Form einer umgekehrten Kirchthurmspitze endete, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Manche erblickten in dieser Nase (und sie täuschten sich kaum) viel

*) Der Verfasser dieser kleinen Geschichte, der Maler Jean-François Raffaëlli, gehörte zu den kühnsten und muthigsten Kämpfern, welche die neue französische Schule vor zwanzig Jahren ins Treffen geschickt hat. Mit diesem Muth paarte sich jedoch so viel künstlerischer Ernst, so viel eiserne Beständigkeit und ein so feines Können, daß die Franzosen ihn auch heute noch unter ihren Besten nennen. Hier nun hat Raffaëlli einmal den Pinsel, der vornehmlich Paris und seine

Verschlagenheit, eine unbezähmbare Neugier, Bosheit und noch mancherlei andere kleine Laster, die für einen guten Portraitisten absolut unnöthig sind.

Aber Mielléfin bot der lieblosen Natur Trotz: er verließ sich auf seine Schlauheit und machte sich dabei nicht im Geringsten klar, daß er unbewußt, rein instinktmäßig, alle jene kleinen Laster auf die Leinwand brachte, woraus denn folgte, daß seine Bilder wahre Mikrobenherde wurden, die alle Krankheiten auf die Dummen, die sie kauften, übertragen mußten. Er hatte den großen Entschluß gefaßt, ein berühmter Mann zu werden, koste es, was es wolle. Und er trat bei dem Maler Prunian ein, der ein Atelier hielt, wo die Schüler Alles lernten, nur nicht die Liebe, die Güte, die Eleganz und die Lebensfreude, Dinge, die sich überhaupt nicht lernen lassen, sondern die Einem in die Wiege gelegt werden (oder nicht).

Mielléfin war nach zwölf Jahren gewissenhafter Arbeit so weit, daß er fehlerlos ein Bild komponiren, Personen korrekt zeichnen und sie im Nothfall inmitten einer anständigen Landschaft auch malen konnte, in der es sogar Etwas wie eine Atmosphäre gab; aber seine Schlauheit blies ihm ins Ohr, daß nur die Portraitmaler Geld verdienen, und da er Geld verdienen wollte, gab er sich ohne Zögern in der Gesellschaft als Portraitmaler aus.

Das erste Portrait, mit dem er es versuchte, war das seiner Tante, die er malte, um in Uebung zu kommen. Sie war eine dicke Dame, die sich durch einen Zufall in diese Familie von Mageren verirrt hatte, und ihre Nase hatte die sanfte Rundung einer Kartoffel. Jeder sagte Das. Daher war man äußerst erstaunt, als sich die Familie Mielléfin eines Sonntags um das fertiggestellte, in einem Louis XVI-Rahmen hängende Bild versammelte und man konstatiren mußte, daß (welche Verblüffung!) der junge Künstler seiner Tante die spitze, an einen umgekehrten Kirchthurm gemahnende Nase gemalt hatte, die in der Familie der Mielléfin so berühmt war. Und einstimmig schrien Alle: „Aber, Unglückseliger, Du hast Deine eigene Nase gemalt! Das ist die Nase der Mielléfins! Aber Du weißt doch, daß Deine Tante (und nie hat man es ihr vorgeworfen) nicht die Familiennase hat?“

Und dennoch kamen jetzt Aufträge. Denn er ging viel aus und verfehlte niemals, zu seiner jeweiligen Nachbarin, sobald die Suppe aufgetragen war, zu sagen: „Gnädige, Sie sind ganz das Genre, das ich liebe. Sie sind mein Schönheitideal; was für ein herrliches Portrait würde Das geben!“ Und oft genug hatte die Phrase die erwartete

---

Faubourgs festgehalten hat, mit der Feder vertauscht; und die Skizze ist sein erster und bisher einziger literarischer Versuch. Die darin enthaltene kleine Tendenz mag als amusanter Beleg gelten für die heute so stark ins Kraut schießenden Theorien der neusten Wissenschaft, der Kunstpsychologie, die gerade unter den Künstlern sonst ihre stärksten Gegner zu suchen hat. Die Uebersetzerin: Hedwig Hirschbach.

Wirkung. Und die Bourgeois kamen zu ihm; aber (verhängnißvolles Pech!) sie ärgerten sich stets, wenn ihnen ein geschickt ausgeführtes Portrait geliefert wurde, auf dem die Nase geradezu herausfordernd aussah und der des Portraitirten gar nicht ähnelte. Und Alles lachte: „Unseliger, Deine eigene Nase giebst Du ja Allen!“ Und Mielléfin war niedergeschmettert und begriff nichts von Alledem.

Aber da das Wort die Runde machte, mußte er bald darauf verzichten, Portraits zu malen; denn der Ruhm, der schnell gekommen, fliegt auch eben so schnell wieder davon.

Und der Künstler, der, koste es, was es wolle, berühmt werden wollte, ging in seinem leeren Atelier auf und ab, auf und ab, mit gesenktem Kopf; und dachte nach und klammerte sich doch noch an eine trügerische Hoffnung. Was thun? Da kam ihm eine Idee, die er für genial hielt. Er wollte die Natur selbst verbessern, und da seine zu lang gerathene Nase ihn verfolgte, ihm die Karriere verdarb, die so sehnlichst erwünschte glänzende Karriere, so würde er sich die Nase abschneiden. Ja, er würde sich die Nase abschneiden!

Aber wie? Man schneidet sich schließlich nicht alle Tage die Nase ab. Und in seiner Naivetät machte ihm sogar der Gedanke Kopfschmerzen, was er mit dem abgeschnittenen Stück beginnen solle, als ob es einen Zweck hätte, so viele Gedanken an eine Sache zu verschwenden, die noch gar nicht gethan ist.

Ohne ein Wort verlauten zu lassen, ganz heimlich, brachte er ein altes Rasirmesser, das er von seinem Großvater noch besaß, zum Messerschmied und vertraute es dem Mann mit dem Schleifstein bis zum anderen Morgen um acht Uhr an; denn er hielt es für besser, die Operation nüchtern vorzunehmen.

Die Nacht wurde für ihn einigermaßen grausig. Momente der Rührung wechselten mit Verzweiflungausbrüchen. Er stand sogar auf, sah in den Spiegel, ob er blaß sei, und setzte im Hemd ein flüchtiges Testament auf, das von seiner Geistesverwirrung Zeugniß ablegte.

Bei Tagesdämmern kleidete er sich an, ging zum Messerschmied, wo er das Rasirmesser fertig fand, und kehrte gemessenen, festen Schrittes zurück.

Er trat in sein Atelier, das ihm ungeheuer groß und leer erschien, wie sein Hirn und wie sein Herz. Dann schritt er in sein Schlafzimmer, wurde für eine Minute gerührt, dachte an seine Mutter, blickte um sich und fühlte sich sehr verlassen... Aber ist man nicht immer verlassen, wenn man etwas Unvorhergesehenes unternimmt?

Und nachdem er das Rasirmesser seines Großvaters mit seiner Faust umfaßt hatte, faßte er auch Muth, warf einen Blick gen Himmel und setzte sich vor einen Toilettenspiegel in einen Sessel, nicht ohne zuvor ein Glas Essigwasser neben sich gestellt zu haben, weil er seine Nasenspitze, die er einer kindischen Laune zu Liebe aufbewahren wollte, dort hinein thun wollte.

Entschlossen ergriff er mit der Rechten das Rasirmesser, nahm

seine Nasenspitze zwischen zwei Finger der Linken, näherte das Messer der Nasenspitze und schnitt mit einem einzigen scharfen Schnitt, ohne Zögern (ging es doch hier um seine Zukunft), die Spitze des unglückseligen Zapfens ab, daraus das Blut wie ein Wasserstrahl spritzte.

Doch hörte die Blutung bald auf. Er legte Kompressen auf und verbarg lange Zeit seine Nase mit Taschentüchern, während er allen Leuten vorredete, er habe sie sich zwischen zwei Thüren abgeklemmt.

Aber was nützen alle Ausreden! Bald machte eine andere Geschichte im Freundeskreise die Runde. Denn man konnte sich darüber nicht täuschen: die Nase Ferdinand Mielléfins wuchs von Neuem! „Wer kann gegen seine eigene Natur?" hieß es in der lachenden Runde.

Und Ferdinand konnte jeden Morgen und jeden Abend (und oft noch im Lauf des Tages) konstatiren, daß seine Nase, seine unselige Nase, die ihn verfolgte, die ihn als Portraitisten unmöglich machte, von Tag zu Tag mehr einer umgekehrten Kirchthurmspitze glich.

Da faßte er einen energischen Entschluß: er wollte keine Portraits mehr machen. Nein! Keine mehr! Er wollte Historienmaler werden. Und um gleich den Anfang zu machen, malte er Jeanne d'Arc im Kerker, wie sie den Kopf nach oben, den Blick zum Himmel hebt: ein großes Bild für den Salon. Eine mächtige Sache sollte Das werden! Mit Feuereifer stürzte er sich jetzt in die Arbeit. Diesmal war ihm der Ruhm sicher.

Ohne Zögern hatte er sich nach Rouen begeben, um an jedem Stein des Kerkers, den die Heilige bewohnt hatte, eifrig Studien zu treiben, und um bei den Trödlern der Gegend ein Kostüm aus Johannas Zeit zu erhandeln. Aber soeben war das letzte verkauft worden.

Er kehrte nach Paris zurück, malte Tage lang, Monate lang und schickte am zwanzigsten März, ohne irgendeinem Menschen ein Wort gesagt, irgendetwas gezeigt zu haben, sein großes Bild in den Salon: „Jeanne d'Arc in ihrem Kerker". Und der Salon öffnete seine Pforten wie in jedem Jahr.

Aber ... Mein Gott! Welch Gedräng vor dem Bilde Mielléfins? Welch ein Erfolg! Aber auch welche Scheusäligkeit! Der Unselige hatte der Heiligen die schreckliche, spitze Familiennase gemalt, länger, wirklich länger und spitzer als je, aber diesmal wandte sie ihre Spitze triumphirend gen Himmel. Und Alles rief: „Da ist Jeanne d'Arc, wie sie einen Pfeil in die Nase kriegt!"

Mielléfin war niedergeschmettert. Endlich fühlte er, daß seine Sache verloren war, völlig verloren, und daß er das Opfer eines verfehlten Berufes war!

Ach! Diese verfehlten Berufe!

Vergeblich trachten die Künstler die äußere Welt zu malen. Sie geben immer nur ihre Natur, ihre Seele, ihren Geist und all ihre kleinen Laster wieder. Immer ist es ihre eigene Nasenspitze, die sie malen, ohne es zu ahnen. Jean-François Raffaëlli.

Selbstanzeigen.

Die Revolution in China. Schriften der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Nr. 6. J. Guttentag in Berlin.

Als ich vor dreizehn Jahren bei einem Besuch der Vereinigten Staaten Herrn Wu-Ting-Fang, Chinas Gesandten in Washington, kennen lernte, war ich erstaunt über die umfassende Allgemeinbildung dieses vielgewandten Diplomaten. Er trat auf wie ein Westeuropäer von guter Erziehung und hohem Wissen, ward überall gern gesehen und wirkte durch die Gegensätze, die offenbar in seinem Wesen lagen, ungemein anziehend. Bei näherer Bekanntschaft bekam ich durch ihn zum ersten Mal einen tieferen Einblick in die Anschauungwelt Ostasiens und insbesondere in die ethischen und staatsrechtlichen Grundlagen der chinesischen Universalmonarchie. Der Gesandte, der eigentlich stets voll spöttischer Heiterkeit und Neigung zur Satire war, wurde schnell ernst, wenn die Rede auf die Dynastie in Peking kam, und ich hatte den Eindruck, daß er des Kaisers in einer Art religiöser Ehrfurcht gedachte. Um so größer war meine Verblüffung, als ich ihn zwölf Jahre später als den Politiker wiederfand, der in erster Reihe die Absetzung der Dynastie beschließt und in einem besonderen Manifest vor Europa als Wortführer der neuen chinesischen Republik auftritt. Das war nicht die letzte Ueberraschung, die mir und meinen Freunden durch Wendungen im fernen Osten bereitet wurde, auch solchen, die nach langem Studium von der Psyche des bezopften Volkes Etwas zu wissen glaubten. Die europäische Tagespresse hat während des letzten Jahrzehntes eine Fülle neuer Nachrichten über China verbreitet; mindestens die Hälfte dieser Nachrichten war objektiv unrichtig; aber auch die andere Hälfte war kaum geeignet, bei unserem gebildeten Publikum Aufnahme und Verständniß zu finden. Warum? Weil alle die Wiedergabe der Voraussetzungen vermissen ließen, aus der allein sie interessant oder auch nur begreiflich erschienen wären. Vorkenntnisse hat aber unser Publikum nicht auf diesem Gebiet. Also ging es meist gleichgiltig über diesen Theil der Zeitungen hinweg und nahm nur Notiz davon, wenn es eine Sensation gab. Solcher Mangel an Interesse für das Schicksal von vierhundert Millionen Menschen muß uns schaden. Deshalb habe ich versucht, in lesbarer Darstellung die Dinge zusammenzustellen, die man wissen muß, um die Vorgänge im Osten zu verstehen und sich dafür zu interessiren. Denn das Interesse fehlt eben nur, weil die Kenntniß zu gering ist. Wie sah China vor dem Eintritt in die moderne Reformbewegung aus? Ich versuche, aus kurzem, historischem Rückblick den äußeren und den inneren Aufbau des Chinesenthums zu erklären. Die staatsrechtliche Grundlage des Reiches wird in ihrer ethischen und religiösen Grundform geschildert. Viele Vorurtheile und falsche Meinungen waren zu beseitigen. Dann kommt ein kurzer politischer Exkurs, an dessen Ende Auftreten und Einwirkung der größten Persön-

lichkeit geschildert wird, die China seit hundert Jahren gehabt hat und deren Einfluß noch heute fortwirkt: der Kaiserin-Witwe Tse-Si, der vielgeschmähten und vielverkannten. Sie hat die Reformbewegung begonnen. Fälschlich hat man deren Anfänge als Revolution bezeichnet; es sind nur äußere Begleiterscheinungen einer großartigen Evolution, die mit der Herstellung politischer Ruhe nicht beendet ist, sondern kaum ihr erstes Stadium durchlaufen hat. Dr. Vosberg-Rekow.

Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig.

Eine Probe:

Winterliche Landstraße.

Er: Fürchtest Du Dich nicht, daß der weiße Schnee
Schüttelnd von seinem Gefild aufsteh,
Leer wie Kleider an Vogelscheuchen,
Würde bis hoch an die Wolken reichen,
Ein Frost-Samum mit weißem Sand
Käm' auf die Landstraße zugerannt:
Wie wir marschiren in eisiger Nacht,
Hast Du es, Liebste, noch nicht gedacht?

Sie: Schönes Nebelwallen
Will mir nicht mißfallen.
Kann ich sichrer schreiten
Als an Deiner Seiten?

Er: Sieh nur die Sterne, die feurigen Kreise.
Dort den Orion nach Jägerweise
Wild mit geschliffnen Waffen kauern,
Röthlichen Auges uns belauern.
Immer uns folgend, dreht sich kalt
Seitlich schwebende Spukgestalt.
Siehst Du nun weg und fassest Muth,
Dringt er Dir blicklos bis ins Blut.

Sie: Nicht gradaus die Blicke,
O, nach innen schicke!
Trost der edlen Seelen,
Liebe, wird nicht fehlen!

Er: Fürchtest Du nicht -- o, die Seele erst recht!
Tückisch ist sie und haltlos schlecht.
Leicht wie die oberste Schneeschicht liegt,
Schaumig-lose im Wind auffliegt,
Hebt sie sich drohend, droht von der Seite
Wie Sternbilder in öder Weite.

Wie nun ins Glatte mein Fuß hinfuhr,
Eis und verglaste Wagenspur,
Wars mir, als ob ich mit jedem Schritte
Blankrothe Sterne hinunterglitte.
Grause Szene und grauses Besinnen,
Innen wird außen, außen wird innen.

Sie: Schönes Nachtgebäude
Giebt dem Herzen Freude
Und der Nacht entgegen
Strahlt des Herzens Segen.
Fühle nur den Frieden,
Luftig, staubgemieden,
Laß ihn mit Behagen
In Dein Herz einschlagen,
Wirst ihn ohne Zagen
Dann nach außen tragen,
Spürst erhabne Ruhe.
Tapfre Schritte thue!
Hast ja gute Schuhe.

Prag. Max Brod.

Das Evangelium, modern stilisirt. Vita, Deutsches Verlagshaus, in Berlin.

Die moderne Stilisirung, die allmählich auf fernere Theile der Bibel ausgedehnt werden soll, weicht bewußt von allen bisherigen Uebersetzungen und Uebersetzungmethoden ab. Ihr Zweck ist nicht nur, statt der archaisirenden Uebersetzungen mit ihrer pathetischen, salbungvollen und fremdartig wirkenden Sprache in ihren oft veralteten Wort- und Satzgebilden eine dem modernen Sprachgebrauch angepaßte Uebertragung zu bieten und so die Bibel den Generationen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder vertraut zu machen. Ihr Zweck ist daneben auch, durch eine wissenschaftlich exakte Bearbeitung den dogmatisirenden Tendenzen der bisherigen Uebersetzungen (besonders der lutherischen), die schon im Grundtext für das spätere Kirchendogma Stützen suchten und ihn darum vielfach durchaus falsch übersetzten, entgegenzutreten und, frei von kirchlichen Ueberlieferungen und Vorurtheilen, das in die Evangelien hineinübersetzte Kirchendogma späterer Zeiten auszuschalten. Eben so wird auf wissenschaftlicher Grundlage versucht, die ursprüngliche, reine Fassung der Evangelien wiederherzustellen und sie von allen Schlacken späterer Deutungen und Einschiebungen zu befreien; deshalb wurden, nach gründlichem Quellenstudium, alle Stellen markirt, die wahrscheinlich erst vom zweiten bis ins fünfte Jahrhundert von der Kirche in die (absichtlich beseitigten) Ur-Evangelien interpolirt worden sind. Allen sachlichen Angriffen, Kritiken und Einwänden werde ich die ernsteste Beachtung schenken

und ihnen (falls sie mich überzeugen) nachgeben; persönlichen Anrempelungen aber mit dem stolzen Humor entgegentreten, den der Apostel Paul gewissen theologischen Kollegen, sobald sie sich als aufgeblasene Gerngroße ihm gegenüber wichtig machten, widmete: „Wenn Jemand von uns“ (so sagt er, nach „moderner Stilisirung“, im Zweiten Korintherbrief) „sich wichtig machen darf, dann (ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist!) darf ich mich auch wichtig machen.“ Diener des Herrn sind sie? Nun, ich nehme kein Blatt vor den Mund: „Darin bin ich ihnen ‚über‘, nach all meinen beispiellosen inneren und äußeren Kämpfen.“

Köln. **Moritz de Jonge.**

Wenn wir Frauen erwachen . . . Ein Sittenroman aus dem neuen Deutschland. Georg Müller in München.

Dieser Roman behandelt scheinbar das abgedroschenste aller neueren Motive: die Entwickelung eines begabten jungen Mädchens aus gutem Haus zu einer „Persönlichkeit“; nur mit dem Unterschied, daß hier für diese Gestalt keine Propaganda gemacht und weder Mitleid noch Lachen durch ihre Irrungen erregt werden soll. Dem Verfasser kam es darauf an, die ganze innere Unwahrhaftigkeit einer solchen modernen Mädchenlaufbahn zu zeigen. Den Hintergrund bildet die für das heutige Deutschland so charakteristische überlieferungs- und haltlose, aber vielfach begüterte Gesellschaftschicht, die sich neuerdings in großer Breite zwischen die Boheme und das Bürgerthum eingeschoben hat und immer mehr der Träger der (sogenannten) ästhetischen Kultur wird. Der Schauplatz ist hauptsächlich München; doch tummelt sich die Heldin auch in Italien, im Engadin und in Paris herum; überall, um ihre Persönlichkeit weiter zu facettiren. Aus dem schwabinger Hexenkessel von Selbstbetrug und Narretei suche ich den Ausweg in eine Weltanschauung, die man vielleicht als den Gipfel des Reaktionären betrachten wird, die mir aber so fortschrittlich scheint, daß ich nicht darauf rechne, von Vielen, die sich gerade zur Zeit für moderne Geister halten, in diesem Punkt verstanden zu werden. Ich hoffe, es gereicht dem Buch zum Vortheil, daß die inneren Erlebnisse, die es verursacht haben, weit zurückliegen. Dadurch habe ich eine ziemliche Distanz zu meinen Gestalten gewonnen. Auch wo ich positive geistige und moralische Werthe in ihnen glaubhaft zu machen versuchte, war mir nicht möglich, Dies anders zu thun als mit einer ganz leisen Ironie, die sie mit dem Menschlich-Allzumenschlichen verknüpft; aber ich habe auch keine Unvollkommenheiten und Kläglichkeiten geschildert, die nicht mit irgendetwas Rührendem verbunden sind. So sehr mich das Dargestellte einmal innerlich erregt und durchwühlt hat: während der Gestaltung stand ich dem Problem sine ira et studio gegenüber.

Oskar A. H. Schmitz.

Gratisaktien.

Daß unser Kapital guten Ertrag bringt, beweisen die Durchschnittsdividenden der Industrie. Und die Vorschriften für das Aktienwesen verhindern eine „Papierwirthschaft“, wie sie in den Vereinigten Staaten möglich ist. Bei uns können hoch rentirende Gesellschaften ihr Aktienkapital aus eigenen Mitteln, Dividenden oder Reserven, erhöhen; freilich nur starke Gesellschaften. Zuletzt hat Auer die Dividende in Aktien ausgezahlt. Das Gesetz gestattet diese Form der Umwandlung von Rente in Betriebskapital. Paragraph 279 des Handelsgesetzbuches beschäftigt sich mit der qualifizirten Kapitalserhöhung, als welche die Ausgabe von Gratisaktien anzusehen ist. In Staubs Kommentar wird gesagt: „Eine besondere, in Deutschland zwar nicht übliche, aber gesetzlich zulässige Art der Kapitalserhöhung ist es auch, daß die Aktionäre ihre fälligen Dividendenforderungen als Einlage auf die neuen Aktien einbringen oder daß ein Reservefonds ausgeschüttet wird und die Ansprüche auf dessen Auszahlung auf die neuen Aktien eingebracht werden. Die Einzahlung erfolgt hier durch Einbringung der Forderung“. An dieser Konstruktion fällt auf, daß von Ansprüchen und Forderungen gesprochen wird. Beide setzen gewöhnlich ein Schuldverhältniß voraus. Das besteht aber nicht zwischen der Gesellschaft und dem Aktionär, der ja keinen Anspruch auf Dividenden hat, sondern erst Forderungen stellen darf, wenn die Dividende beschlossen ist. Um das Gesetz mit dem Gebrauch in Einklang zu bringen, muß man thun, als wäre der Umwandlung der Dividendenbeschluß vorausgegangen. Das Handelsgesetzbuch schreibt ferner vor, daß Aktien nur gegen Vollzahlung des Nominalbetrages ausgegeben werden dürfen. Die Stücke müssen also bezahlt sein und der Betrag darf nicht unter Pari bleiben. Auch diese Vorschriften sind bei besonderen Zuwendungen an die Aktionäre zu beachten. Die Gesellschaft muß eben aus vorhandenen Mitteln die Einzahlungen auf die neuen Stücke leisten; dann darf sie jeden Satz unter 100 Prozent als Preis für die jungen Aktien fordern.

Die Auergesellschaft hat aus ihrem Gewinn einen Spezialfonds von 3,30 Millionen gebildet, aus dem die neuen Aktien bezahlt werden. Die Erhöhung des Grundkapitals von 6,6 auf 9,9 Millionen (neben den Stammaktien giebt es 13,2 Millionen Vorzugsaktien) belastet also die Aktionäre nicht. Auf je zwei alte Stammaktien wird eine Gratisaktie gewährt. Der Zweck dieses Geschäftes ist die Verkleinerung der Dividende. Die Auer-Aktie hat hohen Gewinn gebracht und ist so beliebt, daß sie selbst in der Zeit politischer Erregung noch in die Höhe stieg; am dreißigsten September war ihr Kurs 622, am zwölften Dezember 676. Die Verwaltung erklärte, weil die hohe Dividende von 50 Prozent, die in den letzten drei Jahren gezahlt wurde, in einen unbequemen Zustand geführt habe, sei beschlossen worden, den Satz auf 25 Prozent zu ermäßigen und auch künftig dabei zu bleiben; so würden unbegründete Kursschwankungen vermieden werden. Ob diesem

frommen Wunsch Erfüllung wird? Ein von der Spekulation begünstigtes Papier reizt auch zu 400 Prozent noch. Zweifel könnten vor der Frage entstehen, ob das Versprechen einer Dauerdividende nicht wie die Zusicherung einer festen Verzinsung wirkt, die bei Aktien nicht zulässig ist (§ 215 HGB). Eine Ausnahme wird für Aktien mit Bauzinsen gemacht, obwohl auch da im einzelnen Fall Zweifel auftauchen können. Die Auergesellschaft hat nicht zum ersten Mal eine besondere Form der Aktienausgabe gewählt. Schon 1908 bot sie die 6,60 Millionen fünfprozentiger Vorzugsaktien zu 100 an, gewährte aber für das erste Jahr eine Sonderdividende von noch 6 Prozent, so daß auf 1000 Mark 60 Mark zurückvergütet wurden. Eigentlich wurde die Aktie also zu 94 ausgegeben, durch die Form des Bonus aber ein Verstoß gegen das Gesetz vermieden. Die Technik der Aktienemission bietet einen weiten Spielraum; und es kommt schließlich nur auf die wirthschaftliche Begründung der besonderen Transaktion an. Daß Auer im vorletzten Jahr Stücke mit fester Verzinsung ausgab, deutete auf den Wunsch, die Dividendenhöhe nicht herabdrücken zu lassen. Die Taktik hat sich geändert: die Dividende wird heruntergesetzt, damit die Aktie nicht mehr allzu heftigen Schwankungen ausgesetzt sei. Dieses Streben ist löblich. Doch der Aktionär kann der Verwaltung, die ihm sagt, daß sie in diesem Jahr 75 statt 50 Prozent zahle, antworten, daß er bisher auf zwei Aktien je 50 Prozent, also 1000 Mark, erhalten habe, während er in Zukunft auf drei Aktien nur noch 750 Mark bekommt. Da sich die Aktie bei einem Kurs von rund 700 Prozent und einer Dividende von 50 Prozent mit mehr als 7 Prozent verzinste, so müßte der Börsenpreis zwischen 350 und 360 sein, damit bei 25 Prozent die selbe Rente herauskommt. Der Augenblicksgewinn (durch die Gratisaktie) wird also von der nothwendigen Preiskürzung für sämmtliche Aktien wieder aufgezehrt. Ob die Gesellschaft mit einem Rückgang der Dividende rechnet und den daraus entstehenden Eindruck vermeiden wollte, weiß man nicht. In jedem Fall spart sie Geld; 25 Prozent Dividende auf 9,90 Millionen: dazu braucht sie 2475000 Mark; für 50 Prozent auf 6,60 Millionen waren 3,30 Millionen nöthig. Also hat die Auer-Gesellschaft im nächsten Jahr 825000 Mark weniger zu zahlen als für 1910/11 und in drei Jahren ist der Mehraufwand für die Gratisaktien hereingebracht. Da die Aktionäre keinen Anspruch auf eine bestimmte Dividende haben, kann die Gesellschaft den über 25 Prozent hinausgehenden Ertrag zur Verstärkung der inneren Reserven verwenden.

In mancher Gesellschaft, die hohe Ueberschüsse ausweist, steht ein Theil des Ertrages nur auf dem Papier; werden da Gratisaktien statt der Dividende gegeben, so ists weniger harmlos als bei Unternehmungen von der Art der Auergesellschaft. Auch in Deutschland sind, freilich seltener als in Amerika, solche Fälle vorgekommen; ob die zur Einzahlung auf die Gratisaktien nöthige Summe bereit liegt, ist ja schwer festzustellen; fehlt sie, so war die Ausgabe der Aktien ungesetzlich, weil die Bedingung der Barzahlung des Nennbetrages nicht er-

füllt wurde. Wenn Reserven in Aktien verwandelt werden, kann man nicht von einer Umgestaltung in Betriebskapital sprechen; denn die Reserven arbeiten im Betrieb mit. Vorschriften über die Anlage der Reservefonds in bestimmten Werthen oder über ihre gesonderte Verwaltung haben wir nicht. Deshalb müßte der Gesammtertrag eigentlich in Prozenten von Aktienkapital und Reserven ausgedrückt werden.

Aktiengesellschaften mit kleinem Kapital und hoher Dividende sind oft in unbequemerer Lage als Unternehmen, deren Gewinnquote nicht auffällt. Steuerfiskus, Arbeiter und Konkurrenz machen ihr das Leben schwer. Die Dividende wird den Löhnen verglichen, das Risiko des Aktionärs natürlich ganz ausgeschaltet und die Anpassung des Lohntarifs an die Dividendenskala gefordert. Dieser Mangel wird einst vielleicht durch die Gewinnbetheiligung der Arbeiter beseitigt. Aber die hohe Dividende reizt auch die Profitgier des lieben Nachbars. Jeder Unternehmer, der irgendwo Rauch sieht, macht sich dahinter, um das Brennmaterial zu betrachten; ist er von dessen Güte überzeugt, so schafft er sichs an; und wenn viele Schornsteine rauchen, verringert sich der Gewinn. Als die Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld junge Aktien zu 100 Prozent ausgaben, während die alten Stücke 725 kosteten, erging ein Ruf an alle Unternehmer, die durch die hohen Dividenden (40 Prozent) der Gesellschaft zur Anlage von Konkurrenzbetrieben verlockt werden konnten. Doch die Vermehrung des Kapitals verringerte die Dividende nicht wesentlich: nach der Neuemission wurden zweimal je 36 Prozent bezahlt. Von der billigen Ausgabe neuer Aktien bei der Akkumulatorenfabrik Hagen und bei der Gold- und Silberscheideanstalt in Frankfurt sprach ich hier schon. Bei Hagen war weniger die Dividende als der Aktienkurs zu verdünnen. Die Gesellschaft zahlte 25 Prozent; aber die Aktie hielt sich im Bereich von 530 bis 550 und drückte bei so hohem Preis auf die Rente. Die jungen Aktien gaben dem Papier neuen Reiz; jetzt erst scheint die Panzerung der Gesellschaft stark genug, um einen hohen Kurs auszuhalten. Der innere Werth ist kein leerer Begriff; aber er wird lästig, wenn er die Blicke der Spekulanten auf sich lenkt. Man sucht eine Decentralisirung wirthschaftlicher Gewinnmöglichkeiten dadurch zu hindern, daß man vor die eigenen Chancen das abschreckende Beispiel sinkender Dividenden stellt. Der in Werthpapieren angelegte Vermögensbestandtheil hat mit Bedingungen zu rechnen, die mit dem normalen Austausch von Chance und Gewinn nichts zu thun haben. Das sollte zu denken geben; denn schließlich hat die Börsenspekulation das entscheidende Wort. Sie macht den Kurs; und der Kurs wirkt auf die Dividende. Wären Alle, die zu der Gesellschaft in enger Beziehung stehen, materiell unabhängig von der Gestaltung des Aktienschicksals, dann würde der Faden zwischen Kurs und Dividende rasch zerschnitten und die beiden Ziffern stünden oft in lehrreichem Kontrast. In der gemeinen Wirklichkeit werden die Tränklein aber in der eigenen Küche gebraut; und Koch und Küfer wissen, wie es für die Kunden gemacht werden muß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Februar 1913.

Nota.

Die Militärvorlage.

Wie herrlich weit wirs in der Kunst gebracht haben, großen Aufwand unter schädlichem Geräusch, doch ohne kräftig durchgreifende Wirkung zu verthun, lehrt die Geschichte der Wehrgesetze aus bethmännischer Nothzeit. Am siebenundzwanzigsten März 1911 wurde ein „Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres“ verkündet, dessen Geltung bis in den Lenz 1916 währen sollte. (Dann, meinten gläubige Hofgenerale, werde die große Abrechnung mit den Westmächten beginnen.) Das Blickmaß war falsch; das Quinquennat schon nach elf Monaten unhaltbar. Der fünfzehnte Aprilabend des Jahres 1912 brachte einen neuen Entwurf ans Licht; und in der Begründung stand vornan der Satz, die Heeresstärkung müsse „schneller durchgeführt werden, als noch vor einem Jahr nothwendig schien“. Warum? Weil auf die (hier als unzulänglich bezeichnete) Vorlage von 1911 der Tag von Agadir gefolgt war. Weil die Blindheit der Herren von Bethmann und Kiderlen die Französische Republik aus einer uns nützlichen Abneigung von allem militärischen Wesen in den wildesten, der deutschen Menschheit feindlichsten Nationalismus gescheucht hatte. Weil diese Herren, denen Frankreichs Patriotenbund ein Denkmal schuldet, durch ihr unkluges Handeln und kraftloses Unterlassen erwirkt hatten, daß die Republik, die den Abrüstungplänen des Herrn Hervé und den Milizvorschlägen des

Herrn Jaurès lauschte, mit allen erlangbaren Mitteln, mit einem seit Bonapartes Zeit nicht erlebten Masseneifer sich für den Krieg rüstet. Und weil seit dem Panthersprung und dem Rückzug in die Kongosümpfe aus dem lockeren Gefüge der Triple-Entente ein fester Dreibund geworden war. Das war nicht mehr zu ändern; die Heeresstärkung versäumt, Frankreichs Vorsprung müßig geduldet worden. Dreierlei blieb zu fragen: ob das Geforderte diesmal genüge; ob es das Bedürfniß übersteige; ob die richtige Anwendung des zu bewilligenden Geldes verbürgt sei. „Noch im (günstigsten, unwahrscheinlichsten) Fall russischer Neutralität dürften Deutschlands Ostgrenze und Seeküste nicht von Truppen entblößt werden. Dann aber hätten wir auch nach dem neuen Präsenzgesetzentwurf auf der Wacht am Rhein nicht die Uebermacht. Trotzdem Deutschlands Volksziffer um achtundzwanzig Millionen höher als Frankreichs ist. Keine Zahlüberlegenheit im Einzelkampf gegen Frankreich und ein uns viel ungünstigeres Kräfteverhältniß im Fall eines Landkrieges mit zwei Fronten: da birgt der Kalkul einen Fehler, den ein Roon sich niemals verziehen hätte. Und den leider auch der neue Entwurf nicht tilgt. Der rechnet mit dem Ergebniß der Volkszählung von 1910, die einen Lustralzuwachs von fast $4^1/_3$ Millionen Köpfen verzeichnet; senkt aber den Prozentsatz der Auszuhebenden, statt ihn zu erhöhen. Wenn wir alle Tauglichen einstellten, hätten wir sofort vier neue Armeecorps; und die beste Assekuranz gegen westliche Angriffsgefahr. Die müßte der Reichstag fordern. Ob die der Ersatzreserve zugeschriebenen siebenzigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zweimonatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebildete Leute, am Tag der Mobilmachung in ein Reserveregiment eingereiht werden können: die Antwort auf diese Frage kann wichtig werden. Jeder Corps- oder Linienregimentsverband müßte sich Rahmen (Cadres) schaffen, deren Hauptzweck wäre, eine rasche und zureichende Reservistenausbildung zu ermöglichen. Dann könnten alle wehrhaften Männer, auch die jetzt als überschüssig weggewiesenen, im Kriegsfall ohne schädliches Säumen dem Reich dienstbar gemacht und die Gefahren feindlicher Zahlübermacht vermieden werden. Zu theuer? Nur die Ziffer der Subaltern- und Unteroffiziere müßte steigen; an der Spitze der Pyramide und im Etat der Ruhegehälter wären viele Millionen zu ersparen. Unser Beförderungssystem, das für die Vorrechte des Dienstalters besser sorgt als für

die Auslese der Tauglichsten, drängt eine große Schaar rüstiger Männer aus dem Wehrdienst, dessen Pflicht sie noch Jahre lang froh erfüllt hätten. Dadurch verliert das Heer brauchbare, nur nicht von Sippengunst geschirmte Frontoffiziere; und die Last der Pensionen wächst ins Unerträgliche. Des Reichstages Arbeitziel muß sein, allen Wehrfähigen eine für den Nothfall genügende Soldatenerziehung zu sichern. Dieses Ziel ist erreichbar, wenn die Mehrheitparteien den Muth finden, alles Entbehrliche mit scharfer Scheere abzutrennen, für Tand und Brimborium nicht eine Reichsmark zu bewilligen und Herrn von Tirpitz mit unzweideutiger Klarheit zu sagen, daß Deutschland, dessen Machtbezirk, heute wie gestern, durch die Stärke seines Landheeres bestimmt wird und das dieses Heer, den Herzmuskel des Reiches, zu lange verkümmern ließ, den Scharlachfiebertraum von einer der britischen gleichwerthigen Flotte abgeschüttelt hat und entschlossen ist, seinen Vermögenszuwachs an die Festigung seiner von mindestens zwei Seiten bedrohten Landmacht zu wenden. Nur in seinem Landheer ist Deutschland tötlich zu treffen. Nur am Rhein und an der Weichsel kann es, auch gegen Britenübermuth, seine Machtstellung sichern. Seine Zukunft liegt auf dem festen Land. Wenn Franzosen und Russen gewiß sind, daß ihr Angriff von einer Ueberzahl ausgebildeter Mannschaft abprallen müßte, vermiethet sich dem Angelnwunsch zwischen Nowaja Semlja und Porto Palo nirgends ein Schwert." Das wurde hier gesagt, als der Entwurf, im April, veröffentlicht worden war. Zweifel an der Weisheit der Heeresleitung durfte nicht geduldet werden. Wurde auch nicht geduldet. Der Reichstag that nichts für die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; er nahm (sammt der Marinevorlage, an der Haldanes, des Friedensmissionars, Eifer zerschellte) den Präsenzentwurf an und hütete sich, der Ursache fahrlässiger Säumniß nachzuforschen. Wer offen aussprach, auch die neue Forderung sei unzulänglich, wurde ein Narr oder Tölpel, Nörgler oder Reichsfeind gescholten. Das Bewilligte, hieß es, reicht auf Jahre hinaus. Wollt Ihr Schreibtischstrategen klüger sein als der Kriegsminister? Nein (lautete die Antwort); doch die Opfer, die in Deutschland Jeder, außer den einer Regentenfamilie Angehörigen, der Reichswehrkraft bringt, geben das Recht auf die Gewißheit, daß ein stärkeres, mit besserer Waffe gerüstetes Heer unserem niemals entgegentreten könne.

Diese Gewißheit wankt; zum ersten Mal seit den Tagen der

preußischen Heeresreform. „Die allgemeine Wehrpflicht steht nur auf dem Papier.“ „Wir haben nicht genug Maschinengewehre.“ „Unsere Kanone ist nicht das Beste, was Krupp heute leisten kann.“ „Hauptsache: die Zahl der Ausgebildeten ist zu klein.“ So hörte mans täglich von wachsamen Offizieren. Die klagten, daß alles erraffbare Geld der Seewehr zugewandt werde, und erzählten, auch im Großen Generalstab ringe Mancher seufzend die Hände. Daß die Warner nicht geirrt haben, ward nun bewiesen: denn noch im Februar soll eine neue Militärvorlage in den Reichstag kommen. Die dritte im Lauf dreier Jahre. Wir wollen hoffen, daß sie nicht wieder unzulänglich ist. Mit einem Jahresaufwand von hundert Millionen Mark wird das Nöthigste zu haben sein. Das ist nicht wenig; und auch die halbe Milliarde für das neue Gewehr muß eines Tages gefordert werden. Alles Zögern rächt sich; auf so umfeindetem Gebiet noch ärger als in der Industrie ein verzauderter Fabrikausbau oder eine vertrödelte Materialbesserung. Nunc animis opus, Aenea, nunc pectore firmo! Herr von Heeringen, der sich in beinahe dreißig Garnisonen als tüchtigen Soldaten bewährt hat, fühlt sich in dem politischen Amt des Kriegsministers wohl selbst nicht behaglich. (General Max Gallwitz, der, nicht zum ersten Mal, für die Nachfolge genannt wird, wäre schon als Artillerist willkommen. Die Artillerie, deren Werth für den Kriegsfall heute doch kaum überschätzt werden kann, glaubt sich ein Bischen zurückgesetzt; nicht nur, weil keiner der sechs Kaisersöhne ihren Rock trägt.) Hätten die Regirenden 1911 das von den Sachverständigen Geforderte durchgedrückt, dann wären wir jetzt weiter. Das „Gekleckser“ (so nennts die Kasinosprache) wirkt auch nach außen nicht wie eines Willensaufschwunges Gewalt. Und warum wurde die Konjunktur des Balkankrieges nicht wenigstens militärisch ausgenützt? Der österreichische Kriegsminister Ritter von Auffenberg hat in der Stille alle Wünsche, neue und rückständige, des schwarzgelben Heeres erfüllt. Auch von unserem Reichstag wäre im November Alles zu erlangen gewesen. Nun wirds immerhin langsamer gehen; und wenn der Kriegslärm verhallt, stört die Erörterung der Wehrgesetze (Frankreich und Rußland werden ja auch neue Forderung anmelden) wieder die Wirthschaftruhe. Ein Kundiger sollte einmal ausrechnen, welche Summen in drei fetten Industriejahren, ohne innere Ursache, nur durch blinden Lärm

und panisches Rasen, bei uns verloren wurden: er würde erkennen, daß Herr von Kiderlen die dem Deutschen Reich theuerste Excellenz war. Unter den letzten Monden von 1912 sah es auf den Märkten so übel aus, daß ein paar Militärvorlagen die Stimmung kaum noch verschlechtern konnten. Den Himmel des Vorfrühlings, der einen von Nikolais Gunst gekrönten Lothringer auf Frankreichs höchsten Sitz hebt, werden sie nicht erhellen.

Einerlei. Der Aberglaube, die Wucht der Rüstung, an deren Gehäus kein Wille zum Kampf pocht, könne genügen, wäre gefährlich; höchst gefährlich der Wahn, irgendein Reich könne unter der süßen Last langer Friedensjahrzehnte so stark werden, daß es jede mögliche Koalition zu überwinden vermag. Bismarck, der im Fordern fürs Vaterland doch nicht schüchtern war, hätte sich gescheut, seinen Landsleuten eine gegen England, Frankreich und die Slavengemeinschaft ausreichende Rüstung zuzumuthen; hätte sich, wenn unter seiner Verantwortlichkeit das Reich in den Zwang zu solcher Rüstung gekommen wäre, selbst vielleicht mit dem Tod bestraft. Wir brauchen, wie das liebe Brot, eine schöpferische Politik, die weiß, was sie will, und von dieser Wollenslinie noch unter dem dreistesten Druckversuch nicht um Haaresbreite abbiegt. Aber wir dürfen auch nicht dulden, daß der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht ins Unerkennbare schrumpft. Zur Erleichterung der Nachgiebigkeit ist neue Rüstung nicht nöthig. Daß sie von der Nation jetzt den Regirenden mühsam abgetrotzt werden mußte, ist, als ein wichtiges Zeitsymptom, ernster Beachtung werth.

Adrianopelroth.

Wir brauchen eine Politik, die weiß, was sie will. Ob auf die Frage, was wir in dem Orienthandel erstreben, der neue Staatssekretär im Auswärtigen Amt von dem Vorgesetzten, von dem Untergebenen klare Antwort bekäme? Wir konnten optiren: für die Türkei oder für die vier Balkanstaaten; möglich war auch der Versuch, gegen die rein slavischen Völker den Rumänen, Bulgaren, Griechen, Albanern ins Uebergewicht zu helfen. Die Vierteljahresbilanz ließ dem Deutschen Reich keinen Kassensaldo. Wir haben für die Türkei nichts gethan, den ihr feindlichen Vierbund durch höhnische Scheltreden gekränkt, die Rumänen enttäuscht (das dem Ministerpräsidenten Majorescu gespendete Großkreuz ist kein Pflaster für die Wunde der Dynastie). Der westöstliche Dreibund

hatte die Güte, uns mitzunehmen; und während England im Glanz des Weltrichters strahlte, trug offiziöses Gebimmel die Mär unserer „Erfolge“ durchs gläubige Land. „Seht Ihr: Serbien erhält kein Stück albanischen Küstenbodens.“ Stimmt; doch eine internationale, nicht auf seine Kosten zu bauende Eisenbahn, die alle Produkte, auch Kriegsgeräth, ohne Zollpflicht in einen neutralen Freihafen der Adria führt. Das ist, weil es die Plage mit der Beruhigung und Verwaltung eines schwierigen Landes, ferner die Kosten und Risiken der Hafen- und Bahnanlage erspart, angenehmer als die Erfüllung des vor dem Ohr der Galeriegäste ausgetrommelten Wunsches. „Seht Ihr: der Kongreß, von dem Herr Poincaré träumte, wird nicht Ereigniß.“ Stimmt; doch der Botschafterklüngel, der unter Greys Präsidium in Downingstreet tagt, ist die selbe Sache in einer Britanien bequemeren Form; und wir machen mit. „Wir haben die Flottendemonstration verhindert.“ Wenn sie überhaupt ernstlich geplant war; und dann wars noch immer blitzdumm, solcher Hinderung sich laut zu rühmen. Die Demonstration hätte in dem an die Parade fremder Kriegsschiffe längst gewöhnten Sinn der Pfortenwächter den Eindruck der Warnernote nicht vertieft. Und die haben wir unterschrieben.

Am siebenzehnten Januar wurde sie von den sechs Botschaftern dem Minister Mohammeds des Fünften übergeben. Der Verfasser dürfte sich brüsten; die Mischung von Ruhe und Machtbewußtsein lobt einen Meister. Inhalt: Räumet, Osmanli, den Bulgaren Adrianopel, sonst gefährdet Ihr schließlich noch Eure Hauptstadt und das asiatische Reich; folgt Ihr unserem Rath, dann könnt Ihr auf unseren Beistand und sogar auf unseren Anleihekredit zählen. Sehr kurz und sehr deutlich. Das wirksamste Stück, das dieses wunderliche Europäerkonzert bisher hören ließ. Zwei Tadelssprüche wurden wider die Sechs geschleudert. Erster: Ihr habt, im Oktober, gesagt, daß Ihr dem Sieger in diesem Krieg die Eroberung neuer Gebiete nicht erlauben werdet, und wollt nun die Türkei nöthigen, auch noch Hadrians Stadt hinzugeben. Antwort: Im Oktober glaubten wir, die Türkei werde siegen; oder heuchelten mindestens diesen Glauben. Was wir für die Wahrung des status quo sprachen und schrieben, sollte nur dem Mondsichelreich die Hoffnung auf Landzuwachs nehmen. Zweiter Tadel: Statt neutral zu bleiben, mahnet Ihr die Türken, nicht die Bulgaren, zu nachgiebiger Bescheidung. Antwort: Weil wir dem Sieger

solche Mahnung nicht aufdrängen wollen, dem Besiegten aber, der, nach der kläglichsten Niederlage, laut unsere Vermittelung erfleht hat, uns dazu verpflichtet fühlen. Kindliche Gemüther meinten, die Kollektivnote vereine alle Thatbestandsmerkmale einer Erpressung. (Und der Heilige Theobald rührte keinen Finger, um von dem Reich, dessen Geschäfte er führen soll, so schwere Anschuldigung abzuwehren.) Welche Merkmale? Rechtswidrig ist jeder Krieg, den nicht Nothstand oder Nothwehr entschuldigt, und im Traumland der Lämmlein mag jeder im Krieg erstrittene Vermögensvortheil als rechtswidrig gelten. Wo aber ist hier Gewalt oder Drohung? Weder vis absoluta noch vis compulsiva droht aus dem Wortlaut der Note. Sie sagt: Ihr Türken habt uns gebeten, Euch Frieden zu schaffen und weiter zu helfen; wir könnens nur, wenn Ihr handelt, wie uns nothwendig dünkt. Wer die Zusage erbetener Hilfe an Bedingungen bindet, ist auch im Bezirk des Bürgerrechtes noch kein Erpresser. Ists etwa Rumänien, weil es die Stunde bulgarischer Schwachheit zur Erfüllung alten Wunsches ausnützen will? War die Leistung des Berliner Kongresses, der den Russen große Fetzen der Kriegsbeute aus den Fängen riß, ein Erpresserwerk? Kinderei. In diesem besonderen Fall war das Gewinsel völlig sinnlos: denn was in der Note irgendwie nach Drohung roch, war von den Bedrohten ja sehnsüchtig erwimmert worden. Kiamils kühler Greisenkopf wußte, daß die Türkenherrschaft in Europa nicht lange mehr dauern könne. Er hätte am Liebsten vielleicht auch auf Konstantinopel verzichtet, dem Sultanat, das in neuer Kraft nur aus asiatischer Erde erstehen kann, eine kältere, nicht so entnervende, nicht so verlüderte Hauptstadt gesucht und Byzantion-Istambul, das noch jeden Staatswillen zermorscht hat, den Bulgaren gegönnt. Aber schon für den Entschluß, Adrianopel, den Thorriegel der Hauptstadt, zu opfern, brauchte er Deckung; einen Druck, dem auch ein Stärkerer ohne Schmach weichen durfte. Die Kollektivnote half aus der engsten Klemme. Bulgaren, Serben, Griechen: gestern Knechte und heute dem islamischen Hochmuth noch der räudigste Theil der eklen Rumiheerde. Denen sich beugen? Niemals. Doch nun hat Europa gesprochen; haben sechs Gewaltige nach unserem Ohrläppchen die Hand gereckt. Das tapferste Haupt des Heeres muß, wie der Große Diwan, einsehen, daß solchen Mahnern selbst ein Stolzer Gehorsam schuldet. Kiamils Appell an den Britenbotschafter war gewiß ein feines Muster orien-

talischer Verschlagenheit. „Nur im Schatten einer dem Osmanenreich nahenden Lebensgefahr, einer nicht vom Balkanhimmel heraufziehenden, kann ichs machen." Nur das dem Wesir Unentbehrliche wurde in der Note gewährt. Wer öffentlich über internationale Vorgänge redet, sollte so alte Fintenkunst durchschauen.

Daß gerade Deutschland in dem Maskenspiel nicht mitgaukeln durfte, war nicht durch Gewissensskrupel bedingt. Durch Anstandspflichten, die kein anderes Reich banden. In Bethlehem hat, vor vierzehn Jahren, der Deutsche Kaiser gesagt: „Unter allen möglichen Vorspiegelungen reißt man, ohne jede Berechtigung, ein Stück nach dem anderen vom Mohammedanerland los." In Damaskus: „Der große Sultan Saladin war einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner (Richard Loewenherz?) die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte. Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, sicher sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Der Khalif wollte sich dankbar zeigen. Im Februar 1906 ermahnte er, auf Marschalls Bitte, den Sultan von Marokko, auf die Stimme der Musulmanenschutzmacht („protectrice des Musulmans") zu hören. Vergebens: weil Abd ul Aziz schon den Franzenwein im Leib hat und keck antwortet, er kümmere sich nicht um den Türkensultan. Aber der Khalifenwille war löblich. Als am fünfzehnten Februar 1906 ein türkisches Bataillon die Oase Taba in Arabien besetzte, glaubte man in fast allen Kanzleien, dieser kühne Schritt sei von Berlin aus empfohlen und der Hohen Pforte deutscher Beistand gewiß. Am dritten Mai legte Sir Nicolas O'Conor dem Großwesir das Ultimatum vor, das ihn aufforderte, binnen zehn Tagen alle Truppen aus der Sinaihalbinsel zurückzuziehen. Admiral Lord Charles Beresford fuhr mit seinem Geschwader von Malta nach dem Piraeus; Prinz Ludwig von Battenberg erschien mit einer Kreuzerdivision im Archipel; vor Gibraltar wurde die Flottenmacht, in Egypten die Besatzung verstärkt. Am letzten Fristtag befahl der Sultan den Rückzug der Truppen aus Taba. Nachdem das Deutsche Reich feierlich erklärt hatte, es denke nicht daran, den Sultan zu ermuthigen oder gar mit Waffengewalt zu unterstützen. Auch in Koweit, Marokko, Tripolitanien ist aus dem deutschen Musulmanenschutz nichts geworden. Jetzt war

obendrein mit kluger Enthaltsamkeit ein besseres Geschäft zu machen als mit hastiger Zeichnung einer Note, für die fünf Unterschriften genügten. Wars nöthig, in London mitzuschwatzen? Höflich lächeln, jeden Beschluß vorbehalten, die Dinge an sich kommen lassen und in der günstigsten Stunde außerordentliche Machtmittel anwenden: so treibt der Starke einträgliche Politik. Bethmänner lernens nie; weil ihnen Phantasie fehlt, schelten sie den zu verwegener Kraftanwendung Entschlossenen unwirsch einen Phantasten. Schon anständige Zurückhaltung verhieß diesmal reichlicheren Zins als die Einreihung in unwürdiges Gedräng. Eine Nation muß das Ziel kennen, das sie erreichen möchte: sonst taumelt sie aus einer Stimmung, einer Oeffentlichen Meinung thatlos in die andere und verliert die Stoßkraft stetigen Wollens. Wers noch nicht wußte, hats aus dem Jammer deutscher Orientpolitik gelernt.

Als die sechs Botschafter ihre säuberlich abgeschriebene Note zu Gabriel Efendi ins Auswärtige Amt brachten, war die Verschwörung des Jungtürkenausschusses (für Einheit und Fortschritt) schon fertig. Kiamils Wesirstuhl stand längst nicht mehr fest. Der kluge Abbas Hilmi, dem unter Kitcheners herrischem Blick der greise Britenfreund nicht ans Herz wuchs, wohl auch um seinen Khalifenmantel bang ward, hatte einen Vertrauensmann, eines Prinzen Eidam, nach Konstantinopel geschickt, der den gutmüthig imbecillen Sultan von Kiamil losketten sollte. Und ein Mann, der den ganzen europäischen Osmanenbesitz den Beraubten zurückgeben muß, bettet sich nicht in die Gunst seines Volkes. Das vergißt, wenn es an harter Speise kaut, wer ihm schmackhaftere Kost nahm, und flucht nur dem Schmalhans, den es vor sich sieht. Seit dem dreiundzwanzigsten Januar stehen nun wieder die Ehrenwerthen am Herd, die von 1908 bis 1911 die Türkenküche besorgten. Mahmud Schewket, Enver, Talaat, Dschavid und Konsorten. Wir, brüllen sie, dulden nicht, daß unser Vaterland geschändet, unser Volk nach Asien gedrängt werde. Sie haben das Heer organisirt und ausgebildet, dessen Leistungfähigkeit der Tag von Kirkkilisse allen Augen erwies. Während sie regirten, verlor der Sultan Rumelien und Bosnien, Tripolitanien und die Kyrenaika; wurde der Balkanbund und dessen Rachekrieg vorbereitet. Morgen aber werden sie das Vaterland retten. Warten wirs ab. Einstweilen ist nur das freche Gespreiz der ins Nothhelferamt langenden Reichsverderber zu bestaunen. Doch schon dräut ja die nächste Note...

Der Einzige.

Nun war ich fern von der schweren, schwülen Stadtluft, war in den Bergen. Ich verließ das Nachtquartier meist schon früh am Morgen. Meinen Nothbedarf im Rucksack. Und in der Tasche ein Buch. Das zog ich manchmal hervor, wenn ich rastete, las einige Seiten und ließ mir dann ihren Inhalt durch den Kopf gehen, während ich meinen Weg fortsetzte. Einmal (es war in einem kühlen, lustig ansteigenden Waldthal, der Weg führte bald hinüber, bald herüber über den Bach, der Ausblick auf die fernen Berge öffnete sich, schloß sich wieder, Sonnenhelle und Waldesdunkel wechselten mit einander), einmal ersah ich droben auf der Höhe einen Mann. Er war plötzlich da, wie ein Bild ersteht, wenn man seine Gedanken still in Sammlung hält.

Er hatte den Hut abgenommen. Der Wind spielte in seinen blondröthlichen gelockten Haaren. Seine ungewöhnlich hohe und breite Stirn war das Erste, was mir an ihm auffiel. Sein eigenthümlich, fast eckig geformtes Hinterhaupt, die schmale Nase, sein energisch vorspringendes Kinn ergaben im Profil eine scharfe Silhouette. Nun er sich mir zuwandte, gewahrte ich ein feines helles Lächeln, das um den schönen Mund spielte und dem Trotz seiner Erscheinung die Härte nahm.

Ich erkannte ihn. Kaspar Schmidt aus Bayreuth hatte man ihn am Abend zuvor unten im Gasthaus geheißen. Einen Sonderling, einen Narren hatte man ihn genannt und manches Andere von ihm gesagt. Jedes Wort fiel mir wieder ein. Er erwartete mich. Ich fragte: „Wollen wir gemeinsam wandern?“ „Ja!“

Eigentlich war es eine Schwäche von mir, daß ich hinzusetzte: „Das heißt, wenn es Ihnen im Geringsten unangenehm sein sollte ...“

„Dann hätte ich nicht Ja gesagt.“ Es lag nichts Grobes in seiner kurzen männlichen Antwort. Aber um den Mund spielte wieder das leise Lächeln.

Wir sahen vom Kamm des Berges gemeinsam in die Tiefe hinab. Mein Blick verfolgte den glitzernden Bach und die schmale weiße Straße, die zwischen den saftig grünen Wiesen und rothbraunen Aeckern hinzog, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. In der Ferne schloß zwischen zackigen Felsthürmen ein mächtiger Schneeberg das Thal ab. Die Sonne lag auf dem weiten, weißen Feld. Klar und tiefblau stand der Himmel darüber. Wie still es war!

„Erst wenn man die Welt sieht, ohne sie zu hören,“ sagte ich, „fühlt man sie unter sich. Auf den Bergen ist Freiheit ...“

„Freiheit,“ sprach er, „ist überall. Sie liegt auf der Straße, aber wir nehmen sie uns nicht. Freiheit genug!“

„Genug? Nach was soll man denn streben, als rechter Kerl, wenn nicht nach Freiheit?!“

„Nach Eigenheit!“

Der Weg führte zuerst dem Grat entlang, dann in den Sattel hinab. Ein mit Geröll bedeckter Felsvorsprung verwehrte bald den Fernblick.

„Wovon wollt Ihr denn frei sein, Ihr Freiheitschwärmer? Von der Laune eines Fürsten? Von dem Amtsmißbrauch eines Vorgesetzten? Von der Herrschsucht eines Priesters? Gut. Aber warum tauscht Ihr dafür neue, schlimmere Tyrannen ein? Ist der Staatsbegriff, dem Ihr wie einem Moloch opfert, kein Zwang, führen Eure Beamtentugenden nicht zu Unterwerfung, ist Eure Anbetung des Geistes und Eure Verachtung des Leibes kein Christenthum? Ist Eure Verheiligung der Freiheit, des Fortschritts, der Wohlfahrt Aller etwa nicht eine Religion, die Euch entselbstigt? Sind Staat, Gesellschaft, Familie keine Tyrannen? Mehr als irgendein Despot nehmen sie Euch: Euer Eigenes."

„Aber," rief ich, „wenn nicht die Sehnsucht nach Freiheit, wenn nicht die Liebe zur Menschheit meinem Leben Sinn giebt, was anders soll ihm dann einen würdigen Inhalt geben?"

Er blieb kurze Zeit stehen und legte die Hand auf meine Schulter. Dann sagte er: „Die Sorge um Dich, mein Freund! Bringe heraus, was in Dir ist, viel oder wenig, gilt gleich, brings zu Tage, bringe Dich zur Offenbarung. Du brauchst keine Götter und keine Götzen, Du brauchst nicht fremde, schöne, hohe und leere Begriffe."

„Wenn aber nicht die Sorge für das Wohl Anderer, wenn nicht das Streben nach einem hohen gemeinsamen Menschheitziel mich erfüllt, dann bin ich eben nichts als ein Egoist."

Er lachte. Nicht bösartig, aber hell und laut. Ich wollte trotzdem nicht nachgeben und fuhr fort: „Wenn ich für nichts Sinn habe als für mein leibliches Wohl, wenn all mein Streben danach zielt, auf Kosten der Anderen mich zu bereichern, mich zu erhöhen, wenn ich habgierig, rücksichtlos immer nur meinen Vortheil verfolge, dann ..."

„Dann", rief er lustig dazwischen, „überschüttet man Dich mit Titeln und Ehren, dann nennt kein Mensch Dich einen Egoisten. So schimpft man nur Den, der sich gegen Egoisten verwahrt und wehrt." Er sah mir vergnügt in die Augen; es machte ihm Spaß, so mit dem Wort zu spielen. Der Weg war nun schmal; steil gings hinab; das Geröll lag locker; ein kräftiger Wind wehte. Schweigend gingen wir hinter einander. Aber bald hatten wir wieder sicheren Boden unter den Füßen. Und mein lebenskundiger Gefährte nahm das Gespräch von Neuem auf.

„Egoismus ist Ichgefühl. Laß Dir doch kein Schreckgespenst aus einem Wort machen! Wenn die Habsucht mich vorwärts peitscht, wenn der Ehrgeiz mich stachelt, wenn die Gier mir im Nacken sitzt: befehle da Ich oder werde ich gepeitscht, gestachelt, getrieben, beherrscht? Bin ich Egoist, wo ich nicht Ich bin? Aber wenn ich mich Herrn meiner Wünsche und Begierden fühle und Herrn über meine Schwächen, wenn ich tapfer abwehre, was mich knechten will, und muthig an mich reiße, wessen ich zur Förderung, zum Heil meines Selbst bedarf: da bin ich Egoist. Noch mehr: da bin ich Eigner der Welt! Der Welt der Dinge und der Welt des Geistes."

„Bist Du denn, bin ich denn allein auf der Welt?“

„So, wie Du bist, bist Du allein.“

„Ja; aber kann ich je mehr sein als Mensch?“

„Kann ich weniger sein als Mensch? Kann ich weniger sein, als was Alle sind? Aber kann ich mehr sein, als was eben nur ich bin? Ich, der Einzelne; noch einmal gesagt: so, wie ich bin, der Einzige!“

„Der Einzige ...“ unwillkürlich wiederholte ich das Wort.

Wir waren an eine Quelle gekommen. Er bückte sich und trank aus der hohlen Hand. Da ich Durst hatte, folgte ich seinem Beispiel. Dann wanderten wir weiter, auf weichen, stillen Waldwegen. Lange sprachen wir nichts. Dann von Diesem oder Jenem. Kam er auf die Gedanken zurück, die uns zuvor beschäftigt hatten, so ging er ihnen nach in alle möglichen Winkel und trieb die Folgerungen auf die äußersten Spitzen. Es war grotesk, wahrzunehmen, wie er, der Todfeind der blutlosen abstrakten Begriffe, in seinen Theorien sich selbst ins Unbedingte verlor. Wie übertrieben und gewaltsam klang Manches für mein Ohr, wie aller Relationen bar, wie einseitig stand es vor mir! Aber ich hatte mir vorgenommen, nicht vor dieser Einseitigkeit zurückzuschrecken, sondern zu ergründen, was hinter ihr verborgen lag.

Kein betretener Weg war mehr zu erkennen; langsam arbeiteten wir uns durch das Gewirr des Waldes. Endlich wurde es wieder licht. An einem sonnigen Hang rasteten wir unter einem breitästigen Ahornbaum und freuten uns seiner rosigen Rinde. Nun erst hatten wir den vollen freien Ausblick auf Felsen- und Schneeberge.

„Wie klein“, sagte ich nach einiger Zeit, mehr ein Gefühl als einen Gedanken aussprechend, „fühlt sich der Mensch vor solcher Größe der Natur!“

„Warum?“ fragte er. „Messe ich mich denn an ihr? Ich muß die Sonne ihre Bahn ziehen, das Meer seine Wellen treiben, die Berge zum Himmel ragen lassen. Aber der Gedanke an ihre Unbezwingbarkeit scheitert an meiner Unerschütterlichkeit. Aber vielleicht vergleiche ich mich doch der Sonne. Sie ist der Mittelpunkt ihres, ich bin der Mittelpunkt meines Systems. Und um dieses kreist sogar die Sonne. Nichts hat seinen Werth an sich. Alles hat seinen Werth erst in mir.“

Wir schritten weiter. Er sprach nicht mehr pathetisch, sondern in leichtem Plauderton: „Gelte ich denn Einem mehr, als ich ihm werth bin? Seinem Herzen oder seinem Geldbeutel, gleichviel. Und behandelt er mich nicht, so weit sein Wille und meine Gefügigkeit reicht, kurzweg als sein Eigenthum? Ob in Haß oder Liebe, ist einerlei. Er gesteht es nicht ein. Soll auch ich mich darum selbst belügen? Soll ich mich durch leere Worte einlullen lassen, wie ein Kind durch ein Wiegenlied? Nein. Auch mir geht es mit ihm, wie es ihm mit mir geht. Auch ich behandle ihn, so weit meine Macht reicht, als mein Eigenthum.“

„Was soll jedoch werden? Soll alle Umgänglichkeit, alle Verbrüderung verschwinden?“

Er schüttelte den Kopf und wehrte mit der Hand ab. „Als ob nicht immer Einer den Anderen suchen wird, weil er ihn braucht; als ob nicht Einer in den Anderen sich fügen muß, wenn er ihn braucht! Aber der Unterschied ist groß. Wo der Egoismus sich selbst bekennt, da vereinigt sich der Einzelne wirklich mit dem Einzelnen, sobald eines Jeden Zweck es verlangt. Aber er ist nicht vor noch nachher durch ihn gebunden, gebunden durch die unsichtbaren Stricke geheiligter Begriffe."

Unten im Thal läuteten feierlich die hellen Glocken eines Kirchleins. Als hätten sie Flügel, schwangen sich die Töne zu uns herauf.

„Man kann", fuhr er fort, „Alles heilig sprechen. Die dort unten beten, wenn die Glocken sie mahnen. Aber nur, was der Priester geweiht hat, gilt ihnen als geweiht. Euch aber, Ihr Geistlichen der Menschheitreligion, gelten alle erträumten Verhältnisse der Erde als heilig. Ohne Priesterwürde; heilig durch sich selbst. Nichts davon dient Euch. Allen dient Ihr. Ach, Ihr Freigeister, Ihr spottet über den Gottesbegriff und beugt Euch bis in den Staub vor dem leeren Menschheitbegriff. Ihr hört auf ihn, wie auf ein Orakel, wenn er spricht: Wirf alles Sonderwesen von Dir, schleife es ab! Sei nicht Jude, nicht Christ, sondern sei Mensch, nichts als Mensch! Euer Gewissen zuckt bei jedem Herzschlag des Lebens. Ihr fühlt Euch als Sünder, weil im Busen noch Euer eigenes Herz schlägt und nicht ein Allerweltherz. Euer Glaube an einen Traum lebt und herrscht. Ihr opfert ihm nicht Thiere noch Früchte, aber stündlich ein Stück von Euch selbst."

„Mag sein! Aber nimm doch dem Frommen seinen Glauben an ein besseres Jenseits oder dem Freien die Gewißheit von der Versittlichung des Diesseits, nimm ihnen die Wahngebilde oder die Begriffe, die sie als hoch verehren: sie werden sich plötzlich verarmt fühlen."

„Nein! Sie werden reicher sein, als sie je zuvor waren. Denn nun werden sie nicht mehr Anlehen aufnehmen, sondern ihren Schatz heben: sich! Nun werden sie sich nicht mehr in ihrem eigenen Körper wie eingeschlichene Diebe fühlen."

Er blieb einen Augenblick stehen, während er weiter sprach. „Möglich, daß ich aus mir sehr wenig machen kann; dies Wenige ist aber Alles und ist besser, als was ich aus mir durch die Gewalt Anderer, durch die Dressur der Sitte, der Religion, der Gesetze des Staates machen lasse. Sage ich denn (rief er, als ich einen Einwurf machen wollte), es gebe keine Macht über der meinigen? Das wäre thöricht. Aber wie ich mich zu dieser Macht stelle, darüber entscheide allein ich!"

„Gewiß; wer nicht von sich aus sein eigener Herr sein kann, wird es in der idealsten Republik so wenig sein wie in der rückständigsten Despotie."

„Richtig; der Wechsel der Verhältnisse thut es nicht. Kein Blatt ist wie das andere; und Hinz und Kunz sollen gleich sein? Es giebt keine Gleichheit. Und daß wir, um den Abstand zwischen Reich und Arm aufzuheben, auf die Unterschiede zwischen Hoch und Niedrig ver-

zichten sollen, als ob nur Geld und Gut und nicht auch mein Gefühl, meine Gedanken mein Eigenthum wären, dazu wirst Du mich wohl kaum bereden wollen."

„Eben so wenig, wie ich Dir zumuthe, die Berge abzutragen, um die Thäler aufzufüllen! Die Freiheit ..."

„Die Freiheit ist und bleibt eine Sehnsucht. Sie weckt Euren Grimm gegen Alles, was Ihr nicht seid. So unbescheiden ist der Egoist nicht, mein Freund. Auch die Eigenheit läßt ihren Weckruf ertönen, lauter noch, als jetzt da drüben der Hirt sein Alphorn. Sie will keine Orgeltöne aus der Felswand hervorrufen, aber Lebensfreude wird sie wecken; denn sie ruft zur Freude an Euch selbst, zum Selbstgenuß!"

Wir lauschten einige Augenblicke dem Widerhall des Berges. Dann sagte ich: „Wird den Entdecker einer großen Wahrheit nicht der Gedanke mit Glück erfüllen, daß er damit die Anderen beglückt?"

Mein Begleiter legte vertraulich den Arm auf meine Schulter. „Wohl weiß er, daß er damit Anderen nützt, und da ihm ein neidisches Vorenthalten kaum Genuß bereiten würde, so theilt er seine Wahrheit mit. Aber gesucht und geforscht hat er zunächst nicht um der Anderen willen, sondern um seinetwillen, weil ihn selbst danach verlangte. Und weil ihm das Dunkel und der Wahn keine Ruhe ließen, bis er sich Licht und Aufklärung schuf. Voll Freude an seinen Kräften, voll Freude an seinem Sieg."

„Freilich: unbewußt streben wir Alle der Eigenheit zu."

„Ja. Und was ich zunächst unbewußt thue, genieße ich doppelt, wenn ich es erschaue, und dreifach, wenn ich mich zu ihm bekenne. Was die Religion den Sünder nennt, Das nennt die Humanität den Egoisten. Fürchtest Du, ein Sünder zu heißen? Ich frage Dich: Was gilt Dir das Höchste vor Dir selbst und vor mir: der Nutzen der Anderen, da drunten, da drüben, oder die Veredlung deines Selbst?"

Ich blieb stehen und antwortete ohne Besinnen: „Mein Selbst."

Ein Vogel kreiste hoch über uns. War es ein Adler?

Schweigend versenkten wir uns wieder in den Anblick des von der Sonne vergoldeten Alpthals.

„Wage nur, Dich selbst zu bekennen," sprach mein Weggenosse, „dann weißt Du: Mein ist die Welt. Nicht in ihrer Unendlichkeit, aber so weit, wie meine Sinne reichen. Meine Welt aber ist nur mein. Mit meinen Händen greife nur ich, mit meinem Herzen fühle, mit meinem Hirn denke nur ich." Und nach einer Pause: „Du und die Welt, wie immer Du sie umfassen kannst, Das ist: Der Einzige und sein Eigenthum. Der Einzige: Das bist Du, wie Du bist. Dein Eigenthum: Das ist die Welt, wie Du Dich zu ihr stellst." Und mit Humor, das feine Lächeln um die Lippen, setzte er hinzu: „Die Eigenheit ist nicht nur ein Vorrecht des Genies; in ihr liegt unser Aller Heil."

Der Weg theilte sich. Wir schieden. Denn seine Handbewegung schien zu sagen: Nun ist es Zeit, daß Jeder wieder seinen Weg geht.

Mannheim. Karl Heckel

Der Wandervogel.

Hans Blüher hat uns die erste ernsthafte Darstellung vom Werden und Wesen des Wandervogels gegeben.*) Seine Schrift müßte von Allen gelesen werden, die sich um Jugenderziehung kümmern; sie enthält nämlich den überraschenden, aber richtigen Nachweis, daß die Alten die heutige Jugend nicht genau kennen, deshalb auch nicht richtig erziehen können. Den Kampf der Generationen bekommen wir hier einmal von der anderen Seite her zu sehen, von der Seite der „mißverstandenen“ Jugend. Man erinnert sich des Aufsatzes „Väter und Söhne“, in dem Friedrich Paulsen kurz vor seinem Tod in tiefer Bekümmerniß um Deutschlands Jugend klagte. Blüher, der gleich mir Paulsen aus nächster Nähe sah, behauptet schlankweg: „Paulsen verstand herzlich wenig von der Jugend.“ Aber Paulsen gab in Steglitz den Ton an und Steglitz war das Nest des Wandervogels.

Die Geschichte des Wandervogels ist seine Erklärung. Er wuchs hervor aus dem Gymnasium in Steglitz, wo altklassische Ideale mit protestantischer Rechtgläubigkeit in Reinkultur gepflegt wurden; wo man stets von Fortschritt sprach, doch immer beim Alten blieb. Fortschritt war nach Blühers witziger Deutung Das, was ein alter, würdiger Herr zwar als unerlaubt kennt, aber mit freundlicher Nachsicht einmal gestattet. Dem Fortschritt im Erziehungwesen hielt Paulsen die Zügel. Er hatte seine pädagogische Lebensaufgabe erfüllt, den realen höheren Schulen Gleichberechtigung mit den humanistischen Gymnasien erkämpft, hatte seinen Frieden geschlossen mit den Gymnasialoberlehrern; nun sollte aber auch wirklich dauernd Friede sein. Als ob der Jugend, zumal den Gymnasiasten, mit dieser schulorganisatorischen Neuerung für ihr Leben irgendwie genützt worden wäre! Paulsen verkannte, daß die innere Schulreform da, wo er ein Ende sah, eben erst einzusetzen begann. Das Neue, das sich ankündete, verstand er nicht, sah nicht, daß die alte Unterrichtsschule im Niedergang war, sah nicht die aufsteigende Morgenröthe einer neuen Pädagogik, die der Jugend schon in der Schule ein Leben voll Freude und Arbeit schaffen möchte; verstand die Leiden und Kämpfe einer Jugend nicht, die sich in der alten Unterrichtsschule mißverstanden und mißleitet fühlte, eingeengt in starre Formen, zu fremden, unerwünschten Idealen verpflichtet, im eigenen Fühlen, Denken, Streben ge-

---

*) Wandervogel. Erster Theil: Heimath und Aufgang. Zweite Auflage. Berlin-Tempelhof, bei Bernhard Weise.

hemmt. Den lauten Protest gegen dieses ganze, vom Staub uralter Tradition belastete Erziehungwesen verspottete er als unwürdige Schwäche und Weichherzigkeit neurasthenischer Jugendverführer; und außer der Schwedin Ellen Key war ich es besonders, den er seine derbe Zuchtruthe fühlen ließ. Er hatte dabei Alles für sich, was es an staatlicher und gesellschaftlicher Autorität gab, gegen sich aber die deutsche Jugend. Die hätte ihn an seiner Sache irr machen müssen, hat es in Stunden ernster Selbstbetrachtung auch gethan und damit den Abend seines Lebens getrübt. Er war viel zu welterfahren, um nicht zu wissen, daß die Klage der Alten über die Jugend eine Selbstanklage ist. Und doch mußte er klagen und fand den Trost nicht, den ihm allein ein rechtes Verstehen der Jugend geben konnte. Aber neben ihm lebten jüngere Erzieher, denen die geistige Abgeschlossenheit des Alters nicht zustand und die trotzdem ganz im Bann der alten, nur im Ton gemilderten Pädagogik standen. Blüher sagt, daß diese milden „Gefängnißwärter“ den Schülern noch unerfreulicher waren als die gestrengen. Den letzten und einzig werthvollen Dienst haben sie den Gefangenen doch nicht geleistet: den Schlüssel nicht ausgeliefert, trotzdem aber Dank gefordert.

In dieser Schrift wird auch Partei genommen in dem schweren Kampf, den ich als einer von Blühers Lehrern damals gegen die Schule zu führen hatte. Der Kampf wird so dargestellt, wie er vom Standpunkt des Schülers aus beobachtet werden konnte. Für mich ist dieses Buch eine große Genugthuung. Es legt Zeugniß ab für die Wahrhaftigkeit der Darstellung, die ich in meiner Rechtfertigungschrift „Mein Kampf um die Wahrheit“ (Konkordia-Verlag) gegeben hatte. Blüher ist redlich bemüht, auch meine Gegner zu verstehen und sie gerecht zu würdigen; gerade dafür bin ich ihm dankbar. Er klagt keinen seiner Lehrer an und verweilt nur bei Denen, über die er Rühmendes zu sagen weiß; er will nur verstehen und erklären: verstehen, wie es kam, daß gerade aus dieser Schule, die mit Recht den Ruf einer Musteranstalt hatte, die große Jugendbewegung des Wandervogels erwachsen konnte; erklären, daß der Konflikt zwischen Alten und Jungen viel tiefer hinabreicht, als daß man dafür irgendeine bestimmte Schule und irgendwelche bestimmte Menschen haftbar machen könnte. Vielleicht, möchte ich ergänzend hinzufügen, entstand diese Bewegung gerade deshalb in Steglitz, weil da das alte Schul- und Erziehungsystem besonders scharf ausgeprägt war, weil (es klingt parador, ist aber richtig) dieses Gymnasium seine Aufgabe besonders ernst und gewissenhaft erfüllte. Die Milderung der Ansprüche durch eine hinter den Ge-

boten zurückbleibende menschliche Unzulänglichkeit fehlte hier. Alles war gleich wichtig; jedes Schulgesetz der letzten Dezennien gleich berechtigt; man war auf das Alte Testament eben so fest verpflichtet wie auf das Neue, wie auf den griechischen Klassizismus und auf die preußischen Behörden. Paul de Lagarde hatte schon vor Jahrzehnten gegen diese Zwangsabfütterung mit Idealen geeifert und den Erfolg vorausgesagt. Nach ihm ist Bildung die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden und das Wesentliche ernst zu nehmen. Wo man aber Alles gleich werthet, Alles ernst nimmt, Alles unter den Pflichtenzwang stellt, da kann keine Bildung gedeihen, die doch nichts Anderes ist und sein kann als natürliche Gestaltung des inneren Menschen zu einer eigenartigen Persönlichkeit, in der die Kraft und der Wille lebt, ihren natürlichen Aufgaben zu dienen. „Wenn der Charakter zu kurz kommt," so klagt ein alter Steglitzer, Rudolf Pauker, „nützt der Bildungtand gar nicht." Die mit fremden Lehrmeinungen angefüllte, im Heimathgefühl und im Urtheil unsicher gewordene Jugend reagirte auf die Erziehungversuche mit Verdrossenheit. Wer fühlt nicht die Mängel eines Systems, das Männlichkeit, Charakter, Persönlichkeit in den Prüfungen überhaupt nicht bewerthet, sondern nur nach der Menge des Wissens fragt?

Aus dem steglitzer Gymnasium kam eine Anklageschrift nach der anderen, kamen sechs Brochuren und viele Einzelaufsätze, die alle darin übereinstimmten, daß das humanistische Gymnasium, wie es sich in Steglitz zeigte, von der Jugend als eine Pein empfunden wurde. Achim von Winterfeld, ein Musterschüler, schrieb bald nach dem Abgang vom Gymnasium seine leidenschaftlichen Anklagen. Ich klagte, als Lehrer, über den Ungeist der Schulen, über Unwahrhaftigkeit, Unnatürlichkeit, über mechanischen Drill und kulturwidrige Hetze. Rudolf Pannwitz ging gleich vom Abiturium aus in das Lager der Antigymnasiasten über, schrieb Artikel gegen das Gymnasium, dann aber seine schönen aufbauenden Brochuren „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache" und „Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur", in denen er sich völlig von Allem lossagte, was ihm auf dem Gymnasium als Kulturkost vorgesetzt worden war. Rudolf Paulsen sogar, ein Sohn Friedrichs, wurde abtrünnig. Er schloß sich an Berthold Otto und wollte von dem Gymnasium nichts mehr sehen und hören. Er nahm öffentlich Partei für mich und gegen seinen Vater. Lothar Frederik, einst auch ein guter Schüler des steglitzer Gymnasiums, trat als Redakteur der Steglitzer Zeitung für mich ein. Jetzt folgt Hans Blüher mit dem Bekenntniß: „Gurlitt hatte Recht. Gurlitts Ten-

denz hat gesiegt!" Was aber thaten die Behörden? Sie ließen sich Jahr vor Jahr von dem selben Schulrath berichten, daß Alles in bester Ordnung sei, und sorgten dafür, daß das Alarmventil, aus dem der Lärm hinausschrie, verstopft wurde. Man erklärte meine Schriftstellerei und die der ehemaligen Schüler für Produkte der Verlogenheit und geistigen Verwilderung und hielt fest an den „altbewährten" Grundsätzen der humanistisch-christlich-protestantisch-deutsch-nationalen Jugenderziehung, unbekümmert um all diese lauten Klagen. Ich hatte bestimmt erwartet, daß mir das Kultusministerium, das ich um ein Disziplinarverfahren ersucht hatte, die Gelegenheit zu einer Aussprache geben werde. Nein. Ein völlig veraltetes Disziplinargesetz erlaubte, daß der Direktor stets über seinen eigenen Dienst berichtete; es verbot mir den Einblick in seine Berichte und Anklagen gegen mich, ignorirte meinen Einspruch, daß mit anonymem oder doch geheim gehaltenem Beschwerdematerial gegen mein Amt gekämpft wurde, und man ließ mich ohne den Rechtsschutz, den man selbst Raubmördern gewährt: den, seinem Ankläger gegenüber gestellt und gehört zu werden.

Die tüchtigsten Schüler des steglitzer Gymnasiums, die geistig regsten jedenfalls, traten auch in den Dienst des Wandervogels. Ihre Schule war stolz darauf. Jetzt wird sie zu diesem Stolz keinen Anlaß mehr finden; denn Blüher, der früh zur Schaar des Wandervogels gehörte, sagt uns, daß er eine geheime Verschwörung, ein Kampforgan gegen den Schulgeist war und daß ein paar Oberlehrer nur deshalb in den „Elternrath" aufgenommen wurden, damit man die Gegnerschaft nicht allzu schnell merke. Ich selbst war einer der so „Eingetragenen", hatte als „Erster Vorsitzender" aber nur eine Statistenrolle zu spielen.

Wenn der Erfolg Maßstab für alles menschliche Thun ist, so ist nach Blühers Darstellung mein Kampf gegen die alte Schule durch den Erfolg gerechtfertigt. „Das Eine," sagt Blüher, „war sicher: die Jugend begann, sich in ihren feineren Theilen zu bewegen; sie konnte unmöglich still sein und sich widerspruchlos den Stempel aufdrücken lassen, den eine ergrauende Generation für den giltigen hielt. Dieser Zustand zwischen Jugend und Alter hat sich in Deutschland tausendfach wiederholt, er ist zum typischen geworden, aber nur hier in diesem Märkernest Steglitz waren die Gegensätze charakteristisch genug, waren sie so scharf und eigenartig, daß es der Jugend wirklich gelang, aus sich selbst heraus, ohne einen Lehrer zu fragen, eine große Bewegung zu schaffen, die nichts Anderes war als ein Kampf. Steglitz wurde so der Mutterboden einer Jugendbewegung, die sich fast zehn Jahre lang ganz im Klei-

nen und Privaten hielt, die sich das Ideal der Fahrenden Schüler aus dem Mittelalter holte, um daran in der neuen Zeit gesund und selbstherrlich zu werden, die sich dann ziemlich plötzlich erhob, als die Sterne günstig standen, und in romantischer Begeisterung in wenigen Jahren sich über ganz Deutschland ergoß, so daß zu Tausenden und Abertausenden die vom Alter gekränkte Jugend durch die Wälder brauste." Der Wandervogel ist also ein Protest der Jugend gegen eine Schule, gegen die auch ich als Lehrer protestirte. Sogar die Gründe sind gleich und doch wohl unabhängig von einander gefunden. Oder ist es mehr als Zufall, daß der Wandervogel da ins Leben trat, wo ich als Lehrer wirkte? In solchen subtilen Fragen der Massenpsyche, zumal im Jugendleben, ist eine letzte Antwort schwer zu finden. Die Jugend sah in Steglitz den Kampf der Geister und lebte selbst im Zustand des verhaltenen Kampfes, da sie keine Möglichkeit hatte, thätig einzugreifen. Ihr einziges Mittel war der stumme Protest. Der Wandervogel wurde das Ausdrucksmittel dafür. Durch Blühers ganze Schrift tönt es in einer Sprache verhaltener Erregung: Ihr Eltern, Schulbehörden, Direktoren, Oberlehrer, Erzieher jeder Art, Ihr Alle versteht uns nicht! Ihr quält uns mit Euren Pflichtgeboten, mit Eurer Wachsamkeit, Fürsorge und am Meisten mit Eurer Liebe. Ihr wollt uns glücklich machen nach Eurem Sinn und treibt uns damit zur Verzweiflung. Ihr fordert Dankbarkeit für alle Fürsorge, wir aber beneiden das Zigeunerkind, das dieser Fürsorge ledig ist. Ihr baut an unserer Zukunft, wollt unsere Vorsehung sein und verderbt uns damit unsere Gegenwart. Ihr Eltern habt Euch mit unseren Lehrern gegen uns verschworen und formt uns nach Ansprüchen, die Ihr stellt, nicht aber wir stellen. Darum flüchten wir in den Wald, treffen uns nächtlich mit unseren Leidensgenossen bei irgendeiner einsamen Ruine und weinen uns an der Brust eines uns eben erst bekannt Gewordenen aus, den das gleiche Leid uns schnell zum Bruder macht. Wir verlangen nicht nach Wein, Bier und Behagen, nein, wir fliehen vor dem Dunst und Qualm, vor der geistigen Enge und der trockenen Nützlichkeitpolitik der biertrinkenden Alten; aber wir prahlen auch nicht mit unserer „Abstinenz" und fragen nicht nach Dem, was Ihr uns als Tugend preist oder andichtet. Wir wollen nur Euch los sein, Euch überrührsame, überberedte Erzieher. Wir sehnen uns aus den engen Schulräumen mit ihren tausendmal tausend Pflichten, Geboten und Verhaltungmaßregeln, um unter weitem Sternenhimmel einmal aufzuathmen und unserer Seele geheime Wunder zu belauschen. Wir wollen uns müde wandern, wollen hungern, dürsten und frieren, um nur

unter uns zu leben und Euch, lästige Wohlthäter, los zu sein. Wir suchen entlegene Plätze im weiten deutschen Vaterland, wohin unsere schal und fade gewordene Großstadtkultur noch nicht gedrungen ist, wohin uns die ekelhafte große Gesellschaftlüge nicht folgt. Zum Zeugniß, daß solche Stimmungen der heutigen Jugend wirklich echt sind, bringt Blüher allerlei Briefe; aber er wird selbst wissen, daß solche vereinzelte Urkunden eine Verallgemeinerung nicht zulassen und daß selbst eine Mehrzahl von überzeugten Wandervögeln seine pessimistische Stimmung nicht theilt. Ferner muß betont werden, daß zwar die Gegensätze zwischen Alt und Jung heute besonders groß sein mögen, daß aber auch der Wunsch, der Jugend gerecht zu werden, selten so stark und so thätig war wie heute. Jugendkunde und Jugendpflege bilden ein Hauptkapitel unseres sozialen Lebens und der Weltliteratur. Daß trotzdem das Problem Kind vielfach noch Problem bleibt und daß ererbte Urtheile und Vorurtheile, Ansprüche und Werthungen ohne inneres Recht noch immer zu Recht bestehen, kann freilich kein Unbefangener leugnen. Die Institutionen haben noch immer höhere Geltung und mehr Ansehen als die Jugend, der sie doch dienen sollen.

Blühers Schrift ist eine Urkunde, durch die das Mißgeschick und die Kurzsichtigkeit der Lehrer bezeugt wird. Ich könnte Vieles noch tiefer begründen, da ich es mit eigenen Augen und aus noch näherer Nähe gesehen habe. Besonders die erheiternde Geschichte, die er von dem Mann erzählt, der sich als einen Schulrevisor aufspielte und von den Schülern seiner zur Schau getragenen Frömmigkeit und erhabenen Würde wegen „der Liebe Gott“ genannt wurde, ist treu dem Leben nachgezeichnet. Nur wußte Blüher nicht, daß ich in diesen Handel verwickelt wurde und daß mir daraus ein Strick gedreht werden sollte, obwohl ich daran nicht mehr Schuld hatte als irgendein Leser dieser Zeilen. Aber es stimmt zu Blühers Beobachtung: „Am Allermeisten konnte die Blindheit auffallen, mit der die berufenen Pädagogen die sogenannte Ehrlichkeit der Schüler behandelten. Diese wurde gewöhnlich gelobt und wenige Ausnahmen wurden konstatirt. Diese Ausnahmen waren die Abgefaßten. In Steglitz, wie überall, war es so, daß der Betrug gegen die Lehrer selbstverständlich war und ohne Gewissensbisse vor sich ging. Die Lehrer waren die Uebermacht: und gegen die durfte man mit allen Mitteln vorgehen, um sich Nutzen zu verschaffen; auch die ehrenwerthesten Schüler machten davon keine Ausnahmen.“ Es war beruhigend für die Schule, für diese allgemeinen Symptome eines Mißverhältnisses einen Einzigen verantwortlich zu machen. Und dieser Eine sollte ich sein. Ich hatte

angeblich das alte schöne Vertrauensverhältniß zwischen Lehrern und Schülern zerstört. Die Herren tappen oft im Dunkeln und machen pädagogisch die schauderhaftesten Mißgriffe, wo es einmal einen „Disziplinarfall“ giebt. Diese Erzieher schienen manchmal so unzulänglich, daß sich die Jugend selbst andere Erzieher suchte. Bei den Schulausflügen unter Führung der Lehrer war es, „als ob man den ganzen Tag Theater spielte“; unter Führung der Bachanten wurde es heiterer und damit ernst. „Da gab es eine tiefe innere Einheit zwischen Bachanten und Füchsen, gab es alle Abstufungen von der völligen Gleichheit bis zur heimlichen Anbetung und jeder Knabe empfand Das und sann zu Haus, wie Das doch eigentlich sei. Dort in der Schule hörten sie predigen von der Autorität und der Pflicht des Gehorsams: hier sagte Keiner Etwas davon und Alles war viel echter und treuer. Da mag wohl ein großes Mißtrauen begonnen haben: ob die Lehrer, wenn sie von dem ewigen Predigen abließen, mit uns fertig werden würden? Wie, wenn wir an das Heilige am Gehorsam nicht mehr glauben und wissen, daß Alles nur Macht ist, Uebermacht? Da war eine morsche Stelle getroffen. Die Jugend hatte keinen gemeinsamen Ton mehr mit den Lehrern; sie wollte endlich allein sein. Und da schuf sie das Große aus ihrem größten Trieb. Ihr Wandervogel ist ein Kind der Romantik in ihrer verwegensten Bedeutung. Die aber ist der Jugend ernsteste Angelegenheit, der Spiegel, in der sich ihr die Welt noch zeigt, wie ein altes Schloß im klaren Bergsee, ein Bild, das das Alter lange verloren hat.“ An anderer Stelle heißt es, die Erinnerung an die Schulzeit laste wie ein böser Traum auf vielen Erwachsenen. „Warum sind wir um das Erbe unserer Väter betrogen und zu einem Humanistenhochmuth erzogen worden, der jedes antike Rhetorengewäsch für wichtiger hält als die deutsche That? Wir wollen nicht glauben, daß Dies beabsichtigt war; aber die Wirkung war so.“

Die Ansprüche der Schule sind auch in den Lehrstoffen falsch. Sie kennt nicht die elementarsten Bedürfnisse der kindlichen Natur: erst Realitäten, nichts als Realitäten, und zwar bis zur beginnenden Pubertät; nicht grammatikalische Regeln, nicht geistige Abstraktionen, nicht moralische Betrachtungen, nicht Lyrik und nicht Bibelsprüche. Ein paar wackere Kumpane, Stock und Peitsche, Pfeil und Bogen, ein naher Teich mit Fröschen, Fischen, Libellen, ein breites Feld mit Mäusen, Hamstern, Obstbäume mit allerlei Früchten, Wiese und Bach und darüber ein stets wechselnder Himmel: was braucht die Jugend der ersten Jahre mehr? Was der Erzieher mehr, um sie auf der Erde erst einmal heimisch zu machen?

Schnell aber geht Alles in die Brüche. Die Stein-, Käfer-, Schmetterlingsammlungen verstauben, in den elektrischen Apparaten trocknet das Oel, der Knabe „irrt allein". Und das Mädchen? „Sie war doch sonst ein muntres Ding; jetzt geht sie tief in Sinnen." Die Dinge verlieren ihre Festigkeit, scheinen plötzlich zu wanken, sich auf etwas Unbekanntes zu beziehen, dort erst ihre Bedeutung zu haben. Das Leben bekommt etwas Traumhaftes. Die Dinge selbst sind dem Kinde nichts mehr, es sucht das „Wesen" der Dinge. Naturkunde wird zu Lyrik, Physik zu Metaphysik, der Realist zum Romantiker. „Von da ab ist die ganze Jugend im Wesentlichen von dem romantischen Erleben der Welt erfüllt."

Die dritte Periode, die der „klassischen" Abklärung, beginnt nach der Schulzeit. Da man aber die Schöpfungen ausgereifter Künstler alter und neuer Zeit auf die Psyche jugendlich romantischer Schwärmer übertragen will, so erzeugt man eine haltlose Kultur. Blüher nennt dieses ganze Aufdrängen klassischer Ideale bitter einen geistigen Inzest: der klassische Unterricht klammere sich nur an die Gelehrigkeit der Jugend, sein Ideal widerspreche aber den natürlichen und deshalb gesunden Instinkten dieser Lebensjahre. Das ist richtig. Ich brauchte es nicht auszusprechen, denn Blüher selbst bezieht sich gerade auf mich, der ich ähnliche Gedanken mit aller Schärfe schon seit Jahren verfechte.

Ich gehe auf die in allen Theilen beachtenswerthe Darstellung der Wandervogelbewegung nicht ein. Sie verblaßt neben der bedeutsamen Frage, was in der deutschen Jugenderziehung geschehen muß, um den oppositionellen Geist des Wandervogels unmöglich und das Gute dieser Bewegung ihr dienstbar zu machen. Die Aufgabe heißt: eine Erziehung schaffen, die erst dem realen, dann dem romantischen Bedürfniß der Jugend gerecht wird.

Wie werden sich die Aelteren zu Blühers Schrift stellen? Ich vermuthe, still ablehnend. Dieser Angriff ist zu unbegreiflich und zu erschütternd, als daß man sich darauf einlassen könnte. Gewiß ist dabei auch Manches zu „subjektiv gefärbt". Man wird sich an Das halten, was man als „Uebertreibung" erweisen kann, und um so lauter die ernste Pflicht der Erzieher betonen, ihre Ansprüche durchzusetzen. Eine Verständigung halte ich für ausgeschlossen. Das Alter will sich von der Jugend nicht belehren lassen. Das soll es auch nicht; aber es wird ihr einst das Feld räumen. Und dann mag Manches von Dem, was jugendliches Schwärmen und Hoffen war, so weit es möglich ist, Wirklichkeit werden.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Die Leich'.*)

Der Blasibauer liegt im Sterben. Im Sommer schon hatte der Arzt dringend gerathen, in ein Bad zu fahren oder doch wenigstens aus dem luft- und lichtlosen Hinterstübchen auszuziehen. Aber in dem Kämmerchen hatten schon die Urgroßeltern des Bauern geschlafen und waren als alte Leute gestorben; warum sollte er so „nimodische Nücke“ mitmachen und gar die Wohnstube mit dem Glasschrank voll alter Tassen und Kannen und mit dem „Schäppeli“, dem Brautkranz aller Frauen des Hofes seit Urgroßmutters Zeiten, zur Schlafstube herabsetzen? Und jetzt, mit den ersten Herbstnebeln, lag er da und konnt es „schier nimme verschnufe“. Wie er am Morgen gar so schwer athmete, war die Bäuerin zur Nachbarin, zur Lickertsbrigitt, gesprungen. Die hatte den Blick für Kranke. Die sah Jedem gleich an, ob „Zit isch zum Versehe“ oder ob es mit den Sterbesakramenten noch keine Eile hat. Auf deren Ausspruch hin wurde sofort zum Pfarrer geschickt, und als er bald darauf, mit dem klingelnden Küster vorneweg, das Allerheiligste zum Sterbenden trug, folgte fast aus jedem Häuschen des kleinen Schwarzwalddörfchens der eine oder der andere Bewohner zum „schterbe helfe“. Auf der Treppe und im dunklen Hausflur knieten die Leute nieder, während der Pfarrer allein zum Sterbenden hineinging, seine letzte Beichte zu hören. Mit lauter Stimme beten Die draußen die Litanei zu allen Heiligen um einen guten Tod; drin hört das leise Flüstern bald auf. Der Pfarrer spricht mit lauter Stimme die Absolutionworte und die ganze Schaar drängt nun in die Kammer. Wachsbleich und verfallen liegt der Kranke in den buntgewürfelten Kissen. Die Bäuerin stellt sich ans Kopfende des breiten Ehebettes und schluchzt nur leise in sich hinein, um die heilige Handlung nicht zu stören. Ehrfürchtig richtet sie den Sterbenden auf, als der Priester ihm die Hostie reicht. Mühsälig schluckt der Kranke, er wird blau im Gesicht vor Anstrengung; ängstlich schaut die Bäuerin eine Weile zu, dann fragt sie leise: „Häsch unseren Heiland scho g'schluckt oder wotsch no a weng Wasser?“ Die Lickertsbrigitt hat ihr schon ein Glas gereicht; und mit einem Schluck Wasser gelingt es dem Blasibauer, die Hostie hinunterzuschlucken. Ganz erschöpft liegt er da, während der Pfarrer geschäftig Oel und Watte richtet zur heiligen Oelung. „Per istam sanctam unctionem“, murmelt er und betupft mit einem im Heiligen Oel getränkten Wattebäuschchen die Augen des Kranken, „indulgeat tibi dominus, quidquid per visum deliquisti“; und er wechselt das Bäuschchen und betupft die Ohren „per auditum“, die Nase „per odoratum“, die Zunge „per lo-

*) Aus einem Band kräftig kecker Skizzen, der, unter dem Titel „Rupertsweiler Leut“, bei Georg Müller in München erscheint.

quelam“, die Hände „per tactum“, die Füße „per gressum“. Andächtig hören die Nachbarn dem Murmeln zu und verfolgen die eiligen Bewegungen des Priesters mit aufmerksamen Augen. Der Priester ist fertig; die getränkten Wattebäuschchen werden an der geweihten Kerze verbrannt. Noch einmal macht der Priester das Zeichen des Kreuzes über den mühsam Athmenden, dann verabschiedet er sich mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Mit ihm schlupfen zwei Bauern zur Thür hinaus, und während die Drei die Treppe hinuntergehen, hören sie schon das Gebetmurmeln der Zurückbleibenden. „Der machts nimme lang, was meinet Se, Herr Pfarrer?“ fragt der Burgerbeck. Der zuckt die Achseln, ohne zu antworten; aber der Burgerbeck erwartet auch keine Antwort, er fährt fort: „Ja, wisset, 's isch wege der Lich; er isch doch üse Füerwehrhauptmann gsi, da mün mer nen do mit der Musi bigrobe, und 's isch scho grusig lang, daß mer kai Lichemarsch meh gschpielt hän. I mei alls, i go gli zum Lehrer un mer probe hit no.“

„Scho, scho,“ fiel der andere Bauer ein, „aber der Blasibuer hät jo alliwil de Trompet blose, die Signal un alls, un wenn mer nem Kamerode 's letzscht Mal übers Grab blose hän, häts als Kainer könnt als der Blasi. Wer soll denn etzt blose? Un ohni Trompet ischs do kai rechti Füerwehrmusi!“

„Do mün Er halt der Lehrer froge“, meinte der Pfarrer und verabschiedete sich von seinen Pfarrkindern. Die beiden Bauern gingen vom Pfarrhof quer hinüber zum Schulhaus.

Auf dem Blasihof schleicht der Tag langsam hin, die Nachbarn wechseln ab im Beten, das Rosenkranzmurmeln dringt den ganzen Tag über vom Hinterstübchen in die kleine Dorfgasse hinaus. In der Kammer ist eine dicke, heiße Luft und dem sterbenden Bauern stehen die dicken Schweißperlen auf der Stirn. Von Zeit zu Zeit wischt die Bäuerin ihm das Gesicht ab oder giebt ihm einen Schluck Wasser oder Kirschwasser; dann versinkt sie wieder in dumpfes Brüten oder betet ein paar Gesetzel Rosenkranz mit. Der Bauer hat nicht mehr genug Athem zum Sprechen, vielleicht hat er auch nichts mehr zu sagen, nur seine Augen streifen unruhig von einem Winkel der Kammer in den anderen oder suchen die Gebetsworte auf den Lippen der Betenden. Da klingen plötzlich, falsch und schrill, die ersten Takte des Trauermarsches von Chopin in die kleine Kammer. Drüben im Wirthshaus, nur durch den Garten vom Blasihof getrennt, üben die Kameraden die Musik ein fürs Begräbniß. Die Betenden verstummen und lauschen andächtig. Der Sterbende winkt und bewegt die Lippen, endlich versteht die Bäuerin: „Machet au 's Fenschter uf.“ Es geschieht; und in vollem Strom klingen jetzt die grellen Töne ins Zimmer. Es ging mühsam vorwärts drüben im Wirthshaus, immer mußte wieder abgebrochen und jeder einzelne Takt von Neuem probirt werden; aber geduldig hörten hier in der Sterbekammer die Leute zu. Nur die Bäuerin schluchzte laut auf, als die Musik anfing, und nun weint sie ohne Unterlaß fast schrei-

end. Die Lickertsbrigitt möchte sie trösten, aber ungeduldig wehrt die Bäuerin ab: „Nei, sag, was De witt, Des isch emol it rächt, mi Ma hätt's am End scho no emol überschtande, mit Gottes Hilfe, aber Des isch a bösi Vorbedütung, mer bigrobt doch d'Lüt nit, wenn si no läbig sin … Jessesmaria,“ schreit sie auf, als jetzt polternde Schritte auf der Treppe laut wurden, „sie wänn en scho hole, un er isch jo no läbig.“

Der eintretende Burgerkarl steht erst eine Weile fast verlegen an der Thür, ehe er mit seinem Anliegen herausrückt: „J soll a schöne Grus sage vo der Füerwehr, un wenns im Blasibur rächt wär, so möcht er us doch si Trompet gä, mer bruchet se für d'Lich, he jo, un i thät mer scho traue z'blose druf.“

Der Blasibauer macht eine Anstrengung, zu sprechen, aber ein verständliches Wort kommt nicht mehr heraus, er winkt die Bäuerin, die den Burgerkarl gern barsch abgefertigt hätte, heftig zu sich heran; und in altgewohntem Gehorsam sucht sie nach dem Schlüssel zur Lade, wo die Trompete liegt, schließt auf und zeigt dem Bauer die blanke, leuchtende Trompete. Der nickt und nickt noch einmal, als der Burgerkarl fast gierig danach greift und mit einem „Grüß Gott mitenander!“ zur Thür hinauseilt.

Drüben im Wirthhaus haben sie endlich den Trauermarsch ohne Unterbrechung in einem Stück heruntergespielt und stärken sich jetzt nach der schweren Arbeit mit einem tüchtigen Trunk. Man hört laute Rufe und Gläserklingen in der plötzlichen Stille. Der Bauer röchelt schwer und den Nachbarn fällt ihre Pflicht ein, ihm mit ihrem Beten zu einem guten Tod zu verhelfen. „Wenn do der Pfarrer no emol komme wollt, er hätt am End no Ebbes uf em G'wisse, daß er au gar so schwer schterbe will“, meint die Lickertbrigitt. Jhre Nachbarin, die alte Theres, stupft sie in die Seite und zwinkert nach der Bäuerin hin: „He jo, weisch denn it: d'Großmutter, die hätt sich doch verhängt, weil er ihrs so wüscht g'macht hätt, Die laßt ihn etzt it in Ruah schterbe.“ Die Lickertbrigitt nickt nur; und eifrig und laut beten sie jetzt um einen guten Tod. Da klangen hell die Feuerwehrsignale über die Straße. Der Blasibauer griff hastig um sich: „Mi Trompet, gän mer mi Trompet“, stöhnte er. „O, lasset etzt die Narresposse si,“ meinte die Lickertbrigitt und machte das Fenster zu, „denket etzt an Euere Sünd un ans ewig Himmelreich.“ Der Sterbende hörte sie wohl nicht mehr, er griff mit den Händen noch ein paarmal in die Luft; die Brigitt leuchtete ihm mit der rasch angezündeten Sterbekerze ins Gesicht, drückte sie dem Bauer in die rechte Hand und murmelte, halb zur Bäuerin: „J mein alls, etzt ischs us.“ Drüben im Wirthshaus spielten sie: „Jetzt woll'n wir lustig sein, lustig sein, tanzen und trinken.“ Denn Das mußten sie auch noch einüben; für die Rückkehr vom Friedhof.

Meersburg. Harriet Straub.

Paula Dehmel.

Paula Dehmel gleicht den Frauenbildnissen Albrecht Dürers. Ich denke an das Portrait der Elisabeth Tucher. Sie hat die selben voraussorgenden Mutteraugen, ihre intelligente Nase, den herben, streng gezeichneten Mund. In ihrem Antlitz herrscht die Linie als der Ausdruck ihres mathematisch klaren, männlichen Verstandes: er hat die weibrunden, rafaelitisch-reinen Linien gebrochen, sie ins Scharfe und Eckige ausgezogen, so daß ihr Gesicht wirkt, als wäre es aus Holz geschnitzt, aber das ausgelöste Mutterthum durchtränkte es mit solcher Inbrunst, daß es den entsinnlichten Madonnen Donatellos gleicht. In ihren weisen Mutteraugen, die durch das Weiberlebniß wissend geworden sind, klagt der Schmerz über die Unbeständigkeit irdischer Liebe; für die Flüchtigkeit und tändelnde Leichtigkeit dieses raffinirten Liebespieles ist ihre Seele zu schwerblütig, zu schlicht, zu einseitig stark und treu; darum rettete sie sich aus der Vergänglichkeit der irdischen Liebe in die Ewigkeit der Mutterliebe. Der mystische Vorgang der Empfängniß und Geburt öffnete ihre phantastische Seele dem Uebersinnlichen; die uralte biblisch-jüdische Kultur, die in ihrem Blut geistert, schärfte diese Hellhörigkeit. So ward die Mutter Seherin und Prophetin, eine zwiefach gesegnete, die ihre Ueberfülle in der Dichtung ausströmen lassen mußte. Ihre Liebe zum starken, gesunden Deutschthum, die durch ihre zehnjährige Ehe mit Richard Dehmel noch verstärkt wurde, durchsetzte den feinen, zersetzenden Geist des verwesenden Judenthums mit deutscher Dichtigkeit und Innigkeit. Ihr klarer, immer wacher Verstand gab Acht, daß sie sich niemals im Urwald der Mystik verirrte und verwirrte. Wohl scheint die Mystik durch ihre phantastischen Märchen und Kinderlieder hindurch, aber versteckt wie die Augen der Waldnixe durch das grüngoldene Dickicht deutscher Eichen:

„Geht leise!
Es ist müd' von der Reise,
es kommt weit her
vom Himmel übers Meer,
vom Meer den dunklen Weg ins Land,
bis es die kleine Wiege fand;
geht leise!“

Also faßte sie das Dunkle, Unterbewußte, das in der Kinderseele lebte, in konkrete, kinderdeutliche Bilder und Gleichnisse. Dadurch wurde sie den Kindern so begreiflich; überdies bewahrt sie ihr urwüchsiger Humor vor jeder unkindlichen Sentimentalität:

„Guten Morgen, Ihr Beinchen,
Wie heißt Ihr denn?
Ich heiße Hampel,
ich heiße Strampel
und Das ist Füßchen Uebermuth
und Das ist Füßchen Thunichtgut.

Uebermuth und Thunichtgut
gehn auf die Reise,
patsch, durch alle Sümpfe,
naß sind Schuh und Strümpfe,
kuckt die Ruthe um die Eck,
laufen sie alle Beide weg.“

Ihr Stil ist der derben mittelalterlichen handwerksfleißigen Holzschneidekunst verwandt. Hans Thoma, als der Erbe Dürers, hätte sie glücklicher illustrirt als der farbige, aber allzu verfeinerte Karl Hofer. Für die Strenge und Geschlossenheit ihrer Form ward ihr Richard Dehmel der Zuchtmeister. Angeregt durch ihn, wagte sie sich zuweilen aus dem wilden bunten Garten der Kinderlyrik in die schwüle Atmosphäre der Erotik:

„Die Blume, die ich fand in den Bergen,
die seltsame Blume, die ich nicht gekannt,
blüht vor meinem Fenster.
Und nachts, wenn ich allein bin,
schlingt sie ihre weißen
offenen Kelche
um mich,
über mich
dicht.
Bis ich im rothen Feuer
ihrer durstigen Blüthen liege.“

Aber ihre reine Natur ertrug nicht die Dämonie der Geschlechtsmystik. So beschränkte sie sich weise auf die kräftig zärtlichen Mutterlaute ihrer Kinderlieder, die, einmal ausgesprochen, in den Ohren der Mutter und Kinder hängen bleiben wie die alten deutschen Kinderreime. Die ungelenkigen Zungen der Allerkleinsten stammeln sie nach:

„Ich bau, ich bau ein steinern Haus,
vorne guckt ein Esel raus,
hinten eine Kuh,
Muh.“

Die eigenen Kinder auf den Knien, belauschte sie deren Sprache, Gang, Gesten als die undeutlichen Ausdrucksmittel ihrer sich langsam ins Leben tastenden Seelen. Ihr lustjauchzendes Kreischen, ihr

eigensinniges „Böckchenstoßen“ fing sie im rhythmischen Wortklang ihres Liedes auf:

„Das kann doch nicht Rumpumpel sein,
So kann Rumpumpel doch nicht schrein.
Seelöwen sind in unserm Haus,
Schnell, Rumpumpel, wir jagen sie raus:
Du 'nen Stock,
Ich 'nen Stock,
Alle Beide einen Stock,
Ei der Daus,
Wollt Ihr 'raus,
Wollt Ihr in Euer Seelöwenhaus!“

Ihre ernsten Gedichte aber gleichen den stummen dunklen Kinderaugen, die noch in den Träumen des Urschlafs dahinzudämmern scheinen, den sie im Schoß ihrer Mutter schliefen, ehe die Geburt sie ins Leben und die taghelle Wirklichkeit weckte:

„Des Mondes Tochter Mirlamein
kam in die warme Welt herein.
Sie kam aus ihres Vaters Haus
auf einer weißen Fledermaus:
Mirlama — Mirlamein,
schlaf ein.“

Nun begrüßen die Mütter und die Kinder Deutschlands die fünfzigjährige Dichterin, die mit ihren herangewachsenen Kindern zwischen den herbstlichen Obstbäumen ihres Gärtchens auf und nieder geht. Liebevoll streicheln ihre treuen Hände die reifen Früchte, binden die rankenden Blumen fest und neigen sich über fremde Kinder, die der Klang ihrer Laute in ihr stilles Dichtergärtchen lockt:

„Ich möcht' Euch Alle mit einander
auf bunten Wiesen sehn,
bei Klarinetten und Geigen
die Füßchen im Tanze drehn.

Ich möcht' Euch Alle mit einander
mitnehmen im Luftschiffkahn,
Euch die schöne Erde zeigen,
und was fleißige Menschen gethan.

Ich möcht' Euch Alle mit einander
still führen bei der Hand,
Euch heimliche Dinge sagen
von Gott und dem Sternenland.“

Inge Maria.

Selbstanzeigen.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Nach den von der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten übersetzt und herausgegeben. Zwei Bände mit zwölf Bildnissen. Im Inselverlag in Leipzig.

Als im Jahr 1859 Alexander Herzen nach einer ihm zugekommenen Abschrift in London die „Mémoires de l'Impératrice Cathérine II, écrits par elle-même“ herausgab, erregten sie überall gewaltiges Aufsehen. Das selbe Jahr noch brachte eine zweite französische Auflage, eine deutsche, dänische und schwedische Uebersetzung. In Rußland cirkulirten (eifrig verfolgte) Abschriften schon lange; Karamsin hat 1822 eine gelesen, Puschkin etwa ein Jahr später eigenhändig nach einer Kopie eine angefertigt. Für das Ausland aber waren die Memoiren eine große Ueberraschung. Nicht nur Herzen selbst, auch Männer wie Heinrich von Sybel und Kurd von Schlözer erklärten sie sofort für echt; doch konnten natürlich Bedenken nicht ganz verstummen, so lange die Manuskripte selbst unzugänglich blieben. Alle Zweifel sind nun beseitigt, seit im Jahr 1907 der zwölfte Band der großen, im Auftrag der petersburger Akademie von Pypin besorgten Ausgabe der Schriften der Kaiserin ihre „Autobiographischen Aufzeichnungen“ auf Grund der im Staatsarchiv, in dem berühmten „Versiegelten Packet“ und in der Bibliothek des Winterpalastes aufbewahrten eigenhändigen Manuskripte brachte. Da stellte sich heraus, daß, abgesehen von Schreibfehlern, Verwechselungen und allerlei Ungenauigkeiten, Herzens Text authentisch war; und man fand außer diesem bisher allein bekannten Stück noch sechs weitere Stücke in französischer und zwei in russischer Sprache. Diese neun Stücke bringt meine Ausgabe in deutscher Uebertragung. Von den vielen kleineren Bruchstücken, Zetteln und flüchtigen Aufzeichnungen, die Pypin mittheilt, wurde ausgewählt, was im Zusammenhang des Ganzen von Interesse sein kann, und in den Anmerkungen mitgetheilt. Ich habe mich außerdem bemüht, durch Eintheilung in Absätze, durch Einführung einer gleichmäßigen Schreibung der Namen das Werk lesbar zu machen, und kurze Notizen über die in der Erzählung erwähnten Personen beigefügt. Ferner wurde nach Möglichkeit die Chronologie festgestellt; oft mußte sie berichtigt werden. Dazu kommen zahlreiche Auszüge aus Katharinas Briefwechsel, welche die Angaben der Memoiren ergänzen, berichtigen oder bestätigen. Auch aus Berichten und Briefen der Zeitgenossen, aus Ukasen und Manifesten konnte manches Streiflicht auf die geschilderten Begebnisse gewonnen werden. Der Anhang bringt Katharinas Brief an Poniatowski, worin sie dem abgedankten Liebhaber ihre Thronbesteigung schildert, drei Briefe Peters des Dritten aus den Tagen, da er in Ropscha seines Geschickes Erfüllung harrte, drei von Alexej Orlow, auch aus Ropscha, darunter den berühmten Brief, in dem er ihr

das gewaltsame Ende ihres Gemahls anzeigt, ferner einen Brief der Kaiserin an Patiomkin mit einer Beichte über die Erlebnisse ihrer Liebe, ein Schreiben an Sénac de Meilhan mit einem eingehenden Selbstportrait, ihren mit eigener Hand niedergeschriebenen Grabspruch und letzten Willen. Dr. Erich Boehme.

Geister. Novellen. Dr. D. Rabinowitz in Leipzig.

Goethe schreibt über einen Roman der Johanna Schopenhauer, den er sehr gut rezensirte: „Nichts Phantastisches; sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche. Das Problematische ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sie sich selbst.“ Heute hat dieser Ausspruch insofern nicht mehr volle Giltigkeit, als das Phantastische dort, wo es gegeben zu werden pflegt, nicht selten seinen ganzen Ehrgeiz darein setzt, sich als Wortführer des Uebernatürlichen zu geberden. Darum habe ich mir erlaubt, in dieser kleinen Sammlung von zwölf Geschichten, die von „Geistern“ aus den allerverschiedensten Sphären erzählen, mich doch noch zu „bevorworten“ und zu sagen: „Ich halte alle Erzählungen, die übersinnliche Phänomene in mystischer (besser gesagt: mystagogischer) Weise vortragen, ohne ihr psychologische Deutung zu geben, für Schundliteratur“. Allerlei Spuk geht auch durch mein Büchlein und besonders in einer spiritistischen Studie kommt es zu einer nicht unkomplizirten Geisterbeschwörung. Aber da dem Leser der unzweideutige Tip „Sei auf der Hut!“ gegeben ist, so wird er die Fäden, die vom übernatürlich Scheinenden zum natürlichen, aber geheimen Sein der Wirklichkeit führen, nicht übersehen. Der wahrhaft lenkende Geist wohnt meist in unserer eigenen Brust. Hier sind die echten Geister, die unser Leben beherrschen und unser Schicksal werden. Da giebt es ein junges Ehepaar, er Psychologe von Fach und sie einst seine Hörerin, die auf der Hochzeitreise in ihnen unerklärliche Reibereien und Zänkereien gerathen und zu tiefsinnigen Schlüssen kommen, ohne zu ahnen, daß sie die Opfer einer in der Psycho-Physiologie nicht unbekannten typischen Flitterwochenerscheinung sind. Und da die junge Frau als „Psychologin“ erkannt zu haben glaubt, daß nur ein größeres Leid ein anderes zu überwinden vermag, so sieht sie die Lösung dieser ihr unbegreiflichen Entfremdung nur im Tod. Doch genügt der Diebstahl einer Handtasche, um die jungen Leute sehr schnell einander wieder zu nähern. Ein sich zwar lustig repräsentirender, in Wahrheit aber nicht ungefährlicher Geist treibt mit „Frau Annchen in der Kur“ sein Spiel. Die kleine Provinzdame kommt unter dem Einfluß aufregender Thermalbäder in eine ganz unerlaubte Stimmung, die sie schließlich halb und halb der Besonnenheit und Blutkühle, auf der letzten Endes alle Moral beruht, zu berauben droht. Zum Glück flaut die Wirkung der Kur eben so schnell ab, wie sie gekommen ist. Und Frau Annchen entrüstet sich im Geist über die „Auffassung“, die ihre „harmlose“ Initiative an bestimmter Stelle gefunden hat. In „Frau Direktor“ glaube ich an ein Geschehen gerührt zu

haben, das wohl in der Psychiatrie in den letzten Jahren erkannt, aber in der Dichtung noch nicht gestaltet wurde. Es ist das Motiv der Wunschverdrängung, das zu Phantastereien und Selbstbelügungen aller Art führt. (In der „Erika“ meines Romans „Die Intellektuellen“ habe ich das selbe Motiv breiter gestaltet.) Wenn ein Autor, der durch seine wesentlichsten Arbeiten Vielen ein „Dorn im Auge“ ist, einmal mit einem kleinen Bändchen herauskommt, das man leichter „auseinandernehmen“ kann als den Inhalt komplizirter Untersuchungen, so benutzen gewisse Leute gern die Gelegenheit, ihm den bekannten Eselstritt zu versetzen. Die mehrseitige Produktion eines Autors macht ja auch bei seiner Etikettirung einige Schwierigkeiten. Der produktive Mensch wird es aber als eine Art Rettung empfinden, wenn ihn neben dem Trieb zu umfassenden Untersuchungen sozialer und psychologischer Vorgänge und zu breiten Kompositionen auch noch ab und zu eine Stimmung anwandelt, die ihm gestattet, gewisse Erscheinungen, die den Künstler und Psychologen reizen, ins Medaillon zu bannen. Die Anrempelung aus dem Hordenlager eitler Literaturknaben, die sich in Ermangelung schöpferischer Kraft durch die Pöbeleien ihrer „Angriffe“ bemerkbar zu machen suchen, wird ihm die Freude daran gewiß nicht verleiden.

Friedenau. Grete Meisel-Heß.

Hanneken. Ein Buch der Armuth und Arbeit. Rütten & Loening in Frankfurt.

Manches gute Buch berichtet von Frauen, die auf sozialem oder künstlerischem Gelände Bedeutendes geleistet haben. Hanneken bringt etwas Anderes, bringt das Lebendigwerden einer armen Kinderseele, das Aufsteigen einer verlassenen Kreatur in großes und göttliches Menschenthum. Praktische Arbeit ist der Weg, schlichtes Zugreifen das Mittel dieser Entwickelung. Dieses Mädchen, das an unserer nordischen Reichsgrenze aufwächst, ist kein Wunderkind; und doch muthet seine Art wie ein Wunder an. Erst ein Nothstandskind, eine kleine scheue Jungfrau, dann ein tüchtiger, hilfreicher Mensch in langen Jahren des Schwesternberufes. Von der Kinderpflege und Asylarbeit in der Diakonie geht Hanneken zum Krankendienst im Rothen Kreuz über und macht freiwillig die Cholerapflege in den hamburger Baracken durch. In einer Fülle von Leid und Liebe zieht sie still und stetig das zu ihr Gehörende an sich und wächst. Da ist keine Mühsäligkeit, die nicht ein Glänzen hätte; und immer führen doch Erdnähe und Wurzelhaftigkeit ein Duften herauf, stark und echt und gesund. Bis zur Schwelle eines eigenen schönen Heims bleibt Hanneken die tapfere Tochter des Volkes. Gesteigerte Bildung kann nur im Verein mit geschickter Hand und praktischem Können dem Weibe die Macht und die Herrlichkeit sichern in Ewigkeit. Die knappe Sprache will die mancherlei Stimmungen des Buches nachdrücklich zur Geltung bringen.

Hamburg. Johanna Wolff.

Banknoten.

Der Reichsbankpräsident hat in der Budgetkommission des Reichstages gefordert, daß der Goldbestand der Centralbank auf 1200 bis 1500 Millionen Mark gesteigert werde; wie beträchtlich diese Vermehrung wäre, lehrt ein Blick auf die letzten sechs Jahre. Die Goldreserve war 1906: 634; 1907: 675; 1908: 785; 1909: 795; 1910: 778; 1911: 828 Millionen. Und nun ein Sprung um 400 bis 700 Millionen. Warum? Herr Havenstein sagt: „Die Reichsbank muß in politisch ernsten Zeiten stark an Gold sein, im Interesse der Sicherheit des Reiches.“ Ist sie es nicht, trotzdem sie in den letzten Jahren mehr als eine Milliarde Gold in den Verkehr brachte? Aber der Goldschatz soll nicht aufgezehrt, sondern geschont werden. Das Gold soll sein Gewerbe nicht im Umherziehen, sondern in der Obhut der Centralstelle ausüben. Um ans Ziel zu kommen, will man die Banknoten zu 50 und 20 Mark vermehren, die von den „Fanatikern der Theorie“ (wie Adolf Wagner in der Bankenquete des Jahres 1908 sagte) als eine Fortsetzung der alten Zettelwirthschaft angesehen werden. Die Bankgesetznovelle vom zwanzigsten Februar 1906 hat der Reichsbank erlaubt, Noten zu 50 und 20 Mark auszugeben; die Reichskassenscheine dieses Betrages sollten verschwinden und durch Stücke von 10 und 5 Mark ersetzt werden. Das Gesetz schreibt nicht vor, welche Maximalsumme von kleinen Noten emittirt werden darf; doch sollten höchstens 300 Millionen Mark in den Verkehr gebracht werden. Präsident Havenstein wünscht nun, daß die vom Reichsamt des Innern mit der Budgetkommission vereinbarte Höchstgrenze nicht mehr gelte und die Centralstelle frei verfügen könne. Die Mehrheit der Kommission war dafür. Und das Maximum von 300 Millionen ist ja schon im Jahr 1912 um 230 Millionen überschritten worden. Die Konservativen forderten wieder einmal ein Depositengesetz. Staatssekretär Dr. Delbrück gab über die Finanzbereitschaft zum Krieg „überaus beruhigende Erklärungen“, die der Unterthanenverstand nicht leicht mit der ängstlichen Sorge des Reichsbankpräsidenten vor der politisch ernsten Zeit in Einklang bringen wird.

Auch in Oesterreich-Ungarn wurde in der letzten Zeit viel über die Nothwendigkeit geredet, den Goldvorrath der Reichsbank zu erhöhen. Andere Länder, besonders England, Frankreich, Rußland, leben in stiller Selbstzufriedenheit und fühlen sich als beati possidentes. Muß denn unsere arme Reichsbank wirklich um jedes Goldstück zittern? Und ist die Vermehrung der Banknoten zu 50 und 20 Mark ein Mittel, das Heilung bringen kann? Man müßte zunächst zwischen 50 und 20 Mark unterscheiden. Ein Fünfzigmarkschein ist keine „kleine“ Banknote; er darf sich ruhig hinter die Blauen einreihen. Nur die unter ihm stehenden Zettel sind kleines Papiergeld. Die Zwanzigmarknoten brauchen nicht in Gold eingelöst zu werden: schon durch dieses Kennzeichen werden sie den Reichskassenscheinen näher als den größeren Reichsbanknoten gerückt. Die Kassenscheine sind an dem Mißtrauen

gegen die kleinen Banknoten mitschuldig. Sie haben das bis 1874 giltige Papiergeld der deutschen Bundesstaaten ersetzt. Ihre Gesammtsumme soll 120 Millionen betragen. Die zufällige Uebereinstimmung dieser Summe mit den 120 Millionen Mark Gold, die im spandauer Juliusthurm liegen, hat zu dem Irrthum verführt, daß in den Goldsäcken die Deckung für die Kassenscheine stecke. Das ist falsch; außer der Zifferngleichheit giebt es da keine Gemeinschaft. Das Reichspapiergeld hat keine Metalldecke; nur durch den Kredit des Reiches ist es verbürgt. Die Reichskassenscheine sind nicht, wie die Reichsbanknoten, gesetzliche Zahlungmittel. Im Privatverkehr ist Niemand gezwungen, sie anzunehmen. An allen öffentlichen Kassen werden die Scheine natürlich stets gegen Bargeld eingelöst. Von ihren besonderen Eigenthümlichkeiten weiß das Publikum nichts, da sie ihm ja nicht fühlbar werden. Die Kassenscheine gelten, wie Gold und kursfähiges deutsches Geld, als Deckung der Banknoten; und vielfach wird ein Uebelstand darin gesehen, daß ungedecktes Geld selbst Decke sein kann. Die Reichsbank hat schon sehr große und sehr kleine Posten von Kassenscheinen in ihren Beständen gehabt. Ultimo Dezember 1912 waren es nur 15¾ Millionen; 1911 im Durchschnitt 55¾, 1910 64¼, 1907 82½ Millionen. Daß ihr selbst nicht darin liegt, die Kassenscheine wegzugeben, hängt mit den Konsequenzen der Drittelddeckung zusammen: sie darf dreimal mehr Noten ausgeben, als sie gesetzlich vorgeschriebene Unterlagen hat. Auf 20 oder 30 Millionen Reichskassenscheine darf sie 60 oder 90 Millionen eigenes Papiergeld legen. (Ich nenne auch die Banknote Papiergeld, obwohl sie es nicht im ursprünglichen Sinn des Wortes ist.) Aber: soll man die Summe der kleinen Zettel vermehren?

Die Noten zu 50 und 20 Mark sind für den Besitzer Theile eines Hundertmarkscheines und an ihrem Vollwerth ist kein Zweifel erlaubt. Daß nach dem Bankgesetz von 1875 die kleinste Note auf 100 Mark lauten sollte, war nur die Folge unfreundlicher Erinnerung an die staatliche Zettelwirthschaft, die in der Papiergeldfabrikation keine Grenzen kannte. Unter der Aufsicht des Reichsbankpräsidiums kann die Zeit der papierene Thaler nicht wiederkehren. Trotzdem läßt sich Manches gegen die Zwanzigmarknote sagen. Das Papiergeld ist bei uns unbeliebt; aus ästhetischen Gründen (der Zehnmarkschein!), aber auch, weil der Deutsche nun einmal das Hartgeld, besonders das Gold, liebt. Und eigentlich könnte Deutschland stolz darauf sein, daß der Fremde mehr Gold als Papier zu sehen bekommt. Diese demonstratio ad oculos hat dem deutschen Kredit jedenfalls nicht geschadet. Man sollte den Eindruck, den eine sichtbare Verdrängung der Goldmünzen durch Papiergeld auf den Ausländer machen wird, nicht unterschätzen. Auch der Hygieniker warnt. Je kleiner der Zettel, desto größer die Zahl der Hände, die ihn berühren; desto länger auch sein Weg bis in die Reichsbank. Die dürfte, wie die Bank von England, keine heimgekehrte Note wieder ausgeben. Die Banknote soll nicht zum unsauberen und unappetitlichen Stück Papier werden. Die Schönheitsucher

und die Gesundheitapostel werden auch diesmal natürlich nicht das letzte Wort haben. Die Reichsbank soll ein so voller Goldbehälter werden, wie es die Bank von Frankreich und die Russische Staatsbank sind. Jene lebt im Bereich der Doppelwährung und des Industriestillstandes. Diese behütet einen Agrarstaat. Keine dieser drei Voraussetzungen gilt für unsere Deutsche Reichsbank: trotzdem soll sie den beiden anderen Banken gleich werden. Da die natürlichen Bedingungen fehlen, soll der Zwang helfen. Die Zwanzigmarkscheine sollen die Doppelkronen in die Reichsbank drängen. Bisher haben sie es nicht vermocht, obwohl, nach der Erklärung des Präsidenten, 1912 schon zwei Drittel mehr in den Verkehr gebracht wurden, als im Maximum ausgegeben werden sollten. Daraus ist zu schließen, daß die Menge der kleinen Banknoten sehr beträchtlich vergrößert werden muß, damit ein Erfolg möglich wird. Daß die Grenze fehlt, ist eine Gefahr. Die sehr aktive Devisenpolitik der Reichsbank hat, in Gemeinschaft mit der starken Produktion von Fünfzig- und Zwanzigmarkscheinen, einen der Regirung genügenden Goldbestand nicht zu sichern vermocht. Ein erfolgreicher Eingriff in natürliche Zusammenhänge bedingt die Anwendung skrupelloser Gewalt. Der Goldbestand in den Kassen der Reichsbank hat sich vermehrt, aber die Golddecke ist kürzer geworden. Sie betrug im Durchschnitt des Jahres 1908 51½ Prozent bei 785 Millionen Mark Gold, 1911 nur 49,7 Prozent bei 828 Millionen Mark Gold.

In der Budgetkommission war von Rücksicht auf die Währung nichts zu merken. Bis Ende 1910 ging die Verwendung der kleinen Noten zurück; 1908 machten sie 15,3 bis 17,4, 1909 nur 13,5 bis 15,5, 1910 13,2 bis 14,8 Prozent des Gesammtumlaufes aus. Der große Sprung im vorigen Jahr war eine Folge der politischen Krisis, die etwa 500 Millionen Gold in die Schlupfwinkel trieb und die Reichsbank zu rascher Papiergeldfabrikation zwang, damit sie die fehlenden Umlaufmittel nicht durch Gold zu ersetzen braucht. Wenn es gelingt, dem Wirthschaftkörper von seinen 3 oder 4 Milliarden 700 oder 800 Millionen Gold abzuzapfen: wer bürgt dafür, daß dieses Gold in die Kassen der Reichsbank und nicht ins Ausland fließt? Und wenn die Goldmünze im allgemeinen Verkehr rar wird, könnte man eines Tages ein Aufgeld für den Umtausch von Papier in Gold fordern. Der Kredit eines Landes beruht nicht auf dem Goldreichthum seiner Centralbank, sondern auf der wirthschaftlichen Kultur des Volkes. Das Goldagio im eigenen Land wäre aber der Anfang vom Ende. Die Reichsbank ist verpflichtet, ihre Noten in Gold einzulösen. Das ist das Fundament der Goldwährung. Kann sie nun hoffen, sich diese Pflicht dadurch zu erleichtern, daß sie das Reich mit Zwanzigmarkscheinen überschwemmt? An ihrem ernsten Willen zum Schutz der Valuta darf sie nicht deuteln lassen. Sie soll über jedem Zweifel stehen und braucht, um ihre Gesundheit und die Kraft der Goldwährung zu erweisen, dem Wirthschaftkörper nicht einen seiner sichtbarsten Vorzüge zu nehmen. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Februar 1913.

Fastentuch.

Klemens Metternich und Victor Kotschubeij, Oesterreichs Kanzler und Rußlands im internationalen Dienst gezüchteter Minister des Innern, lebten in dem Glauben, den von ihnen vertretenen Reichen sei ein bequemerer Nachbar als die Türkei gar nicht zu erwünschen. Beide hatten Montesquieu gelesen und standen auf seiner Lehre, daß der schwächste Staat stets der angenehmste Nachbar ist. Dem Russen war diese Ueberzeugung eine Nothbrücke, die ihn in das windstille Land zarischer Wünsche trug. Katharina hatte nach dem Ruhm des Slavenerlösers getrachtet, die vom Türken aus Besitz und Recht gepeinigten Völker wider den Bedrücker, den frechen Schänder altslavischen Bodens gespornt und im Russenreich die Heilandsmacht sehen gelehrt, von der die Entjochung zu hoffen ist. Seit Kaiser Paul dem Sultan Freund und Bundesgenosse geworden war und mit flackerndem Hirn immer wieder über die „Nothwendigkeit“ stolperte, die Zarengewalt für die Erhaltung der Türkei einzusetzen, war die Politik der großen catin aufgegeben und die Diener ihrer Erben mußten dem neuen System eine leidlich passende Formel finden. Keine Theilung der Osmanenbeute, rief Kotschubeij (wie später Nesselrode); Rußland braucht in Europa keinen Landzuwachs, darf nicht wünschen, daß Oesterreicher und Franzosen sich dicke Stücke aus dem Leib des Mondsichellandes schneiden, und sieht auf der Balkanhalbinsel lieber einen ohnmächtigen, seines Winkes in Demuth

gewärtigen Sultan als einen Schwarm selbständiger Völker, die der Mutter im Norden einst das Leben verleiden, das Geschäft schmälern könnten. Die Rechnung wäre richtig gewesen, wenn nur der Nachbar die Schwäche der Türken erkannt hätte. Die aber fühlten auch Andere, nicht so Nahe; fühlten schon früh die Briten, die ihre indische Schatzkammer nur, zu Land und zu Wasser, auf von Osmanen bewachten Wegen erreichen konnten. Mußte ein Staatsmann, mußte nicht mindestens ein in der habsburgischen Mosaikmonarchie schrankenlos regirender voraussehen, daß so verlockende Schwachheit zwischen den Starken Konflikte erwirken werde? Metternich bereitete in seiner Schwarzen Küche die Latwerge, die von seinen Nachfolgern seitdem oft als Heilmittel verschrieben wurde: er rieth, just den Reichen, von denen die nächste Gefahr drohte, sich zu verbünden. Da ihn der anglo-franko-russische Dreibund, unter Cannings Führung, überlistet und im Londoner Vertrag 1827 die Freiheit der Griechen gesichert, da Rußland im Frieden von Adrianopel nicht nur das in den Verträgen von Bukarest und Akkerman ihm Zugesagte, sondern auch kaukasische Grenzplätze und das Recht auf die Dardanellenstraße erlangt hatte, wollte der am wiener Ballhausplatz Thronende, der alles ohne seine Mitwirkung Entstandene dumm, unsinnig, kindisch zu schelten gewöhnt war, dem Erdkreis beweisen, daß er noch lebe, mit fester Hand noch in die Radspeichen des Weltgeschehens zu greifen vermöge. Am sechsten September 1833 wähnt er sich am Ziel. Setzt, in Münchengraetz, seinen Namen neben Nesselrodes unter einen austro-russischen Vertrag, der die Türkei schützen, ihre europäischen Provinzen vor der Herrschaft des Egypters Mehemed Ali bewahren und im Fall inneren Zusammenbruches die Unantastbarkeit russischer und österreichischer Rechte verbürgen soll. Doch die Freude währt nicht lange. Als der Egypterschrecken wieder auf Südosteuropa wirkt, empfehlen England und Frankreich eine Flottendemonstration und einen Kongreß, der die Türkei unter die Gemeinbürgschaft aller Großmächte stellt. Nikolai Pawlowitsch findet den Vorschlag ungehörig. Zwar hat er in Münchengraetz den Fürsten Metternich mit dem komoediantischen Satz begrüßt: „Ich bin hier, um von meinem Chef die ihn nöthig dünkenden Befehle zu empfangen.“ Nie aber wird er aus freiem Willen sich fremder Weisung beugen. Er ist gegen Mehemed Ali, weil nur ein so schlauer Held den Os-

manenstaat retten, Rußlands schwachen Nachbar aufrütteln und in die Macht der Janitscharenzeit kräftigen könnte. Er hat keine Lust, jetzt für die Türkensache zu fechten, möchte aber am Bosporus als der einzige Schutzherr islamischer Völker verehrt werden; und wiederholt drum das alte Sprüchlein: „Wir müssen das heilige Feuer für die feierliche Stunde aufsparen, die Menschengewalt nicht abwenden noch aufschieben kann, für die große Stunde, in der zwischen Gerechtigkeit und Höllentrachten der Kampf entbrennt.“ Das klang; und prunkte in der Blutfarbe kühner Entschlossenheit. Kollektivnote, Gemeinbürgschaft, Kongreß? Dahinter lauert die Gefahr unerträglicher Ansehensschmälerung. Der Zweck solchen Unternehmens könnte nur sein, den Türken zu zeigen, daß der Gossudar aller Reussen nicht ihr einziger Patron, noch nicht allmächtig in Europa sei. Klugheit räth, dem Vorschlag auszubiegen. In Geschäften, schreibt Nesselrode, „muß man zunächst wissen, mit wem man zu verhandeln hat. In unserem Fall haben wir mit dem Pascha von Egypten zu thun: also mag man die Schiffe der Verbündeten nach Alexandria schicken. Schickt man sie ins Marmarameer, dann sprechen sie zu der Hohen Pforte; und läßt man ihre Schüsse von den Serailmauern widerhallen, dann, fürchte ich, hält dieses geschwächte Reich sich nicht mehr lange. Und wir dürfen, wenn wir der Orientalischen Frage eine Antwort suchen, niemals vergessen, daß sichs dabei um eine Ehrenfrage Rußlands handelt: um die Schließung der Dardanellen. Ohne drängenden Zwang soll man sich in der Politik nicht in theoretische Erörterungen einlassen. Das Streben nach Eintracht führt oft in Feindschaft. Mit Oesterreich könnten wir, auf der festen Basis des münchengraetzer Vertrages, uns leicht verständigen. England und Frankreich aber haben ja durchaus nicht den Wunsch, die Türkei zu erhalten und damit Rußlands Ruhe zu sichern; sie blicken eifersüchtig auf unsere Vormacht im Orient und möchten da einen Zustand schaffen, der unsere Kraft lähmt.“ Diese Erwägungen soll Struve dem Fürsten Metternich vors Auge rücken. Dem lächelt die Hoffnung, seines morschen Geistes Licht noch einmal vor dem Blick der Menschheit aufleuchten zu lassen. In meinem Alter, seufzt er, „muß man zu erhalten, nicht zu schaffen suchen; es wäre thöricht, eine Arbeit zu beginnen, die man wahrscheinlich nicht mehr selbst enden kann.“ Ein neuer Kongreß in Wien: Das gäbe ein Schluß-

feuerwerk, wie ers geträumt hat. Er würde präsidiren; säße vom ersten bis zum letzten Tag dicht an der Rampe; könnte, nach langer Rast, der Sprudeljugend beweisen, was der alte Hexenmeister vermag. Der Zar will nicht? Klemens pfaucht und nennt den ungehorsamen Schüler einen eitlen Narren. Als ihn Brunnow, der sich, auf Nikolais Befehl, mit Palmerston verständigt hat, in Johannisberg besucht, ist der Alte noch mürrisch; fügt sich aber in den Verzicht auf die erträumte Glanzrolle. Aus dem Plan des wiener Spektakels wird nichts. England will vor dem Islam der Wirth sein. Im Februar 1840 beginnt in London die Orientkonferenz.

Am fünfzehnten Juli unterschreiben die Vertreter Englands, Oesterreichs, Preußens, Rußlands den fertigen Vertrag. Die Meerengen bleiben in Friedenszeit allen Mächten, also auch der russischen Flotte, geschlossen; dem Rebellen Mehemed Ali wird das Päschalik Akkon und, als vererbbare Würde, die Hausmeiermacht über Egypten gegeben; dringt er nach Kleinasien vor und bedroht Konstantinopel, dann werden die vier Reiche die zur Erfüllung der Schutzpflicht tauglichen Mittel wählen. Frankreich bleibt allein in der Kälte. Wird aber von mindestens zwei Seiten umworben. Palmerston girrt: Ungern haben wir uns von der pariser Regirung getrennt; hoffen aber, bald wieder in guter Gemeinschaft mit ihr ans Werk gehen zu können. Warum nicht? „Die vier Mächte wollen nur der Gerechtigkeit dienen und sind von jedem Eigennutz fern." Sie wollen weder Gebietserweiterungen noch besondere Vortheile: so stehts in dem Zusatzprotokol vom siebenzehnten September. Darf Frankreich noch zögern? Nein. Im Juli 1841 stimmt es dem zweiten Londoner Vertrag zu, der ungefähr das Selbe sagt wie der erste. „Europa ist einig und die Unantastbarkeit der Türkei durch ein politisches Axiom gesichert." Alle Nachtwächter tuten die Weise aus. Der unbequeme Vasall, der den Arm bis nach Kretas Küste gereckt hat, erhält nur, was ihm gebührt; und der Sultan kann wieder ruhig im Harem schlafen. Wer zu diesem Ergebniß mitgewirkt hat, mag sich im Hundstagsglanz sonnen. Ingrimmig aber sah Treitschkes deutsches Auge auf die Ernte, die da geborgen ward. Zum ersten Mal, schrieb er, „war die Pforte als vertragschließende Macht in eine europäische Konferenz eingetreten und hatte also, vornehmlich durch Englands Schuld, in der Völkergesellschaft des Abendlandes eine Stellung erlangt, welche ihr in

keiner Weise gebührte; denn das europäische Völkerrecht beruht auf der christlichen Idee der Verbrüderung der Nationen, der Koran hingegen kennt nur zwei Reiche auf Erden, das Reich des Islams und das Reich des Krieges; mithin darf ein mohammedanischer Staat die Grundgedanken völkerrechtlicher Gleichheit und Gegenseitigkeit nicht ehrlich anerkennen. Die vielverheißene Gleichberechtigung der Rahjahvölker mußte ein leeres Wort bleiben, weil die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben das Wesen dieser unwandelbaren theokratischen Verfassung ausmachte. Die Aufnahme eines solchen Staates in die Rechtsgemeinschaft der christlichen Völker war eine häßliche Unwahrheit; sie wurde jedoch von der aufgeklärten liberalen Welt, die sich der christlichen Grundlagen unserer Kultur nur ungern erinnerte, als ein erfreulicher Fortschritt der Gesittung gepriesen; praktisch schien sie darum erträglich, weil die Pforte im Gefühl ihrer Schwäche sich bald von einer, bald von mehreren der christlichen Mächte leiten ließ."

Jetzt scheidet, nach sieben ruhmlosen Jahrzehnten, der Räuberstaat der Osmanen aus der Europäergemeinschaft; und sein londoner Vertreter (der wieder, wie der Behendere, der von der Themse einst den Plan zum Hattischerif von Gülhane heimbrachte, Reschid Pascha heißt) ringt die Hände und bejammert vor allen Reportern des Erdballs die boshafte Tücke der Christenwelt. „Wir sind den Wünschen der vier Verbündeten weiter entgegen gekommen, als wir selbst für möglich gehalten hatten. Des lieben Friedens wegen haben wir jedes Opfer gebracht. Schließlich sogar ein Viertel von Adrianopel angeboten. Doch unser Feind ist unersättlich; will nicht einmal zehn Prozent von seiner Forderung ablassen. Und vor unserer Qual, die einen Stein erweichen könnte, bleibt Europa hart. Nur die Oeffentliche Meinung ist für uns und gegen die verbrecherische Selbstsucht des Balkanbundes." Hat der Türke, seit ihn Abenteurer und Gauner beherrschen, auch die Kunst, würdig zu sterben, nun schon verlernt? Daß solches Gewinsel in Europa Widerhall wecken könne, hätte selbst Treitschke nicht geglaubt, als er schrieb, „einer Rotte afrikanischer Bluthunde dürfe nicht länger gestattet werden, auf europäischem Boden ein christliches Volk niederzumetzeln". Heute sollen Europäer das Schicksal der Rotte wie das Martyrium des Gerechtesten, Mildesten betrauern und ihre Ueberwinder in die Barbarengruft verwün-

schen. Die sind grausam, rachsüchtig, wölfisch in ihrer Wuth. Täglich lesen wirs; und die Einfalt, die nicht Zeit hat, den Dingen nachzudenken, nährt sich von diesem Quark. Wie wars denn? Die geschlagene, fast zermalmte Türkei hat von den neutralen Großmächten Friedensvermittlung, dann von den Siegern einen Waffenstillstand erfleht. Der wurde, am dritten Dezembertag, gewährt; weil die Vier nicht unhöflich scheinen wollten und weil ihre (nur für einen achtwöchigen Feldzug vorbereitete) bulgarische Kerntruppe eine Pause brauchte. Konferenz in London. Die Forderung der Vier ist unzweideutig: Alles Land bis zu der Linie Rodosto (Marmara)-Midia (Schwarzes Meer); alle Griecheninseln; Ersatz eines beträchtlichen Kriegskostentheils. Statt Ja oder Nein zu sagen, machen die Türken die windigsten Schulbubenausflüchte. „Wir müssen erst zu Haus fragen." „Wir können die Depesche nicht entziffern." Sie hoffen heute, zwischen Oesterreich und Serbien, jauchzen morgen, zwischen Rumänien und Bulgarien werde es zum Krieg kommen. Bieten Bröckchen und schieben spät erst ein ansehnliches Stück in die Düte; trotzdem ihnen gesagt worden ist: Feste Preise; geschachert wird nicht. Die von den vier Königen Abgeordneten meiden nicht jeden Fehler. Kleinstädter, die plötzlich im hellsten Licht stehen; in einer Staatsaktion von unabsehbarer Tragweite Hauptrollen spielen; gehätschelt, gehetzt, belauert werden. Sie halten sich immerhin gut; und ihr stillster und geistig stärkster Mann, der griechische Ministerpräsident Venizelos, verhütet ärgernden Mißgriff. Daß ihre Geduld eines Lämmleins nicht überdauert, ist begreiflich. Jeder Tag kostet jedes der vier Heere Millionen; und wenn der Bauer im März nicht friedlich den Acker bestellt, trägt sein Feld keine Ernte. Des Siegers Recht, den Kampfpreis zu bestimmen, ist unbestreitbar; der Besiegte, dem er unerschwinglich scheint, kann nur vom Waffenglück Hilfe hoffen. Die fünf Großmächte, die unter der Firma „Europa" ihre Geschäfte treiben, haben einstimmig, zweimal, erklärt, daß sie die Hauptforderung (Landgrenze Rodosto-Midia) gerecht finden. Um sich nicht von Tag zu Tag foppen zu lassen und den Landsleuten lächerlich zu werden, vertagen die Balkanmänner die Konferenz; bleiben aber in London. Endlich wittert Kiamils Greisennase die Pflicht zum Entschluß. Kein Geld; keine Heerführer; zuchtlos murrende Truppen, in denen kein Fünkchen frohen Soldatenwillens zu füh-

ner Initiative glimmt; überall fehlts an Geschütz und Munition und die Intendantur hat schmählich versagt. Fünf Großmächte empfehlen, vier bewaffnete Balkanstaaten heischen die Hingabe Adrianopels. Kann der aus hundert Wunden blutende Leib des Türkenreiches sie weigern? Nur aus Asien winkt ihm Genesung. Der alte Großwesir ist zum Frieden bereit; nimmt die kaum vom Rüstigsten zu tragende Last solcher Verantwortlichkeit auf seine müden Schultern. Schnell sind sie entbürdet. Der Troß, der in Osmans Staat schlimmer als die Pest, viel schlimmer als Abd ul Hamid gehaust hat, zeiht den Greis schnöden Landesverrathes und bietet sich brüllend als Bürgen der Reichsrettung an. „Ehe wir auf die europäische Großmachtstellung verzichten und einen Stein der ehrwürdigen Sultanshauptstadt Adrianopel dem Feind gönnen, werfen wir uns in den dichtesten Kugelregen." Die Montag so wetterten, bitten Donnerstag die Bulgaren, sich mit dem Nordviertel von Adrianopel zu begnügen. Antwort: Nein. Kündigung des Waffenstillstandes. Der Krieg beginnt wieder. Schaltet Ihr Bismarck, weil er mehr verlangte, als Favre anbot? Die Balkanstaaten haben gehandelt, wie sie zu müssen glaubten. Trotz ihre Zuversicht, gelangen sie nicht ans Ziel, so büßen sie nicht rachsüchtigen Frevel, sondern den Irrthum männlichen Muthes.

Müssen wir solchen Irrthum wünschen? Manche Leiter großer Meinungfabriken schwören drauf; scheinen kein anderes Wunschziel hitziger zu ersehnen. Wer ihnen lauscht, muß gewiß sein, daß Alldeutschland illuminiren dürfte, wenn das Heer des Ausschusses (für Freiheit und Fortschritt) die Bulgaren schlüge. Dann würden die vier Könige behandelt wie weiland Mehemed Ali: jede Majestät bekäme ein Trosthäppchen und der Großherr aller Gläubigen eine neue Police für sein europäisches Haus. Kindern mag mans erzählen. Rußland könnte einem Türkensieg über Slaven nicht thatlos zuschauen. Nicht Menschenliebe noch Drang nach Gerechtigkeit treibt die Großmächte in eifernde Mittlerarbeit; sie wissen, daß zwischen Moskau und Kischinew die waffenfähige Jugend nicht zu halten wäre, wenn Fortuna jetzt den Slaven den Rücken zukehrte. Rußland müßte marschiren, Oesterreich-Ungarn, auch wenn es nicht angegriffen würde, sich irgendwie regen: und vor dem Lenz noch käme der große Krieg. So wars aber nicht gemeint. Das mühsam konstruirte Geschäft sollte ohne Kriegsaufwand und

Schlachtenzufall abgewickelt werden. Finde Dich, Michel, nach Aschermittwoch in den nüchternen Alltag zurück und wende Dich von den Thoren, die austrommeln, welchen Triumph Dir, Dir allein, diese Quadragesima bringt. Deine Enttäuschung würde viel ärger und viel theurer als Kotschubeijs und Metternichs. Die starben, ehe die quittirte Schlußrechnung vorgelegt wurde, und ließen ihren Erben die Pflicht, zu zahlen, Kriege zu führen und die Hoffnung auf den Vorrang im Orient einzusargen. So langsam schleicht heute das Schicksal nicht mehr. Bleibst Du in Karnevalsstimmung und übernimmst Dich mit Speise und Trank, dann hats Dich beim Ohrläppchen und läßt nicht wieder los.

Zwiefache Kriegsgefahr drohte dem verrufenen Jahr. Die erste züngelte um die Frage: Ist der Plan, dem Khalifen sein europäisches Land zu nehmen und ihn nur am Bosporus, als Britenmündel, zu halten, ohne Widerstand Deutschlands durchführbar? Sie wurde bejaht. In frommer Rührung von unseren Wortführern. „Das Verhältniß zu England war nie intimer; und auch mit Frankreich ziehen wir am selben Strang.“ Ein Quartal brachte Alles in schönste Ordnung. England hat sich in den Entschluß gewöhnt, den (seit Kronstadt und Racconigi verbündeten) Slaven und Lateinern lieber als dem unbequemen Vetter das Regiment auf dem Festland zu gönnen. Erste Folge: der Türkentrumpf entfällt Germaniens Hand. Zweite: Oesterreich erkennt, daß die Bundesgenossenschaft ihm die südöstliche Zukunft nicht sichert; daß fünf Nachbarn auf seine Kosten gewinnen können: Rußland, Rumänien, Serbien, Montenegro, Italien; daß mindestens vier davon diesen Gewinn, früh oder spät, erstreben müssen; daß es noch einmal Metternichs Latwerge schlucken, mit dem stärksten und drum gefährlichsten Nachbar sich verständigen muß. Ouf! Wird Deutschland nun wieder schwierig, dann läßt sich ohne allzu großes Risiko mit ihm reden. Denn Italien macht nicht gegen Frankreich mobil und Oesterreich ist entweder den Russen befreundet oder gezwungen, in Tirol und an der Adria, in Bosnien, Siebenbürgen, Galizien, auf der Wacht zu bleiben. Zwischen der Sinaihalbinsel und Batum hat der westöstliche Dreibund seine wundeste Stelle. Da wäre der Verband zu lockern; vielleicht zu lösen. Doch Deutschland meldet schrill seine anatolische Forderung an: und drei Willenskräfte wachsen zu einer zusammen. Nur eine Kriegsgefahr dräut jetzt noch: Mißgeschick der Bulgaren. Und aus den friedlichsten Herzen fleht das Gebet: „Gieb, Herr Jesus, dem Türken den Sieg!“

Vincent van Gogh.

Vor etwa Jahresfrist erschien hier ein Auszug aus den „Erinnerungen an Vincent van Gogh“ von seiner Schwester Frau du Quesne. Kurz zuvor war die Skizze „Van Goghs Tod“ von Eisler erschienen.

Merkwürdig, wie schnell Sage und Legende ihre Ranken um diesen Mann spinnen, der noch unser Zeitgenosse sein könnte, hätte nicht ein herbes Geschick ihn früh abberufen! Erst wenn der ganze Briefwechsel zwischen Vincent und seinem Bruder Theo (im Verlag von Paul Cassirer) erschienen sein wird, werden diese Ranken das Auge nicht mehr beirren. Am Meisten hat wohl Frau du Quesne zur Verwirrung beigetragen. Aber auch Eisler giebt uns ein durchaus falsches Bild von dem Unermüdlichen, rastlos Strebenden, der doch im Ringen unterlag, bevor er noch sein letztes Wort gesprochen hatte. Eisler macht eine sentimentale Romanfigur aus ihm. Kennte er die Holländer und deren Charakter, selbst der sentimentalsten, er hätte nicht so geschrieben. Er verzerrt das Bild des Menschen, wenn er sagt: „Nach vielen vergeblichen Versuchen fand der Vielumhergetriebene endlich kurze Herberge bei dem Buchhändler X. in Dordrecht.“ Man glaubt, es mit einem Landstreicher zu thun zu haben, der dort aus Mitleid Unterkunft findet, während doch Alles stets zwischen Vincent, seinen Eltern und Freunden reiflich überlegt worden war. Natürlich zog Vater Van Gogh seine jüngeren Töchter nicht in den Familienrath. Deshalb konnte Vincents Schwester auch nicht immer wissen, was und warum es geschah. Sie war damals noch fast ein Kind und auch späterhin hatte sie nicht die offenen Augen und das richtige Verständniß für Vincents Art und Erlebniß. Daß der viel ältere Bruder sich ihr nicht ganz anvertraute, ist begreiflich. War er deshalb ein schlechter Spielkamerad? Die Briefe an Theo, die auch an längst Vergangenes erinnern, und Alles, was die Witwe ihrem Theo nacherzählte, zeugen wider solchen Verdacht.

Ueber Familie und Abstammung sagt Frau du Quesnes manches Interessante; und das idyllische Familienleben des Landpfarrers hat sie hübsch geschildert. Aber das Ganze ähnelt doch mehr dem guten Schulaufsatz eines jungen Mädchens (Elisabeth hat das Lehrerinexamen gemacht) als einer Urkunde von wirklichem Leben. Hier wird ein Vers aus Horaz eingeflickt, dort ein Wenig philosophirt und geschwärmt, wie sichs für ein wohlerzogenes junges Mädchen schickt. Weniger wäre mehr gewesen. Nur Auge und Ohr mußten offen sein; dann war nicht viel „Bildung“ nöthig.

Mit einem schmalen, aber für den Bedarf eines Kaufmannsgehilfen ausreichenden Schulsack kommt Vincent im Jahr 1872 nach dem Haag und wird bei Goupil & Co. Lehrling. Sein Onkel Vincent van Gogh, zugleich sein Pathe, ist Theilhaber des Geschäftes. Er gilt als reicher Mann, ist kinderlos, hat den Jungen gern und macht ihn vielleicht zum Nachfolger. Bis in den Juni 1873 bleibt er im Haag. Dort erlebt er die ersten Kunsteindrücke; noch in blinder Wirrniß. Auch später wendet seine Neigung sich oft den heterogensten Dingen zu und weiß allen ihre Reize abzulauschen. Daß er je so unsozial gewesen sei, wie ihn Elisabeth schildert, wird schon hier durch die Mittheilungen über seine Hausgenossen widerlegt; nach allen Verwandten erkundigt er sich und läßt Tanten und Basen immer wieder grüßen. Im Haag beginnt der merkwürdige Briefwechsel. Theo hat den älteren Bruder stets zärtlich geliebt und auch wohl früher als irgendein Anderer Vincents Begabung erkannt.

Im Juni 1873 wird Vincent in das londoner Geschäft versetzt, damit er Englisch lerne. Elisabeth weiß so schlecht Bescheid, daß sie eine Filiale von Goupil nach Berlin verlegt. Auch war Vincent nie in Brüssel thätig und verdiente, schon als Volontair, anfangs vierzig, dann fünfzig Gulden im Monat. Was er in London sieht und hört, schildert er getreulich seinem Bruder. Er spricht von Bildern, die er gesehen, von Kollegen und Hausgenossen, mit denen er verkehrt, von Büchern, die er gelesen hat; auch von seinem frugalen Leben. Sein Beruf beglückt ihn noch. Er schreibt für den Bruder Gedichte ab und fragt eifrig nach Verwandten und Freunden.

Im Mai 1875 kommt er nach Paris. (Frau du Quesne weiß nichts von dem ersten londoner Aufenthalt; sie läßt ihn gleich nach Paris gehen.) In England hatte eine krankhafte Frommheit ihn ergriffen. Von Paris ist er entzückt. Mit einem Bekannten geht er jeden Sonntag in den Louvre und ins Luxembourg. Auch diese Eindrücke schildert er seinem Bruder. Meister der verschiedensten Schulen wirken auf ihn. Merkwürdig ist seine Liebe zu Ary Scheffer; neben den Holländern, Israels, Maris und Anderen, die er bei Goupil sah, wird Millet ihm ein Labsal. Dabei denkt er immer an seine Familie und ersinnt für jeden Verwandten ein Geschenk. Als ein unsozialer Sonderling steht er hier nicht vor uns.

Da greift plötzlich ein scheinbar kleines Ereigniß in sein Leben ein. Er will zu Weihnachten nach Hause fahren, bekommt keinen Urlaub, geht aber doch auf ein paar Tage. Dies führt zu Auseinandersetzungen mit seinen Vorgesetzten. Zum ersten Mal zeigt sich

die unbiegsame Starrheit seines Wesens. Er fühlt sich ungerecht behandelt; statt durch Nachgiebigkeit und mit des Onkels Hilfe den Streit zu enden, sucht er durch die Zeitung eine Stelle und findet eine als Lehrer in einem englischen Knabenpensionat. Elisabeth hat auch hierüber allerlei Märchen erzählt. Daß Handel Diebstahl sei, hat er nie zu seinem Chef gesagt. Daß er lieber einen Millet oder Israels als einen süßen Kitsch verkaufte, ist leicht verständlich.

Mit Wissen und Zustimmung seiner Eltern geht er im April 1876 nach England. Hier, in Ramsgate, beginnt dann ein ganz neues Leben. Beachtenswerth ist, wie er über Schulen und Schüler spricht; das Schönste sind aber seine Naturschilderungen. Immer und überall sieht er gleich ein Bild und weiß die Stimmung und den Duft wiederzugeben. Er verdient eigentlich nichts, da er freie Station und Wohnung und nur eine Art Taschengeld bekommt. Auf die Dauer ist dieser Zustand nicht haltbar. Nach der Berathung mit den Eltern findet er eine andere Anstellung bei Mr. Jones in Isleworth. Er kommt nun in immer engere Berührung mit den Methodisten und der alte Drang treibt ihn, selbst in Londons Arbeitervierteln zu predigen. Wundervoll sind einige Schilderungen der Riesenstadt und ihres Hyde Park. Er macht alle Wege zu Fuß, da sein Geld knapp ist; nur auf dem Heimweg benutzt er manchmal die Eisenbahn: wenn er eine befreundete Familie besucht und von ihr eine Fahrkarte erhalten hat. Sein Pietismus vertieft sich und er lechzt danach, Prediger zu werden. Da seine Stellung unsicher ist, kehrt er zu Weihnachten heim und tritt dann, in Uebereinstimmung mit den Eltern, in Dordrecht bei einem Buchhändler ein; bleibt aber nur ein Vierteljahr. Inzwischen giebt der Familienrath seinem Wunsch, Theologe zu werden, nach. Im April soll er nach Amsterdam gehen und sich dort durch Privatunterricht für die Universität vorbereiten. Ein alter Admiral nimmt ihn zu sich ins Haus. Mit welchem Recht Eisler hier von einem „absurden Militär" spricht, ist nicht klar; die Briefe an Theo lassen ihn anders sehen. Auch hierüber hat Frau du Quesne manches Schiefe mitgetheilt; Thatsache ist nur, daß Vincent ungemein oft in Kirchen ging, manchmal in drei an einem Sonntag. Er verkehrt im Haus eines Oheims, der Prediger ist, und bei einem anderen, der eine große Kunsthandlung besitzt. Latein und Griechisch lernt er nicht beherrschen. (Elisabeth hat anders berichtet.) Sein Lehrer Mendes da Costa erzählt, Vincent habe ihm oft gesagt, man könne das Evangelium auch ohne griechische Kenntnisse den Armen und Elenden künden. In seinen Briefen an Theo hofft Vincent, trotz manchen Klagen, immer noch, sein Ziel zu erreichen.

Aber statt seine ganze Kraft auf die Hauptpunkte zu konzentriren, zersplittert er sich durch allerlei unnützes Zeug. Er zeichnet für seinen Vater und für einen befreundeten Prediger eine große Karte der Reisen des Apostels Paulus und schreibt den ganzen Thomas a Kempis (Die Nachfolge Christi) in französischem Text ab.

Mendes scheint mit dem Vater, der zu Besuch kam, gesprochen zu haben. Vincent soll die Missionarschule in Laeken bei Brüssel besuchen. Im Juli 1878 ist er für ein Weilchen wieder zu Haus und geht dann im November nach Laeken. Der Kursus dauert nicht lange. Dann soll Vincent seine Thätigkeit beginnen. Lange bleibt er nicht, da nur Belgier unentgeltlich ausgebildet werden. Als sich dann nach einigen Monaten eine Gelegenheit im Borinage bietet, wo die evangelische Mission einen Posten haben will, geht er dorthin. In Wasmes hatte die Evangelische Mission, unterstützt von England aus, einen Betsaal errichtet und dort ist fortan das Feld neuer Thätigkeit für den jungen Van Gogh.

Anfangs ist man zurückhaltend gegen ihn; aber auch hier weiß er die Menschen durch sein Mitgefühl bald für sich zu gewinnen. Er ist der Typus eines Urchristen und kann nicht fassen, daß einzelne Prediger in Dingen des öffentlichen, profanen Lebens anders handeln, als sie nach ihrer Glaubenslehre müßten. Wie ein zweiter Franziskus theilt er Alles mit seiner Umgebung und giebt den letzten Heller, den er von Haus bekommt, hin. Er lebt genau wie der ärmste Arbeiter und schläft mit den Kindern seiner Wirthin in einem Bett, weil sie sein Zimmer anders verwenden kann. Bis in den August 1879 bleibt er in Wasmes, dann geht er nach Cuesmes bei Mons. Wunderschön sind auch hier wieder manche Naturschilderungen und die Beschreibung seiner Umwelt. Hier beginnt er zuerst wieder, zu zeichnen, und schickt seinem Bruder eine Skizze. Der Vater besucht ihn einmal und predigt für ihn. Er ist nicht, wie Frau du Quesne sagt, gekommen, um den Sohn zurückzuholen. Der aber möchte nur noch zeichnen, durch die Kunst und bildliche Darstellung auf seine Mitmenschen einwirken; und zu Haus, wo die Mittel gering sind, ist man in großer Sorge, weil der Junge den Dingen des praktischen Lebens zu wenig Beachtung schenkt. Da tritt eine Pause im Briefwechsel ein; sein Bruder scheint ihm, wie Vater und Onkel, Vorwürfe gemacht zu haben.

Auch diese Spannung löst sich. Er soll seinen Willen haben. Tersteeg schickt ihm einen Aquarellkasten, und als er von seinem Vater hört, daß er schon längere Zeit hauptsächlich durch den Bruder unterstützt wird, erwärmt das Verhältniß sich wieder. Mit Feuereifer stürzt Vincent sich nun in die neue Thätigkeit. Dreimal

hinter einander kopirt er eine Reihe von Zeichenvorlagen; Holzschnitte nach Millet, Alles, was er herbeischleppen kann. Daneben wagt er kleine Kompositionen und hat die feste Zuversicht, bald als Zeichner Etwas verdienen zu können.

Im Oktober 1880 geht er nach Brüssel, wo ein Bekannter malen lernt. Da kann er profitiren. Der Besuch einer Akademie ist zu kostspielig; auch zu langwierig für sein Alter. Glücklich schreibt er dem Bruder, daß er ein vorzügliches Logis gefunden hat, ganze Pension und Zimmer für fünfzig Francs. Abends besucht er den freien Zeichenkursus der Akademie; manchmal arbeitet er auch mit seinem Freunde Rappard zusammen. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Brüssel kehrt er, im April 1881, zu den Eltern nach Etten zurück, um in Brabant seine Studien fortzusetzen; in der Hauptsache, weil es billiger ist und er sein Bischen Geld für Modell und Material verwenden kann. Daß er nach all diesen Wandlungen und Erfahrungen der Schwester und „angehenden Lehrerin“ fremd gegenüber stand, ist nicht zu verwundern. Eher schon, daß sie nie gesehen und geahnt hat, wie der Bruder rang und arbeitete, arbeitete im Schweiß seines Angesichtes. Sie schreibt: „Von einer bekannten Firma läßt er Farben und Pinsel kommen und fängt zu malen an.“ Oder: „Seine Mahlzeiten nahm er immer in einer Ecke des Zimmers ein, den Teller auf den Knien.“ Dabei war sie ihrer Lehrstunden wegen damals meist vom Haus abwesend; und die Eßgeschichte wird von Theos Witwe entschieden bestritten. Elisabeth hat so wenig Verständniß für die Thätigkeit ihres Bruders, daß sie ihn eine Kohlezeichnung „fixiren“ läßt, indem er sie unter die Pumpe hält. Sie hat vielleicht einmal gesehen, daß er sein Aquarellpapier unter die Pumpe hielt. Kaum jemals ist einem Menschen die Kunst so schwer geworden und kaum je hat sich Einer so damit abgequält wie Vincent van Gogh.

Der Maler Mauve ermunterte ihn und auf dessen Rath geht er zu Neujahr 1882 nach dem Haag, wo er sich ein kleines Zimmerchen als Atelier einrichtet. Wieder steht er an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Endlich ein eigenes Atelier! Mauve unterstützt ihn mit Rath und That. Vincent ist überglücklich. Allerdings spielt auch die Liebe bestimmend hinein. Im Elternhaus hat er eine jung verwitwete Cousine wieder gesehen; er verliebt sich in sie und will sie durchaus heirathen. Als ihr Vater sagt, er habe ja keine Existenzmittel, antwortet Vincenz gelassen: „Existire ich nicht? Also muß ich doch Existenzmittel haben!“ Er lebt aber von den Spenden seines Bruders und schreibt ihm dennoch ganz stolz: „Die immer sagen, ich tauge zu nichts, werden sich

darüber wundern, daß ich nun aus eigenen Mitteln ein Atelier habe." Er verkehrt viel bei Mauve und anfangs geht Alles vorzüglich; doch nicht lange. Mauve ist nervös, hat viel mit seinen eigenen Arbeiten zu thun; und Vincent ist wohl nicht immer ein williger Schüler. Als Mauve ihm bei einem Besuch wieder einmal dringend gerathen hat, doch Etwas nach Gips zu zeichnen, bevor er sich ausschließlich der Natur zuwende, wirft Vincent nach der Heimkehr zwei Gipsabgüsse (Hände und Füße), die er sich gekauft hatte, „in den Kohlenkasten". Mauve kommt nicht mehr zur Korrektur und der Schüler schlägt sich allein durch.

In diese Zeit fällt eine Begegnung, die auf sein ganzes Leben nachwirkte. Abends trifft er auf der Straße ein Mädchen; er findet es besser, als ers von einer Dirne erwartet hatte. Sie steht ihm Modell und er beschließt, sie zu retten. Die zu Haus verschmähte Liebe spielt natürlich mit hinein. Das Verhältniß wird für ihn bedeutsam. Auch hier sind die Aufzeichnungen der Schwester falsch. Das Mädel hat nicht fünf Kinder, wohl aber eins und ist obendrein schwanger. Vincent nimmt sie zu sich, er theilt mit ihr, was er hat, sorgt dafür, daß sie in einem Asyl niederkommen kann, und herbergt sie nachher mit ihren beiden Kindern in seiner Kammer. Natürlich ziehen sich nun alle Familien von ihm zurück. Er will das Mädchen heirathen. Inzwischen arbeitet er mit unermüdlichem Eifer. Aber er verdient nicht so viel, daß er mit dem vom Bruder Geschickten auch nur bei kärglichstem Leben auskommen kann. Nach zwei Jahren ununterbrochenen Ringens und Darbens hat er Schulden; und da er nun selbst einsieht, daß ein Zusammenleben mit der jungen Frau und deren Kindern unmöglich ist, verläßt er auf Zureden des Bruders den Haag und geht nach Drenthe. Die Familie der Frau fand, daß sie früher, auf der Straße, mehr verdient habe; und sie selbst scheint auch des Zusammenlebens überdrüssig geworden zu sein.

Weihnachten kehrt er zu den Eltern zurück. Reibereien mit dem Vater bleiben natürlich nicht aus; die ganze Familie sieht mißtrauisch auf seine Arbeit; nur Theo bleibt ihm treu.

Dann stirbt der Vater plötzlich; und da Vincent zu Haus nicht die volle Freiheit zur Arbeit findet, zieht er nun ganz in sein kleines Atelier. Dort, in Nuenen, hat er mit unermüdlichem Eifer seine Studien fortgesetzt. Theo kommt einmal, zweimal im Jahr. Alle Bilder wandern zu ihm nach Paris. Aber Vincent fühlt immer mehr das Bedürfniß, wieder im Kunstleben zu stehen und mehr Berührung mit Künstlern zu haben. Er geht, plötzlich, im Herbst 1885, nach Antwerpen. Anfangs nimmt er sich Modelle ins Haus;

er möchte verdienen, erreicht es aber selten. Als er nicht weiter kann, besucht er einige Monate lang die Akademie. Im Frühjahr geht er zu Theo nach Paris. Bald ist er völlig gewandelt. Während er in Brabant und Antwerpen vor dem Bruder stets eine dunkelgestimmte Malerei vertheidigt hat, sucht er nun selbst das hellste Licht wiederzugeben. Einige Sachen aus seiner ersten pariser Zeit lassen deutlich den Einfluß von Renoir und Pissaro erkennen. Er lernt durch seinen Bruder alle möglichen Künstler kennen und wird besonders befreundet mit Gauguin. Ueber diese Zeit weiß man einstweilen nur wenig; Frau du Quesne giebt gar keine Aufschlüsse. Wenn Theos Witwe, die ihn damals kennen lernte, ihre Aufzeichnungen veröffentlicht, wird man klarer sehen.

Dem allgemeinen Zug nach stärkerer Sonne und intensiverem Licht folgt auch Vincent; er geht in den Süden, in die Provence. Eine Weile ist er mit Gauguin in Arles. Aus dieser Zeit sind seine Briefe wieder die besten Beweismittel. Sie werden viel Neues über ihn aussagen. Ist es doch die Zeit seiner Reife, der Hochsommer seines Schaffens. Aber ein unerbittliches Verhängniß treibt ihn frühem Ende entgegen.

Ihm war nicht beschieden, sich in Ruhe entwickeln zu können; sein Leben war ein ständiger Kampf, ein Kampf bis aufs Messer. Gegen die Noth und mit der Kunst hat er gerungen wie ein Verzweifelnder. Dennoch hat er viele Werke hinterlassen, die man immer zu den besten aller Zeiten zählen wird. Schroff aber hätte er die Leute von sich gewiesen, die seinen Namen jetzt gern auf ihr Panier schreiben, um ihr Nichtkönnen unter der Maske des „Neuen“ zu verbergen. Wie hat er gearbeitet und stets nach Wahrheit gerungen; und wie ist er stets für ehrliche Arbeit eingetreten! Eins verstand er nicht, worauf die Jüngsten sich heute so gut verstehen: „la blague“, die schlaue Kunst, „d'épater le bourgeois“. Er war eine durchaus aufrichtige Natur von unerbittlicher Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen Andere und ruhte nicht eher, als bis er das Letzte gegeben hatte, was ihm erreichbar war.

Noordwijk aan Zee. Leo Klein-Diepold.

Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben und können daher in einer künstlerisch empfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden, wie sie ihn in der Natur hatten. Thöricht aber wäre es, allerlei prosaische Zufälligkeiten aufzeichnen zu wollen. (Goethe.)

Windischgraetzdragoner.

Generalfeldmarschall Josef Graf Daun
Möcht' gern den Feind in Stücke haun.
Siebenmal auf die Höhn bei Kolin
Ließ der Große Fritz seine Blitze sprühn;
Jetzt, Daun, Du Zauderer, müßtest Dus wagen,
Nicht abwehren blos: angreifen und schlagen!

Und der Reiteroberst, Regiment von Ligne,
Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
„Excellenz, ich bitte, mein Regiment,
Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
Ich höre sein Blut in den Adern brausen.
Laß uns auf den Feind herniedersausen!“

Lacht Daun: „Die Frechheit macht mich starr!
Mit den Grünschnäbeln willst Dus richten, Du Narr,
Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
Mit den Mädellippen ohne Bart
Gegen die Knasterbärte des Großen Fritzen!“
„Ich bitt', Excellenz!“ „Nun, Gott mag Euch schützen!“

Und sie preschen nieder, Donner und Blitz!
Die Windsbraut versteckt sich, es kehrt sich der Fritz,
Von oben Kartätschen, hier Säbelgeflitz,
Sie lassen nicht locker! Das ist kein Witz!
Sie brüllen Hurra und die Rosse keuchen,
Sieg, Sieg! Und der Große Fritz muß weichen!

Das war eine Schlacht! Vierzehntausend Mann,
Erprobte Soldaten, glaubten daran;
Und viele Fahnen und schweres Geschütz
Fehlten am Abend dem Großen Fritz.
Jetzt staun', Graf Daun! 's thuns nicht blos die Alten!
Er nickt: „Hätts nicht für möglich gehalten!“

Einst Ligne, jetzt Windischgraetzregiment,
Kein Oestreicher, der die Dragoner nicht kennt:
Sie tragen noch heut keine Schnurrbärte nicht
Und tragen sehr stolz ihr glattes Gesicht:
So wollen sie glatt in den Feind einreiten.
Und so solls bleiben in Ewigkeiten!

Prag. Hugo Salus.

Als Legionär in Marokko.*)

Im Marokkanischen gährte es längst. Die Meldungen lauteten immer bedrohlicher. Als die Besatzungen einiger Forts im Süden nach der Grenze marschirten, wußten wir, daß es galt. Der Mülhauser streichelte sein Gewehr wie ein Mädchen und sagte: „Halte Dich gut! Du bekommst bald Arbeit!“ Die Alten hockten Stunden lang über Karten und überlegten, wo es wohl losgehen würde. Bei einem Kleiderappell fragte der Hauptmann nach Freiwilligen. Keiner blieb im Glied. Alle traten vor. Er hatte eine große Freude und sagte, den Tag werde er uns nicht vergessen. Von der Stunde ab bekamen wir Kriegslöhnung, vier Sous im Tag, und waren die meiste Zeit betrunken.

Am nächsten Sonntagnachmittag gabs keinen Ausgang. Alle sagten: Das bedeutet was. Die Kantine war überfüllt und die Wirthin hatte alle Hände voll zu thun. Ein alter Legionär stieß ein paar Weinflaschen um, sprang auf den Tisch und hielt eine Rede. Mittendrein kam der Bataillonschreiber gerannt und brüllte aus vollem Hals: „Wir marschiren! Wir marschiren!“ Da war kein Halten mehr. Die Marseillaise wurde gesungen, der Legionmarsch gepfiffen, Alle waren besoffen von dem einen Gedanken: Wir marschiren! Der Mülhauser zerrte mich hinaus, mit Gewalt fast, und sagte: „Kamerad, wenn Du wem zu schreiben hast, so thus. Die Geschichte kriegt einen ernsten Mund.“ Die ganze Nacht war ein Gejohl, Lärmen und Singen. Viele erbrachen sich. Ich machte meine Sachen bereit. Um zwei Uhr morgens blies es Generalmarsch. Eine halbe Stunde später marschirten drei Compagnien zur Stadt hinaus, unsere voran, gleich nach der Musik, die die lustigsten Lieder spielte. Vor der Stadt kehrte sie um und ging zurück. Wir aber marschirten in das schweigende Land. Hart und scharf lösten sich unsere Schritte vom Pflaster; klack-klack. Der Gaul des Hauptmanns warf den Kopf auf und wieherte.

Gegen Tag machten wir die erste Rastpause; die Compagnien folgten einander in großen Abständen. Die Kampfstimmung vom vorigen Abend war bald verschwunden; je höher die Sonne stieg, desto tiefer sanken die Schädel, desto unregelmäßiger wurden die Schritte. Wir kamen an Weinfeldern vorüber, die abgeerntet wurden. Große Bütten mit eingestampften Trauben standen am Weg. Wir hatten Durst und schöpften den süßen Saft in unser Käppi und tranken in langen Zügen. Den Kapitän ließen wir schimpfen, wie er wollte. Erst als er den Degen aus der Scheide wirbelte, hörten wir auf und setzten den Marsch fort. Aber die Unzufriedenheit saß in unseren Reihen, schwerte jeden Schritt und grub Verwünschungen aus den Herzen.

Morgens um zehn Uhr kam der Befehl zum Lagern; wir schwenkten

---

*) Bruchstückchen aus dem schlicht und nett geschriebenen Buch „Der Baldamus und seine Streiche“ (auf der Walze, in der Fremdenlegion, als Soldat), das im Verlag der Lese in Stuttgart erscheint.

von der Straße ab, einem kleinen Hügel zu. Der Kapitän stellte Wachen aus. Wir Anderen setzten die Gewehre in Pyramidenform zusammen. Wie sich die Brust aufthat und Luft holte, als der drückende Tornister am Boden lag! Zum Verweilen und Ausruhen gabs vorerst keine Zeit. Die Unteroffiziere theilten die Leute ihrer Korporalschaften ein. Der Mülhauser schickte mich mit einem Polaken auf die Holzsuche. Es war schwer, Etwas zu finden. Nach zwei Stunden erst kehrte Jeder mit einem Arm voll brennbarem Zeugs zurück. Während dieser Zeit hatten die Anderen die Zelte aufgeschlagen und mit kleinen Gräben umzogen, so daß das Wasser bequem ablaufen konnte, falls es regnen sollte. Auch Kochlöcher waren gegraben; in manchen brannten schon Feuer. Der Mülhauser murrte, weil wir so spät kamen. Bald hatten wir unseren Topf aufgesetzt; eine Stunde später hieß es: Das Essen ist fertig. Es war freilich sehr bescheiden; eine Wassersuppe mit zwei Erbswürsten pro Mann. Nachher wurden die Wachen vertheilt. Da es mich nicht traf, kroch ich ins Zelt. Den Tornister benutzte ich als Kopfkissen.

Wieder blies es. Ein Durcheinander und Fluchen. Die Zelte wurden abgepackt. Jeder wollte am Schnellsten fertig sein und verwurstelte dabei mehr, als recht war. Um elf Uhr nachts wurde aufgebrochen. Wir marschirten mit Sicherung. Ich kam zu der dreiköpfigen Spitzengruppe. Ein Unterlieutenant hatte das Kommando.

Solche Marschnächte sind unheimlich, besonders wenn der Mond abgeht und das Dunkel sich über die Landschaft wirft, alle Sinne aufpeitscht und doppelt empfindlich macht. Die Augen bohren sich wie Dolchmesser in die Finsterniß und können doch nichts erschauen. Die Ohren horchen ins Land und werden jeden Augenblick von den Geräuschen der Ferne getäuscht. Der Athem geht gepreßt, verhalten, wird zur körperlichen Qual, das Herz kommt aus seinen Hartschlägen nicht mehr heraus.

Am dritten Tag marschirten wir in Sidi-bel-Abbes ein, über und über bedreckt und naß bis auf die Haut; denn es regnete. Die wenigen Leute in den morgenstillen Straßen wandten nicht einmal die Köpfe nach uns. Das militärische Bild war ihnen nichts Ungewohntes. Wir bezogen in einer leerstehenden Kaserne Quartier, die zum Ersten Regiment gehörte. Von diesem Regiment waren schon zwei Compagnien an die Grenze geworfen worden; es hieß sogar, sie seien bereits in Marokko einmarschirt.

Wir brannten darauf, auch dorthin zu kommen und endlich den langweiligen Innendienst los zu sein. Um so mehr, als wir einen frischen Lieutenant erhalten hatten, dessen Lieblingbeschäftigung darin bestand, den ganzen Tag in den Stuben herumzuschnuppern und den Kapitän mit seinen blödsinnigen Meldungen unnütz aufzuregen. Drei Wochen schlichen dahin, ausgefüllt mit Exerziren und den gewohnten Nebenbeschäftigungen wie Stockfechten und Boxen. Die zwei Compagnien unseres Bataillons, die am selben Tag wie wir in Sidi-bel-Abbes eingetroffen waren, hatten schon längst ihre Marschordre er-

halten. Nur wir konnten nicht vom Fleck. Als ich dem Mülhauser klagte, sagte er: „Bub, sei froh, daß wir noch lebendig hier sitzen; das Elend kommt früh genug!“

Genau dreißig Tage nach dem Einmarsch fuhren wir zur Stadt hinaus. Seltsamer Weise nach Oran, wo wir zwei Tage blieben; dann gings mit der Bahn nach der Stadt Algier weiter. Die Fahrt war scheußlich. In enge, kleine Wagen zusammengepfercht, erstickten wir fast vor Hitze. Nach der Ankunft in Algier meldeten sich zweiundvierzig Mann krank. Der Arzt schrieb alle gesund, der Hauptmann raste und schwor, wenn wir wieder in Saida seien, werde er jeden eine Woche oder zwei ins Loch stecken.

In Algier wurde unsere Compagnie getheilt. Ich kam zur größeren Hälfte und machte den Marsch nach Biskra (im Inneren des Landes) mit. Unterwegs verschwanden zwei Mann; es hieß, sie seien desertirt. Ein Ungar erschoß sich; der arme Kerl hatte in der letzten Zeit kaum mehr laufen können; seine Füße waren eine eitrige Wunde. Dennoch wurde er von Ort zu Ort mitgehetzt und, als alles Zureden nicht mehr nützte und er schlapp machte, an einen nachfolgenden Fouragewagen gebunden, der ihn halb tot schleifte. Er wurde neben der Straße eingelocht. Drei Salven über die Grube die einzige Ehre.

Wir waren erbittert und schimpften, um so mehr, weil Alle wußten, daß Algier und Biskra Bahnverbindung hatte und der anstrengende und zermürbende Marsch ohne zwingende Gründe geschah. Der Adjutant hatte es uns schon oft ins Gesicht geschrien: „Ihr Kaffern braucht Euch nichts einzubilden! Wenn Einer von Euch Hunden verreckt, ists wurst; für fünf Centimes im Tag kriegen wir einen Anderen.“

Auch in Biskra war Kasernenquartier für uns bereit. Wir erhielten hier zum Theil neue Ausrüstung und durften eine Woche verrasten. Das that bitter noth. Alle von uns waren abgemagert und eingefallen, die Augen lagen tief im Schädel, die Backenknochen drängten sich vor und gaben uns das Aussehen von Totenköpfen.

Die Spannkraft des Legionärs ist erstaunlich. Nichts hat er schneller vergessen als schlechte Tage. Kaum waren die ersten Gläser Wein hinunter: da fanden die rauhen Kehlen verlorene Töne und frohe Laute wieder. Wenn es auch nur Zotenlieder waren, die sich an den Kantinenwänden stießen und frech und breit zu allen Fenstern hinausquollen auf den leeren Kasernenhof, sie ergriffen doch als Seelenaufschreie, als Brücken, die hinüber trugen in ein anderes Land und für Augenblicke die Wirklichkeit und den inneren Jammer wegtäuschten.

Im Hinterland rebellirten einzelne Stämme und zerstörten französische Ansiedelungen. Das war der Hauptgrund, warum die Garnison in Biskra durch uns verstärkt wurde. In der zweiten Woche rückten wir, achtzig Mann stark, aus. Jeder hatte außer den Patronen für fünf Tage Konserven und einige Scheite Brennholz gefaßt. Der Weg führte ausschließlich durch bergiges Terrain. Wir kamen nur langsam vorwärts, da wir nirgends gebahnten Pfaden folgten. Unsere Führer,

zwei Araber, schienen die Gegend gut zu kennen; wenigstens waren sie über die einzuschlagende Richtung nie im Zweifel. Nach der ersten Etape lagerten wir anderthalb Tage. Die älteren Legionäre benutzten die lange Rast, um die mitgenommenen Vorräthe aufzuessen. Sie behielten nichts als Zwieback und ein Wenig Chokolade. Einzelne sagten, dadurch werde der Tornister um etliche Pfund leichter und erspare ihnen eine große Last beim Marschiren. Das Bischen Hunger seien sie schon gewöhnt. Wir Jüngeren ließen uns verleiten, es ihnen darin gleichzuthun. Das rächte sich bitter. In den folgenden Tagen war nirgends Proviant aufzutreiben. Wir krepirten fast vor Hunger. Dazu kam, daß die Wasserrationen äußerst klein bemessen waren und wir Durst litten; auch mußte jeden Tag für die Suppe ein halber Liter zurückbehalten werden. Wer kein Wasser zusteuerte, konnte bei der Suppenvertheilung zusehen, erhielt aber nichts. Am dritten Tag trafen wir auf eine ausgeräuberte französische Farm, die erst vor Kurzem von Beduinen niedergebrannt worden war. Obwohl mehrere Patrouillen ausgeschickt wurden, fanden sie nirgends Spuren. Da beschloß der Hauptmann den Rückmarsch. Ich war schlapp zum Umfallen; den Tag darauf verschlimmerte sich mein Zustand sehr. Hätte mir der Mülhauser nicht Chokolade zugesteckt, ich glaube, ich wäre um die Ecke gegangen. Auch manchem Anderen sah man das Elend an.

Doch kam neues Leben in die müden Knochen, als die Vorhut meldete, sie habe zwischen den Felsgruppen eines Hügels Araber gesehen. Die Ungewißheit, ob es Feinde seien oder nicht, dauerte nicht lange. Ein weißblaues Wölkchen zeichnete sich drüben ab, dann wieder eins, dem eben so rasch der Knall folgte. Der Kapitän gab Befehl zum Ausschwärmen. Mit gekrümmtem Rücken krochen wir in die nächsten Deckungen. Ich äugte hinüber, sah aber nichts als Gestrüpp und Felsen und Grasbüschel. Vorsichtig schaute ich mein Gewehr nach, ob es auch richtig geladen und in Ordnung sei. Es stimmte. Aber wie ich das Schloß öffnete, merkte ich, daß mir die Hände zitterten. Der Korporal hinter mir kommandirte, wir sollten in Sprüngen vorgehen. Wir zehn Mann schnellten mit einem Satz in die Höhe, rannten zwanzig, dreißig Meter vorwärts und warfen uns nieder. Während des Sprunges war es drüben lebendig geworden. Es knallte. Dicht vor mir sprangen Splitter von einem Stein; hier war eine Kugel aufgeprallt. Ich bekam ein Gefühl im Hals, als müsse ich ersticken. Der Stirnschweiß rann mir bis in die Augen; vergeblich mühte ich mich, ihn mit dem Rockärmel aufzutunken. „Visir 450 Meter; Feuer!“ Wie mein Gewehr losging, weiß ich nicht. War das Magazin leer, lud ich von Neuem, genau mit den selben Griffen, die mir auf dem Exerzirplatz eingedrillt worden waren. Meter auf Meter gewannen wir an Boden und rückten dem Feinde näher. Bald hier, bald dort flogen Steinsplitter. Mein Nebenmann, der hinter einer Felsgruppe hockte, wurde ins Auge getroffen und fiel um. Es schüttelte mich. Ich mußte an mich halten, um nicht zu erbrechen. Aber ich überwand die Schwäche; und mit jedem Schuß, den ich hinausjagte, wurde ich ruhiger und sicherer. Das merkte

ich daran, daß ich nicht mehr ins Blaue hineinschoß und bei jedem Abzug die Augen zudrückte, sondern eifrig ausspähte und Ziele suchte. Die Anderen sprangen weiter vor. Ich konnte nicht gleich mit, da ich es nicht wagte, den Fels hinunter zu springen. Als ich an dem Gefallenen vorbeikroch, nahm ich ihm die Patronen ab. Auf Knien und Ellenbogen schaffte ich mich weiter und lag bald wieder in der Feuerlinie. Auch der Hauptmann kam herbeigekrochen und trieb uns zum Vorgehen an. Schließlich schrie er: „Aufpflanzen!" Noch eine kurze Rastpause; dann gings im Sturm vorwärts den Hügel hinauf. Nun wurde es im Gestein lebendig. Der Feind zog sich heftig feuernd zurück, bevor wir ihn erreichten; wir in Einem fort hinterdrein, bis wir oben auf der Kuppe standen. Da ertönte das Signal: „Halt!" Wir mußten die Verfolgung aufgeben. Die Araber hatten ihre Verwundeten mitgenommen. Von uns waren Zwei gefallen und Einige leicht verwundet, darunter auch der Mülhauser, der einen Schuß in den linken Oberarm bekommen hatte. Zuerst glaubten wir, die Zahl der Gefallenen sei größer, denn drei Stück lagen am Boden und rührten sich nicht. Wie sich aber herausstellte, war ihnen in der Angst blos etwas Menschliches begegnet, was sie am Aufstehen und Gehen hinderte. Das war zu begreifen; die Drei standen heute zum ersten Mal im Feuer. Nachdem die Verwundeten verbunden, die Toten begraben, die Hosen ausgeputzt waren, gings nach Biskra zurück. Der Hauptmann hatte uns Wein versprochen und hielt Wort. Wir kehrten in eine Wirthschaft ein, wo wir zwei Stunden lang trinken konnten, so viel wir wollten. Keiner blieb nüchtern. Lieder singend und die Einheimischen ausspottend, torkelten wir nach der Kaserne zurück. Der Mülhauser kam ins Lazareth und wurde drei Wochen später geheilt entlassen. Ich hatte ihn mehrmals besucht. Das rechnete er mir hoch an.

Die nächste Zeit wurde mit kleineren Märschen in die Umgegend ausgefüllt. Sonntags vergnügten wir uns in Weinwirthschaften oder arabischen Kaffeehäusern. Selten ging eine Woche ohne Streitigkeiten vorbei. Der Hauptmann sagte, wenn der Unfug nicht aufhöre, müsse er schärfer werden und mehr Dienst ansetzen. Aber auch diese Drohung nützte nichts. Legionärsblut verträgt sich halt nicht mit anderen Rassen. Auch nach Freiwilligen für Tongking wurde gefragt; doch meldete sich Niemand. Die Unruhen im Süden dauerten fort und mehrten sich. Es hieß, daß wir auf eine Station ganz im Süden geschickt würden. Das traf auch zu. Fünfzig Mann wurden ausgelesen, darunter ich und der Mülhauser, der in Folge des letzten Gefechtes zum Sergeanten aufgerückt war und mir von seiner Löhnung immer Etwas steckte. Ein junger Lieutenant bekam die Führung und wir marschirten. Nach sechstägigem Marsch kamen wir nach Tugurt, wo wir zwei Tage Marschpause hatten. Dann begleiteten wir eine Karawane, die mit Vorräthen nach dem Fort Lallemand ging. Unterwegs starben Zwei an Hitzschlag. Einer wurde verrückt und schoß nach dem Lieutenant, traf aber nicht. Wir hatten alle Mühe, ihn zu bändigen.

Oskar Wöhrle.

Ex oriente.

Woher hat die Türkei das für den Krieg nöthige Geld genommen? An leere Kassen ist sie gewöhnt. Kismet. Von den Vorschüssen, die im vergangenen Jahr flüssig gemacht wurden, ist auch kein Riesenkapital geblieben: 3 Millionen Türkenpfund waren auf die zur Option stehenden 4 Millionen der Zollanleihe von 1911 gezahlt worden; 4 gab die Osmanenbank auf eine abzuschließende Anleihe von 10 Millionen; 1½ lieferte der Kontokorrentkredit, den die Regirung bei der Banque Impériale Ottomane hat. Das ist Alles. Für die Bereitschaft, Adrianopel hinzugeben, hatten die Großmächte neues Geld angeboten; ihre Kollektivnote war fast so gut wie eine Banknote. Wenn die Jungtürken der Mahnung nicht gehorchten, durften sie auf offizielle Vorschüsse nicht rechnen. Noch ist unvergessen, daß die Sultanstürzer ein großes Reformprogramm verkündeten, daß sie die Dette Publique abschaffen wollten und daß aus all den schönen Plänen nichts wurde. Danach ist es nicht ganz leicht, Kredit zu finden. Als berichtet wurde, die Konzession zum Bau einer Untergrundbahn in Konstantinopel sei mit einer Extragabe bezahlt worden, dachte Mancher: „Wenn die Finanzleute den Muth haben, an den Bau einer Stadtbahn in Stambul zu denken, kanns um das Schicksal des Osmanenreiches nicht gar so schlecht bestellt sein." Dieser Glaube konnte täuschen; wenn Konstantinopel nächstens bulgarisch würde, stiege der Werth der Stadtbahn ja noch. An der Spitze des deutsch-französisch-belgischen Konsortiums steht die Deutsche Bank, deren Leiter ungefähr beurtheilen können, wie es in der Türkei aussieht. Die Situation der Staatsschuldenverwaltung hat sich nicht geklärt. Der londoner Council of foreign bondholders ist entschlossen, die Rechte der Gläubiger zu schützen; er sagt, von einer der Türkei abzudrückenden Kriegsentschädigung könne nicht die Rede sein, so lange die Unantastbarkeit der für den Schuldendienst verpfändeten Einkünfte nicht gesichert ist. Das war der einzige Kommentar zu der Denkschrift, die der Verwaltungrath der Dette Publique für die londoner Konferenz ausgearbeitet hatte. Schon vorher war den Botschaftern in einem Rundschreiben empfohlen worden, sich mit dem Schicksal der türkischen Auslandanleihen, die unter dem Schutz des Muharremdekrets stehen, zu beschäftigen. Sir Adam Block, der dem Verwaltungrath vorsitzt, sieht das Schicksal der Dette Publique also nicht allzu rosig; und man muß hoffen, daß diese Sache nicht auf die lange Bank geschoben werde. Das Programm für die Neuregelung des türkischen Staatsschuldendienstes fordert, daß eine Kriegsentschädigung, die etwa von den Königreichen erlangt wird, nicht auf den Antheil der einzelnen Staaten an der Bedienung der Dette Publique verrechnet werden darf. Die Einkünfte aus den ehemals türkischen Gebieten, die unter bulgarische, serbische, griechische Herrschaft kommen, sollen ungeschmälert zur Deckung der Coupons dienen. Dieses Verlangen hat der londoner Council in seiner Erklärung unterstrichen. Der Rest ist nicht wichtig.

Die Einnahmen der Staatsschuldenverwaltung betrugen im Fiskaljahr 1911/12 (Ende Februar) 4,13 Millionen Türkenpfund; der Schuldendienst forderte 2,15 Millionen. Daraus ergab sich ein Ueberschuß von 1,97 Millionen; obwohl der Tripoliskrieg eine Minderung der Tabakeinnahmen um 66000 und einen Verlust von 34000 Pfund aus den Salzwerken (an der arabischen Küste) brachte. Im Balkankrieg haben die Einkünfte der Dette Publique natürlich noch mehr gelitten. Da aber im vorigen Jahr der Ueberschuß fast 2 Millionen Pfund betrug und die Reserve eben so hoch ist, braucht man, im schlimmsten Fall, nur die besonderen Tilgungen zu begrenzen. Das wurde bereits in Aussicht gestellt. Die gewöhnliche Amortisation und der übliche Ankauf von Losen bleibt von der Einstellung der besonderen Tilgungen unberührt und die Besitzer türkischer Renten werden dadurch nicht geschädigt. Die Dette Publique hat auch nicht nachgegeben, als die neue Regirung versuchte, die von Italien zu zahlenden 50 Millionen Lire für sich zu verwenden. Dabei handelt sichs um den Ausgleich für die der Staatsschuld verpfändeten libyschen Einkünfte. Italien hat sich zur Ablösung dieser Einnahmen bereit erklärt; und diesem guten Beispiel sollten die Balkankönige nachstreben. Daß die Entschädigung der Dette Publique gehört, unterliegt keinem Zweifel. Kann die Pforte einen Ersatz für die tripolitanischen Gelder bieten, so darf sie das von Italien Gezahlte als Staatseigenthum erklären; doch eben nur dann.

Trotzdem die Balkanstaaten die Wahrung der Rechte des fremden Kapitals zugesagt haben, ist aus Bulgarien neue Beunruhigung gekommen. Der züricher Bank für Orientalische Eisenbahnen war die Absicht zugeschrieben worden, ihre Aktien der Eisenbahn Saloniki-Monastir zu verkaufen. Warum? Das wurde nicht verrathen. Vielleicht nur, um aus dem niedrig bewertheten Aktienbesitz einen guten Gewinn zu ziehen, bevor die in ihrem Ergebniß nicht sichere Auseinandersetzung mit den neuen Herren des Balkans beginnt. Das Recht zu einer solchen Transaktion ist unbestreitbar. Die bulgarische Regirung ließ aber durch die Gesandtschaft in Berlin erklären, sie werde „nur die finanzielle und wirthschaftliche Lage in der Türkei anerkennen, die bei Beginn des Krieges bestand, später eingetretene Veränderungen aber nicht beachten". Wenn Bulgarien sich damit gegen die Gefahr einer Uebervortheilung sichern will, ist die sonderbare Publikation allenfalls verständlich. Doch erstens fällt die Eisenbahnlinie Saloniki-Monastir nicht in den bulgarischen Machtbereich und zweitens ist es für den Werth dieser Strecke gleichgiltig, in wessen Händen die Aktien des Unternehmens sind oder ob es überhaupt als Aktiengesellschaft betrieben wird. Will Bulgarien die Bahn verstaatlichen, so muß der Kaufpreis dem wirklichen Werth entsprechen. Alle anderen Fragen sind daneben unwichtig. An den Versuch, unter allerlei Vorwänden den Preis zu drücken, sind gerade Eisenbahnaktionäre gewöhnt. Aber die Balkanländer brauchen das Geld Europas und sind dadurch zu vorsichtigem Handeln gezwungen. Da ist nichts zu fürchten.

In London hat der Finanzminister Ferdinands über die bulgarischen Finanzen gesprochen. Die Konversionanleihe von 180 Millionen Francs, über die man in Paris verhandelt hatte, ist ad acta gelegt worden. Der Krieg brachte andere Sorgen; 6 oder 4½ Prozent: diese Frage konnte man später beantworten. Die Regirung half sich mit Schatzscheinen (zu 6 Prozent), für die sie in Paris und anderswo Abnehmer fand. Zur Deckung der Ausgaben für den Krieg wurden bis Ende Januar 170 Millionen Francs aufgenommen. Nach dem Friedensschluß müssen zunächst also, wenn konvertirt wird, 350 Millionen herangeholt werden. Wird Europa bereit sein, bulgarische Renten mit 4½prozentigen Coupons zu übernehmen? Das ist die Frage. Senkt sich der Reichsbankdiskont nicht tief unter 6 Prozent (was, so lange die Kriegsgefahr droht, kaum zu erwarten ist), dann haben 4½prozentige Bulgaren keine Chance. Solche Zinsen sind näher zu haben; wenn auch nicht gerade im Bezirk der deutschen Staatspapiere. Wie die gedeihen sollen, wenn das Ausland sich die größten Brocken aus der Suppe gefischt hat, ist auch noch ein Räthsel. Die deutsche Finanz pflegt nur solche Anleihen abzuschließen, auf deren Papieren sie nicht sitzen bleibt. Von den ungarischen Schatzwechseln wurden 40 Millionen in Deutschland rasch abgesetzt. Auch die rumänischen Schatzscheine, die das Konsortium Diskontogesellschaft=Bleichröder übernommen hat, werden unterzubringen sein; obwohl sie nicht so üppig wie die Ungarn ausgestattet sind. 150 Millionen Francs, die 4½ Prozent Zins bringen und nach drei Jahren zum Parikurs eingelöst werden. Bei einem Verkaufspreis von 97 ergiebt sich ein jährlicher Zuschlag von 1 Prozent auf die Verzinsung. Man könnte fragen, was die Banken treibe, in Tagen der Bedrängniß, bei 6 Prozent Bankdiskont und verhängter Aussicht, eine nicht unbeträchtliche Summe deutschen Geldes einem fremden Staat zu leihen. Darauf käme die Antwort: „C'est la guerre"; wobei an Balkan= und Bankenkrieg zu denken wäre. Die Rumänen sind sicher und die Bedingungen nicht ohne Reiz. Ergeht der Aufruf an das Preußenkonsortium, dann wissen die Banken genau, daß nur um die Ehre, nicht um Geld gespielt wird. Das nimmt man vom Ausland, wenns zu erlangen ist. Mit Rumänien macht das Deutsche Reich mehr Geschäfte als mit einem anderen Balkanstaat. Als Agrarland exportirt Rumänien fast nur Getreide und die Finanzen sind auf den Ertrag der Ernten gestellt. Daß der Staatshaushalt und die Volkswirthschaft in Ordnung sind, wird dem Berliner schon durch die große Zahl der an der Börse notirten rumänischen Papiere bewiesen. Die Getreideausfuhr hat gelitten, weil während des Krieges der Seeweg gesperrt war. Hohe Getreidestapel liegen in den Häfen, der Geldumlauf stockt und oft hörte man von Insolvenzen. Die Banken konnten nicht immer helfen, wollten manchmal auch nicht, um für alle Fälle bereit zu bleiben. Rumänien hat vom Krieg beinahe so gelitten, als ob es mitgekämpft hätte. Trotzdem sind die Schuldverschreibungen ihr Geld werth. Die letzte rumänische Anleihe kam im Jahr 1910 auf den internationalen Geldmarkt; 128 Millionen Francs wurden zu 90 emittirt.

Sonderbar ist, daß in diesen Tagen des Rüstens und Borgens nie von russischen Anleihen die Rede war. Tempora mutantur. Rußland, einst ständiger Gast bei den internationalen Geldwirthen, deckt den Bedarf durch die Einnahmen des Staates. Die Schulden aber werden abgetragen. Die Staatsschuld war Ende 1912 mit 8859 Millionen Rubeln etwa so hoch wie Ende 1908. In der Zwischenzeit sind fast 200 Millionen getilgt worden. Jetzt wird die Schuldentilgung stocken, weil die Armee alle Mittel verlangt. Seit 1909 hat Rußland das internationale Kapital nicht mehr in Anspruch genommen; denn die im Ausland untergebrachten Eisenbahnprioritäten sind nicht auf die Rechnung des Staates zu setzen. Herr Kokowzew kann lachen. Ladon.

Die Jesuiten.

Unter dem Titel „Der Jesuitenpopanz" hat Herr Karl Jentsch hier einen Artikel veröffentlicht, der nicht unerwidert gelassen werden darf. Es geht doch nicht an, die Abneigung gegen den Jesuitenorden und den jetzt stark sich regenden Widerstand gegen seine amtliche Wiederzulassung in Deutschland darauf zurückzuführen, daß man den Jesuitenorden als einen „Popanz" hinstellt. Gewiß werden thörichte Dinge, geradezu Ammenmärchen und Räubergeschichten über den Orden verbreitet und es mag sein, daß Viele ihre „Jesuitenfurcht" auf solchem schlechten Boden nähren. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß (abgesehen von Entgleisungen, die überall vorkommen, wo Masseninstinkte in Thätigkeit treten) sehr berechtigte Gründe vorliegen, gegen den Jesuitenorden aufs Schärfste Stellung zu nehmen. Diese Gründe (ich will nicht weitläufig werden) lassen sich in den Satz zusammenfassen: daß der Jesuitenorden der Totfeind des modern-paritätischen Staates ist. Allerdings begegnet er sich in dieser Totfeindschaft mit der ultramontanisirten Römischen Kirche; doch ist nicht zu verkennen, daß die Totfeindschaft im Jesuitenorden besonders scharf ausgeprägt ist und daß die Feindschaft der Römischen Kirche gegen den modernen Staat, gegen seine Gewissens- und Kultusfreiheit und gegen sein Grundgesetz von der Parität durch das Wirken des Jesuitenordens innerhalb der Römischen Kirche erst zum System geworden ist. Gerade die Werke lebender deutscher Jesuiten liefern dafür schlagende Beweise. Ich erinnere an das Werk des Generals des Jesuitenordens, des Württembergers Franz Xaver Wernz, Jus Decretalium (Rom 1899 bis 1903); an das weit verbreitete Werk „Moral-Philosophie" (Freiburg 1904) des Jesuiten Cathrein; an die einflußreiche „Moraltheologie" (Theologia moralis, Freiburg, 1911) des Jesuiten Lehmkuhl; an die zahlreichen populär-wissenschaftlichen Werke der Jesuiten Tillmann, Christian Pesch, Freiherrn von Hammerstein und viele andere. Dort wird die Oberherrschaft der Kirche über den Staat in allen seinen Funktionen, über

die Wissenschaft und über das gesammte private wie öffentliche Leben der Staatsbürger klar und deutlich gelehrt. An nicht wenigen Stellen dieser Werke wird die Parität als ein „krankhafter Zustand“ bezeichnet, „welcher durch die Umstände geboten werden kann“, oder von der Parität wird gesagt: „sie bedeute in sich einen gewaltsamen und der von Gott gewollten Ordnung weniger entsprechenden Zustand“. Wenn man bedenkt, daß solche Lehren, die auf den Umsturz des modern-paritätischen Staates gerichtet sind, durch die straffe Organisation des Jesuitenordens, deren Wirksamkeit durch das ungeheure Ansehen, das er in der katholischen Laienwelt genießt, ins Ungemessene vermehrt wird, mit Erfolg vom Beichtstuhl aus und in den der Oeffentlichkeit sich entziehenden Exerzitien verbreitet werden, so beruht die Ablehnung des Ordens nicht auf der Furcht vor einem „Popanz“, sondern auf dem Bewußtsein, Recht und Pflicht zu haben, unseren modern-paritätischen Staat gegen die schwerste ihm drohende Gefahr zu vertheidigen.

Wir in Deutschland leiden ganz besonders unter konfessioneller Zerklüftung und der Jesuitenorden ist derjenige, der, trotz allen Friedensversicherungen, den Konfessionenhaß am Meisten verbreitet. Man sehe sich doch um in den Schriften, welche die deutschen Jesuiten der Gegenwart fort und fort veröffentlichen. Die Namen der hervorragendsten dieser jesuitischen Schriftsteller habe ich schon genannt. Mit Nachdruck mache ich aber auch aufmerksam auf ein von den deutschen Jesuiten der Gegenwart ins Leben gerufenes Unternehmen: „Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr“. Es sind kleine Heftchen (zum Preis von zehn Pfennigen), die seit dem Jahr 1890 zu Tausenden in das Volk geworfen werden und die das Schlimmste an konfessioneller Verhetzung in geradezu roher Form enthalten, was sich denken läßt. Und diese Flugschriften erscheinen im Verlag des „Centralorgans der Centrumspartei“, der berliner „Germania“. Auch ist es unrichtig, wenn Herr Jentsch sagt, die Hauptgegner der Jesuiten seien: „Rigoristen jansenistischer Richtung“ und „Jesuitennovizen“ gewesen, „die wegen Verfehlungen ausgestoßen worden waren und sich durch Schmähschriften und Satiren rächten“. Gewiß hat es auch Solche gegeben, aber die Hauptankläger des Ordens sind die bei der Aufhebung des Ordens durch Klemens den Vierzehnten beschlagnahmten Jesuitenpapiere, die in den Staatsarchiven zu Wien und München lagern. Man lese das große Werk Döllingers: „Moralstreitigkeiten“ und die verschiedenen größeren und kleineren Werke des bonner Universitätprofessors Reusch. Dort findet man aus den eben genannten Jesuitenpapieren Wiens und Münchens wuchtigste Anklagen aus dem Orden selbst. So ist es ein unberechtigter Vorwurf, wenn Herr Jentsch im Zusammenhang mit der eben erwähnten Stelle schreibt: „Seitdem hat immer die nächste Generation von Jesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und sie zu prüfen“. Döllinger, Reusch, die Professoren Friedrich, Kelle und Huber sind „auf die Quellen zurückgegangen“ und haben sie „geprüft“; und was in ihren Werken

über und gegen den Jesuitenorden steht (und es ist ein ungeheures Schuldkonto), sind durchaus keine „Schmähschriften und Satiren“, sondern es ist geschichtliche Wahrheit.

In diesem Zusammenhang gestatte ich mir auch, auf mein Werk: „Vierzehn Jahre Jesuit“ (Leipzig, bei Breitkopf & Haertel) hinzuweisen, und zwar deshalb, weil es von einer Autorität wie Adolf Harnack „eine kirchengeschichtliche Leistung ersten Ranges“ genannt worden ist.

Lichterfelde. Graf Hoensbroech.

Meine Antwort kann kurz sein.

1. Die Werke neuerer Jesuiten, die Graf Hoensbroech nennt, und die Flugschriften des Germania-Verlages kenne ich nicht.

2. Die Werke von Döllinger, Reusch, Friedrich und Huber kenne ich; sie sind von dem altkatholischen Vorurtheil beeinflußt, das ich in „Christenthum und Kirche“ charakterisire. In einer Rezension der von Döllinger und Reusch herausgegebenen „Moralstreitigkeiten“ habe ich gesagt: Wenn es einer anderen Genossenschaft, etwa den Freimaurern, ergehen sollte, wie es den bayerischen Jesuiten ergangen ist, wenn ihre Häuser plötzlich überfallen, ihre Mitglieder verjagt, ihre Papiere mit Beschlag belegt würden und wenn man darin nichts Kompromittirenderes fände als Das, was die zwei jesuitenfeindlichen Gelehrten hier veröffentlichen, dann dürfte diese Genossenschaft stolz sein auf den Nachweis ihrer Sauberkeit.

3. Ich habe einmal an den von einem Jesuiten geleiteten Exerzitien theilgenommen und dann bei ihm gebeichtet. Kein kirchenpolitisches, kein polemisches Wort ist gefallen; von nichts war die Rede als vom Seelenheil und von Pflichterfüllung.

4. Möchten alle Vorwürfe, die den Jesuiten gemacht werden, begründet sein, so bliebe dennoch das Jesuitengesetz sammt seiner kleinlichen Anwendung eine unzeitgemäße und zweckwidrige Maßregel, die gewiß jedem gebildeten Engländer, Amerikaner, Dänen eben so lächerlich vorkommt wie mir.

5. Die Lehr- und Grundsätze der ultramontanen Staatstheorie kenne ich natürlich. Wie unterrichtete Männer von der Predigt dieser veralteten Sätze, mit der sich ultramontane Gelehrte von Zeit zu Zeit blamiren, eine Erschütterung moderner Staaten, gar unsers gewaltigen preußisch-deutschen Staatsbaues, fürchten können: Das ist mir immer ein unlösliches Räthsel gewesen. Ich sehe in dem Eifer, mit dem die Fanatiker der Berliner Richtung diese Grundsätze geltend machen, weiter nichts als den Sturmbock, der an der Sprengung des Centrumsthurms und an der Auflösung der Katholischen Kirche Deutschlands arbeitet, und sollten die Jesuiten die Leiter dieses Sturmangriffes sein, dann müßten sie von den Protestanten, sofern Protestantismus das Selbe bedeutet wie Feindschaft gegen die Katholische Kirche, als werthvollste Bundesgenossen begrüßt werden.

Neisse. Karl Jentsch.

Naturerkenntniß?

Bezeichnend für die Richtung, in der die geistigen Interessen unseres Zeitalters sich entwickeln wollen, ist das Verlangen Vieler nach tieferem Einblick in die Natur und die Energie und Bereitwilligkeit, worin Schule und Wissenschaft mit einander wetteifern, diesem Trieb entgegenzukommen und ihn weiter anzuregen durch Neugestaltung des elementaren und gelehrten Unterrichtes, durch Gründung und Unterhaltung volksthümlicher Gesellschaften, durch Verbreitung populärer Literatur. Maßgebend hierfür wurde nicht in letzter Linie die Ausbreitung der Abstammunglehre in der Gestalt, wie sie von Darwin begründet worden ist; ferner die Veränderung des physikalischen Weltbildes durch die Entdeckungen in den exakten Wissenschaften, wie sie, bei Galilei und Kopernikus beginnend, vor unseren Augen fortschreitet; und schließlich die Bewegung in monistischen Kreisen, die Ernst auch damit machen wollen, die Kulturwelt dem Aberglauben abzuringen. All dies Geben und Empfangen aber verräth thätigen Willen führender Geister zur Theilhaberschaft auch des Naturerkennens an der Psyche der Völker. Eine Propaganda dafür aber scheint geboten und darum gerechtfertigt, weil wir in einer vielfach historistischen Periode geistigen Lebens stehen und einer irrationalistischen Epoche der Weltbetrachtung entgegengehen.

Noch jedesmal, wenn wieder eine glanzvolle Entdeckung gelang, ein seltenes Naturschauspiel auserwählte Zeitgenossen in seinem Bann hielt, pflegte das Allgemeininteresse sich auch diesen Dingen zuzuwenden und wie einen Schwimmgürtel in der Noth wußte eine raschlebige Zeit sie immer zu schätzen, wenn das „Mitreden“ auf dem Spiel stand, und der Naturforscher lebt in den Augen noch vieler namentlich humanistisch Erzogener als wandelnder Automat, der nur Namenszettel von sich giebt. Faßt man aber, wie es mehr und mehr geschieht, die Glieder der lebenden wie unbelebten Welt als durch einander bedingte auf, so muß auch zur Beschreibung wenigstens der Versuch einer Erklärung treten und eine Wissenschaft hat aufgehört, eine beschreibende schlechthin zu sein, wenn sie nicht endgiltig auf diesen Zweck abzielt. Und je mehr lebensgeschichtliche und physikalische Einsicht darin einzogen, erhob sich auch die Naturbeschreibung aus der Statistenrolle und das naturgeschichtliche Indiz nahm Platz neben der Aetherfiktion.

Angesichts der Stellung, die sich die Naturwissenschaft seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu sichern wußte, muß nun auffallen, daß sie im allgemeinen Erziehungziel eine untergeordnete Stellung hat. In einem Kulturverband aber, wie ihn die europäische Welt mit ihren traditionellen und die deutsche mit ihren romantischen Momenten darstellt, wird eine humanistische und poetische Auffassung der Dinge für die Erziehung heiliges Feuer bleiben wollen; und mit Unbehagen pflegt es leicht empfunden zu werden, wenn ein Emporkömmling sich ihm zu nähern sucht. Vor dem humanistischen Gewissen leben

aber die an den Thatsachen des Naturgeschehens gewonnenen Erkenntnisse gar oft als bloße Accessorien der Kultur; und insbesondere nur diejenigen pflegen ernstere Würdigung zu finden, auf die der Historiker von Anbeginn der Zeitrechnung an stößt und die ihm dadurch hinlänglich rektifizirt erscheinen im Prozesse langer geschichtlicher Entwickelung, was namentlich für astronomische Dinge gilt; oder die ihn in ihre Spur zwingen, die Welt umformend in der technischen Ueberwindung von Raum und Zeit; oder die therapeutische Kunst dem Zug des Todes in den Weg zu stellen wußte. Und auch das Naturerkennen hat eine Geschichte, die uns lehrt, daß die Wurzeln so manchen Triebes, auf den die heutige Wissenschaft stolz zu sein pflegt, im Griechenthum liegen. Aber wenn auch Ideen von glücklicher Genialität, wie sie das klassische Alterthum hervorbrachte in Atomistik und biologischem Einheitgedanken, der Forschung ungeheuer weit vorauszueilen vermochten, so ist es unseres Wissens doch der Humanismus nicht gewesen, der sie zwischen teratologisch-alchemistischem Wahnwitz entdeckte, sondern ihre Neuschaffung ist das unverkleinerliche Verdienst der Epoche, an deren Beginn nicht Petrarca, sondern Bacon steht. Und wenn glückliches Konstruiren eine Kunst ist, die auch heutzutage noch viel wirkt, so versagte sie doch bei den Alten selbst, wo es sich um ihren Standort im Weltraum handelte. Wir sind gern eingedenk, daß Ernst Mach uns mahnte: „Lassen wir die leitende Hand der Geschichte nicht los.“ Doch es ist nichts als ein neues Dogma, wenn Mach fortfährt: „Die Geschichte hat Alles gemacht, die Geschichte kann Alles ändern; erwarten wir von der Geschichte Alles.“ Damit theilt der Physiker des zwanzigsten Jahrhunderts den Standpunkt des buddhistischen Frommen, der an den Ecken steht und wartet und mit gleich stumpfer Ergebung die herrliche Frucht verzehrt wie den Kadaver, den ihm Vorübergehende in den Topf werfen. Der Naturforscher darf von der Geschichte nicht mehr erwarten als der Staatsmann; und wie seltsam würde der citirte Satz aus dem Mund eines Staatsmannes klingen! Den Ursprung der Geschichte selbst aber suchte Herder am natürlichen Stamm des Lebens, seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilend.

Wenn wir berichten, daß vor einem Jahrzehnt in einer Felseneinöde des Engadin ein mit dem uns vollkommen fehlenden Sinn für Elektrizität begabtes und dazu für Strom unter fünfhundert Volt unempfindliches Menschenwesen gefunden wurde, so werden nicht Alle diesem Bericht Glauben schenken. Wenn wir aber weiter versichern, daß dieses Wesen Merkmale mütterlicher Abstammung nicht an sich trug, so ist Jedermann überzeugt, daß es sich hier um einen erfundenen Fall handelt. Aber man prüfe nun auch, warum man so urtheilt. Denn Niemand in der Welt vermag zu beweisen, daß selbst ein menschliches Geschöpf nicht heute wieder elternlos entstehen könnte. Der allgemeine Zweifel an dem Bericht läßt vielmehr erkennen, daß man „so etwas“ für ausgeschlossen hält, und ohne es zu wissen, bekennt man sich zu dem Satz „omne vivum e vivo“, den der Physiologe Harvey schon im sieben-

zehnten Jahrhundert dem Sinne nach aussprach. Eine Erfahrung ist Das für unsere Zweifler jedoch eben so wenig, wie es für Harvey eine war; nur kann auch er nicht anders als in einer Denkform urtheilen, die mit dem geistigen Erbe der Jahrhunderte auf uns Alle überkommen ist: und Das ist die Entwickelung als Vorstellung zusammenhängenden Werdens im Weltgeschehen. Doch war Darwin ja nicht der Erste, der sie auf das natürliche anwendete. Hatte doch schon Laplace und, von anderen Gesichtspunkten aus, Kant eine Entwickelungsgeschichte unseres Planetensystems, ja, des Weltalls zu geben versucht; und wir sehen die Gedanken bei Herder vorbehaltlos ausgesprochen, bei Goethe künstlerisch, bei dem Zoologen Lamarck aber bereits wissenschaftlich gestaltet, die durch Darwin in den Hauptstrom des neunzehnten Jahrhunderts gelangten, deren erster Ursprung indessen bei den griechischen Philosophen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts zu suchen ist. Und wir Alle sind mehr oder weniger verstrickt in sie, auch so weit wir es uns nur ungern eingestehen; und Theologen wie Ude und Wasmann verkündeten, wenn auch nach ihrem Geschmack, unter den Augen des Papstthums und den Auspizien von Bischöfen, eine Einheit der Organismenwelt. Und ob trotz dem Haeckel, der durch leidenschaftliches Eintreten dafür die Abstammunglehre in weiten Kreisen erst recht in Verruf gebracht hatte, oder gerade vermöge der Energie des jenenser Zoologen, von dem auch ein Kuno Fischer mit Respekt zu sprechen wußte: sie hat das Schicksal nicht gehabt, das ihr zu bereiten man zu keiner Zeit unversucht gelassen hat. Doch am Stamm des Lebens, nicht am Olymp und in Prometheushänden wollte der deutsche Dichterfürst den Ursprung seines Wesens finden, er, der als Herrlichster seiner Zeit in unserer Vorstellung lebt, und Rudolf Eucken weist neuer Verheißung den Weg mit den Worten: „Wo die Natur als eine Stufe der Wirklichkeit gilt, die auch bei der Entwickelung des Geistigen verbleibt, da muß die Kraft, welche diese Stufe enthält, für den Lebensprozeß voll gewonnen werden, damit er die nöthige Kraft erlange.“ Aber gehören so Entwickelungprinzipien heute unbestritten zum common sense auch der Naturwissenschaft, so sind sie doch nicht Resultate der Forschung, vielmehr Formen unseres Verstandes, auf diese Resultate zu reflektiren. Und so werden sie unerschüttert beharren, wenn heute wieder die möglichen Ursachen natürlicher Entwickelung in mystischem Dunkel zu verschwinden beginnen. Aber sie können sich auch selbst nicht freihalten von dem Einfluß, der in diesen Tagen von den an rationaler Erkenntniß Verzweifelnden ausgeht, und All-Psyche, die der Joniker von Jena schon längst den Atomen beizumessen gewohnt ist, wird Jenen künftig geben sollen, was ihnen Kraft und Stoff versagen mußten. Doch mögen ihn auch künftige intuitive Philosopheme in ihr Allerheiligstes aufnehmen, so wird sich der Entwickelungsgedanke fürs Erste noch nicht statuiren lassen, in aeternum, wie reife Ergebnisse exakter Forschung. Wenn aber Diese den faustischen Söhnen nicht halten konnten, was die wohl ausschließlich wagnerischen

Väter sich von ihnen versprachen, so wollen Jene beherzigen, daß die Stätte geistiger Selbstverleugnung, die sich „Naturwissenschaft“ nennt, auch heute nicht ein volksthümliches Unterkunfthaus für Mühsälige und beladene Auswanderer nach dem Neuland ihrer Sehnsucht ist und daß die Werthe, die man an dieser Stätte münzte, insofern zum jactus missilium sich nicht eigneten; und die Umkehr wäre ihr heute besser als morgen, wenn die Abstammunglehre hierin je zu weit gegangen ist.

Doch auch noch auf anderem Gebiet als dem stammesgeschichtlichen mußte sich das überkommene Weltbild einfacher Erdenkinder fortschreitende Umgestaltung gefallen lassen. Die Spektralanalyse hatte die stoffliche Einheit aller optisch erreichbaren Glieder des Weltalls erbracht. Aus den Tiefen der Forschung aber scheint wiederum das magische Leuchten aufsteigen zu wollen, woran bereits das Mittelalter menschlicher Geschichte sich berauschte, aber betrog im Goldmacherwahn der Alchemie; vielleicht naht es uns diesmal Kometen gleich, uns zu entrücken in Weiten der Erkenntniß, von wo aus die heute noch unwandelbaren Grundstoffe der Chemie in ewigem Fluß erscheinen. Doch nicht erledigt wurde das atomistische Weltbild durch die an Radioaktivität und Elektronen gewonnenen Kenntnisse, die Perspektive darin nur geöffnet ins Unendliche; und in Wilhelm Ostwald legte sein überragender Gegner das Bekenntniß ab: „Ich habe mich überzeugt, daß wir seit kurzer Zeit in den Besitz der experimentellen Nachweise für die diskrete Natur der Stoffe gelangt sind, welche die Atomhypothese seit Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden vergeblich gesucht hatte.“ Die alte Grundvoraussetzung der Chemie, die Unzerstörbarkeit des Stoffes, ließ sich durch die Mittel moderner Meßkunst innerhalb der Beobachtungfehler bestätigen und das Gesetz von der Erhaltung der Energie auf den Lebensprozeß ausdehnen. Auf Lokalisirung vernünftiger Wesen im Weltall wird die Naturforschung immer verzichten wollen; und stets kann es Leute geben, die nachts träumen, daß die Sterne an ihr Bett kommen und sich vor ihnen verneigen; doch Kristall zu Kristall schießt an zu neuen Bildern natürlichen Seins und Werdens. Aber als Gebiet menschlicher Bethätigung ist auch sie der Fortentwickelung bedürftig und dazu ist sie eins der jüngsterworbenen, auf dem man billig noch nicht auf festen Ertrag rechnen darf. Hat so aber die Naturwissenschaft auch kein verbrieftes Recht auf Giltigkeit ihrer Anschauungen von Hypothesenwerth, so ist die direkte wie indirekte Kritik ihrer Erfahrungsgrundlagen nicht Sache mit sich zerfallenen Verstandes, vielmehr einzig und allein solche empirischen Fortschrittes und von Personen, die als beglaubigt im Sinn der Naturforschung gelten dürfen; und „die Einführung nicht-physischer, mit den Mitteln des Naturforschers überhaupt nicht feststellbarer und kontrolirbarer Kräfte, mögen sie Namen haben, wie sie wollen, Seele, Lebenskraft, Bildende Kraft, Dominanten, wird abzulehnen sein, sofern sie mehr sein wollen als die bloße Andeutung, daß hier Gruppen von Thatsachen vorliegen, die wir noch nicht auf rein physische Ursachen zurückzuführen vermoch-

ten. Wollen sie für Erklärungprinzipien gelten, so stehen sie auf derselben Linie mit dem horror vacui und der ‚schlafmachenden Kraft‘ des Opiums. Es ist besser, seine Unwissenheit einzugestehen als mit täuschenden Worten, dem Polster der faulen Vernunft, sich selbst zu hintergehen und der Aufgabe untreu zu werden: physische Vorgänge aus physischen Ursachen zu erklären. Damit ist gegeben: Die Metaphysik hat keine Aufgaben innerhalb der Physik zu lösen.“ Das sind aber nicht etwa seichte Phrasen irgendeines monistischen Stürmers und Drängers, sondern Worte Friedrichs Paulsen. Die Naturwissenschaft hätte ihren eigenen Herd gegründet, sobald sie diesseits von jener ewig kreisenden Welt auf und niedergehender Ideen wäre, die eine intuitive Phase herauszukehren beginnt; wenn Spekulation und exakte Forschung in Liquidation geriethen, weil sie als Genossen für einander nicht taugten. Denn das mariottische Gesetz wurde nicht dadurch falsch, daß sich seine Ungiltigkeit für hohe Drucke ergab; schuld am Mißkredit eines zu Recht bestehenden Naturgesetzes ist vielmehr nur der Trieb metaphysisch Orientirter, sich an seiner Verallgemeinerung zu berauschen, statt es von vorn herein auf die Bedingungen des Erfahrungbereiches zu beschränken, innerhalb dessen man es ableitete. Und keins der neuen Erkenntnißtheoreme scheint den Wahrheiteid leisten zu können, frei zu sein von metaphysischen Voraussetzungen. Auch wir sind bereit, „die Proklamationen des naturwissenschaftlichen Zeitalters trotz Darwin und anderen Bahnbrechern abzulehnen“, sofern sie wieder und immer wieder die Ergebnisse der Naturforschung vor den Pflug der Tendenz zwingen wollen, und wir stehen keinen Augenblick an, das Bedürfniß nach Uebersinnlichem als Zubehör der Menschennatur anzuerkennen, da es doch immer wieder hereinschlich, so oft es von der Schwelle gewiesen ward, und das unangetastet zu bleiben hat, so lange noch das Geistige sich naturalistischer Umklammerung zu entwinden weiß. Doch der Morgen, dem jetzt die Glocken läuten, wird über unseren Thoren die Worte finden: Der Wille zur Herrschaft über die Seele der Massen verdirbt die Besten. Aber wir blicken voll Zuversicht hinaus in das neue Land, das dämmernd vor uns liegt.

Dr. Arnold Honouw.

Juristen als Bürgermeister.

Ein Brief.

Warum muß das Haupt einer Stadtverwaltung durchaus ein Jurist sein? Die meisten Herren, die diese Forderung aufstellen, wissen entweder nicht genau, was von einem Bürgermeister heute verlangt wird, oder sie sind von der Unentbehrlichkeit des Assessorexamens so

überzeugt, daß der Gedanke, auch in anderen Berufen könne es tüchtige Kerle geben, gar nicht in ihnen aufkommt. Was bearbeitet denn der Chef der Stadtverwaltung? Zunächst die Personalien. Haben die Personalien mit der Juristerei zu tun? In welcher Juristenfakultät der Welt besteht ein Lehrstuhl für Personalien? Die kann auch jeder Andere bearbeiten: der Philologe, der Theologe, der Techniker, der Kaufmann. Dann kommen Polizeisachen, mit Ausnahme der Baupolizei, die meist (aber noch nicht überall) dem technischen Dezernenten überlassen wird. Hierfür sind juristische Vorkommnisse erwünscht, aber nicht unbedingt nöthig, wie durch die Thatsache bewiesen wird, daß viele Kommunalverwaltungen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Bürgermeister ohne juristische Vorbildung haben. Immerhin: auf dem Gebiet der Polizeisachen ist der Jurist um einige Nasenlängen voraus. Aber kann man sie nicht einem juristischen Dezernenten übertragen? Weiter. Die wichtigsten Sachen aus allen Ressorts behält das Stadtoberhaupt sich zu persönlicher Entscheidung vor. Von welcher Art sind gewöhnlich diese Sachen? Bau einer Straßenbahn, einer Schule, eines neuen Rathhauses oder Schlachthofes; Kanalisation und Kläranlage; Wasserleitung, Gas- oder Elektrizitätwerk; Ferngasversorgung; Brückenbau; Hafenanlage; Bauzonenordnung und Bebauungplan. Das sind Dinge, von denen der Jurist nichts, aber auch gar nichts versteht, für deren Bewältigung er nicht die geringsten Vorkenntnisse mitbringt. Auf all diesen Gebieten bleibt er auf die Gutachten der ihm Untergebenen angewiesen.

Dabei handelt sichs (wenn man von Steuervorlagen absieht) um die wichtigsten Fragen der Kommunalpolitik. Der Techniker, manchmal auch der Kaufmann, kann sie besser beantworten als der Jurist. Und fehlt dem Herrn Bürgermeister bei einer Verhandlung einmal der technische Dezernent und (auch solche Fälle sollen vorkommen) obendrein dessen schriftliches Gutachten, dann ist das Stadthaupt rathlos und muß, wenn neue Vorschläge auftauchen, die Verhandlung abbrechen. Denn mit „eigenen Ideen" geräth er allzu leicht aufs Glatteis. Einst hörte ich den sehr tüchtigen Chef einer Gemeindeverwaltung, als über die Zulassung für elektrische Gemeindeinstallationen geredet wurde, sagen, man könne ja die Dorfschmiedemeister dazu anlernen. Ein anderes Stadthaupt hielt einen Elektrizitätzähler für einen Menschen. Die Herren merken nicht, welche Blößen sie sich oft geben, wenn über technische Probleme geredet wird. Wer wills ihnen verübeln? Sie sind eben Juristen. Das Schlimme ist nur, daß sie die Kommandogewalt des Vorgesetzten haben. Der Eine versteht, der Andere entscheidet die Sache. Daraus ergeben sich Schärfen, Spannungen, Verstimmungen; und oft wird der technische Dezernent für Fehler und Fehlschläge verantwortlich gemacht, die auf das Schuldkonto eines Mächtigeren gehören. Nimmt der Chef die Schuld auf sich, so ist die Sache noch erträglich. Mancher, der durch sein Dreinreden eine Sache auf das schiefe Gleis gebracht hat, sagt aber: „Ja, meine Herren, ich ver-

stehe doch nichts davon; wenn ich mich auf meinen technischen Dezernenten nicht verlassen kann ...!“ Daß er nichts davon versteht, hat er leider zu spät eingesehen. Und diese Verspätung schadet der Sache.

Vielen Stadtbauräthen ist unter solchen Verhältnissen die Arbeit verleidet und alle frische Initiative gelähmt worden; schließlich thun sie nur noch, was ihnen schriftlich aufgetragen worden ist: dann sind sie wenigstens sicher, nachher nicht mit der ganzen Schuld belastet zu werden. Den Schaden aber hat der Steuerzahler. Mir sind Fälle bekannt, wo Stadthäupter den technischen Dezernenten übergingen und mit dem Architekten selbst große Baupläne ausarbeiteten. In einem Fall kostete es über eine halbe Million; in einem anderen ging der tüchtige Techniker aus dem Stadtdienst, weil er weder den Bürgermeister öffentlich blosstellen noch sich zum Sündenbock hergeben wollte. Und die Umbauten wurden theuer. Solche Uebelstände werden da vermieden, wo der Jurist verständig genug ist, sich selbst zu sagen, daß der Schuster bei seinem Leisten zu bleiben habe, wo er deshalb den Technikern in ihren Dezernaten freie Hand läßt und sich um deren Sachen nur so weit kümmert, wie ers muß, um informirt zu sein. Jede brauchbare Anregung, die er bringt, ist willkommen; aber die Losung muß sein: Die Technik dem Techniker.

Wie macht mans in Amerika? Die Leitung des Panamakanalbaues übertrug man einem Ingenieur-Oberst. In Deutschlands amtlichen Verwaltungen muß mindestens ein Jurist an der Spitze stehen; und in den meisten Fällen unterstellt man ihm noch ein Vierteldutzend Juristen (die kaum Beträchtliches zu thun haben). Industrie, Finanz, Gewerbe stellen auch bei uns den Techniker oder Kaufmann an die Spitze und geben dem Juristen das Amt des Justitiars oder Syndikus. Sind unsere modernen Industriestädte denn nicht auch technische und kaufmännische Unternehmungen? Mit ihren Straßenbahnen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätwerken, Schlachthöfen? Unsere große Industrie wird nicht von Juristen geleitet, sondern von Fachkennern wie Thyssen, Stinnes, Ballin. Auch an die Spitze der Handels- und Industriestädte gehört der deutsche Ingenieur und der deutsche Kaufmann. Daß an solcher Stelle auch Juristen Bedeutendes geleistet haben, soll gewiß nicht bestritten werden. Aber sie konnten es nicht etwa, weil sie Juristen waren, sondern, weil sie sich von der Juristerei frei gemacht und ihr Talent den Aufgaben der Organisation und Verwaltung angepaßt hatten. Ihre Leistung wäre noch nützlicher für die Stadt gewesen, wenn sie mehr Vorkenntnisse aus dem Bereich der Technik mitgebracht hätten.

Noch vor fünfzig Jahren konnte der Jurist als Stadtoberhaupt genügen. Heute muß auch in den Städten mit allen Mitteln der Technik die wirthschaftliche Organisation erleichtert werden. Und kein verständiger Mensch wird begreifen, warum die Aufgabe, den Pflicht- und Machtapparat großer Gemeinden zu leiten, durchaus nur Juristen anvertraut werden soll und nicht den für solche Aufgaben Erzogenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Februar 1913.

Hiatus.

Alarm.

Aschermittwoch, der erste Tag der Großen Fasten, hat den Lachlustigen besseren Stoff gebracht als der kurze und trübe Karneval. Eine verdächtig frühe Lenzsonne blinzelt schelmisch auf die wunderschöne Stadt Straßburg herab. Deren Leben erwacht etwas später als sonst. Die Fastnachtbälle haben lange gedauert und mancher Zecher entschloß sich schwer, von den vier innig gesellten Elementen zu scheiden. Mählich ermuntert sichs; und nach den Schulkindern, deren Nase noch Palmenasche und Weihrauch schnupperte, bequemen sich auch die Erwachsenen auf die Straße. Alltagstreiben; ein Bischen träger als gestern und morgen. Plötzlich wirds laut. Hornsignale und Trommelklang. Hastig klirrende Bewegung. Radfahrer, Ordonanzen, Patrouille. Ueberall Mannschafthäuflein in ungewohnter Eile. Und jetzt: Generalmarsch. Das ist Alarm. Mobilmachung? Sicher. Jeder hats längst ja in den Knochen gehabt, daß Krieg wird. Vielleicht ists dem wiener Hohenlohe in Petersburg schlecht gegangen und Oesterreich muß nun doch losschlagen; oder in London ist irgendwas Wüstes gebraut worden. Ob man nicht sein Erspartes von der Bank, aus der Kasse holt? An den Ecken heulen schon Weiber: der Mann, der Junge muß ins Feld! Fenster werden aufgerissen. „Was ist?" Alles fragt, staunt, horcht, rennt durcheinander. „Was?" „Der Kaiser kommt. Eben Depesche. Befehl, die ganze Garnison zu

alarmiren. Mittags Besichtigung auf dem Polygon." Extrablätter sagen: Er ist schon hier; auf dem Paradeplatz hat ihn der Statthalter begrüßt. Darf mans friedlich deuten? Kaum. Er wollte heute ja in Königsberg sein. Jahrhundertfeier; Provinziallandtag; Reliquienausstellung; Festessen. Ohne ernsten Grund hat er diesen Plan gewiß nicht in der letzten Minute umgestoßen. Einerlei. Fahnen heraus. Läßt sich bis zum Abend noch eine Illumination machen? Wer der Pflicht entschlüpfen kann, sputet sich, aufs Polygon zu gelangen. Da soll ein Luftschiff gelandet sein; am Ende war Wilhelm drin. Unsinn: er ist im Auto gekommen. Statthalter, Kommandirender General, Polizeipräsident, Stadtkommandant, Stäbe und Adjutantur: Alles wartet seit Stunden. Von den Außenforts keuchen die Truppen heran. Achtzehntausend Mann in Felduniform. Prinz Joachim von Preußen ist aus dem Kolleg geholt worden. Eins. Nichts. Und in der Depesche, die gegen Zehn ins Generalkommando zugestellt wurde, stand doch: „Bin mittags im Automobil auf dem Polygon zur Besichtigung der Garnison, die sofort zu alarmiren ist." S. M. kommt sonst lieber zu früh als zu spät. Unfall? Endlich, nach einer Berathung der Generale, wird durchs Telephon im berliner Hofmarschallamt angefragt. „Was denn? Majestät ist ja in Königsberg; von Straßburg war nie die Rede. Kann nur grobe Fälschung sein." Mancher Graukopf erblaßt. Nette Aschermittwochsbescherung. Die Truppen marschiren in die Kaserne zurück. „Das giebt eine mächtige Absägerei." Noch am selben Abend erfährt die Stadt und das Reichsland, daß ein entlassener Zahlmeisteraspirant, der schon eines ähnlichen Streiches überführt worden ist, die Depesche geschrieben und, im Rock eines Telegraphenbeamten, ausgetragen hat. „Ein Höllenulk!"

Der Alarm ist gelungen. Alles hat bis ins Kleinste geklappt und der Montur- und Proviantdienst war jedes Lobes würdig. Der ganze Vorgang aber ist arg; und die Thatsache, daß er möglich war, hat die Armee nicht heiter gestimmt. Aus West und Ost hagelt es bitterböse Glossen. „Haben wirs nicht immer gesagt? Das deutsche Heer ist die beste Maschine, die irgendwo bisher gebaut ward; doch der Einzelne, Führer und Mann, im modernen Kriegsbetrieb nicht sehr gefährlich, weil ihm Intelligenz, Entschlußfähigkeit, Instinkt fehlen und die Fuchtel ihm, mit zäher Mühe, die Persönlichkeit ausgedrillt hat. Dem Hauptmann von Köpenick

haben, trotz seiner vorschriftwidrigen Kleidung, die Klötze nicht angemerkt, angerochen, daß er nicht von der potsdamer Garde kommen könne; sind ihm stumpfsinnig gefolgt und haben unter seinem Wink sich zum Gebrauch der Waffe bereitet. Jetzt ist gar die Generalität aufgesessen. Ein Wisch: und achtzehntausend Mann sind, mit Proviant, Feldmarschgepäck, Lagerzelten, auf den Beinen. Auch drüben wächst kein Baum in den Himmel." Das haben wir hundertmal nun wieder gelesen. Um solche Urtheile stehts freilich schief und die drauf gebaute Hoffnung wäre nicht fest zu vermörteln. Dennoch: Something is rotten in the state. Dieser Glaube wuchert wie Mauerschwamm weiter. „Wer sollte den Schwindel wittern? S. M. ist doch immer so plötzlich!" Das entschuldigt nicht. Des Kaisers Ankunft in Königsberg war amtlich gemeldet worden; und von Immanuels nach Gottfrieds Stadt ist kein Katzensprung. Inhalt und Form der Depesche mußte Verdacht wecken. Fürchtete das Generalkommando die Folgen einer Rückfrage, dann konnte die Statthalterei ihr die Last abnehmen. Der wichtigste Grenzposten muß vor so schlimmer Irrung geschützt sein. Wenn ein Corps seinen Führer, das Reichsland den Vertreter der Reichsgewalt auslacht, ist nicht Alles, wie es sein sollte. Eine feindliche Großmacht verfügt über feinere Täuscherkünste als ein darbender Quengler: und ein gefälschter Befehl, schon eine trügende Vorhutkunde könnte in Kriegszeit, im Kommandobezirk blinder Gehorcher, dem Heer, der ganzen Nation zum Verhängniß werden.

Welfenfriede.

„Ich habe ein volles Verständniß für die Anhänglichkeit der heutigen welfischen Partei an die alte Dynastie und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte. Aber ich würde auch in dem Fall immer der Wirkung des nationalen deutschen Gefühls mich nicht entziehen können und mich nicht wundern, wenn die vis major der Gesammtnationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonunglos vernichtete. Die Aufgabe, mit Anstand zu Grunde zu gehen, fällt in der Politik, und nicht blos in der deutschen, auch anderen und stärker berechtigten Gemüthsregungen zu; und die Unfähigkeit, sie zu erfüllen, vermindert einigermaßen die Sympathie, welche die kurbraunschweigische Vasallentreue mir einflößt. Ich sehe in

dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf geräth, weil der letztere, auch der preußische, selbst doch nur entstanden ist in Auflehnung gegen das gesammtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von Beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesammtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren. Für die welfischen Bestrebungen ist für alle Zeit ihr erster Merkstein in der Geschichte, der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht bei Legnano, entscheidend, die Desertion von Kaiser und Reich im Augenblick des schwersten und gefährlichsten Kampfes, aus persönlichem und dynastischem Interesse." (Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen"; dreizehntes Kapitel: „Dynastien und Stämme".)

(Ueber den Abfall Heinrichs des Löwen sagt Kaemmel: „Als Friedrich der Erste [im Kampf gegen die Lombarden] seine deutschen Vasallen herbeirief, kam ihm die Nachricht, daß der mächtigste, Heinrich der Löwe, auf dessen Unterstützung die ganze staufische Politik seit Friedrichs Regirungantritt wesentlich beruhte, die Heeresfolge weigere. Die Sache war so wichtig, daß der Kaiser sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Herzog entschloß. In dem richtigen Gefühl, daß an diesem verhängnißvollen Tag über die Lombardei wie über das ganze Schicksal des welfischen Hauses die Würfel gefallen sind, hat die Volkssage jene Begegnung so bunt ausgeschmückt, daß die eigentlichen Vorgänge im Einzelnen sich nicht mehr erkennen lassen. Jedenfalls weigerte sich der Herzog entschieden, seine Heerespflicht persönlich zu leisten, da er auf früheren italienischen und anderen Feldzügen ‚zum Greis herabgekommen' sei, [er zählte damals siebenundvierzig Jahre und ist sechsundsechzig Jahre alt geworden]; nur mit Geld und anderen Mitteln wollte er den Kaiser unterstützen. Der Fußfall des Kaisers vor dem Herzog ist nach mittelalterlichen Vorgängen nicht unmöglich, doch auch nicht sicher bezeugt. Genug: Friedrich kehrte ohne welfische Unterstützung nach der Lombardei zurück." In der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen" von Jastrow und Winter steht: „Die Kreise, von denen der Kaiser umgeben war, lebten in der Anschauung, daß an der schlimmen Wendung, die einst das Kriegsglück des Kaisers genommen habe, eben die Politik schuld war, die dem mächtigsten deutschen Fürsten er-

möglichte, seine Streitkräfte dem kaiserlichen Heer zu enziehen. Spätere Erzählungen haben ausführlich berichtet, wie der Kaiser vor der Schlacht bei Legnano den Herzog in einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna flehentlich um Hilfe gebeten habe und von ihm schnöde abgewiesen worden sei." Und Lamprecht sagt: „Friedrich sah für das Jahr 1176 den entscheidenden Feldzug vor sich; mit aller Kraft zog er deutsche Kontingente heran. Mit Eifer folgten die Kirchenfürsten seinem Ruf; aber ihre Macht genügte nicht. Vor Allem galt es, auch die laienfürstlichen Streitkräfte zu nützen. Hier aber erlebte Friedrich gegenüber dem ersten aller Laienfürsten, gegenüber Heinrich dem Löwen, eine furchtbare Enttäuschung. Vergebens forderte er, erbat er in einer persönlichen Zusammenkunft von dem stolzen Welfen kriegerische Hilfe; sie ward ihm versagt. Die Beweggründe Heinrichs für diesen Schritt, der die Vernichtung Friedrichs bedeuten konnte, sind dunkel." Als Heinrich, im November 1181, sich auf einem erfurter Fürstentag unterworfen hatte und von deutscher Erde verbannt worden war, blieb sein Geschlecht im Besitz der braunschweigischen und lüneburgischen Lande. An Chiavenna hatte Bismarck erinnert.)

Ein Sprung über Jahrhunderte; mitten hinein in den Streit der beiden Welfenlinien. „An Talent und Heldensinn war die äl-e re Linie den englischen Welfen weit überlegen. Sie verschwägerte sich mit den Hohenzollern und schloß sich eng an Preußen; mehrere ihrer Prinzen starben den Heldentod unter Preußens Fahnen. Das Verhältniß begann sich zu ändern, nachdem auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand seine preußische Treue mit dem Leben bezahlt hatte. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm, der Held der Schwarzen Schaar, konnte als Fürst ohne Land und Totfeind Napoleons zunächst nur bei England Hilfe suchen. Durch Englands Fürsprache erhielt er dann im Befreiungskrieg seine Erblande zurück. Als er dei Quatrebras fiel, hinterließ er ein Testament, das die Regentschaft und die Vormundschaft über seine beiden minderjährigen Söhne dem Prinzregenten von Großbritanien übertrug ... So gewissenhaft der braunschweigische Geheime Rath die politischen Geschäfte der Regentschaft besorgte, eben so gleichgiltig vernachlässigte König Georg die persönlichen Pflichten seiner Vormundschaft. Der frühe Tod der Mutter und das abenteuerliche Schicksal des Vaters hatten den beiden Prinzen

längst allen Frieden der Kindheit verkümmert; auf unsteten Wanderfahrten in Deutschland, Schweden, England waren sie nirgends recht heimisch geworden. Herzog Friedrich Wilhelm mochte Dies fühlen; in seinem Testament bestimmte er, daß seine Söhne in Zukunft unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der ehrwürdigen Markgräfin Amalie von Baden, erzogen werden sollten. Der Vormund aber mißachtete diese Vorschrift; vermuthlich, weil er die jungen Welfen ganz in welfischen Händen behalten wollte. Nicht eigentlich durch böse Absicht, wohl aber durch die frivole Trägheit des lieblosen Vormundes wurde die Erziehung des jungen Herzogs arg vernachlässigt, — wenn anders dieser unglückliche Charakter zu erziehen war ... Im Oktober 1823 hielt der Neunzehnjährige seinen Einzug als regirender Fürst, jauchzend begrüßt von seinem Völkchen, das die tapferen Welfen abgöttisch verehrte. Er vermied, die neue Landschaftordnung zu beschwören, ließ zunächst die Dinge gehen, verbrachte die nächsten drei Jahre meist auf Reisen, um nach dem langen Zwang die Freuden des Lebens von Grund aus zu genießen. Später behauptete er freilich, wenig glaubhaft, er habe dem Fürsten Metternich versprechen müssen, während dieser ersten Zeit nichts in der Regirung zu ändern. Als er endlich heimkehrte, hatte er nichts gelernt, aber im Strudel wüster Ausschweifungen die letzte Scham verloren und zudem durch die Lehren Metternichs, der diesen Welfen zärtlich liebte und mit Schmeicheleien überhäufte, eine überspannte, fast wahnwitzige Vorstellung von der Schrankenlosigkeit seiner souverainen Fürstengewalt gewonnen. Sofort begann nun ein System gehässiger Verfolgung, das selbst der Geduld der ergebenen Braunschweiger zu arg ward; aus jedem Wort und jeder That des Herzogs sprach die Frechheit eines zuchtlosen Knaben ... Er ließ eine Reihe unsauberer Libelle anfertigen, die den König Georg von England und alle Räthe der Regentschaft mit Schmähungen überschütteten und dem Vormund namentlich vorwarfen, er sei darauf ausgegangen, durch seine Erziehung die Willenskraft des jungen Herzogs zu ertöten. Der hochmüthige englische Hof wurde durch die Angriffe des Braunschweigers aufs Aeußerste gereizt. Die politischen Beschwerden des Herzogs ließen sich leicht widerlegen, aber der Vorwurf der verfehlten Erziehung war nicht grundlos, wie seltsam er sich auch im Munde des Erzogenen selber ausnahm.

Weil König Georg Dies empfand, verlor er alle Haltung. In seinem Auftrag schrieb Münster eine ‚Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen des Herzogs von Braunschweig‘, ein Libell, dessen maßlose Sprache den braunschweigischen Brandschriften nichts nachgab. Der Graf scheute sich nicht, dem jungen Welfen mit der Revolution zu drohen. Auch mit der Kriegsmacht des großbritanischen Königs drohte er hochfahrend, wenn der Deutsche Bund nicht im Stande sei, Genugthuung zu schaffen, und wiederholt versicherte er seinen ‚Ekel über die schwärzeste Undankbarkeit‘ des Braunschweigers. Welch ein Schauspiel! Was mußte die radikale Jugend, die schon längst an der monarchischen Ordnung zu zweifeln begann, jetzt empfinden, wenn diese beiden Fürsten, neben dem Kurfürsten von Hessen zur Zeit die verächtlichsten Mitglieder des deutschen Hohen Adels, also vor aller Welt ihre schwarze Wäsche wuschen und der hochkonservative welfische Staatsmann von einem Welfenfürsten öffentlich in einem Ton sprach, den sich die Redner des Burschenhauses kaum erlaubten?

Der entschiedenste Gegner des Herzogs war die Krone Preußen, die neuerdings mit England-Hannover sehr freundlich stand. Der junge Fürst hatte am berliner Hof allgemein mißfallen. Stein fand ihn unsittlich, dünkelvoll, frech und leer; die Generale verziehen ihm nicht, daß er sich, gegen die alten Ueberlieferungen seines Hauses, ganz an Oesterreich anschloß und, unzweifelhaft auf Metternichs Rath, nicht um eine Stelle im preußischen Heer nachsuchte. König Friedrich Wilhelm empfand den Abscheu des ernsten Mannes gegen ein kindisches Treiben, das zugleich den Frieden im Deutschen Bund und das Verfassungrecht in Braunschweig gefährdete. In einem väterlichen Brief ermahnte er den Herzog (Dezember 1827), seine ‚unverdienten Vorwürfe‘ zurückzunehmen. Umsonst. Auch andere Vermittelungversuche, die Bernstorff im Verein mit Metternich unternahm, scheiterten an dem Starrsinn des Herzogs und der Unzuverlässigkeit Oesterreichs.“ Fast drei Jahre lang hat der Herzog dann noch regirt. „Jeder Monat brachte neue Willkürhandlungen. Dem gesammten Beamtenthum wurde durch förmliche Verordnung der Umgang mit dem abgesetzten Kammerherrn von Cramm untersagt. Als ob er seinen nahen Sturz ahnte, befahl der Herzog eigenmächtig Verkäufe aus dem Kammergut, die selbst der gefügige Kammerdirektor

von Bülow widerrechtlich fand, und sammelte den baren Erlös an. Eine fieberische Unruhe verzehrte ihn; eins seiner Siegel aus späterer Zeit zeigt ein von den Wellen umtostes Schiff ohne Segel und Steuer, dazu die Inschrift: Voilà mon sort! In einem Schwarzen Buch hatte er sich einige ‚Strafvorschriften‘ aufgezeichnet: wie man gefährliche Menschen durch Verbot des Theaterbesuches, Wartenlassen, Polizeiliche Aufsicht, Wechselarrest, Prozesse quälen oder durch einen Dritten auf Pistolen fordern lassen könne. Auch eine dreifache Form für seine Unterschrift hatte er sich ersonnen; die eine: ‚giltig‘, die zweite: ‚gilt nicht‘, die dritte: ‚gilt gerade das Gegentheil‘. (Dies Schwarze Buch, dessen Echtheit nicht bestritten werden kann, wurde beim Brande des braunschweiger Schlosses 1830 aufgefunden und von dem Bevollmächtigten der Stände, Freiherrn von Veltheim, nach Berlin gebracht). Nach der alten Gewohnheit der Despoten kühlte er seinen Muth zunächst an dem Adel und den höheren Ständen; die Masse des Volkes wurde nicht gedrückt, die Steuerlast nicht verstärkt. Jedoch die abstoßende Persönlichkeit des Herzogs, der niemals durch einen Zug der Großmuth für seine Narrheit entschädigte, und das freche Gesindel im Schloß erbitterten auch den geringen Mann.“ (Treitschke: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert; dritter Band.)

Im Jahr 1830 war der Herzog in Paris, verhandelte mit Rothschild über Börsengeschäfte und floh, als die Revolution ausbrach. „Unterwegs sah er in Brüssel noch die Vorstellung der ‚Stummen von Portici‘, die den belgischen Aufruhr einleitete. Zweimal warnte ihn das Schicksal; doch in diese glatte Stirn grub die ernste Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte der Welfe schon fertig zu werden.“ Am sechsten Septemberabend kams in Braunschweig zum ersten Krawall. Am achten Septembermorgen war das Schloß ein Trümmerhaufe, Herzog Karl auf dem Weg nach England. Am neunten September forderte der Große Ausschuß der Landstände in einer von vielen Bürgern mitunterzeichneten Adresse den Bruder Karls, als den letzten Sprossen des Fürstenhauses, auf, die Regirung zu übernehmen. „Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels stand in Berlin bei den Garde-Ulanen und galt bei den Kameraden für einen Lebemann, der sein großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talent hatte man an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht

bemerkt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröhlichen Gelage der berliner Garde mit den Sorgen der Regirung und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte; auch blieb er sein Leben lang den strengen legitimistischen Grundsätzen seines Hauses ergeben und konnte den stillen Aerger über die Meuterei seiner Braunschweiger nie ganz verwinden." König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte ihm dringend gerathen, sofort nach Braunschweig zu gehen und Ordnung zu schaffen. Doch nur als Statthalter seines Bruders wollte Wilhelm regiren. Erst die Warnungen der Minister, Landstände, Stadträthe und die Kundgebungen des Volkes zeigten ihm, daß Karls Sache unwiederbringlich verloren sei. Der Bruder hatte ihm (aus London, auf den Rath der englischen Minister) eine Vollmacht geschickt, die ihn als Generalgouverneur einsetzte, aber verpflichtete, nur provisorische Ernennungen vorzunehmen und an den organischen Gesetzen des Landes nichts zu ändern. Wilhelm verschwieg diese Vollmacht; erwähnte sie nicht in dem Patent, das anzeigte, er habe „die Regirung bis auf Weiteres übernommen"; und sagte den Landständen, er werde versuchen, seinen Bruder zur Abdankung zu bewegen. Das versuchten auch die Könige von England und von Preußen und erreichten schließlich, daß Karl seine Bedingungen nannte. „Er war bereit, den Bruder zum Generalgouverneur auf Lebenszeit zu ernennen, verlangte aber für sich, außer dem Hofstaat und den Ehrenrechten eines Souverains, eine jährliche Rente von dreihunderttausend Thalern, ohne Abzug, lediglich für seine persönlichen Ausgaben; von einem Ländchen, dessen gesammte Staatseinnahmen wenig mehr als eine Million betrugen." Tief empört schrieb Bernstorff aus Berlin nach Wien: „Daß Herzog Karl sich sträubt, ist nicht zu verwundern; daß er aber einen so hohen Preis in Geld dafür fordert, einen Preis, welchen das Land kaum erschwingen kann, giebt einen abermaligen Beweis von der Härte und dem grenzenlosen Egoismus seines Charakters." Nach London schrieb Bernstorff (gemeint ist immer Christian Günther, damals noch Preußens Minister für Auswärtige Angelegenheiten): „Scheitern die Verhandlungen mit Herzog Karl, dann dürfen sie nicht von Neuem aufgenommen werden, sondern die Agnaten müssen den Vertriebenen für regirungunfähig erklären

und diesen Beschluß durch den Bundestag gutheißen lassen." Am sechzehnten November 1830 nahm Karl, der mit gefüllter Tasche den englischen Ministern entlaufen und in die frankfurter Gegend gekommen war, die Vollmacht förmlich zurück und forderte den Bruder auf, sich zu einer Unterredung in Fulda zu stellen. Wilhelm schwankte und erbat von Berlin Rath. Auch nach dem Erlöschen der Vollmacht, lautete die Antwort, müsse er auf seinem Posten ausharren. In Braunschweig beschlossen die Männer der Bürgerwehr, beschlossen sogar die Offiziere, nur dem Herzog Wilhelm zu gehorchen. Vom Südharz aus versuchte Karl einen Handstreich, der kläglich endete, und floh dann nach Frankreich. Jetzt hatte er den ganzen Bundestag gegen sich. Der Deutsche Bund ersuchte den Herzog Wilhelm, „die Regirung bis auf Weiteres zu führen." Selbst den starrsten Legitimisten, den Kaisern Franz und Nikolai, schien die endgiltige Beseitigung Karls nun nöthig; selbst sie fanden diesen Herzog am hellen Tag unmöglich.

Wie aber sollte die braunschweigische Erbfolge geregelt werden? Preußen und Hannover einigten sich auf den Antrag, die Regirung sei dem Herzog Wilhelm, als dem nächsten Agnaten, endgiltig zu übertragen. Metternich widersprach; gab zwar zu, daß Karl das Regentenrecht verwirkt habe, wollte aber Wilhelm nur als Statthalter des legitimen Fürsten gelten lassen (des Herzogs also, der diese Statthalterschaft offiziell aufgehoben hatte). Und hinter dem Staatskanzler stand der Kaiser. Da griff Preußen ein. Von Berlin aus wurde Wilhelm ermuntert, den Thron zu besteigen und den unthätigen, uneinigen Deutschen Bund einfach vor die vollendete Thatsache zu stellen. Wilhelm sagte in einem Dankbrief: „Ohne den kräftigen Beistand, den der königliche Hof dieser für mich und das Land so hochwichtigen Angelegenheit hat angedeihen lassen, wäre sie wohl nie zu dem erwünschten Ziel gelangt." Am zwanzigsten April veröffentlichte er das (vom preußischen Ministerialdirektor Eichhorn verfaßte) Patent, das seinen Regirungantritt verkündete, und fünf Tage danach leisteten die braunschweiger Bürger ihm den Huldigungeid. Erst am zwölften Juli 1832 aber, da die österreichischen Zettelungen sich als unwirksam erwiesen hatten, wurde der Herzog von Braunschweig als Stimmführendes Bundesglied feierlich anerkannt. Karl, der „Diamantenherzog", hat noch vier Jahrzehnte lang dem deutschen Na-

men im Ausland Schande gemacht. „In London lernte er einen anderen Prätendenten kennen, von reicherem Kopf und ärmerem Beutel: den Prinzen Ludwig Napoleon. Die Beiden fanden sich zusammen und verpflichteten sich durch einen förmlichen Vertrag, einander durch Geld und Waffen zu ihren Rechten zu verhelfen; Karl versprach außerdem, ‚womöglich aus dem ganzen Deutschland eine einige Nation zu machen und ihm eine dem Fortschritt des Zeitalters angemessene Verfassung zu geben‘. Als aber sein Bundesgenosse den Staatsstreich des zweiten Dezembers wagte, floh der Welfe wieder vor dem Donner der Kanonen; zurückgekehrt, fand er bei dem neuen Kaiser nur laue Unterstützung, weil er ihm selber von seinem Reichthum wenig abgegeben hatte. Und als nachher die Heere des geeinten Deutschlands gegen Paris zogen, da flüchtete er sich nochmals vor seinen Landsleuten und eilte nach Genf. Dieser Stadt vermachte er sein ganzes Vermögen; denn seinem Vaterland gönnte er nichts.“ (Citate aus der Deutschen Geschichte Treitschkes.) Preußen hatte gesiegt, sich dadurch aber neuen Haß vom Hause Oesterreich zugezogen; und auf dem braunschweigischen Thron saß ein Fürst, der seine Krone nicht ererbtem Recht, sondern revolutionärer Nothwehr verdankte.

Wilhelm von Braunschweig hat bis 1884 regirt. Da die Thronfolge nicht gesichert war und eine großmächtig regirende Familie die Nachkommenschaft ihrer Tochter nicht einer ungewissen Zukunft aussetzen wollte, fand der Welfe keine seinem stolzen Anspruch genügende Gattin. Nach dem Familienvertrag vom Jahr 1832 sollte Braunschweig, falls der Herzog kinderlos stürbe, an die jüngere (hannoversche) Welfenlinie fallen. Diese Bestimmung fand Preußen nach den Ereignissen von 1866 unerträglich. Braunschweig hatte sich im Juli 1866 den Preußen verbündet; seit der Entthronung der jüngeren Linie war der Herzog aber dem berliner Hof grollend fern geblieben. Trotz der Dankbarkeit, die er diesem Hof schuldete, war er auch nicht zu einer Militärkonvention mit Preußen zu bewegen. Als er am achtzehnten Oktober 1884 gestorben war (er hatte sein Privatvermögen dem Herzog Ernst August von Cumberland, seine schlesischen Allodialgüter dem König Albert von Sachsen vermacht), ergriff, in einem vom selben Tag datirten Patent, der Herzog von Cumberland, als Haupt der hannoverschen Linie, von dem Land Besitz; in der Anzeige, die er den

deutschen Fürsten zugehen ließ, erklärte er, die Verfassung des Deutschen Reiches anerkennen zu wollen. Dieses Versprechen half nicht. Das Patent wurde nicht beachtet, in Braunschweig ein Regentschaftrath eingesetzt und, auf den Antrag Preußens (das auch gegen den legalen Erbrechtsanspruch des Herzogs von Cumberland Bedenken hatte), am zweiten Juni 1885 im Bundesrath beschlossen, daß mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Deutschen Reiches die Regirung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig nicht verträglich sei. Noch bevor der Tod Wilhelms in Braunschweig bekannt geworden war, hatte der Generalmajor von Hilgers eine Proklamation anschlagen lassen, deren Absicht war, einem Welfenkrawall vorzubeugen, die aber, weil sie die Sprache des Eroberers redete, im Lande nur böses Blut machte und sogar den preußenfreundlichen Regentschaftrath zu einem Protest zwang. Dieses militärische Vorgehen war unnöthig und unklug; eine welfische Partei gab es damals in Hannover noch gar nicht und Herzog Wilhelm hatte durch sein Testament, das der Stadt Braunschweig, wider alles Hoffen, nichts vermachte, die Begeisterung für das Welfenhaus nicht gesteigert. Am einundzwanzigsten Oktober 1885 wählte die braunschweigische Landesversammlung den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten.

„Wir hätten die Annexionen für Preußen entbehren und Ersatz dafür in der Bundesverfassung suchen können. Seine Majestät aber hatte an praktische Effekte von Verfassungparagraphen keinen besseren Glauben als an den alten Bundestag und bestand auf der territorialen Vergrößerung Preußens, um die Kluft zwischen den Ost- und den Westprovinzen auszufüllen und Preußen ein haltbar abgerundetes Gebiet auch für den Fall des früheren oder späteren Mißlingens der nationalen Neubildung zu schaffen. Die Schwierigkeiten der Zollverbindung zwischen unseren beiden Gebietstheilen und die Haltung Hannovers im letzten Krieg hatten das Bedürfniß eines unbeschränkt in einer Hand befindlichen territorialen Zusammenhanges im Norden von Neuem anschaulich gemacht. Wir durften der Möglichkeit, bei künftigen österreichischen oder anderen Kriegen ein oder zwei feindliche Corps von guten Truppen im Rücken zu haben, nicht von Neuem ausgesetzt werden. Die Besorgniß, daß die Dinge sich einmal so gestalten könnten, wurde verschärft durch die überschwängliche Auf-

fassung, die der König Georg der Fünfte von seiner und seiner Dynastie Mission hatte. Man ist nicht jeden Tag in der Lage, einer gefährlichen Situation der Art abzuhelfen, und der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, Das zu thun, und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungetheilt als solche zu leben und zu athmen, nicht nach privatrechtlichen Grundsätzen beurtheilt werden kann. Der König von Hannover schickte durch einen Adjutanten nach Nikolsburg an den König einen Brief, den ich Seine Majestät nicht anzunehmen bat, weil wir nicht gemüthliche, sondern politische Gesichtspunkte im Auge zu halten hätten und weil die Selbständigkeit Hannovers mit der völkerrechtlichen Befugniß, seine Truppen nach dem jedesmaligen Ermessen des Souverains gegen oder für Preußen ins Feld führen zu können, mit der Durchführung deutscher Einheit unvereinbar war. Die Haltbarkeit der Verträge allein, ohne die Bürgschaft einer hinreichenden Hausmacht des leitenden Fürsten, hat niemals hingereicht, der deutschen Nation Frieden und Einheit im Reich zu sichern ... Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Thatsache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von dem kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unverkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eins von Berlin und das andere früher von London, später von Hannover regirt wurde, und daß friedliche und gleichartige, im Konnubium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische, der andere für hohenzollernsche Interessen, auf einander schießen sollten. Daß Dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen." (Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen".) Ungefähr eben so hatte er schon vor 70 gesprochen.

„Wenn man heutzutage das Verhalten Preußens zu Hannover schildern hört, sollte man glauben, Preußen sei 1866 über seine Nachbarn hergefallen wie der Wolf über eine Lämmerheerde; aber wie war die Situation vor dem Krieg? Die hannoversche Regirung hat 1866 viel früher gerüstet als die preußische; sie war

die erste, die, auf die erste Aufforderung Oesterreichs, gleichzeitig mit Sachsen zu rüsten begann, und auf unsere Frage, wozu die Rüstungen dienen sollten, während wir noch keinen Mann rührten, wurde uns die mehr scherzhafte als politische Antwort gegeben: wegen der voraussichtlich schlechten Ernte beabsichtige man, das übliche Herbstmanöver im Frühjahr abzuhalten. Ungeachtet dieses Hohnes haben wir uns nicht abhalten lassen, die sorgfältigsten Verhandlungen mit dem König von Hannover zu führen; wir haben seine zweideutigen Rüstungen sich entwickeln sehen und ihm die volle Neutralität mit Garantie der vollen Unabhängigkeit geboten. Ich danke jetzt Gott, daß unsere Gegner verblendet ablehnten; ein Norddeutscher Bund in der heutigen Gestalt wäre ja kaum möglich geblieben, wenn der König von Hannover damals eingewilligt hätte, sich die völlige Unabhängigkeit durch Staatsvertrag verbürgen zu lassen, nur unter der Bedingung, daß er neutral bleibe ... Wären wir besiegt worden, was damals die ganze Welt außer uns selbst für gewiß hielt, so glaube ich nicht, daß Schlesien das einzige Opfer gewesen wäre, mit dem wir uns hätten lösen müssen; ich glaube vielmehr, daß das ‚Welfenreich‘, die Herstellung des Reiches Heinrich des Löwen in der vollen Ausdehnung des niedersächsischen Stammes, wenigstens auf der linken Seite der Elbe, den damaligen hannoverschen Berechnungen nicht so ganz fremd war. Man glaubte, der Moment sei gekommen, um das Netz über unserem Kopf zusammenzuziehen. Wenn wir gegen unserer Feinde Erwartung der uns angedrohten Gefahr der Vernichtung entgingen und als Sieger das Recht in der Hand hatten, die Verhältnisse zu reguliren, so kann man es wohl nicht eine ungerechte Eroberung nennen, die wir, nachdem man uns das Schwert in die Hand gezwungen, schließlich machten, indem wir lediglich an unsere eigene Sicherheit für die Zukunft dachten.“ (Bismarck am dreizehnten Februar 1869 im preußischen Abgeordnetenhaus.) Und sein Ton wurde im Lauf der Jahre nicht sanfter.

„In authentischen Briefen vom König Georg, die mir vorgelegen haben, ist ausdrücklich geschrieben, daß er hoffte, durch Kaiser Napoleon in sein Reich wieder eingesetzt zu werden. Die Wiederherstellung des Königreiches Hannover wäre doch das Wahrscheinlichste und Nächstliegende, was die Franzosen thun würden, um das Deutsche Reich in seinem Zusammenhang und

Preußen als Hauptglied des Reiches zu schwächen... Herr Windthorst hat die Neigung des hannoveranischen Hauses, sich durch Frankreich wieder in den Besitz setzen zu lassen, damit entschuldigt, daß wir die Verhandlungen mit dem König Georg in Nikolsburg und hier in Berlin ‚schnöde' abgewiesen hätten. Wir haben sie abgewiesen: Das ist richtig; aber noch viel (ich will nicht sagen: schnöder) schärfer sind unsere Bestrebungen abgewiesen worden, im Frühjahr 1866 mit Hannover zu verhandeln. Man hat dort die Neigung gehabt, über uns herzufallen, und, vielleicht in der Absicht (die Zeugen, die ich hierfür habe, kann ich nicht nennen, deshalb will ich es nicht sicher behaupten), eine territoriale Vergrößerung im Fall des Unterliegens Preußens zu gewinnen, sich schließlich auf die österreichische Seite gestellt. Wenn man in der geographischen Lage des Königreiches Hannover war, mußte man Preußen nicht in diese Versuchung führen." (Bismarck am zwölften Januar 1887 im Reichstag.) Noch grollts im Gewölk.

„Die hannoverschen Welfen sind noch im Stande des Krieges gegen die Krone Preußens. Wagt der Welfenkönig oder sein Welfensproß, nach dem Tode des Herzogs Wilhelm in Braunschweig zu erscheinen, so ist Preußen nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt, durch unsere braven Siebenundsechziger, die dort in Garnison liegen, den Eindringling ergreifen und, wie einst den Kurfürsten von Hessen, als Kriegsgefangenen auf eine Festung abführen zu lassen. Sollte aber das Land diesen Prätendenten als seinen Herzog anerkennen, so wird der Staat Braunschweig kriegführende Macht gegen Preußen und wir könnten das aberwitzige Ereigniß eines vermuthlich unblutigen Eroberungskrieges mitten im Frieden des Reiches erleben. Der ungeheuerliche Wirrwarr würde aber um nichts gebessert, wenn etwa die Krone Preußen in einem Anfall thörichter Schwäche sich herbeiließe, mit den Welfen Frieden zu schließen und ihnen für die Anerkennung der Eroberungen von 1866 den braunschweigischen Thron einzuräumen. Vor dem Jahr 1870, so lange die Welfen noch auf das gute Schwert ihres französischen Freundes hofften, hätten sie diese Anerkennung sicherlich niemals ausgesprochen. Seitdem ist die Macht der Thatsachen, wie es scheint, selbst an dem verstockten Sinn dieses Hofes nicht ganz spurlos vorübergegangen. Man braucht sich das widrige Bild nur auszumalen, wie der Welfensproß mit der ganzen Ver-

blendung unbelehrbarer Prätendentengesinnung sein Regiment beginnt, wie der welfische Adel aus dem Hannoverschen hinübereilt zu dem neuen Hof, wie der Friede der Provinz mit unsauberen Ränken untergraben und das Werk des Jahres 1866 durch einen Flankenangriff bedroht wird. Einen solchen Herd der Verschwörung dicht vor den Thoren Hannovers kann Preußen nicht dulden. Wir fürchten wenig für die Ruhe in Hannover. Aber hochbedenklich wäre die Demüthigung der jungen kaiserlichen Krone, die Beleidigung des nationalen Stolzes durch die Rückkehr der Welfen. Die Gräber der Helden von Metz und Sedan wären geschändet, wenn ein solches Geschlecht jemals wieder über Deutsche herrschte.. Diesen politischen Bedenken lassen sich mit einiger Dreistigkeit auch rechtliche Zweifel hinzufügen. War denn, so fragt man wohl, der alte Erbvertrag zwischen den welfischen Linien nicht ein gegenseitiger? Und kann er heute noch gelten, da doch die hannoversche Linie nicht mehr in der Lage ist, den Vertrag zu erfüllen? Wie darf man überhaupt in Braunschweig von legitimem Recht reden? Warum soll dieser durch eine Revolution erworbene Thron nicht auch auf revolutionärem Weg vererbt werden? Es liegt ein Konflikt vor zwischen dynastischen Rechtsansprüchen und der Sicherheit und Ehre des Reiches. Das deutsche Privatfürstenrecht fordert die Thronbesteigung eines Feindes der Krone Preußen, es fordert eine Thronfolge, die, wo nicht in der Form, so doch in der Sache, dem Landesverrath gegen das Reich gleichkäme... Bei der unausrodbaren Vorliebe der Deutschen für möglichst verzwickte und verschrobene Staatsbildungen scheint es nicht unmöglich, daß nach dem Tode des Herzogs das unglückselige Reichsland Elsaß-Lothringen noch einen Zwillingbruder erhält. Heilsamer für die braunschweigischen Gebiete wäre unzweifelhaft die Vereinigung mit den Provinzen Sachsen und Hannover, deren bescheidene Enklaven sie bilden. Die Gerechtigkeit Friedrich Wilhelms des Dritten hat sich selten so schön bewährt wie damals, da der streng legitimistische Fürst offen für den gewaltsamen Thronwechsel in Braunschweig eintrat. Er war es, der die neue, erträglichere Ordnung in dem kleinen Lande entschlossen gegen die Mißgunst der wiener Hofburg vertheidigte; er fühlte, daß es eine Grenze giebt für das legitime Fürstenrecht. Mögen seine Nachkommen des Ahnen gedenken und, wenn dereinst aus dem verwaisten Wel-

fenlande der Hilferuf ertönt, allen Stammbäumen und Erbvergleichen zum Trotz den vor Gott und Menschen gerechten Grundsatz behaupten: Ein Feind des Reiches darf nicht regiren auf deutschem Boden!" (Treitschke in dem Aufsatz „Die letzte Scholle welfischer Erde". Später hat Treitschke sich gegen die auch jetzt noch wiederholte Behauptung, er habe die Giltigkeit des welfischen Erbvertrages bestritten, verwahrt und geschrieben: „Ich habe alle Rechtsbedenken gegen das Erbrecht des Hauses als unhaltbare Sophistereien zurückgewiesen; nicht das Land Hannover oder sein Beherrscher, sondern das durchlauchtige Haupt der jüngeren Welfenlinie ist der Erbe von Braunschweig, ex jure sanguinis." Die Sorge für die Sicherheit und die Ehre des Deutschen Reiches müsse dynastischen Rechtsansprüchen aber in jedem Fall vorgehen.)

Ich habe diese Sätze zusammengestellt, um an die Thatsachen der kritischen Jahre 1830, 66, 84 zu erinnern und zu zeigen, wie die besten Deutschen die braunschweigische Frage beantwortet haben. Nach dem Tode des Prinzen Albrecht von Preußen tauchte sie wieder auf. Er war kein schlechter Regent gewesen. Ein echter Hohenzollern (aus der Zeit, da noch nicht koburgisches Blut in den besonderen Saft dieses Stammes gesickert war). Fromm, einfach, gewissenhaft, von schwer beweglichem Geist, sparsam (wie die meisten Preußen aus dem Anfang und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts). Was die Civilliste ihm gab, verzehrte er stets im Herzogthum; doch keinen Pfennig von seinem großen Privatvermögen. Bei dem festlichen Empfang, der ihm in Braunschweig bereitet ward, hatte er gesagt: „Ich stehe hier im Auftrag des Kaisers". Das sollte heißen: Des Oheims Befehl, nicht mein Wunsch, hat mich hergeführt. Und dabei bliebs. Der Regent hielt sich zurück; wollte lieber unpopulär sein als in den Verdacht gerathen, Popularität zu suchen, am Ende gar seiner Familie eine dynastische Zukunft sichern zu wollen. War einundzwanzig Jahre lang jeden Augenblick bereit, dem legitimen Herrn des Landes den Platz zu räumen. Das Herzogthum gedieh unter der Regentschaft; aber der Regent wurde nicht geliebt. Die preußische Militärbehörde ging nicht immer behutsam und taktvoll genug vor, die Eisenbahnbehörde führte unkluge Prozesse und lehnte schließlich alle Mitglieder eines Oberlandesgerichtssenates als befangen ab, die an die preußische Eisenbahnhoheit geknüpften Hoffnungen wur-

den arg enttäuscht: das Werden und Wachsen zweier Welfenparteien bewies, daß die Braunschweiger nicht zufrieden waren. Die erste Reichstagswahl nach dem Tode des Herzogs Wilhelm brachte den Welfen nur zwölfhundert Stimmen; elf Jahre danach warens zehntausend. Moralische Eroberungen hat Preußens Bureaukratie also in Braunschweig nicht gemacht. Ein Anderes kam später hinzu: das sehr sichtbare Streben Wilhelms des Zweiten, den Welfenherzog zu versöhnen. Der berüchtigte Fonds wurde zurückgegeben, beim Begräbniß des Erzherzogs Albrecht reichte Wilhelm in Wien Ernst August die Hand; und daß solche Begegnungen sich nicht oft wiederholten, war offenbar nicht des Kaisers Schuld. Schon hieß es, Ernst August werde sich mit Lüneburg, dem Fürstenthum Heinrichs des Stolzen, begnügen; hieß es auch, sein Einzug in Braunschweig stehe bevor. Kein Wunder, daß die Brunonen und die Männer der Landesrechtspartei Hoffnung schöpften und Anhang fanden; ihre Agitation, die Jahre lang aussichtlos schien, konnte jetzt ja die Entwickelung beschleunigen und den „angestammten Herzog" zurückführen. Die Dynastien, hat Bismarck gesagt, „bildeten überall den Punkt, um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Verbänden seine Kristalle ansetzte". Das Provisorium behagt den Braunschweigern nicht mehr; hat ihnen schon viel zu lange gedauert. Die Hauptstadt will einen Hof, der ihr Geld zu verdienen giebt, das Land einen Herzog, der im Reich eine Stimme hat, die Sonderinteressen seines Staates wahrnimmt und sich nicht jedem berliner Wink zu fügen braucht.

Wer soll dieser Herzog sein? Ex jure sanguinis hat nur der Herzog von Cumberland Anspruch auf den braunschweigischen Thron. Kann er ihn besteigen? Als sein Vater, Georg der Fünfte, gestorben war, schrieb er an den König von Preußen (so, nicht als Deutschen Kaiser, sprach er ihn an; nannte ihn aber seinen „freundlich lieben Bruder und Vetter"): „Alle Rechte, Prärogative und Titel, welche dem König, meinem Vater, überhaupt und insbesondere in Beziehung auf das Königreich Hannover zustanden, sind kraft der in meinem Haus bestehenden Erbfolgeordnung auf mich übergegangen. Alle diese Rechte, Prärogative und Titel halte ich voll aufrecht. Da jedoch deren Ausübung in Beziehung auf das Königreich Hannover thatsächliche, für mich selbstverständlich nicht rechtsverbindliche Hindernisse entgegenstehen, so habe ich be-

schlossen, für die Dauer dieser Hindernisse den Titel Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat Königliche Hoheit zu führen." Die Unterschrift wie eines souverainen Fürsten: Ernst August. Im selben Jahr 1878 holte er sich aus Dänemark die Frau; und in Kopenhagen kams zu einer dänisch-welfischen Demonstration gegen das Deutsche Reich. Der Kronprinz von Dänemark stellte der (immer zum Minenkrieg gegen die bismärckische Politik bereiten) Kaiserin Augusta später die Sache falsch dar; und Bismarck schrieb an den König: „Ob die Eheschließung (Ernst Augusts mit der Prinzessin Thyra) überhaupt einen antideutschen politischen Hintergrund hatte, kann unerörtert bleiben; daß aber dabei eine Deputation von malcontenten und konspirirenden Unterthanen Eurer Majestät zu den Feierlichkeiten am dänischen Hof amtlich zugezogen wurde, widersprach den Traditionen benachbarter und mit einander in friedlichen Beziehungen lebender Souveraine. Weit darüber hinaus aber geht die Thatsache, daß die Mitglieder dieser welfischen Deputation mit dänischen Orden ausgezeichnet wurden, als ob sie amtlich das Gefolge des Herzogs von Cumberland bildeten ... Wenn in dieser Sachlage Seine dänische Majestät selbst Eurer Majestät gegenüber einen direkten begütigenden Schritt thäte, um jene bedauerliche Demonstrationen ungeschehen zu machen, so würde es sich meines ehrfurchtvollen Dafürhaltens empfehlen, ihn freundlich entgegenzunehmen. Aber einer mündlichen Aeußerung des Kronprinzen bei zufälliger Begegnung mit Ihrer Majestät der Kaiserin eine von Allerhöchstderselben in Eurer Majestät Auftrag verfaßte schriftliche Auslassung folgen zu lassen, würde ich für zu viel halten. Es würde außerdem ein so weitgehendes Entgegenkommen von unseren weder ehrlichen noch diskreten Gegnern benutzt werden können, um die Situation so darzustellen, als ob Eure Majestät Allerhöchstsich im Gewissen gedrängt fühlten, irgend Etwas in dieser Sache wieder gut zu machen, während ein solches Gefühl doch nur auf dänischer Seite vorhanden sein kann." Ernst August blieb standhaft. Auf das Patent, in dem er am achtzehnten Oktober 1884 verkündete, er habe im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg die Regirung angetreten, ließ Bismarck offiziös antworten: „Seine landeshoheitlichen Rechte würde der Herzog von Cumberland benutzen, um seinen Hof für welfische Umtriebe herzugeben. Pro-

gramm und Haltung der Welfenpartei machen es dem Reich unmöglich, diesen Bestrebungen einen archimedischen Punkt zu gewähren, wie ihn die Residenz eines souverainen Parteimitgliedes in Braunschweig ergeben würde". Als fürstliche Freunde und einzelne Anhänger ihn drängten, durch den Verzicht auf Hannover den braunschweigischen Thron zu erkaufen, sagte Ernst August: „Ich bin der Sohn meines Vaters und werde entweder König von Hannover und Herzog von Braunschweig werden oder Herzog von Cumberland bleiben." Am zweiten Juni 1885 beschloß dann der Bundesrath: „Die Ueberzeugung der Verbündeten Regirungen auszusprechen, daß die Regirung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da er sich in einem dem durch die Reichsverfassung gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern widerstreitenden Verhältniß zu dem Bundesstaat Preußen befindet, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietstheile dieses Bundesstaates mit den Grundprinzipien der Bündnißverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei". Ernst Augusts Ruf nach „bundesfreundlicher Gesinnung" verhallte. Der Ewige Bund wies ihn zurück.

Nur Thoren können diesen Herzog höhnen und schelten. Er ist höchster Achtung würdig. Er könnte längst regiren, wenn er bereit gewesen wäre, Das zu opfern, was ihn Recht dünkt (und nach seiner Erziehung dünken muß). Er ist Prinz von Großbritanien und Irland, Mitglied des englischen Oberhauses, Inhaber eines österreichischen Regimentes, dem Britenkönig, der Kaiserin Maria Feodorowna, dem dänischen und dem griechischen Hofe verschwägert. Nach seiner ganzen Vergangenheit für den Thron eines deutschen Bundesstaates nicht geeignet; auch wohl nicht geneigt, im achtundsechzigsten Lebensjahr die Ueberlieferung zu verleugnen, für die er vier Dezennien hindurch gekämpft hat. Seit 1898 aber war sein ältester Sohn, Prinz Georg, großjährig; und er, gegen den der Bundesrathsbeschluß vom zweiten Juni 1885 sich nicht richtete, war nach agnatischem Recht der nächste Thronanwärter, wenn sein Vater auf den Erbanspruch verzichtete. Muß Preußen jedem Welfen den Weg zum Herzogssitz sperren, wie Treitschke, der Borusse aus Sachsen, verlangt hat? Ich glaube: Nein.

Der Versuch, die Gens Guelphica für immer aus dem Dynastenbuch zu streichen, wäre fruchtlos und thöricht. Das Haus Heinrichs

des Löwen hat am Reich nicht schlimmer gesündigt als manche Fürstenfamilie, die der Enkel heute bei überschäumendem Pokal als eine Zierde der Menschheit preist. Wer ist denn ein Welfe? Sybel schrieb einmal: „Keinem Hannoveraner kann die Thatsache unbekannt sein, daß Georg der Fünfte gar kein Welfe, sondern der Nachkomme eines italienischen Fürsten, des Markgrafen Azzo von Este, war und daß dessen Geschlecht erst im zwölften Jahrhundert herrschende Macht in Niedersachsen gewonnen hatte.“ Bestritt also auch dem Sohn Georgs das Recht, sich einen Welfen zu nennen. Einerlei. Der Deutsche Kaiser hat, als Vickys Sohn, wahrscheinlich mindestens eben so viel Welfenblut in den Adern wie Ernst August. Was wäre zu fürchten, wenn Ernst August auf den braunschweigischen Thron, sein Sohn, bevor er das Erbe antritt, auf Hannover verzichtete? Daß der neue Herzog von Braunschweig, sobald Preußen und das Reich gefährdet wären, versuchen würde, Hannover aus den Fängen des schwarzen Adlers zu reißen? Danach könnte er auch als Prinz oder Herzog von Cumberland trachten; und, scheint mir, mit mehr Aussicht auf Erfolg. Bismarck hat gesagt: „Selbst ein persönlicher Verzicht des Herzogs von Cumberland auf die von ihm erhobenen Ansprüche auf Hannover würden der Königlichen Regirung keine Bürgschaft für das Aufhören der auf die Losreißung Hannovers gerichteten Bestrebungen der Welfenpartei gewähren.“ Das war einmal richtig; und ists in gewissem Sinn heute noch. Jeder Verzicht bindet ja nur Den, der ihn mit seinem Namen deckt (deshalb könnte von Rechtes wegen nie das ganze Welfenhaus, sondern immer nur eins seiner Mitglieder von der braunschweigischen Thronfolge ausgeschlossen werden: schon der Sohn des Ausgeschlossenen kann zu dem geforderten Verzicht ja bereit sein); und bindet auch ihn nur, bis er glaubt, das Band ohne Gefahr lösen zu können. Zeigt sich die Möglichkeit, Hannover wieder von Preußen zu trennen, dann wird jeder Enkel des blinden Königs sie nutzen; mag er im gmundener Exil oder auf dem braunschweigischen Thron sitzen. Doch tempora mutantur. Noch 1884 konnte ein Schlauer zu den Bundesfürsten sprechen: Ich verzichte; und zu den Anhängern: Bis unsere Zeit gekommen ist; bleibt also wachsam! Heute wäre die Fortdauer welfischer Agitation unmöglich, wenn der Herzog zu Braunschweig und Lüneburg feierlich erklärt

hätte, daß er den 1866 geschaffenen Rechtszustand anerkenne und Hannover nicht mehr für sein Haus fordere. Wäre nicht mehr als ein Chiliastentraum, als die Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Kein Verlust also zu fürchten; und beträchtlicher Gewinn zu erwarten. Die Braunschweiger hätten auf ihrem Thron den Welfensprossen, den sie jedem anderen Fürsten vorziehen würden. Preußen verlöre die lästige Welfenpartei; verlöre auch den Makel, dem ältesten deutschen Fürstengeschlecht den vom Blut und vom Recht ihm gewiesenen Weg zur Herrschaft gesperrt zu haben. Und das Reich wäre eines Feindes ledig; eines, dem nicht nur in London, Petersburg, Kopenhagen, sondern auch an manchen deutschen Höfen willfährige Vettern und Basen wohnen. Denn daß ein Cumberland, der mit dem Reich seinen Frieden gemacht, daß ein Herzog zu Braunschweig, der auf Hannover verzichtet hätte, in normalen Zeiten gegen den Reichsbestand draußen Bundesgenossen werben könne: dieser Wahn gedeiht nur auf der Hintertreppe. Ganz nutzlos ist das Säkulum seit den Tagen des Rheinbundes doch nicht verstrichen. Und schon im März 1892 hat Ernst August an den Deutschen Kaiser geschrieben: „Als deutscher Fürst liebe ich mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig; und jedes den Frieden des Deutschen Reiches und der ihm angehörenden Staaten störende oder bedrohende Unternehmen liegt meinen Absichten fern". Sein Mund sprach nie, was das Herz nicht empfand.

Die Welfen haben oft an die Thatsache erinnert, daß ihr König Ernst August 1848 dem aus Berlin entflohenen Prinzen Wilhelm von Preußen im Schloß Herrenhausen Obdach gewährt hat; dem selben Wilhelm, der dann den Sohn dieses Königs vom Thron stieß. Sollte ihnen an der Spree etwa aufgezählt werden, was Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in der Zeit zwischen Valmy und Jena an Preußen gesündigt hat? Sentimentale Mahnungen wären in ernster Stunde sinnlos. Das braunschweigische Volk hat unzweideutig gezeigt, daß es einen Herzog aus dem Welfenhaus haben will. Dieser Wunsch muß erfüllt werden, wenn der Herzog zu Braunschweig, dem der Thron von Rechtes wegen gebührt, den 1866 durchs preußische Schwert geschaffenen Zustand öffentlich anerkennt, öffentlich seinen Anhängern einschärft, die Wiederherstellung des Königreiches Hannover dürfe fortan nicht mehr das Ziel sichtbaren oder heimlichen Strebens sein.

Den „endgiltigen, vorbehaltlosen Verzicht aller Agnaten des herzoglichen Hauses auf Hannover“ hat Ernst August am fünfzehnten Dezember 1906 geweigert. In dem Brief an die braunschweigische Landesversammlung, die den Verzicht erbeten hatte, wiederholte er die „rückhaltlose Anerkennung der Reichsverfassung“ und das Gelöbniß: „Nie werde ich wissentlich veranlassen oder gutheißen, daß mit den zu meiner Verfügung stehenden Mitteln feindliche Unternehmungen gegen des Königs von Preußen Majestät oder den preußischen Staat angestiftet oder gefördert werden.“ Darauf aber folgte eine „rechtliche Verwahrung gegen die unserem Land und Haus angethane Gewalt“; die Betonung der Pflicht, den gewünschten Verzicht zu weigern; endlich das Erbieten, sein und seines ältesten Sohnes Recht auf Braunschweig zu Gunsten des jüngeren Sohnes aufzugeben. So gings nicht. Ein neuer Regent zog, diesmal aus Mecklenburg, ins braunschweiger Schloß. Und die Losung lautete: Unzweideutiger Verzicht aller dem Welfenhaus Angehörigen auf Hannover oder Ausschluß vom Erbrecht auf Braunschweig-Lüneburg. Sie konnte, so lange Ernst August aller Welfen Hoffnung blieb, nicht anders lauten.

Im vorigen Mai ist der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland gestorben; und dem überlebenden, der die Vornamen des Vaters trägt, hat sich jetzt die Tochter des Deutschen Kaisers verlobt. Ein frommes Gemüth mochte, da, nach allerlei seltsamer Vorpost, die Botschaft kam, der Worte gedenken, die, vor fünfundvierzig Jahren, Windthorst, der treuste und klügste Welfe, im Haus der Abgeordneten sprach: „Die im Unglück große Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Königin Friderike von Hannover, vereinen sich dort oben im Gebet, daß zwischen dem hannoverschen und dem preußischen Stamm eine herzliche und ganze Aussöhnung eintrete; und alle edlen Seelen beider Stämme finden einander in diesem Gebet, dessen Erfüllung zu einer ferneren glücklichen Entwickelung unseres Vaterlandes nothwendig ist. Davon hängt mehr ab als irdisches Gut.“ Auch der kühle Politiker darf sich der Kunde freuen und braucht nicht, wie Byrons Petrus, zu knurren: „Die Welfen einzulassen, soll mein Amt sein? Eh ich Das thue, will ich selbst verdammt sein!“ Lasset sie, auch ohne papiernes Gelübde, schnell in Braunschweig einziehen (dessen Boden nach der Düngung mit ihrem Golde lechzt);

und seid froh, daß die 1866 geschlagene Wunde sich schließt. Wenn Hohenzollern und Welf, zwei Kaisergeschlechter, sich nach langer Zeit wieder verschwägern, bleibt den Völkern, die noch bei Belle-alliance neben einander fochten, kein Grund mehr zum Groll. Der alte Herzog kann sich kaum einen öffentlichen Verzicht abzwingen, der einen großen, unter Opfern in Treue bewährten Volkstheil kränken müßte. Solcher Verzicht ist jetzt auch nicht nöthig: die Zustimmung zum Ehebund schließt ihn ein. Der Herzog von Cumberland, der seinem Erben die Tochter des Preußenkönigs vermählt, ist nicht „in einem dem durch die Reichsverfassung gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern widerstreitenden Verhältniß zu dem Bundesstaat Preußen“. Die Voraussetzung des Bundesrathsbeschlusses vom zweiten Juni 1885 ist unhaltbar geworden. Anstandspflicht und Staatsraison empfehlen die Aufhebung dieses Beschlusses; gebieten auch, das Gefühl des Mannes zu schonen, der schuldlos ein Königreich verlor. Jubilate! Thront, im preußischen Waffenrock, Ernst August als Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, dann ist Preußen einer Sorge ledig und ein Fleck aus wilder Bruderzwistzeit vom Reichshaus gewischt.

Menschenthat.

In der Aula der berliner Universität hat der Kaiser eine Rede gehalten, deren Zweck war, „in den Thatsachen der Geschichte die sichtbaren Beweise für das Walten Gottes“ erkennen zu lehren. „Das heutige Geschlecht, welches in diesem Jahrhundert lebt, welches leicht dahin führt, hauptsächlich Das, was man sieht oder beweisen oder mit Händen greifen kann, zu glauben, das dagegen für Transszendentales (gemeint war wohl: Transszendentes) geringere Fähigkeiten zeigt und dem das Wort (der Begriff?) Religion Schwierigkeiten bereitet, dieses Geschlecht bedarf eines Hinweises, wie es zu dem alten Glauben seiner Väter kommen kann. Denken wir daran, daß kurz nach dem Hintritt des großen Königs das Preußenvolk diesen Glauben verloren hatte. Ausländisches Wesen griff um sich. Und als die große Belastungsprobe des Jahres 1806 kam, brachen die Stützen und ein Zusammenbruch fand Statt, wie ihn die Welt kaum je gesehen hatte und der die Herzen verzagen ließ. War Das Menschenthat? Das war Gottesgericht! Und eben so hinterher! Eine Wendung

in der Weltgeschichte! Das war auch nicht der Menschen That, sondern Gottes That. Da erhob sich, im Glauben an Gott, ein unterdrücktes, zerstückeltes Volk (ein Wunder, wie es noch nicht dagewesen) und warf Alles vor sich her. Das war auch nicht That der Menschen: Das war Gottes That!“ Ein schöner, in Gewittern noch tröstender Glaube. Zeugt aber die Geschichte des Befreiungskrieges für ihn? Ward Preußen 1806 geschlagen, weil es den Christenglauben verloren, und siegte 1813, weil es diesen Glauben wiedergefunden hatte? Das kann selbst der Summus Episcopus nicht erweisen; nicht leichter als den Sieg Colignys in Saint-Quentin.

Zunächst: Preußens Erhebung war herrlich, hatte den Weltenwirbel einer Naturgewalt; doch Preußen focht nicht allein wider den von Rußlands Winter entkräfteten Korsen; und daß es mit den Verbündeten siegte, dünkt den von Bonapartes Kriegen heimwärts kehrenden Blick nicht ein noch niemals erschautes Wunder. Fromm war Fritz nicht gewesen; ausländischem Wesen holder als deutschem. Dennoch hat er in mancher Hauptschlacht gesiegt (der in dieses Heft aufgenommene Bericht über Hohenfriedberg kann lehren, wie nüchtern sein blau blitzendes Auge das Werden solchen Sieges sah) und Preußens Zukunft gesichert. Er schwor drauf, daß der Herrgott stets bei der stärksten Schwadron sein werde. „Die Religion ist eine alte Maschine, die man immer benutzt hat, um die Völker in unterthaner Treue zu halten und die Menschenvernunft zu zügeln .. So lange die Fürsten an der Kette der Theologie liegen und die dem Land Gebietenden fürs Beten bezahlt werden, kann die von solchen Geistestyrannen verdunkelte Wahrheit das Volk nicht erleuchten. Wie Kranke nach allerlei Arzenei langen, weil sie hoffen, daß eine sie heilen werde, so hat das Menschengeschlecht in seiner Verblendung ein göttliches Wesen und eine helfende Kraft in allen natürlichen Dingen vorausgesetzt.“ So sprach Fritz; und oft klang seine Rede viel schriller. Fromm war Friedrich Wilhelm der Zweite; seine Wöllner und Bischoffswerder konnten sich neben der Tafelrunde von Sanssouci als die besseren Christen spreizen. Ihr König hat „dem Unglauben und Aberglauben und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten“ den Krieg erklärt und in seinem Edikt „die Grundwahrheiten des Christenglaubens“ wieder ins Volksbewußtsein zu prägen getrachtet. Nur: das Heer, Preußens Rückgrat, ließ er verküm-

mern. Trotzdem seit Friedrichs Tode die Bevölkerung sich fast verdoppelt und jeder Nachbar die Wehrmacht gemehrt hatte, wuchs die preußische Armee nicht einmal um vierzigtausend Köpfe. Und danach? Im Glauben hat der dritte Friedrich Wilhelm nie gewankt. Aber Stein durfte an Vincke schreiben: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht gelenkt und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein.“ Und nach der Niederlage rief Scharnhorst: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt: dann erst wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen: weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.“ Und die Frommheit des Jahres Dreizehn? Clausewitz spricht: „Die Meinung, daß man Frankreich widerstehen könne, ist unter uns fast gänzlich verschwunden. Man glaubt an die Nothwendigkeit einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Dies ist die allgemeine Stimmung. Einzelne zeichnen sich noch durch die Frechheit aus, mit der sie auf die Sicherheit und den ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigenthums pochen; auf die Nothwendigkeit, diesem Alles zu opfern, auch die Rechte des Königs, auch die Ehre des Königs, auch die Sicherheit und die Freiheit des Königs! Die vornehmeren Stände sind die verderbteren; Hof- und Staatsbeamte die verderbtesten. Sie wünschen nicht nur, wie die Anderen, Ruhe und Sicherheit, sie sind nicht nur dem Gedanken entwöhnt, ihre Pflicht zu erfüllen, sondern sie verfolgen auch Jeden, der nicht verzweifelt, mit unversöhnlichem Haß. Doch wenden wir den Blick hinweg von diesen traurigen Zeichen der Nationalverderbtheit, die, wie Geschwüre, äußere Zeichen einer tiefen Krankheit sind, von der das Ganze nur allzu leicht untergraben, vergiftet und aufgelöst werden kann! Bei aller Anhänglichkeit an die Regirung darf man sich nicht verhehlen, daß vorzüglich der Mangel an Vertrauen zu ihr die Quelle der all-

gemeinen Muthlosigkeit ist. Eben so wenig Vertrauen hat die Regirung zu den Unterthanen, ja, sogar zu sich selbst. Ich sage mich los von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will, und von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens. Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins, die es mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen soll; daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen und ein Volk unüberwindlich ist in dem großmüthigen Kampf um seine Freiheit.“ Karl von Clausewitz; damals Oberst im russischen Heer. Hört noch Blücher: „Jetzt ist wiederum die Zeit, zu thun, was ich schon anno Neun angerathen, nämlich: die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen und, wenn die Fürsten nicht wollen und sich Dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen.“ Die Masse sah 1813 nicht anders aus als 1806; war nicht gläubiger noch reiner. Für eine fromme, leicht mit der Ruthe zu leitende Heerde hatte Bonapartes Wahn sie gehalten. Scham und Zorn trieb sie, nicht innige Ergebung in Gottes Willen; peitschte sie in den Nothkampf uud gab ihr die Wucht, die Schwachheit des Königs zu überrennen, der sich so lange gesträubt hatte, „malhonnête“ zu scheinen. Nicht wie ein Christenchoral klang Kleistens Schlachtlied, klang Germanias Mahnung an ihre Kinder:

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!

Der Kimbernschrecken, der zwischen Gallien und Spanien einst Roms Konsuln schlug, hat, ungesänftigt von milder Christenlehre, auch den letzten Imperator eines römischen Weltreiches besiegt. Bleiben die Enkel dieser Kimbern, dem Stammesnamen getreu, Kämpfer, dann können sie getrost vorwärts schreiten. Weicht sich ihr Sinn: nur dann darf, in der dunkelsten Stunde, ihr Vormann stöhnen, daß die Volkheit vom Weg ihres Gottes gewichen sei.

Fritz bei Hohenfriedberg.

Die Werke König Friedrichs des Großen. Ausgabe in deutscher Sprache, besorgt unter Mitwirkung der besten Kenner der fridezizianischen Zeit vom Professor Dr. Berthold Volz. Mit Illustrationen von Adolf von Menzel. Zehn Foliobände (in würdiger Ausstattung); 100 Mark in Leinen, 125 in Halbleder. Band I: Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. II: Geschichte meiner Zeit. III und IV: Geschichte des Siebenjährigen Krieges. V: Vom Frieden von Hubertusburg bis zum Frieden von Teschen. Ueber Politik. Gründe meiner militärischen Haltung. Apologie meiner politischen Haltung. Flugschriften. VI: Antimachiavell. Politische Schriften. Testamente. VII: Militärische Schriften. VIII: Militärische Schriften. IX und X: Dichtungen, Briefe, Generalregister. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin.

Eine Probe: Friedrichs Schilderung der Schlacht bei Hohenfriedberg.

Unsicher war die Lage des Königs. Die Politik war voll Abgründen. Der Krieg hing von Zufällen ab und die Finanzen waren fast gänzlich erschöpft. Unter solchen Verhältnissen muß man alle Kraft zusammennehmen und den ringsum dräuenden Gefahren fest ins Auge schauen. Man darf sich nicht durch die Schattenbilder der Zukunft beunruhigen lassen und muß auf alle nur mögliche und denkbare Weise dem Verderben zuvorkommen, so lange es noch Zeit ist. Vor Allem aber darf man nicht von den Grundsätzen abweichen, auf die man sein politisches und militärisches System gebaut hat.

Der Feldzugsplan des Königs stand fest. Um jedoch nichts unversucht zu lassen, wandte er sich zuvor an seine Verbündeten. Durch nachdrücklich geführte Unterhandlungen suchte er Hilfe von ihnen zu erlangen. Nur von Frankreich war Etwas zu erwarten. Der König ließ dem versailler Hofe die Unmöglichkeit vorstellen, einen Krieg noch lange auszuhalten, dessen ganze Last allein auf seinen Schultern lag. Er forderte ihn auf, sein Bündniß buchstäblich zu erfüllen, und da der Feind sich zu einem Einfall in seine Staaten rüstete, so drängte er Ludwig den Fünfzehnten, ihm die für den Fall versprochenen Subsidien zu zahlen oder ihm durch eine wirkliche Diversion Luft zu schaffen. Auf das französische Ministerium schienen seine Vorstellungen wenig Eindruck zu machen. Es behandelte sie als Lappalien und sah die Schlacht von Fontenoy und die Eroberung einiger festen Plätze in Flandern als eine beträchtliche Diversion an. Nun wandte sich der König persönlich an Ludwig und beschwerte sich über die kühle Haltung des versailler Ministeriums. Er betonte, in welch mißlicher und bedrängter Lage er sich befinde und daß nur die Freundschaft für Seine Allerchristlichste Majestät ihn in diese Noth gebracht habe. Er hielt dem König von Frankreich vor, daß er ihm einige Gegendienste für

den Beistand schulde, den er ihm in einer Zeit geleistet habe, wo das Glück sich im Elsaß den Oesterreichern zuwandte. Die Schlacht von Fontenoy und die Einnahme von Tournai seien gewiß glorreiche Ereignisse für des Königs Person und für Frankreichs Vortheil, aber für Preußens unmittelbares Interesse bedeuteten sie nicht mehr als ein Sieg am Skamander oder die Eroberung von Peking. Zudem, fuhr der König in seinem Briefe fort, hielten die Franzosen in Flandern kaum sechstausend Oesterreicher in Schach; er könne sich in der augenblicklichen Gefahr nicht mit schönen Worten zufrieden geben, sondern müsse dringend um wirkliche Hilfe bitten. Der Vergleich mit dem Skamander und Peking mißfiel Seiner Allerchristlichsten Majestät. Die Verstimmung war zwischen den Zeilen des Antwortschreibens zu lesen; und der König von Preußen fühlte sich wiederum durch den kalten und hochmüthigen Ton dieser Antwort gekränkt.

Während diese kleinen Zwistigkeiten dem unter Verbündeten nöthigen Einvernehmen schadeten, begannen die Oesterreicher ihre Operationen im Felde. Das österreichische Heer, aus den Truppen der Königin und aus den Sachsen bestehend, rückte allmählich an die schlesische Grenze. Die Oesterreicher kamen von Königgraetz und aus der Gegend von Jaromircz, die Sachsen von Jung-Bunzlau und Königinhof. Sie vereinigten sich bei Trautenau, von wo sie auf Schatzlar vorrückten. Unterwegs konnten sie sich nicht aufhalten. Alle ihre Bewegungen waren also fast auf Tag und Stunde zu berechnen. Es war daher an der Zeit, General Winterfeldt in Landeshut die nöthigen Befehle zu ertheilen. Er sollte sich beim Nahen des Feindes auf das Corps Du Moulins zurückziehen und gemeinsam mit ihm den Rückzug bis Schweidnitz fortsetzen. Dabei sollten sie möglichst geschickt die Nachricht aussprengen, daß die Preußen im Begriff ständen, den Fuß des Gebirges zu verlassen und unter den Kanonen von Breslau Schutz zu suchen.

Der doppelte Spion, von dem schon die Rede war, griff diese Gerüchte begierig auf und brachte dem Prinzen von Lothringen flugs die Bestätigung vom Rückzug der Preußen, den er ihm vor einiger Zeit gemeldet hatte. List nützt im Kriege manchmal mehr als Kraft. Freilich darf man sie nicht zu oft anwenden, sonst verliert sie ihren Werth. Man soll sie für wichtige Gelegenheiten aufsparen. Wenn die falschen Nachrichten, die man dem Feind zukommen läßt, seinen Leidenschaften schmeicheln, so ist man fast sicher, ihn in die Falle zu locken. Da Winterfeldt und Du Moulin dem Feinde um einen Tagemarsch voraus waren, so gelangten sie nach Schweidnitz, ohne daß ihnen das Geringste zustieß.

Die Armee des Königs verließ Frankenstein und bezog am dreißigsten Mai ein Lager bei Reichenbach. Von da hatte sie nur noch einen kleinen Marsch bis Schweidnitz, das sie am ersten Juni passirte. Winterfeldts und Du Moulins Corps marschirten als Avantgarde und nahmen die Anhöhen von Striegau diesseits vom Striegauer Wasser ein. General Nassau besetzte mit seinem Corps den Nonnenbusch und

die Armee lagerte in der Ebene zwischen Alt-Jauernick und Schweidnitz. So war der zwei Meilen breite Raum zwischen Striegau und Schweidnitz von einer fast ununterbrochenen Linie preußischer Truppen besetzt. Die Stellung des Königs war höchst vortheilhaft. General Wallis, der Führer der feindlichen Avantgarde, und Nadasdy erschienen zuerst auf den Anhöhen von Freyburg. Der Prinz von Lothringen war über Landeshut in Schlesien eingedrungen. Von dort hatte er seinen Marsch über Reichenau und Hohen-Helmsdorf fortgesetzt. Von seinem Lager konnte er auf vier Wegen in die Ebene herabsteigen: über Freyburg, Hohenfriedberg, Schweinhaus und Kauder. Der König rekognoszirte das ganze Gebiet, um über das Gelände für die Aufstellung seiner Armee im Voraus Bescheid zu wissen. Drei Tage lang wurden die Wege ausgebessert. Kein Hinderniß sollte die Preußen aufhalten, dem Feinde entgegenzueilen, sobald er in die Ebene herabkam. Damit nahm man dem Zufall Alles, was Voraussicht ihm entreißen kann.

Am zweiten Juni hielten die österreichischen und sächsischen Generale Kriegsrath auf dem Galgenberg*) bei Hohenfriedberg. Sie konnten von dort zwar die ganze Ebene überschauen, erblickten aber nur kleine Abtheilungen des preußischen Heeres; denn die Hauptmacht war durch den Nonnenbusch und durch Schluchten verdeckt, hinter denen sie absichtlich aufgestellt war, um den Feind in Unkenntniß über die Zahl der Preußen zu halten und ihn in dem Glauben zu bestärken, daß er in ein unvertheidigtes Land komme. Der Prinz von Lothringen lagerte am folgenden Tag bei dem Dorf Oelse und gab Wenzel Wallis Befehl, mit seinem Vortrab das Magazin zu Schweidnitz fortzunehmen. Von da sollte er die Preußen bis nach Breslau verfolgen. Der Herzog von Weißenfels erhielt den Auftrag, mit seinen Sachsen Striegau zu nehmen und dann Glogau zu belagern. Der Prinz von Lothringen hatte bei seinem Plan nur vergessen, daß er ein Heer von siebenzigtausend Mann vor sich hatte, das fest entschlossen war, jede Fußbreite Landes bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Also kreuzten sich die Pläne der Oesterreicher und der Preußen wie entgegenstehende Winde, die Wolken zusammentreiben, deren Zusammenprall Blitz und Donner erzeugt.

Der König besichtigte täglich seine Vorposten. Am Dritten war er auf einer Höhe**) vor Du Moulins Lager. Von dort konnte er das ganze Blachfeld, die Anhöhen von Fürstenstein und sogar einen Theil des österreichischen Lagers bei Reichenau überschauen. Er hatte sich ziemlich lange auf der Anhöhe aufgehalten, als er in den Bergen eine aufsteigende Staubwolke erblickte, die in die Ebene vorrückte und sich von Kauder nach Rohnstock hinschlängelte. Dann sank der Staub und man sah deutlich das österreichische Heer, das in acht großen Kolonnen aus dem Gebirge herausgetreten war. Der rechte Flügel lehnte sich an

*) Heute Siegeshöhe genannt; auf ihr steht der zum Andenken an die Schlacht errichtete Tempel.

**) Die Ritterberge südlich vom Dorfe Gräben bei Striegau.

das Striegauer Wasser und zog sich von dort gegen Rohnstock und Hausdorf. Am linken Flügel standen die Sachsen bis Pilgramshain hin. Sofort erhielt Du Moulin Befehl, das Lager um acht Uhr abends abzubrechen, über das Striegauer Wasser zu gehen und sich auf einem vor der Stadt liegenden Felsen zu postiren. Dort befindet sich ein Topasbruch, der dem Berge den Namen gegeben hat. Die Armee setzte sich um acht Uhr abends in Bewegung und marschirte unter größter Stille nach rechts in zwei Treffen ab. Selbst das Rauchen war verboten. Die Spitze traf um Mitternacht bei den striegauer Brücken ein. Dort wurde gewartet, bis alle Corps beisammen waren.

Am vierten Juni um zwei Uhr früh versammelte der König die höchsten Offiziere, um ihnen die Dispositionen für die Schlacht zu geben. Wir würden sie hier übergehen, wäre nicht Alles, was mit einer Entscheidungschlacht zusammenhängt, wichtig. Die Anordnung lautete, wie folgt: „Die Armee marschirt unverzüglich rechts in zwei Treffen ab und geht über das Striegauer Wasser. Die Kavallerie stellt sich in Schlachtordnung dem linken feindlichen Flügel gegenüber, nach Pilgramshain zu. Du Moulin deckt ihren rechten Flügel. Der rechte Infanterieflügel stellt sich neben dem linken Kavallerieflügel, den rohnstocker Büschen gegenüber, auf. Die Kavallerie des linken Flügels lehnt sich an das Striegauer Wasser und behält die Stadt Striegau weit im Rücken. Zehn Dragoner- und zwanzig Husarenschwadronen stellen sich als Reserve hinter die Mitte des zweiten Treffens und halten sich zur Verwendung bereit. Hinter jedem Kavallerieflügel steht ein Husarenregiment als drittes Treffen, um bei offenem Gelände den Rücken und die Flanke der Kavallerie zu decken oder zur Verfolgung vorzugehen. Die Kavallerie greift den Feind mit der blanken Waffe ungestüm an, macht während des Gefechtes keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe nach dem Gesicht. Nachdem sie die feindliche Kavallerie angegriffen, geworfen und zerstreut hat, kehrt sie um und fällt der feindlichen Infanterie in die Flanke oder in den Rücken, je nach der Gelegenheit. Die Infanterie rückt im Geschwindschritt gegen den Feind an. Wenn irgend möglich, geht sie mit der Bayonnette vor. Muß gefeuert werden, dann auf nur hundertfünfzig Schritt. Finden die Generale auf den Flügeln oder vor der Front des Feindes ein Dorf unbesetzt, so nehmen sie es, umstellen es mit Infanterie und benutzen es nach Möglichkeit zur Umfassung der feindlichen Flanke. Doch dürfen keine Truppen in die Häuser oder Gärten gelegt werden, damit nichts die Verfolgung des geschlagenen Gegners hindert."

Sobald Jeder wieder auf seinem Posten war, setzte sich die Armee in Marsch. Kaum war die Spitze über den Bach, als Du Moulin Meldung sandte, er habe feindliche Infanterie auf einer Anhöhe vor sich erblickt und seine Stellung geändert. Er sei rechts abgebogen und habe sich auf einer gegenüberliegenden Anhöhe formirt, wodurch er sogar den linken Flügel des Feindes überflügele. Du Moulin war auf die Sachsen gestoßen. Sie hatten Befehl, Striegau zu besetzen, und waren

nun sehr erstaunt, Preußen vor sich zu finden. Der König ließ schleunigst eine Batterie von sechs Vierundzwanzigpfündern auf dem Topasberg auffahren. Sie war in der Schlacht von erheblichem Nutzen, da sie große Verwirrung unter den Feinden anrichtete.

Die ganze sächsische Armee eilte zur Unterstützung ihrer Avantgarde heran, die zur Einnahme von Striegau Befehl hatte. Nun donnerten ihr die preußischen Geschütze ganz unerwartet entgegen. Zugleich formirte sich die Kavallerie des rechten preußischen Flügels unter der Batterie. Die Gardesducorps marschirten neben Du Moulin auf und die linke Flanke des Flügels stieß an die rohnstocker Büsche. Zweimal griffen die Preußen die sächsische Reiterei an: dann flüchtete sie in wildem Getümmel. Nun hieben die Gardesducorps die beiden Infanteriebataillone nieder, auf die Du Moulin bei Beginn der Schlacht gestoßen war. Darauf griffen die preußischen Grenadiere und das Regiment Anhalt die sächsische Infanterie in den Büschen an, wo sie sich zu entwickeln begann, vertrieben sie daraus und verjagten sie auch von einem Damm, wo sie sich wieder sammeln wollte. Von da setzten sie durch einen Teich und gingen gegen das zweite Treffen der Sachsen vor, das auf sumpfigem Boden stand. Der Kampf war noch blutiger als der erste, aber eben so rasch beendet. Die Sachsen mußten sich auch hier zur Flucht wenden.

Die sächsischen Generale brachten einige Bataillone wieder zum Stehen und stellten sie auf einer Anhöhe hakenförmig auf, um ihren Rückzug zu decken. Aber die schon siegreiche preußische Reiterei des rechten Flügels tauchte in ihrer Flanke auf, während die preußische Infanterie aus dem Gehölz heraustrat und zum Angriff vorging. Kalckstein stieß noch mit Truppen aus dem zweiten Treffen dazu, das die Sachsen weit überflügelte. Als Diese ihre verzweifelte Lage erkannten, warteten sie den Angriff nicht ab, sondern ergriffen schimpflich die Flucht. So wurden sie völlig geschlagen, noch ehe der linke Flügel ganz aufmarschirt war. Es verging noch eine gute Viertelstunde, bevor der linke Flügel mit den Oesterreichern handgemein wurde.

Der Prinz von Lothringen hatte in seinem Hauptquartier zu Hausdorf die Meldung erhalten, daß man Gewehr- und Geschützfeuer vernehme. Er glaubte schlecht und recht, die Sachsen griffen Striegau an, und legte der Meldung keinen Werth bei. Schließlich meldete man ihm, die Sachsen seien auf der Flucht und das ganze Blachfeld wimmle von ihnen. Nun kleidete er sich schleunigst an und gab den Befehl zum Vormarsch. Die Oesterreicher rückten mit gemessenen Schritten in die Ebene zwischen dem Striegauer Wasser und den rohnstocker Büschen, die von zahlreichen Grenzgräben zwischen den Bauerngütern durchschnitten wird. Sobald Markgraf Karl und der Prinz von Preußen dem Feinde nahe genug waren, griffen sie ihn so heftig an, daß er zurückwich. Die österreichischen Grenadiere benutzten die genannten Gräben sehr geschickt und hätten ihren Rückzug in guter Ordnung vollzogen, wäre das Regiment Garde nicht zweimal mit gefällter Bayon-

nette auf sie eingedrungen. Die Regimenter Hacke, Bevern und alle, die im Feuer standen, zeichneten sich durch Tapferkeit aus. Als der Feind vor dem rechten Flügel vertrieben war, ließ der König eine Viertelschwenkung machen, um die Oesterreicher in der linken Flanke und im Rücken zu fassen. Der rechte Flügel strich durch die rohnstocker Büsche und Teiche, und als er sie hinter sich hatte und den Feind angriff, hatte der linke preußische Flügel schon beträchtliches Gelände gewonnen.

Die Kavallerie des linken Flügels hatte einen Unfall erlitten. Kaum war Kyau mit seinen zehn Schwadronen über die Brücke des Striegauer Wassers gegangen, als die Brücke einbrach. Kyau entschloß sich zum Angriff auf die feindliche Kavallerie. General Zieten stieß mit der Reserve zu ihm, warf Alles, was ihm Widerstand leistete, vor sich nieder und verschaffte Nassau, der den linken Flügel kommandirte, Zeit, den Bach zu durchwaten. Kaum hatte Nassau seinen Flügel in Reihe und Glied gestellt, so griff er die ganze feindliche Reiterei, die er vor sich fand, an und schlug sie in die Flucht. General Polentz trug viel zum Erfolge bei. Er hatte sich mit seiner Infanterie in das Dorf Fehebeutel geschlichen, von wo er die österreichische Kavallerie in der Flanke beschoß und sie durch mehrere Salven erschütterte, so daß sie leichter geschlagen wurde. Geßler, der das Zweite Treffen befehligte, sah, daß es hier keinen Lorber zu pflücken gab. Er wandte sich zur preußischen Infanterie, und als er die Oesterreicher in Unordnung sah, ließ er die Infanterie auseinandertreten, ging durch sie hindurch, formirte sich in drei Kolonnen und stürzte sich mit unerhörtem Ungestüm auf den Feind. Die bayreuther Dragoner hieben einen großen Theil nieder und nahmen einundzwanzig Bataillone von den Regimentern Marschall, Grünne, Thüngen, Daun, Kolowrat*), Wurmbrand**) und einem anderen Regiment, dessen Name mir entfallen ist, gefangen. Trotzdem Viele getötet wurden, betrug die Zahl der Gefangenen doch viertausend Mann, dazu sechsundsechzig Fahnen. General Schwerin, der Vetter Dessen, der sich bei Jägerndorf hervorgethan hatte, und eine Unmenge von Offizieren, die wir wegen ihrer großen Anzahl nicht aufführen können, erwarben sich hier unsterblichen Ruhm.

Diese Heldenthat geschah zur selben Zeit, wo der rechte preußische Flügel dem Prinzen von Lothringen in die Flanke fiel. Damit erreichte die Verwirrung der Oesterreicher den Höhepunkt. Alles lief auseinander und flüchtete in größter Unordnung nach dem Gebirge. Die Sachsen zogen sich über Bohrau-Seifersdorf zurück. Das Centrum der

---

*) Die Brigade des Feldzeugmeisters Baron Thüngen, die durch Geßlers Angriff vernichtet wurde, bestand außer den genannten Regimentern auch noch aus den Regimentern Maximilian von Hessen und Baden-Baden, die der König zu erwähnen vergessen hat.

**) Das Regiment Wurmbrand focht in der Schlacht von Hohenfriedberg nicht mit.

Oesterreicher rettete sich über Kauder und ihr Flügel über Hohenfriedberg, wo zu ihrem Glück Nadasdy und Wallis eingetroffen waren, die den Rückzug deckten. Die Preußen verfolgten sie bis auf die Höhen von Kauder. Dort machten sie Halt, um sich zu verschnaufen.

Die Preußen nahmen in der Schlacht insgesamt 4 Generale, 200 Offiziere und 7000 Gemeine gefangen. Ihre Siegestrophäen bestanden in 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. Das Schlachtfeld war mit Toten besät. Die Feinde verloren 4000 Mann, darunter mehrere höhere Offiziere. Der Verlust der Preußen an Toten und Verwundeten betrug kaum 1800 Mann. Mehrere Offiziere, die in der Schlacht fielen, erwarben sich Anspruch auf die Trauer des Vaterlandes. Unter ihnen befanden sich General Truchseß und die Obersten Massow, Kahlbutz und Düring.

Das war die dritte Entscheidungschlacht um den Besitz von Schlesien, aber nicht die letzte. Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, bilden die Unterthanen den Einsatz. Durch List wurde die Schlacht vorbereitet, aber durch Tapferkeit gewonnen. Wäre der Prinz von Lothringen durch seine selbst getäuschten Spione nicht irregeführt worden, so wäre er niemals so plump in die Falle gegangen. Das bestätigt wieder die alte Lehre, daß man nie von den Grundsätzen der Kriegskunst abweichen und nie die Vorsicht außer Acht lassen soll. Ihre peinliche Beobachtung sichert allein den Erfolg. Selbst wenn Alles dem Plan eines Heerführers Erfolg verspricht, ist es immer das Sicherste, seinen Feind nie so tief zu unterschätzen, daß man ihn für unfähig zum Widerstand hält. Der Zufall behauptet stets sein Recht.

Selbst in dieser Schlacht wäre ein Mißverständniß für die Preußen beinahe verhängnißvoll geworden. Im Anfang zog der König zehn Bataillone des Zweiten Treffens unter Kalcksteins Befehl zur Verstärkung Du Moulins vor und schickte einen seiner Adjutanten an den Markgrafen Karl mit dem Auftrag, den Befehl über das Zweite Treffen während Kalcksteins Abwesenheit zu übernehmen. Der einfältige Offizier meldete dem Markgrafen aber, er solle das Zweite Treffen mit seiner Brigade, die am äußersten Ende des linken Flügels stand, verstärken. Der König merkte das Versehen noch früh genug und machte es schleunigst wieder gut. Hätte der Prinz von Lothringen die falsche Bewegung benutzt, so hätte er den linken Flügel der Preußen, der noch nicht an das Striegauer Wasser gelehnt war, in der Flanke fassen können. So hängt das Schicksal ganzer Staaten und der Feldherrnruhm oft an Kleinigkeiten und ein einziger Augenblick entscheidet den Erfolg. Aber man muß gestehen, bei der Tapferkeit der Truppen, die bei Hohenfriedberg fochten, lief der Staat keine Gefahr. Kein Corps wurde zurückgeworfen. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Februar 1913.

Krümel.

Praeventivkrieg.

Bismarck kommt sacht wieder in die Mode. Wie er sich räusperte und wie er spuckte: Das hatte ihm der kranke Kiderlen abgeguckt, in dessen Hirn der Manometer stets auf Neunundneunzig stand; schon er wähnte, bismärckisch zu handeln, wenn er vor den Botschaftern fremder Großmächte mit der Faust auf die Tischplatte schlug, und bismärckisch zu reden, wenn er, heute noch, in völlig gewandelter Zeit, die Balkanmenschheit eine Horde von Hammeldieben an der unteren Donau nannte. Nun hat gar der Kaiser, dem Bismarck lange nur „der Handlanger eines erhabenen Willens" war, ihn als einen Gewaltigen erwähnt. Auch in unseren Tagen, in denen, nach vierjährigem Schlaf, der schamloseste Byzantinismus aufersteht, ist also erlaubt, den Retter Zollerns zu citiren. Tag vor Tag geschieht es; und könnte ers noch hören, er würde, wie nach 1894, wieder stöhnen: „Sie möchten meine Politik machen, fangens aber dumm an!" Um den Vorwurf abzuwehren, in dem Orienthandel sei die deutsche Macht nicht muthig verwerthet, sei hinter einem dünnen Phrasenschleier nur das Weltgeschäft unserer Gegner gefördert worden, winseln pflichtgemäß und freiwillig Gouvernementale: „Was sollten wir denn thun? Wir haben vornan zur Wahrung des Europäerfriedens mitgewirkt und werden an diesem schönen Werk weiterarbeiten. Für die Nützlichkeit unseres Handelns zeugt Bismarck, der, oft und eindringlich, vor

Praeventivkriegen gewarnt hat.“ Kein Zurechnungfähiger hatte gewünscht, daß Deutschland blind drauflosschlage; doch ohne Fälscherkniffe scheints nicht mehr zu gehen. Wie aber stehts um Bismarcks Warnung? In seinem Buch sagt er: „Vor dem Ausbruch des böhmischen und des deutsch-französischen Krieges war mir, gegenüber der erklärlichen und berechtigten Abneigung an maßgebender Stelle, Moltkes Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der von mir für nothwendig erkannten Politik ein starker Beistand. Unbequem wurde sie mir 1867 in der luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange. Ich bin der bejahenden Theorie, nicht blos zur luxemburger Zeit, sondern auch später, zwanzig Jahre lang, stets entgegengetreten, in der Ueberzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen worden sind, verantwortet werden können und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwickelung nach eigener Berechnung vorzugreifen. Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfniß haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerthen und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht Statt fände; die Aufgabe, ihr Ergebniß in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfniß der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Daß sich der Generalstab und seine Chefs zur Zeit der luxemburger Frage, während der von Gortschakow und Frankreich fingirten Krisis von 1875 und bis in die neuste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem nothwendigen Geist der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt.“ Eine unzweideutige Warnung: gewiß; ist nicht leicht zu fassen, warum sie in der Aera Waldersee dem um sein Lebenswerk Besorgten nöthig schien? Bismarck

hat nie geglaubt, nicht eine Stunde lang, daß Wilhelm der Zweite (den hitzige und selbstsüchtige Freunde in den Ruf eines Draufgängers gebracht hatten) einen Krieg führen wolle; mit dem Friedensbedürfniß, nicht mit der Kampflust des Kaisers hat er gerechnet. Nur gefürchtet, durch „verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse“ könne das Reich in eine Lage gerathen, in der ein an sich vermeidlicher Krieg ohne entehrenden Makel nicht mehr zu vermeiden wäre. Davor hat er gewarnt: vor dem Krieg, dessen Zweck ist, einen unbewährten Feldherrn mit Ruhm zu krönen.

Vor dem Entschluß, einen Krieg, dessen Nahen dem wachsamen Geist fühlbar ist, in der günstigsten Stunde zu führen, nicht den ups and downs unvorhersehbarer Entwickelung schläfrig zu vertrauen, sondern Unvermeidliches früh, unter holden Gestirnen, zu thun? Nein. Am vierten November 1871 hatte im Reichstag Herr von Hoverbeck (in der Berathung des Gesetzes über den Reichskriegsschatz) Anträge gestellt, die dem Parlament ein erweitertes Mitbestimmungsrecht für den Fall einer Kriegserklärung sichern sollten, und gesagt: „Man hat den Begriff des angreifenden Vertheidigungskrieges erfunden und den letzten Krieg gegen Frankreich so genannt.“ Bismarck antwortete: „Der Herr Abgeordnete hat die Theorie eines Angriffskrieges zum Behuf der Vertheidigung in Zweifel gezogen. Ich glaube, daß eine solche Vertheidigung durch den Vorstoß doch eine sehr häufige und in den meisten Fällen die wirksamste ist, und daß es für ein Land von solcher centralen Lage in Europa, das drei bis vier Grenzen hat, wo es angegriffen werden kann, sehr nützlich ist, dem Beispiel Friedrichs des Großen vor dem Siebenjährigen Krieg zu folgen, der nicht wartete, bis das Netz, das ihn umspinnen sollte, ihm über den Kopf wuchs, sondern mit raschem Vorstoß es zerriß. Ich glaube, daß Diejenigen auf eine ungeschickte und schwer verantwortliche Politik rechnen, die annehmen, daß das Deutsche Reich unter Umständen in der Lage sei, einen Angriff, der gegen dieses Reich geplant werde, von übermächtigen Koalitionen, vielleicht auch nur von Einzelnen, ruhig abzuwarten, bis dem Gegner der bequeme und nützliche Zeitpunkt, loszuschlagen, gekommen zu sein scheint. In solchen Lagen ist es die Pflicht der Regirung und die Nation hat das Recht, von der Regirung zu fordern, daß, wenn wirklich ein Krieg nicht vermieden werden kann, dann die Regirung den Zeitpunkt, ihn zu führen,

wählt, wo er für das Land, für die Nation mit den geringsten Opfern, mit der geringsten Gefahr geführt werden kann. Ich könnte neue Beispiele anführen, wo es für den preußischen Staat auch nicht rathsam gewesen wäre, die volle Rüstung seiner Gegner, die volle Verwirklichung aller ihrer Pläne in reiner Defensivstellung abzuwarten, sondern wo ein rasches Zugreifen dem Land sehr große Opfer und vielleicht die Niederlage erspart hat." Und am dreizehnten Juni des selben Jahres hatte er gesagt: „Ich will Sie bitten, sich die Frage zu stellen, wie etwa diese ganzen Verhältnisse hätten verlaufen können, wenn auf dem Thron Preußens ein anderer Monarch gesessen hätte. War es nicht möglich, daß dieser große Krieg, der größte unseres Zeitalters, der ein Menschenalter, ein halbes Jahrhundert hindurch wie eine drohende Wolke am Horizont Deutschlands schwebte, bei dem Monarchen, der auf dem mächtigsten deutschen Thron saß, nicht die gleiche Entschlossenheit, den gleichen Muth, diesen hohen Muth, der Krone, Reich und Leben einsetzt, vereinigt fand? War es nicht möglich, daß in Folge Dessen dieser Krieg im Augenblick vermieden wurde unter Umständen, die das deutsche Nationalgefühl schwer geschädigt und gekränkt hätten? War es nicht möglich, daß er aufgeschoben worden wäre, bis der Feind Bundesgenossen gegen uns gefunden hätte? Alles nicht aus dem Gesichtspunkt einer Aengstlichkeit, die ich bei keinem deutschen Fürsten voraussetze, aber aus dem Gesichtspunkt wohlwollender, väterlicher Friedliebe, die nicht zu rechter Zeit das Schwert zu ziehen weiß! War es nicht möglich, daß dieser Krieg mit weniger Geschick, mit weniger Entschlossenheit, mit weniger sorgfältig vorbereiteten Mitteln geführt wurde? Daß ohne Zögern der richtige Moment ergriffen wurde und nicht durch Zögerung die Zeit verloren ging, in der es nützlich war, zu handeln: Das verdanken wir in erster Linie dem König von Preußen."

Hört rasch noch einen Märker; aus anderer Zeit und von anderem Schlag. Als, im Herbst 1805, der erste Zar Alexander sein Heer dem König von Preußen gegen Napoleon angeboten hatte, schrieb der Rittmeister Friedrich August Ludwig von der Marwitz in sein Tagebuch: „Wie wird es werden? Alles steht in unseres Königs Hand. Solche Macht wird ihm in Jahrhunderten nicht wieder zugeführt. Will er sie brauchen, so ist die Lage der Franzosen nichts weniger als günstig. Möge er wohl erwägen, was er

sich selbst, was er der Ehre seines Hauses und dem preußischen Namen, was er den Verpflichtungen schuldig ist, welche sein Großoheim in Wort und That für ganz Deutschland übernommen hat, ein Schutz zu sein für alle Bedrängten und eine feste Mauer gegen jede übermüthige Gewalt. Ihm ist Größeres vergönnt!" Wer mit Fritzenmuth das Schwert zieht, kann Beträchtliches auf Preußens Tenne heimbringen. Stein erblickt die großen Zeichen der Zeit; möchte den unvermeidlichen Krieg gegen Frankreich in der für Preußen günstigsten Stunde wagen und scheut, unter Säuslern ein Mann, nicht den unpopulären Ruf des Kriegsparteiführers. Doch Friedrich Wilhelm der Dritte sieht nur, daß Europa sich nach Frieden sehnt, und meint, Preußens Platz müsse neben Denen sein, die auch unter Opfern den Frieden erhalten wollen. Trotzdem er über dreihunderttausend Mann gebietet und nicht nur Norddeutschlands Freiheit zu wahren, sondern auch Oesterreich in einen anständigen Frieden zu helfen vermag. Marwitz grollt: „Oesterreich hätten wir, sogar als es sich selbst verließ, nicht sollen sinken lassen; nach der Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz unseren Marsch nach Böhmen beschleunigen und in Verbindung mit den Russen die französische Armee in Deutschland vernichten. Wir hatten alle Mittel zu einem kräftigen Feldzug in Händen und waren den Franzosen in ihrer gewagten Stellung weit überlegen. Nicht nur unserer Ehre, sondern noch viel mehr unserer Erhaltung wegen mußten wirs thun. Die Zeit, wo Frankreich seine Macht gegen Preußen kehrt, wird bald kommen; es wird bald seine Augen auf den einzigen Punkt des Festlandes richten, in welchem noch bares Geld vorhanden ist: das nördliche Deutschland." Die Zeit kam bald. Zu spät sah man, in den Tagen von Jena, ein, welcher Fehler es war, Oesterreich im Stich zu lassen und so lange zu zaudern, daß dem Sieger von Austerlitz möglich wurde, seine Heersäulen näher an die preußischen Grenzen zu rücken. Der kannte die berliner Hofstimmung, als er an Talleyrand schrieb: „Mein Bündniß mit Preußen beruht auf der Furcht. Mit dieser Macht ist nicht ernsthaft zu rechnen. Was sie jetzt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten, zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit dem Sieger verständigen. Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich unternehmen, ist so lächerlich, daß er mir der Erörterung nicht werth scheint." Die Gelegenheit war versäumt.

Lasset, sammt dem Herrgott, den Mann Otto Bismarck aus dem Spaß; den fest in sich verschanzten Menschen, der seine Biographen an das menandrische Wort gemahnt hat, Menschliches sei von Menschenbewußtsein nie als fremden Blutes zu fühlen. Der taugt nicht zum Entlastungzeugen in dem Hauptverfahren wider die Bethmänner. Der hätte, mit einer Wehrmacht, wie der Erdkreis noch keine sah, sich nicht von den Schleppern der Triple-Entente zwischen die Bagger der Botschafterreunion lotsen lassen; sondern in der günstigsten Stunde diese Macht auf die Wagschale geworfen, die er senken wollte. Jeder vermeidbare Krieg muß vermieden, jeder den nüchternen Blick unvermeidbar dünkende an dem Tag begonnen werden, der die eigene Sache im besten, die des Gegners in unfertigem Zustand findet. Wer dem Feind die Wahl der Angriffsstunde läßt, ist halb schon geschlagen.

Um die Mongolei.

In Ostasien wirds wieder laut. Dem jungen Kaiser Yoshihito macht Japans Volk das Leben nicht so leicht wie dem greisenden Mutsuhito. Konflikt mit dem Reichstag. Straßenputsche, Ministerwechsel: Tokio reift geschwind in die Herrlichkeit des modern style. Fürst Taro Katsura, der, als Samuraisproß und Feldmarschall, der Exponent alter Machtrechte sein mußte, ist, trotz dem Ansehen, das ihm der Abschluß des anglo-japanischen Bündnisses verschafft hatte, jäh von der Höhe gestürzt und der Kaiser, in Versammlungen und Petitionen, gewarnt worden, die der Nation gewährten und noch verheißenen Rechte zu kürzen. „Zwischen den Thron und das Volk haben sich Schädlinge gedrängt, die das Auge Eurer Majestät zu blenden und den von der Verfassung gewiesenen Weg mit Hindernissen zu sperren trachten. Gelingt ihr Versuch, dann bleibt auch dem Kaiserhaus die Nachwirkung der Unruhe nicht erspart und ihm naht böse Zeit.“ Das ward dem Tenno ins Ohr geschrien. Katsura, hieß es, beruft sich zu oft auf den kaiserlichen Willen und stützt sich auf die „alten Staatsmänner“ (die Genro), deren fortwährende Macht mit dem Grundgedanken der Verfassung unvereinbar ist. Diesem Demokratenzorn wider die „Clanleute“ und das von ihnen dem Land aufgezwungene Junkerjoch gesellte sich der durch den Steuerdruck bewirkte Unmuth der darbenden Masse und die Mißstimmung der Hochschulwelt,

die sich in der Freiheit ihres politischen Glaubens beengt fand. Yoshihito scheint durch all diese Geräusche ängstlich geworden zu sein. Zuerst ließ er sich krank melden; dann in der Regirungpresse den Wahn bekämpfen, daß der Verfassung irgendwelche Gefahr drohe, und ankünden, er werde, um die Reichsfinanzen zu schonen, die Krönungfeier in einfachen Formen halten und mindestens die Hälfte der Kosten aus seiner Schatulle bezahlen. Da der Lärm nicht aufhörte, schickte er Katsura fort und ernannte den Admiral Grafen Yamamoto zum Ministerpräsidenten. Der hat das Vertrauen der Alten, ist in Heer und Flotte beliebt (er war, vor zehn Jahren, unter Katsura, Marineminister), hat aber auch unter den Wählern und Erwählten der Seiyukai (Verfassungpartei) Anhang und gilt als der pfiffigste Meister parlamentarischer Taktik. Vielleicht glückts ihm, sein Schiffchen durch die nächsten Klippen zu schlängeln. Katsura war schon seit dem Frieden von Portsmouth, dessen Ertrag unter der Volkshoffnung blieb, im Ruf geschmälert. Immerhin siehts in Japan so aus, als könne bald wieder die Oeffnung eines Ventils nöthig werden, durch das die im Reichshaus entstandenen Explosivgase nach außen verströmen können.

Die Möglichkeit wäre nicht lange zu suchen. Während Europa unter dem Albdruck des Balkanhaders wimmert, bereiten sich in Ostasien wichtige Besitzwandlungen vor. Großbritanien will in Tibet, Rußland in der Mongolei herrschen. Die beiden chinesischen Provinzen haben einander versprochen, ihre Unabhängigkeit (Tibets unter dem Dalai Lama, die der Mongolei unter dem Chutuchta) zu achten und gemeinsam den Buddhaglauben und das Eigenthumsrecht ihrer Völker zu schützen. Seit dem Herbst hat Rußland mit der Mongolei einen Handelsvertrag, der seinen Kolonisten und Kaufleuten größere Rechte giebt als den Chinesen. Die wüthen natürlich; haben eine Gesellschaft „Zur Rettung der Mongolei“ gegründet und boykottiren die russischen Waaren. Sun-Yat-Sen, der Rufer und Führer zur Revolution, aus der die Republik China hervorging, bläst mit voller Lungenkraft in die glimmenden Funken. „Krieg gegen Rußland“: ist seine Losung; und trotz mancher Enttäuschung erlahmt er nicht in dem Versuch, Japan von Rußland zu lösen und in einen Krieg der gelben Rasse wider die nordischen Barbaren zu überreden. Yuan-Shih-Kai, der Präsident der Republik, spricht für den Frieden;

weil er die Ohnmacht seines Landes erkannt oder weil Petersburg ihn mit ähnlich klingenden Gründen überzeugt hat wie einst den nicht minder schlauen Li-Hung-Tshang? Im Jahr des mandschurischen Krieges hatte Yuan-Shih-Kai, neben dem General Ma, das Kommando über die Truppen, die Tshili und die Mongolei schützen sollten. Damals galt ein Krieg gegen die Russen als sinnloses Uebel; eine Grenzgemeinschaft von hunderttausend Kilometern und der Umfang des Handelsverkehrs, des ältesten, den China mit Weißen hat, empfahl ein freundliches Verhältniß. Jetzt? Die Wonnen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind den Chinesen nicht viel besser bekommen als den Türken. Die Mandschu-Dynastie, die das lockere Reich in einem über die große Mauer hinaus gerundeten Eisenreif zusammenhielt, ist gestürzt: und schon bröckelts auf allen Seiten; in Tibet, der Mongolei, morgen vielleicht in Turkestan. Den Mongolen sind die Russen (deren kolonisatorische Fähigkeit bei uns noch immer allzu niedrig eingeschätzt wird) die Befreier aus schimpflicher Knechtschaft; drum gewähren die Reste des in Armuth und Unwissenheit hinkümmernden Volkes, das in keinem Wesenszug mehr an die Kriegerschaar des Dschengis-Khan und Tamerlans erinnert, ihnen gern Privilegien. Der Kindersinn der im Filzzelt Hockenden röstet sich an der Vorstellung, daß der neue Schutzherr die Chinesen noch schlechter behandelt als der Australier und der Westamerikaner. Warum hat China sie so lange so gewissenlos ausgewuchert? Buddhistische Mönche waren Rußlands erste Agenten; sie trugen die Botschaft durchs Land, nur aus Rurikš Reich könne die Rettung kommen, und hoben das Bild des Weißen Zaren auf die Höhe anzubetender Gottheit. Der Chutuchta verpflichtete alle Mongolen, die Einheit von Religion und Staat anzuerkennen und jedem Andersgläubigen öffentliche Aemter zu weigern. Mandschu und Chinesen wurden geächtet. Zwei Millionen Nomaden wagten vierhundert Millionen Chinesen trotzig herauszufordern. Weil sie auf Rußlands Hilfe bauten. Das verbürgt ihnen die Autonomie, die Finanzhoheit und den Ausschluß chinesischen Wettbewerbes. In der Stille wird Alles, von den Steuergesetzen bis zu den Uniformen, russifizirt. Und noch hat die junge Republik sich zu einem Gegenstoß nicht aufgerafft. Das Heer ist zu unfertig (die Japaner, die sich als Reorganisatoren anboten und dafür Geld

vorschießen wollten, haben einen grob geflochtenen Korb erhalten), als daß ein Waffengang gut enden könnte. Auch in Petersburg wird der Nutzen und Nachtheil von Praeventivkriegen wieder erwogen. „Wir brauchen eine Esplanade nach Osten. Vertrödeln wir die zum Angriff tauglichste Stunde, dann kräftigt sich China vielleicht, legt Schienen bis nach Urga oder gar nach Kiachta und erschwert uns das Kriegsunternehmen." So sprechen die Männer, die eine rasche Annexion empfehlen; sie mahnen, die Zeit chinesischer Schwachheit auszunützen, und schwören, daß die Sache mit drei Divisionen zu machen ist. Für diese Auffassung spricht die Thatsache, daß der Präsident, trotzdem Sun-Yat-Sen eifernd dazu räth, noch keine Strafexpedition in die Mongolei geschickt hat. Die Schlappe, die der Rachezug nach Tibet brachte, mag ihn schrecken. Rußland will seine Macht bis an die Grenze der Inneren Mongolei dehnen und, wenn es sich da neue Stützpunkte gesichert hat, über die Wüste Gobi hinweg südwärts schreiten. Dann aber wäre das Reich der Großen Mauer von so naher Gefahr bedroht, daß es mit letzter Kraft fechten müßte. Der Krieg scheint unvermeidbar; und fraglich nur, auf welcher Seite Japan kämpfen, ob es von den ihm verbündeten Russen zu den ihm verwandten Chinesen abschwenken wird. Die Lust, noch einmal mit den Moskowitern die Kraft zu messen, ist in Nippon nicht groß; der Sieg ist zu theuer geworden, der gelbe Kriegsmann sonnt sich in der Freundschaft mit dem King und dem Zaren und weiß, daß er, erstens, die Mushiks morgen in besserer Rüstung fände und daß er, zweitens, seinen Triumph nur dem Irrthum Kuropatkins dankt, der nach einem Sieg, den er nicht sah, seinem Heer bei Mukden den Rückzug befahl.

Kümmern die Reichswächter sich ernstlich um diese Dinge? Dann hätten sie längst begriffen, warum Rußland zögern muß, sich allzu tief in das Südslavengeschäft einzulassen. In Ostasien ist ein Landfetzen zu erhaschen, der den Magen eines ausgehungerten Riesen füllen kann. Werden wir wieder hören, an diesen Vorgängen sei das Deutsche Reich nicht im Geringsten interessirt und seinem Handel bleibe die Thür ja unter allen Umständen offen? Wir sind da unten nicht gerade glorreich vertreten. Graf Rex, der Botschafter in Tokio, hat weder bei den japanischen Politikern noch bei seinen Landsleuten eine starke Stellung. (Als Prinz Heinrich von Preußen, auf dem Weg zum Begräbniß Mutsuhitos, in Yoko-

hama landen sollte, fand der Kaiserliche Botschafter die deutsche Kolonie am Pier zu schwach vertreten. Halb neun Uhr morgens; schwüles Regenwetter und ein Typhon im Anzug; auch war die Landungstunde nicht angegeben worden. Dennoch warteten ein paar Hundert Herren und ein Dutzend Damen, um den Bruder des Kaisers mit deutschem Gruß zu empfangen. Sie wurden gescholten. Graf Rex, der, nach dem Bordbesuch auf dem Kreuzer „Scharnhorst“, dem Prinzen vorausgeeilt war, fand, ihrer seien zu wenige, und zankte, vor dem Ohr japanischer Würdenträger, bis ein zur Botschaft Gehöriger ihn auf das Nahen der Prinzenbarkasse hinwies. Dieser Mann glaubt sich den Landsleuten vorgesetzt und zur Lehrerrüge berufen. Kein Selbstbewußter sucht ihn gern auf.) Und als ein Spaßvogel den Günstling des Kanzlers als für die Nachfolge Kiderlens Erkürten genannt hatte, gabs im Fernen Osten ein Hohngelächter. Lieb Vaterland, magst ...

Silistria-Adrianopel.

Vor fünfunddreißig Jahren schrieb, an einem Tag des letzten Februardrittels, Fürst Karl Anton von Hohenzollern an seinen in Bukarest regirenden Sohn: „Mehr als je bin ich geistig in Deiner Nähe, angesichts der schweren Krisis, welche Dynastie und Land Rumäniens in diesem Augenblick zu bestehen haben. Wenn es auch erklärlich ist, daß Rußland sich von allen Konsequenzen des Pariser Friedens lossagen möchte, so ist doch kaum verständlich, daß es einem Land eine Demüthigung zufügen will, das mit Gut und Blut ihm, treulich ausharrend, zur Seite gestanden hat. Wie die politischen Verhältnisse heute liegen, ist für Rumänien nirgends Aussicht auf Unterstützung. Rußland wird Alles erreichen, was es will, und Jeder wird es begreiflich finden, wenn Rumänien, um sich auch nach der russischen Seite hin seine völlige Unabhängigkeit zu sichern, dem Unvermeidlichen sich fügt. Das angebotene Stück der unfruchtbaren Dobrudscha ist zwar kein Ersatz für die Abtretung Bessarabiens, aber immerhin annehmbar, wenn Küstendsche mit in den Tausch fällt; die Erlangung dieses Hafens am Schwarzen Meer wäre vielleicht von größter Bedeutung für die Zukunft des aufblühenden rumänischen Handels.“ Fürst Karl antwortet: „Die bessarabische Frage hat hier eine ungeheure Aufregung hervorgerufen; wir müssen aber bei den Protesten Alles vermeiden, was Rußland verletzen könnte. Ich glaube nicht, daß

wir uns Illusionen machen dürfen: Rußland wird uns, unter stillschweigender Zustimmung Europas, die drei bessarabischen Distrikte nehmen.“ An den Kronprinzen des Deutschen Reiches schreibt er: „In schwierigen Lagen kann man nicht immer auf treue Freundschaft bauen; und, leider, in der Politik elle fait surtout défaut. Das Vorgehen der russischen Regirung hat mich meinem Land gegenüber in eine peinliche Lage versetzt und der Vorwurf wird laut, warum wir, als man unsere Hilfe verlangte, nicht erst Bedingungen gestellt haben. Wir haben aber den Krieg nicht für Rußland, sondern für uns selbst geführt, um unsere Unabhängigkeiterklärung mit unserem Blut zu besiegeln. In Adrianopel hat man jedoch vollständig vergessen, daß wir Alliirte waren und daß ohne den Fall Plewnas der Balkanübergang überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Die uns in Aussicht gestellten Kompensationen jenseits der Donau gewähren wohl einen ökonomischen, aber keinen politischen Vortheil; die Donau ist und bleibt für uns die günstigste Grenze. Wir werden in nächster Zeit alle Truppen aus Bulgarien zurückziehen, um dadurch von Neuem zu bekräftigen, daß wir jenseits der Donau nichts zu suchen haben. Es wäre ein großes Glück, wenn Rumänien durch ein Band der Dankbarkeit an Deutschland gekettet würde. Das wäre, glaube ich, auch für das Deutsche Reich nicht ganz ohne Werth, da es eines Tages doch an der Umbildung der orientalischen Dinge mitzuwirken haben wird. Ich wünschte deshalb, daß wir Deutschland die Erhaltung Bessarabiens zu verdanken hätten; die Sympathien würden dadurch eine solide Basis gewinnen und könnten nicht mehr durch Intriguen gestört werden. Außerdem ist die Donau ein deutscher Strom und wir, als die Wächter seiner Mündungen, dürfen Deutschlands Interesse an der bessarabischen Frage beanspruchen.“ Nach der Enttäuschung seufzt er: „Rußlands Vormundschaft wäre schwerer zu tragen als seine Feindschaft, über die ich mich nicht wundere. Tief aber hat mich verletzt, daß Deutschlands Haltung uns so wenig Wohlwollen zeigt.“

Die Russen haben Lüle-Burgas genommen, sind in Adrianopel eingerückt und schicken Schwadronen gegen die Türkenhauptstadt vor. General Fürst Ghika verhandelt in Petersburg mit Gortschakow über Bessarabien. Der kleine Wütherich kreischt: „Welche Argumente Sie auch anführen: unser Entschluß ist unerschütterlich. Sie stehen vor einer politischen Nothwendigkeit. Wol-

len Sie ein Protestspektakel machen, dann verstimmen Sie den Kaiser noch mehr. Schließlich können wir Ihr Land besetzen und Ihr Heer entwaffnen lassen!" Das Heer, das die Russen bei Plewna herausgehauen hat. Auf die Drohung folgt ein Ködenversuch: Graf Ignatiew, Generaladjutant Alexanders, fragt den Fürsten, ob er nicht Lust habe, auch über Bulgarien zu herrschen. An dem selben Februartag, der die Türken zur Räumung der Tschataldscha-Schanzen zwingt, erklären in Bukarest beide Kammern einstimmig, daß sie den rumänischen Theil Bessarabiens gegen keinerlei Kompensation abtreten werden. Karl schreibt an Kaiser Wilhelm, Kogalniceanu an Gortschakow; erinnert ihn an die „généreuses paroles", die der Zar noch in Jassy gesprochen habe: „Fortan ist den Rumänen meine Sympathie und Rußlands mächtiger Beistand gewiß." Alles vergebens. Auch von Bulgarien, das den Rumänen als Beutestück angeboten worden war, ist nicht mehr die Rede. Rußland nimmt Bessarabien und sorgt nicht einmal, weder in San Stefano noch auf dem Berliner Kongreß, dafür, daß Fürst Karol Stadt und Festung Silistria, den Schlüssel zur Dobrudscha, erhält. So sieht der Dank vom Haus Romanow aus.

Die Rumänen wollen nicht wieder zu spät kommen. Von dem großen, bis ans Marmarameer gedehnten Bulgarien, sagen sie, wird, was wir brauchen, kaum noch zu erlangen sein; deshalb müssen wir die Stunde seiner Noth nützen und, wenn es unserem Wunsch widerstrebt, mit dem Schwert die Erfüllung sichern. Versuchts, antworten die Bulgaren: unser Land ist Euch offen und Ihr habt Frist, bis wir mit den Türken fertig sind; vergesset aber nicht, daß die Dobrudscha altbulgarischer Boden ist und daß Ihr, statt neues Gebiet zu erwerben, das feitste Stück des 1878 erworbenen verlieren könnt. Beide deutsche Fürsten sind in übler Lage. König Karl hört noch einmal die Anklage aus der Zeit des bessarabischen Zwistes. Und König Ferdinand kann, ohne seinen Thron zu gefährden, Silistria nicht hingeben, ehe ihm Adrianopel gewiß ist. England hat seinen Vermittlerdienst angeboten. Pax britanica? Da Nikolai Alexandrowitsch in Depeschen für das Hoffnungsglück der slavischen Brüder eifert, dürfte er das Mittleramt nicht dem Herrn Vetter in London gönnen. Die leidige Sache käme schnell in Ordnung, wenn Rußland auf den Donautheil Bessarabiens verzichtete (den es jetzt ja nicht mehr braucht) und den Bulgaren dadurch, ohne unerträgliches Opfer, in den Besitz der südlichen Dobrudscha hülfe.

Juristenseelen.

Man hört von Laien oft die Behauptung, daß ihnen das Verständniß für die Geduld fehle, mit der Richter und Anwälte über große und kleine Sachen verhandeln, und für die Sorgfalt, womit, zum Beispiel, vor den Schöffengerichten polizeiliche Uebertretungen in gleicher Weise wie schwere Vergehen behandelt werden. In welcher Gemüthsverfassung sind denn, mehr oder weniger bewußt, die Juristen, wenn sie die ihnen vorliegenden Aufgaben behandel ?

Da giebt es Praktiker, die ihren Beruf mehr als Mittel zum Zweck auffassen. Für Manche bedeutet die Beschäftigung nur eine Durchgangsstation. Dem jungen Bismarck war der einförmige Weg durch die Stufen der „bureaukratischen Laufbahn“, den er auf den ersten Seiten seiner „Gedanken und Erinnerungen“ so ergötzlich beschreibt, nur ein Umweg zur Diplomatie. Auch Goethe konnte sich „zur Rechtsgelehrsamkeit nicht bequemen“. In seinem Gesuch um Zulassung in den „Numerum dahiesiger advocatorun ordinariorum“ beim Schöffengericht in Frankfurt schreibt er, daß er „vorerst als Anwalt seinen Mitbürgern in ihren rechtlichen Angelegenheiten an Hand gehen wolle, um sich dadurch zu denen wichtigeren Geschäften vorzubereiten, die einer Hochgebietenden und Verehrungwürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillet aufzutragen gefällig sein könnte.“ Nicht gerade ungern gab er später seinen Anwaltsberuf auf, um in Weimar den von ihm erstrebten Kreis des Wirkens und Schaffens in der Verwaltung seiner neuen Heimath zu gewinnen. Im Alter schreibt er einmal, daß ihn die als Jurist gewonnenen Gesinnungen und Grundsätze in einem langen vielfachen Geschäftsleben zu eigener Leitung, aber auch zur Beurtheilung fremden Beginnens niemals ohne Anweisung und Beihilfe ließen.

Ein anderer Zweck kann der sein, durch Ausübung des nun einmal gegebenen Berufes die nothwendigen Subsistenzmittel zu erlangen; in manchen Fällen auch, um außerhalb des Berufes anderen Interessen, die auf den verschiedenartigsten Gebieten (literarischem, geselligem, sozialem oder sportlichem) liegen, leben zu können. Der Zweck kann auch sein, besonders bei Anwälten, durch geschickte Behandlung der Sachen einen gewünschten Erfolg herbeizuführen und hierdurch das Ansehen und dann die Einnahmen zu erhöhen. Zufrieden fühlen sich Einzelne schon in dem Bewußtsein, die Autorität des Staates geltend machen zu dürfen, und in dem Bewußtsein des durch den Beruf vermittelten sozialen Ansehens. Noch heute wird ja gesagt, für die Kleinheit seiner Besoldung finde der Richter das Aequivalent in dem ihm durch den Beruf gewährten sozialen Ansehen.

Unter Denen, die ihren Beruf ideal auffassen, ist eine Klasse, die die Aufgabe des Juristen nur in der Konstruktion des Thatbestandes und in der Subsumption unter das Gesetz erblickt. Wenn sie es hierin zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hatten, nannte man sie bisher wohl „gute Juristen“. Sie hielten es nicht für nöthig, wohl auch nicht

für würdig, persönliche praktische Erfahrung außerhalb der richterlichen Berufsarbeit zu sammeln. Sie übersahen, daß bei der immer mehr zunehmenden Komplikation der Lebensverhältnisse auch die sicherste Kenntniß des Rechtes die Unkenntniß des Lebens nicht auszugleichen vermag. In die unzähligen Gebiete und Beziehungen, von denen in gerichtlichen Verhandlungen die Rede ist, war ihr Blick nie gedrungen; deshalb vermochten sie sich den Zusammenhang der Thatsachen oft nicht zu erklären. Kein Wunder, wenn solche Rechtskundigen oft die Hilfe des Sachverständigen anriefen und die materielle Entscheidung dann, gegen den Willen der Prozeßgesetze, in die Hände von wirklich Sachverständigen und juristischen Laien gelangte.

Nun ist am alten Stamm ein neuer Zweig gewachsen. Die Unzufriedenen reden mit; die Juristen, die den angedeuteten Mängeln abzuhelfen versuchen. Sie erkennen, daß es dem Richter bei den immer schwieriger werdenden Verhältnissen des Kultur- und Wirthschaftlebens unmöglich ist, auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung das von den Parteien Vorgebrachte auch nur in den wesentlichsten Punkten zu verstehen. In Anlehnung an das Vorbild des englischen Richters und unter Ablehnung des hinter seiner Zeit zurückgebliebenen „guten Juristen" bemühen sie sich (in der Erkenntniß, daß die prozeßrechtlichen Vorschriften nur das äußere Handwerkszeug bilden), innerhalb eines beschränkten Kreises eine möglichst eingehende Kenntniß der thatsächlichen Lebensverhältnisse zu erwerben. Jedes der dem Richter vorgeführten Lebensgebiete erfordert heutzutage ein fortwährendes Sonderstudium: deshalb wird im Rahmen des bestehenden Rechtes statt der veralteten formalen Vertheilung der Geschäfte nach Buchstaben eine Sachvertheilung gefordert und der Bruch mit dem jedenfalls bei den unteren Gerichten bestehenden modernen Handelsprinzip eines möglichst großen Umsatzes, um so dem Richter die für seine eigentliche tiefinnerliche Richterthätigkeit nöthige Zeit zu gewähren. Ueberlastete Gerichte verleiten oder zwingen den Richter, dessen Nervenkraft erlahmt, zu einer rein formalen Erledigung der Geschäfte und sind nicht geeignet, das Vertrauen des Volkes in die Rechtsprechung zu stärken. Multum, non multa. Das muß die Losung sein. Der Richter soll wieder werden, was sein Name besagt: ein die Richtung, den Weg Weisender; er soll nicht stehen bleiben, während Kultur und Wissenschaft des Volkes, dem er angehört und nützen soll, fortschreiten.

Das sind die Magnete, die auf den Kompaß im Herzen der Juristen einwirken; sollte einer nicht erwähnt sein, so mag der durch diese Unterlassung betroffene Jurist „zuständigen Ortes" die einfache oder sofortige Beschwerde erheben, vorher sich jedoch klar machen, daß es im Leben nicht, wie in schlechten Schauspielen oder Romanen, nur ein Motiv für das Handeln der Menschen giebt, sondern daß oft die Motive bunt durcheinander spielen.

Hamburg. Walther Zahn.

Wagners Wirkung.*)

„Dem feiner Gebildeten, durch Kunstluxus Verwöhnten, munden heute nur raffinirte, oft mit ästhetischen Grillen garnirte Kunstgerichte.“ Wagner gegen Meyerbeer.

Die bezauberte Bourgeoisie.

Jedes Kunstwerk hat zwei Kritiker: den Kenner und das Volk. Zwischen diesen Beiden steht die geistige Bourgeoisie. Diese (und nur diese) hat Wagner gewonnen.

Sein Leben lang wüthete er gegen die „Kritiker“; und es scheint, er hielt sie für bösartige Leute mit Uhrmacherlupen im Auge und feinen spitzen Lanzetten in Händen. Er verwechselte den Kunstkenner mit dem Beckmesser. Daß viele Feinde seines Werkes sich beckmesserisch äußerten, beweist noch nichts für das Werk. Wenn überdies ein Theil der Kritik rasch von der Sache auf seine Person überzugehen pflegte, so war Das eine Rache seines Wesens: die Rache am Schauspieler in Wagner.

Nach dem Tristan, im Jahr 1860, schreibt er, er habe „eine Meinung über das Publikum fassen gelernt, die mich zu den günstigsten Ansichten geführt hat. Der Künstler führt tief absichtlich sein Werk

*) Im August, als ich hier über Parsifal gesprochen hatte, schloß ich mit den Sätzen: „Wagner ist uns ein großer Wille, ein großes, Wunder tönendes Werkzeug wirrer Zeitwünsche; doch oft Verführer auch und Zerstörer. Seid behutsam! Morgen vielleicht schlägt das Wetter um. Mozart ist erstanden. Der sächsische Zauberer hat die Jugend nicht mehr.“ Einer aus dieser Jugend bekennt sich vor allem Volk jetzt als „Entzauberten“ und packt, mit dem Hut in der Hand freilich, den alten Zauberer hart an. Einer, dem ein Gott gab, zu sagen, was er fühlt: Herr Emil Ludwig, von dem wir das schöne Bismarckbuch empfingen. „Wagner oder die Entzauberten“ nennt er das Werk (das in der nächsten Woche, im Verlag von Felix Lehmann erscheinen soll und aus dem hier ein Bruchstück veröffentlicht wird; und giebt ihm das Motto: „Was ich von dieser glänzendsten Erscheinung der modernen Opernkomponistenwelt sage, darüber ist unter den meisten ehrlichen Künstlern längst kein Zweifel mehr: nicht aber der versteckte Groll, sondern eine offen erklärte und bestimmt motivirte Feindschaft ist fruchtbar“. Das hat, vor sechzig Jahren, Wagner gegen Meyerbeer gesagt. Das sagt heute ein junger Dramatiker gegen Wagner. Ein in bayreuther Tradition Erzogener, der von der Knabenzeit an Wagnerianer war und in dessen Verwirrung die Erkenntniß fällt: „daß es kein rein ästhetisches Bedenken, daß es mehr, daß es die Heraufkunft

nicht dem Kunstkenner, sondern dem Publikum vor. Nur insoweit das Publikum das kritische Element in sich aufgenommen hat, kann es den Künstler ängstigen". Dies kritische Element mißverstand Wagner so sehr, daß er im Lohengrin symbolisirt haben will, wie der moderne Künstler vom Leben falsch angefaßt werde: statt rückhaltlos aufgenommen und verstanden zu werden, sei er gezwungen, sich dem kritischen Verstand mitzutheilen. Wagner war entschlossen, Dies nicht zu thun.

Die Reformatoren in der Geschichte der Künste hatten, wie alle Reformatoren, stets ein paar Vorläufer, die sie erkannten und ihre Apostel wurden. Sehr allmählich, im Alter oder nach ihrem Tode, drangen sie mit ihren neuen Ideen, neuen Werken weiter, und sah man dann die Namen Derer an, die von Anbeginn auf den Propheten geschworen, so hatten sie einen historisch guten Klang. Genau den umgekehrten Weg ist Wagners Wirkung gegangen. Sehr früh fand er begeisterte Aufnahme. Aber weder die Kenner noch die großen Zeitgenossen traten für ihn ein.

Er hätte an das Volk appelliren können, müssen, im Verfolg seiner Theorien von der Erweckung der Dreißigtausend. Wagner ist niemals vor das Volk getreten; nur vor das „Publikum".

In der Maienblühte seiner Ideen, zweiundzwanzig Jahre vor Bayreuth, äußert er, noch ehe eine Note zum „Ring" geschrieben, als erst der vierte Theil gedichtet ist, den Plan, in Zürich ein Holztheater zu bauen „auf einer schönen Wiese bei der Stadt, von Brettern und Balken", Chor und Musiker zu sammeln und heranzubilden. Nun aber will dieser Nachfolger des Aischylos nicht etwa weit die Thüren öffnen,

---

einer klareren Welt, die Dämmerung hellerer Horizonte war, die den in Suggestion Befangenen mit einem Mal geweckt hat." Der Leser darf (und wird, wenn er ein feines Ohr hat) nie vergessen, daß ein Dramatiker dieses Buch schrieb. Der aus eingeborenem Trieb stets die Vorgänge sucht und aufspürt, die seines „Helden" besonderes Wesen in unüberbietbarer Helle, „illuminirt und fresko", dem Blick des Betrachters zeigen. Fünf Kapitel: fünf Akte; der Mann und die Welt, der Künstler, die Lehre, das Werk, die Wirkung. Durchaus nicht ein Pamphlet; eines Dramatikers, dem all diese Dinge Herzenssachen sind, ernsthaft heftiger Versuch, die Erscheinung, die er nicht zu klein sieht, im Raum der Kunst und deutscher Kultur abzugrenzen und aus den Schleiern zu schälen, in die schlauer Mystagogen Eifer sie gewickelt hat. Ein im anständigsten Sinn interessantes und an den wichtigsten Stellen mit ungewöhnlicher Stilkraft geschriebenes Buch, dem abzuriechen ist, daß es diesem Autor Nothwendigkeit war und Pflicht schien. Viele werden es lesen; unbelehrt werden von ihm Die nur scheiden, die nicht „entzaubert sein wollen. Götzendämmerung? Nein. Ins Götzenthum sinkt auch Herrn Ludwig der Tristanschöpfer nicht. Nur: einer mit pfiffigster Organisatorenkunst der Menschheit aufgezwungenen Vergottung dämmert endlich der längst erfürchtete, erhoffte Abend herauf.

um jenes Volk hereinzulassen, von dessen Erweckung aus zweitausendjährigem Schlafe er zu träumen vorgegeben; sondern nur durch alle Zeitungen Deutschlands alle „Freunde des musikalischen Dramas“, die hiesige Jugend, Gesangvereine, Universitäten, einladen und dann in einer Woche „Siegfried“ spielen, „natürlich gratis-entrée“. „Nach der dritten Aufführung wird das Theater eingerissen und die Partitur verbrannt. Den Leuten, denen die Sache gefallen hat, sage ich dann: Nun machts auch so! Wollen sie auch von mir einmal etwas Neues hören, so sage ich aber: schießt Ihr das Geld zusammen.“

Das war zur Zeit der idealen Pläne. Nach einem zwanzigjährigen Rückweg von Konzession zu Konzession hieß dieses Ideal: Bayreuth.

Als sich, zwölf Jahre später, ein Stück davon verwirklichen ließ, öffnet Wagner nicht die Thüren, sondern schließt sie. Von keiner Aufführung schwärmt er so wie von der Probe zum „Tristan“ in München: Sechshundert Geladene, „meine erste Aufführung, ohne Publikum, nur für uns, glich der Erfüllung des Unmöglichen“. In der öffentlichen Einladung zu den Tristanvorstellungen heißt es dann: „Diese Aufführungen, für jetzt vielleicht nur drei an der Zahl, sollen als Kunstfeste betrachtet werden, zu welchen ich von nah und fern die Freunde meiner Kunst einladen darf. Sie treten demnach aus der üblichen Beziehung zwischen dem Theater und dem Publikum heraus. Mit dem eigentlichen Theater, mit dem Spiel auf Gefallen und Mißfallen, Kaufen und Verkaufen (Bayreuth) hat es ein Ende.“ Wo bleibt nun die „unbefangene Menge“? (Aischylos als Aesthet.)

Nie ist ein Reformator der Kunst schneller durchgedrungen als Wagner: alle ersten Aufführungen seiner Werke hatten große Erfolge. Die Geschichte seiner Wirkungen zeigt fast überall das selbe Bild: die ersten Aufführungen erregen instinktiven Beifall; später kommt die böse Kritik. Hundert Beispiele dafür sammeln die Wagnerianer und folgern triumphirend, daß der natürliche „Volksinstinkt“ für Wagner sei. Saß das Volk in den Theatern? Wo hatte Wagner seine Erfolge? Zuerst in den Theatern, die er verachtete, deren Leiter und Publikum er erziehen wollte; also vor dem selben Publikum, das noch zu gleicher Zeit Meyerbeer und Rossini applaudirte, die Wagner als seine Antipoden empfand. Dann in Bayreuth, wohin (Spötter und Snobs ausgenommen) Niemand kam oder kommt, der sich nicht dieser Kunst und Welt verwandt fühlt.

Die Kenner standen meist gegen ihn auf, das Volk wurde nie gefragt: die Bourgeoisie war bezaubert. Mit kluger Geste wies Wagner immer auf die Schwierigkeit seiner Werke hin. Es giebt keine leichteren. Nie hat Musik so unmittelbar gewirkt. Der Nichtmusikalische hütet sich, Quartette von Beethoven anzuhören oder die Hohe Messe in H-moll. Wagner geht ihm ein. Damit ist nichts gegen, nur Etwas über eine Musik gesagt, zu der ja auch der Musiker pilgert, um Außerordentliches zu lernen, was dem musikalischen Laien entgehen mag.

Weil sie neuartig war, nahm man diese Musik zuerst für schwer. Weil sie mit suggestiver Kraft auf die moderne Psyche wirkte, war sie leicht. Nietzsche hat hierüber das tiefste Wort gesprochen: „In Wagners Kunst ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt nöthig hat, die drei großen Stimulantia der Erschöpften: das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige.“

Bei so überraschender Neuheit, bei solchem Reichthum, bei solcher Vielfalt der Wirkungen konnten sich nur die reifsten Geister von Anbeginn der Suggestion entziehen. Wagner selbst wundert sich über seine wiederholten Erfahrungen, daß zwar beim unmittelbaren Bekanntwerden mit seinen Werken „nichts Anderes als ein durchaus ergreifender Eindruck sich kundthut“, der aber später „der kälteren, reflektirenden Kritik“ Platz macht. Er vergißt, daß der Eindruck jeder großen Kunst, wenn sie neu ist, den umgekehrten Weg macht, und es erweckt sein Mißtrauen nicht, daß Andere nachträglich mißtrauisch werden.

Was ihm von Anbeginn zufiel, Das war die Jugend und die Frauen, wohl verstanden: die „Gebildeten“. Die jungen Leute, die in neue Opern zu gehen pflegen, fühlten sich von diesen erotischen Schlägen getroffen, athmeten zwischen Schmerz und Wollust, sahen mit einem Mal alle geheimen Süchte vor ihren Augen und Ohren in einer Deutlichkeit, die sie frappirte. Alles war unsäglich modern. Dazu kam der Reiz, für etwas Neues eintreten zu dürfen. Was für eine Jugend wäre Das gewesen, die da nicht mitgekämpft hätte; wir Alle thäten es heute. Als Wagner in Zürich die dort noch völlig unbekannte Tannhäuser-Ouverture dirigirt hat, nennt er die Wirkung „geradesweges furchtbar. Ich spreche nicht etwa von dem Beifallstumult, den sie unmittelbar hervorrief, sondern namentlich von den Wirkungsymptomen, die mir allmählich erst zur Kenntniß kamen. Namentlich die Frauen sind um- und umgewendet worden: die Ergriffenheit war bei ihnen so groß, daß Schluchzen und Weinen ihnen helfen mußte. Erst nachdem diese ungeheure Wehmuth sich in Thränen Luft gemacht hatte, kam das Wohlgefühl der höchsten überschwänglichen Freude.“

Hundert ähnliche Dokumente sammelten Wagner und die Seinen; und Niemand scheint zu bemerken, wie sehr solche Berichte die Kunst kompromittiren, deren Tiefe sie erweisen wollen. Zugleich ist es klar, warum das einzige unerotische Wagner-Werk, warum Rheingold (zugleich der musikalisch reifste Theil der Tetralogie) am Seltensten zur Aufführung gelangt.

Wen der orchestrale Magnetismus nicht anzog, Den reizte das Spiel der Motive. Intellektuelle Menschen pflegen, wenn sie ehrlich sind, Musik wie einen unfaßlichen Nebel zu fliehen. Bei Wagner durften sie mit einem Mal denken. Die Sinnfälligkeit seiner Motive, die auch in den ungeübtesten Ohren hängen bleiben, gestatteten den Intellektuellen, selbst an der Musik einmal produktiv zu werden. Man hielt sich (ohne Wagners Schuld) an die rasch nothwendig gewordenen

Namen der Motive und freute sich, wenn man die Ankunft oder die Nennung einer Person im Voraus errathen hatte. Nichts ist bekannter geworden von Wagners Werk als eben diese Namen der Motive. Vom Feuerzauber oder vom Waldweben spricht alle Welt; und glaubt, damit Etwas über Wagner auszusagen.

Die der Musik ganz abhold waren, mußte doch ein Göttermythos reizen, von dem man, dank seiner völligen Unpopularität in Deutschland, meist erst durch Wagner Näheres erfuhr, und zwar sogleich in so moderner Form, dem Jahrhundert so nah gerückt, so sehr „vertieft“, daß man wohl über das Raffinement germanischer Urstämme erstaunen mochte. Wer aber gar nichts hören wollte, Dem wurde so viel vor das Auge geführt: das groß' und kleine Himmelslicht, die Sterne dürfet Ihr verschwenden, an Feuer, Wasser, Felsenwänden, an Thier' und Vögeln fehlt es nicht. So schritt man in dem engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung aus und wandelt mit bedächtigem Schwall von Nivelheim bis nach Walhall.

Wer schließlich auch optisch nicht zu fesseln war, Dem war nicht zu helfen; wahrscheinlich war er ein Kritikus.

Einmal hat sich der „alte Zauberer“ verrathen. Er schrieb, im Jahr 1855, an Liszt: „Somit schmeicheln wir eigentlich, wenn wir unser Vorhaben für chimaerisch und excentrisch ausgeben, nur der giltigen Nichtswürdigkeit unserer künstlerischen Oeffentlichkeit. Wir sollten Das den Leuten nicht weismachen.“

Hat Wagner diese Leute erzogen? „Unser modernes Konzertpublikum,“ schreibt er einmal sehr treffend, „welches der Kunstsymphonie gegenüber sich warm und befriedigt anstellt, lügt und heuchelt; und die Proben dieser Lüge und Heuchelei können wir jeden Augenblick erhalten, sobald nach einer solchen Symphonie irgendein modernes melodiöses Operntonstück vorgetragen wird, wo wir dann den eigentlichen musikalischen Puls des Auditoriums in ungeheuchelter Freude sogleich schlagen hören.“ Heute darf man, mit einiger Ironie, Wagners Namen in diesen Satz einfügen: und erhält ein Bild aus dem modernen Konzertsaal, in dem etwa auf die Siebente Symphonie das Liebeslied aus der Walküre folgt.

Wagner hat Meyerbeers ungeheure Erfolge mit der niedrigen Qualität des Publikums erklärt. Wie, wenn man diese Logik heute auf Wagner anwendete? Wer anders als die geistige Bourgeoisie füllt jetzt die Wagner-Oper (die genau so zur „Kassenoper“ wurde wie ehedem und wie noch heute die Hugenotten oder der Prophet)? Aus welchen Symptomen kann die Veredelung des Publikums in diesen fünfzig Jahren erwiesen werden? Und hat man nicht bemerkt, wie sich das Wagnerpublikum in den Opernhäusern verschlechtert? Wieder ist es die große Mittelschicht; und sie geht heute aus keinen anderen Instinkten zu Wagner, sie kommt mit keinen anderen Entschlüssen heraus als einst bei Meyerbeer.

Wagner der Schauspieler hat die Schauspieler erzogen, der Mu-

siker die Musiker, nur nicht die Deutschen, denn dazu hätte er Dichter, hätte Dramatiker oder absoluter Musiker sein müssen. Er klagte ja selbst zehn Jahre lang über Bayreuth; und es wäre schwer, zu entscheiden, wo der Fehler lag: ob darin, daß der Wirkungdurstige die „Regeneration“ für seine eigene Zeit vorweg nahm, oder darin, daß er Billets verkaufen ließ.

Zeitgenossen.

Als den schlimmsten Beleidiger empfindet Wagner Den, der ihn „nur als Musiker“ anspricht. Wirklich ist er im weitesten Sinn Kulturfaktor, ist als Dichter, Philosoph, Politiker hervorgetreten, hat selbst über die Bildende Kunst, die er zu seinem Werk nicht entbehren konnte, namentlich aber über Bühne und Schauspiel wichtige Dinge publizirt. Wir fragen deshalb seine größten Zeitgenossen (also Kulturfaktoren), wie sie zu ihm stehen, und zwar die größten Philosophen, die größten Dichter, Historiker, Maler und den größten Staatsmann seiner Zeit.

Schopenhauer, der das Tiefste geschrieben, was je über Musik gedacht und gefühlt ward, und dem Wagner seine Ring-Dichtung „in Verehrung und Dankbarkeit“ übersendet, schreibt an seinen Jünger sehr geschmeichelt: „Ein Buch, welches nicht im Buchhandel, sondern nur für Freunde gedruckt ist, auf superbem dicken Papier und sauber gebunden.“ Später läßt er Wagner durch einen gemeinsamen Verehrer sagen, er solle die Musik an den Nagel hängen; und: „Ich bleibe Rossini und Mozart treu.“ Dem Jünger schreibt er: „Der ästhetische K. bedient sich gegen Richard Wagner meiner Aussprüche sehr passend und mit großem Recht. Bravo!“ In dem ihm gewidmeten Exemplar der Dichtung findet man Glossen wie: „Es ist infam!“ „Maulschellirte Moral!“; das Deutsch der Verse ist mit Bleistift verbessert; bis ihm gelegentlich die Geduld vergeht und er an den Rand schreibt: „Ohren! Ohren! Er hat keine Ohren, der taube Musikant!“

Nietzsche muß Wagners Werk und Intentionen doch wohl verstanden haben, denn der fast sechzigjährige Musiker schreibt dem Dreißigjährigen: „Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will.“ Man kennt die Entwickelung. Nietzsche hat einfach die wagnerische Zwischenstufe durchflogen. Wie durch einen hohen steilen Rauchfang ist er, getrieben von seinem Genius, durch diese Dunstwelt in seine Welt emporgezogen. Als er sich umblickte, da, mit einem Mal, sah er: hellere Luft, „Vollkommenheit, das glatte Meer“.

Hebbel, der mit Wagner in Paris und Wien Besuche ausgetauscht hatte, schrieb: „Ich wage nicht, zu entscheiden, ob diese Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt. Den Augen wird die Oper, der dieser Walkürenritt angehört, Erstaunliches bieten, viel mehr als irgendeine von Meyerbeer. Was sind Schlittschuhbahn und Sonnenaufgang gegen diese theatralischen Effekte? Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob auch die Steine Töne und Stimmen

erhalten sollten, und man wundert sich nur, daß man beim letzten Taktstrich nicht sammt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt.“ Seine Nibelungen enthalten überdies die völligste Ablehnung nicht nur von Wagners Nibelungen, sondern auch von Wagners Theorie und Welt.

Otto Ludwig: „Sie sollen Recht haben, der Mann hat aus sich gemacht, was irgend in seiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rausch, in den er die Jüngeren versetzt hat, nothwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven hervorwachsen. Ihr Wagner aber hat die Musik in eine Sackgasse geführt, aus der so bald kein Herauskommen ist.“ Dann wieder: „An Wagners Musik verdrießt mich der doppelte Fehler, erstlich, daß seinen Ton- und Akkordfolgen Das fehlt, was ich ... Kausalität oder meinetwegen Logik der Musik nenne; zweitens, daß dieser Fehler so recht die Absicht, die bewußte, kalt rechnende Absicht wie ein Horn auf der Stirn trägt, Den stoßend, der sie nicht sieht ... Das Kunstwerk der Zukunft ist nichts als ein ungeheurer Zopf der Gegenwart.“

Böcklin, den Bayreuth vergeblich um die Herstellung von Dekorationen gebeten, sollte bei einem Besuch in Wagners Villa am Posilipp von Frau Wagner gewonnen werden. „Er war nämlich“, heißt es in seinen Erinnerungen, „ein entschiedener Gegner der Auffassung Wagners, daß in der Verbindung dreier Künste erst die einzige höchste Kunst erreicht werden könnte. Mit Recht fürchtete er, daß jede Kunst dabei um ihr Bestes verkürzt werde. Wagner hatte unter Anderem verlangt, er solle bei der Dekoration (zum Parsifal) Pflanzen auf Gipfeln malen, wo sie niemals vorzukommen pflegen.“

Gustav Freytag: „Wagner ist in der dringenden Gefahr, durch zu starke Benutzung der Kontraste ermüdend, durch gesuchte Originalität des szenischen Arrangements abenteuerlich, durch die Wahl seltsamer Stoffe barock und, was die Hauptsache ist, durch unrichtige Verwendung der musikalischen Mittel lächerlich zu werden.“

Jakob Burckhardt (in Briefen): „Daß in Paris überall Richard Wagner einreißt, ist ein Zeichen vor dem Ende. Vielleicht schon in zehn Jahren mag diese Erker, Voluten, Obelisken und so weiter weder Hund noch Katze mehr fressen und mit der Wagner-Musik könnte es eben so gehen. Der Maestro defunto hatte enorm viel orchestrales Wissen, auch verräth er (unwillkürlich, versteht sich) tiefe Kunde von Weber, Beethoven und hier namentlich von des geschmähten Mendelssohns Marsch aus dem Sommernachtstraum (Meistersinger, Vorspiel); was er aber gar nicht verräth, ist irgendein Funke von eigenem Schönheitsinn. Ein stocktauber Mensch wird, als dernière ressource, von einem guten Freund in eine wagnerische Oper mitgenommen und genest im vierten Akt, aber dafür war im fünften Akt der gute Freund taub geworden.“

Grillparzer: „Der Stärke brauchts und nicht der Schwächen,
Sonst wird der Kunst ihr Höchstes nie.

Gelängs der Tonkunst je, zu sprechen,
Wär' sie verpfuschte Poesie!"

Oder: „... daß die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat."

Bismarck schrieb, als Dank für das Gedicht, das Wagner ihm persönlich nach Versailles übersandte: „Ich danke Ihnen, daß Sie dem deutschen Heer ein Gedicht gewidmet und daß Sie es mir haben überreichen lassen." Folgt das denkbar eingeschränkteste Kompliment für seine Opern: „denen ich von je ein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zur Opposition gemischtes Interesse zugewandt." Später besucht ihn der Meister. Wagner erzählt, Bismarck habe ihm sehr gefallen, sie könnten sich aber nur, Jeder in seiner Sphäre, gegenseitig beobachten. Bismarck sagt: er sei doch selbst nicht frei von Selbstbewußtsein, aber ein solches Maß davon, wie Wagner habe, sei ihm bei einem Deutschen noch nicht vorgekommen. Hierauf wendet sich Wagner an ihn um Unterstützung Bayreuths durch das Reich, in einem langen Brief, den ein Aufsatz begleitet. Bismarck antwortet gar nicht. Darauf „setzte ich meine Werbung durch eine brieflich sehr ernstlich motivirte Bitte, wenigstens die zwei letzten Seiten meiner Brochure einer Durchlesung zu würdigen, unentmuthigt fort". „Muß mich jeder weitere Versuch, Eure Durchlaucht durch Ueberredung zu jener Kenntnißnahme zu bewegen, eben so unschicklich wie unnütz dünken, so wünsche ich, mit diesen Zeilen zunächst einzig nur die mögliche Belästigung durch meine Zusendung entschuldigt zu haben. Mit unbegrenzter Verehrung tiefergebener Bewunderer..." Auch dieser Brief blieb ohne jede Antwort. Selbst als der Kaiser nach Bayreuth ging, schwieg der Kanzler.

Von Musikern ist hier nicht die Rede. Sie waren an dem Problem zu unmittelbar betheiligt: Liszt und Bülow mußten Wagners Verehrer, Brahms und Schumann mußten seine Gegner sein. Beinahe die einzige genialische Natur, die Wagner unter seinen deutschen Zeitgenossen dauernd zufiel, war König Ludwig. Dabei ist es unwesentlich, daß er später geisteskrank wurde; wichtig aber, daß er neunzehn Jahre war, als er sich Wagner erkor. „Sie wissen nicht, daß Sie mir Alles sind, waren und sein werden, bis in den Tod, daß ich Sie liebte, ehe ich Sie sah... Wie brenne ich vor Sehnsucht nach ruhigen, weihevollen Stunden, die es mir vergönnen werden, das lange entbehrte Antlitz, das theuerste der Erde, wiederzusehen!" Dies ist, bis in die sprachlichen Wendungen hinein, der Ausdruck aller wagnerischen Helden, der Ausdruck eines aufs Höchste exaltirten Geistes.

Denkt man an die suggestive Kraft der wagnerischen Kunst, so wirkt es im Grunde nur erstaunlich, wie doch die besten geistigen Führer der Nation mit solcher Einmüthigkeit sich seiner erwehrten. Meyerbeer hat es in dieser Richtung weiter gebracht, er blendete die beiden größten Dichter seiner Zeit: Balzac wurde von Robert dem Teufel

über jedes Maß entzückt und Goethe wünschte nichts sehnlicher, als daß Meyerbeer den Faust komponire.

„Was ist deutsch?“

Als die höchstkultivirten Wagnerianer zählt der Biograph Chamberlain auf: Wolzogen, Stein, Baudelaire, Gobineau, Nietzsche, Liszt und den König.

Von Diesen blieb der König zumindest ohne persönliche Leistung, Nietzsche fiel ab, Stein und Wolzogen drangen nicht über den Wagner-Kreis. Die drei Genialen sind keine Deutschen. Wagners literarische Apostel in den ersten zwanzig Jahren sind außer dem Ungarn Liszt die Franzosen Baudelaire, Champfleury und der Italiener Gasperini. An Villot richtete Wagner die „Zukunftmusik“, weil er einer seiner besten Kenner sei. Zu seinen Anbetern gehörten ferner Barbey d'Aurevilly, Theophile Gautier, Catulle Mendès und Battaille. Wie viele Deutsche gleichen Ranges sind neben diesen Fremden zu nennen? Für Bayreuth nahmen der Sultan und der Khedive von Egypten Patronatsscheine. (Dieser zahlte zehntausend Mark.) Wie viele Deutsche haben Das gethan? Lohengrin erregte in Bologna größere Wirkung als in Leipzig und Berlin; Wagner wurde dort Ehrenbürger. Der Kaiser der Franzosen ließ Tannhäuser in der Großen Oper aufführen; zwei Jahre später lehnte der berliner Intendant noch ab, Wagner zu empfangen. Trotz dem Skandal begeisterte sich Wagner für das pariser Tannhäuser-Publikum: „Ich erkläre es laut, daß so wohl es mir nie geworden und in Deutschland gewiß auch nie wieder werden wird.“ In Boston und anderen Städten Nordamerikas gab man „Wagner-nights“, zwanzig Jahre vor dem ersten deutschen Wagner-Konzert.

Und so fragt sich Wagner im Jahr 1871 im großen Heimathlande des Ernstes und der Gediegenheit nachdenklich: „Was ist deutsch?“

Als er, nach der Amnestie, Deutschland nach elf Jahren zum ersten Mal betritt, schreibt er: „Auch muß ich gestehen, daß mein Wiederbetreten des deutschen Bodens auf mich nicht den mindesten Eindruck gemacht hat; höchstens, daß ich mich über die Albernheit und Ungezogenheit der Sprache um mich herum verwunderte.“ Und er fügt sehr skeptisch hinzu: „Glaube mir, wir haben kein Vaterland! Und wenn ich ‚deutsch‘ bin, so trage ich sicher mein Vaterland in mir.“

Den Rienzi wollte er, ganz nach Wunsch, deutsch oder französisch dichten. Als sich später seine großen Hoffnungen auf die pariser Oper für Rienzi nicht erfüllen, sendet er das eben fertig gewordene Werk an das neue dresdener Opernhaus, nebst Eingaben an den König, mehrere Briefe, darunter an den Intendanten „mit dem Hinweis darauf, daß gerade dieses Werk eines Sachsen, der sich redlich bemühte, seine besten und gereiftesten Kräfte seinem Vaterland zu widmen, im Repertoire nicht unpassend einen schmeichelhaften Platz unter den Werken einnehmen würde, die bestimmt sein werden ...“ und so weiter. (Wagner als Sachse.)

Die Wagnerianer führen für sein Deutschthum gern die Stelle an: wie er das „Kunstwerk der Zukunft“ mit der Erzählung von Wieland dem Schmied schließt und dann ausruft: „O einziges, herrliches Volk! Das hast Du gedichtet und Du selbst bist dieser Wieland! Schmiede Deine Flügel und schwinge Dich auf!“ Was sie aber nicht mittheilen, ist, daß er zehn Wochen später beschließt, den selben Wieland für die pariser Oper zu schreiben, und den französischen Dichter Gustave Vaez auffordert, den Text für ihn französisch umzuarbeiten, damit er dann danach die Musik machen könne.

Ist Wagners Antisemitismus ein Zeichen für sein Deutschthum? War der Aufsatz über das Judenthum in der Musik nicht nur eine neue Waffe gegen Meyerbeer? Sehr richtig sagt Chamberlain: „Die Juden selber mit ihrer scharfsinnigen Begabung gehörten fast überall zu den Ersten, welche Wagners ungeheure künstlerische Bedeutung erriethen... Andererseits hat Wagner den Verkehr und die Freundschaft der Juden nie gemieden. Geht man der Sache auf den Grund, so entdeckt man, daß diese ganze Hetze gegen Wagner nur bei den schlechteren Elementen (und den Fanatikern!) des eigentlichen Judenthums Unterstützung fand und in Wahrheit nichts Anderes als eine Verschwörung der Talentlosen und Mittelmäßigen jeglicher Konfession gegen das Genie war.“ Uebrigens waren seine bedeutendsten Feinde Christen (Hanslick, Lübcke).

Hundertmal hat Wagner betont, er wolle durchaus kein nationales Werk schaffen; er tadelte ja gerade an den griechischen Dramen das Nationale. Es sollte vielmehr „den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalität hinaus umfassen“. In das germanische Kostüm brachte er seine Gestalten, nach seinen Worten, nur, um sich irgendwie zu orientiren. Nicht deutsch: „rein menschlich“ wollte er schaffen und verstanden sein.

Wagners internationale Wirkung war also eine Folge seiner eigenen Absichten und nicht zufällig ist Bayreuth von Ausländern gefüllt. Dies zu erörtern, läge kein Anlaß vor, wenn nicht die Wagnerianer das Gegentheil ständig proklamirten.

Dies Alles sind ganz kleine Zeichen für ein großes Faktum. Der Irrthum, in Wagner den typisch „deutschen“ Künstler zu feiern, ist wahrhaft ergreifend und kommt in solchem Umfange alle hundert Jahre nur einmal vor. (Hans Sachs wäre als die einzige Ausnahme herauszuheben.)

Ist es nun wirklich das „Rein-Menschliche“, was draußen stärker wirkt als bei uns? Ist es nicht vielmehr das Erotische? Wir haben diese Frage mit Bewußtsein nicht in die Mitte gerückt, weil sie zwar über den Fall Deutschland Manches, über den Fall Wagner im Grund nichts entscheidet. Aus den gesammten vorangehenden Betrachtungen geht wohl die Antwort hervor. Und sie wird handgreiflich, wenn man Wagner neben rein deutschen Musikern hört, neben Bach, Weber, Schubert, Brahms. Nietzsche hat Das in drastische Verse gebracht. Es wäre boshaft, sie hier zu citiren.

Errungenschaften.

Sechzig Jahre sind vergangen, seit Wagners wichtigste theoretische Schriften erschienen, fünfzig und vierzig Jahre, seit er blühte, dreißig, seit er starb. Welche sind die Wirkungen?

In drei Punkten ist er fruchtbar geworden. Zunächst geht auf dieses Theatergenie die gesammte Erneuerung des äußeren Theaters zurück. Wirklich sind jetzt, nach seiner Idee, „der Architekt, der Landschaftmaler, der Tänzer“ auf der modernsten Bühne; und gerade, daß die bayreuther Coulissen (so weit sie nicht erneuert wurden) schon um 1910 unsere Nerven beleidigen, ist ein Zeichen für Wagner, der uns als Erster mit diesen Dingen zu verwöhnen begann. Der Nachdruck, den er auf die gesammte Regie und Ausstattung legte, war, wenn nicht neu, so doch wieder neu in Deutschland. Dies im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Auch der Tänzer, den Wagner vor zwei Menschenaltern für das Theater theoretisch gefordert, erlebt heute wirklich eine Wiedergeburt. Es ist wahr geworden, was er prophezeite: „Um ganz Künstler zu sein, hätten wir uns nun aus der Musik zur Gymnastik, Das heißt: zur wirklichen leiblich-sinnlichen Darstellungskunst, zu der Kunst, die das von uns Gewollte erst zu einem wirklich Gekonnten macht, zu wenden“. (1852: „Ueber musikalische Kritik.“) Und sogar Dies: „Was fehlt dem modernen Ballettänzer zur Nacktheit als: der Wille?“

Das Zweite, Größere, ist die Erneuerung des Orchesters. Schon, daß er es verdeckte, hat ein neues Verhältniß zwischen diesem und den Sängern geschaffen. Der Gedanke ist nicht von ihm: Goethe hat ihn achtzig, gewisse florentiner Musiker haben ihn zweihundert Jahre vor Wagner ausgesprochen. Durchgeführt, mit jenem reformatorischen Eigensinn, hat er ihn als Erster. Das Einzige, worin Wagner in großem Stil Schule gemacht hat, die Orchestration, zwingt jeden nachgeborenen Musiker. Niemand könnte sich Dem entziehen. Wirklich ist das Orchester seit fünfzig Jahren Das geworden, was er mit den schönen Worten verlangte: „Der Boden unendlichen allgemeinen Gefühls... Es löst den starren, unbeweglichen Boden der wirklichen Szene in eine flüssig-weiche, nachgiebige, eindruckempfängliche, ätherische Fläche, deren ungemessener Grund das Meer des Gefühles selbst ist. So gleicht das Orchester der Erde, die dem Anthaeus, sobald er sie mit seinen Füßen berührte, unsterbliche Lebenskraft gab.“ Wagner hat im Orchester ganze Provinzen neu entdeckt.

Was fand er vor? Um es hier, wo nur noch ein paar Stichworte gegeben werden können, mit einem Wort zu sagen: Berlioz. Wagner schrieb: „Jede Höhe und Tiefe der Fähigkeiten dieses Mechanismus hat Berlioz bis zur Entwickelung einer wahrhaft staunenswürdigen Kenntniß ausgeforscht, und wollen wir die Erfinder unserer heutigen industriellen Mechanik als Wohlthäter der modernen Staatsmenschheit anerkennen, so müssen wir Berlioz als den wahren Heiland unserer absoluten Musikwelt feiern.“ Erschöpft diese Bosheit, diese billig billigende Mißbilligung die Verdienste des Hector Berlioz?

Dieser, der die neue Palette überhaupt erfunden, mag etwa zwanzig Farben haben, wenn Wagner vierundzwanzig hat. Aber hier wird ein Inhalt, meist geringereren Werthes als Wagners, durch eine Durchsichtigkeit der Klangfarbe gehoben, die Wagner mit seiner dickeren, kompakteren Instrumentalität nur selten erreicht (man vergleiche etwa die Musik der Queen Mab in Berlioz' Romeo und Julia). Man versuche, in dem glänzend instrumentirten Meistersinger-Vorspiel die Harfen herauszuhören, die in der Partitur stehen. Oder man vergleiche in dieser Rücksicht eine der berühmtesten Stellen, das Finale der Götterdämmerung, mit der Klarheit von Berlioz' Requiem oder Tedeum, die doch in Tonmassen schwelgen.

Hier allein liegt Wagners große Bedeutung in der Geschichte der Musik. Viele nennen Dies nur ein Mittel und sehen seine Genialität in der Sprengung der Grenzen, die bisher die Musik beengt. Nur darf man wohl nach einem halben Jahrhundert fragen: Cui bono? Was wurde durch die sogenannte „neue dramatische Musik" gewonnen, das nicht die völlig andere „alte dramatische Kunst" des Figaro vorweg genommen hatte? Wagners Grundmaxime: die Musik müsse ancilla tragoediae werden, blieb völlig unfruchtbar und ist in der Kunstgeschichte schon heute nichts als Kuriosität. Das Mittel aber, was er für diesen Gedanken entfesselte, sein Orchester, macht ihn unsterblich.

Das Dritte, was er begründete, war eine neue Sängerschule. „Der Fehler liegt darin", sagte er, „daß wir klassische Werke besitzen, für sie aber keinen klassischen Vortrag uns angeeignet haben." Konservatorien waren seine Anfechtung. „Was konserviren wir denn eigentlich?" In Wagner mußte, wo nicht der Musiker, mindestens der Schauspieler von diesen Dingen sich gefesselt fühlen. Der Erste war er nicht: Bach und Haendel haben auf den deklamatorischen Accent ihrer Vokalstücke gebaut und vollends Gluck ist in der Oper vorangegangen, sogar theoretisch. (Das beweist die Vorrede zur Alceste.)

Ganz zu Unrecht wurde Wagner als „Stimmtöter" verrufen, besonders, weil die Sänger das Orchester „überschreien" müßten. Kein Musiker wird Das bestätigen. Vielmehr richtet sich bei Wagner mehr als bei irgendeinem das Orchester nach den Stimmitteln und läßt den Sänger immer dominiren. Scheint es einmal umgekehrt, so will der Musiker nicht, daß man die Stimme höre; etwa den Schrei, mit dem Elsa den Lohengrin begrüßt, der aber nicht zum Hören, sondern zum Sehen (Das heißt: für die Geste) da ist. Alle Wagner-Partien nehmen die größte Rücksicht auf die Kapazität des Kehlkopfes. Die große Viardot-Garcia, die im Jahr 1860 einmal die ganz neue Isolde vom Blatt weg an Wagners Klavier gesungen hat, fragte, ob denn die Sänger in Deutschland nicht musikalisch seien, da sie behaupten, Wagner sei nicht zu singen.

Statt sie zu forciren, wie viele Gegner behaupten, schult Wagner seine Stimmen. Anfangs hat er sich manchmal vergriffen: der Landgraf auf der Wartburg muß eine Höhe fast wie der Tenor und eine Tiefe wie der Basso profondo erreichen. Später verlangte er von Jedem

viel, aber nur, was er zu leisten vermochte, und hob die vielen Spezialisirungen der Italiener glücklich auf, die hohe Tenöre, tiefe Baritons, Kontra-Altisten mit Brustregister und Aehnliches züchteten.

Dazu tritt als bedeutende Errungenschaft dieses Unermüdlichen, daß er die Mitarbeiter zwang, gleich unermüdlich zu sein. Erst Wagner hat uns gewöhnt, das Höchste von jedem Sänger oder Musiker zu verlangen, und Alle, die unter ihm spielten, bezeugen in Memoiren oder mündlich, daß er ein genialer Dirigent war; wie er denn auch Bedeutendes über das Dirigiren geschrieben hat.

Das ungetreue Drama.

Solche Errungenschaften, auf dem Theater, im Orchester, in der Stimmbildung, würden manchem vielseitigen Geist genügen. Wagner genügen sie nicht und die Seinen verachten sie; denn was er statt dieser Spezialia erstrebte, war ja: eine neue Art Drama; eine neue allgemeine Kunst; eine neue Kultur, ja, wahrhaft eine „neue Menschheit“. Jetzt, zwei Menschenalter nach den entscheidenden Schriften, müßten sich Anzeichen wohl erspähen lassen, Wirkungen eines Geistes, der sich stets als neunzehntes Jahrhundert, stets als Bringer eines nahen Heiles gegeben. Fehlen solche Zeichen oder sind sie von entgegengesetzten erdrückt, so muß Das gegen sein Werk oder es muß gegen seine Lehre sprechen. Aber schon zehn Jahre nach Wagners Tod klagt sein Apostel Chamberlain in einem Aufsatz, die deutschen Dichter haben sich nie für Bayreuth „aufgeopfert“ und die Bühnendichter „stehen der bayreuther Bewegung fremd, oft sogar feindsälig gegenüber“. Und um die selbe Zeit bedauerte Frau Wagner in einem Brief, „daß eine solche Kunst so wenig gestaltendes Leben im Herzen des Volkes gewonnen hat“.

Wagner forderte die Emanzipation des Musikers vom „Librettisten“; die Dichter sollten für die Musiker oder Diese für sich selbst Dramen schreiben. Ist Das in sechzig Jahren geschehen? „Ohn' Antwort ist der Ruf verhallt.“ Die Opern, die seitdem in Europa entstanden, sind entweder, wie in alter Zeit, von Textschreibern verfaßt oder sie sind nach fertigen, ganz unabhängig entstandenen Dichtungen komponirt worden. Sehr seltene Ausnahmen bestätigen die Regel, wenn nämlich der Musiker selbst eine „Dichtung“ zu verfassen suchte oder statt eines Librettisten ein wirklicher Dichter die Dichtung für Musik geschrieben. Ob Wagner die Gefolgschaft gewisser neuster melodramatischer Versuche gern annehmen wollte, erscheint problematisch.

Im Uebrigen stellt das Wiedererwachen der „Kunstsymphonie“ (von Brahms und Bruckner ab), stellt die Renaissance des Kammermusikers, stellt der Deutsche Bachverein andere Reaktionen gegen Wagner dar.

Das Drama der Zukunft, das Wagner prophezeite und für das er selbst im Ring mindestens ein Beispiel geben wollte, die Darstellung eines Volksmythos durch Zusammenwirken der Künste, ist in sechzig Jahren nicht einmal versucht worden (vielleicht wäre Bungerts Odyssee auszunehmen). In ganz Europa ist die Entwickelung des Dramas vielmehr einen ganz anderen Weg gegangen; eben diese sechzig Jahre

sind erfüllt vom sogenannten naturalistischen Drama: dem deutlichsten Gegenpol sowohl zum „Gesammtkunstwerk“ als zur mythischen Dichtung. Statt den Mythos festlich zu vertonen, suchte man die Gegenwart und ihren Alltag in möglichst kühler Sprache darzustellen. Ibsen, Tolstoi, Strindberg, die deutschen Nachfolger; von einer anderen Seite: Anzengruber.

Was sich in jüngster Zeit als „neue Romantik“ im Drama der wagnerischen Welt anzuähneln scheint oder trachtet, entspricht ihr nur durch ganz äußerliche Symptome. Einige Epigonen folgen seiner Schwüle ohne seine Kraft, andere Künstler überragen diesen Theatraliker durch dramatische Elemente. Im Ganzen wird, jenseits von allen „Schulen“, gerade in jüngster Zeit ein Wille zu dramatischer Selbstzucht deutlich, die Wagner immer fremd geblieben ist. Wollte man einen Stammvater nennen, so wäre es Wagners Antipode, Hebbel. Dazu dringt das letzte große Werk mythischer Art, Hebbels Nibelungen, überall tiefer vor, — und ist doch durch Auffassung und Stil die schärfste Waffe gegen Wagners Nibelungen (die fünfzehn Jahre später beendet und auch als Dichtung nach Hebbel veröffentlicht wurden).

Auch die speziellen Wagner-Forderungen finden keine Schüler. Wagner nannte die Jamben schlechthin, nicht blos als Unterlage für Musik, „fünffüßige Ungeheuer, beleidigend für das Gefühl“, die zur „vollständigen Marter werden, weil ihr klappernder Trott dem Hörer endlich Sinn und Verstand raubt.“ (Iphigenie, Tasso.) Der Stabreim, den er empfahl, ist in sechzig Jahren höchstens von Dichtern wie Jordan übernommen worden. Von diesem Rang sind auch die Dichter, die Wagners direkten Einfluß zeigen: Ebers, Baumbach, Julius Wolff und andere „Butzenscheiben-Dichter“. Darüber hinaus sind die Einflüsse höchstens bei Nichtdeutschen zu finden, was wiederum für die „Deutschheit“ des Werkes kennzeichnend ist: Baudelaire, Wilde, D'Annunzio.

Weit über die Grenzen des Dramas ist den Jüngeren die wagnerische Kunst- und Weltbetrachtung fremd geworden. „Durch Kunst vom Leben erlöst werden“: dies Stichwort klingt in ihre Ohren nicht mehr. Sie wollen durchaus nicht vom Leben erlöst, sie wollen vom Leben getragen werden. Die „tragische“ Weltansicht, die Wagner auf der ganzen Linie seiner Werke vorspielt und deren Erhaltung der junge Nietzsche die letzte Hoffnung und Gewähr für die Zukunft nannte: sie ist den Jüngeren, den Entzauberten so fremd geworden, wie sie dem reiferen Nietzsche wurde. Nicht, weil Nietzsche Wagner verdrängte, sondern, weil er so groß war, diese Gegenwart und manche folgende, seine Zukünfte, vorweg zu nehmen.

Anmuth und Heiterkeit, die Wagner am Fremdesten blieben, Etwas von Dem, was im Gesang der Rheintöchter tönte, ein Leben ohne verminderten Septimenakkord, eine hellere Welt wird unser, fremd dem Krampf, der Brunst entrückt. Uns ist das allerklarste Sternbild wieder aufgegangen: Mozart.

Charlottenburg. Emil Ludwig.

Großmutters Mecklenburg.

Also auch Du, mein Mecklenburg, willst der neuen Zeit Deinen Tribut zahlen? Von „Verfassung“ und „Kämpfen“ rauscht es im Blätterwald. Das will mir nicht in den Sinn. Schade, ewig schade. Wo einte sich noch einmal so viel Despotie mit echtem Patriarchenthum? Wo nur konnte „Dorchläuchting“ zu Ruhm gelangen und späte Geschlechter ergötzen? Ein modernisirtes Mecklenburg! Mich überläufts. Chinas Demokratisirung geht mir nicht so nah an die Haut.

Jugenderinnerungen leben auf, wehmüthig, fröhlich. Dank Dir, Obotritenland, für Alles, was Du mir gegeben, was noch heute leuchtet und wärmt, da doch so viel ringsum sich von Grund aus gewandelt hat! Eine Stadt erstand, wo ich ein Städtchen erblickt; Geschlechter welkten und blühten wieder auf. Ich athme den Duft der goldenen Ferienzeit, in der es „zu Großmutter“ ging. Könnt Ihr verwöhnte Großstadtkinder up to date Euch vorstellen, wie uns ward, wenn der Hotelomnibus uns am Bahnhof aufnahm? Seine Hauptaufgabe bestand sonst darin, die „Herren Reisenden“ in das „Hotel zur Stadt Hamburg“ zu befördern, auf daß von dort das Heil der Welt in Gestalt der neusten Handelsartikel sich in das Städtchen ergieße. Schön oder gar bequem war der Wagen nicht. Ein Rumpelkasten. Aber fragten wir danach? Uns erschien sein rother Peluchebezug wundervoll; und je heftiger der alte, schwere, federnlose Kasten auf dem holperigen Pflaster die Insassen umherwarf, desto fröhlicher wurden wir. Ja: wir lauerten ihm auf, wenn er, seiner Bürde ledig, leer in die Remise fuhr, um auch dieses Streckchen genießend in ihm zu erleben.

Aus dem Nebel lächeln die Wonnen des „Schützenfestes“. Ungefähr so war mir zu Muth, als ich, im weißen, mit Schleifen geschmückten Kleid den Einzug unserer Krieger und Sieger im glorreichen Jahr 1871 sah. Doch eben nur ungefähr so. Denn hier erblickte ich nur das Endergebniß und mußte glauben, was man mir von Kämpfen und Siegen erzählte. Die verschiedenen Phasen des Schützentages aber erlebte ich selbst. Die süße Qual der Sorge, wer den Preis erringen werde; und die Seligkeit, als der alte Klempner Sinkenbrink, für uns seitdem ein Heros, im Lorberschmuck unter geschwenkten Fahnentüchern und Ehrenpforten einherschritt. Jeder Zoll ein König. Für ein ganzes Jahr! Sein Rivale, Uhrmacher Drews, dauerte mich ja im Grunde. Er war eigentlich hübscher; kam auch immer zu Großmutter, die Uhren nachzusehen, weil er ihr gegenüber wohnte. Aber Gerechtigkeit muß sein. Und der alte Klempner war doch nun mal der bessere Schütze.

Standesunterschiede kannte man nicht. Versteht sich: wenn man von den adeligen Gutsbesitzerfamilien und dem Herrn Amtshauptmann absah, deren Höhe und Würde jede Vertraulichkeit entfernte. Sonst aber: Alles eine Heerde. Nicht einmal richtig gehende Antisemiten gabs. Bürgermeisters verkehrten mit den Großeltern, die

ein Ladengeschäft betrieben und Juden waren. Tante gehörte dem Gesangverein an und Großmutter fehlte bei keinem Damenkaffee. Freilich gab es im Oertchen nur wenige Juden; und die kleine Schaar hielt sich still in Reihe und Glied. Einer hatte sich taufen lassen, Einer nur; und man erzählte sich schaudernd, daß er ruhelos immer außerhalb der Stadt umherwandle und alte hebräische Gebete vor sich hinmurmele. In weitem Bogen wichen wir aus, wenn der Alte mit dem grauen Patriarchenbart uns begegnete. Glich er nicht aufs Barthaar dem Ahasverus? Die Vorstellung brachte eine von Spukträumen gestörte Nacht.

Am Tag hing der Himmel voll Geigen. Zu Großvaters großem, weit ins Land reichendem Kundenkreis gehörte auch ein Kammerherr; und ich weiß noch, welcher Aufruhr im Haus entstand, als ein Postpacket für dessen erlauchte Gemahlin vom Lehrling an die „Kammerfrau von X." adressirt worden war. Davon wurde länger geschwatzt als heutzutage von Mord und Türkentotschlag. Auch die Sensation hat ihre Moden. Jeder Anlaß zur Heiterkeit war willkommen. Wir kicherten, wenn Bäuerinnen an den Markttagen, die natürlich auch ihre Einkaufstage waren, an der Ladenthür mit Komplimenten, auf dem Ladentisch mit Kaffee und „Selbstgebackenem", bewirthet wurden. Von früh bis spät stand an solchen Tagen der Kaffeekessel auf der Flamme. Wenn sie kamen, jauchzten wir; und jubelten auch wieder, wenn sie nach langem Plattdeutschgeplauder weggingen. Wir wollen mitschnacken; waren ihnen aber nur in der Fixigkeit über.

Großmutter kam kaum je in die Kramstätte. Sie war ganz „Dame"; wollte es sein. Reiste ins Bad, nach „Boltenhagen" oder „Travemünde", hatte ein „Fräulein zur Gesellschaft" (trotzdem Großvater lebte) und irgendeine „Sophie" (jedes Dienstmädchen wurde von ihr so genannt), der sie manchmal jäh zurief: „Hilf mir denken!" Denn Großmutters Gedächtniß war nicht mehr dicht und brauchte Nachhilfe. Das Wichtigste hatte „Fräulein" zu leisten. Die mußte „perfekt" kochen und backen können, firm in allen weiblichen Handarbeiten sein, gebildet und aus gutem Haus. Diese Häufung von Qualitäten wurde mit einem Jahresgehalt von fünfundvierzig Thalern vergolten. O tempora, o mores! Und die Fräulein waren nicht nur tüchtig, sondern fast immer auch an Seele und Leib liebenswürdig.

Für die Dauer unserer Anwesenheit wurde obendrein noch ein „Spielmädchen" gemiethet. Diese Leibeigene modern style (was man dazumal so modern nannte) hatte für unsere Vergnügen zu sorgen und hieß, auf hohen Befehl, immer „Lise". Ihr Glück war, so sehr sie sich um unser Amusement mühte, nicht ungetrübt. Großmutter gab nämlich nicht in allen Stücken ein gutes Beispiel. Sie neigte zu Despotismus und oft hörten wir sie die Mädchen anherrschen: „Sie gehören zur dienenden Klasse und haben zu schweigen!" Da haben wir Rangen uns denn auch manchmal in Tyrannenlaune geschaukelt. Neben den kleinen Mängeln hatte Großmutter aber eine Fülle guter Eigenschaften. Keiner verstand wie sie zu schenken, Freude und Frohsinn zu

verbreiten, die Blumen am Weg zu sehen und den Duft dankbar zu schlürfen. „Was Andres wär' denn Freud' als Freud bereiten?“ Ohne Byron zu kennen, war sie ganz vom Sinn seines Wortes durchtränkt; und daß sie mir von dieser Freude an der Freude ein Legat hinterließ, kann ich ihr nie genug danken.

In ihr war Mecklenburg; die Abstammung aus Israel war ihr und ihren Geschwistern gar nicht anzumerken. Ihr Bruder hatte 1848 im schweriner Rumpfparlament gesessen und wäre, wenn er sich zur Taufe entschlossen hätte, Minister geworden. So wurde gewispert; und die frömmsten Christen glaubten dran. „Rückständig“ (wie man heute gern sagt) war Mecklenburg im Jahr des deutschen Sturmes also eigentlich nicht. Später? Der Staub und der Amtsstil, das submisse Denken und die Patriarchalherrschaft sind geblieben. Sonst aber? Ich weiß es nicht. Und muß fürchten, daß auch ohne Verfassung und Parlament Manches vom Schönsten mit dem Großmutterbegriff von der „dienenden Klasse“ entschwunden ist. Das Mecklenburg, das ich kannte und liebte, ist wohl dahin und taucht nur, wie eine Vineta, wieder auf, wenn die Glocken der Erinnerung klingen.

Ella Grün.

Rohstoffe.

Die Vereinigten Staaten sind in der Produktion von Baumwolle, Kupfer, Petroleum allen Ländern überlegen. Die seufzen unter dem Joch, beklagen die eigene Unzulänglichkeit und möchten so stark werden wie der Marktbeherrscher. Aber die Amerikaner wissen, daß Reichthum sich nur aus dem Boden stampfen läßt, in dem er steckt. Die amerikanischen Rohstoffmonopole wären erträglich, wenn es nicht Großspekulanten vom Schlag des Jim Patten gäbe, die den Markt zu verwirren suchen, um selbst gute Geschäfte zu machen. Die deutsche Textilindustrie kann ein Lied von der amerikanischen Rohbaumwolle singen; sie hat die „Genialität“ der Sully, Price und Patten schätzen gelernt. Der Baumwollbedarf ist rasch gestiegen: von 280 Millionen (1900) auf 450 Millionen Kilo (1912). Bei einem Preis von rund 70 Pfennigen für das Pfund ist diese Baumwollmenge 650 Millionen Mark werth. Die Spinnereien können nicht sicher disponiren, weil der Preis Spannungen zeigt, die auch mit den größten Reserven nicht auszugleichen sind. Wenn Mr. Patten einen Corner zu veranstalten geruht, ist der Spinner seines Lebens nicht mehr sicher. Patten wird sich vor dem Richter zu verantworten haben. Das Oberbundesgericht in Washington hat den Begriff „Corner“ so ausgelegt, daß darin eine

Sünde gegen den Heiligen Geist der nach Sherman genannten „Bill für Alles“ zu sehen ist. Wer wird sich drüben darum kümmern? Die amerikanischen Baumwollpflanzer sind der Meinung, daß sie bei niedrigen Preisen nicht bestehen können. Aber auch die Preisfrage ist ja Sache der Auslegung. Was ist niedrig? Sicher nicht, was der Käufer dafür hält. Die Pflanzer haben mehrmals beschlossen, dem Baumwollpreis dadurch eine feste Stütze zu geben, daß die Menge künstlich herunterdrückt wird. Vorbild: die brasilianische Kaffeevalorisation. Vor einiger Zeit hieß es, daß deutsche Bankiers sich für eine „Finanzirung“ der amerikanischen Baumwollernte interessirt haben, um sich an dem Plan zur Valorisation zu betheiligen. Dieses Gerücht log. Die Baumwollmanager hatten mit dem Zaunpfahl gewinkt; ohne Erfolg. Aber das Baumwollproblem muß irgendwie gelöst werden.

Im berliner Reichsamt des Innern und in London wird darüber verhandelt. Die Kolonien sollen die Rettung bringen; noch aber ist kein erreichbares Ziel zu sehen. Die Pflanzungen in Afrika sind erst im Anfang ihrer Ergiebigkeit. Was bedeuten 80000 Ballen gegen 14 Millionen in den Vereinigten Staaten? Von dort her aber droht die Gefahr einer Aushungerung. Amerika hat selbst einen rasch wachsenden Bedarf; es verbraucht fünf Millionen Ballen. Seit zehn Jahren ist die Zahl seiner Spindeln von 20 auf 32 Millionen gestiegen. Indien und Egypten sind an der Versorgung aller Länder, die Baumwolle verarbeiten, betheiligt. Für Deutschland kommen beide Länder kaum in Betracht. Ostindiens Ausfuhr verringert sich und hat in erster Linie England zu versorgen. Die Vertreter der südegyptischen Baumwollbörsen und Handelskammern möchten eine Instanz zur Kontrole des Marktes schaffen. Die Absicht ist löblich; der Erfolg zweifelhaft, weil jeder Einfluß auf den Preis unsicher ist, so lange der Weltmarkt unter amerikanischer Herrschaft steht. Wenn die Zölle auf Baumwollfabrikate herabgesetzt werden, kann die Zahl der amerikanischen Spindeln und Webstühle sinken. Da englische Fabriken, trotz dem Zoll, billiger liefern als amerikanische Webereien (der Käufer fragt nicht nach der Herkunft, wenn der Preis ihn lockt), so würde nach einer Aenderung des Tarifs das Verhältniß noch ungünstiger für den einheimischen Produzenten werden. Das wäre für den europäischen Verarbeiter immerhin ein Nutzen; freilich noch keine ausreichende Sicherung.

Auch auf dem Kupfermarkt herrscht Amerika. Daß europäische Spekulanten ein Wort mitreden, ist kein Beweis gegen das Uebergewicht des Dollars. Den Ausschlag giebt das Maß der Produktion. Damit aber sind die Yankees noch immer allen anderen Völkern weit voran. Der Kupferpreis schwankt je nach der Konjunktur und Gesundheit der Industrien, die Kupfer brauchen. Seit 1907 ist Hausse. Der höchste Kurs des Jahres 1912 war in London 79 9/16 £ für die Tonne (gegen 64,12 im Vorjahr). Die Preissteigerung war möglich, obwohl die Kupferproduktion in den Vereinigten Staaten wieder gestiegen ist. Schon 1911 war die Ausbeute der Schmelzhütten des Landes mit 1097

Millionen lbs. (Pfund) die größte Leistung in den Annalen der amerikanischen Kupferindustrie. 1912 aber brachte eine Produktion von 1412 Millionen lbs. (706118 Tonnen). Der Verbrauch der Union hatte sich von 317000 auf 366000 Tonnen erhöht, während die Ausfuhr eine kleine Verminderung (von 337000 auf 333000 Tonnen) zeigte. Die Vorräthe, die ins neue Jahr genommen wurden, betrugen 47000 (40000) Tonnen. Nach solchem Jahr brauchte man nicht Mittel zum Schutz der Preise zu suchen. Die scharfe Luft, die jetzt im Trustparadies weht, läßt die Projekte nicht mehr so rasch reifen wie in den Tagen strahlender Sonne. Und die Kupferkönige begnügen sich damit, vor Gericht, wenn es sein muß, die freundschaftlichen Beziehungen der Trustbrüder unter einander zu verkünden. Auch in dem Verfahren gegen den Geldtrust wurde ein Kupferbeherrscher gehört; denn es giebt keinen Bezirk, der nicht die Spuren von Rockefeller und Morgan zeigt. Die Amalgamated Copper Company, der amerikanische Kupfertrust, ist mit Rockefeller eng verbündet. Die Familie hat den größten Theil der Aktien in ihrem Besitz. Die Amalgamated Co. wird übrigens aufgelöst werden, weil sie nur noch die Hülle für ein von der Anaconda Copper Co., ihrer stattlichsten Tochter, repräsentirtes Gesammtreich ist. Dem amerikanischen Kupfer wächst ein Konkurrent entgegen, der sich auf dem Weltmarkt sehen lassen kann: das Katangakupfer, von dem ich hier schon sprach. Das Land im Süden des belgischen Kongostaates haben zuerst die Engländer auszubeuten versucht; sie hatten jedoch bisher mit ihren Gründungen kein Glück. Die Tanganyika-Gesellschaft läßt ihre Aktionäre noch immer auf Dividenden warten. Für die Ausbeutung der Kupferlager des Katangagebietes wurde die Union Minière du Haut Katanga gegründet. Der Anfang war schwer; und noch im November 1911 erschütterte ein Kurssturz der Kongowerthe an der brüsseler Börse die Hoffnungen. Damals hieß es, der englische Gutachter finde, die Kosten der Produktion seien zu hoch, um dem Katangametall die Konkurrenz ermöglichen. Von anderer Seite wurden wesentlich niedrigere Selbstkosten angenommen und gesagt, daß der Verkaufspreis hinter dem londoner Kurs des Standardkupfers bleiben werde. Die Optimisten scheinen Recht zu behalten. Im März 1912 kam das erste Katangakupfer in Antwerpen auf den Markt; 950000 Kilogramm, die zu 154 bis 156 Francs für 100 Kilo verkauft wurden. Standardkupfer kostete in London zur selben Zeit 68½ £ (die Tonne). In Mark umgerechnet, war das Verhältniß: 124 zu 137. 100 Kilo afrikanischen Kupfers waren um 13 Mark billiger als die selbe Menge amerikanischen Metalls. Die Zufuhr aus dem centralafrikanischen Kupferbecken dauert fort. Neulich wurden 400000 Kilo in Antwerpen verkauft. Der Preis, 180½ Francs, war höher als im März; aber die Differenz zum londoner Kurs war noch größer: 14 Mark für 100 Kilo. Man darf also annehmen, daß Katanga Einfluß auf den Weltmarktpreis des Kupfers gewinnen wird. Die Technik ist verbessert; die Kosten des Transports vermindern sich; und an billigem Brennstoff fehlts nicht,

seit vortheilhafte Verträge mit den rhodesischen Kohlengruben abgeschlossen und Kohlenlager in der Nähe der Fundstätten des Erzes entdeckt wurden. Auf Kupfer ruht sichs nicht so sanft wie auf Baumwolle.

Kali haben die Yankees nicht. Deshalb müssen sie sich knirschend mit unserem Monopol abfinden. Das Reichskaligesetz, das die Amerikaner Mores lehren sollte, war ein Vorgänger des Petroleummonopols (dem nur die wichtigste Vorbedingung der Herrschaft fehlt). Dem deutschen Kalibergbau ist das Gesetz nicht gut bekommen. Die allzu freigiebige Gewährung von Quoten gab der Unternehmunglust einen Schwung und viele neue Schachte entstanden. Ende 1911 gab es 77 Kaliwerke, Ende 1912 schon 116. Der Werth des Absatzes hat sich in fünf Jahren verdoppelt. 1912 waren es ungefähr 185 Millionen Mark. Wie solls weitergehen? Der Markt wächst nicht mit der Produktion. Man thut ja alles Mögliche, um den Absatz zu fördern; in den Vereinigten Staaten und in Südamerika empfehlen deutsche Vorposten unser Kali. Die Zunahme der Produktion verlangt aber stete Anstrengung und große Mittel; sonst bleibt das in Kali angelegte Kapital ohne rechten Ertrag. Das Reich hat sich durch sein Gesetz zur höchsten Instanz über den Kalibergbau gemacht; es muß dafür sorgen, daß ihm die Zukunft sicher ist. Durch die gesetzlich vorgeschriebene Abgabe, die von den Kaliwerken für die Propaganda zu leisten ist, haben Bundesrath und Reichstag die Verfügung über beträchtliche Summen; der Fonds beträgt etwa 16 Millionen Mark. Ein Theil ist schon verwendet; in der richtigen Weise? Manche Kalileute verneinen die Frage und fordern eine andere Methode. Schlimm wäre, wenn Bureaukratius den Geschäftsmann lehren wollte. Die Verwalter des Kalisyndikates wissen am Besten, wo der Schuh drückt. Reklame ist kein Bureaugewächs; sie schlau anzuwenden, versteht nur der Kenner des Marktes. Wir müssen uns den Absatz in Amerika sichern, während die Yankees nach Kali suchen. Geld darf nicht gespart werden. Die Regirung hat die Treibhausblüthe des Kalibergbaues bewirkt und ist verpflichtet, für deren Wohl zu sorgen. Nicht etwa durch eine Verstaatlichung. Dazu wäre viel Geld und Talent nöthig; und fraglich, ob unser Vorrath reicht.

Rohstoffe sind nicht leicht aus ihrem Besitzrecht zu drängen. Die englische Kohle hat sich in Deutschland eine Enklave geschaffen und will nicht aus ihr weichen. Die Oberschlesier klagen über die zähe englische Konkurrenz in Berlin, die Westfalen über das selbe Aergerniß in Hamburg. Dort brachte das vorige Jahr eine britische Rekordleistung. Trotz dem Riesenstrike in England, der die Kohlenförderung fast zwei Monate lang lähmte, konnte die westfälische Kohle im Wettbewerb nicht siegen. Englands Kohle behielt auch 1912 den Vortritt und ihre Einfuhrzunahme war sogar größer als die der westfälischen: 4,64 (4,18) gegen 3,57 (3,23) Millionen Tonnen. Kein Wunder, daß der Gesammtexport englischer Kohle im Jahr 1912 um 4 Millionen £ im Werth wuchs. Gegen die Natur kann keine Kunst aufkommen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. März 1913.

Plats du jour.

Rossija.

Rußland hat, um das Gefühl der nation alliée et amie nicht wund zu scheuern, auf die Jahrhundertfeier des Franzosenkrieges verzichtet. Da nebenan aber laut, in wunderlich gemischter Erinnerung an 1813 und 1888, jubilirt wird, will auf der schwarzen Erde der Mushik, auf der Wolga der Flößer, will zwischen Nowaja Semlja und der Wüste Gobi das Gewimmel russischer Menschheit auch sein Volksfest haben. Drum befahl Nikolai Alexandrowitsch, die dreihundertjährige Regirung des Hauses Romanow zu feiern. Regirt es denn noch? Nein. Aber die Firma ist im Grundbuch russischer Geschichte niemals von Amtes wegen gelöscht worden; und da ihre Eintragung einst das sichtbarste Zeichen nationalen Widerstandes gegen die Fremdherrschaft geworden war, murrt kein Slavenherz über den Befehl zur Feier. „Sei uns Fürst", hatten zu Rurik die Leute gesprochen, die ihn mit seinen zween Brüdern ins Land riefen; „unsere Erde ist groß und reich, doch uns fehlt der gebietende Herr". Die normannischen Waraeger aus Ruriks Stamm machten ihre Sache nicht schlecht; konnten aber den Sieg und die Tyrannis der Goldenen Horde lange nicht hindern und sind, bis auf zwei Iwans (den Dritten, der das Tatarenjoch brach, und den Vierten, der vom Weißen bis ans Kaspische Meer das Reich einte, die Bojaren entmachtete und die Selbstherrschaft sicherte), vom rückschauenden Blick kaum zu unter-

scheiden. Alle, sagt Solowjew, „bewegen sich in dem selben Gedankenkreis und schreiten, ohne Leidenschaft, ohne individuelle Wesenszüge, langsam und vorsichtig, doch mit unbeugsamer Entschlossenheit vorwärts“. Dieser Schlag erhielt sich von Iwan Kalita, der um das Jahr 1330 den Namen des Großfürsten von Moskau annahm und den Bau des Kreml (tatarisches Wort, das Burg oder Festung bedeutet) begann, während der Regirung Wassilijs Iwanowitsch und Iwans des Dritten, der sich Gossudar nannte und dem Reich das Adlerwappen der Griechenkaiser gab, bis in die Tage Feodors Iwanowitsch, des letzten Sprossen aus Ruriks Mannesstamm. (Wie dieser weiche Sohn des Schrecklichen aussah und, da der Tatarenkhan mit seiner Horde gegen Moskau vorrückte, weinend die Frage himmelan sandte, warum gerade er in so harter Zeit zum Zaren erkürt sei, hat uns das Drama des Grafen Alexej Tolstoi gezeigt, das Stanislawskijs Künstlerisches Theater den Berlinern 1906 vorspielte.) Boris Godunow, der nicht nur in Puschkins Gedicht den schweren Druck der Monomachenkrone beseufzt, folgt dem liebenswürdigen Schwächling; die falschen Dmitrijs tauchen auf; Wassilij Schuiskij hält sich drei Jahre lang auf dem Thron; das Volk fühlt sich herrnlos, den Polen, die schon im Kreml sitzen, ausgeliefert. Moskau lodert in Flammen auf. Soll wieder der Fremdling herrschen? Nach Tataren und Normannen der Pole uns, der Erbfeind, knebeln? Zum ersten Mal verbündet das Nordslavenbewußtsein sich der griechischen Orthodoxie. Der national-religiöse Aufstand erstrebt nicht politische Freiheit und sein Vorkämpfer, der Schlächter Minin aus Nishnij, ist kein wilder Demokrat. Michael Romanow (der junge Sohn des rostower Metropoliten Feodor Philaret), der am einundzwanzigsten Februar (nach dem Griechenkalender) 1613 zum Zaren gewählt wird, erbt die ungeschmälerte Macht der ersten Moskowiterfürsten, Hordenkhane und oströmischen Palaeologen.

Das alte, dem Haus Rurik verschwägerte Bojarengeschlecht Romanow, das seinen frühsten Glanz dem Fremdenhaß dankte, wollte sich als Hüter des nationalen Wesens ins Vertrauen der Masse betten. „Nach den Eingewanderten, den Usurpatoren und gekrönten Feinden russischer Macht habt Ihr nun Herren Eures Blutes, die Eurer Sonderart Wahrer sein wollen und werden.“ Das klingt; verklingt aber rasch. Noch ist Rußland ein Asiaten-

gebild. Iwan der Vierte hat ihm ein Gesetzbuch und eine Landordnung gegeben, hat endlich sogar, hundert Jahre nach Gutenbergs Tod, die Einführung der Druckerkunst erlaubt. Doch dem kalten Orient tagt erst das Mittelalter; und die Hoffnung, ohne Europäerhilfe fertig zu werden, bleibt ein frommer Wahn. Michael Feodorowitsch muß Industrielle, Kaufleute, Drillmeister aus der Ferne rufen und mit Westeuropa Handelsverträge abschließen. Sein Sohn Alexej muß Morosows Bande durch tüchtige Werkleute aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz ergänzen. Sophia kämpft mit den Polen gegen Osmans Schaar und zwingt die Altrussenpartei auf die Knie. Und welche Helfer kiest Peter Alexejewitsch? Den Schotten Gordon, den Schweizer Lefort, den Holländer Timmermann, den Franzosen Villebois. Die sind sauberer geputzt und manierlicher als die Russen: also muß auch der Moskowiter den Bart scheeren, den Kaftan abthun und sich an den Tabak gewöhnen. Als Peter aus Zaandam, aus britischen Fabriken und deutschen Werkstätten heimkehrt, bringt er einen Schwarm europäischer Techniker, Geschäftsmänner, Handwerker mit, der ihm beim Großreinmachen, beim Debarbarisiren (nach Leibnizens Wort) helfen soll. Was aus der Tatarennoth, aus der Erbschaft von Byzanz noch fortwährt, soll hurtig verschwinden. Der Bauer, der Bürger wird in neue Kittel gesteckt, die Frau entschleiert, aus Sümpfen dem Reich eine neue Hauptstadt hervorgezaubert und der Gossudar zieht das Priesterkleid der Ahnen aus und den Waffenrock westlicher Könige an. Peter der Große? Daß er Rußland mit Asiatenmitteln europäisirt habe, hat schon Kostamarow zugegeben. Daß die echt russische Familie Romanow ihre beste Leistung fremden Helfern verdankt, ist unbestreitbar. Obendrein war Peters Katharina, von der alles heute noch unter dem Namen Romanow Paradirende abstammt, eine Nordgermanin (die weder als Frau eines Schwedendragoners noch als Liebchen des emporgekommenen Bäckergesellen Menschikow lesen und schreiben gelernt hat); regirten im Namen der Anna Iwanowna und Anna Leopoldowna die Deutschen Biron (Bühren), Münnich, Ostermann; stand Elisabeth Petrowna im Sinnenbann galanter Franzosen. Die zweite Katharina erst gab Rußland den Russen wieder; war aber in Stettin geboren und aus Anhalt-Zerbst ins Bett Peters des Dritten gekommen. Und ihr Peter Feodorowitsch war kein Romanow mehr.

Der letzte Mann des Bojarengeschlechtes war der zweite Peter Alexejewitsch, der 1730, am vorletzten Januartag, im Blatternfieber starb; die letzte Frau war Elisabeth, der am fünften Janua 1762 das Auge brach. Seitdem thront Holstein-Gottorp.

Wie lange noch? Mancher Ernsthafte meint, ein Sun-Yat-Sen würde in Rußland kein schwereres Spiel haben als in China (und in Witte morgen noch den Yuan-Shih-Kai finden, den die Kindheit einer so ungeheuer großen Republik braucht). Von Weitem siehts nicht bedrohlich aus. Der Wirthschaft ists nie so gut gegangen; die Industrie konnte selbst in der Orientkriegszeit die Fülle der Aufträge nicht bewältigen und wird mit dem für den Marinebau bestimmten Gold bis an die tiefste Wurzel gedüngt. An politischer Schwierigkeit fehlts freilich nicht. Der nach westlicher Mode lackirte Petersburger belächelt die Popenmehrheit der Gossudarstwennaja Duma; der moskowitisch Empfindende spricht, in anderen Worten, noch einmal den Sinn der goethischen Warnung aus: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, Das erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Wenn die liebe „Gesellschaft“ aber gute Einkunft hat und die Intellektuellen fette Weide finden, ist ein Umsturz in Friedenszeit unwahrscheinlich. Dennoch wird Nikolai Alexandrowitsch nicht mit entwölkter Stirn in die Kathedrale der Heiligen Mutter von Kasan schreiten. Sein einziger Sohn ist krank, ein Bluter, und wird, selbst wenn er heranwächst, kaum je regirungfähig werden. Der nächste Agnat, des Kaisers Bruder Michael, ist, weil er eine nicht ebenbürtige Frau geheirathet und den Gossudar laut gehöhnt hat, aus dem Heer und dem Reich verbannt worden. Sein Recht auf den Thron wird dadurch nicht gemindert; denn das russische Volksempfinden schließt den wider die Standessitte Vermählten nicht von der Erbfolge aus. Nach Michael käme Großfürst Kyrill Wladimirowitsch. Der hat nichts zu hoffen. Erstens weht vom Wipfel des Stammes längst ein kühler Wind auf den Zweig Wladimir herab; zweitens war die Mecklenburgerin Maria noch nicht zum orthodoxen Griechenglauben übergetreten, als sie Kyrill gebar: und der Zarewitsch muß das Kind rechtgläubiger Eltern sein; drittens hat dieser Sohn

Wladimirs Alexandrowitsch seine Base geheirathet und seine Söhne wären, weil sie aus einer Ehe von Geschwisterkindern stammen, nach frommem Russenbrauch nicht erbberechtigt. Den Töchtern des Zaren ist der Weg auf den Thron gesperrt. Paul Petrowitsch, der seine auch in der Erzieherstrenge ausschweifende Mutter Katharina mit der ganzen Inbrunst seines kranken Hirnes haßte, hat am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Frauen die Thronfolgefähigkeit abgesprochen. Darf Nikolai Alexandrowitsch dieses Hausgesetz aufheben? Der Justizminister hat auf die Frage des bekümmerten Zaren geantwortet: Ja; Deine Selbstherrschergewalt ist, Väterchen, durch Oktoberdekret und Verfassung nicht geschmälert worden und Du kannst jeden Beschluß umstoßen, den vor Dir ein Autokrat gefaßt hat. Damals entstand der Plan, Nikolais ältester Tochter die Möglichkeit der Thronfolge schnell zu sichern und diese siebenzehnjährige Olga dem Großfürsten Dmitrij Pawlowitsch zu vermählen, dem Sohn der Griechenprinzessin Alexandra, den, nach dem (freiwilligen) Tod seiner Mutter, die hessische Frau des Großfürsten Sergius erzogen hat. Dmitrijs Erkrankung durchkreuzte den Plan. Und der Ukas, durch den Kaiser Paul den Weibern das Thronrecht nahm, ist durch einen sichtbaren Akt des Selbstherrschers noch nicht entkräftet. Ein Streit zwischen Alexej Nikolajewitsch (oder seiner Schwester Olga) und Michael Alexandrowitsch könnte der Dynastie auf morschem, schwach gestütztem Sitz fast so gefährlich werden wie ein ungünstig ausgehender Krieg.

Den wird Nikolais sanfter Sinn meiden, so lange ers irgend vermag; und so lange er auf Kokowzew hört. Kann Holstein-Gottorp dem Reussenreich die Herrschaft über die Mongolen bescheren, aus deren Joch ein Romanow es befreit hat, dann preßt der Monomachenreif den gesalbten Scheitel fürs Erste nicht mehr in so harte Klammer. Dann rafft der von stämmigeren Vettern so oft bespöttelte Nika sich vielleicht zu dem Entschluß auf, alle Kraftbleibsel an das (für Rußlands europäische Politik wichtigste) Werk der Polenversöhnung zu setzen. Immerhin ist zu bedenken, daß der Panslavismus nie in solche Versuchung geführt ward, nie so dicht vor dem Triumph seines Wollens stand wie seit dem Südslavensieg. Daß der Volksrausch, die wogende Hoffnung, die vom Herzen ins Hirn Rußlands steigt, den Kaiser zwingt, vor dem Ohr der rechtgläubigen Gemeinde sich zu dem Gedanken der allslavischen

Bruderschaft zu bekennen. Daß er, trotz Potsdam und Baltiskij-Port, mit nie erschautem Eifer das Haupt des Lothringers Poincaré kränzt; ihn seines „freundschaftlichen Gefühles“, seiner Anhänglichkeit versichert und das franko-russische Bündniß im Bild völliger Einheit („union étroite“) sieht. Dummköpfe und Kriecher mögen auch nach solchem Vorgang noch von deutsch-russischer Intimität schwatzen und das alberne Modewort „Entspannung“ früh und spät einspeicheln. Wache verführt ihr kindisches oder infames Geplärr, auch wenns aus betitelten Schädeln sickert, heute nicht mehr. Die wissen, daß wir auf den Höhen und in den Tiefen der Russenwelt vergebens um Liebe würben. Nicht nur die Grenztruppen: auch die Kaufmannskammern des Zarenreiches sind in diesem Winter des Mißvergnügens gegen Deutschland mobil gemacht worden. Der „Westnik Finanssow“, das Organ des russischen Handelsministers, hat an die Kammern und an Privatfirmen ein Rundschreiben geschickt, das mit den Sätzen beginnt: „Im Hinblick auf die bevorstehende Revision unseres Handelsvertrages mit Deutschland scheint es nothwendig, den Einfluß zu zeigen, den die Organisation des deutschen Handels innerhalb der Grenzen Rußlands auf den russisch-deutschen Waarenaustausch gehabt hat; also zu zeigen, welche Mittel die deutschen Exporteure angewandt haben, um ihren Fabrikaten in Rußland eine weitere Verbreitung zu schaffen. Zu diesem Zweck gestatten wir uns, Ihnen einen Fragebogen beizulegen und von Ihrer Liebenswürdigkeit zu erbitten, daß Sie über jeden Punkt bis zum ersten Februar Auskunft geben.“ Verschwiegenheit wird zugesichert; die Antworten sind nur für die Geheimakten der Unterhändler bestimmt. Allerliebst aber die Fragen. „Hat sich in den letzten zehn Jahren die Zahl der deutschen Handelsreisenden erhöht? Welche Wesenszüge unterscheiden sie, ihre Fachbildung, Methode und Handelstechnik, von dem russischen Reisenden? Wächst die Ziffer der deutschen Importhäuser? Verdrängen sie auch solide russische Firmen? Senden sie Muster und Kataloge nach Rußland und suchen in direkten Verkehr mit dem Konsumenten zu kommen? Auf welchen Gebieten war der Versuch deutscher Firmen zu verzeichnen, in Rußland Boden zu erwerben, Fabriken und Aktiengesellschaften zu gründen und die Naturalisation ihrer Unternehmungen zu erreichen? Wann und wodurch ist das Einfuhr- und Ausfuhrgeschäft deutscher Firmen von den deutschen Konsuln begünstigt worden?

Giebt es außer dem Zolltarif noch Mittel zur Hemmung der deutschen Einfuhr? Welche Konkurrenzkniffe wenden die deutschen Firmen an, um ihrer Waare in Rußland Absatz zu schaffen?" Aus Inhalt und Form des Rundschreibens ist der Wunsch erkennbar, dem deutschen Industriellen und Händler das Leben in Rußland zu verleiden. Dieser Wunsch langt über das Trachten der Franzosen hinaus, deutsche Waare als made in Germany, nicht als Heimatherzeugniß, angeboten zu sehen. Nach Alledem scheint mir eine etwas steifere Haltung rathsam. Die Gratulantenhast der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wäre, auch wenn sie sich nicht um zwölf Tage verfrüht hätte, unzeitgemäß gewesen. Rußland mag jubiliren. Wir wollen nicht vergessen, daß am sechsten Februar ein Vierteljahrhundert verstrichen war, seit Deutschlands Kanzler über die Ostgrenze rief: „Um Liebe werben wir nicht mehr. Wir drängen uns nicht auf. Wir haben die Wiederherstellung des alten Vertrauensverhältnisses versucht. Aber wir laufen Niemand nach."

Militaria.

Bismarcks Februarrede schloß der bescheiden stolze Satz: „Wer den Frieden bricht, wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandliebe, welche 1813 die gesammte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist und daß Derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich bewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!" Und die Begründung des Gesetzentwurfes, den diese Rede empfahl, enthielt die Sätze: „Im Hinblick auf die außerhalb Deutschlands geschaffenen Verhältnisse wird sich das deutsche Volk der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß seine Kriegsmacht der Größe des Reiches und der Zahl seiner Bevölkerung nicht mehr entspricht. Hinzu kommt, daß das Reich nach seiner geographischen Lage dem gleichzeitigen Angriff starker Heere auf zwei Fronten ausgesetzt ist. Dieser Bedrohung gegenüber fehlt das feste Fundament für die Existenz und die Fortentwickelung Deutschlands; seine Sicherheit hängt von seiner Stärke ab: und diese muß größer sein, als sie zur Zeit ist. Solchem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Gesetzentwurfes; es bedarf zu seiner Verwirklichung wohl nur des Appells

an den Patriotismus des deutschen Volkes, welches das Vaterland, nachdem es geeint, auch ungeschmälert erhalten wissen will.“ Das wird jetzt, vor und nach Ostern, wieder passen. Wenn nicht etwa abermals Flickwerk bereitet wird. Das muß mit jedem erlangbaren Mittel verhütet werden. Kein Sachkundiger darf zaghaft schweigen. Horchet, zunächst, dem Weckruf eines Artilleristen.

„Was wir begehren? Eine neue, den modernsten technischen Errungenschaften entsprechende Feldkanone? Gebogene Schutzschilde, wie die Franzosen sie haben und wie sie seit Jahresfrist bei unserer Haubitze eingeführt sind? Einen praktischen Beobachtungwagen statt des uns vor drei Jahren bescherten wackeligen Klettergerüstes? Ausreichende Bespannung für Batterie, Staffel und Munitionkolonne? Ja; auch das Alles fordern wir, fordern Hunderte von deutschen Artillerieoffizieren. Aber davon soll hier nicht die Rede sein. Eine andere Wunde sei hier aufgedeckt (denn einmal, früher oder später, muß es ja doch geschehen), eine Wunde, an die der Herausgeber dieser Zeitschrift vor wenigen Wochen mit leiser, vorsichtiger Hand gerührt hat. ‚Die Artillerie, deren Werth für den Kriegsfall heute doch kaum überschätzt werden kann, glaubt sich ein Bischen zurückgesetzt; nicht nur, weil keiner der sechs Kaisersöhne ihren Rock trägt.‘ Das war am ersten Februar 1913 hier zu lesen. Den Finger drauf und einmal alle falsche Scham bei Seite! Hier habt Ihr, was wir fordern: mehr Ansehen für unsere Waffe! Möchte der Ruf nicht ungehört verhallen!

Es würde zu weit führen, wollte man hier untersuchen, weshalb die Artillerie, in den meisten anderen Ländern die bevorzugte, weitaus angesehenste Truppe, das Stiefkind der preußischen Armee ist. Nur der Thatsachenstand von heute sei an dieser Stelle in aller Kürze skizzirt. Kein Prinz des Königlichen Hauses ist Artillerist. (Man vergleiche damit den Zustand in Bayern!) Kein Sproß des Hohen Adels tritt in unsere Reihen ein, wenn ihn nicht ganz besondere familiäre oder pekuniäre Verhältnisse dazu zwingen. (‚Blos Artillerie... Nu ja‘, sagt, die Sachlage trefflich charakterisirend, eine Halbweltdame bei Fontane.) Sehr selten nur bringts ein Artillerist zum Corpsgeneral. Dabei haben wir die tüchtigsten, intelligentesten Offiziere der Armee, sind wir die Truppe, die, der Noth gehorchend, weniger einseitig und viel intensiver arbeitet als jede andere. Weshalb dies Mißverhältniß zwischen Leistung und äußerem Ansehen? Wollt Ihr, daß im Krieg die

‚ultima ratio regis' sich bewähre, so sorgt, daß auch schon im Frieden ihrem Mühen die verdiente Anerkennung werde! Der heutige Zustand ist unhaltbar und kann, wenn die Abhilfe ausbleibt, ein débâcle zur Folge haben; denn unverdiente Zurücksetzung muß auf die Dauer die soldatische Dienstfreudigkeit lähmen und die Tüchtigkeit der Truppe mindern. Gieb unserer Waffe, Kaiser und König, das Ansehen, das ihr gebührt! Mehr Achtung: wir fordern sie im Interesse des Vaterlandes.

Wir begehren einen Platz an der Sonne kriegsherrlicher Gunst. Zu lange schon froren wir im Schatten. Haben wir solche Behandlung verdient? Der kommende Krieg wird die Antwort darauf geben. Wir sind überzeugt: noch wird die Waffe sich bewähren. Noch hat die Nation durch die Zurücksetzung der Artillerie keinen Schaden genommen. Aber eine Umkehr der Meinungen und eine Nachholung des Versäumten ist dringend nöthig; und jeder Aufschub bedeutet Gefahr. In diesem Jubiläumsjahr sollte ein gründlicher Wandel in der hier angedeuteten Richtung einsetzen. Einen Hohenzollernprinzen möchten wir unterm Kugelhelm sehen, möchten unseren fähigsten Köpfen den Weg bis in die höchsten Ehrenstellen der Armee offen wissen. Das ganze Ansehensniveau der Waffe wollen wir gehoben sehen.

Und warum sind wir noch immer in rein äußerlicher Hinsicht zurückgesetzt? Warum fehlt den Linienregimentern der fahrenden Feldartillerie zur ‚grande tenue' der Helmbusch? In militärischen Fachblättern wurde die Verleihung dieser uns grundlos vorenthaltenen Paradezier schon gefordert. Wir begehren sie als äußeres Zeichen kriegsherrlicher Huld, die uns zu lange schon versagt blieb. Der große Nationalgedenktag im März oder der Tag des Regirungjubiläums wären passende Zeitpunkte. Eine lächerliche Bagatelle, ein äußerlicher Tand? Meinetwegen. Ein Tand aber, dessen Fehlen von manchem guten preußischen Artilleristen, der mit Stolz sein Kriegerkleid trägt, unangenehm vermerkt wird; eine Bagatelle, deren Mangel uns an nationalen Festtagen zu einer Truppe zweiten Ranges erniedert. Nicht die Schlechtesten unter uns sind es, die diesen Tand, diese Bagatelle vermissen. Die äußere Gleichstellung mit den anderen berittenen Truppen darf uns nicht länger vorenthalten werden. Wir haben mehr Intelligenz in unseren Reihen als die Anderen, können und wollen deshalb aber doch nicht auf den kriegerischen Prunk verzichten, der so tief im

Wesen des Militarismus begründet ist. Gebt unserer Truppe ein Ehrenkleid, damit wir uns künftig mit noch größerem Stolz als bisher Artilleristen nennen können!"

Daß im Krieg fortan die Entscheidung von der Artillerie kommen wird, hat in diesen Tagen auch Feldmarschall Colmar von der Goltz als seine Ueberzeugung ausgesprochen. Gebt der Hauptwaffe, was ihr gebührt. Die Herren von Heeringen, von Lyncker, von Moltke sind verpflichtet, gerechte Wünsche ihrer Kameraden dem Kriegsherrn vorzutragen. Suum cuique! Ist die Adlerlosung nur noch ein leeres Wappenwort? Auch im Uebrigen: knickert nicht wieder. Schon wird erzählt, der Große Generalstab habe nicht alle Forderungen, die er für unaufschiebbar hält, durchzusetzen vermocht. Gegen solches Geraun helfen Dementis nicht; daß „alle maßgebenden Stellen in schönster Harmonie sind", ist uns allzu oft vorgeflötet worden. Wenn die Teller abgetragen waren, hörte man andere Töne. Kann oder will General von Moltke nicht, als Kommissar der Verbündeten Regirungen, im Reichstag, öffentlich, reden, dann muß Herr von Heydebrand oder ein anderer Angstloser vom Kanzler unzweideutige Antwort auf die Frage erbitten, ob dem Generalstab irgendwie Beträchtliches, aus Knauserei oder aus blöder Furcht vor dem Unwillen der Gegner, abgefeilscht worden ist. Die Nation, die ihre Wehr mit einem Jahresaufwand von fast zweitausend Millionen Mark bezahlen will, darf die Gewißheit fordern, daß nun nichts mehr vertrödelt oder verknickert werde. Geschütz und Geschoß gelten als gut. Für die neue Infanterieschußwaffe ist vorgesorgt. Wie stehts um das Sanitätwesen? Wirds auch nach ungeheuren Schlachtverlusten an Baracken, chirurgisch geschulten Aerzten und tüchtigem Pflegerpersonal nicht fehlen? Auf den Walstätten der Bulgaren und Montenegriner soll es grausig aussehen. Oesterreichische Aerzte berichten, mit den meisten Pflegerinnen sei nichts anzufangen gewesen; kleidsame Schwesterntracht, kokette Häubchen, aber keine Uebung im schwierigen Krankendienst. Wie Verwundete anzufassen, zu betten, zu verbinden, zu nähren sind: Das lernt sich nicht zwischen Thee und Abendbrot. Jeder rüstigen Frau muß die Möglichkeit der Ausbildung und (nicht wahr, Psychologen?) Auszeichnung geboten, muß, Tag vor Tag, eingehämmert werden, daß ihr Mann, Bruder, Bräutigam, Sohn vielleicht unter plumpen Händen ächzen wird, wenn nicht Alldeutschlands Weibheit die Samariterpflicht

sanft und flink üben lernt; daß solche Frauenbewegung wichtiger ist als eine nach Wahlrecht und Titelputz haschende und würdiger als das Kränzchengeflenn für den lieblichen Frieden.

Zum ersten Mal hat in Preußens und des jungen Reiches Geschichte der Volkswille den Regirenden den Entschluß zur Landheeresstärkung abgerungen. Sie hätte im Herbst 1911 mit einem Schlag uns aus unbequemer Lage geholfen und noch im Herbst 1912 uns die Rückwirkung neuer Unruhe erspart. Vorbei. Jetzt darf weder gestümpert noch auf Irrgängen mit der Steuerwünschelruthe Zeit versäumt werden. „Keine Ausgabe ohne Deckung": ein hübsches Ressortsprüchlein für den Alltag. Der selbe Herr Wermuth, ders in Umlauf setzte (um seinem von Stengel und Sydow hinabgedrückten Amt in neuen Schreckensnimbus zu helfen), würde sich als Kanzler die Berufung darauf eben so heftig verbitten, wie er als Schatzsekretär den Hinweis auf die Geldforderungen verbat, die er aus dem Reichsamt des Innern auf den Wilhelmsplatz geschickt hatte. Der Konkursverwalter muß so denken; der Geschäftsführer eines starken und in seiner Schöpferstärke gefährdeten Staates darfs nicht. Ob das Deutsche Reich, weil es neue Parteienwirrniß scheut, fürs Erste hundertfünfzig Millionen durch Anleihe herbeischafft, ist, wo sichs um Nothwehr handelt, schließlich einerlei. Ceterum censeo, wie in den Wehen der unzulänglichen Finanzreform: Besteuert jede Rechnung jedes Schusters, Schänken, Schneiders, Gastwirthes, Waarenhauses, Doktors, Handwerkers etc. pp. Ein Hundertstel von der Mark brächte schon Riesensummen; diese Steuer wäre dem Aermsten kaum fühlbar und, da der Besitzende am Meisten ausgiebt, als Besitzsteuer zu plakatiren. Ungemein wichtig wird der Ton der Debatte. Kein Gefuchtel und kein Geschrei. Daß Herr Poincaré in seiner Präsidialbotschaft die Wörter „défi" und „humiliation" angewandt hat, darf uns nicht bekümmern; Frankreich hat das Recht und die Pflicht, sich vor Herausforderung und Demüthigung zu schützen. Sagt nicht, wie Zeitungrüpel, daß die Republik in Angst schlottere; der Versuch, durch längere Dienstzeit die Kleinheit der Kopfzahl auszugleichen, ward nicht von Memmensorge empfohlen. Zetert auch nicht, weil Herr Delcassé als Botschafter nach Petersburg geht. Er haßt die Deutschen und möchte sie im Mörser seines Zornes zu Asche zerstampfen? Dummer Klatsch; ein nicht nur vom amtlichen Zeugniß des Fürsten Radolin widerlegtes Märchen. Als

fast allmächtiger Minister und Freund Loubets hat Delcassé zweimal das Angebot britischer Waffenhilfe abgelehnt. Und seit ihn Rouviers Neid stürzte, hat er sich in würdige Ruhe verschanzt. Nie ein gegen uns deutbares Wort gesprochen; nach dem Panthersprung kühle Zurückhaltung empfohlen und den Eifernden von dem Plan abgerathen, Kriegsschiffe nach Agadir zu schicken. Daß er vor neun Jahren den franko-britischen Vertrag über Egypten und Marokko zwar, vor der Veröffentlichung, dem Kaiserlichen Botschafter am Quai d'Orsay zeigte, aber nicht in der Wilhelmstraße vorlegen ließ, ist am Ende doch keine unverjährbare Todsünde. Und daß er, nach Faschoda, eine Vertrauensgemeinschaft mit Deutschland wollte, ist erweislich. Jetzt wäre er, vielleicht noch vor Ostern, der Nachfolger Briands geworden, der sich als kingmaker, als Regisseur der Präsidentenwahl, neue Feinde zu den alten erworben hat. Das Wehrgesetz, das dem Deutschen Reich einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann sichern soll, hat drüben das Ministerium gefestigt und den Wunsch entbunden, Frankreichs Interesse am Zarenhof durch Delcassé vertreten zu sehen. Er geht nach Petersburg, wie Iswolskij nach Paris ging: um Strategie und Taktik nicht aus trüber Nebelferne, nach schwer zu kontrolirender Berichterstattung, zu leiten. Er wird für die rasche Stärkung und Bereitschaft der russischen Wehrkraft (Heer und Marine) wirken; mit dem Grafen Thurn, Oesterreichs artigsten Plauderdiplomaten, anbändeln; Herrn Kokowzew beweisen, daß alle Türkengläubiger (vornan also die Franzosen) von den Balkanstaaten bündigen Verzicht auf den Ersatz der Kriegskosten fordern müssen; und das Hauptziel seines stillen Strebens wird sein, die südslavische Kernmacht den Westmächten, den Dirigenten des Europäerkonzertes, noch enger zu befreunden. Das kann, da im Westen demokratische Einrichtungen zu bewundern und große Anleihen aufzunehmen sind, um so leichter sein, als Deutschland, offiziell und offiziös, in Parlament und Presse, den Siegern kein freundliches Wörtchen gegönnt hat; und mit solcher Quadruple-Entente müßte auch der mächtigste Militärstaat behutsam verfahren. Wir sollten, statt Herrn Delcassé zu höhnen und zu schelten, gewissenhaft erwägen, ob wir selbst an der Newa noch richtig vertreten sind, und den klugen und fleißigen Mann, wenn er nach Berlin kommt, mit der höflichsten Allure empfangen. Glaubet doch, liebe Mitbürger, nicht an die „Entspannung", von der jeder Hanswurst jetzt sein

Narrenverschen singt! Die Spannung ist straffer als je und die schlimmste Schwierigkeit beginnt erst, wenn in Südost der Friede geschlossen ist. Herr von Jagow müßte die Mandatare des Reichstages und der Presse (auch die von der röthesten Farbe, versteht sich) ins Auswärtige Amt laden und sie begreifen lehren, welchen Schaden jedes unbedachte Wort für und wider die Wehrvorlage stiften kann. Die Aufgabe ist: den Argwohn der nervösen Europa, der uns die Absicht auf grundlose Ueberrumpelung zutraut, zu entwurzeln und die Nachbarn zu überzeugen, daß die neue Rüstung dem Nationalbesitz angemessen ist, den sie schirmen soll.

Cadinen.

Am zwölften Februar hielt der Kaiser im Deutschen Landwirthschaftrath einen Vortrag über sein Gut Cadinen. Umfang und Ertrag der Meliorationen, Erntezissern, Viehbestand: Alles wurde vom Blatt abgelesen; auch einiges Scherzhafte über den Zebubullen und seine Kälberfamilie. Der sachverständige Hörer, sogar der lesende Laie mußte sich sagen: Diesen Angaben fehlt jede Beweiskraft, jede typische Bedeutung; was ein Kaiser und König, dessen Privatvermögen zwischen sechzig und achtzig Millionen Mark beträgt, an sein Gut wenden will, steht in seinem Belieben; er kann sich einen Zoologischen Garten und jegliche Kurzweil leisten; seine Agrarerfolge sind für den Durchschnitt deutscher Landwirthschaft nicht wichtiger als die der eben so reichen Herren Mosse und von Friedlaender-Fuld; erweisen auch, leider, nicht die Behauptung, daß Deutschlands Boden Deutschlands Volk „in alle Zukunft“ ernähren könne. (Wäre sie erwiesen, dann brauchten wir weder Halm- noch Hackfrucht, weder Vieh noch Futter aus der Fremde dann aber nähme uns Rußland gewiß kein Gewerbeprodukt mehr ab). Besonders auffällig waren zwei Satzgruppen. Erste: „Mit einem Theil des lebenden Inventars will ich demnächst ein Vorwerk besetzen, um so mehr, als ich meinen Pächter 'rausgeschmissen habe, der nichts mehr taugte, und das ich in eigene Regie übernehmen will.“ Zweite: „Ich bin etwas eitel und stolz darauf, daß mir gelungen ist, den pettkuser Roggen in diese Gegend von Westpreußen einzuführen. Er war dort total unbekannt. Im Herbst haben die Leute (eine ganze Menge Landwirthe) sich vor meiner Scheune um diesen Roggen geschlagen. Ich habe ein ausgezeichnetes Geschäft bei dem Verkauf gemacht und alle Theile sind außer-

ordentlich zufrieden." Die Mitglieder des Landwirthschaftrathes spendeten „lebhaften", „heiteren", „stürmischen" Beifall; „der Kaiser stand auf und dankte mit einer Verbeugung." Der Beifallssturm braust über die gar nicht heiter stimmende Thatsache hinweg, daß der Kaiser und König einen deutschen Landwirth, der gegen ihn wehrlos ist, öffentlich als untüchtig verruft und erzählt, er habe in Mißwachszeit benachbarten Gutsbesitzern mit großem Nutzen Saatgut verkauft. Wenn diese Angaben richtig gewesen wären: dem ernsten Monarchisten hätten sie keinen Grund zu heller Freude geboten. Sie waren nicht richtig. Herr Hellmuth Sohst, der das Rittergut Rehberg, den größten Theil des guten cadiner Bodens, seit 1898 in Pacht hat (sein Vater saß schon siebenzehn Jahre in diesem Pachtrecht), ist nicht „'rausgeschmissen" worden und gilt den Berufsgenossen als ein ungewöhnlich tüchtiger Landwirth. Der Landwirthschaftliche Verein Elbing rühmt „seinen vorzüglichen Charakter und seine gediegenen Kenntnisse" und bescheinigt einstimmig, daß er Rehberg „unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Erfolg bewirthschaftet" habe. Der Landwirthschaftliche Verein Lenzen, in dessen Bezirk Cadinen-Rehberg liegt, sagt: „Kein anderer Landwirth kann es besser machen als Sohst, der ein außerordentlich fleißiger und tüchtiger Mann ist und dessen Name weit über den Vereinsbezirk hinaus einen guten Klang hat." Die Ziffern, die Wilhelm im Herrenhaus über den Viehbestand, den Fettgehalt der cadiner Milch und Aehnliches vorlas, sind „vollständig falsch" und werden (heißts) von den Kennern belächelt. Den pettkuser Roggen hat nicht der Kaiser, sondern, vor neunzehn Jahren, ein Oberinspektor des Herrn von Etzdorf, der jetzt Geheimrath und Generalbevollmächtigter für Cadinen ist, in Westpreußen eingeführt. Seitdem kennt ihn jeder Bauer und „der kleinste Besitzer hat ihn schon lange angebaut". In Lenzen war nicht ein einziger Landwirth zu ermitteln, der in Cadinen solchen Roggen gekauft, nicht einer, der von solchem Kauf je gehört hat. „Den Ohrenbläsern, die in so schamloser Weise Seiner Majestät grundfalsche, erlogene Angaben gemacht haben, muß endlich mal der Mund gestopft werden." Ein Hauptmann sagts. Das Urtheil über den Pächter wird der Kaiser gern, „mit allen thatsächlichen Feststellungen", aufheben. Entsetzt aber wohl sich selbst und die Nächsten fragen, wie oft er, in einem Vierteljahrhundert, belogen ward.

Heimath.

(Ich widme diesen Cyklus der Stadt Bremen.)

Eingang.

Lag der Held im Liebesbann bei den Zauberfraun,
Schien der Heimath ganz entrückt, hub er an, zu schaun,
Hingenommen und verzückt, nach dem Küstenrauch
Seines Eilands, meilenfern; und so spähn wir auch,
Lechzend nach der Heimkehr aus, die ein Dämon wehrt,
Tag und Tag nach unserer Stadt, unserem Land und Herd.

Die Klage.

Als Dein Name plötzlich fiel, war ich so bewegt,
Wie ein Schiff vom Seitenwind; Alles war erregt,
Der Erinnerung dünkeles Meer, auch der Horizont,
Hoffnung war wie Wolkenflucht, halb und schräg durchsonnt.
Wurde da der Wind zum Sturm, riß mich wilder fort,
Warf mich hart an Deinen Strand mit zerbrochenem Bord.
Wie ein Schiff auf Klippen rennt, so mein Herz zu Dir,
Felsen Du und ich ein Boot. Ruhe Du, ich Gier,
Unrast, Willkür, Wuth und Leid, Wanderstrom und Wind,
Heimathloser Sturm auf See, Mutter Du und Kind.
Ein Gelobtes Land bist Du, ein Kometenlicht;
Bist mir Leuchte, Weg und Ziel, Urtheil und Gericht.

Nun Dein Bildniß vor mir stand, wußt ich keinen Rath,
Thräne brach durchs Augenlid, es zerbrach die That.
Wieder irrt ich nur durchs Holz, ich erklomm die Wand
Des Geklüftes trotz der Sucht nach dem ebenen Land.
Du mein frohes Weideland, goldenes Aehrenfeld,
Augenausruh unbegrenzt, weite, runde Welt.
Rothe, helle Haide Du, wie Dein Reiz mich rief:
Satte Luft von Feuchte schwer, Schatten dunkel, tief,
Tief wie blaues Augenrund unter blondem Haar,
Wie Kanal und Wasserlauf spiegelblank und klar.
Seelenausruh. Ach, im Schilf lag ich Nacht um Nacht,
Habe sie Dir, nur Dir gelebt; habe sie Dir durchwacht.

Auf einmal standst Du vor mir, standst und sahst mich an,
Ließest schweigen mich durch nichts als der Augen Bann.
Thatest Deine Kleider ab mit der weißen Hand,
Bis Du groß Dich, Königin, hast zu mir gewandt;
Führtest mich zum Lager hin, daß ich bei Dir schlief,
Kühl warst Du und stumm, bis ich Deinen Namen rief.

Da erschloß sich mir das Heil, daß ich wüßte nun,
Welch Geheimniß mich betraf, daß ich durfte ruhn,
Ausruhn von so langem Leid, Dir entzweit zu sein.
Sieh, gekommen schien die Zeit, da wir Zwei zu Zwein.
Heimath, Herrin, Holdeste, bliebst Du doch bei mir,
Bliebst Du doch; ach, wär ich doch endlich ganz bei Dir!

Kamst Du, eine Jägerin, Traum- und Herzensbild?
Sollt ich stehen oder fliehen, ein gescheuchtes Wild?
Sieh, ich stand und harrt auf Dich, auf den Gnadenstoß,
Da ich einmal Dich verließ, ward ich heimathlos.
Nun ein Traum Dich zu mir trug, war ich wie zu Haus.
Ließ mich tief auf meine Knie, denn die Noth war aus.
Ja, ich grüßte, Liebste, Dich und Dein Letzt-Gebot;
Wartete auf Deinen Spruch, auf den Liebestod.
Ungerührt und gradaus sahest Du auf mich herab;
Immer küßt ich Deine Hand, die mir Alles gab;
Glück und Rausch von Anbeginn, Sinn und Schwergewicht.
Doch Du wandtest Dich und gingst; Du erschlugst mich nicht.

Die Beichte.

Als mir solch Gesicht geschah, war ich völlig fassunglos,
Lag am Boden herzentblößt, aller Hoffnung blos.
Trotzlust peitschte hart mich auf, schalt mich rüttelnd schwach und zag
Lockte in die Weite mich vorwärts Tag für Tag.
Gerne siedelte ich wo, doch Du treibst mich hin und fort,
Denn Du wanderst immer mit, Du versagst den Port.
Strand lädt ein und Hügel winkt; Handel, Acker, Jagdrevier,
Lust und Mühsal, Reichthum, Ruhm, — die verblassen Dir;
Denn Du wanderst immer mit, jagst mich weg und bleibst zurück;
Will Dich jagen: Du jagst mich, sterbenswundes Stück.
Leg ich mich zum Tod ins Holz, heilt die alte Wunde mir,
Daß sie neu geschlagen wird, daß ich leb in Dir.

Dient ein kriegsgefangener Prinz dem Eroberer beim Mahl,
Ist doch sein verbissenes Weh klein zu meiner Qual;
Eines Abgesetzten Gram, eines Sultans, der verarmt,
Klein zu meiner Noth, der sich keine Seel erbarmt.
Beide wichen der Gewalt, doch sie nahmen Hoffnung mit,
Haß und Rache, wie ein Stab, folgen ihrem Schritt.
Kamen heute sie in Noth, hofft auf morgen die Geduld,
Doch ich bleibe im Verrath, bleib in Deiner Schuld.
So verlor ich Herz und Herd, wies mich aus dem Paradies,
Trieb auf Seen, auf denen nie guter Wind mir blies.

Ja, ich treibe kompaßlos, Recht und Hoffnung sind verwirkt,
Doch Gedanken und Gefühl sind durch Dich bezirkt.

Neues Glänzen schien mich an, Lichte brachen in mich ein;
Sie erleuchten nicht mein Herz, wie Dein Licht und Schein.
Blutroth sank die Sonne oft, morgens stieg sie golden hoch,
Strahlte mittags weißer Gluth: Dein gedacht ich doch.
Steppe brannte und der Busch, Feuer zuckten gelb ums Zelt,
Südens Sterne flammten hell: ich blieb unerhellt.
Strömt vom Ofen des Metalls Goldfluß gleißend mir am Fuß,
Geb ich Dies und den Demant Dir für einen Gruß.
Sieh, ich irre dumpf rundum, irregeführt vom fremden Licht,
Das von Dir nicht kommt und nie in mein Dunkel bricht.
Flackern hier und Funkeln da; brennt der runde Himmelsrand?
Deiner Lichte kleinstes Licht facht mir Herzensbrand.

Neue Klänge wurden laut, Stimmen drangen in mein Ohr,
Herz wird schwer, daß es so ganz Deinen Klang verlor.
Sturmchoral auf hoher See, Kanon in der Erde Schoß,
Dynamit und Felsensturz: Dein gedacht ich blos.
Trommeln, Pfeifen, Hörner, Tanz, Stampfen, Litanei und Wuth,
Frauen sangen dunkle Brunst: nichts drang in mein Blut.
Feuerte sich Arbeitvolk psalmodirend an zum Dienst,
Ueber nur ein Kleines wars, daß mir Du erschienst.
Schrecken, Pfauchen, Klage, Pfiff, Sang und Schrei im alten Wald,
Affenschwatz und Raubthierzank: Dir verstummt es bald.
Deine Stimme wellt sich her, das Getös wird Symphonie,
Lärm und Chaos ordnet sich Deiner Melodie.

Die Sühne.

Herzenstakt und Melodie strömst Du aus,
Ordnest giltig, was in mir wirr und kraus.
Bin ich fern Dir, wie verbannt, bist Du nah,
Sinn ich, streite, wache, träume, Du bist da.
Darf ich auch nicht bei Dir sein, abgesprengt,
Sieh, wie dringlich dies mein Herz Dir zu drängt.
Daß es Deiner Hoheit dient, nie vergiß:
Daß Du seine Helferin bist, sei gewiß!
Dunkel, Dickicht, Dornen drohn, doch es bricht
Durch Gezweig und durch Gewölk mir Dein Licht.
Du mein hochgelobter Stern, halte Wacht,
Tröste mich und führe mich durch die Nacht!

Bin ich jetzt wie ein Pirat, beutewild;
Was ich kapere, bring ich Dir, die mir gilt.

Fahre über Wolken ich oder Seen,
Sieh den Heimathwimpel mein Dir zuwehn.
Lad ich in mein Fahrzeug Gold und Kleinod,
Ist es, daß mir Dein Befehl so gebot.
Ueberall bin ich Vasall, gar nichts mehr;
Nur, daß ich die Ehren will Dir zur Ehr,
Bis ich zahlte Sühnesold für die Schuld,
Bis ich wieder mir gewann Deine Huld.
Alles dient als Lösegeld, That und Wort,
Zur Gewinnung dieses Horts jeder Ort.

Als mir Solches ward bewußt, ward ich frei.
Schuld fiel ab, als ich erfuhr, was sie sei:
Stachel ist sie, Ruf zum Werk Dir zu Lieb,
Wenn ich auch für alle Zeit einsam blieb.
Du bist in mir, ich in Dir; so durch Dich
Bin gefeit ich gegen Schuß, Hieb und Stich.
Meeresaufruhr glättet sich, Schlachtlärm schweigt,
Weil sich Deines Sternes Wink günstig zeigt.
Die Verschwörer sind versprengt, wir vereint.
Dein Planet verjagte mir meinen Feind.
Meine Teufel lassen ab wie gelähmt;
Sieh: Dein starker Dämon hat sie gezähmt.

Gram und Schmerz ist Heil und Glück, Weg liegt frei,
Herrin, mach, daß Eines mir Prüfung sei.
Hocherhobener Stirne geh ich voran,
Sicheren Schrittes wie erlöst, als ein Mann,
Der Verlust und Tod nicht kennt, nur Gewinn;
Taktbewegt durch Herzmusik, von Beginn
Bis zum Tode, tänzergleich, so getreu
Deinem Rhythmus, der mich schafft stark und neu.
Er giebt Kraft, Dies durchzustehn. Deine Hand
Führt durch Wildniß einmal doch Dir ins Land.
Weit in weiter Ferne blinkt Licht und sie,
Deine Küste . . . O, mir bricht Knie und Knie.

Ausgang.

Aus dem Feinde Gottes ward, als ihm Gott erschien,
Ein Verkündiger des Herrn: so ward ihm verziehn.
Schwere Wandlung macht er durch, diente, litt und warb
Tausendfältig um das Heil, bis er selig starb.
Wolle uns beschieden sein heimathwärts ein Weg!
Wär es auch der steilste Pfad, wärs der schmalste Steg . . .

Alfred Walther Heymel.

Satje, der Fischer.*)

In Holland, in einem halb verfallenen Häuschen am Strande des Meeres, wohnte eine stumme Seele, ein jüdischer Fischer. Er hieß Satje; vielleicht nach irgendeinem Urahnen Saadja. Doch hatte er keine Kenntniß davon, wie er überhaupt nur sehr wenig von „Jüdischkeit“ wußte. Schon seine Vorfahren waren Fischer gewesen, die Familie war die einzige jüdische unter Nichtjuden. Und alle Tage und Jahre auf dem Meer: wie hätte er Etwas wissen sollen? Er fing seine Fische, sein Weib strickte Netze und besorgte das Haus, die Kinder spielten im Sand und suchten nach Bernstein. Und brach ein Sturm los, wenn er auf dem Meer war, so daß er in Gefahr gerieth, dann konnte er nicht einmal das „Höre, Israel!“ beten. Und seine Leute zu Haus konnten es auch nicht. Dann sah er nur stumm zum Himmel hinauf, das Weib daheim raufte sich die Haare oder schleuderte gar noch dem bösen, finsteren Himmel einen bösen Blick zu und die Kinder warfen sich auf den Sand und schrien mit den anderen Kindern zusammen: Heilige Maria! Heilige Maria!

Wie hätten sie mehr wissen sollen? Zu Fuß wars nach der nächsten Gemeinde zu weit. Und zum Fahren waren sie zu arm. Sie hatten ja kaum, was sie brauchten. Und dann ließ sie ja auch das Meer nicht los. Satjes Vater, Großvater und Urgroßvater waren Alle im Meer umgekommen. Das ist schon so die Kraft des Meeres: es ist des Menschen gefährlichster Feind, oft ein tückischer Feind und doch liebt man es und läßt sich von ihm anlocken. Man kann nicht los von ihm, will auf ihm leben und in ihm untergehen.

Nur eine jüdische Ueberlieferung war der Familie verblieben: Jom kippur, der Tag der Versöhnung. Schon am Morgen des Tages vor dem Fest wählten sie den größten Fisch aus. Dann gingen sie in die Stadt und überbrachten ihn dem Schächter, bei dem sie vor und nach dem Fasten zu essen pflegten. Den Tag selbst verbrachten sie in der Synagoge, lauschten dem Gesang des Chors, dem Spiel der Orgel, dem Gebet des Kantors. Natürlich verstanden sie kein Wort, sondern blickten nur zur Heiligen Lade hin, auf den Prediger mit dem goldenen Käppchen. Erhob sich das goldene Käppchen, dann standen auch sie auf. Ließ es sich nieder, dann setzten auch sie sich. Manchmal nickte Satje vor Müdigkeit ein; dann stieß ihn wohl ein Nachbar mit dem Ellenbogen an, wenn es wieder Zeit war, sich vom Sitz zu erheben.

Satje ahnte nicht, daß der Versöhnungtag ein Tag des Gerichtes ist, vor dem alle Kreatur erzittert, ein Tag großen Geschehens im Himmel. Ihm war er nur der Tag, den man fastend in der Synagoge verbringt und mit einem Abendbrot beim Schächter beschließt. Viel mehr wird übrigens der Schächter selbst nicht gewußt haben ...

---

*) Aus dem Band „Volksthümliche Erzählungen“, der im Jüdischen Verlag in Berlin erscheint.

Und niemals blieben Satje und die Seinen länger, als unbedingt nöthig war. Kaum war der schwarze Kaffee getrunken, standen sie schon auf, verabschiedeten sich von den Schächtersleuten, tauschten Glückwünsche mit ihnen aus und machten sich auf den Weg nach dem Meer. „Nach dem Meer“ sagten sie, nicht „nach Haus“.

Von Uebernachten war keine Rede. Sie ließen sich nicht zurückhalten. Vergebens bemühen sich der Schächter und die Schächterin, Satje zu überzeugen. „Ihr habt ja nicht einmal die Stadt besehen.“

„Die Stadt!“ wiederholt Satje mit geringschätzigem Lächeln.

Satje ist kein Mann der vielen Worte. Das Meer lehrt schweigen. Doch die Stadt haßt er. Eng sei sie, ohne Luft und ohne Himmel. Ein Streifen nur zwischen Dach und Dach. Das Meer aber sei weit, so weit ... Man könne athmen.

„Es ist ja Euer Feind, Euer Tod!“

„Ja, aber ein guter Tod!“

Er wünscht sich das Ende seines Vaters und Großvaters: als Gesunder vom Meer verschlungen zu werden. Nicht lange kränkeln, nicht lange im Bett mit dem Tode ringen, nicht hören müssen, wie die Anderen weinen, nicht begraben, nicht in harte Erde hineingelegt werden. Brr! Es fröstelt ihn, wenn er an ein Begräbniß denkt ...

Und sie gehen zu Fuß nach Haus, nach dem Meer. Gehen eine ganze Nacht. Und wenn der Morgen graut, wenn der sandige Strand in goldigem Glanz aufschimmert und bald der Spiegel des Meeres heller aufblitzt, dann freuen sie sich, klatschen in die Hände. Sind glücklicher als Brautleute.

Und Jahr um Jahr immer von Neuem ...

Es war nun einmal, am Tag vor dem Versöhnungfest, früh am Morgen. Im Osten begann sich der Himmel zu röthen, leise erwacht das Meer, athmet noch kaum, noch hört man kaum sein Brausen, noch liegt es schlaff und im Traum versunken da. Hier und da flattert ein weißes Flügelpaar in der Luft, kreischt ein Vogel auf; stille Schimmer fliegen über das Meer, goldene Flocken gleiten über den gelben Sand. Noch sind die Schifferhäuschen am Strande geschlossen. Da knarrt eine Thür. Satje verläßt sein Haus.

Sein Gesicht ist fromm und ernst. Still leuchten seine Augen. Er geht, ein frommes Werk zu thun: den Fisch für den Versöhnungtag will er fangen.

Und er eilt ans Boot, faßt die Kette, mit der es ans Ufer gebunden ist. Die Kette klingt und rechts und links ertönen Stimmen: „Nicht doch!“ So rufen ihm die Nachbarn zu, die die Köpfe aus den kleinen Fenstern ihrer Häuschen herausgesteckt haben.

Weithin still liegt das Meer, fließt mit dem Saum des lachenden Morgenhimmels zusammen. Es athmet kaum, runzelt sich kaum am Strand und wie bei einem guten Großmütterchen, so tanzt ein leuchtendes Lächeln zwischen den Runzeln. Und murmelt Etwas, erzählt

den Felsenklippen ein Märchen, streicht ihnen lächelnd und spielend über ihr langes Algenhaar. Aber die Fischer kannten das Meer besser und trauten ihm nicht. „Nicht doch!“

Bald wird der leuchtende Spiegel brechen. Aus stillem Spiel wird Ernst, aus leisem Brummen ein mächtiges Brausen werden. Und aus den Großmutter-Runzeln werden gewaltige Wogen erstehen, die werden Schiffe und Boote verschlingen, wie der Leviathan der Judensage die kleinen Fische....

„Nicht doch!“

Und ein barfüßiger alter Mann, ohne Hut, mit flatternden grauen Haaren, mit einem verrunzelten Gesicht wie das Meer, nur ohne das falsche, süße Lächeln des Meeres, kommt aus einem der Häuschen heraus, geht auf Satje zu, legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht: „Sieh doch!“ Und zeigt ihm einen kleinen schwarzen Punkt, den nur ein Fischerauge sehen kann, am Saum des Himmels.

„Daraus wird eine Wolke....“

„Ich werd' noch früher zurück sein,“ antwortet Satje, „ich will nur einen Fisch fangen.“

Und ernster wird das Gesicht des alten Nachbarn: „Hast Weib und Kind, Satje!“

„Und einen Gott im Himmel!“, antwortet Satje zuversichtlich. Er geht ja, um sein frommes Werk zu thun. Stößt das Boot ab und springt hinein.

Und wie eine Feder, so leicht schwebt Satjes Boot über das Meer hin, und das Meer wiegt es, süße Liedchen summend, und umsäumt es mit den schönsten Perlen, die es besitzt. Der alte Fischer aber steht am Strand und murmelt: „Heilige Maria!“

Leicht schwebt Satjes Boot über das Meer hin. Geschickt wirft er sein Netz aus und das Netz wird immer schwerer und schwerer. Mit aller Kraft kann er es kaum herausziehen. Aber: kein einziger Fisch ist drin. Nichts als Wasserpflanzen und Seesterne.

Der alte Fischer am Strand hat das Boot schon längst aus den Augen verloren. Satje zieht schon zum dritten und zum vierten Mal das Netz aus den Fluthen. Nicht leicht ists, denn allerlei Wasserpflanzen haben sich drein verflochten. Nur kein Fisch, kein einziger Fisch.

Und das Meer wogt immer stärker und stärker und die Sonne ist schon zum Himmel emporgestiegen. Doch feucht ist ihr Glanz; eine trübsälige Sonne. Und der kleine schwarze Punkt am Saum des Himmels hat sich inzwischen unter ihr hingezogen, wie eine braune Schlange; die wird dunkler und dunkler und rückt ihr immer näher.

Schon ist Mittag; und noch immer fährt Satje auf seinem Boot, versucht noch immer sein Glück.

Gott will wohl nicht, daß ich in diesem Jahr mein frommes Werk thue, denkt er. Nun, so muß ich zurück. Und ihm wird gar traurig zu Muth. Er muß sich wohl gegen Gott versündigt haben, daß er heuer kein Opfer von ihm haben will. Mit festem Griff faßt er das Ruder

und will das Boot zurücksteuern. Im selben Augenblick aber spritzt ihm Gischt ins Gesicht, er wendet sich um und sieht einen großen goldenen Fisch, der spielend über das Meer schnellt und mit seinen Schwanzflossen um sich spritzt. Den Fisch muß er fangen. Den hat ihm Gott gesandt, der seinen Verdruß sah und seinen heißen Wunsch, das fromme Werk zu thun. Und er steuert wieder herum und jagt dem Fisch nach.

Das Meer ist nun ganz unruhig. Immer höher heben sich die Wellen. Schon ist die halbe Sonne von einer Wolke bedeckt, hinter der ein Bündel weißer Strahlen schräg hervorfällt. Und der Fisch schwimmt über die Wogenkämme und Satjes Boot ihm nach, nach. Plötzlich verschwindet er. Eine Woge, die der Wind aufgescheucht, aufgeblasen hat, thürmt sich zwischen ihm und dem Boot.

Ein Blendwerk, denkt Satje und will wieder herumsteuern und zurückfahren. Schon aber sinkt die Woge und der Fisch ist wieder da, kommt fast bis ans Boot herangeschwommen und sieht Satje mit seinen großen Augen an, als bäte er ihn: Fange mich, fange mich; laß mich Dir dienen für das fromme Werk, das Du vorhast. . . .

Da steuert Satje wieder herum; aber schon ist der Fisch wieder verschwunden. Wieder hat sich eine Woge zwischen ihn und das Boot geschoben. Der Zorn des Meeres hat wieder zu toben begonnen. Es singt kein süßes Lied mehr, sondern ein grimmes: Wie dreist, jetzt auf ihm fahren, jetzt seine Wellen treten zu wollen! Und die Sonne versteckt sich hinter die Wolke, als wäre sie vor dem Meer erschrocken. Der Wind aber hat wohl nur darauf gewartet. Nun ist er frei und läßt in entfesseltem Zorn sich gehen, peitscht das Meer wie mit Ruthen und reizt es noch mehr auf. Und das Meer braust und kracht, als ob tausend Baßgeigen in seinem Innern, tausend Kesselpauken in seinen Wellen spielten. . . .

Zurück! Zurück! Satjes Herz klopft. Er zieht das Netz ein, faßt das Ruder mit stärkerem Griff und arbeitet mit aller Kraft, daß ihm fast die Adern an den Armen bersten. Wie eine Nußschale hüpft das Boot hin und her auf den Wassern, der Himmel ist schwarz, zornig braun das zerrissene Meer. Und er arbeitet wieder mit aller Kraft.

Plötzlich sieht er, wie von der Seite Etwas an das Boot heranschwimmt: ein menschlicher Körper; ein Ertrunkener; ein Weib. Er sieht die Haare ganz nah vor sich, schwarze Haare. . . . Sein Weib hat solche Haare. Unter den Haaren lugen weiße Hände hervor. . . . Sein Weib hat solche Hände. Und eine Stimme ruft: „Rette mich!" Das ist die Stimme seines Weibes, der Mutter seiner Kinder. . . . Sie wird ihm auf dem zweiten Boot nachgefahren sein. Sie ertrinkt, sie ruft ihn um Hilfe an. . . .

Er dreht das Boot nach rechts, will auf die ertrunkene Gestalt zu: das Meer hindert ihn. Wellen thürmen sich auf. Der Sturm rast und heult; aber er hörte ihre Stimme durch den Sturm: „Rette mich, rette mich, Satje, rette mich!"

Die letzten Kräfte bietet er auf, um an sie zu kommen. Nun ist er

nicht mehr weit von dem weißen Fleck. Die Haare sieht er nicht mehr, nur das schwimmende, untergehende Kleid. Schon reicht er mit dem Ruder hin. Aber da erhebt sich wieder eine Welle zwischen ihm und ihr und sie wird nach einer, das Boot nach der anderen Seite getrieben.

Ihm fällt ein, daß es ihm mit dem goldenen Fisch nicht besser ging. Ein Blendwerk, denkt er wieder. Und da er unwillkürlich nach der Küste blickt, sieht er, daß in dem Fischerhäuschen schon Licht gemacht ist.

Jom Kippur! Er erinnert sich und läßt das Ruder aus den Händen. „Thue mit mir nach Deinem Willen!“ schreit er zum Himmel hinauf. „Aber am Jom Kippur rudere ich nicht!“

Der Sturm tobt, die Wellen werfen das Boot von Schlund zu Schlund. Und Satje sitzt ruhig da, blickt mit weit geöffneten Augen bald zum verschlossenen Himmel empor, bald in das schäumende, tosende Meer hinab.

„Thue mit mir, wie Du willst, Gott. Dein Wille geschehe!“

Und plötzlich kommt ihm die Melodie eines Liedes in den Sinn, das er in der Synagoge, in der Stadt, vom Chor singen, von der Orgel spielen hörte. Und er fängt an, die Melodie nachzusingen. Die stumme Seele! Hat nur diese einzige Sprache, um mit Gott zu reden.

Der Himmel wird schwärzer und schwärzer. Noch wüthender bläst der Sturm. Die Wogen wachsen, schleudern das Boot in die Höhe, stürzen es in den Abgrund. Eine wirft es der zweiten zu. Eine entreißt ihm das Ruder, eine zweite kommt von hinten; jagt ihm mit offenem Rachen nach.... Wie tausend Wölfe, so heult der Sturm. Und in all diesen Lärm hinein singt Satje die Melodie von „Mi jonuach umi jonua“, ganz so, wie der Chor sie singt, während ihn die Orgel begleitet....

Die Woge stürzt über das Boot. Satje möchte singend sterben. Das Boot kippt um. Doch Satje ist der Tod nicht beschieden.

Zwei weiße Gestalten, wie aus Nebel gewebt, mit aufgelösten Haaren und leuchtenden Augen, schreiten, an den Händen sich haltend, barfuß übers Meer. Und da jetzt Satje ins Wasser fällt, kommen sie heran, heben ihn auf, nehmen ihn in ihre Mitte, fassen ihn an den Armen, wandeln über die Wellen mit ihm, wie über Wiesen und Hügel, und führen ihn ruhig durch Sturm und Getümmel. Er sieht sie an und will sprechen, will fragen. Doch sie sagen ihm: „Sing' doch lieber, Satje, sing'! Dein Gesang wird den Zorn des Meeres besiegen.“

Sie führen ihn; und Satje hört, wie sein Boot ihm folgt. Er sieht sich um: Im Boot ist das Netz und im Netz der goldene Fisch!

Am Ufer verlassen sie ihn. Er geht nach Haus und trifft dort den Schächter und die Schächterin. In der Stadt war eine Feuersbrunst. Da sind sie zu ihm zu Gast gekommen....

Den Fisch aber ließ man sich gut schmecken. Und es blieb beim alten Brauch.... J. L. Perez.

Konjunktur.

Der Börse ist der Witz ausgegangen; deshalb hascht sie nach Witzen. An die Tage, da große Geschäfte gemacht wurden, können die ältesten Leute sich nicht erinnern. Heute ist der Schalksnarr König. Noch merkwürdiger ist, daß mit ernsthaftem Eifer versucht wird, die Wochenberichte der Banken zu enträthseln. Früher hat sich die Börse um diese pythischen Sprüche nicht gekümmert. Die Kundschaft sog Erkenntniß aus ihnen; und wenn es dann nicht schief ging, pries sie die Sehergabe ihrer Bank. Aber die Oeffentliche Meinung fragte nicht viel nach diesen Offenbarungen, die, meinte man, doch nur die besonderen Wünsche der einzelnen Bank ahnen ließen; die Sorge für die eigenen Emissionen und Konsortialgeschäfte. Jetzt werden diese Berichte ungeduldig erwartet. Sie enttäuschen natürlich, wenn trübe Prognosen gestellt werden. Freut man sich über die Nachricht, daß die Industrie noch immer sehr beschäftigt sei und viel Geld in Rohmaterial, Halbzeug und fertige Fabrikate umwandelt, so umflort sich der Blick vor dem Nachsatz, der kündet, daß die Abnehmer säumig im Zahlen sind. Der Kredit muß angespannt werden; und dadurch wird der Zinsfuß unbequem hoch. Wird nun fleißig weiterbestellt? Nicht überall mit dem gewohnten Eifer. Im rheinisch-westfälischen Revier giebts wieder Sorgenfalten. Die schienen verschwunden, seit die Dividendenkurve in steile Höhen gezeigt hatte. An der Ruhr wird diesmal mehr Geld vertheilt als seit Jahren. Arenberger, Aplerbecker, Konsolidation, Konkordia, Hibernia, König Wilhelm, Königsborn geben höhere Dividende; und fast durchweg beträgt der Zuwachs mehr als 1 Prozent. Aber was nützt das Glück der Kohle, wenn im Eisenbezirk der Eifer der Besteller ein Bischen nachläßt? Noch ist es nicht schlimm. Die natürliche Reaktion unklarer Verhältnisse auf die geschäftlichen Erwägungen des Käufers. Der sagt sich: „Vielleicht bekomme ichs billiger, wenn ich warte". Das ist der erste Schatten auf der Konjunkturlandschaft. In den besten Tagen treibt die Angst vor der Preissteigerung den Konsumenten; jetzt hält ihn die Hoffnung auf die Lockerung der Preisfessel zurück.

Wird die Woge sich überschlagen? Sie sollte es schon im Mai 1912, hats aber bisher nicht gethan. Vielleicht verbrandet sie nächstens langsam; vielleicht. Der preußische Handelsminister sagte neulich, die Wirthschaft sei „durchaus gesund" und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Auch die Frage an das Schicksal des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates brennt ja noch nicht. Ich darf daran erinnern, daß ich vor Monaten, als mit Bestimmtheit von einer Beseitigung aller Konflikte gesprochen wurde, vor grundlosem Jubel warnte. Das Feuer der Begeisterung ist rasch niedergebrannt. Aber schließlich werden die streitenden Parteien sich wohl einigen. Beruhigend (wenn auch nicht günstig für das Syndikat) wirkt die sichere Taktik der Universalbetriebe und der Gesellschaften, die es werden wollen. Readiness is all. Deshalb wird am inneren Ausbau weitergearbeitet. Die Deutsch-Luxemburgerin,

die Gutes über das Ergebniß des ersten Halbjahres melden konnte, sucht ihr Programm durchzuführen. Die Anlagen in Dortmund werden bald mit voller Kraft arbeiten und die bayerischen Erzfelder sollen neue Rohmaterialquellen erschließen. Ein anderes luxemburgisches Unternehmen, die Vereinigten Stahlwerke Burbach-Eich-Düdelingen, haben sich mit dem Eschweiler Bergwerk vereinigt. Eine Interessengemeinschaft auf zunächst dreißig Jahre bindet den Eschweiler Bergwerkverein an einen der stärksten Stahlproduzenten Mitteleuropas. Der eine Partner sucht Kohle und Koks auf kürzestem Weg zu erlangen, der andere Beides eben so rasch loszuwerden. Das heißt: „Wir brauchen das Kohlensyndikat nicht mehr“. Wird es so bleiben? Der Mond wechselt.

Bei 6 Prozent Bankdiskont und ungewöhnlich hohem Privatwechselzinsfuß (im Durchschnitt 1½ Prozent mehr als im Februar 1912) fehlts freilich nicht an Sorgen. Die Reichsbank kommt mit Hängen und Würgen aus der Notensteuer heraus. Das Verhältniß der Betriebsmittel hat sich zum Nachtheil geändert: der Notenumlauf ist größer, die Summe der Depositengelder kleiner als sonst. Am fünfzehnten Februar waren nur 593 Millionen Giroguthaben ausgewiesen gegen 831 (1912), 673 (1911), 689 Millionen (1910). Und der Notenumlauf betrug 1774, 1537, 1420, 1445 Millionen. Die Reichsbank kann nichts thun, um fremdes Geld heranzuziehen und zu halten. Verzinsliche Depositen nimmt sie nicht (sie könnte nach dem Gesetz 250 Millionen, gleich Stammkapital plus Reserve, verzinsen), um den Banken die Kreise nicht zu stören und nicht selbst zu tief in die Materie zu versinken. Also kann nur der Mindestbetrag auf dem einzelnen Konto erhöht werden. Das ist schon einmal allgemein durchgeführt worden; eine Wiederholung ist aber, wegen der zu befürchtenden Reaktion, nicht rathsam. So bleibt nur die Aenderung von Fall zu Fall und die wohlwollende Ermahnung, das p. t. Publikum möge die aus Banken und Sparkassen geretteten Gelder nicht zu lange unter dem Sitztheil wärmen. Vom Ausland tröpfelts auch nur spärlich in den deutschen Freudenbecher. Die Amerikaner haben genug zu thun, ihre vom Kontinent zurückkehrenden Werthpapiere aufzunehmen und zu verdauen. Was an Guthaben da ist, dient also zum Theil der Verrechnung. Nachschuß wird kaum geleistet. Auf das Geld der Franzosen hat die deutsche Finanz seit dem Marokkoherbst 1911 verzichten gelernt. Kaum war neulich wieder mal ein Posten nach Deutschland getragen worden: da schoß die Interpellation in die Höhe, wie der Teufel aus dem Kasten. Herr Klotz, der Finanzminister, sollte für den Verrath am theuren Vaterland in der Kammer schnell zur Rechenschaft gezogen werden.

Vielleicht findet er Trost in einem Passus des Geschäftsberichtes der Diskontogesellschaft für 1912. Da heißt es: „Die Thatsache darf nicht unerwähnt bleiben, daß im Berichtsjahr eine bemerkenswerthe Emanzipation des deutschen Geldmarktes vom Ausland stattgefunden hat. Die großen Finanzinstitute haben auf die Hereinnahme von ausländischem Leihgeld verzichtet und dadurch die im Ausland vielfach

verbreitete Meinung widerlegt, daß die deutsche Volkswirthschaft zur ausreichenden Deckung ihres Geldbedarfes die Beihilfe des Auslandes nicht entbehren könne". Avis au lecteur. Die Diskontogesellschaft ist in diesem Jahr als erste berliner Großbank aus der Coulisse getreten (noch vor der Nationalbank, die sonst den Reigen führt). Der Gesammtumsatz ist etwas eingeschrumpft (von 57,83 auf 57,30 Milliarden). Das hat nichts zu bedeuten. Man darf sogar von einem Fortschritt sprechen, wenn höherer Gewinn mit kleinerem Umsatz erreicht wird. Und ein Bruttoertrag von fast 40 Millionen kann sich sehen lassen. Die Zinsen bringen natürlich am Meisten: 14,89 gegen 13,09 Millionen. Und die Diskontogesellschaft hatte das Glück, durch ein paar besonders erfolgreiche Emissionen (Naphthaproduktiongesellschaft; Russische AEG; Deutsch-Ueberseeische Elektrizität), ihren Effektengewinn so zu halten, daß er keinen Klecks ins Bild macht. Im Uebrigen ist der Saldo dieses Ertrages von Jahr zu Jahr kleiner geworden: 7,62 Millionen (1909), 5,79 (1910), 4,33 (1911), 4,03 (1912). Die Diskontogesellschaft betont, daß sie seit einem Jahrzehnt keine Grundstückgeschäfte mehr gemacht habe; sie pflegt ja ihre Scheu vor allzu intimem Verkehr mit der Börse zu unterstreichen. In ihrem Concern wars recht lebendig: der Barmer Bankverein erhöhte sein Aktienkapital von 75 auf 100, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt ihrs von 90 auf 110 Millionen. Man erzählt, die Diskontogesellschaft wolle ihr schlesisches Fundament verbreitern. Die Anregung dazu könnte die Thatsache gegeben haben, daß die Breslauer Diskontobank von der Darmstädterin übernommen wird, die seit 1902 in der berliner Niederlassung der Diskontobank gebietet. Die schlesische Einflußsphäre unserer Großbanken hat sich ja überhaupt erweitert. Die Dresdener Bank gliederte sich die Breslauer Wechslerbank an; der Schlesische Bankverein, aus dem Kreis der deutschen Bank, kletterte mit seinem Aktienkapital hurtig auf 50 Millionen und erwarb das breslauer Geschäft der Firma S. L. Landesberger, deren berliner Haus in engen Beziehungen zur Handelsgesellschaft steht; die Diskontogesellschaft hat eine alte Verbindung mit dem Bankhaus E. Heimann und nun auch mit der Firma Dobersch & Bielschowsky.

Die Hohe Finanz ängstet sich nicht vor der Zukunft. Sie glaubt, daß der Balkan ihr schließlich Gewinn bringen werde. Die Konjunktur wird durch den hohen Zinsfuß und die Anleihegeschäfte gemacht. Wer Geld braucht, muß „festlich erhöhte Preise" zahlen. Siehe Oesterreich-Ungarn und Rumänien. Schatzscheine, die mit so reizvollen Eigenschaften ausgestattet sind wie die Tratten der drei Länder, gehen weg wie warme Semmeln. Die Furcht vor einer „Ueberschwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Werthpapieren" ist geschwunden; daß die fremden Effekten in ihre Heimath abgeschoben und in Bargeld umgewandelt werden konnten, war doch recht nützlich. Die Erinnerung an Chicago-Milwaukee ist dennoch aufgefrischt worden. Beinahe auf den Tag waren zwei Jahre vergangen, als im Reichstag wieder wegen einer Zulassung interpellirt wurde. Nur war man diesmal mit der Re-

girung nicht zufrieden, während im Februar 1911 der Eingriff des preußischen Handelsministers gebilligt wurde. Auch die Farbe der Interpellanten war anders: 1911 konservativ, 1913 liberal. Man wollte wissen, ob der Handelsminister die Zulassung Junger Aktien der Deutschen Erdölgesellschaft an die berliner Börse verhindert habe, weil die Stellung dieser Gesellschaft zum Reichspetroleummonopol die Genehmigung des Börsenhandels nicht empfehle. Die Gesellschaft umschließt fast die ganze deutsche Erdölindustrie, hat im österreichischen Petroleumbezirk großen Einfluß und in Rumänien ein gewichtiges Wort mitzureden. Sie kontrolirt ein Kapital von 150 Millionen Mark und ist gegen das Monopol, weil sie glaubt, Deutschland brauche das Petroleum der Standard Oil Company. Ihr Vertrag mit der amerikanischen Gruppe soll erlöschen, sobald das Reichsmonopol beginnt. Die Regirung meint aber, durch dieses Abkommen sei die Objektivität der Gesellschaft getrübt, und hat deshalb die Zulassung gehindert. Der Minister beruft sich auf das Hoheitrecht des Staates.

Wenn „beträchtliche allgemeine Interessen gefährdet“ werden oder „allgemeine wirthschaftliche Bedenken“ bestehen, ist die Regirung zum Einspruch berechtigt. Der Minister hat das Konsortium gebeten, den Zulassungantrag zurückzustellen, bis über das Monopol entschieden sei. Nicht aufgeklärt ist, ob die Bedenken zuerst bei der Zulassungstelle oder bei dem Minister entstanden sind. Der hat, nachdem Unterstaatssekretär Dr. Richter im Reichstag die Frage beantwortet hatte, selbst noch im preußischen Abgeordnetenhaus von dem „sehr umfangreichen und nach Meinung der Zulassungstelle nicht durchsichtigen Prospekt“ und von den „ungemein verzwickten Geschäften“ der DEA gesprochen. Danach müßten also zwei Gründe gegen die Zulassung an die Börse gewirkt haben. Das Finanzkonsortium war mit der Vertagung des Antrages einverstanden. Was ist damit gewonnen? Nichts. Die DEA hat ein Kapital von 20½ Millionen Aktien und 6 Millionen Obligationen. Von den Aktien sind 6,70 Millionen im Börsenhandel (seit 1909); 13,80 Millionen und die Obligationen sollten jetzt zugelassen werden. Die Aktien stehen hoch im Kurs (ungefähr 260), die Gesellschaft giebt große Dividenden (zuletzt 23 Prozent): das Bankkonsortium konnte also die Papiere leicht unterbringen. Bleiben sie ohne Börsennotiz, so leiden nur die Besitzer, die dann labile Werthe in der Hand haben. Minister Sydow meinte, wenn die Zukunft der Gesellschaft nicht sicher sei, so würde die Aktie ein Gegenstand der Spekulation werden. Aber welches Unternehmens Zukunft ist sicher? Und liegt die Gefahr der Zersplitterung nicht näher, wenn die Kontrole der amtlichen Börsennotiz fehlt? Das Eingreifen der Regirung in den Machtbereich der Zulassungstelle ist eine Neuheit von diesem Jahr; die Beschlüsse der Zulassungstelle galten nur im Fall der Ablehnung eines Prospektes als revisibel. Der Staat stützt sich auf sein Hoheitrecht. Aber das „staatliche Interesse“ kreuzt sich oft mit privaten Bestrebungen; und nach dem Praezedenzfall wären neue Eingriffe leicht mög-

lich. Der preußische Handelsminister hat sich mit dem Kohlensyndikat auseinandergesetzt. Mit dem selben Recht, das er der DEA gegenüber in Anspruch nimmt, könnte er jede Zulassung neuer Bergwerkaktien verhindern, weil die Zukunft keiner Kohlenzeche sicher ist, so lange das Schicksal des Syndikates noch im Dunkel liegt. Pocht der Staat zu laut auf seine Hoheit: noch ist die Börse keine Staatsanstalt. Ladon.

Juristen als Bürgermeister.

Der Aufsatz „Juristen als Bürgermeister“ in der „Zukunft“ vom achten Februar 1913 fordert eine Entgegnung. Die Ersetzung der Juristen in den leitenden Stellen der Verwaltung durch Techniker ist ein modernes Schlagwort geworden. Es ist nicht zu leugnen, daß die juristische Wissenschaft mit der Entwickelung des Lebens nicht immer gleichen Schritt hält und daß deshalb der Verwaltungjurist öfter in einen Gegensatz zu den wirthschaftlichen Bedürfnissen geräth. Meist ist an solchen Gegensätzen allerdings weniger die Rückständigkeit der Rechtswissenschaft als die der Gesetze schuld, die wieder in den politischen Verhältnissen ihre Ursache hat. Den Verwaltungjuristen wird ihre ungenügende wirthschaftliche Ausbildung vorgeworfen. Richtig ist, daß die juristischen Studien an den Universitäten den wirthschaftlichen Aufgaben des Beamten zu wenig Rechnung tragen; darum ist auch eine Ergänzung der juristischen Bildung durch Fortbildungskurse und Kommunalhochschulen (Düsseldorf und Köln) angebahnt worden. Allerdings läßt sich eine richtige wirthschaftliche Ausbildung in der Schule kaum erreichen; die Hauptsache muß da die Praxis bringen. Eins aber ist sicher: daß die technischen Studien diese wirthschaftliche Bildung noch weniger vermitteln als die Rechtsstudien. Sie geben keinen tieferen Einblick in das menschliche Leben. Auch der Techniker bedarf der nationalökonomischen Schulung und der praktischen Erfahrung, um ein brauchbares Glied der öffentlichen Verwaltung zu sein. Auch das Wort von dem „kaufmännischen Geist“ in der Verwaltung ist ein gefährliches Schlagwort. Eine gute Verwaltung wird sich dem Gang des Erwerbslebens nicht hindernd entgegenstellen, sondern sich den Formen des Verkehrs anpassen und für manche Zweige bedarf sie auch des geschäftlichen Sinnes. Aber man soll nicht übersehen, daß zwischen Verwaltung und kaufmännischer Thätigkeit ein Gegensatz ist. Den sozialpolitischen Aufgaben der Verwaltung steht der schrankenlose Individualismus des Unternehmerthumes gegenüber. Trotz der Ausbreitung der Unternehmerthätigkeit der öffentlichen Korporationen ist der Ausgleich zwischen öffentlichen und privaten Interessen auf dem Gebiete der Privatwirthschaft noch nicht gelungen. Das Volk hat das Recht, nicht kaufmännisch, sondern nach den Gesetzen regirt zu werden. Die Stadt ist kein Unternehmer, der reich oder auch insolvent

werden kann. Der Verfasser des Artikels unterschätzt, wie alle Laien, die Bedeutung des Rechtsstudiums, wenn er meint, die Polizeiangelegenheiten könne auch ein nicht juristisch Gebildeter gut versehen. Gerade die Polizeiverwaltung ist eins der schwierigsten Gebiete, weil hier mannichfache historische Zusammenhänge und eine unübersehbare Menge von Rechtsquellen bestehen. Eine gesetzmäßige und gleichartige Rechtsprechung und Verwaltung ist ohne wissenschaftliche Befähigung ausgeschlossen. Ein Laie kann wohl die Form des Geschäftsganges erlernen, er kann auch ein „guter Richter" sein, aber das Volk dürfte sich kaum mit einer solchen Verwaltung zufrieden geben.

Gewiß: bei gleicher Begabung und Erfahrung können die Techniker eben so wie die Juristen brauchbare Mitglieder der kommunalen Verwaltung sein. Das gilt aber auch von anderen Berufen, zum Beispiel: von Aerzten. Die Juristen werden so oft auf die leitenden Posten gestellt, weil die juristische Mitarbeit bei allen wichtigeren Angelegenheiten unerläßlich und eigentlich entscheidend ist. Wenn in einer Stadt eine neue Einrichtung geschaffen werden soll, so ist es meist nicht die technische Seite der Frage, die Schwierigkeiten macht, sondern die rechtliche und administrative. Die vielen interkommunalen und gemischt öffentlichen und privaten Unternehmungen, die in letzter Zeit auf dem Gebiete der Elektrizität- und Gasversorgung und des Straßenbahnwesens entstanden sind, erweisen die Leistungfähigkeit der juristischen Leiter der Stadtverwaltung. Dabei ist es nicht gleichgiltig, ob der Bürgermeister oder Dezernent selbst Jurist ist oder ob er nur an seiner Seite einen juristischen Berather hat. Daß die Werke dann technisch gelingen, ist Sache der Techniker. Man kann heute ein Elektrizitätwerk bestellen, wie eine andere Lieferung. Nicht der Stadttechniker baut, sondern die Privatindustrie.

Noch andere Gründe erklären die Stellung des Juristen. Er ist für die Beamtenlaufbahn besonders vorgebildet und darum schon dem Techniker überlegen. Auch ist der Jurist in Folge seiner mehr geisteswissenschaftlichen Schulung in der allgemeinen Bildung und Gewandtheit dem Techniker oft voraus. Freilich findet man auch unter den Technikern geborene Bureaukraten und geborene Verwaltungsgenies. Aber unter der Flagge des „Zeitalters der Technik" sammeln sich die Absolventen der Technischen Hochschulen, die wegen Ueberfüllung oder auch wegen persönlicher Eigenschaften nicht in der Privatindustrie, sondern in der bureaukratischen Laufbahn Versorgung suchten und ihre Stellung verbessern möchten. Nicht um einen Kampf der Technik und ihre Durchsetzung in der Stadtverwaltung handelt es sich, sondern um einen Konkurrenzkampf in der Bureaukratie. Nicht der erfahrene, erfolgreiche Techniker ist es, der sich die Geltung in der kommunalen Verwaltung erkämpfen will, sondern der Techniker, der nur mit einseitiger Schulbildung ausgestattet ist. Die Forderung: „Die Technik dem Techniker" ist gerecht. Jede weitergehende Forderung des Technikers aber sollte man vorsichtig prüfen.

Wien. Dr. Heinrich Nübel.

II. Das Vordringen der Techniker in der Verwaltung, ihr Wille zur Macht hat einen Brief an die „Zukunft“ veranlaßt, der die Frage aufwirft: Warum muß das Haupt einer Stadtverwaltung durchaus ein Jurist sein? Damit ist eine Angelegenheit, die sehr lange schon den Technikern in Deutschland und Oesterreich dringlich erscheint, in das Licht eines Leserkreises gerückt, dessen Intelligenz die kulturellen und sozialen Ergebnisse der Gegenwart mit Verständniß und Aufmerksamkeit verfolgt und werthet. Diesem Leserkreis ist jedenfalls nicht entgangen, daß der Jurist auf allen Gebieten der öffentlichen Verwaltung heute der Leiter und der (allerdings nicht mehr unbestrittene) Führer der Verwaltungmaschine ist. Der Jurist ist der Schöpfer der Formen und Formeln des modernen Staates; aber während er sein Gebild ausbaute, hat der Rationalismus unserer Kulturentwickelung, der Technizismus unserer Civilisation über den Kopf des Juristen hinweg Zustände und Beziehungen geschaffen, die eine Verwaltungreform unerläßlich machen. Die juridische Verwaltung entspricht den modernen Anforderungen nicht mehr und die Ergebnisse des technischen und wirthschaftlichen Fortschrittes schießen über den Horizont des Juristen weit empor. Die Erkenntniß dieses Zustandes treibt den Juristen zur Ergänzung seiner Studien, läßt ihn Vorlesungen über Technik, Gewerbe, Handel und Wirthschaft hören und drängt ihn, Erfahrungen durch praktische Anschauungen zu sammeln. Man muß also die These weiter fassen und fragen: Weshalb muß das Haupt jeder öffentlichen Verwaltung durchaus ein Jurist sein? Und die Antwort wird dann lauten: Weil das Recht als das oberste Grundelement der Verwaltung angesehen wird und die beiden anderen Grundelemente, Technik und Wirthschaft, obwohl sie des Staatskörpers Kraft und Fleisch sind, neben dem Recht dennoch nicht als gleichwerthige Faktoren angesehen werden. Praktisch ist auch die Gleichstellung dieser drei Elemente in der Verwaltung nicht gut möglich. Man braucht auf das Gleichniß von Kopf, Magen und Gliedern nicht zurückzugreifen, um zu erkennen, daß in jedem Funktionalismus ein Element leiten, vorherrschen muß. Aber um diesen Punkt dreht sich eigentlich die Frage nicht. Was die Techniker zunächst anstreben, ist die Erwirkung der uneingeschränkten Selbständigkeit und Leitung in ihren fachlichen Verwaltungsgebieten. Der Fachmann soll in Fachangelegenheiten die Initiative, die Berechtigung zu freiem Verfügen und Handeln erhalten und soll darum auch die volle Verantwortung für eine Sache tragen, die nur er verstehen kann und die der Jurist nicht versteht. Jede technische und wirthschaftliche Angelegenheit hat aber neben dem konstruktiven, sachlichen und ökonomischen Zweck auch ein allgemeines, politisches, soziales und kulturelles Ziel. Die Sache oder Institution muß in den Gesellschaftkörper, in den Staat gut und wirksam eingegliedert werden, wenn der Wohlfahrtzweck, also der eigentliche Sinn jeder Facharbeit, erreicht werden soll. Und gerade Dies zu besorgen, ist die große und schwere Aufgabe des Leiters einer Verwaltung. Dazu gehört demnach zunächst

ein klarer und universeller Kopf und ein beträchtliches Maß von Verwaltungskenntnissen und Lebenserfahrungen. Der Bürgermeister einer Stadt hat nicht Straßenbahnen, Rathhäuser und Schlachthöfe zu bauen, aber er muß das Bedürfniß nach solchen Objekten erkennen, die materiellen Mittel und die geistigen Kräfte zur Ausführung beschaffen und das fertige Ding in den Gesellschaftbau richtig einfügen. Jeder Leiter eines Amtes ist so das Organ der bürgerlichen Wirthschaft- und Wohlfahrtpflege und der Vertreter des staatlichen Gesammtorganismus. Verwalten heißt: erhalten, entwickeln und angliedern. Das Erhalten und Angliedern besorgt der Leiter, die Durchführung der Entwickelung der Fachmann der Verwaltung. Der Staat und die Stadt sind keine Industriellen, die für sich einen Vortheil herausschlagen, denn sie sind unpersönlich, sie erheben den technischen Betrieb aus der niedrigeren kapitalistischen Form in die höhere sozialisirte Wohlfahrtform zum Nutzen der Allgemeinheit. Befähigt und berufen zu solchem Amt ist also allein der für Verwaltung und Organisation Begabte; und der Widersinn unserer Verwaltungen ist nur in der Thatsache zu suchen, daß auch der talentloseste Jurist durch die starren Formeln unseres veralteten Berechtigungwesens zum Amtsvorstand prädestinirt ist und auf der Eselsleiter aufsteigen muß, auf deren Spitze er dann vielleicht endlich seine Unfähigkeit erweist und sie als Pensionirter angenehm abbüßt. An dieser Einseitigkeit, welche die Häupter der Verwaltung nur aus dem Becken der Juristerei holt, an diesem Automatismus krankt die Verwaltung und also auch der Staat. Selbst die begabtesten Vertreter einer anderen als der juridischen Studienrichtung können nicht im Verwaltungdienst eine leitende Stellung erlangen, weil sie nur im Fachdienst verwendet werden, daher auch Erfahrungen nur in einem bestimmten Zweig der Verwaltung sammeln, den Zusammenhang des Verwaltungsgetriebes nicht übersehen und die Universalität nicht erlangen können wie der Jurist, der in den verschiedensten Gebieten verwendet und ausgebildet wird. Das Entscheidende ist also: der Jurist wird in der Schule und in der Praxis zur Verwaltung systematisch erzogen, der Techniker nicht. Wir brauchen auf dem Technikum oder der Handelshochschule ausgebildete, mit Rechtskenntniß ausgestattete Verwaltung- und Sozialingenieure, die berufen sind, neben dem Verwaltungjuristen in freier Beweglichkeit sich auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung zu bethätigen, um die Voraussetzungen für die Eignung zum Leiter einer Verwaltung zu erlangen. Erst dadurch werden wir die Rückständigkeiten unserer Exekutive besiegen und die rascher funktionirende und billigere Verwaltung erlangen, die der modernen Kulturentwickelung entspricht.

Wien. Professor Victor Loos.

III. Die temperamentvollen, aber (wirklich) nicht tief genug durchdachten Ausführungen des gewiß dem Technikerberuf angehörenden Herrn Verfassers scheinen mir die Superiorität wenigstens dieses Technikers über die mir bekannten juristischen Bürgermeister noch nicht zu ergeben. Ich will aber seine Darlegungen ernstlich würdigen.

Der Wunsch der meisten Herren, die einen juristisch gebildeten Bürgermeister fordern, wird auf die Unkenntniß der bürgermeisterlichen Aufgaben oder auf den Glauben an die Unentbehrlichkeit des Assessorexamens zurückgeführt. Die erste Alternative geht, wie jeder Kommunalmann bezeugen wird, insofern fehl, als heute weithin, oben und unten, gerade die Auffassung herrscht, der Bürgermeister müsse Alles wissen und Alles können. Die Staatsregirung sinnt den Stadtverwaltungen die Erfüllung aller Aufgaben an, welche die Ueberwindung gewisser Unbequemlichkeiten erfordern, und hat, wenn nur die Politik aus dem Spiel gelassen wird, nicht das Mindeste, aber auch nicht das Allermindeste gegen eine recht weitherzige Auslegung des Begriffes der im elften Paragraphen der Städteordnung erwähnten „Gemeindeangelegenheiten" einzuwenden; und auch der Stadtbürger hat das zuversichtliche Vertrauen, daß der Bürgermeister eben Alles könne, können müsse. Sehr verständlich; denn der städtische Verwaltungskörper ist der sichtbarste, am Unmittelbarsten wahrnehmbare von allen. Immer wieder liest der Bürger von den Berathungen der Stadtverordneten, fast jede Nummer seines Leibblattes berichtet hierüber, Verwandte oder Bekannte arbeiten im Verwaltungorganismus mit: und so drückt sich die Auffassung von den Aufgaben des Bürgermeisters in dem Wort aus: „Geht Dir der Rath aus, so geh' ins Rathhaus!" In der zweiten Alternative scheint aber eine völlige Kongruenz von Vorder- und Nachsatz zu liegen. „Wer einen Juristen zum Bürgermeister will, ist von der Unentbehrlichkeit des Assessorexamens überzeugt." Gegen die Wahrheit dieses (sinngemäß) wiedergegebenen Satzes lässt sich nichts einwenden.

Als erste Aufgabe wird dem Bürgermeister die Bearbeitung der Personalien zugeschrieben, obgleich er doch niemals ein Kolleg hierüber gehört hat. Aber die Bürgermeister größerer Städte hüten sich wohl, die Personalien zu bearbeiten. Deren Bearbeitung nimmt einen ganzen Mann in Anspruch, der kaum noch Zeit für andere Arbeiten erübrigt. Auch der juristische Stadtrath hat nun allerdings kein Kolleg über „Personalien" gehört. Er hat aber eine allgemeine juristische Ausbildung genossen, die ihn befähigt, Gesetze zu verstehen und anzuwenden. Oder soll Das vielleicht der Techniker, der über das Wesen der immer wiederkehrenden juristischen Grundbegriffe nichts weiß, besser können? Will er sich in den Vorschriften der Städteordnung, des Beamtengesetzes, der Schulgesetze vermöge seiner Kenntnisse im Brückenbau oder in der Gesteinkunde leichter zurechtfinden?

Und nun kommt ein besonders saftiger Schnitzer! Da viele Kommunalverwaltungen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Bürgermeister ohne juristische Vorbildung haben, so sei bewiesen, daß juristische Vorkenntnisse auch für das Polizeidezernat nicht unbedingt nöthig sind. Ich nehme diese Beweisführung für mich in Anspruch und sage deshalb: Da viele Kommunalverwaltungen Bürgermeister ohne technische Vorbildung haben, so ist bewiesen, daß sie nicht unbedingt nöthig ist. Mir scheint, damit fällt der Boden für die

Ausführungen des Herrn Verfassers zusammen. Sollten die Juristen an der Verwaltungspitze nicht doch ganz gut sein?

Weiterhin seien dem Bürgermeister die wichtigsten Sachen aus allen Ressorts zugetheilt; angeführt wird eine ganze Zahl von Bauten und technischen Anlagen, von denen der Jurist nichts verstehe. Gewiß: ein Jurist kann keine Brücke bauen, keine Wasserleitung legen. Zunächst aber eine Gegenfrage: Was versteht der Techniker von der Steuergesetzgebung, dieser über die Maßen schwierigen Materie? Was, von Grund aus, von der sozialen Fürsorge? Was vom Eingemeindungwesen? Und dann: Wenn der Jurist auch nicht selbst den Rathhausbau ausführen, die technische Gestaltung der Klärbeckenanlage bestimmen, Dies vielmehr dem Techniker überlassen muß, so geht solcher ausführenden Thätigkeit eine noch wichtigere und schwierigere voraus, nämlich das Erkennen der Nothwendigkeit aller dieser Unternehmungen, ihre Begründung und Finanzirung, die Errechnung ihres wirthschaftlichen und finanziellen Werthes. Das kann nur Jemand, der einen klaren Ueberblick über die gesammte wirthschaftliche Lage seiner Kommune hat. Frage: Hat diesen Ueberblick jeder Jurist? Antwort: Nein. Nur der tüchtige und in der Verwaltung erfahrene. Die Erfahrung kann sich der Techniker allerdings auch aneignen. Sie reicht aber nicht zu, wenn ihr nicht die juristische Vorbildung zu Hilfe kommt. Das Wesen der Stadtverwaltungen beherrscht nur Einer, der juristisch vor- und durchgebildet ist; jeder Athemzug, den die Kommunen thun, ist von juristischer Bedeutung, jede Bewegung ist „rechtserheblich“, erfordert die sichere Direktive eines Juristen. Und wenn es heute modern geworden ist, dem Juristen Alles abzusprechen, sogar seine Rechtskenntniß, so muß Dem gegenüber betont werden, daß die logische Durchbildung, die eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Thätigkeit in der Verwaltung ist, in der Regel nur zwei Berufsgemeinschaften eignet: den Mathematikern und den Juristen.

Wäre es richtig, daß der Techniker an die Spitze gehört, so ergäbe sich die weitere Frage: Welcher Techniker? Was versteht der Maschineningenieur vom Hochbau? Der Tiefbauer von der Maschinenkunde? Und wäre es richtig, daß gerade an die Spitze von Industriestädten der Ingenieur gehört, dann gehört an die Spitze einer noch viel Ackerbau treibenden Stadt ein Ackerbauer, an die Spitze von Städten mit Schuhindustrie ein Schuster, an die Spitze von Städten, deren ganze Bedeutung in der Universität liegt, entweder ein Professor oder ein Zimmervermiether oder ein Gastwirth.

Einen anderen Fehler macht der Verfasser, indem er die angebliche Bedeutunglosigkeit der Techniker in rein technischen Dingen der juristischen Verwaltungspitze zuschiebt. Nein: auch der technische Bürgermeister ist nur unus ex multis. Auch er kann von den nicht technischen Magistratsmitgliedern oder (im Gebiete der rheinischen Städteordnung) von den Stadtverordneten niedergestimmt werden. Verantwortlich für die angeblichen technischen Fehler ist also nicht der juristische Bürgermeister, sondern das Kollegialsystem. Immerhin möchte ich aber

die juristisch geleitete Stadtverwaltung sehen, die gegen das übereinstimmende Votum ihrer Techniker technische Aufgaben zu lösen sucht. Die Techniker, die sich in technischen Dingen nicht durchzusetzen vermögen, müssen miserable Musikanten sein.

Das Gleichniß des Panamakanalbaues ist unverständlich. Das ist eine rein technische Angelegenheit; und die werden selbst in den Städten, deren juristische Bürgermeister unter Elektrizitätzählern Menschen verstehen, von Technikern bearbeitet. Schief ist auch der Vergleich mit großen Finanz- und Industrieunternehmungen. Die einen haben rein kaufmännische Aufgaben, die anderen technische und kaufmännische Ziele, die einen Fachmann fordern. Manche Finanz- und Industrieunternehmungen werden aber sehr gut von Juristen geleitet, natürlich von Juristen, die sich über das bloße Rechtfinden erhoben haben, doch wegen ihrer Rechtskenntniß und logischen Durchbildung dem Nurfachmann vorgezogen werden. Jedenfalls sind aber die Städte nicht Handels- oder Industrieunternehmungen. Die Aufgaben der Stadtverwaltungen, die den Bürgern keine Dividenden abzuwerfen, sondern für die Wohlfahrt der Stadtgenossen nach jeder Richtung zu sorgen haben, besitzen keine Gemeinschaft mit den Finanzanstalten, die das ihnen anvertraute Geld im scharfen Konkurrenzkampf mit anderen Unternehmungen zu möglichst hohem Zins verwerthen sollen. Damit erledigt sich auch die Forderung nach dem kaufmännischen Bürgermeister. So weit einzelne Betriebe der Stadt der kaufmännischen Erfahrung bedürfen, steht sie in der Person kaufmännischer Stadträthe und Stadtverordneten zur Verfügung.

Die Leistung einiger juristischen Bürgermeister will der Herr Verfasser in einer Aufwallung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens nicht leugnen, wofür ihm die Adickes, Marx, Bender sicher dankbar sind. Ich möchte aber den Herrn Verfasser noch freundlicher stimmen, indem ich ihm den Aufschwung unserer Städte unter juristischer Leitung ins Bewußtsein rufe und ihn auf die grandiosen technischen Schöpfungen der Städte insbesondere hinweise, die sich, ungestört durch juristische Ingerenz, wohl aber gefördert durch der Juristen Verwaltungskunst, in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben.

Mir scheint es nun an der Zeit, daß die Juristen gegen all die Angriffe, all den Zweifel an ihrer Schaffenskraft, an ihrer Eignung und Befähigung auch außerhalb des Gesetzbereiches sich zur Wehr setzen. Der Versuch, sie aus den Verwaltungen zu drängen, in die sie aus Gründen des öffentlichen Interesses, und zwar in leitende Stellungen, gehören, hat oft das einzige Motiv der begreiflichen und durchaus nicht zu verurtheilenden Begehrlichkeit nach der ergiebigen Brotstelle. Diese aber braucht sich der Jurist nicht nehmen zu lassen, so lange die bessere oder auch nur gleiche Eignung Anderer für diesen Beruf nicht erwiesen ist.

Frankfurt a. M. Magistratssyndikus Langer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. März 1913.

Dysangelien.

Cadinen-Rehberg.

Der König hat eine Bataille verloren. Ist wieder, wie anno Jena, Ruhe die erste Bürgerpflicht? Nee, sagt der Berliner; unter Jagow (Gottlieb, der für unser A A sorgt, ist gemeint, nicht Traugott, ders P P unter sich hat) schmeckt die frische Blutwurst anders als unter Schulenburg; und wenn wir schwiegen, würden die Steine ausschwatzen, daß im Februar, nicht nur wegen der Besuche bei reichen Kindern Israels, Wilhelm seine Schwarze Woche gehabt hat. Most horrible, daß solches Gerede im Recht ist; nicht minder, daß Unsereins das geschätzte Maul halten muß. Die Disziplinarfalle schnappt zu, ehe mans ahnt. Eklig aber ist die Geschichte und eklig bleibt sie, bis sie im Stil des Volksmärchens beendet wird, in dessen Heldenrollen der Große Fritz und der stämmige Müller von Sanssouci sich theilen. Noch sind wir erst hinter dem Aktschluß: „Il y a des juges“. Diesmal in Elbing. Da hat das Landgericht entschieden, daß die Kündigung, die der König von Preußen, als Gutsherr von Cadinen, dem Pächter seines Vorwerkes Rehberg zustellen ließ, nach der Verkehrssitte und den Grundsätzen von Treue und Glauben ungiltig sei, den König, der die Räumung des Vorwerkes beantragt hatte, stramm abgewiesen und ihm die Kosten des Verfahrens auferlegt. Von Rechtes wegen. Im Namen des Königs; in Sachen Sohst wider den König. Dieses Urtheil war ein Labsal; schon des Auslandes wegen, dem manchmal der Zweifel aufstieg, ob wir noch Richter haben. Nur: uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich. Von Asbest ist er nicht. Sohsts

sitzen im einunddreißigsten Jahr auf Rehberg. Konservativ bis ins Knochenmark. Der Vater darf sich am Kronenenorden freuen. Der Sohn hat das Rittergut seit 1898 in Pacht. Ungefähr drei Achtel der Herrschaft Cadinen, die hinter schönem Bergwald mit bildhübschen Schluchten verdammt schlechtes Ackerland hat. Besitzer war Landrath a. D. Birkner, der den ganzen Kitt dem Kaiser und König vermacht hat. Erstes Aergerniß: Einspruch überlebender Verwandten des Erblassers, die irgendwie abgefunden wurden. Zweites: Waldsperre. Birkner hatte den Zugang in den Wald und auf die gelichteten Höhen, von denen Ostsee und Haff zu sehen sind, erlaubt; jetzt wurde er streng verboten: trotzdem S. M. höchstens mal ein paar Tage in Cadinen verlebt und die beschwerlichen Bergpfade nicht Strolche, sondern nur anständige Naturfreunde herbeilocken. Die brummten, weil rechter Hand, linker Hand Tafeln drohten: „Verbotener Privatweg!" Sohst war bereit, gegen angemessene Entschädigung den Pachtvertrag zu lösen, der bis zum ersten Juli 1918 dauert. Das wollte der Generalbevollmächtigte des Kaisers nicht. Der, Geheimrath von Etzdorf, forderte dann aber, daß der Pächter binnen vier Wochen die rehberger Wirthschaftgebäude mit dem Kostenaufwand von fast einundzwanzigtausend Mark repariren lasse. Zu so großem Aufwand, sagt Sohst, bin ich nicht verpflichtet. Sind Sie, sagt Estorff; und verklagt den Pächter beim elbinger Landgericht. Urtheil: Sohst hat nur bis zum Betrag von fünfhundertvierzig Mark für Umbauarbeit aufzukommen. Berufung ans Oberlandesgericht Marienwerder, dessen Gutachter die Gebäude in einem der Pächterpflicht genügenden Zustand findet. Die Klage wird zurückgezogen; und der elbinger Landkreis verzeichnet das dritte Aergerniß. Das vierte folgt sogleich. Estorff verlangt den Bau eines neuen Wohnhauses; Sohst soll ein Fünftel der Kosten tragen und alle nöthigen Fuhren leisten. Antwort: Nur, wenn mein Pachtvertrag um zehn Jahre verlängert wird; sonst lohnts nicht. Neue Klage. Elbing verurtheilt. Marienwerder hebt, als Zweite Instanz, dieses Urtheil auf und weist den Kläger, den König, ab. Das Reichsgericht bestätigt den abweisenden Spruch. Viermal hat der Pächter über den Besitzer gesiegt, in dessen Namen in Preußen das Recht gesprochen wird. Ist nun Friede auf der rehberger Erde? Nein. Am Tag vor der Weihnacht 1912 kommt ein Gerichtsvollzieher auf den Hof und bringt die Kündigung. Ein Eingeschriebener Brief hätte genügt;

diesmal mußte es der Gerichtsvollzieher sein, bei dessen Anblick Knechte und Mägde zu munkeln haben. Neuer Rechtsstreit. Neue Klage. Am achtundzwanzigsten Februar 1913 weist das elbinger Landgericht sie ab, weil „nach seiner Ansicht der Rechtsstandpunkt des Beklagten nicht nur nicht, wie der Kläger behauptet, undiskutabel, sondern durchaus acceptabel ist". Herr Hellmuth Sohst bleibt Pächter des Rittergutes Rehberg und der Herr von Cadinen muß abermals die Prozeßkosten tragen. Der König hat vier Bataillen verloren. Elbing, Marienwerder, Leipzig, Elbing.

Was nun? Sechzehn Tage vor dem Gerichtstermin hat der Kaiser öffentlich, im Deutschen Landwirthschaftrath, gesprochen: „Mit einem Theil des lebenden Inventars will ich demnächst ein Vorwerk besetzen, um so mehr, als ich meinen Pächter 'rausgeschmissen habe, der nichts mehr taugte, und das ich in eigene Regie übernehmen will." Der Satz war ein Theil des Manuskriptes, das der Redner selbst der zuständigen Stelle zum Druck übergab. Der Pächter ist nicht 'rausgeschmissen, sondern in seinem Pachtrecht durch den Gerichtsspruch befestigt worden. Daß er ungemein tüchtig und ringsum geachtet ist, daß er „mit Fleiß und Intelligenz dem Boden abringt, was ihm unter den schwierigen Verhältnissen abgerungen werden kann", daß „kein anderer Landwirth es besser machen könnte", haben die Berufsgenossen in zwei Vereinen ihm einstimmig bezeugt. Worauf wird nun noch gewartet? Will man den Gekränkten in einen Kohlhasenkampf um sein Recht drängen? Der könnte dem König neue Schlappen bescheren. Dem Antrag, das fortwährende Pachtverhältniß gerichtlich festzustellen, wäre die Annahme sicher. Und im Bürgerlichen Gesetzbuch steht, unter dem fünfundzwanzigsten Titel („Unerlaubte Handlungen"), Paragraph 824: „Wer, der Wahrheit zuwider, eine Thatsache behauptet oder verbreitet, die geeignet ist, den Kredit eines Anderen zu gefährden oder sonstige Nachtheile für dessen Erwerb oder Fortkommen herbeizuführen, hat dem Anderen den daraus entstehenden Schaden auch dann zu ersetzen, wenn er die Unwahrheit zwar nicht kennt, aber kennen muß". Die Fiktion, daß der König nicht Unrecht thun könne, gilt nur im Bezirk des Strafgesetzes. Wollen wir noch mehr Prozesse von der westpreußischen Sorte schlucken? „Le fermier de Guillaume" spukt schon durch alle unfreundlichen Länder. Da fragt man, wie der Kaiser wohl über Dinge informirt werden möge, die ihm nicht so nah an die Haut und den Beutel

gehen und die nicht so leicht zu durchschauen sind. Ists den Leuten zu verdenken? Wer sieht, wie bei uns die Sachen gemacht werden, möchte sich sämmtliche Haare ausraufen. Justizministerium, Reichsjustizamt, Kronjuristen, Sachverständige jeden Kalibers konnte man fragen: Ist der Ausgang gewiß? Neun von zehn Stimmen hätten geantwortet: „Durchaus nicht; nach der Rede im Landwirthschaftrath sogar höchst ungewiß. Zieht die Klage zurück und verständigt Euch mit dem Pächter. Will der Gutsherr ihn nicht mehr sehen, dann soll er ihm, statt der angebotenen achttausend, schleunig die geforderten fünfzehntausend Mark als Schadensersatz geben; sammt einem gnädigen Wort. Daß der König von Preußen immer wieder von preußischen Gerichten abgewiesen wird und daß er geringere Entschädigung bietet, höhere Leistung fordert, als die Gerichte anordnen, ist kein schönes Schauspiel.“ Wir machens anders. Aus Berlin wird ein Anwalt nach Elbing geschickt; und der Klage folgt, wie die Thräne dem Zwiebelgeruch, die fatale Niederlage. So gehts auch in viel wichtigeren, für Staat und Reich wichtigeren Fällen in Deutschland. Der Rath, der zu haben wäre, wird verschmäht und aus dem Siegerbewußtsein in den Wurstkessel gestolpert. Kiderlen, der den Balkanleuten zupfaucht, daß sie, wenn sie den Degen nicht einstecken, von den Türken nach Noten verhauen, trotz allen Russennoten aber von keiner Menschenseele bedauert, von keiner Großmacht geschirmt werden. Der Heilige Theobald, der den Rumänen räth, im Bulgarenhandel doch recht mäßig zu sein und sich der friedlichen Stimmung der guten Tante Europa anzupassen. Hundert Beispiele sind von jeder Ecke zu holen. Immer der selbe Kram. Nur wurde den Zuschauern bis gestern noch nie in so erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie weise wir, für König und Vaterland, das Geschäft führen.

Ministerpräsident und Landwirthschaftminister haben der Rede des Kaisers zugehört. Beide mußten bitten, sie nicht in diesem Wortlaut zu veröffentlichen. Weil sie, selbst wenn ihre Behauptungen haltbar waren, nicht gut wirken konnte. Königssöhne und Könige bleiben, wenn sie nicht, wie Onkel Ede, vom Türkenhirsch und von Cassel lernen, dem wirklichen Leben stets fern; und auch S. M. ist in den Realitäten des Alltages ein Fremdling. Er weiß nicht, daß auf seiner steilen Höhe der Verruf eines Pächters, gar eines, der ihn viermal vor Gericht besiegt hat, unkleidsam ist. Weiß nicht, daß er sich mit der Angabe, er habe in Mißwachszeit

benachbarten Bauern mit großem Nutzen Saatgut verkauft, einer Handlung zeiht, in die er sich wissentlich nie bequemen würde; er könnte ja nicht zaudern, den Dürftigen dieses Saatgut zu schenken. Mein Schädel meint, daß Bethmann und Schorlemer verpflichtet waren, ihm Das geradaus zu sagen. Obendrein sind sie die dem Generalbevollmächtigten für Cadinen „vorgeordneten Instanzen"; sie mußten diesen Herrn von Etzdorf, der im elbinger Kreis Landrath war und jetzt im Landwirthschaftministerium sitzt, für die Ziffern und Daten der Rede haftbar machen. Nun haben sie den Salat. Von höchst loyalen Nachbarn und frommen Berufsgenossenschaften wird alles vom Kaiser über den pettkuser Roggen und den rehberger Pächter, den Viehbestand und den Milchgehalt Vorgetragene als „vollständig falsch" zurückgewiesen. In Lenzen, zu dessen Bezirk Cadinen gehört, ist nicht ein einziger Landwirth zu ermitteln, der von der kaiserlichen Gutsverwaltung Roggen gekauft oder von solchem Kauf gehört hat. (Die Leute, sprach Wilhelm, „haben sich vor meiner Scheune um diesen Roggen geschlagen".) In Elbing weiß Jeder, daß auf Wogenab, dem Gut Etzdorfs, der pettkuser Roggen schon angebaut wurde, als auf Cadinen noch Birkner herrschte. Das wird laut ausgesprochen, zu Resolutionen verbündelt und den „Ohrenbläsern" gröbste Wahrheit gegeigt. In den Wipfeln aber regt sich nichts. Sputet Euch, Kinder! Waren Etzdorfs Meldungen nicht richtig, dann darf die Thatsache, daß S. M. bisher jeden Versuch, den Mann zu kritisiren, ablehnte, ihn nicht schützen. Sind sie als richtig zu erweisen, dann zerwalzen sie die auffällige Unbeliebtheit des Generalbevollmächtigten. Los! Glaubet ja nicht, daß sichs um Kleinigkeiten handle, um die der Praetor sich nicht zu kümmern braucht. In vierundzwanzig Stunden ließ alles Nöthige sich auf feste Beine stellen. Und ein huldvoller Gestus rettet dem Kaiser die dankbare Rolle des bon prince. Muß Cadinen zum Preußenkreuz werden? Längst klagen die Kachelfabrikanten über die Konkurrenz. „Wenn Seine Majestät die Leute, die, wie Wertheim, Kempinski, Friedländer und die Vorsteher der Fasanensynagoge, von ihm gekauft haben, mit seinem Besuch öffentlich ehrt, können wir natürlich im Wettbewerb um die Kundschaft nicht mehr siegen." Nun noch der Fall Sohst mit allen Möglichkeiten neuer Prozesse. Worauf wartete der Oberlehrer im Dragonerrock? Da der König nicht Unrecht thun kann, darf ers auch nicht thun. „Die auf Befehl des

Kaisers eingeleitete Untersuchung hat ergeben, daß die Berichte, auf deren Inhalt die Rede vom zwölften Februar gestützt wurde, in wesentlichen Punkten von subjektiver Empfindung gefärbt waren und daß, insbesondere, kein triftiger Grund vorliegt, den mit dem Rittergutspächter Sohst geschlossenen Vertrag vor dem Ablauf zu lösen.“ Das gäbe einen Jubelsturm am Frischen Haff! Müssen wir jede Gelegenheit zu ersprießlichem Thun vertrödeln? S. M. würde dann vielleicht mißtrauisch? Um so besser fürs Reich. Schnell! Irren ist menschlich; also nicht unköniglich.

Narrenwelt.

„Nun kenn' ich Deine würdigen Pflichten. Du kannst im Großen nichts vernichten und fängst es nun im Kleinen an.“ Faust über Mephistopheles? Die auf der Bundesrathsestrade über die M. d. R. Zwar sagen sies nicht; müßten aber, wenn sie nicht von der Angst geschüttelt würden, vor oder nach Pfingsten in Lebensgefahr zu kommen. Kleinknickerei ist immer ekelhaft; jetzt, während Milliarden wie saure Bierneigen vertröpfelt werden, einfach zum Speien. Als das Gerücht ging, der Schutztruppe für Südwest sei die Musik abgeknöpft worden, lachte man über die Mottenburgerei, die das Vaterland dadurch zu retten glaubt, daß sie Weißen und Schwarzen ein bescheidenes Konzertvergnügen wegschnappt. Wird jetzt aber die Schutztruppe selbst, als Wachmannschaft, vermindert, dann hört der Spaß auf; und der Grobe Unfug beginnt. Mindestens vierzigtausend Schwarze, fünfzehntausend Weiße, Ein- und Ausfuhr zusammen über siebenzig Millionen: und nicht einmal zweitausend Soldaten! Das soll zu viel sein? Der Jesuitenqualm müßte dem Centrum allen gesunden Menschenverstand ausgeräuchert haben, wenn es drauf bestünde. Die paar Mark, die da zu erknausern sind, machen den Reichskohl nicht fett; und was uns, gerade in Südwest, falsche Sparsamkeit schon gekostet hat, kann ein Hottentotenkind nachrechnen. Der Landesrath sagt, für den Nothfall eines allgemeinen Aufstandes sei die Truppe unzulänglich, manches Revier ohne den dürftigsten Schutz; der Staatssekretär, der sich im Land umgesehen hat, und das Kommando sind der selben Meinung. Kennt der Abgeordnete Questenberg mit seinen Knirpsen den Bedarf besser? Solchen Druck dürften unsere Leute um keines Applauses Preis dulden. Auch ohne Tirpitzens langen Bart müßten sie die Zähne zeigen und die Zwanzigmarkmänner, die auf

Reichskosten schwatzen und schnarchen, baden, turnen und Briefe schreiben, mit sanftem Ernst die rechte Lebensart lehren. Die empfiehlt, in allen mit den Wonnen des Parlamentarismus begnadeten Ländern, sich in die Mitbestimmung der Hauptlinien zu beschränken und, so lange Pauschalvertrauen gewährt wird, in Winzigkeit nicht dreinzureden. Hat in der Wilhelmstraße oder an der Windecke des Farbengemengsels denn irgendein verkrochener Bösewicht ein Interesse daran, zwischen Swakopmund und Ambolland fünfhundert Mann mehr zu garnisoniren, als unbedingt nöthig wäre? Blech. Aber der Herr Abgeordnete muß den trauten Wählern beweisen, daß er ein Hauptkerl ist. Deshalb beredet er, primo in der Kommission, secundo im Plenum, jeden Quark, der durch eine Privatanfrage zu erledigen wäre; bringt, mit dieser Sitte (made in Germany), ein ganzes Reichsamt für einen Monat zu unnützlich defensivem Stillstand; und streicht heute zwei Schreiber, morgen gar eine Compagnie. Hat er Einfluß? Ist er toujours en vedette? Zittern die Excellenzen vor seinem gesträubten Schopf, seiner umwölkten Glatze? Ein allerliebstes Spielchen. Doch die Stärke der Schutztruppe darf nicht, wie ein Dachhase, ausgekegelt werden.

Auch für den Etat des Auswärtigen, weissagt die Runde, wird allerlei Abenteuerliches geplant. Das fehlt uns noch. „Wenn der Gesandte in Cetinje bis jetzt mit fünfundzwanzigtausend Mark ausgekommen ist, braucht man ihm nicht fünftausend zuzulegen." Collegium logicum. Ausgekommen! Der Oesterreicher hat fünfzigtausend und freie Wohnung; unserer muß, mit der Hälfte, sogar die Kanzlei bezahlen. Dreißig: knappes Existenzminimum. Kommt denn an den Spitzen überhaupt Einer aus? Metternich mußte London meiden und sich auf dem Land nach der Decke strecken; sonst wäre er in Schulden geschlittert. Schoen scheint keine Lust zu haben, Beträchtliches zuzusetzen. Selbst der lange Kanzler, der im kleinen Kreis doch höchsteigenhändig die Suppe in die Teller löffelt, stöhnt, er müsse in jedem Jahr noch dreißig Mille drauflegen. Und bei Bülow wars sicher das Vierfache. Meint Einer, Cetinje sei, besonders heute, wo Montenegro von uns nur mit Schelte und Abstinenzmahnung gefüttert wird, ein behaglicher Aufenthalt? So ziemlich das Uebelste auf unserem alten Kontinent. Seid froh, daß da ein verständiger, wachsamer Mann sitzt, der mit Nikolausens Majestät, wenn alles Andere schief geht, über die Wunder der Dichtkunst und Umgegend plaudern kann. Ihr habt

ja keine Ahnung, wie blind Ihr seid. Immer wieder das Geplärr: „Das ganze Malheur kommt von der Bevorzugung des Adels.“ Als ob wir mit Stein und Bismarck, Hatzfeldt und Münster, Arnim (vor der tentation) und Radowitz nicht leidlich gefahren wären. Schlimm ist, daß ein Haufe zusetzbaren Geldes verlangt und durch dieses Postulat dem armen, in der Auslese des Daseinskampfes als tüchtig bewährten Adel der Weg auf die hohen Posten der Diplomatie gesperrt wird. Bewilligt ein Plus von sechs Millionen: und die Wahlschranken weiten sich und die Laufbahn ist dem Talent offen. Muß der Eifer stets den falschen Fleck prügeln? Ihr merkt gar nicht, liebe Mandatare des deutschen Volkes, wie schlecht Euer Schützling an den wichtigsten Stellen vertreten ist. Daß in Wien Manches anders gewickelt werden konnte, wenn da Einer saß, auf den Berchtold hörte und dessen Wort Gewicht hatte. Daß alles Sino-Japanische, die Hauptsache von übermorgen, unter den Tisch fällt. Ihr schmort im fest verschlossenen Topf der Fraktion, kennt das Personal nicht, das draußen wirthschaftet, und bekümmert Euch um keine Ernennung. Nicht mal um die allerneusten, die doch, by Jove, der Rede werth wären. Von der ganzen Tenne nicht ein Korn für Busche, auf den die Klügsten der Zunft wetten. Statt aus Sofia den Vorort deutscher Balkandiplomatie zu machen (die von Wangenheim so lange ersehnte Türkenbotschaft geht ja gen Asien flöten), schickt man den braven Ueberseemann Michahelles hin, der im Herzen der hamburger Landsleute noch kein Erzdenkmal hat und, all in seiner zuverlässigen Ehrbarkeit, für den Causeur Ferdinand der untauglichste Partner ist. Und so weiter. Ihr klopft die Heldenbrust, wenn hunderttausend Mark von der Rechnung gestrichen sind. Und schwört auf die sieghafte Weisheit unserer Staatsmannskunst, wenn ein San Giuliano, in Tertianern erkennbarer Absicht, erzählt hat, wie innig Italiens Arm Deutschlands Schild, wie zärtlich (in Tirol) Oesterreichs Busen umklammere.

Vermögensabgabe.

Sieghafte Weisheit? Der Ausdruck ist weit überholt. Ueberwältigende Genialität: darunter thun wirs nicht mehr. Ich sehe wahrlich schon die Zeit, da Theobaldus, im Zierkleid des kapitolinischen Jupiters, vor allem Volke das Glück des Triumphes schlürft. Den Albanerberg hat sein Fuß erklettert. Denket nur: er bringt eine Militärvorlage, deren Durchführung ungefähr zwölf-

hundert Millionen Mark kosten wird, und will tausend Millionen „durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen decken“. Ist der Gedanke nicht verwünscht gescheit, nicht beinahe göttlich schön? Vielleicht wuchs er im Späherkopf eines Genießers, der in unzähligen Aufsichträthen Schlafstelle und Pfründe hat, die Wollust, den werthen Namen in die Welteschenrinde zu kerben, gern theuer bezahlt und alles ihm gestern noch Unbekannte für Grand Crû, für den Schloßabzug von der Sonnenseite seines Edelgeistes hält. Gesegnete Mahlzeit! Wer sich länger und ernsthafter tummelt, sieht die Bescherung nicht zum ersten Mal und erkennt hinter dem Lichtkranz die alten Wesenszüge des Caesarismus. Macht nichts. Ringsum wird Triumph getutet. „Ausgleichende Gerechtigkeit.“ „Nur die tragfähigen Schultern werden belastet.“ „Die würdigste Jahrhundertfeier.“ „Das Ausland ist von dem ungeheuren Entschluß so verblüfft, daß es kaum Worte findet.“ Nur das Ausland? Mir sind sehr gute Deutsche über den Weg gelaufen, die zunächst auch sprachlos waren; dann aber die Hände rangen, tobten, heulten, rasten. In Zorn: nicht in Wonnekrämpfen. Unter vier Augen: nicht auf dem Markt. Da hüten sie die Zunge; denn der schüchternste Einspruch würde niedergeschimpft. „Dieser schmutzige Geizhals will sich vom Beitrag für die Wehr des Vaterlandes drücken!“ Viel roher noch würde dem Warner aufs Ohr geklatscht. Nur Thomas Stockmann giebt sich für eine unpopuläre Sache hin. Muß man schon einmal zahlen, dann lieber mit strahlender als mit verkniffener Miene; lieber Beifall als Jauche einhandeln. Mein Auge sah noch nicht einen zur Kontribution Verpflichteten, nicht einen einzigen, der den Plan nicht ungeheuerlich, nicht verhängnißvoll fand. Auf der Straße spürest Du keinen Hauch solchen Zornes. Die Oeffentliche Meinung erglänzt in Hochzeiterseligkeit. Und wenn der Wind sich nicht etwa, wider alles Erwarten, über Nacht dreht, segelt das Schiffchen, mit günstiger Brise, durch gefahrloses Wasser.

Noch ist der Entwurf nicht flügge. Einiges muß aber schon heute ausgesprochen werden. Eine Regirung, die das Bedürfniß des Landheeres so lange ungestillt läßt, bis es, in einem Lenz, gebieterisch fünf Viertelmilliarden heischt, hat den schroffsten Tadel verdient. Nicht minder eine, die wähnt, mit dem Entschluß zur Konfiskation von Vermögenstheilen das Ausland schrecken zu können. Das hat seit Jahren gehöhnt: Deutschland kann bald nicht mehr weiter; und ist nun fester als je von der Wahrheit dieses

Glaubens überzeugt. Der Glaube trügt. Deutschland kann weiter. Nur: die Regirenden scheuen harten Kampf, lechzen nach Massenapplaus und sind durch Kluftwelten von der Art Bismarcks getrennt, der in einer Steuerdebatte sprach: „Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist." Soll Krieg geführt werden? Nein. Auch dieses Kaiserreich ist der Friede. Tausendmal ists uns gesagt worden. Eben so oft, bis in die letzten Tage hinein noch, daß unsere Weltstellung unüberbietbar mächtig, unsere Bündnißfähigkeit ungeschmälert, der Himmel, auch nach dem Schwinden der Mondsichel, über uns hell ist. Für Zeit und Ewigkeit zwei Großmächten verbündet. Ererbte, in Potsdam und Baltisch-Port gekräftigte Freundschaft mit Rußland. Ueber alles Hoffen hinaus gediehene Intimität mit Britanien. Der Balkankrieg hat uns keinen Schaden, nicht den kleinsten Verlust gebracht. Nun? „Der Umschwung im Südosten Europas" hetzte in den Beschluß, schnell zwölfhundert Millionen fürs Landheer aufzuwenden. Das wird auch noch dem Erdkreis laut verkündet. Nun müssen wir die Rechnung für eine spottschlechte Politik bezahlen. Wir? Drei Zehntel der Nation. Die würden keinen Beitrag, auch den gewaltigsten nicht, dem Vaterland weigern, wenn Nothwendigkeit beföhle; wenn der Feind vor dem Thor stände; wenn die Kräfte der Volkheit erschöpft wären. Ists so? Nein. Sondern: man will tausend Millionen Mark ohne Zinspflicht haben. Dem Schacher mit den Parteien entschlüpfen. Die Masse nicht reizen. Der Wohlhabende lärmt nicht; macht keinen Putsch; zittert, als schäbiger Protz verrufen zu werden, trotzdem er schon mit direkten und indirekten Steuern überbürdet ist. Also: permanenter Zuschlag in Preußen, Vermögensabgabe im Reich. Jahrhundertfeier? Das Rezept aus dem Rom der Caesaren, dem Paris des großen und des kleinen Bonaparte. Ist die Flasche einmal entkorkt, dann wird, wider jedes Gelübde, noch oft draus genascht werden. „Jubiläumstropfen. Geruchlos." Sieben Zehntel sind kreuzvergnügt, drei heucheln freudigen Opferwillen. Das Ende wird bitter. Den Anfang bringt die Erkenntniß, daß die Milliarde des Reiches internationale Stellung nicht für einer Stunde Dauer bessern kann, wenn seinen Wipfeln nicht Schöpferkraft, nicht muthige Weisheit zuwächst.

Grüßender Tod ...

Ein fremder Jüngling trat in meinen Traum —
Auf seiner Stirne lag ein Kronenreifen
Und ganz voll Leuchten ward davon mein Raum –
Und seine Blicke fragend zu mir schweifen ...

Und Lilien trug er in der blassen Hand;
Sein Aug' war tief von fremden Traurigkeiten.
Mir ist, ich hätte ihn von je gekannt,
Verlockend und bedrohend mir zur Seiten.

Und dennoch fremd und unermeßlich fern;
Und stumm, wenn laute Lebensstimmen reden.
Doch mit der Königsmiene eines Herrn,
Der herrscht in einem unbekannten Eden.

„Wer bist Du, Ewiger, der dennoch jung?"
Drauf er: „Ich bin der Tod und das Vergessen.
Wen ich umarmt, Dem stirbt Erinnerung
Und nie mehr wird er Weh und Glück ermessen."

„Du willst mich schon? Ich bin Dir nicht bereit."
Er sprach: „Ich weiß, — ich komme nur, zu mahnen.
Zu süß ist Dir noch alle Menschlichkeit;
Du schweifst zu selig noch auf Lebensbahnen

Und liebst zu sehr der Sonne wachsend Licht."
Er lächelte mit seltsamer Geberde:
„Du bist noch reif für meine Ernte nicht,
An Deiner Sohle haftet zu viel Erde."

Der Königliche schwand aus meinem Traum.
Mit seinen Lilien sah ich ihn entschweben ...
Ein Leuchtenderes trat zu mir im Raum,
Von Morgenröthen ganz umloht: das Leben!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Das Reichstheatergesetz.

Manches andere Gesetz wäre nöthiger als ein Theatergesetz. Es giebt im Deutschen Reich 350 feste und etwa 300 Sommer- und Gastspieltheater. Diese Theater zusammen beschäftigen 25 000 Personen, wovon aber nur etwa 16 000 Schauspieler (und Choristen) sind, während das technische Personal natürlich auch in anderen Betrieben thätig sein kann. Von diesen 16 000 Mitgliedern sind 1500 in gut bezahlten Stellungen an Hof- und Stadttheatern.

Bleiben also im Ganzen etwa 14 000 Menschen, die das neue Gesetz schützen soll. Diese 14000 Menschen machen ein Geschrei, daß der Hörer glauben muß, es handle sich um den Schutz von Millionen, während die Zahl doch nur der des in einem einzigen großen Fabrikbetrieb beschäftigten Personals gleicht. Sie fordern eine gesetzliche Regelung ihrer Verhältnisse und finden eine Regirung, die Konferenzen anberaumt und sogar die Gesetzentwürfe schon im Reichsanzeiger veröffentlicht. Der in der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger organisirte kleine Bevölkerungtheil hat also fertig gebracht, einen Gesetzentwurf zu bewirken, der nicht nur die Theaterverhältnisse ordnet, sondern die Theaterdirektoren bedroht. In genossenschaftlichen Publikationen wird mit Grausen dargestellt, daß bei kleinen Schauspielunternehmungen („Schmieren"), die doch schließlich die Hälfte aller Schauspieler beschäftigen, die Mitglieder elenden Lohn erhalten. Ich möchte einmal feststellen lassen, was die Direktoren dieser herumziehenden Truppen verdienen.

Der Entwurf hat zwei Theile: einen schlechten und einen unnöthigen. (Höflich ausgedrückt.) Ueberflüssig sind die langen Bestimmungen des Artikels II, der sich mit dem Bühnenvertrag beschäftigt. Was da kodifizirt werden soll, steht selbst in den schlechtesten Verträgen der beiden Bühnen-Vereine. Die Aufzählung der wichtigen Gründe zur Aufhebung des Vertrages ist um so unnöthiger, als sie doch nur Beispiele anführen kann und Vorschriften giebt, die zum Theil im Vertrag geändert werden können.

Wo aber der Entwurf Neues bringt, ist er gefährlich. In der Tendenz mag ja die Gleichstellung der Kinematographentheater mit anderen Bühnenunternehmungen löblich sein. Aber wer gerecht sein will, muß es lächerlich finden, daß ein Lichtspiel-Unternehmer eine Kaution stellen und seine Zuverlässigkeit in sittlicher, artistischer und finanzieller Hinsicht nachweisen soll. Ich bin seit langer Zeit für eine Gleichstellung der Kinos mit den Theatern eingetreten, fordere aber, daß man den Theatern das Leben erleichtere, nicht, daß man die Gründung von Kinos erschwere.

Wird der Entwurf Gesetz, dann hat die Vormundschaft der Polizei kaum noch eine Grenze. Früher kümmerte sich die Behörde nicht um jede Kleinigkeit, verlangte nicht Kautionen und Kapitalnachweisungen, Büchereinsicht und Schauspieler-Uebernahme. Dafür gab es früher im Theatergeschäft selten Zusammenbrüche. Seit einigen Jahren ists anders geworden: und in der selben Zeit mehren sich die Theaterkrachs. Gerade in diesem Jahr siehts schlimmer aus als je zuvor. Will man da die Befugnisse der Polizei noch erweitern und die schlecht bewährte Methode gesetzlich festlegen? Der Sperrfonds, der schon so viel Unheil angerichtet hat, der dem Di-

rektor von vorn herein einen großen Theil der Betriebskapitalien entzieht, dadurch zu unsoliden Geldaufnahmen geradezu verleitet und den Schauspielern noch nie Nutzen brachte, soll gesetzlich erlaubt werden. Obwohl die Polizei schon jetzt das Recht hat, bei der Prüfung der vorhandenen Mittel die geschäftlichen Grundlagen des Unternehmens möglichst zu sichern, soll dem Direktor nun noch eine Privatversicherung der Mitglieder aufgebürdet werden. Kein Mensch denkt daran, etwa die Autoren zu schützen, die doch auch nicht immer auf Rosen gebettet und für das Theater am Ende nicht ganz unwichtig sind. Niemand schützt den Verleger, den Agenten. Aber das Mitglied wird geschützt, weil die Genossenschaft verstanden hat, die ganze Welt auf die Schanzen zu rufen.

Noch ärger wird die Bestimmung wirken, nach der bei „Reichskonzessionen“ die Ortspolizeibehörde das Spielen untersagen darf, wenn ein Bedürfniß für das Unternehmen nicht vorliegt. Man lasse Amtsvorsteher und Bürgermeister in kleinen Städten über das Kunstbedürfniß entscheiden: und man wird nette Dinge erleben. Ich fürchte, daß für die meisten Gastspiele nicht zu rechter Zeit die Konzession zu haben sein wird, besonders da nicht, wo etwa ein Gesangverein die Konkurrenz der Schauspieler fürchtet.

Auch wo der Entwurf direkt für die Schauspieler sorgen will, ist er ungeschickt dazu. Am Meisten in der wichtigsten Frage: der nach der Stellung der Kostüme. Jeder Erfahrene weiß und jeder Anständige mißbilligt, daß die Art, wie diese Frage jetzt in der Mehrzahl der Fälle beantwortet wird, die weiblichen Mitglieder in die Versuchung führt, sich zu verkaufen. Hier zu helfen, wäre die vornehmste Pflicht des Entwurfes gewesen. Was aber thut er? Paragraph 13 bestimmt, daß der Direktor dem Mitglied die erforderlichen Kleidungstücke zu liefern habe, mit Ausnahme solcher, die ohne wesentliche Aenderung auch außerhalb der Bühne getragen werden können. Als ob die allgemeine Klage sich gegen das Theater mit klassischem oder auf das Dekorative gestelltem Spielplan gerichtet hätte! Das Schlimme ist ja gerade, daß die Schauspielerinnen gezwungen sind, für Stücke, in denen sie sich modern kleiden müssen, Aufwendungen zu machen, die in gar keinem Verhältniß zu ihrem Lohn stehen und selbst die höchste Gage verschlingen. Wollte der Gesetzgeber durchgreifen, so mußte er fordern, daß der Direktor alle Kostüme liefere.

Aus den vielen Berathungen ist nichts Brauchbares herausgekommen. Was herauskam, dürfte nicht Gesetz werden und kann nicht lange Gesetz bleiben. Der ganze Gedanke eines Reichstheatergesetzes ist nun einmal verfehlt.

Dr. Max Epstein.

Guelfen und Ghibellinen.

Karl Adolf Menzel hat einmal gefragt, wie es wohl komme, daß die Parteikämpfe der mittelalterlichen Städte Deutschlands nicht die selbe Beachtung gefunden haben wie die der italienischen und der altgriechischen, und antwortet: Weil sie nicht das Glück hatten, vom Licht einer klassischen Literatur bestrahlt zu werden. Die Antwort ist richtig (hat doch Dantes Gedicht allein schon genügt, die Lapi und Bindi, die Müller und Schultze von Florenz, in die Weltgeschichte oder wenigstens in die Literaturgeschichte zu bringen); aber sie bedarf einer Erläuterung. In Athen wie in Florenz fiel die Periode ihres politischen Lebens mit ihrer Literatur- und Kunstblüthe zusammen, Deutschland hat zwei Blüthezeiten seiner Literatur erlebt; die eine, deren Träger das Ritterthum war, ging der Entwickelung des städtischen Lebens voran, die zweite fiel in die Zeit des Absolutismus, wo die Städte ihre Selbständigkeit verloren hatten und nur noch kümmerlich vegetirten; nur die Bildenden Künste blühten in ihrer politischen Zeit, als deren Ende schon nahte. Und die italienischen haben zur Zeit ihrer Blüthe, gleich den altgriechischen, im Mittelpunkt der Weltgeschichte gestanden, in bald freundlicher, bald feindlicher Wechselwirkung mit Kaiser und Papst, den damaligen Centren der Weltpolitik. Mit ihnen wie mit den Königen von Frankreich und England noch ganz besonders als ihre Geldgeber und Finanzleiter; die quinta essentia, das fünfte Element der Welt, hat Bonifaz VIII., der diese Seite des städtischen Lebens am Höchsten schätzte, die Florentiner einmal genannt. Und nicht allein diesen wichtigen Theil der politischen Kunst haben sie ausgebildet, die Finanzwissenschaft, das Bankwesen, die Münzerei (die Florentiner waren die Ersten, welche die Bedeutung einer vollwerthigen schönen Münze erkannten; der fiorino d'oro erwarb ihnen Achtung bis tief in den Orient hinein); Alles, was zum Staatsleben gehört, Gewerbe und Handel, gesetzliche Ordnung, Verwaltungpraxis, Verfassung, sind in den Stadtstaaten des Mittelalters geschaffen und vom modernen Staat, der anfangs nur in der Form des Absolutismus möglich war, übernommen worden. An dieser Vorbereitung des modernen Staates haben auch die deutschen Städte ihren Theil; aber den älteren italienischen gebührt die Ehre der Priorität und in keiner deutschen Stadt hat sich ein so vielgestaltiges und wechselreiches Verfassungleben entwickelt wie in den italienischen, unter denen wieder der Arnostadt die Krone des Formenreichthums gebührt. Auch sind wir über deren Leben genauer unterrichtet als über das

der deutschen Städte, weil in den aus der Römerzeit stammenden Städten die Gewohnheit schriftlicher Verwaltung, Gesetzgebung, Beurkundung niemals unterbrochen worden war, während in Germanien das Schreibwesen anfangs nur Sache der Klosterleute war und in den vom zehnten Jahrhundert an spärlich entstehenden kleinen Städten (nur Italien besaß Städte, die nach heutigem Maßstab allenfalls als Großstädte gelten können) mühsam in Gang kam. Die erschöpfende Auskunft, die das florentiner Staatsarchiv giebt, wird, abgesehen von Dante und seinen Kommentatoren, durch Chroniken und Geschichtwerke von hohem literarischem Werth ergänzt. Und jetzt beschert ein Deutscher den Florentinern eine Geschichte ihrer großen Vergangenheit von solchem Umfang, solcher Vollständigkeit, solcher kritischen Gewissenhaftigkeit, daß sich keine andere Stadt, auch Rom nicht, einer ebenbürtigen rühmen kann. Vorigen Sommer ist bei Ernst Siegfried Mittler in Berlin der dritte Band von Robert Davidsohns Geschichte von Florenz erschienen, der, mit Register 954 kleingedruckte Seiten Lexikonoktav stark, von 1296 bis 1331 reicht.

Ein arithmetisch angelegter italienischer Historiker hat über 7000 Revolutionen in den italienischen Städten herausgerechnet. Die florentiner Geschichte wenigstens darf man die Revolution in Permanenz nennen. Fast kein Jahr verlief ohne Verfassungänderung; so fein, schilt Dante seine Vaterstadt, ist Deiner Satzungen Gespinnst, daß bis Novembers Mitte nicht hält, was im Oktober Du gesponnen. Heinrich Leo findet diese Flüssigkeit der Verfassung ideal, denn sie habe den grundbösen dauernden Widerspruch zwischen thatsächlichem und Rechtszustand niemals eintreten lassen. Gewiß ist Dieses das Vernünftige; daß aber diese Verfassungänderungen von so viel Blutvergießen und scheusäligen Grausamkeiten begleitet waren, will mir weder vernünftig noch nothwendig scheinen. Erst aus Davidsohns Werk habe ich erfahren, wie oft Folterungen, Verstümmelungen, entsetzliche Verschärfungen der Todesstrafe bei diesen frommen Christen vorkamen; im heidnischen Athen sind solche Gräuel niemals verübt worden und in den römischen Verfassungskämpfen ist vor der Gracchenzeit, die den Niedergang der Republik einleitete, Bürgerblut überhaupt nicht geflossen. Eben so zügellos wie in Haß und Rache hat sich in der Sinnenlust der leidenschaftliche Lebensdrang ausgetobt (allerdings auch in edleren Formen als in den aus den Novellisten bekannten; bei vielen Festen stellten Tänze und Aufzüge schöner Jünglinge und Frauen den Malern die herrlichsten Modelle vors Auge; Dante konnte ihnen die Bilder seines Paradiso entlehnen, wie auch die

Schrecken seines Inferno der ihn umgebenden Wirklichkeit entnommen sind). Dieser schreiende Widerspruch gegen das ethische Ideal des Evangeliums nöthigte die Kirche, ihren jüdisch-heidnischen Sühneapparat immer vollständiger auszubauen. Sollte der Glaube an die Hölle diese argen Sünder nicht wahnsinnig machen (viele verloren freilich den Glauben), dann mußten ihnen andere Mittel dargeboten werden, dem im Jenseits drohenden Gräßlichen zu entgehen, als die ihnen unmöglich dünkende Erfüllung sittlicher Forderungen: Absolutionen, Ablässe und andere „Gnadenmittel". Manche blutbefleckte Helden legten beim Nahen des Todes die Franziskaner- oder Dominikanerkutte an, der man die Kraft zutraute, vor Gott wohlgefällig zu machen. Ethisch werthvoller als Kirchenbräuche waren die bei Kaufleuten und Bankherren beliebten Restitutionen; vor dem Tode erstatten sie einen Theil ihres Wuchergewinnes (jeder florentiner Kapitalist war ein Wucherer nicht nur im kanonischen Sinn des Wortes) den Geschädigten, den Armen oder der Kirche.

Die Geschichte der florentiner Verfassungänderungen kann natürlich hier nicht erzählt werden; schon die Darstellung einer der vielen Verfassungen mit ihren Regirungskollegien, Rathskörperschaften, Behörden und der Verflechtung von Staats- und Zunftverfassung würde zu viel Raum einnehmen. Deshalb genüge die Bemerkung, daß Florenz den Kreis von der Monarchie (vertreten durch den Grafen von Tuszien und den Bischof als kaiserliche Vikare) durch Aristokratie, Oligarchie, Demokratie zurück zur Monarchie in allen erdenkbaren Stadien durchlaufen hat und daß sein Staatsbau ein sehr verwickeltes Getriebe war, dessen viele Räder einander mehr hemmten als förderten, das jedoch seinen Zweck, keine Alleinherrschaft aufkommen zu lassen, dreihundert Jahre lang erfüllt und die Bürgerschaft nicht gehindert hat, reich und mächtig zu werden. Wurde der Parteikampf einmal ganz unerträglich, dann berief man einen Fürsten als „Signor"; auch Papst und Kaiser ließ man sich manchmal in diesem Amt gefallen und es war mehr der Gunst des Schicksals als der Weisheit und Tapferkeit der Bürger zu danken, daß sie der Gefahr, bei solchem Wagniß ihre Unabhängigkeit einzubüßen, jedes Mal entgangen sind. Grundsatz der inneren Politik von Florenz war das Mißtrauen Aller gegen Alle. Der Podestà (Oberrichter, zugleich Befehlshaber des Ritter- und Söldnerheeres) und der Capitano del Popolo (zweiter Richter und Befehlshaber der Bürgermiliz) durften nie Florentiner sein; diese mit Militärmacht ausgestatteten Aemter wurden, auf je ein Jahr, immer nur Fremden anvertraut.

Die Amtsdauer aller übrigen Behörden wurde noch kürzer bemessen; die Mitglieder des Regirungskollegiums, der Signoria, Prioren genannt, amtirten nur zwei Monate und wurden während dieser Zeit wie Gefangene eingesperrt und überwacht. Der Geist des Mißtrauens zeigt sich auch sehr deutlich in dem Verfahren, das 1328 für die Priorenwahl vorgeschrieben wurde. Einige (nur einige) dieser Bestimmungen mögen nach Davidsohn mitgetheilt werden. „Die Prioren nebst zwei von ihnen erwählten Vertrauensmännern für jedes Sestiere (Stadtsechstel) entwarfen eine Liste aller über dreißig Jahre alten Bürger, die sie für würdig und fähig hielten, das Amt eines Priors oder Gonfaloniere (Bannerherrn) di Giustizia (Der war das Haupt der Signoria) zu bekleiden, wobei es sich versteht, daß Zugehörigkeit zu einer der einundzwanzig Zünfte und unbescholtene guelfische Gesinnung unerläßliche Vorbedingungen der Nomination bildeten. Eine entsprechende Liste stellten die Bannerträger der neunzehn Volkssozietäten nebst einem Beirath von je zwei Popolanen aus jedem Sechstel auf, eben so die Kapitäne der Parte Guelfa nebst ihrem Rath; und endlich hatten die fünf Beamten der Mercanzia, des Handelstribunals, mit ihrem Beirath von vierzehn Zunftkonsuln, zwei von jeder der sieben alten Oberzünfte, eine vierte Liste zu entwerfen. Zum ersten Mal im Dezember 1328, später, von 1331 an, im Januar der ungeraden Jahre, versammelten sich die sechs Prioren nebst dem Gonfaloniere, die 12 Buoniuomini, die 19 Bannerträger der Volksgenossenschaften, je 2 Konsuln der 12 Oberzünfte und 6 durch die Prioren und die Buoniuomini zu ernennende Vertrauensmänner aus jedem Stadtsechstel, zusammen 98 Männer, die über jeden auf den vier Listen stehenden Namen durch Abgabe von schwarzen oder weißen Bohnen abzustimmen hatten, wobei einer abgerundeten Zweidrittelmehrheit die Entscheidung zufiel; wer 68 schwarze Bohnen erhielt, galt als gebilligt; sein Name wurde in streng geheim zu haltende Listen eingetragen und zugleich (auf einem zusammengerollten Zettel) in den Wahlbeutel gelegt. Da es galt, auch diese Operation vor Fälschungen und gefährlichen Einflüssen zu bewahren, vertraute man die Zählung der Bohnen und die Führung der Listen zwei Minoriten, zwei Dominikanern und zwei Augustinern von außerhalb an, von denen je drei abwechselnd zu fungiren hatten. Der die Wahlbeutel und Register enthaltende Kasten wurde, mit drei Schlössern versehen, in der Sakristei von Santa Croce untergebracht; den einen Schlüssel bewahrte der als Vorsteher der Waffenkammer im Erdgeschoß des Priorenpalastes waltende Cisterziensermönch, den zweiten der Mi-

nister der Franziskaner von Santa Croce, den dritten der Capitano del Popolo. Spätestens drei Tage vor dem Amtsablauf eines jeden Priorenkollegs und vor dem Erlöschen der anderen bürgerlichen Würden wurde der Kasten nach dem Palazzo geschafft und dort die Auslosung vollzogen; Der, den das Los zum Priorat oder als Gonfaloniere berief, durfte diese Stellung während der zwei auf seine Amtszeit folgenden Jahre nicht von Neuem bekleiden; sein Vater, seine Brüder und sein Sohn blieben ein Jahr lang, seine entfernteren Verwandten während der nächsten sechs Monate von ihr ausgeschlossen." Bald nach dieser Neuordnung wurde die Tüchtigkeit der Behörden auf eine harte Probe gestellt, die sie gut bestanden. Die Umsicht und Energie, mit der sie in einer durch Mißwachs erzeugten Hungersnoth und gleichzeitigen durch politische Unfälle verursachten Geldklemme Ruhe und Ordnung aufrecht erhielten, so daß es gelang, die Bürgerschaft nothdürftig mit Nahrungmitteln zu versorgen und spekulativer Ausbeutung des Mangels zu wehren, war, meint Davidsohn, ein Triumph bürgerlicher Verwaltungskunst. Bei der Unzahl von Beamten und Rathsmitgliedern (auf hunderttausend Einwohner!) und der kurzen Amtsdauer gab es keinen noch so niedrigen Mann, der nicht Aussicht auf eine „Würde" hatte, und ganz gewiß keinen, der nicht nach einer solchen strebte und sich schon deswegen mit Kopf, Mund und Faust an den politischen Kämpfen betheiligte. In schwierigen Lagen pflegte man zur Beschwichtigung der Unzufriedenen die Zahl der Aemter zu vermehren. Wie gerade aus dieser Kraftanspannung Aller, aus dieser höchsten Lebensintensität die im fünfzehnten Jahrhundert reifende geistige und ästhetische Kultur als schönste Frucht hervorgehen konnte, wird der Denkende leicht verstehen.

Wird an den Einzelheiten dieser Verfassungen und ihrer Wandlungen wohl immer nur dem Historiker und dem Staatsmann gelegen sein, so fordern die Triebkräfte der Umwälzungen, die Parteien, mit Recht allgemeines Interesse, weil die Namen von zweien in der Weltgeschichte eine Rolle spielen; in deren hergebrachter Darstellung eine falsche Rolle, die durch neuere kirchenpolitische Kämpfe in den Köpfen leider neu belebt worden ist. Der Gegensatzpaare, in denen die florentinischen Parteien wurzelten, gab es vier. Das erste Paar heißt Feudaladel und Stadtbürgerthum. Die Adeligen: Longobarden und Nachkommen von Deutschen anderer Stämme, die durch die Römerzüge nach Italien verpflanzt worden waren, störten durch Gewaltthaten und Räuberei den Handel, das Gewerbe und alle Kulturarbeit der Städte. Ihre Bändigung hat Niemand gründlicher besorgt als die florentiner Kommune,

natürlich nur innerhalb ihres kleinen Gebietes. In einem hundertjährigen, mit bewundernswerther Umsicht und Beharrlichkeit geführten Krieg wurden die Burgen der kleinen Zwingherren gebrochen, sie selbst in finanzielle Abhängigkeit von den Bürgern gebracht und genöthigt, in die Stadt überzusiedeln. In seinem Contado hob Florenz die Hörigkeit auf und begünstigte die Einwanderung der Bauern in die Stadt, die wegen der vielen gewaltsamen Tötungen und verherender Seuchen fortwährend der Ergänzung ihrer Bevölkerung, besonders der Arbeiterschaft, bedurfte. Die Burgherren siedelten sich in der Stadt sippenweise an; die Häuser jeder Sippe hatten einen gemeinsamen Festungthurm (oder mehrere). Von diesen Festungen aus befehdeten sie einander. Gegen die Bürger verübten sie Gewaltthaten. Sie trieben es so toll, daß die Bürger einmal berathen haben sollen, ob es nicht das Beste wäre, Florenz zu verlassen und an einem anderen, friedlicheren Ort eine neue Stadt zu gründen. Endlich leitete im Jahr 1293 Giano della Bella, ein Mann aus vornehmem Bürgergeschlecht, eine Reform ein, die das Bändigungwerk allmählich durchführte. Die neuen Statuten, Ordinamenta Justitiae genannt, schrieben ein Denunziation- und ein summarisches Strafverfahren (zum Beispiel: die Zerstörung der Häuser bei Widersetzlichkeit) vor, machten die Mitglieder jeder Sippe bis in die entferntesten Verwandtschaftgrade solidarisch haftbar für die von einem der Ihren verübten Verbrechen und stempelten den Adelscharakter zum Schimpf, indem als Strafe für besonders qualifizirte Verbrechen von Popolanen die Versetzung in den Stand der Magnaten oder Granden (so wurden die Adligen genannt) verhängt ward. Die Magnaten blieben von allen Aemtern ausgeschlossen, so lange sie nicht durch Eintritt in eine Zunft den Adelscharakter ablegten. Mit der Durchführung dieser Gesetze wurde ein besonderer Beamter, der Bannerherr der Gerechtigkeit, betraut; als er zum Haupt der Signoria und damit der Republik emporstieg, wurden seine ursprünglichen Funktionen dem Executore der Ordinamenta übertragen, dessen Amt für diesen Zweck neu geschaffen worden war. Von den folgenden blutigen Parteikämpfen sagt Davidsohn, sie würden als Fieberdelirien einer ganzen Bevölkerung erscheinen, wenn man nicht bedächte, daß es sich in ihnen um die Aufrechterhaltung der Ordinamenta gehandelt habe. Und diese Statuten behaupteten sich. Die Zeit brach an, „in der sich, während die alten Geschlechter sanken, eine neue bürgerliche Aristokratie, in überwiegender Zahl aus dem Kreis des Großhandels, in kleinerer aus dem des Großgewerbes bildete. Der Ruhmestitel dieses neu emporsteigenden Patri-

ziates der Zukunft bestand darin, viele Mitglieder aufzählen zu können, die im Priorenkolleg gesessen oder den Gonfalon di Giustizia getragen hatten, während sich einst die großen Geschlechter ihres germanischen Blutes oder der That ihrer Ahnen rühmten, die Karl den Großen zum Wiederaufbau des angeblich vernichteten Florenz veranlaßt hatten, oder des fabelhaften Ritterschlages, den vor Jahrhunderten einer der Ihren vom Markgrafen Hugo empfangen haben sollte. Keiner der Männer, die in der nächsten Folgezeit die Geschicke von Florenz leiteten, hat sich in besonderer, glänzender Art ausgezeichnet, aber die politische Gesammtleistung war eine tüchtige; keiner hat seinen Namen mit goldenen, doch hat auch keiner seinen Namen mit blutigen Lettern in die Annalen der Vaterstadt eingezeichnet. Dies war die Wirkung der Ordinamenta, die Folge der demokratischen Entwickelung, die das Aufkommen glänzender Individualitäten verhinderte, dem tüchtigen Mittelschlag hingegen den Weg zu den höchsten Bürgerehren ebnete."

Der zweite große Gegensatz war der zwischen Kommune und Kaiserthum. Als Otto aus dem Hause Welf den jungen Hohenstaufen Friedrich bekämpfte und viele Kommunen ihm beitraten, nicht aus kaiserlicher Gesinnung, sondern, um den näheren und darum mehr zu fürchtenden Kaiser zu schwächen, kam die Bezeichnung: Partei des Guelfen, nämlich Ottos des Vierten, und Partei des Ghibellinen, nämlich Friedrichs des Zweiten, auf. Später nannten die Parteigänger sich selbst Guelfen und Ghibellinen. Als Karl der Große seinem Reich das auch Mittelitalien umfassende Langobardenreich einverleibte, überschritt er damit nicht die Grenzen des germanischen Nationalstaates, dessen Gründung sein Werk war, denn die Langobarden waren damals noch Germanen. Auch in der Zeit der Ottonen war die Stammesverwandtschaft zwischen Lombarden und Deutschen noch nicht vergessen und jedenfalls der Verkehr der Süddeutschen mit ihnen reger als mit den Sachsen an der Nordsee. Auch erwiesen diese Kaiser dem Land eine Wohlthat, wenn sie die wüsten Dynasten bändigten und ein Wenig Ruhe und Ordnung schafften. Der zweite Grund rechtfertigte auch noch die Römerzüge Heinrichs des Dritten, der das zum Spielball der Dynasten gewordene Papstthum aus dieser Knechtschaft befreite, statt der verderbten Italiener tüchtige Deutsche auf den Papststuhl erhob und die cluniacensische Kirchenreform begünstigte, die sein Schüler Hildebrand dann als Papst Gregor VII. vollendet hat.

Heinrich handelte damit im Sinn der Stadtbürger, die eifrige Anhänger der gegen die mit den Dynasten vervetterten üppigen Prälaten gerichteten Reform waren. Als Barbarossa in Italien

erschien, konnte er keinen dieser Rechtfertigungsgründe mehr für sich anführen. Die Lombarden waren Italiener geworden. Die Städte waren erstarkt und im Stande, nicht nur sich selbst, sondern auch jede ihren Contado zu regiren, und vertraten den sehr poetischen, aber des Lesens und der Verwaltungskünste unkundigen deutschen Rittern gegenüber die höhere Kultur. Florenz war damals noch viel schwächer als Mailand und mußte unterducken; Jahre lang spielten seine Bürger die getreuen Unterthanen; aber sie verloren damals wie später ihr Ziel, die munizipale Selbständigkeit, nicht einen Augenblick aus den Augen und gleich einer Sprungfeder schnellte das kräftige Gemeinwesen in die Höhe, so oft der Druck nachließ. Die Art, wie Friedrich und seine Nachfolger die italienischen Angelegenheiten „ordneten", war nicht geeignet, die Städte in ihrem Streben nach Freiheit zu beirren. Brennende Ortschaften beleuchteten den Marsch der kaiserlichen Heere und auf Gelderpressung lief die ganze Ordnungmacherei hinaus. Und nicht die deutschen Ritter allein plünderten; unter dem kaiserlichen Schutz erhoben die gedemüthigten Burgherren wieder ihre Häupter; unter dem Vorwand, dem Kaiser die Rebellen zu unterwerfen, raubten sie lustig drauflos. Und wie immer, sagt Davidsohn, „ging die politische Reaktion mit der wirthschaftlichen Hand in Hand". Barbarossa suchte die Liegenschaften, die aus dem Besitz von lüderlichen Geistlichen und Klosterleuten in den der fleißigen Bürger übergegangen waren, ihnen wieder zu entreißen und „der Kirche" zurück zu erstatten. Vergebliche Mühe. Den Stadtbürgern, nicht den Mönchen, gehörte die Zukunft. Auch Heinrichs des Sechsten schwere Hand bekamen die Florentiner noch zu fühlen, aber dessen Tod bildete „für die italienischen Städte und für Florenz mehr als für die anderen einen Merkstein der Entwickelung; der eigentlich mittelalterliche Zeitabschnitt in dessen Geschichte ging an dem Tag zu Ende, an dem ein athemloser Bote, durchs römische Thor sprengend, ausrief, daß der gefürchtete Sohn Barbarossas tot, ein lallendes Kind unter der Obhut einer Frau sein Erbe sei."

Dieses Kind versuchte dann freilich, als es zum Manne herangewachsen war, die Politik von Vater und Großvater fortzusetzen; aber nun übernahmen die tuszischen Städte unter Florentias Führung die Rolle, die in Barbarossas Zeit die Lombardenstädte so erfolgreich durchgeführt hatten. Daß diese Guelfenstädte nun eben so wie vor ihnen die Lombardenstädte den Papst zum Bundesgenossen bekamen: Das hat dem Guelfennamen in Deutschseinen üblen Klang gegeben. Die Papstfreundschaft der Guelfen dient dem Lichtbilde der Hohenstaufen zur Folie, für das die

Kriegsthaten Barbarossas, seine und der beiden Nachfolger glänzende Hofhaltung, die Romantik des Ritterthums und der tragische Untergang der Dynastie die Farben liefern. Aber all diese Farbenpracht kann an den beiden Thatsachen nichts ändern, daß die Hohenstaufen ihren Untergang durch ihre grundverkehrte Politik verschuldet haben (wie thöricht wäre es selbst in unserer Zeit des Dampfes und des Telegraphen, Deutschland von Neapel oder Palermo aus regiren zu wollen) und daß die Guelfen für munizipale Freiheit, Bürgerthum und höhere Kultur gekämpft und diesen Mächten zum Siege verholfen hatten. Auch in ihrem Verhältniß zur Kirche ließen die Florentiner sich, mit gesundem Instinkt, durchaus nur von ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse leiten. Sie waren fromm und kirchlich, so weit es ihrem Gemeinwesen nützte, besannen sich aber keinen Augenblick, dem Papst den Krieg zu erklären, wenn Rom ihre Stadt schädigte. Von Klerikalismus, wie man Das heute nennte, keine Spur; die kirchlichen Institute wurden als Kommunaleinrichtungen behandelt, die Geistlichen hoch besteuert, vors weltliche Gericht gezogen und wie die Magnaten mit Ausnahmegesetzen bedrängt. Mit dem Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum deckte sich dieser zweite nur unvollständig. Im Ganzen zwar neigten die Feudalherren den Ghibellinen, die Städte der Guelfenpartei zu, aber es gab einzelne guelfische Rittergeschlechter und einige Ghibellinenstädte. Das Zweite erklärt sich aus den Fehden der Städte gegen einander; Pisa, zum Beispiel, hoffte von Kaisern und kaiserlichen Vikaren Beistand gegen seine aufstrebende Nebenbuhlerin Florenz, der es nach langem Kampf unterlag. Von den späteren Versuchen, die Kaisergewalt in Italien wiederaufzurichten, Versuchen, die noch unberechtigter waren als die der Hohenstaufen, wird in einem Aufsatz über Dante die Rede sein, dessen Gedicht nicht wenig dazu beigetragen hat, von den Parteikämpfen seiner Zeit und seiner Vaterstadt falsche Vorstellungen zu verbreiten.

Der dritte Gegensatz war der zwischen verfeindeten Familien, den Jeder aus „Romeo und Julia“ kennt. Solche Familienfehden entbrannten zwischen den Magnatengeschlechtern, steckten aber auch die Popolanen an. Sie wurden in Straßenschlachten und mit Belagerung von Häusern ausgefochten und pflegten mit der Niederreißung der Häuser und Thürme der Besiegten und deren Vertreibung aus der Stadt zu enden. Die Pflicht der Blutrache verlieh diesen Kämpfen einen Schein von Recht. Daß sie öffentlich anerkannt war, geht aus einem florentiner Amnestiegesetz von 1311 hervor, das verordnet, der Executore solle jeden Magnaten zwin-

gen, innerhalb zweier Wochen mit jedem wahren Guelfen, der es verlangen werde, Frieden zu schließen, wenn nicht eine Vendetta heischende Blutschuld zwischen ihnen liege; aber auch dann sollten die nach der herrschenden Auffassung zur Vendetta Verpflichteten feierlich schwören, daß sie die Befriedigung ihrer Rache auf fünf Jahre vertagen würden. In Florenz waren die schlimmsten dieser Familienfeindschaften die der Buondelmonti und Uberti, bei deren Zusammenstoß 1216 zum ersten Male der Ruf „Guelfi! Ghibellini!“ vernommen wurde, und die der Weißen und der Schwarzen, die gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Pistoja ausbrach, in Florenz von den Cerchi und Donati aufgenommen wurde und sich auch über andere Städte verbreitete. Die Worte weiß und schwarz bedeuten blond und dunkelhaarig und waren, lange bevor Parteinamen daraus wurden, zur Unterscheidung von Personen der selben Sippe gebräuchlich. So gab es in Pistoja Cancellieri Bianchi e Neri, in Florenz Cerchi Bianchi e Neri. Die weißen Cerchi regirten im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts eine Weile Florenz (allzu kaufmännisch vorsichtig, wie Davidsohn nachweist) und erfreuten sich, obwohl sie sich den Ghibellinen näherten, der Freundschaft des Papstes Benedikt des Elften, der allerdings nur kurze Zeit regirt hat (er starb am siebenten Juli 1304). Die drei Parteienpaare kombinirten und kreuzten sich vielfach. Die florentiner Schwarzen und Weißen waren, Beide, Guelfen, und die schwarzen Guelfen spalteten sich noch weiter. Die aus einer Stadt vertriebenen Anhänger einer Partei, die Hinausgeschmissenen (fuorusciti), pflegten sich in der Verbannung zu organisiren; manchmal gelang es ihnen, sich einer Kleinstadt zu bemächtigen, manchmal auch, in die Vaterstadt zurückzukehren und ihre Gegner zu vertreiben, und in dem ewigen mittelitalischen Kleinkriege des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts standen einander oft nicht benachbarte und (darum, darf man beinahe sagen) verfeindete Städte gegenüber, sondern Guelfen und Ghibellinen, Schwarze und Weiße einer ganzen Städtegruppe. Ritter und Bürger, Kommunen und Centralgewalt, Königliche und Päpstliche, Familienzwiste begegnen uns auch sonst oft genug in der Weltgeschichte; doch tragen diese Parteiungen im mittelalterlichen Italien und namentlich in Florenz ein so eigenthümliches Gepräge, wie wir es anderswo nirgends finden. Dagegen hat der vierte Gegensatz, der zwischen dem popolo grasso (Mastbürger: übersetzts der Sozialdemokrat), der Bourgeoisie, und dem popolo minuto, den Kleinbürgern, nichts, was ihn von dem selben Gegensatz in anderen Ländern und Zeiten unterschiede. Nur ist für Flo-

renz zu bemerken, daß sich die anderen Parteien bald auf die Großbürger, bald auf das niedere Volk gestützt haben. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ist auch die unterste Schicht, die der Lohnarbeiter der Tuchfabrikanten, geschlossen in den Parteikampf eingetreten und hat sogar im Jahr 1378 auf kurze Zeit das Staatsruder in die Hand bekommen.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Tod.

Der Tod saß auf einem Baum und spielte auf einer Flöte. Er hatte sich tief in die Blätter geduckt und ihr Grün umwogte seinen hageren Leib wie ein leichtes, luftiges Kleid. Manchmal bog der Wind den Ast und das Auf- und Niederwiegen machte dem Tod ein ihm ungewohntes prickelndes Vergnügen. Aber er ließ sich dadurch in seinem Thun nicht stören. Er spielte auf der Flöte; und ob auch der Wind rauschte, ob auch der Donner rollte, ob auch die Thiere des Waldes heulten: sein Lied war stärker und sieghaft klang es weit in die Lande hinaus.

Ein junges Weib hörte den Ton der Flöte. Nicht Mauern, nicht Fenster, nicht Thüren hatten ihm Schranken zu setzen vermocht. Er sprang über sie hinweg: und nun füllte er die Luft des kleinen Zimmers, in dem sich des Weibes Leben bisher abgespielt hatte. Ihre Hände krampften sich zusammen und sie lauschte mit trunkenen Sinnen. „Mutter," sprach sie, „hörst Du, wie es mich ruft? Das Leben ruft mich und Du mußt mich nun lassen." Süß klang der Flöte Ton und des Weibes Augen leuchteten vor Stolz und Glück.

Die Mutter aber schüttelte das Haupt: „Ich höre es wohl, aber Du solltest Dich nicht verlocken lassen. In diesen Wänden habe ich Dich gesäugt und genährt. Sieh, dort in dieser Wiege habe ich Dich gewiegt und meine welken Hände sind gewöhnt, Dir abends zärtlich die Wangen zu streicheln. Laß Dich nicht verlocken! Bleibe bei mir!"

Aber das Lied der Flöte wurde dringlicher. Und die Schöne, die Blonde stand auf und prüfte ihre jungen Glieder. „Aus dem Walde ruft es. Von weit her. Aber es ist kein Weg zu weit, als daß ich dem Ruf nicht folgen müßte. Es ist das Lied, das mir im Blut kreist. Es ist das Lied, das meine Pulse hämmern. Ich komme!" Und keinen Abschiedsblick warf sie zurück, die sonst so Scheue, sonst so Zage. Die Thür fiel ins Schloß; und hinter ihr weinte eine alte verlassene Frau.

Aber die Junge schritt die Straße entlang mit dem Sturm um

die Wette und ihre Kleider blähten sich auf wie Segel und oft war es anzusehen, als ob es zwei Flügel wären, die sie hinweghöben über die spitzen Steine der Straße, die ihrem zarten Fuß wehthun wollten. Und näher schon klang der Ton der Flöte. „Hier bin ich!" rief die Schöne, die Blonde. Und sie breitete die Arme dem Klang entgegen.

Da trat ihr Einer in den Weg; und sie dachte daran, daß sie ihn lieb gehabt hatte. Und er sprach: „Was eilst Du, Liebe, Traute? Wohin führt Dich Dein Weg?" Aber sie sah ihn nur traurig an und gab ihm keine Antwort. Da wurde er dringlicher: „Du eilst, als wenn es zum Hochzeitfest ginge. Aber der Wald ist ein schlechter Hochzeiter. Dunkel liegt er und kalt und der Regen rauscht hernieder. Steh ab, Du Liebe, Du Traute!" Und er griff ihre Hand und zwang sie, einzuhalten im Lauf. Wie eine Nachtwandlerin stand sie vor ihm, sanft und süß in ihrer Verwirrung, halb erwacht aus dem Traum, halb noch der Stimme hingegeben, die sie bis hierher geführet hatte. Da klang die Flöte wieder. Und die süße Ermattung, die das Mädchen befallen wollte, wich rasch zurück vor dem Zauber ihres sinnaufpeitschenden Liedes. „Eile Dich," sang die Flöte, „nimm Dir Flügel, denn das Leben ruft Dich! Wirf ab, was Dich hemmt, und folge. Vergiß, wer Du warst; die fromme Einfalt Deiner Kindheit vergiß und den Frieden der Heimath und das Glück der Enge. Und wollen sie Dich fesseln und wollen sie Dich binden, so speie ihnen ins Gesicht, denn leben sollst Du nun, glühen sollst Du, mein sollst Du sein! Keines Anderen! Mein!" Und die Schöne, die Blonde, die Traute flog dahin und der Sturm jagte hinter ihr her, wie ein schäumender, keuchender Knappe.

Dicht war sie am Wald. Der Regen strömte nicht mehr, aber die Nebel krochen ihr entgegen und faßten nach ihr, griffen ihr nach dem Gewand und in das Blondhaar, das in wilden Fluthen ihr Haupt umwehte. Aber sie fürchtete sich nicht. Ihr Herz jauchzte und sie mußte sich Gewalt anthun, die Triumphlieder, die es sang, nicht laut dem Wald entgegenzuschreien. „Wie die heilige Kammer bist Du mir," sprach ihr Herz zum Walde, „in der mein Liebster ruht. Deine Zweige greifen ineinander, um mein Geheimniß zu verstecken, das köstlicher ist denn alle Königreiche der Welt. O, Liebster, wie ist Deine Stimme süß, daß meine Seele ein Beben ankommt, ein Beben vor Sehnsucht und Verlangen! Ein armes, getretenes Weib war ich, bis Deine Stimme mich rief, und nun bin ich die Auserlesene, die Gebenedeite, und meine Stirn soll ein Reif schmücken, der alles Geschmeide der Welt überstrahlen wird. O Liebe, o Leben! Jage mir entgegen mit den feurigsten Rossen, daß ich Dich früher fassen kann, denn krank ist mein Wesen, bis Du es ganz in Deine Arme schließest und ich vergehen kann in Dir."

Der Tod saß auf dem Baum. Sein grünes Kleid wurde fahl und schwarz, denn die Nacht senkte sich auf die Erde herab. Aber ungebrochen glitten die räthselhaften Harmonien seiner Flöte in die Dämmerung hinein Sie jubelte und sie klagte: „O könnte ich Euch Alle,

Alle zu mir ziehen!“ So klagte sie. „O, daß Ihr Euch meiner Stimme verschließet! O, daß Ihr Euer Herz verstockt und Eure dumpfen Kammern meinen heiligen Altären vorzieht! O daß Ihr klug würdet!“ Und sie jubelte: „Willkommen bist Du mir! Sieh: geöffnet sind die Arme, die lange, lange der Liebsten geharrt! Deine Locken küsse ich und die großen wachen Augen, die darunter stehen, und die weichen Lippen, die sich verlangend mir entgegen recken. Willkommen bist Du mir!“

Und während die Flöte also sang, lauschte der Tod. Er hörte, wie fern, noch ganz fern die Aeste knackten, wie das Laub zusammenrauschte, als wenn eilige Schritte sich darüber hinschöben. Nun hörte er den Tritt weicher Frauenfüße und ein Herz, das schlug, und einen Athem, der keuchte. „Liebreizende,“ sang die Flöte, „nun bist Du mein! Nichts kann Dich mehr aus meiner Hand reißen.“ Und Antwort kam der Flöte von der Schönen, von der Blonden. „Hier bin ich, Du Unbegreifbarer. Tauche mich ein in Dein Blut, daß ich nichts mehr weiß von mir, daß ich mich selbst verliere, wie sich der Tropfen im Meer verliert. Nimm mich hin!“ Unter dem Baum kniete sie nieder und ihre Hände faltete sie, wie sie einst, als Kind, sie gefaltet hatte, und lauschte zu der Flöte empor wie sie einst, als Kind, zu Gott empor gelauscht hatte. O süße Stunde! Und das Glück wollte ihr die Seele zersprengen. „Sehen will ich Dich! Oeffne mir die Augen, daß ich Deine Schönheit ganz erkenne. Das Leben nenne ich Dich, denn Du hast das Leben in mir erweckt; und die Liebe nenne ich Dich, denn es giebt keine Liebe, die nicht ihr Ziel fände in Dir. O Leben, o Liebe, laß mich Dich sehen von Angesicht zu Angesicht!“

Doch da geschah es, daß das Lied der Flöte verstummte. Und es war ganz dunkel und still. Aber ein kalter Wind strich zwischen den Bäumen hindurch und rührte die Blonde an. Sie kniete nicht mehr. Zusammengebrochen lag sie auf der Erde und grub ihr Gesicht in das feuchte Moos. Sie wimmerte und schrie. Wie im Wahnsinn schrie sie: „Was schweigst Du mir? Erbarme Dich meiner! Was schweigst Du mir?“ Aber die Flöte schwieg. Und dem Weibe war, als würde Alles um sie her zu Stein. Stein ward das Moos, in das sich ihr Haupt hineinwühlte, Stein die Erde, die sich unter ihren Gliedern dehnte. Stein ward die ganze Welt. Auch die Flöte war Stein geworden; und Stein ward sie selbst. Ihr Denken erstarrte. Und nur einmal war es noch, als ob in ihr ein Gedanke aufwachte aus dieser Welt des ewigen Schweigens: „Es ist der Tod“, wußte sie.

Da senkte sich der Tod, einem dunklen Raubvogel gleich, auf die Schlafende hernieder. Und er lachte schrill und mißtönig, daß die Bäume des Waldes vor Schmerz aufzuckten. Als aber Mitternacht geworden war, saß der Tod wieder auf seinem Ast und seine Flöte sang wieder das heiße Lied vom Anfang und vom Ende.

Eberhard Buchner.

Selbstanzeigen.

Missa poetica. Verlag von Josef Kösel in Kempten. 1 Mark.

Introitus.

Laß mich von ferne stehn, o Herr, laß mich
nur stehn und schauen Deines Hauses Zier
und athmen, wo mit sanftem Flügelschlag
der Odem Deiner Allmacht weht.

Als wie in Deinem Vorhof laß mich knien
und fürchtig harren auf Dein Wort und Wesen,
das wie ein Brunn der Gnade, köstlich, reichlich
aufsprudeln wird an heiliger Statt.

Und laß mich lauschen, wie Dir Menschenmund
und Engelsmund das Alleluja singt,
und mischen meiner Seele still Getön
in ihren ewigen Chor.

Herr! Mich verlangt nach Deinem Heiligthum.
Ach, weiß wie Tabor schimmert Dein Altar,
wie Sion schön, dahin die Völker wallen ...
Herr ... Herr ... auch ich! ...

Auch ich? Weh mir! Es klafft ein Abgrund zwischen
Dir und mir, daraus mir schauervoll
mit meiner Sünde schrecklichem Gesicht
der Tod entgegenstarrt.

Und eine Welle dunkelroth wälzt sich heran,
leckt mir die Füße ... steigt zum Herzen ...
Herr, hilf mir! Ich versinke. Schlage Du
die Brücke über Meer und Abgrund.

Vergieb mir meine Schuld. Und rufe mich
und locke mich mit süßem Wort und hülle
mich wohl in Deiner Gnade Mantel ein,
damit ich sicher schreite.

Hauche mich an, o Gott, Dein Athem
ist Geist und Feuer. O versenge mir die Lippen,
daß sie gereinigt seien zum Gesang.

Versenge mir das Herz. Es will
im großen Opfer, das Dir wohlgefällt,

mit aufgeopfert sein. Herr, wie vermag ich
vor Dich hinzutreten? Doch ich will
von Deinen Namen den, der lieblich klingt,
Barmherzigkeit, anrufen über mich.

Ilse von Stach.

Das schwarze Revier. Lyrisches Flugblatt. A. R. Meyer in Wilmersdorf.

Strikebrecher.

Der Trupp weithergereister Frongestalten
schwankt durch das Dorf wie eine Trauerprozession.
Die Ausgesperrten trommeln Rebellion
mit Fäusten, schwieligen und wuthgeballten.

Ein Blöder, der am Wegrand müßig lungert,
stößt seine Zunge giftig aus dem Mund
und stürzt sich auf die Fremden wie ein Hund,
der gierig nach gestrafften Waden hungert.

Flugschauer hageln aus halboffnen Thüren.
Doch die Sergeanten, die den Zug in die Gewerke führen,
reißen die Säbel abwehrhoch empor.

Aufgähnt das dampfumschnaubte Grubenthor;
und Zwei zu Zwein, wie Schafe an gestrafften Stricken,
entschwinden sie den gieren Raubthierblicken.

Paul Zech.

1813. Ein Cyklus. Mit einem Bild von Hodler („Aufbruch der Freiwilligen"). Verlag von Eugen Diederichs in Jena.

I. Der Durchzug.

Gelbstrahlende Karabiniers, waldgrün Eclaireure, Chasseure,
Mit funkelnden Aexten blankgeschürzt langbärtige Sappeure,
Fusiliergrenadiere in starkblauleuchtendem Spenser,
Rosa Polenlanciers, Hanseaten, Kroaten, Badenser,
Schwarzraupige Helme, rothe Kollette, gesäumte Schabracken,
Mamelucken, Sachsen in Weiß, Portugiesen in bräunlichen Jacken,
Schlankrohrige Kanonen, kurzhälsige Mörser, Wagen mit Pulver, Geschossen,
Fuhren Leder und Tuch, Prunkrosse, Karossen,
Karren voll Bauholz und Stein, —

Tausendfüßig,
Tausendhufig,
Tausendrädrig,
Fernher über Mosel und Rhein,
Weit über die Weser, die Elbe, die Spree,

Ringsum die Lüfte färbend mit flimmerndem Widerschein,
Langhin über die Oder, durch Pommern, durch Preußen, zog die Große Armee,

Die Pauken vergrollen,
Die Räder verrollen,
Glitzernd verklingeln die Schellenbäume, blinkend verblitzen,
Fern über die Warthe, die Weichsel, Lanzen, Dolmans, Haubitzen;

Wie nach eines Jahrmarkts wirrbuntem Getos
Liegt das Land in horchender Stille, — schlaflos.

II. Die Erwartung.

Die Stimmen der Menschen flüstern mit dumpfigem Laut.
Oft tritt Dieser und Der vor die Thür und lauscht,
Es ist, als sind alle Fenster nach Osten gebaut,
Sie hören Trommel und Marsch, wenn Regen aufs Hausdach rauscht.
Haßhungrig fressen sie in sich jegliche Kunde:
Napoleon trägt seine Siege wie Fackeln tief in die russiche Nacht hinein,
Smolensk ist zerstört, Moskau wird sein, —
Einer schlägt die Fäuste empor und schreit
Himmelan: Wann kommt uns die Zeit?
Die Anderen murmeln und murren: Noch ist nicht die Stunde.

III. Moskau.

Aus dichtkronigen Parks blendet weißer Stein der Paläste,
Wie verzauberte Reiher stoßen empor scharfschnäblige Thurmknaufspitzen,
Altroth starren, mit Zinnen gezahnt, die Mauern der Kremlfeste,
Mächtige Kugeln, aus Sonne geronnen, blitzen
Wie Rabatten von Edelstein zwischen goldenen Rasen,
Kuppeln und Dächer funkeln smaragden, türkisen, topasen.
Es jubeln die Garden, Ulanen johlen,
Es tanzen die Florentiner, die Polen.
Geschossene Fanfaren
Knallen aus Karabinern, Pistolen,
Fern im Osten graun Rauchdünste empor,
Miloradowitschs Barbaren
Ziehn sengend ab durchs Kalumnathor.

Leer
Liegen die Gassenmoräste vor dem ziehenden Heer.
Bunt glotzen Hütten, starr hangen Gardinen,
Hart über die knüppligen Dämme Tritt und Trommelton kracht,
Tot liegt die Straße beschienen
Wie in taghellet Mitternacht.
Irr widerschallen
Die Mauern, die Gassen, —

Moskau ist gefallen,
Moskau ist verlassen.

Aber seht: dort im Haus, zur Rechten, seltsam vergittert
Rundum die Scheiben mit Stäben von Eisen,
Da wohnen noch Menschen, sie winken, sie weisen,
Grell sind sie beflittert,
Stieroffen ihr Blick, flackernd ihre Geberde.
Schreck zuckt in die Reihn, es bocken die Pferde.

In den Zimmern umschwirrt ein flattrig Gewander,
Wirr irren die Irren dort durcheinander,
Da läuft ein Mann umher im Weiberrock,
Einer hat eine Trommel vorgebunden, aber er hat keinen Trommelstock,
Da schwingt Einer ein Fahnenholz, aber es hängt dran keine Fahn',
Einer legt eine Flinte an, aber dran schnellt kein Hahn,
Da reitet Einer im Zimmer umher, aber er hat kein Pferd,
Einer ficht in die Luft empor, aber er hat kein Schwert,
Einer prunkt in papierenem Kaiserreif und kattunener Scharlachpracht,
Leutsälig ist er und hält die Cour, aber Niemand hat seiner Acht.

Abendroth glänzt mit Eins zur Linken das Tagfirmament.
Sie drängen vorüber in Eile.
Quer öffnet sich eine Straßenzeile.
Sie brennt.

IV. Die Kunde.

Wie Wetterlicht aus unendlicher Weite
Spiegelt nun oft in den Scheiben ein Flammenschein, —
Sprechen es in den Herden feuerwissend die Scheite?
Sagt es weitherredend das graustöbernde Schnein?
Ward es mit Brand an die Mauern der Häuser geschrieben?
Weitum im Lande ein Jeglicher weiß:
Gluth hat das Heer aus Moskau getrieben
Hinein in die Wüsten aus Schnee und Eis.
Es liegt, der Fröste und Flüsse Fraß,
Napoleon ließ es zurück als verwesendes Aas,
Napoleon floh!

Da umhalsen sich Männer, da pressen sich Hände,
Fremde sind Freunde mit Eins, wie Fanfaren
Steigt Jauchzen aus Menschen, nach Kummerjahren
Wunder der Wendel
Langhin schallt es, — froh.

Ernst Lissauer.

Barlauf.

In der Elektrizitätindustrie ist Strom- und Kapitalverbrauch gleich groß. Jahr vor Jahr werden Millionen baren Geldes in elektrische Kraft umgesetzt und durch sie wieder in Geld verwandelt. Aber diese Wandlung dauert länger als die Vergrößerung der Betriebsanlagen, für die der von Emil Rathenau ausgesprochene Grundsatz gilt: „Man soll den Bedarf nicht an sich herankommen lassen, sondern ihn selbst schaffen". Die AEG hatte schon im Oktober 1912 einen Auftragbestand von 457 Millionen Mark (gegen 391 Millionen im Oktober 1911) und sie gehörte zu den Gesellschaften, die 1912 neue Aktien ausgaben. Das Grundkapital wurde (um 25) auf 155 Millionen erhöht. Mit den Obligationen und Reserven hat sie jetzt ein Betriebskapital von 272 Millionen. Weniger einfach als bei ihr sind die Finanzgeschäfte beim Siemens-Schuckert-Concern. Da die Siemens-Schuckert-Werke als G. m. b. H. betrieben werden, deren Antheile nicht verbreitet, sondern im festen Besitz der beiden Muttergesellschaften sind, ist der bequemste Weg zur Geldbeschaffung, die Aktienemission, nicht gangbar. Die Anleihe bringt kein Agio. In der Aktie läßt sich Qualität und Kredit einer Gesellschaft besser verwerthen als mit der Schuldverschreibung und die Emittentin hat trotzdem nicht höhere Kosten; sie ist sogar frei von jeder Zinsverpflichtung. Dividenden giebts nur, wenn Erträge da sind; Zinsen müssen stets bezahlt werden. Bei Siemens-Schuckert ist der Geldverbrauch sehr groß. Siemens & Halske gaben (1912) 20 Millionen Mark 4½prozentige Obligationen aus; den SSW wurde ein unkündbares Darlehen, das sie von den Stammfirmen hatten, (um 20) auf 50 Millionen erhöht; die Schuckert-Gesellschaft vermehrte ihr Aktienkapital (um 10) auf 70 Millionen; und die SSW gaben 30 Millionen 4½prozentige Obligationen aus. Das geschah 1912. Und 1913 geht der „Barlauf" weiter. Bei den SSW ist das Betriebskapital auch schon auf 222 Millionen gestiegen, aber der Geldbedarf noch nicht befriedigt. Die beiden Stammhäuser müssen wieder Geld haben; diesmal sinds 25 Millionen, die dem Darlehen von 50 Millionen zugeschlagen werden sollen. Die Schuckert-Gesellschaft in Nürnberg ließ zu dem genannten Zweck 15 Millionen 4½prozentige Obligationen in den Börsenhandel bringen; obwohl noch nicht feststeht, wann die neuen Papiere herausgebracht werden. Wie Siemens & Halske ihren Antheil an dem neuen Geldgeschäft zum Besten der SSW flüssig machen werden, ist auch noch nicht bestimmt. Zur Begründung der Finanzoperation wird auf den „außergewöhnlich großen" Eingang von Aufträgen hingewiesen. Da diese Bestellungen zunächst neue Kosten verursachen (durch Vermehrung der technischen und manuellen Arbeitkräfte), so muß das Betriebskapital vergrößert werden. Und der Wettkampf wird nicht billiger. Das nürnberger Mutterhaus, das seine Dividende von 7½ auf 8 Prozent steigern konnte, berichtet von gutem Geschäfts-

gang und von einem nicht erheblichen Geldbedarf, den, zum größten Theil, der Plan bewirkt hat, eine russische Siemens-Schuckert-Gesellschaft (mit 15 Millionen Rubeln Kapital) zu gründen, die das Starkstromgeschäft der russischen Firmen Schuckert und Siemens & Halske übernehmen soll. Ringsum also ist die Losung: neues Geld.

Wie wird Schuckert sich mit dem neuen bayerischen Ministerialerlaß über die Versorgung des Königreiches mit Elektrizität abfinden? Die bayerische Regirung hat sich schon vor Jahr und Tag gegen Monopole der Großfirmen ausgesprochen. Jetzt ist den Behörden verkündet worden, daß die Staatsregirung sich das Recht vorbehalte, die Versorgung des Landes mit Elektrizität zu regeln. An die Stelle des Privatmonopols soll das Monopol des Staates treten; das Schema gleicht dem für das Reichspetroleummonopol vorgesehenen. Der Staat kontrolirt den Preis, überläßt aber die Vertheilung des Stromes besonderen Vertriebsgesellschaften, die sich dem Regirungprogramm anzupassen haben. Großen Ueberlandwerken soll ein bestimmtes Gebiet zur Stromlieferung für eine nicht zu kurze Zeitdauer zugewiesen werden. Die staatlichen Wasserkräfte sind nach Möglichkeit zu verwerthen. Als Form der neuen Kraftcentralen ist die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" (Verbindung von Privatgesellschaften und öffentlichen Körperschaften) gedacht; das Privatkapital kann aber auch ganz für sich bleiben. Wichtig ist, daß der Staat in „dauernder Fühlung" mit den neuen Kraftwerken bleiben und den Strompreis bestimmen will; wenn die schon bestehenden Werke sich den fiskalischen Grundsätzen nicht fügen, werden sie aus dem Stromkreis ausgeschaltet. Daneben: freier Wettbewerb bei Anlagen und Installation.

Der Staat als Stromvertheiler. Das ist der erste Versuch öffentlicher Monopolisirung der Elektrizität. Der Gedanke ist seit Jahren (zuerst wohl vom Herausgeber dieser Zeitschrift) empfohlen worden; nicht die Herstellung, sondern nur die Vertheilung soll Staatssache werden. Die Schwierigkeiten sind freilich nicht klein. Das Königreich Bayern besitzt ungeheure Wasserkräfte, die bisher nicht gerade mit wuchtigem Eifer verwerthet wurden. Allmählich hat sich der Monopolplan in Bayern logisch aus den natürlichen Voraussetzungen entwickelt. Die Privatindustrie muß sich den Wünschen der Regirung fügen oder auswandern. Schließlich ist das Glück auch anderswo zu finden. Und nicht überall wirds dem Sucher so schwer gemacht wie bei der Elektrifizirung der berliner Stadt- und Ringbahn. Die Dampfmänner kämpfen zäh um die Erhaltung der Tradition; aber die Elektriker wanken und weichen nicht und müssen am Ende siegen. Das Hauptargument der Gegner, die berühmte Heißdampflokomotive IDI, ist gewogen und zu schwer befunden worden. Ihre Zukunft liegt in den Fernbahnen; für Stadt und Ring ist sie zu gewichtig und zu theuer. Daß die Elektrifizirung nah ist, kann nicht mehr bezweifelt werden, seit der Minister im Landtag gesagt hat, der Dampfbetrieb komme für ihn nicht mehr in Frage und das Staatsinteresse fordere eine schnelle

Entscheidung. Da kommen also neue große Geschäfte; auch neue Gelegenheiten für die Elektrizitätgesellschaften, sich populär zu machen. Sie müssen durch billigen Preis auf allen Gebieten für immer weitere Ausdehnung des Verbraucherkreises sorgen.

Das Deutsche Reich hat mehr als 2000 selbständige Kraftwerke. Das Stromgebiet ist groß und noch sind die Grenzen der letzten Möglichkeiten dem Auge nicht sichtbar. Das Ausland winkt mit lockender Hoffnung. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft, die solchen Hoffnungen nachgeht, braucht immer wieder neues Geld. Im vorigen Jahr erhöhte sie ihr Aktienkapital (um 20) auf 120 Millionen; in diesem Jahr giebt sie 25 Millionen fünfprozentige Obligationen aus und ihr Kapital beträgt 256 Millionen. In Südamerika hat sie eine sehr starke Stellung. Ihr Kabelnetz ist weit verzweigt und so engmaschig, daß der Konkurrent kaum durchschlüpfen kann. In Buenos Aires sind zwei Rivalen, eine italienisch-argentinische und eine französische Gesellschaft, aufgetaucht, denen die Stadt Konzessionen gewährt hat. Aber die Verträge der Deutsch-Ueberseeischen reichen noch über ein paar Jahrzehnte hinweg und schließen die Mitbewerber von den besten Möglichkeiten aus. Immerhin muß vorgesorgt werden; und der Bau neuer Kraftwerke, das Legen riesiger Kabel, die Aufstellung von Maschinen, die Installation von Bogenlampen kostet Geld, das aus dem Betrieb allein nicht genommen werden kann. Die südamerikanische Organisation ist auf alle Chancen eingestellt. Wie es mit den Risiken sein wird, ist noch nicht zu sehen. Die Gesellschaft hat in den letzten Jahren 10 Prozent vertheilt; für 1912 ist eben so viel zu erwarten. In den südamerikanischen Ländern sind allerdings immer Ueberraschungen möglich. Die Republiken, namentlich Argentinien, mühen sich um eine Wirthschaftkultur, die ihnen den Nacken gegen den Yankee steifen soll. Deshalb wird Europas Geld und Geist im lateinischen Amerika gern gesehen. Aber südlich vom Aequator sind die politischen Bürgschaften noch nicht bombensicher. Der Kapitalist muß die nationalen Besonderheiten, die sich auch im Frieden äußern (bei der Respektirung vorhandener Rechte), in seine Rechnung stellen. Gewiß darf die Elektroindustrie keine Kachelofenpolitik treiben. Aber sie muß bedenken, daß sie fremdes Geld auf ihrem Triumphzug mitführt.

Daß daraus kein Bacchantenzug wird, ist die Sache der Banken. Wie werden sie mit dem knurrenden Magen von Staaten, Gemeinden und industriellen Gesellschaften fertig werden? Liquidität ist etwas sehr Schönes, — in der Theorie. In der Wirklichkeit hat die Abnahme der Verbindlichkeiten oft die Folge, daß auch die Bereitschaft sich verringert. Denn auf der Passivseite finden sich die fremden Gelder ein, die für die Ernährung der Vermögensbestände sorgen. Die Nationalbank für Deutschland kann zwar einen ansehnlichen Rückgang der Kreditoren melden; aber des Lebens ungemischte Freude ward auch ihr nicht zu Theil. Die liquiden Mittel magerten noch mehr ab als die fremden Guthaben. Auch die Summe des Umsatzes ist etwas kleiner geworden:

21921 gegen 21999 Millionen. Der Reingewinn (8,76 Millionen) war um 395000 Mark niedriger als 1911. Geschäftseinschränkungen, erzwungene oder freiwillige, wirken eben doch auf den Gewinn. Die Tantiemen sind bei der Nationalbank recht stattlich: 539471 Mark (594629) bekommen die Direktoren, 345000 Mark (362000) die Herren vom Aufsichtrath. Die Nationalbank hat keine Filialen in der Provinz; in Groß-Berlin ist die Zahl ihrer Wechselstuben von 18 auf 20 gewachsen und in allen ging Alles nach Wunsch, bis auf ein schwarzes Schaf: einen Depositenkassenvorsteher, dessen „instruktionwidriges Verhalten" der Bank einen Verlust brachte. Die Mitteldeutsche Kreditbank verlor an einem Debitor 164000 Mark, die, mit gesteigerten Unkosten (3,45 gegen 3,26 Millionen), den Gewinn verringert haben. Vom Bruttoüberschuß (8,66 gegen 8,45 Millionen) nehmen die Unkosten fast 40 Prozent in Anspruch. Da nützt selbst beträchtliches Wachsen der Umsätze (10727 auf 13256 Millionen) kaum noch. Die Berliner Handelsgesellschaft kann bei ihrer im Vorjahr auf 9½ Prozent erhöhten Dividende ohne Kunststücke bleiben. Die Summe der Debitoren, die sich 1911 um nur 2 Millionen vergrößert hatte, ist 1912 (um 22) auf 238 Millionen gestiegen. Die Reports- und Lombardvorschüsse haben sich, per Saldo, kaum geändert. In den greifbaren Vermögenstheilen, Barbestand, Wechsel, Bankguthaben, ist eine Minderung um 6 Millionen zu verzeichnen und der Besitz an Reichsanleihe und Konsols hat sich von 17¾ auf 9,6 Millionen gekürzt. Da Kreditoren und Accepte sich um 17 Millionen vermehrten, war eine Schwächung der Liquidität nicht zu vermeiden. 1911 waren fast 69 Prozent der Verbindlichkeiten durch realisirbare Vermögenstheile gedeckt; am letzten Dezembertag 1912 nur 63 Prozent. Behaglich haben die Banken sich in diesem unruhigen Jahr nicht gefühlt. Sie konnten nicht überall stoppen, hielten sich im Ganzen aber gut und brachten die Kundschaft leidlich durch den Winter des Mißvergnügens.

Die Banken haben von den großen Staatsanleihen des letzten Jahres rund 85 Millionen (bei 500 Millionen Gesammtbetrag) in ihren Portefeuilles behalten. Deshalb sind ihnen für die neue Emission besonders günstige Bedingungen gewährt worden. Das Reich begnügt sich mit 50 Millionen; Preußen nimmt 100 Millionen als fundirtes Darlehen, 200 durch Schatzanweisungen, 200 zum Umtausch der im April fälligen Stücke. Im Ganzen sinds also 550 Millionen. Alles natürlich vierprozentig und zu ungewöhnlich billigem Preis: die Anleihen zu 98,60 und 98,40; die Schatzanweisungen zu 99. Diese geben also, bei vierjähriger Laufzeit, 4¼ Prozent. Vierprozentige Konsols zu 98,40: Das ist neu. Die Staffelanleihe von 1908 kam zu 98,50 heraus, aber im Hinblick auf die abwärts gleitende Verzinsung. Die Provision der Uebernahmekonsortien beträgt 3,3 Millionen. Das Publikum hat eine gute Chance. Sie wird nicht übersehen werden; denn das Dividendenpapier steht jetzt ja nicht mehr hors concours. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. März 1913.

1813.

Ohne Widerhall aus dem Herzen der Nation ist der „Nationalfesttag“ vorübergetost. Der Verpflichtete oder von einer vorsorglichen Behörde Ersuchte hat seine Fahne gehißt. Doch in Preußens Hauptstadt blieben neun Zehntel aller Häuser schmucklos. Auch das Herz dieser Hauptstadt, des Adlerlandes gar hatte den Alltagsschlag und vergebens lauschte in der Menge, im Verkehrsgekribbel der Fremdling nach einem Wort aus ernsthaft frohem Gedächtniß. Lindenputz, Kinderspalier, Parade, Böllergedröhn, Pompartikel, welke Kanzelrhetorik und die stramme Geberde inbrünstiger Frommheit: Alles bis zur Vereklung abgenützt. Der Preuße, der immer des Zweckes, großen und kleinen, bewußt bleibt, hat keinen Blutstropfen zu der Lebensart, die Volksfesten den rechten Wirbel giebt; er könnte den Norwegern nicht des Verfassungtages lenzliche Heiterkeit, den Parisern nicht den stolzen Schwung der Bastillesturmfeier nachmachen und muß die Rauschstimmung sich durch Reizmittel schaffen, die dem Hirn die Hemmung ausschalten. Was in einem Vierteljahrhundert steten Festlärmes, stets wieder befohlener Stuckbegeisterung aus solcher Gemüthsart entstehen mußte, war vorauszusehen. Heute ist jeder vom Bedürfniß persönlicher und nationaler Selbstachtung Gestählte glücklich, wenn er das Bild seines Lebenskreises ohne Bänder und Wimpel erblickt; graut jedem vor dem Gedanken an neue Feierei. Der Große König, der in den Puppentand unserer Tage just so

paßt wie Hagen von Tronje ins Neue Palais, der Große Kaiser, dessen schönste Großheit war, daß er nicht groß scheinen, die Male der Menschenschwachheit nicht aus seinem treuen Altmannsantlitz wegschminken wollte, der Krieg von 1870 und der Volksaufstand von 1813, Hochzeitjubel oder Leichenklage: das Schema ist immer das selbe. Stunden lang gesperrte Straßen, Prunkfahrt und Aufmarsch; ein Ceremoniale, an dessen Ausarbeitung besser zu nützende Zeit vergeudet ward; lauter Gottesdienst, aus dem die Kunde schwirrt, daß alles Vollbrachte und Erlittene von dem Höchsten Herrn gewollt und dem Allerhöchsten, dessen Haus und Volk beschieden worden sei; und Rügereden, die, mit einem nie und nirgendwo auf dem weiten Rund der Erde erschauten Mangel an Schüchternheit, Unberufene der geduldigen Landsmannschaft ins Ohr zetern; Grundton: Ihr da unten, Ihr wimmelnden Millionen, seid durchaus nicht, wie Eure Väter waren, wie auch Ihr sein müßtet, und dürfet nicht wähnen, des Landes Kraft und des Reiches Herrlichkeit sei Eurer Leistung zu danken. Danach heißts dann pünktlich: Eine erhebende Feier; das ganze Volk dicht um das Herrscherhaus geschaart. Unser öffentliches Leben erstickt in Unwahrhaftigkeit; Jubel und Jammer klingt zu schrill und jeder Gestus dünkt den kühlen Betrachter für eine Filmwirkung berechnet. In der Entwerthung aller auf den Meinungmarkt geschleppten Empfindensausdrücke haben wirs herrlich weit gebracht. Diesmal wars schlimmer als je zuvor. Nicht ein Wort, das zu zünden vermochte. Nicht einmal der Versuch, auf das Gefühl der Nation zu wirken und vom Abglanz der Flamme, die vor hundert Jahren ins Vaterland schlug, das Auge der Volkheit leuchten zu lassen. Statt von hundert Schaugerüsten herab hunderttausend Pulse mit dem Gewitterpathos Heinrichs von Kleist, dem, wie Keinem je, ein Gott gab, zu sagen, was Preußen litt und zu wollen wagte, aus der Trägheit zu flügeln, gab man ein „théâtre paré“ (auch dieser läppische Name lebt noch); statt der Hermannsschlacht das Kinderspiel eines Dilettanten. Ein Tag ohne innere Weihe. Ohne die Ehrfurcht, die Goethes Heidenseele gepredigt hat. Ohne würdige Wägung der dämonischen Gewalt, die damals eines Menschen Kleid trug und wider deren Wüthen, weil es die Grenze der Menschenmacht zu verrücken drohte, die Völker aufstanden. Erkünstelter Feierton und die Grimasse der Ergriffenheit. Und doch

war hier Grund zu freudig stolzer Rückschau und zum Festgewand eines Volkes der in Wind und Unwetter nicht verblichene Stoff. Nur durfte solchem Gedenkfest nicht, in der frühsten Dämmerung schon, ein falsches Motto gesetzt, das tiefste Symbolon wachen Menschenglaubens nicht in einlullende Ammenmär verschwächlicht werden. Weil die Preußen (die unter dem unfrommen Fritz so oft gesiegt hatten) nicht mehr rechtgläubig waren, gab Gott den Franzosen (die ihn abgesetzt und die Welt, nach Hegels Witz, auf die Vernunft, also auf den Kopf, gestellt hatten) 1806 über sie den Sieg, und weil sie nach sieben Jahren aus Fritzens Flüchen wider die prêtraille in die Kirche zurückfanden, schlug er mit ihrem Schwerte den Bösen Feind? Wers glaubt, mag selig werden. Sich aber hüten, den Blick ins Buch der Geschichte zu tauchen. Sonst lodert aus unreinen Schlünden ihm andere Wahrheit ins Hirn.

Genesis.

„In einer segenvollen Epoche besteigen Sie den Thron. Von Tag zu Tag hellt das Jahrhundert sich auf; es hat schon für Sie gearbeitet und arbeitet weiter für Sie, häuft Ihnen gesunde Ideen und wirkt auf Ihr Volk, das sich in Folge so vieler Umstände verspätet hat. Große Mittel sind zu Ihrer Verfügung. Sie sind in Europa der einzige Souverain, der nicht nur keine Schulden, sondern sogar Schätze hat. Ihre Truppen sind ausgezeichnet. Ihr Volk ist gelehrig, treu und hat mehr Sinn für das Gemeinwesen, als man nach dem Zustande der Hörigkeit, in dem es lebt, erwarten sollte. Die Natur fordert Arbeit vom Menschen; sie gab ihm die werthvolle Möglichkeit des Arbeitwechsels, der ihm die Müdigkeit nimmt und zur Quelle reinen Vergnügens wird. Wer vermag leichter nach dieser Naturregel zu leben als ein König? Ein Philosoph hat gesagt, Niemand langweile sich so wie ein König; wie ein faulenzender König, mußte er sagen. Wie könnte dem Souverain, der zu seinem Geschäft willig ist, Langeweile je nahen? Sein Geist und sogar sein Körper kann nur gedeihen, wenn er durch Arbeit sich vor dem Ekel schützt, den jeder vernünftige Mensch unter Schwätzern und Schmeichlern empfinden muß, die den Fürsten nur studiren, um ihn zu verderben, einzuschläfern, zu betrügen, die ihn schwach und apathisch oder ungeduldig, schroff und faul machen wollen. Da es Ihnen ziemt, immer gut zu regiren, verlangt

Ihre Würde, daß Sie nicht zu viel regiren. Warum in der Verwaltung die Macht des Königs zeigen, da die Geschäfte doch ohne ihn gehen können? Der Fürst, der ernstlich prüfen wird, ob es nicht besser wäre, die meisten menschlichen Dinge ihren Gang gehen zu lassen, ist uns noch nicht erschienen; und gerade er wird, wie Gott, mit Hilfe der Vernunft regiren, sich das Interesse jedes Einzelnen dienstbar machen und sich damit begnügen, Allen die Frucht ihrer Intelligenz und ihrer Arbeit zu sichern. ‚Laß mich in Freiheit und Frieden‘: mehr verlangt Niemand vom Träger der Staatsgewalt. Die Reglementirsucht gehört zum Wesen kleiner, enger, lächerlich furchtsamer Geister. In Ihren Staaten, Sire, soll man glücklich sein. Geben Sie Jedem, der nicht durch besondere Verpflichtung vom Gesetz zurückgehalten wird, das Recht, das Vaterland zu verlassen. Von Ihnen hängt es ab, Ihren Unterthanen ein so glückliches Leben zu bereiten, daß sie keine Lust spüren werden, draußen ein besseres zu suchen; und wenn sie glauben, sich anderswo wohler fühlen zu können, werden Ihre Auswanderungverbote sie nicht zurückhalten. Besonders dringlich ist ein Gesetz, das den Bürger berechtigt, Adelsgüter mit allen daran haftenden Privilegien zu erwerben. Wer mit offenem Auge gereist ist, weiß, daß Händler, die genug erworben haben, gern im Ackerbau Erholung suchen. Unter ihren Händen wird das dürrste Land fruchtbar; sie stecken Geld hinein und bringen den Sinn für Ordnung, vorsichtige Abwägung und Kleinarbeit mit, der sie als Händler zu Wohlstand kommen ließ. Wo der Handel geehrt wird, wo die Bourgeoisie Besitz erwerben kann, blüht das Land, bietet es den Anblick behäbiger Fülle. Beseitigen Sie, Sire, die unsinnige Prärogative, die auf die höchsten Plätze die Mittelmäßigkeit oder Schlimmeres setzt und den meisten Unterthanen das Interesse an einem Lande nimmt, in dem sie nur Ungemach und Erniedrigung finden. Mißtrauen Sie der über die Erde verstreuten Aristokratie, die eine Geißel der Monarchen (mehr noch als der Republiken) ist und die, von einem bis zum anderen Ende des Globus, die Menschheit bedrückt. Nicht die Könige werden gefürchtet und gehaßt, sondern ihre Minister, ihre Höflinge, ihr Adel, mit einem Wort: ihre Aristokratie. ‚Wenn der König wüßte‘, sagt das Volk. Bezahlen Sie auch Ihre Beamten besser; vergessen Sie nicht, daß es eine falsche Sparsamkeit ist, die Menschen schlecht zu bezahlen. Die

Beamten müssen unter Ihrem Szepter höher geachtet werden, als sies unter Ihrem Vorgänger waren. Friedrich hatte die Manie, die Uniform niemals abzulegen; als ob er nur der König der Soldaten wäre! Diese Legionärtracht hat nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen der Civilbeamten zu verringern. Seien Sie auch der erste Fürst, in dessen Staat jeder Arbeitwillige Arbeit finden kann. Alles, was athmet, muß, wenn es arbeiten will, ernährt werden. Bei Ihnen giebt es zu viele Arme; namentlich in Berlin. Mit tiefer Trauer muß man aussprechen, daß jeder zehnte Bewohner Ihrer Hauptstadt von öffentlichen Almosen lebt; und diese Zahl wächst noch von Jahr zu Jahr. Eine verständige Erziehung muß Ihre Unterthanen zur Arbeit tauglich machen. Es werde Licht! Auf den Ruf Ihrer Stimme dringt das Licht durch die Sonne; und seine göttliche Glorie wird Ihr Haupt schöner schmücken als aller Lorber, den der Eroberer heimbringt. Ein Land kann nur glücklich sein, wenn seine Menschen geachtet werden, die tyrannische Herrschaft des Einen über den Anderen verhindert wird, die Gerechtigkeit und das Eigenthum in hohem Ansehen steht. Was hat der große Mann, der Ihr Vorgänger war, mit all seinen Anstrengungen erreicht? Hat er Ihnen ein reiches, mächtiges, glückliches Land hinterlassen? Nehmen Sie ihm den militärischen Ruhm und die leicht versickernden Quellen des Staatsschatzes: was dann bleibt, ist schwach. Befreien Sie das Gewerbe, die Künste, das Handwerk, den Handel, ihn, der nur im Schatten der Freiheit leben kann und zufrieden ist, wenn der König ihm nichts zu Leide thut." (Fragment aus dem Brief, den, am Tag der Thronbesteigung, Mirabeau an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten von Preußen sandte. Der selbe Mann, der in die Geheimgeschichte des berliner Hofes schrieb: „Drei Viertel aller Berliner mühen sich jetzt, zu erweisen, daß Friedrich der Zweite ein gewöhnlicher Mensch, kaum von Durchschnittswuchs, war. Wenn sein großes Auge, das, je nach dem Willen seiner Heldenseele, bezaubern oder entsetzen konnte, nur für eines Blickes Dauer sich wieder aufthäte: hätten diese albernen Schmeichler auch nur den Muth, in Scham zu ersticken?" Der frühste Warner kam aus Franzenland.)

Die Schamprobe ward den Strebern erspart. Doch von allen Hoffnungwünschen nicht einer erfüllt. Und dem zweiten folgte der dritte Friedrich Wilhelm; der Genußsucht ängstliche Schwäche.

„Niemand übersah noch vollständig, wie schwer die Armee durch den tiefen Schlummer des letzten Jahrzehntes gelitten hatte. Der gemeine Soldat that mechanisch seine Schuldigkeit. Die Massen des Volkes blieben kalt und gleichgiltig; nur die Alten, die den großen König noch gekannt, vertrauten fest auf die Fänge des preußischen Adlers und sprachen prahlend von dem Zuge nach Paris. So begann der einzige gänzlich verlorene Feldzug der glückhaften preußischen Kriegsgeschichte. Beispiellos, wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollte auch seine Niederlage werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und zur Treue.

Furchtbar rächte sich nun der selbstgefällige Hochmuth der bequemen Friedenszeiten. Keiner der festen Plätze war gerüstet; denn Niemand hatte das Vordringen des Feindes bis in das Herz der Monarchie für denkbar gehalten; der schwerfällige Staatshaushalt, der nach der Weise eines guten Hausvaters die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, gebot auch gar nicht über die Mittel für außerordentliche Fälle. Mancher der abgelebten alten Festungskommandanten war in jungen Jahren ein wackerer Offizier gewesen; doch ihr Pflichtgefühl entsprang nicht der Vaterlandliebe, sondern dem Standesstolz. Das Heer war ihnen Alles; erfroren in steifem Dünkel, erwarteten sie gelassen den unfehlbaren Sieg der friderizianischen Regimenter. Als nun die sinnverwirrende Kunde von der Niederlage durch das Land flog, als die Trümmer dieses unüberwindlichen Heeres in Magdeburg anlangten, die ganze Stadt mit Schrecken und Verwirrung erfüllend, da ward den alten Herren zu Muth, als ginge die Welt unter. Jeder Widerstand schien ihnen nutzlos; was ihrem Leben Halt gab, war gebrochen. Nach dem Fall von Erfurt, das sogleich nach der Schlacht schimpflich kapitulirte, öffneten bald auch die Hauptfestungen des alten Staates, Magdeburg, Küstrin, Stettin, und mehrere kleine Plätze ihre Thore. Ueberall zeigte die Haltung der Besatzungen, daß sie eines besseren Loses würdig waren. Junge Offiziere zerbrachen in wilder Verzweiflung ihre Degen, gemeine Soldaten setzten einander die Muskete auf die Brust und feuerten ab, um nur den Schimpf der Kapitulation nicht zu erleben; in Küstrin meuterten mehrere Bataillone gegen den ehrlosen Kommandanten. Aber so machtlos war noch das öffentliche Urtheil:

keiner dieser pflichtvergessenen Alten hat nachher, als die schimpfliche Strafe ihn ereilte, ein beschmutztes Leben durch freiwilligen Tod gesühnt. Die Armee war vernichtet. Durch den Fall von Stettin und Küstrin ward auch die Oderlinie unhaltbar und völlig ausgeschlossen schien der Gedanke, mit den ostpreußischen Regimentern jenseits der Weichsel noch einen letzten Widerstand zu versuchen. Napoleon schrieb dem Sultan befriedigt: ‚Preußen ist verschwunden'; und selbst Gentz meinte: ‚Es wäre mehr als lächerlich, an die Wiederauferstehung Preußens auch nur zu denken!' Schon oft hatte die Hauptstadt den Landesfeind in ihren Mauern gesehen; doch jetzt zum ersten Mal in Preußens glorreicher Geschichte gesellte sich dem Unglück die Schande. Scham und Reue brannten verzehrend in Aller Herzen; und die rohe Schadenfreude des Eroberers unterließ nichts, was solche Empfindungen stärken konnte. Geflissentlich trug er die Verachtung gegen Alles, was preußisch hieß, zur Schau; im Königsschloß der Hohenzollern schrieb er unfläthige Schmähungen gegen die Königin Luise. Rock und Degen Friedrichs des Großen schenkte er den Invaliden in Paris, unter Hohnreden gegen diesen Hof, der das Grab seines größten Mannes so schmucklos lasse; den Obelisken auf dem roßbacher Schlachtfeld zertrümmerte die Kaiserliche Garde; die Victoria vom Brandenburger Thor wurde herabgerissen, um an der Seine in einem Schuppen zu verschwinden. Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment der Gendarmes, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, in jammervollem Zustand, wie eine Viehheerde, die Linden hinab getrieben wurde! Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, in feierlichem Aufzug, trug man die alten Fahnen mit dem sonnenwärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten durch die Stadt, beredte Zeugen alten Ruhmes, neuer Schande. Bald wurde verboten, daß irgendeine preußische Uniform sich in Berlin blicken lasse.

Es fehlte nicht an Zügen ehrloser Unterwürfigkeit. Mancher schlechte Gesell bot dem Eroberer kriechend seine Dienste an. Der Haß des Volkes gegen den Uebermuth der Offiziere bekundete sich in einigen empörenden Auftritten roher Spötterei. Auch die schwerfällige Pedanterei und die gedankenlose Pünktlichkeit des Beamtenthumes lähmten dem Staate die Widerstandskraft. Unter den Fällen offenbaren Verrathes erschien keiner so schmählich wie

der Abfall Johannes Müllers. Den pathetischen Lobredner altdeutscher und schweizerischer Freiheit rissen die Triumphe des Imperators zu knechtischer Bewunderung hin. Minder unwürdig, doch eben so krankhaft war die wissenschaftliche Gelassenheit, womit Hegel sich den Untergang seines Vaterlandes zurechtlegte. Der meinte, die Weltseele zu sehen, als Napoleon über das Feld von Jena sprengte, und zog aus dem Fall des alten Preußen die kluge Lehre, daß der Geist immer über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davontrage. Beim Einzug Napoleons war die Haltung der großen Mehrheit des berliner Volkes würdig. So hatte noch Niemand zu dem Imperator geredet wie der ehrwürdige Prediger Erman, der bei der Begrüßung am Thor rund heraus sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich über den Einzug des Feindes freue. Und inmitten der Sorgen und Mühen eines harten Rückzuges stiegen in Scharnhorsts freier Seele schon die ersten Gedanken der Heeresreform auf: mit überzeugender Klarheit erörterte er in Gadebusch, in einem Gespräch mit Müffling, wie die Theilnahmlosigkeit des gemeinen Soldaten unter den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Wochen doch die schwerste, der letzte Grund alles Unglücks sei und wie es jetzt gelte, die Armee also umzugestalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterland. (Allgemeine Wehrpflicht.)

Preußen behielt von den 5700 Geviertmeilen, die der Staat, Hannover ungerechnet, vor dem Krieg besaß, nur etwa 2800, von seinen dreiundzwanzig Kriegs- und Domänenkammern nur die acht größten, von 9¾ nur 4½ Millionen Einwohner. Das Werk Friedrichs des Großen schien vernichtet. Der Staat schien nur noch wenig umfangreicher als im Jahr 1740 und weit ungünstiger gestellt; zurückgedrängt auf das rechte Elbufer, aller seiner Außenposten im Westen beraubt, stand er unter der Spitze des französischen Schwertes. Seine geretteten Provinzen, Schlesien, das verkleinerte Altpreußen, die noch übrigen Stücke von Brandenburg und Pommern, lagen wie die drei Blätter eines Kleeblattes, durch schmale Streifen verbunden; jeden Augenblick konnten, auf einen Wink des Imperators, die Polen von Osten, die Sachsen von Süden her, die Westfalen aus Magdeburg, die Franzosen aus Mecklenburg und Hamburg gleichzeitig gegen Berlin vorbrechen und das Netz über dem Haupte der Hohenzollern zusammenziehen.

An den Höfen des Rheinbundes herrschte lauter Jubel, da der einzige deutsche Staat, der eine Geschichte, ein eigenes Leben besaß, also wieder in das allgemeine deutsche Elend hinabgestoßen wurde. Die Mittelstaaten standen am Ziel ihrer Wünsche: sie hatten keine deutsche Macht mehr zu fürchten und zu beneiden. Ihre Offiziere prahlten gern, wie wacker sie selber bei der Demüthigung des norddeutschen Uebermuthes mitgeholfen hätten, wußten nicht genug zu erzählen von den Wundern der preußischen Dummheit. So ging das alte Preußen unter dem Frohlocken der deutschen Kleinstaaterei zu Grunde. Entwaffnet, geknebelt, verstümmelt, lag die preußische Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter Schlauheit hatte er Alles vorbereitet, um sie zur gelegenen Stunde zu vernichten. (Fragmente aus Treitschkes Deutscher Geschichte.)

Quantae molis erat, germanam condere gentem! Schon scheinen alle Leuchtfeuer erloschen. Schon stöhnt aus der Brust des Freiherrn vom Stein der Zorn über die wirrsälige Schwachheit der berliner Hofpolitik: „Preußen wird unbedauert und ohne Nachruhm untergehen und man wird es für ein Glück halten, daß eine Macht, die durch ihren Ehrgeiz anfangs Europa erschüttert, nachher durch ihr Tripotiren beunruhigt, die keine Pflicht, weder gegen sich noch gegen den europäischen Staatenbund, erfüllt hat, zu sein aufhöre." Ein Anderer, der nicht so weit sieht, doch für Preußens Volksthum, dem er verwurzelt ist, noch heißer fühlt, siedet über der Flamme des jungen Blutes andere Wünsche ans Schicksal.

Frage: Du liebst Dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Antwort: Ja, mein Vater, Das thu' ich.

Frage: Warum liebst Du es?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Frage: Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Antwort: Nein, mein Vater; Du verführst mich.

Frage: Ich verführte Dich?

Antwort: Denn Rom und das egyptische Delta sind, wie Du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und Allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn Deines Sohnes Schicksal wollte,

daß er darin leben sollte, so würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland.

Frage: Warum also liebst Du Deutschland?

Antwort: Mein Vater, ich habe es Dir schon gesagt!

Frage: Du hättest es mir schon gesagt?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Frage: Was hältst Du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmtesten Kaiser der Franzosen?

Antwort: Ich halte ihn für einen verabscheuungwürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und angesichts dessen den Engeln einst am Jüngsten Tag der Odem vergehen wird.

Frage: Sahst Du ihn je?

Antwort: Niemals, mein Vater.

Frage: Wie sollst Du ihn Dir vorstellen?

Antwort: Als einen der Hölle entstiegenen Vatermörder, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.

Frage: Wann hast Du Dies im Stillen für Dich wiederholt?

Antwort: Gestern abend, als ich zu Bette ging, und heute morgen, als ich aufstand.

Frage: Und wann wirst Du es wieder wiederholen?

Antwort: Heute abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wenn ich aufstehe.

Frage: Gleichwohl, sagt man, soll er viele Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List, Gewandtheit und Kühnheit vollziehen und besonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr sein.

Anwort: Ja, mein Vater, so sagt man.

Frage: Man sagt es nicht blos; er ist es.

Antwort: Auch gut; er ist es.

Frage: Meinst Du nicht, daß er um dieser Eigenschaften willen Bewunderung und Verehrung verdiene?

Antwort: Du scherzest, mein Vater.

Frage: Warum nicht?

Antwort: Das wäre eben so feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augen-

blick bewundern wollte, da er mich in den Koth wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt.

Frage: Wer also unter den Deutschen mag ihn bewundern?

Antwort: Die robusten Feldherren etwa und die Kenner der Kunst.

Frage: Und auch Diese, wann mögen sie es erst thun?

Antwort: Wenn er vernichtet ist.

Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt Der, welcher liebt? In den Himmel oder in dir Hölle?

Antwort: In den Himmel.

Frage: Und Der, welcher haßt?

Antwort: In die Hölle.

Frage: Aber Derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wohin kommt Der?

Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?

Frage: Ja! Hast Du die schöne Fabel vergessen?

Antwort: Nein, mein Vater.

Frage: Nun? Wohin kommt Der?

Antwort: Der kommt in die siebente, tiefste und unterste Hölle. (Heinrich von Kleist: Katechismus der Deutschen.)

Der Ton kann im wüsten Land nimmermehr nun verklingen.

Wo Dir Gottes Sonne zuerst schien, wo Dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze Dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde Dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.

„Wo das erste Menschenauge sich liebend über Deine Wiege neigte, wo Deine Mutter Dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und Dein Vater Dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums ins Herz grub: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln und wohne Armuth und Mühe dort mit Dir: Du mußt das Land ewig lieb haben; denn Du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in Deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt Dein Muth und Dein Stolz und die Gewißheit, daß Du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo Du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo Du in den Sitten und Weisen und Gesetzen der

Väter leben darfst; wo Dich beglücket, was schon Deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Henker über Dich gebieten und keine fremden Treiber Dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt. Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit Allen, die für den Augenblick leben. Aber die Tapferen heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er Dir das Herz mit Stärke fülle und Deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth. Daß keine Liebe Dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude Dir süßer als die Freude der Freiheit." (Arndt: Katechismus für den deutschen Wehrmann.)

Halb und Halb.

Der König? Er zaudert; will nichts wagen. Nicht physische Gewalt fürchtet er, sagt Hermann von Boyen; „dagegen war sein Trieb zu muthigen Unternehmungen sehr gering: in den Augenblicken eines zu nehmenden ernsten Entschlusses war er eine ganz veränderte Natur und die peinlichste Unentschlossenheit, die sich oft mit einer gänzlichen Mißstimmung und Aufgeben seiner selbst aussprach, bezeichnete alsdann sein ganzes Wesen und machte die Geschäftsführung mit ihm in solchen Augenblicken höchst schwierig. Sobald der zu beurtheilende Gegenstand ernste Entschlüsse forderte, die Verwickelungen herbeiführen konnten, verwirrte sich seine Urtheilskraft und er suchte dann sich die Sache, so gut es ging, vom Halse zu schaffen. Er unterstützte nur sehr bedingt die von Scharnhorst beabsichtigten Schritte. Alles, was Landesbewaffnung oder außerhalb der Bahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren, kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte entweder bei ihm kein Zutrauen oder fand sogar in ihm einen entschiedenen Gegner. Unentschlossenheit war sein Hauptcharakterzug. Dabei war seine Wahl zu Befehlshaberstellen in der Regel nicht vortheilhaft, weil er zum größten Theil Diejenigen, die auf dem Exerzirplatze seine Zufriedenheit erworben hatten, den wirklichen Feldsoldaten oder den geistig kräftigen Menschen vorzog, die er sogar oft ungerecht behandelte. Seine Liebhaberei in Hinsicht der Uniformen und des

Anzuges war groß und seine Ansichten hierüber einem ewigen, meist durch Kleinigkeiten bewirkten Wechsel unterworfen. Gegen den eigentlichen Willen des Königs wurde der Krieg gegen Napoleon und durch ihn die Wiederhebung des preußischen Staates herbeigeführt." Friedrich Wilhelm schwankte im Innersten noch, als in seinem Namen der „Aufruf an mein Volk" verbreitet wurde, dessen Wortgehäus der Staatsrath Theodor von Hippel gezimmert hatte und der so markig, so märkisch austönte:

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Litauer! Ihr wisset, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt. Ihr wisset, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den Großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenket der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgegenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen: sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unseren Wohlstand; keinen anderen Ausweg giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg ver-

leihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit. Breslau am siebenzehnten März 1813. Friedrich Wilhelm.“ Der so spricht, kann noch zagen?

„Den Staatskanzler fand ich bei unserer ersten nächtlichen Zusammenkunft ganz ungewöhnlich von dieser unentschiedenen Lage und den dadurch möglichen Unfällen ergriffen; er erzählte mir mit der höchsten Bewegung, daß er bei einem Vortrag in Charlottenburg, nachdem er alle seine Gründe, um den König zu einem Entschluß, er möge sein, welcher er wolle, zu bringen, vergeblich erschöpft hatte, fortgerissen von der Größe des Augenblicks, vor dem König auf die Knie gefallen sei und seine Hand mit Thränen bedeckt habe, ohne indessen, obgleich der König auch bewegt worden sei, von ihm einen festen Entschluß erhalten zu können. Später habe ich noch aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß, nachdem diese Unentschlossenheit des Königs auch nach dem so entscheidenden Schritte des Generals York die selbe blieb und alle eingehenden Regirungberichte die steigende Unzufriedenheit in den Provinzen bezeichneten, der Staatskanzler eigentlich die Abreise des Königs herbeigeführt hat. Er ließ zuerst durch seine Doppelspione dem französischen Generalkommando in Berlin die Besorgniß vor einem nächtlichen Ueberfall einflößen, und als dieses nun danach Vorkehrungen durch nächtliches Zusammenrücken der Truppen und Ausstellung von Außenposten auch auf dem Wege nach Potsdam traf, wurde in jener Stadt wiederum mit einiger Wahrscheinlichkeit das Gerücht ausgesprengt, daß die Franzosen eine nächtliche Expedition, um sich des Königs zu bemächtigen, beabsichtigten. Dies beschleunigte die Abreise des Königs nach Breslau.

... Trotz allen ermunternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des Königs doch noch immer im höchsten Grade unentschieden. Unaufhörlich bearbeitet von den Friedensparteien, wurde seine persönliche Abneigung gegen den Krieg bis ins Unglaubliche gesteigert; unerachtet seiner Vorliebe für die russischen Kriegseinrichtungen hatte er doch kein Vertrauen zu der von Alexander ausgehenden Kriegslenkung und hierin auch bis zu einem gewissen Grade Recht.

Ferner wollte der König von keiner Schilderhebung wissen, wenn Oesterreich nicht zugleich daran theilnehme, woran damals noch gar nicht zu denken war. Obgleich man in Breslau wußte, daß

von Wien aus Herr von Wessenberg heimlich nach London geschickt und sämmtliche Provinzialgouverneure nach der Hauptstadt berufen wurden, so erschien doch zugleich aus Wien jenes berühmte Manifest, in dem die Ruhe als das erste Bedürfniß Europas geschildert wurde. Gegen Preußen entschuldigte sich Oesterreich mit den mit Napoleon eingegangenen Familienverbindungen und seinem aufgelösten Rüstungzustand, während der Unbefangene ganz deutlich sehen konnte, daß die Absicht des wiener Kabinets keine andere sei als die, das erste Zusammentreffen von Rußland und Preußen mit Frankreich abzuwarten und dann nach den Umständen zu handeln, also in dieser für Europa so wichtigen Zeit im Trüben zu fischen. Alles Dieses vermehrte den Mißmuth und die Unentschlossenheit des Königs.

Wenn auch vom menschlichen Standpunkt aus dieses Zaudern sich zum Theil erklären läßt, weniger zu verteidigen ist es, wenn ich jetzt zur treuen Vervollständigung jenes Zeitgemäldes noch berichten muß, daß der König im höchsten Grade unbillig gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst war. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein; nur war es ein doppelter Uebelstand, daß der König allen Rüstungvorschlägen dieses Mannes immerwährende Hindernisse in den Weg legte. Nur allein diesem inneren Zerwürfniß ist es zuzuschreiben, daß Preußen nicht schon bei Eröffnung der Feindsäligkeiten mindestens dreißigtausend Mann stärker auf dem Schlachtfelde von Görschen auftrat. Was mußte wohl ein solcher Mann wie Scharnhorst empfinden, der der strengen Wahrheit gemäß sagen konnte: Durch mich allein sind die Streitmittel zu einer Rüstung in Preußen vorbereitet, trotz allem Widerstreben habe ich den Gedanken an ein neues Erheben des Staates auf vielfachem Wege aufrecht erhalten und jetzt werde ich im Augenblick der Benutzung unaufhörlich gekränkt! Dies Alles wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war) selbst erfahren: und so wurde es mir möglich, dem Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den König von da an zu einer anderen Auffassung vermochte.

Der Minister Stein, der sich damals bei Alexander in Kalisch aufhielt, sah mit tiefem Unwillen diese Wendung der Dinge (die Unentschlossenheit des Königs), die ihn außerdem fürchten ließ, daß irgendein lockendes Anerbieten von Napoleon einen gänzlichen Umschwung der Dinge herbeiführen könne. Er faßte daher einen kühnen Entschluß, ließ sich die nöthige Vollmacht von Alexander geben und kam am fünfundzwanzigsten Februar durchaus unerwartet nach Breslau, fuhr im Reisewagen vor dem Palais des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm anmelden und zeigte ihm in dieser Audienz so kräftig das Gefährliche seines Zaudersystems, daß der Staatskanzler ebenfalls schnell herbeigeholt und der Abschluß der Alliance nach dem Vorschlag des Kaisers Alexander angenommen wurde. Stein hatte dabei im Namen Alexanders die Zurückberufung von Knesebeck verlangt und erklärt, daß man dort nur die Hinsendung von Scharnhorst oder von mir als eine Bürgschaft des festen Entschlusses im russischen Hauptquartier erwarte, worüber der König, obgleich ich wahrlich nicht daran schuld war, eine lange Zeit sehr ungnädig gegen mich wurde. Scharnhorst reiste nach diesem Anstoß mit der nöthigen Vollmacht sogleich nach Kalisch und am achtundzwanzigsten Februar wurde die Verbindung mit Rußland definitiv abgeschlossen (im Vertrag von Kalisch).

Dies soeben geschilderte Unternehmen des Ministers von Stein kann man als Schlußglied jener Kette von Ereignissen ansehen, durch die gegen den eigentlichen Willen des Königs der Krieg gegen Napoleon und durch diesen die Wiedererhebung des preußischen Staates herbeigeführt und beschleunigt wurde. Der Entschluß dazu war um so verdienstlicher, als es für Stein immerhin bedenklich war, so lange der König noch nicht aus dem Bunde mit Napoleon getreten war und einen Französischen Gesandten bei sich hatte, nach Breslau zu kommen, da auf ihm noch die von Napoleon ausgesprochene Acht haftete, kraft welcher Marsan jeden Augenblick seine Verhaftung und Auslieferung fordern konnte; auch bin ich überzeugt, daß, wenn Stein nicht direkt vor das Palais des Königs vorgefahren wäre, seine Gegner Alles aufgeboten haben würden, um die Audienz bei dem König zu verhindern. Als Stein von Kalisch abreiste, hatte er schon heftige Gichtschmerzen, aber von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, hatte er sich nicht abhalten lassen. Durch die Diskussion mit dem König und

dem Staatskanzler geistig noch mehr aufgeregt, steigerte Dieses seine Schmerzen so bedeutend, daß er nur mit der äußersten Anstrengung das Palais verlassen und seinen Reisewagen besteigen konnte. In der Eile war verabsäumt worden, für ein Unterkommen Steins zu sorgen. Er mußte in seinem leidenden Zustand bei allen Gasthöfen Breslaus vorfahren, um an jedem zu erfahren, daß durch die Menge von zuströmenden Fremden ein Unterkommen unmöglich sei. So kam Stein halb verzweifelt auf den Markt zurückgefahren und begegnete hier zu seinem Glück dem ihm wohlbekannten Major, nachherigen General Lützow. Lützow bot ihm zwei für ihn selbst bestimmte Dachstübchen in einem schlechten Gasthaus an, welches zum Werbeplatz der Lützower Schaar eingeräumt war. Steins Zustand hatte sich durch alle diese Zögerungen so verschlimmert, daß man ihn mit Mühe aus dem Wagen heben und sogleich in ein Bett legen mußte, wo er zehn Tage lebensgefährlich darniederlag. Diese unerwartete Krankheit, durch die Stein gleich nach seinem Eintreffen für Breslau wiederum unsichtbar wurde, führte eine diplomatische Mystifikation herbei, die ich hier erzählen will. Plötzlich hatte sich in Breslau das Gerücht von der unerwarteten Ankunft Steins verbreitet, ohne daß das Publikum anzugeben wußte, wo er geblieben war; der kleinere Kreis seiner Bekannten, der nach und nach sein einsames Krankenlager erfuhr, hatte keine Veranlassung, Dies weiter mitzutheilen. So war jenes unbestimmte Gerücht denn auch bis zu dem Grafen Marsan gedrungen und ihm wurde bei seinen Nachforschungen auch noch das Gasthaus bezeichnet, in dem Stein eingekehrt sein sollte. Sogleich durchstreiften die Leute des Französischen Gesandten die Straße; allein nichts verrieth, daß dort der Minister wohne. Um doch hinter die Wahrheit zu kommen, miethete er in dem kleinen Hause eines Drechslers, welches dem Gasthof gegenüber lag, für vieles Geld eine Kammer, in der vier bis fünf Tage hindurch fortdauernd eine zur Gesandtschaft gehörige Person zur Beobachtung sich aufgestellt hatte und den Anblick des Ministers Stein zu erhaschen strebte.“ (Boyen: Denkwürdigkeiten.) Hört Stein selbst knirschen. In Wilna hat er den Rückzug der Großen Armee gesehen und, zwischen Mitleid und grimmiger Freude, an seine Frau geschrieben:

„Ganz Deutschland muß mit Trauer bedeckt sein. Achtzigtausend junge Männer aus diesem unglücklichen Lande sind um-

gekommen oder sterben noch täglich in den Hospitälern, einem fauligen Nervenfieber zur Beute, dem die durch Hunger, ungesunde Nahrung von gefallenem Vieh, die einzige, die übrig war, entkräfteten Körper nicht widerstehen können. Fünfzehntausend Kranke allein lagen in den Hospitälern von Wilna. Man sieht nichts als Karren voll Leichname, die man, zum Theil von Wölfen angefressen, auf den Heerstraßen sammelt und aus den Hospitälern wegführt, oder Züge von Gefangenen, mit Lumpen bedeckt, ausgemergelt durch Leiden aller Art, höhläugig, mit blaugrauer Haut, in dumpfem Schweigen den Tod erwartend. Es ist durch die achtungwürdigsten Zeugnisse beglaubigt, daß im Uebermaß des Elends, welches das französische Heer litt, französische Soldaten sich von den Leichnamen ihrer unglücklichen Kameraden genährt haben. Die leibliche und sittliche Erschöpfung und Vernichtung dieser Unglücklichen war so groß, daß ein Zug von zweitausend Mann sich einem russischen Gesundheitbeamten ergeben hat, der in seiner Kalesche reiste; daß der Pöbel von Wilna, zum großen Theil aus Juden bestehend, auf den Nachzug des Heeres gefallen ist und eine Anzahl Gefangener von der Kaisergarde gemacht hat. Diese gräßlichen und ungeheuren Ereignisse waren oft von kleinen Zügen begleitet, welche lächerlich erscheinen, wenn man dafür empfänglich sein könnte inmitten eines ungeheuren Kirchhofs oder umgeben von entfleischten und sterbenden Gespenstern. So erinnert man sich hier mit Verachtung und Unwillen, wie Berthier beim Schall einer schlechten Trommel sechzig Menschen versammelte, um die Flüchtigen aufzuhalten, die sich beim Erscheinen einer Handvoll Kosaken nach den Thoren von Wilna stürzten; wie Murat, in einen Shawl gehüllt, eine Kutschermütze auf dem Kopf, mit einem Stock in der Hand, nach Wilna hereinkam, Narbonne zu Fuß von Moskau nach Smolensk durch den Schnee marschirte, Napoleon, durch Wilna kommend, seine Schande und seine Wuth hinter den aufgezogenen Fenstern seines Wagens verbarg, und alle seine Adjutanten demüthig, unterwürfig, dankbar, wenn man ihnen ein Stück Brot anbot. In Wilna hat er alle seine Sachen, unter anderen ein kostbares, mit Shawls tapezirtes Zelt, verbrennen lassen. Die Beute der russischen Truppen ist unermeßlich; man schätzt die jedes einzelnen Kosaken im Durchschnitt auf dreihundert Dukaten. Die Kosaken haben der Kirche der Heiligen Maria von Kasan in Peters-

burg sechzehnhundert Pfund Silber geschenkt, um daraus die Bilder der vier Evangelisten machen zu lassen." Später schreibt er:

„Ein Nervenfieber brachte mich in Breslau dem Tode nah; während dieser Zeit erhielt ich von meinen Freunden, vom Prinzen Wilhelm, General Blücher, Scharnhorst und anderen, und von der Masse der Einwohner die rührendsten Beweise von Freude über meine Rückkehr, von Theilnahme an meiner Wiederherstellung; der König blieb ganz verschlossen; er ließ selbst nicht nach meinem Befinden fragen. Der Staatskanzler war mißtrauisch, besorgt für sein Ansehen; ich möchte Ansprüche auf den Rücktritt in den Dienst machen. Dem König war die plötzliche, von ihm nicht veranlaßte Erscheinung zweier Personen aus dem Hauptquartier (der Andere war der Russische Bevollmächtigte von Anstett) und die dadurch herbeigeführte schnelle Entwickelung der Sache unangenehm. Unterdessen wurde ich wieder hergestellt, der angekündete Besuch des Kaisers verschaffte mir wieder Beweise von Aufmerksamkeit der Hofleute, man wies mir ein gutes Quartier an, und als gar der Kaiser mich persönlich besuchte, so verdoppelte Alles seine Freundlichkeit und seine zuvorkommende Sorgfalt."

Weil Fremde dem Retter Preußens freundlich waren, drückte der König ein Auge zu; wurden auch die Königischen nach und nach zärtlich. Noch immer wars der Staat, dessen faulen Kernfleck Bonapartes Genius so unselig früh erblickt und mit so großartiger Frechheit in seine Zukunftrechnung gestellt hatte.

„Ich habe kein Interesse daran, den Frieden des Kontinentes zu stören. Das Haus Oesterreich ist unfähig, irgend Etwas zu unternehmen. Haß und Rivalität trennt Rußland von Preußen; die Wunden von Austerlitz bluten noch allzu sehr. Daß in naher Zeit ein russisches Corps von beträchtlicher Stärke nach Europa kommt, ist nicht anzunehmen. Die Russen könnten Opfer bringen, um die Pforte anzugreifen, könnten Reservecorps in Polen haben; ich glaube nicht, daß sie riskiren, hunderttausend Mann nach Deutschland zu schicken. Der Gedanke, Preußen könne allein gegen mich Etwas unternehmen, scheint mir so lächerlich, daß er nicht diskutirt zu werden verdient. Mit keiner der europäischen Großmächte ist ein Bündniß von realem Werth für mich möglich; das mit Preußen beruht auf der Furcht. Das Kabinet dieses Landes ist so verächtlich, der König so charakterlos und sein Hof so von der

Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht überhaupt nicht zu rechnen ist. Sie wird stets handeln, wie sie bisher gehandelt hat: rüsten und wieder abrüsten; sie wird rüsten, unthätig von ihrem Fett zehren, während man sich schlägt, und sich mit dem Sieger zu verständigen suchen. Ganz Europa wundert sich über die jetzigen Rüstungen Preußens; und doch hat das einzige Motiv, das seit zwölf Jahren das Thun dieser Regirung bestimmt, sie auch jetzt zur Wiederbewaffnung gedrängt. Ist Das richtig, dann muß man ihr Zeit lassen, sich zu beruhigen und in Frieden abzurüsten. Möglich wäre ja, daß Preußen, nachdem es aus Furcht gerüstet hat, durch die Zeichen meiner Huld wieder zur Ruhe käme, der eigenen Kraft mißtraute und mit den anderen europäischen Mächten Bündnisse schlösse. Dieses Band wäre sicherlich leicht zerreißbar; doch muß ich solche Möglichkeit erwägen und meine Abwehrmaßregeln danach richten. Zweierlei muß ich thun. Erstens: Preußen beruhigen, es mit dem denkbar geringsten Aufwand von Mitteln in seinen früheren Zustand zurückbringen; zweitens: an Material und Personal meine Armeen in Deutschland möglichst stärken. Aber diese beiden Maßregeln widersprechen einander. Wenn man vor den Truppen, die ich dort halte, Angst hat, wird man auch vor denen Angst haben, die ich schicken werde. Preußen muß also durch wiederkehrende Zuversicht, ein Bischen aber auch durch Furcht zur Abrüstung gedrängt werden. Statt es mit der Alternative ‚Abrüstung oder Krieg!‘ zu erschrecken, werde ich sagen: ‚Rüstet ab oder ich verstärke meine Rüstung!‘ Das klingt weniger beunruhigend, klingt noch nach Freundschaft; man will nichts gegen Preußen unternehmen; seinem Verhalten werden wir unseres anpassen. Solche Maßregeln sind halb beruhigend, halb bedrohlich. Die erste Hälfte beschwichtigt die Furcht, die zweite weckt sie sacht wieder. Halb und Halb: Das scheint mir das beste spezifische Mittel zur Behandlung Preußens.“ (Napoleon an Talleyrand.)

Der Sturm bricht los.

Noch grollt die Schaar der tapfersten Patrioten; auf der Zinne und im Erdgeschoß. Hardenbergs zähster Gegner, Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der in Spandau die Stubengefangenschaft kosten lernte, schickt aus der Junkerseele den dunkelsten Seufzer himmelan. „Die Regirung Friedrich Wilhelms des Dritten

vollendete das Unheil. Gestellt auf den erhabenen Platz seines Großoheims, wo Europa viel von ihm hoffte, verlangte und erwartete, mitten unter den Geburtwehen einer neuen, aufgeregten, fürchterlichen Zeit, mit der Verpflichtung, so manche Fehlgriffe seines Vaters wieder gut zu machen, konnte er mit den mönchischen und häuslichen Tugenden der gewöhnlichen, weichen Regenten unserer Zeit nicht ausreichen." Nach des Königs Aufrufen an Volk und Heer, nach der Stiftung des Eisernen Kreuzes und der schwarzweißen Kokarde prasselt, in Breslau, noch immer das Schlossenwetter borussischer Wuth von der Lippe des friedersdorfer Marwitz (der an die Spitze einer Landwehrbrigade treten will). „Aus allen Provinzen kamen Deputirte mit Anerbietungen zu freiwilligem Dienst, zur Errichtung von Landwehrtruppen, zur Stellung von Nationalregimentern. Keiner wurde gehört, Keinem wurde gedankt, Keinem widerfuhr auch nur die mindeste freundliche Behandlung; und dann erschien das Edikt, welches gerade Das befahl, was sie freiwillig angeboten hatten. Es war schändlich. Alle gingen unbefriedigt nach Haus und die Meisten gaben sich nun das Wort, nicht zu dienen." Aus Königsberg schreibt, in den selben Tagen, Ernst Moritz Arndt an Gneisenau (dessen Einstellung in Blüchers Corps noch nicht bekannt geworden ist) nach Breslau: „Kapituliren Sie, um Gottes willen, nicht mit der Mittelmäßigkeit! Es wäre von Ihnen eine thörichte Demuth, wenn Sie nicht den Feldherrnstab und die freiste Wirksamkeit forderten. Wer nicht hoch zu herrschen wagt, wird dienen müssen: Das gilt auch von den Königen; und von ihnen am Meisten. Man muß diese Könige als Instrumente gebrauchen, aber sich nicht zum Instrument machen lassen." Gewitterstimmung. Wenn sich die Götter dem Rufe versagen, überfluthe der Höllenstrom schäumend sein Bett. Ist endlich denn auf den König zu zählen? Vor der Antwort zögern selbst die alter Preußenüberlieferung Treusten. Der Märker Karl von Borstell, der den Scharnhorst, Gneisenau, Blücher ein Pedant, Quertreiber, bösartiger Narr ist, weil er sich störrisch gegen Neuerungsucht bäumt, er sogar hat den Kriegsherrn schon angefleht: „Lassen Sie uns los!" Er ist Gouverneur von Kolberg; Wächter an dem einzigen Thor, durch das Waffen und Munition ins Land kommen können. Bülows Antrag, mit ihm und Yorck, im Interesse des Königs auch ohne des Königs Befehls, in stiller

Gemeinschaft zu handeln, hat er steif abgelehnt; schon im Februar aber auf eigene Faust heimlich mit England verhandelt und, als Gneisenau in die Festung zurückgekehrt war, sich dem Feuerwillen des aus Träumen noch sprühenden Helden völlig hingegeben. „Zum Mehl- und Festunginspektor könnt Ihr jetzt auch einen alten pedantischen Hosenmacher gebrauchen, der Geschäftskenntniß hat." Borstell will mehr sein: des Staates thätiger Diener. Vom londoner Grafen Münster heischt er Geld, Waffen, Küstenschutz; und marschirt mit sechstausend Mann, Fußvolk und Reitern, aus Pommern recta nach Berlin, den Vicekönig Eugen Beauharnais westwärts zu jagen. „Fußfällig flehe ich Eure Majestät an: Lassen Sie uns los!" Die Antwort ist ein ungnädiger Verweis. Wie durfte ein General mit einer fremden Macht Verhandlungen anknüpfen? „Aus einem einzelnen Standpunkt lassen sich die politischen Verhältnisse nicht richtig beurtheilen und es ist besonders in diesem Zeitpunkt eben so wichtig wie lobenswerth, daß Jeder in dem ihm anvertrauten Wirkungskreis mit höchstmöglicher Kraft und mit dem regsten Diensteifer handle, jedoch nicht aus diesem Kreis eigenmächtig heraustrete, vielmehr zu allen Dingen, die nicht dazu gehören, die Impulsion oder Genehmigung von oben erwarte oder einhole, wo allein das Ganze übersehen und gehörig geleitet werden kann." Unter dieser Leitung war Preußen ins Joch der Knechte geglitten. Thut nichts: Gehorsam ist des Christen Schmuck. „Ich schwöre zu Gott, dem Allwissenden und Allmächtigen, einen leiblichen Eid, daß ich Seiner Majestät dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, meinem allergnädigsten Landesherrn, in allen Vorfällen, zu Land und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, treu und redlich dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachtheil aber abwenden, die mir vorgelesenen Kriegsartikel und die mir ertheilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, Pflicht und Ehre liebenden Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit." Weh den Brechern des Fahneneides! Auf Satans Glühplatte schmort ihr Gedärm. Will denn die Zahl Derer, die aus guter Absicht in solche Sünde straucheln, sich immer noch mehren?

Hans Yorck hat das arge Beispiel gegeben. Der wurde als

junger Lieutenant von Fritz mit dem Randfluch kassirt: „Der York kann sich zum Teufel scheren!“ Da der im niederländischen Ostindien bewährte Mann wieder in Preußens Heer zugelassen ward, hätte er Grund, sich ruhig zu halten. Unmöglich. Einen giftigen Kerl nennt ihn Blücher; „er thut nichts wie raisonniren, aber wenn es losgeht, beißt er an wie Keiner“. Er kann scharf sein wie gehacktes Eisen, doch dann wieder durch Liebenswürdigkeit hinreißen. „Ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber hinter anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er hinter beständiger Resignation verbirgt, und ein starker, kühner Charakter zeichnen diesen Mann aus. Er ist rechtschaffen, aber finster, gallsüchtig und verstockt und darum ein schlimmer Untergebener. Persönliche Anhänglichkeit ist ihm ziemlich fremd; was er thut, thut er um seines Rufes willen, und weil er von Natur tüchtig ist. Er prahlt, wo er wenig Hoffnung hat; aber noch viel lieber scheint er eine Sache für verloren zu halten, wo er eigentlich wenig Gefahr sieht. Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Armee.“ (Clausewitz.) Dieser Mann muß, weil der Vertrag vom fünften Mai 1812 Preußen dem Imperator zur Heeresfolge verpflichtet, unter dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, mit zwanzigtausend Mann gegen Riga vorrücken und wird, als General von Grawert siech hinsinkt, Führer der Division. Stein hat schon im Sommer von ihm gehört. Bald nach den dunklen Tagen, die dem ungnädig weggeschickten Minister Friedrich Wilhelms alles vaterländische Wesen verleideten und Worte bittersten Unmuthes abrangen. „Wehrlos und gebunden hat Preußen sich den Händen seines Feindes überliefert, selbst bereitet es sein Grab und sieht, leidend und mit Schande bedeckt, dem Kampf entgegen. Nun kann man in Deutschland nichts mehr von einer Impulsion von oben erwarten; denn hier sitzt überall Erbärmlichkeit auf den Thronen. Zum zweiten Mal hat der König die Sache der Ehre und Freiheit im Augenblick der Entscheidung aufgegeben, nachdem er die Täuschung lange unterhalten hatte, er wolle sich muthig und kräftig aufopfern. Sein Mangel an Energie, sein Hang zu dem gewöhnlichen, gemeinen Treiben, aus dem er sich nicht herauszureißen vermag, entmuthete ihn im entscheidenden Augenblick; er schmiegte sich unter das Joch, das auf ihm und der Nation drückend lastet.“ Acheronta movebit? Preußens Heer vermöchte Preußen zu retten; wenn des Heeres Häupter der

großen Sache zu gewinnen wären. Zar Alexander läßt sie, auf Steins Rath, betasten. Und in einem Bericht des Majors von der Goltz liest, im Juni, der Reichsfreiherr den Satz: „General Yorck ist von mittlerem Alter, ehrgeizig, unzufrieden, Frankreich hassend; allgemein anerkannter, braver und schnell überblickender, mehr praktischer als theoretischer Soldat, eines kühnen Entschlusses wohl fähig; völlig unbemittelt.“ Der Mann für die rettende That? Arndts „Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten“ mahnt: „Gott wird ein strenges Gericht halten über den knechtischen und thierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat. Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat, wenn Fremde eindringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, keine andere Stimme hört als die: Das Vaterland ist in Gefahr. Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem König oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre seines Landes zu fechten, den Degen im Angesicht zerbreche. Das ist deutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: Er war ein deutscher Mensch, ehe er von deutschen Königen und Fürsten wußte; es war ein deutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren; daß er tief und innerlich fühle: Das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich.“ Für Napoleon fechten? Den hat Rußlands Winter vom First der Hybris gestürzt. Die Große Armee ist zerscheucht; auf der Flucht vor Alexanders Kosakenschwarm; von Kälte, Hunger, Brest aller Art ins Mark getroffen. Auch Macdonalds Corps muß zurück, in Eilmärschen über Eis und durch Schnee; und Yorck soll ihm, mit der Nachhut, den Rückzug sichern. Wird durch Diebitschs wölfisch einbrechende Truppe aber von ihm getrennt. Was nun? Für die Sache des Erzfeindes (der ihn einst verwundet und gefangen hat) mit der morschen Schaar verbluten? Nach dem für den Fall der Niederlage ergangenen Geheimbefehl die Division nach Graudenz führen und beiden Heeren dort, Franzosen und Russen, das Thor verriegeln? Diebitsch lockt. „Ist unser Ziel denn nicht Eures?“ Der König schwankt; empfiehlt, durch Seydlitzens Mund, je nach den Umständen zu handeln. Macdonald ruft nach Tilsit. Nein. Jetzt oder nie. Clausewitz hört, als russischer Unterhändler, Yorcks

Wort: „Ihr habt mich!" Am dreißigsten Dezembermorgen wird in der poscheruner Mühle von Diebitsch und York der Vertrag unterzeichnet, der die preußischen Truppen neutralisirt. Vier Tage danach schreibt der General an seinen König: „Eurer Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahr 1805, ist jetzt vorbehalten, der Erlöser Ihres Volkes und aller deutschen Völker zu werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. Wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen und der Thron Eurer Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen. Ich schwöre Eurer Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen eben so ruhig wie auf dem Schlachtfeld, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Eure Majestät um die Gnade, bei dem Urtheil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen." Stein sieht die lange ersehnte Deutsche Legion aus Preußens nördlichstem Boden wachsen. Yorcks Entschluß, sagt Clausewitz, „hat ungeheure Folgen gehabt. Preußen veränderte seine Stellung und wurde der erste Verbündete Rußlands in dem neuen Kampfe für die Unabhängigkeit Europas." In der Spenerschen Zeitung wird des Königs „höchster Unwille" und Yorcks Absetzung verkündet. Durch die Zeitung, antwortete der graue Hans, hat ein preußischer General noch niemals Befehle erhalten; und er bleibt geruhig an der Spitze seines Corps und im Generalgouvernement von Ostpreußen. Ruft, nach der Uebereinkunft mit Stein, am fünften Februar 1813 die Stände der Provinz zu kräftiger Vertheidigung des Vaterlandes auf. Verabredet, siebenzehn Tage danach, mit Friedrich Wilhelm von Bülow und dem Russen Wittgenstein in Konitz den Vormarsch an die Oder. Wird aber erst im März durch öffentlichen Erlaß wieder in sein Kommando eingesetzt. Yorck, Bülow, Borstell: drei Ungehorsame, die der König verwirft; drei Soldaten nach dem Herzen Arndts; drei Retter preußischer Ehre und Zukunft. Yorck, dessen Vorgang den Kameraden den Muth zur Nachfolge gab, spricht ihr Losungwort aus: „Wir leben in einer Zeit des Handelns, nicht des Fragens. Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Thue Recht und scheue Niemand!"

Auch den König nicht. Den hebt nun, endlich, die Woge. Noch im Februar hat er den Aufruf an die kampflustige Jugend ohne

rechten Glauben unterschrieben. („Freiwillige aufrufen: ganz gute Idee; aber Keiner kommen!") Jetzt zwingt ihn das Auge in Zuversicht. „Als die Freiwilligen nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden in Breslau eintrafen, da schwoll ihm doch für einen Augenblick das Herz. Er mußte gestehen, daß er Solches nicht erwartet habe. Die preußische Nation riß den König mit sich fort." (Marwitz.) Für den Krieg, der, weil er von Fremdherrschaft befreien soll, ihr heilig ist, bietet sie Blut und Gut an. Den Leib der Knaben, der Greise; den Familienschatz alter Geschlechter und das im Dunkel Erdarbte. „Wer in unzählbaren Wunden jener Fremden Hohn empfunden, Brüder, wer ein deutscher Mann, schließe diesem Kampf sich an!" Kleists Cheruskerwille steigt aus dem Grab und rüttelt die letzten Schläfer auf. Wo ist das brave, vernünftige, kalte, geduldige, von jeder Ausschreitung weit entfernte Volk, das Bonaparte in dem berüchtigten Brief an Davout hochmüthig gehöhnt hat? Wilder als wider „Zottelbär und Pantherthier" tobt nun die Hatz. Der König, der ihr zu wehren trachtete, wäre verloren. Das Volk steht auf: und Fritzens Erbe hockte zag im Winkel? Freiheit oder Tod: Weibern wirds, Kindern die Losung. Und noch einmal löst Hans Yorck dem Wollen der Nation die Zunge. Ehe er, das Giftfläschchen in der Brusttasche, am siebenundzwanzigsten März sein Corps aus Berlin dem Feind entgegenführt, spricht er am Feldaltar vor dem grauen Schloß: „Von diesem Augenblick an gehört Keinem von uns mehr das Leben. Keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen. Jeder sei freudig bereit, sein Leben für das Vaterland und den König dahinzugeben. Jetzt gehts in den Kampf, Kameraden! Ich schwöre Euch: Mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!"

Alldeutschland aber liest die Proklamation, die, im Namen des Kaisers und des Königs, Kutusow aus Kalisch in die Gaue der Deutschen schickt. „Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen künden den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig, er sei Fürst, er sei Edler oder er stehe in den Reihen der Männer des Volkes, den Befreiungplänen Rußlands und Preußens beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben! Das Verhältniß Seiner Majestät des Kaisers aller Reussen zum wieder-

geborenen Deutschland kann, da sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünscht, kein anderes sein als dieses: eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit seiner inneren Glückseligkeit. Keine äußere Macht wird sie stören wollen, keine feindliche Unternehmung gegen Frankreichs rechtmäßige Grenzen gerichtet werden." Michael Ilarionowitsch darf nicht reden, wie ihm der urrussische Schnabel gewachsen ist. Stein zwingt ihn, die Freiheit „ein unveräußerliches Stammgut der Völker" zu nennen, Alexander, den Franzosen Komplimente zu drechseln. So klingt das Wort des greisen Zauderers, dem das wanklose Vertrauen auf die Zerstörergewalt von Frost und Hunger den höchsten Feldherrnruhm eingetragen hat, dem Geist der Zeiten lieblicher als Goethes, der seines korsischen Gottes noch voll ist und in denselben Frühlenztagen Körners schwärmenden Vater in Dresden, gar nicht jovialisch, andonnert: „Schüttelt nur an Euren Ketten; Ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur tiefer noch ins Fleisch ziehen. Der Mann ist Euch zu groß!" Auch er, der „um sein Wesen die Mauer noch um einige Schuh erhöht hat", sieht den Epimenides bald dann erwachen. Lebt rüstig, als York mit den Russen an der Katzbach das Heer Macdonalds schlägt, von dem er bei Tauroggen gewichen war, und das kleine Preußen von je hundert männlichen Bürgern elf aufs leipziger Schlachtfeld reiht. Die Pole deutschen Lebens werden dem rückschauenden Auge sichtbar. Am Tag der Völkerschlacht schreibt Goethe den Epilog zum Essex, „um der Schauspielerin Wolff eine fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen"; und widmet sich „mit ernstlichstem Studium dem Chinesischen Reich": denn „wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste". Stein aber, der Bereiter des Sieges in diesem Krieg, der ohne seine Vorsorge das Abenteuer trunkener Tollköpfe geblieben wäre, jauchzt nun: „Da liegt also das mit dem Blut und den Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die absurdeste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wagt man auszusprechen, daß Napoleon ein Schurke und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist, daß die schändlichen Fesseln, in

denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen sind und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist." Aus einem leipziger Brief dringt dieser wilde Jubel ins Ohr Wilhelminens von Stein. Während dem Pochen Charlottens von Stein in Weimar die Mauerpforte sich aufthut.

Ludi saeculares.

Übertausend Herzen wärmt, in der Wirrsal unholder Zeit, die Erinnerung. Und mancher gute Hirt hat ihr, in schlichter Bescheidung, vor den Behüteten gewiß stärkeren Ausdruck gefunden als die in den Hofton Eingestimmten (die, in Kirche, Kaserne, Handelskammer, nur noch wilhelmisch reden). Was thuts, daß die offizielle Feier weihelos, duftlos war? Das Gedächtniß großer, im edelsten Sinn nationaler Leistung jätet keines Gartenverwüsters Messer je wieder aus. Deutschen Volksthumes herrlichstes Jahr. Hier war, über Stand und Kaste hinweg, ein Rhythmus; war eine Flamme, die aus Finsterniß vorwärts zu leuchten vermag.

Den Vernichteten erst, hat Kleists Barbarenzorn gemahnt, darf der Deutsche bewundern. Leipzig und Belle-Alliance, Elba und Sankt-Helena: die Vernichtung ist völlig; und der Rechtsstreit längst verjährt. Frankreich, sprach der geächtete Imperator, „hat nur zwei große Herrscher gehabt: Ludwig den Vierzehnten und mich." Wo verwest der Leichnam ihrer Weltreiche? Aus Bonapartes Schöpfung überlebt nur der Schöpfer. Der aber ist uns nicht mehr Steins „Schurke", nicht Kleistens „Vatermörder" noch, wie irgendein blondes oder pechschwarzes Hordenhaupt, „der Eroberer mit der eisernen Faust"; nüchternem Verstand allenfalls der „im Grunde doch dumme Kerl", als den Blüchers lustiges Husarenauge (der Alte hatte auch ein anderes) ihn sah. War der Versuch nicht dumm, des Menschenvermögens Bereich ins Unermessene zu weiten und Eines Willen der Welt als Gesetz aufzuzwingen? Den Erben des Lilienkönigs und Habsburgs Eidam zu mimen, statt als trotziger, protziger Sohn der Revolution über eingehegtes Blachfeld zu stampfen? Dumm wie Prometheus und, in Ost und West, dessen Brut. Wie Erdbeben, Orkan, Feuersbrunst. Hat nicht ihn auch, Kirchenfromme, Euer Gott gewollt? Nicht einen Höllenqualm auspfauchenden Zerstörer nur: den Bringer neuer Weltvision? Der Gekrönte noch zerschnitzelt, zerbeult das kostbarste

Geräth und wiehert neronisch, wenn er einer Jungfrau Schimpf auf die entfärbte Wange speien, am Weib des Nächsten sich weiden, die Brunst kühlen kann. Einsperren, erschießen, henken: die Wimper zuckt nicht vor solchem Befehl; nicht einmal vor der Taumellust, sich der üppigen Schwester zu paaren. Ist drum nichts in ihm als Landsknechtsblut und Saft vom Stamm der Sforza und anderen Condottieri? Auch ein Hirn, wie uns bekannte Menschheit niemals eins erschaut hat; das in Egypten mit Werther weint, in Spanien weiß, was auf den Wällen von Graudenz fehlt, im Kreml das haltbarste Theaterstatut erfindet, auf Sankt-Helena krankem Gedicht seines Genius Athem einhaucht. Stratege und Feldherr, Staatsmann und Diplomat, Zuchtruthe und Salonzauberer, Künstler und Komoediant. Ein Unverlierbarer; aus Europens, aus Deutschlands Werden nicht wegzudenken. Unter seinem Tritt wittern Basalte; von seines Winkes Gnade sprudeln Quellen. Ehe er kam, war die Menschenwelt nicht, die nach ihm blieb; und was vor ihm gewesen war, konnte nicht so wieder sein. Die Jahrhundertfeier, die seinem Dämon den Zoll weigert, verräth ihre Armuth. Die Treibjagd der Legitimen, die nur gemeinsamer Haß einen kann, auf das wild gewachsene, nicht im Purpurbett gezeugte Genie, die Rache der organisirten Massen an einem übermächtig Wollenden: da erst ist großes Schicksal. Und sieht nicht auch Preußens That kleiner aus, wenn der von ihr Ueberwundene dem Rückblick verzwergt?

Nicht „beispiellos“ (dryandrisch) ist diese That; und der gerechte Stolz dürfte noch im Festgeläut nicht vergessen, daß Preußen sie nicht schnell, nicht ohne Helfer gewirkt hat. Vier starke Staaten ballten wider den Einen die Kraft; und Jahre vergingen, dennoch, bis Stein sagen konnte: „Der Mensch ist am Boden.“ Bis der Reichsfreiherr, der schwersten Sorge nun ledig, in Bieberich, Köln, Straßburg zum ersten Mal mit Goethe zusammen war und den Freunden zuraunte: „Nur nichts Politisches. Das mag er nicht. Wir können ihn da freilich nicht loben. Aber er ist doch zu groß.“ Bis Arndts Seherblick neuen Krieges Dämmern ahnte: „weil von nun an der Streit über die Oberherrschaft in Deutschland beginnen kann und wird und muß.“ Dann erst ist der Mensch, der sich zu hoch gebläht hat, für immer am Boden. Vier Großmächte und eine Naturgewalt im Bund: Rußlands Winter, den Nekrassows Lied singt. Der Preuße ist an Lorber nicht arm und braucht nicht mit jedem

Blättlein zu knausern. Ihn krönt das Bewußtsein, daß er vor hundert Jahren selbst sich den Werth schuf. Daß er in allen Bezirken seitdem reicher ward? An münzbaren, genießbaren Gütern: gewiß. An nationalem Urstoff? Von Stein zu Schoen, von Scharnhorst zu Boyen und Bülow, von Goethe zu Kant, von Arndt zu Niebuhr: ein wie von Mythenwundern strahlender Himmel; Stern an Stern. Wer erspäht heute den Kleinen nur Gleiche? Aufrechter Manneswille schon ist jetzt seltenes Kleinod, Phantasie, die nicht in Traum, die in Wirklichkeit langt, ins versunkene Riesenreich heimgekrochen und Eigensinn in die Scheltwörterliste erniedert. Allzu keck soll der Erbe sich nicht ins Licht brüsten. Nicht seine Hand hat dem Adler die Kette gelöst. Und ob sein verzärteltes Wesen in harter Zeit sich zurechtfände, wäre noch zu erweisen. Spielet nicht lüdernd mit der Assonanz zweier Jahreszahlen. Wieder muß aus Gold Eisen werden? Kindischer Vergleich; und Todsünde wider den Heiligen Geist der Nation. Horchet! „Dreiundvierzig Jahre nach dem Frieden von Hubertusburg, der die Glorie des Siebenjährigen Krieges besiegelte, wurde der Tag von Jena. Dreiundvierzig Jahre nach Sedan muß das fette Deutsche Reich, um seine sechsundsechzig Millionen Menschen gegen vierzig Millionen Franzosen zu schirmen, den ersten Schritt zur Vermögenskonfiskation thun, weil es an gebahntem Pfad kein Hälmchen mehr pflücken kann." So würde Euch von draußen erwidert; einem Ziffernspiel mit einem anderen. Starb der immer des Zweckes, großen und kleinen, bewußte Preuße aus seinem Land? Verlernte er, daß seine Ahnen in dem Tosenden, der in mancher Gefühlsprovinz auch ihrem Sehnen ja Erfüller ward, den Caesarenkitzel bekämpften, den Letzten zu fällen glaubten, den über einer gipfellos ebenen Menschenschicht auf hoher Säule zu thronen gelüstete? Viele Schlachttage, Siegesfeiertage nahen. Doch ins Leben ruft die Glocke Lebendige. Riefe sie alle Tauglichen wieder in würdigen Ernst! Ungeheure Arbeit ist, morgen schon, zu leisten; sie darf nicht länger vertrödelt werden. Nicht die äußere „Schlichtheit der Väter", die der Excellenz des Dompredigers nur am Hof noch gewahrt scheint, gilt es zurückzuholen: die innere, dem Gemeinleben unentbehrliche. Die Grundmauer zerbröckelt; und der ums Reichshaus gehäufte Schutt verpestet die deutsche Luft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. März 1913.

Sternickel.

Das Kapitalverbrechen bringt keinen hohen Zins mehr. (Nicht nur das Verbrechen der Kapitalshäufung, dessen Gemeingefahr der Genosse Bethmann mit einem Ausnahmegesetz bedroht, sondern auch das capitale crimen, das der Römer mit dem Verlust des Lebens oder der Bürgerrechtsfähigkeit strafen wollte.) Die Konjunktur aller das Wesen unserer Zeit bestimmenden Mächte stemmt sich gegen diese Art menschenthierischer Thätigkeit und eine Gestalt vom Schlag des sobernheimer Henkersgehilfen Johannes Bückler, der an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts, als Schinderhannes, der Schwarzalb ganzer Bezirke war und den geängsteten Markthändlern Pässe verschleißen konnte, ist heute kaum noch vorstellbar. Schon der Zwang, von der Wiege bis zur Bahre gestempeltes Papier mitzuschleppen, sich in irgendeinem Amtshaus an- und abzumelden, von jeder Schnüffelnase den Heimathschein, Militärpaß, Steuerzettel beriechen zu lassen, erschwert das ins Dunkel trachtende Handwerk; und die Schnelle des modernen Erkundungdienstes erlaubt ihm selten, in hohe Jahre zu kommen. Leicht duckt zwar Einer ins Großstadtgewimmel unter und ähnelt sich der Schlammfarbe an, in der er mindestens eine Weile athmen muß. Doch irgendwo ist er einmal photographirt worden; nach kurzen Stunden sind Alle, die ihn kennen, aufgescheucht, der zuständigen Stelle vorgeführt, vernommen; Grenzorte und Hafenbehörden zur Wachsamkeit gemahnt; Telegraph und Telephon haben gewirkt,

das Bild des Verdächtigen ist verschickt, ist vom Draht übers Weltmeer geblitzt worden und auf dem finstersten Steg muß der hinkende Schächer beben, von dem Wanderer, der ihn gestern im Lichtspiel sah, gehemmt und in Haft gezerrt zu werden. Marconi ward ihm gefährlicher als der Erinyen bleicher Schwarm. Auf dem Meer durfte einst der Mörder selbst sich in wohlige Ruhe betten; bis die Ankerkette niederrasselte, konnte ihm nichts geschehen. Jetzt fluthet Nachricht heran, ebbt Nachricht zurück; kann auf dem stampfenden, schlingelnden Schiff, das kein Draht einem Festland verbindet, in der nächsten Minute ein Fünkchen aufglimmen, das der Besatzung die Spur des Verbrechers hellt. Ungünstige Konjunktur. Findet deshalb der Blick in so schlechtem Geschäft fast nur noch Stümper? Kleine Leute nur, die über Zwirnsfäden stolpern und bald zwischen Netzmaschen zappeln? Bruning, Crippen, Kolbe, Sternickel, die pariser Apachen sogar, denen der Plan glitzerte, die moderne Technik, den Totfeind des Gesetzbrechers, sich zu verbünden, im Automobil durch die Raubreviere zu rasen: Alle enttäuschen das aus staunendem Grausen ihnen nachstarrende Auge; Alle scheinen, wenn die Halsschlinge der Ordnungwächter sie ins Alltageslicht geschleist hat, dem nahen Betrachter winzig, unbedachtsam, albern; und Aller Herrlichkeit währt nicht lange. Bruning sieht zuerst aus wie ein Kerl von schwerstem Kaliber. Als Kassenbote erspäht er die schwächste Stelle des Kontrolbrauches, raubt eine Viertelmillion und verschwindet spurlos. Der, denkt man, hat witzig mit dem Stimmungtrieb der Masse gerechnet, die den Verlust einer Aktienbank gleichgiltig oder höhnisch hinnimmt und deren öffentlich meinendes Maul höchstens fragt, ob die Bank, das über den Hort von zweihundertsechzig Millionen breit und schuppig hingestreckte Ungethüm, die Schramme verbergen, die paar fürs Pflaster nöthigen Läppergroschen dem Vorstand oder den Aktionären vom Jahresgewinn abzwicken werde. Kein sichtlich arg Geschädigter: also auch keine grollende Empörung. Dem Flüchtling gellt aus allen Ecken Gelächter nach. „Den kriegen sie nicht!“ Der hat gewiß, weit vom Thronsitz der Dresdener Bank, längst ein Schlupflöchlein geschaufelt, wo er sich umkleiden, rasiren, umkämmen kann; sitzt, ehe das Polizeiroth des Belohnunganschlages die Meute auf seine Fersen hetzt, schon, bartlos und mit der Brille eines Landschulmeisters, im Eisenbahnwagen und zerkaut, um zwischen länger gefirnißten

Reisenden nicht durch Lackgeruch aufzufallen, in der Dritten Klasse sein Butterbrot; schlüpft unbemerkt über die österreichische oder holländische Grenze, wird vom Lloyd oder von der Stoomvaart Maatschappij verfrachtet, taucht in Alexandrien oder Batavia ins dichteste Gekribbel, protzt nicht viel mit seinem Geld und wird vom Scheinwerfer der Heimath nie wieder gesichtet. Nein: er schreibt an einen berliner Kameraden und prahlt ihm des neuen Lebens Wonne vor; er bleibt in Briefwechsel mit Verwandten, denen er einen Zipfel vom Schleier seines Geheimnisses gelüpft hat. Die Fährte wird ruchbar, der Marder erwischt und in den Käfig ausgeliefert. Crippen ist schlauer. Behutsam meuchelt er die ihm lästige Ehegefährtin und hüpft, als in seines Hauses Kellergrund Menschenknochen gefunden werden, mit hurtiger, doch nicht hastiger Dialektik über das Drahtgeflecht der Verdächtigung hinweg. Wird dann aber das blinde, dumme Opfer der Theaterwelt, in die sein nach flink zu erraffendem Geld und Frauenfleisch geiler Sinnendrang sich verlaufen hat. Nur im Rampenlicht gedeiht der Wahn, ein geschorenes, in Rock und Hose gestecktes Mädchen könne Wachen ein Jüngling scheinen und solche Mummerei, trotz einem ungewollten Strauchelschritt, einem nicht eingedrillten Gestus, unbemerkt bleiben. Weil die leise Theaterwanze niemals bedacht hatte, daß im Mann der müdeste Eros noch im Bratenrock das Mädel erwittert, weil Crippen sein Liebchen (an Bord eines auf der Atlantis schwankenden Schiffes gar) für einen jungen Sekretarius ausgab, ward er verdächtig, ertappt, gegriffen. Kolbe schwadronirt und späßelt vor Kneipkumpanen und Winkeldirnen so lange davon, daß er den Eheherrn seines alternden Bettschätzchens erschossen habe, bis die Rattenfalle hinter ihm zuklappt. Sternickel bestimmt alles zur Drosselung dreier Menschen und zur Sicherung seiner Flucht Nöthige; läßt aber im Kleid des Leichnams, den er in einer abgelegenen Strohmiete verbrennen will, ein Papier, das den Getöteten als nach Ortwig, im Bezirk Fürstenberg-Wriezen, zuständig erweist und auf die Spur des Thäters hilft. Mit diesem Viergespann stolzirt die Verbrechergilde nicht in neuen Ruhmeslenz. Zu Ehren kam die Zunft in den letzten Jahren nur durch den Erzschelm, der dem Louvre am hellen Tag den berühmtesten Leonardo stahl. Und wer weiß, ob nicht auch seine Glorie bleicht, wenn er eines Tages, im Streicherkittel, vor den Schirm der Hehler tritt?

Sternickel hat ihn lange überstrahlt. Sein Ruf glich dem Klostermayers, des Bayerischen Hiesl, der, nach ganzen Serien grausamster Blutgräuel, 1771 in Dillingen von Staates wegen erwürgt und dann noch gerädert worden ist. Neben ihm schien dem nachgeborenen Raubmörder im Neuen Pitaval ein Vorderplatz gewiß. Der Norddeutsche tummelte sich nicht auf so glatter Bahn wie der Wilderer aus Kissing, der eine Bande um sich schaaren und, ohne Angst vor der Warnermacht und Meldegewalt stumm scheinender Drähte, Jahre lang eine Wittelsbacherprovinz brandschatzen konnte. Sternickel, den das Müllergewerbe ausgebrütet haben sollte, galt als ein Ungeheuer aus dem finstersten Schlund mythischer Vorstellung. Der an Körperkraft stärkste, den Menschen wölfischste Mensch, den Einbildnerwille je träumte; dabei allem Gethier in Güte zugethan und besonders zärtlich dem sanft gurrenden Täubchen. Ein Riese, ein Vieh, ein Kind: Alles, was die im Masterbe der Sue und D'Ennery, Lytton-Bulwer und Conan Doyle speckig gewordene Romantik für das Bild eines großen Verbrechers braucht. Unzählige, hieß es, hat er geplündert und in Martern geschlachtet; unstillbar ist sein Blutdurst, unausschöpflich der Born seiner List. Durch dicke Mauern und dichte Gitterstäbe tappt er sich ins Freie; wer ihn zu halten glaubt, umklammert eines Entlaufenden Schatten. Wohin er sich verkrochen hat und wie schwer die Sündenlast ihn bebürdet, weiß kein Sterblicher. Als ein schmatzender Moloch hockt er wohl irgendwo und blinzelt aus nie satter Gier schon nach frischer Menschenfleischspeise. Unter der Mütze eines Bauernknechtes wird er gefunden. Mit drei jungen Strolchen, die der Zufall ihm warb, hat er den Hofbesitzer, dessen Weib und Magd gedrosselt; die Wohnstätte ausgeraubt, den Kindern und Hausthieren aber Labung bereitet; und den Leib des getöteten Hofbesitzers durch Feuersbrunst zu zerstören versucht. Moloch, wie er im Prophetenbuch Ezechiels steht: dessen Wink Menschen schlachtet und verbrennt. Die Knechtsgestalt ist sicher nur Larve. Dieses Scheusal braucht nicht von Schmalhans die Atzung zu holen. Das Ermittelungverfahren weitet den blutdunstigen Nimbus; muß ihn weiten: denn am sausenden Webstuhl der Zeit schaffen emsige Erdgeisterchen und wirken dem Ermittler das Kleid der Gottähnlichkeit. Der Kriminalkommissarius heftet des Namens Zukunft an seinen Kapitalverbrecher; den Reporter klebt erlaubte Geschäfts-

sucht an seinen Kommissar. Der wächst mit der Summe der Unholdsthaten; und müßte mit ihr schrumpfen. Drum wird Sternickel im Regirungbezirk Schwarzer Kunst sacht ein abgefeimter Gigant, der Ermittler ein Kriminologengenie, neben dem Dostojewskijs Untersuchungrichter Porphyrius uns kaum ein armer Pfuscher, Sherlock Holmes höchstens ein anstelliges Polizeihündchen dünkt. Nur dieses eines Hirnes Allgewalt vermochte den Listenreichen so zu umzingeln, daß nirgends eine Lücke, eine Ausbruchsmöglichkeit blieb; ihm alle Masken vom Antlitz zu nöthigen und nur das Gäßlein offen zu lassen, das thalwärts in reumüthiges Geständniß führt. Sternickel wehrt sich wie ein Löwe, in dessen Schädel Fuchsenschlauheit auf der Wacht liegt; doch der triebhaft ahnende, alle Zusammenhänge blitzschnell ertastende Geist des Kommissars bändigt ihn, wie des Beschwörers Starrblick die giftige Schlange. Sternickel leugnet zäh; ist aber vorgestern, unter der Rüttelfaust des Allumfassers, ins Wanken gekommen; gestern in ungemein wichtige Bekenntnisse überredet worden; heute völlig niedergebrochen. So (ungefähr) lasen wirs. Wochen lang. Auch, daß der Kommissar Zehnmännerarbeit bewältige; Tag und Nacht über Akten grüble; bis in den Nordosten Oberschlesiens des Denkens Faden fortspinne; ein Gebirg schurkischer Gräuel entschleiern werde, die, alle, wurden, weil Sternickel sie gewollt hatte. Dessen Gestalt färbt sich allgemach nun ins Höllenfürstliche. Und wie ein Mühlenwerk ächzt des Lauschers angstvoll wogender Athem.

Hofft Herr Omnes, einen vom Wirbel der Leidenschaft auf den Grat des Verbrecherwillens Gepeitschten am lichten Tag, ohne Eintrittsgeldaufwand, begaffen zu dürfen? Unter der Mehlstaubschicht eines Macbeth, hinter des Mistfahrers verjauchtem Schurz eines Raskolnikow Wesenszug wiederzufinden? Vor dem Abbild des vom Scheitel bis unter die Zehe mit Blut Getünchten die luftlos welkende Seelenhaut mit dem Prickelreiz frommen Grausens zu beleben? „Der Gedanke der Erbsünde ist der natürlichste, auf den der Mensch verfallen konnte. Wie oft thut der Mensch, was er schon bereut, bevor und indem er es thut! Wie oft ruft er: Pfui, spuckt ins Glas und leert es dennoch! Alles, was im Lauf der Zeit allgemeiner Glaube, unumstößlich scheinende Satzung wurde, auf das persönliche, individuelle Bedürfniß zurückzuführen, ist von der höchsten Wichtigkeit; nur dadurch gelangt man zu einiger Freiheit

der Erkenntniß. Man macht auf diesem Weg die merkwürdigsten Entdeckungen: die, zum Beispiel, daß Gottes Mantel aus dem Schlafrock des Menschen und aus dem Gespensteranzug seines Gewissens zusammengestückt ist. Die Menschheit läßt sich keinen Irrthum nehmen, der ihr nützt; sie würde an Unsterblichkeit glauben, auch wenn sie das Gegentheil wüßte. Eine Weltordnung, die der Mensch begriffe, wäre ihm unerträglicher als diese, die er nicht begreift." Das hat Friedrich Hebbel gesagt; der Friesenrecke mit den Fiedernerven der schamhaften Mimosa, der mit gleicher Sicherheit des Empfindungtones aus Hagens und Rhodopes, Etzels und Mariamnes Herzen sprach. Dieser große Erfühler und Dichter spätorientalischer und spätgermanischer Menschheit hat auch, mit geduldigerer und feiner behäuteter Hand als irgendein Anderer, die Wurzel zerfasert, aus der Mörderaffekt keimt, und ihren Stoff uns durch die vergrößernde Linse des Dramatikertemperamentes sehen gelehrt. Golo: da steht leibhaftig (und erklärt sich selbst leider nur allzu bewußt) der Verbrecherwille aus Leidenschaft. Und der ihm beklemmten Odems stürmisches Geseufz gab, flüchtet von so grassem Anblick auf eine Bülte, durch deren Schilfbesatz Urmuhmenweise raschelt: „Was Einer werden kann, Das ist er schon; zum Wenigsten vor Gott! Der Mörder und der Andere, der ihn des Mordes wegen zum Tod verdammt: worin sind sie unterschieden, wenn Gott, der mit der wirklichen zugleich alle möglichen Welten überschaut, erkennt, daß, bei anderer Verkettung der Umstände, Jener der Richter und Dieser der Mörder hätte sein können?" Entstrafft, die Ihr von den ortwigen Morden träumt, den Strang Eurer Hoffnung oder denket, wenn Ihr durchaus ein Vorbild aus dem Kampf zwischen Begierde und Gewissen ersehnt, an Feuerbachs „Raubmörder aus Eitelkeit", der, um einer durch Prunksucht entstandenen Schuldpflicht ledig zu werden, die Hirnschale des Schulklopfers Joseph Landauer zerschmetterte, eher als an den nach Genovevas Leib brünstigen Golo. Der hat nur, wenn unter der Eiskruste ersten Entsetzens ihm der Blutstrom auskühlt, mit den kalten Dutzendmördern Gemeinschaft; in den Sekunden nur, in denen er sich schwichtigen und dem Fegfeuer abbetteln will: „Ein Mord! Was ist ein Mord? Was ist ein Mensch? Ein Nichts! So ist denn auch ein Mord ein Nichts!" Ist die Kruste geborsten, dann siedets rasch wieder im Lebenssaft und der von Leidenschaft

hemmunglos Verwirrte sondert sich, mit allen Kanten und Zacken der Wesensart, deutlich vom homo delinquens. Schon Gall hat, vor neunzig Jahren, die Verbrecher in die von Affekt und die von Gewerbs=sinn bestimmten Rotten geschieden.

Sternickel wird sehenswerth, wenn er, mit gefesselten Gliedern, über den Zaun in den minder häßlichen Reigen der Jäheitsünder springen, als von ungerechter Schimpfrede des Bauers, der Bäuerin, der Magd bis ins Blut Gekränkten sich vor das Schwurgericht pflanzen will. Er wird hörenswerth, wenn er aus der Stoppelrede des wortarmen Landarbeiters und auf die rohe Ausdrucksform stolzen Stromers in die von Bohnerwachs blankgeriebene Zeitungsprache schlittert. „Meine Frau, die nicht weiß, daß ich auf solchen Wegen gewandelt bin, will ich nicht unglücklich machen.“ Nur danach entsteht im Schwurgerichtssaal der Oderstadt Frankfurt „große Bewegung“. Herr Omnes langt gierig nach der Gefühlshülse, der Lebensspielmarke, an die sein Tastsinn gewöhnt ist; und scheint, zum ersten Mal, in die Bereitschaft zu Mitleid geneigt. Weil er den Mörder des Lieferungromans, endlich das von Reuezähren aufgeweichte Ungeheuer zu erblicken hofft, dessen „Psyche“ der Reporter in einen Blätterstoß durchgepaust hat (damit keine Plantage auf die Dungzufuhr zu warten brauche). Doch das Strählchen verkohlt rasch und um Sternickel wirds wieder fahlgrau. Weder Gewitter noch Wolkenbruch. Wo blieb der blutdunstige Nimbus? Der Kranz aus den Sumpfblumen herbstender Romantik? Die Ueberfülle scheusäliger Enthüllung, die den Lungernden verheißen worden war? Mußte für diesen Ertrag ein Kriminologe von vielen Graden sich länger noch als der Weltenschöpfer plagen? Nicht nur die Monarchenmörder, von Aegisth, der Agamemnon erschlug, bis auf den irren Weltbeglücker, der in Saloniki jetzt einen König der Hellenen erschossen hat, kitzeln das Gedächtnißfell wohliger (denn sie hattens auf einen Nebenbuhler oder Tyrannen, den Thron= oder Bettlusträuber, den Wipfel eines gehaßten Stammes abgesehen): noch der Raubmörder aus Eitelkeit letzt den Gaumen reichlicher als dieser vervichte Müller, dem die Knechtsgestalt nicht Larve war und der über Leichen nur in Taglöhnerfron geschritten ist. Joseph Lepage, dessen Selbstbekenntniß Lombroso abgeschrieben hat, beugt sich über den geknebelten Strolch. Auch ein Wicht ohne besonderes Willens=

merkmal. Der als Fünfzehnjähriger dem arbeitsamen Vater, als Dank für ernsthaft milde Ermahnung, das Lebensmotto in den Bart speit: „Wer sich schindet, ist ein Rindvieh; habe ich erst ein Frauenzimmer, das mir jeden Tag vierzig Sous zinst, dann bin ich geborgen". Da er den Kochtopf, dem er Deckel sein dürfte, nicht sogleich findet, will er ein stilles Weibchen, seines Herbergers Gefährtin, töten, um ihr acht Francs zu nehmen. Dieses schäbige Motiv kleidet ihn aber allzu schlecht und er schminkt sich behend den Satyrkopf eines Lustmörders an. „Ich bebte, wenn ihre Haut mich streifte, und mußte ihr helfen, wenn sie die entzündete Brust verband. In solchem Drang hat michs übermannt. Den zuckenden, noch warmen Leib zu genießen: cela doit être un morceau de gourmet! Der Versuch mißlang. Ich habe ihr nur ein paar Centiliter Blut abgezapft: und soll nun fünfzehn Jahre im Höllenklima schuften. Lächerlich! Ja, wenn ich sie eine Viertelstunde lang in meinen Fängen gehabt hätte, gäbe ich gern meinen Kopf hin. Reue? Die bitterste; doch nur, weil ich so dumm war, beim Stoß falsch zu zielen. Fünf Millimeter tiefer: und sie verröchelte in meinem Arm." Der schämt sich des Diebsgewandes, sehnt sich in die Nähe Pranzinis, des in orgiastischen Messen gefeierten Marquis de Sade und wendet sich verächtlich von dem Raubmörder, den kein Mimenschwung aus stickiger Mulde hoch ins Interesse hebt.

Sternickel bleibt kalt und klar, wie, noch in gefährlichen Händeln, ein schlauer Bauer. Zwischen ihm und allen weicher Gebetteten ist Krieg; gilt seit Jahrzehnten nur das Höhlenrecht uralten Naturzustandes. Wenn es sein mußte, hat er gefront, daß der Fleißigste sich nicht neben ihm brüsten durfte. Vom Frühroth bis in die Nacht. Auf dem Feld und im Stall. Dann flogs ihm nur so von der Hand; und der Dienstherr schmunzelte und maß dem tüchtigen Knecht den Nachttrunk wohl einmal reichlicher zu. Gut. Nur: immer den Rücken krümmen, für Andere schwitzen, dem Fremden die Scheune füllen? Nein. Macht über Menschen erlangen, von ihrer Weide Futter erzwingen: Das wäre Trost und endlich sättigender Lohn. Wie aber erlangt Unsereins denn je, wie nur Macht über Menschen? Durch die von verschlagener List bediente Körperkraft. Durch das Geld, das sie ihm in den Beutel liefert. Verbrechen? Unsinn. Zwischen dem waffenlos in den Kampf ums Dasein Geschickten und den stärker Gerüsteten ist nicht

Rechtsgemeinschaft, ist niemals von Beiden beschlossene Lebensversicherung; ist immer nur Krieg. Der unter der Bewußtseinsschwelle vorbereitet und auf der Tenne, an der Mistgrube, in der Ackerfurche ausgefochten wird. Würde der Herr zaudern, ihn wegen Siechthums oder geringen Fehls wegzujagen? Krieg also; der Erdhöhlenzwist um Nahrung, Wärme, Gebieterrecht. Und wer zählt im Krieg fallende Blutstropfen? Augenmaß und Wahrnehmungfähigkeit sind so blöd, daß sie zur Schätzung des Abstandes von fernem Gewinn und naher Gefahr nicht ausreichen. „Was ist ein Mord? Was ist ein Mensch? Ein Nichts!“ Wird man ertappt, so gehts noch lange nicht an den Kragen. Ein Kerl, der zwei Zinken und Hauer hat, beißt oder kratzt sich durch und übertölpelt den Büttel, der für Litzchen und Zulage nicht ins offene Grab schielen mag und zwar alles Wahrscheinliche berechnet, für Unwahrscheinliches aber nicht vorgesorgt hat. Schwedische Gardinen sind kein Sargdeckel, Mauern von Mannesbreite nicht die Schollen, die der im Würmerverließ erwachende Arm nicht zu lockern vermag. Im richtig erspähten Augenblick die aller Voraussicht spottenden Gewaltmittel mobil gemacht: und der Sieg ist beinahe gewiß. Handeln im Weiten die großen Herren denn anders? Und ist das Ding schließlich nicht zu drehen, dann ist doch ein buntes Erlebniß, eins, in das Bleigrau des Frönertages geprasselt und ein im Riesenbetrieb der Bürgerwirthschaft unbeachtetes Rädchen für eine kurze Frist wenigstens in den Lichtkreis gerückt. Weshalb aber soll Einem, der stracks auf sein Ziel losgeht und nichts Unkluges, nichts unklug thut, Alles mißlingen? Hier lagert Geld genug für den Lebensrest. Eine gute Brise treibt Gehilfen herbei. Bauer, Bäuerin, Magd in festen Schlingen gedrosselt. Die Töchter, damit sie nicht heulen und zu unnöthiger Metzelei zwingen, in den Schrank gesperrt. Futter und Trank für das Vieh; sonst brüllt es zur Unzeit. Nichts Unnützliches; hübsch nüchtern bleiben und nichts Nothwendiges versäumen. Der Briefträger? Die Herrschaft ist verreist. Den Kadaver in die Strohmiete, die schnell in Brand kommt. Arbeit; wie andere. Dann, mit den bequem am Leib zu bergenden Beutetheilen, in die Nacht hinaus. In dem Ding müßten zwölf Teufel und ihre Großmutter sitzen, wenn es nicht zu drehen wäre.

Ist aber nicht. Und Sternickel muß dran glauben. Diesmal, weiß er, entwischt er nicht wieder. Seine Schliche sind ruchbar.

Wie ein wildes Thier wird er in den Käfig gepfercht. Keine Klage; so gehts im Krieg. Und daß dieser verloren ist, könnte nur ein Tropf noch weglügen. Einen Vertheidiger von Ruf herwinken, einen aus dem berliner Troß, der jeder Lärmrolle nachjagt? Der würde, um in der Zeitung nie zu fehlen, täglich zehnmal das Wort fordern; mit Gericht und Staatsanwalt raufen; seinen Aerger ins Protokol spritzen; das Mandat wie ein verlaustes Trödelstück schwenken; sein Rügerecht mit Puschel durch den Saal tummeln; hinter das Gespenst unvermeidbarer Revision den Entschluß hissen, beim nächsten Unglimpf von dem Oderfort grimm nach Berlin zu weichen und den Angeklagten schutzlos zu lassen; schließlich, wenn alle Raketen verknallt sind, in Psychologie plätschern und der Thränendrüse die Offizialleistung auspressen. (Nach dem berüchtigten Muster: „Daß mein Klient Vater und Mutter gemordet hat, darf und will ich nicht beschönigen; Ihre Gewissenspflicht aber, meine Herren Geschworenen, ist, ernstlich zu erwägen, daß er zur Waise wurde!") Solchen Quark beleckt hier doch Keiner. Am Liebsten zerrisse die Volkswuth den Mörder. Der riecht die Stimmung; und wickelt sich stramm in Gleichmuth. Weder Abruzzenpose noch Zusammenbruch in den Tümpel der Reue. Stämmig sitzt er, ist mit jeder taktischen Wendung des Prozeßführers zufrieden und drückt sich an Ja und Nein nie feig vorbei. Die Hemmung, die Menschenhirne von aller Thierheit trennt, hat er nicht; aber trutzigen Muth bis ans Ende. Auch noch ein Bodensätzchen von dem Korsarenhumor, der ihn einst vor vielen Ohren höhnen ließ: „Die Polizeisippschaft hat keine Augen im Kopf; sonst hätte sie den Sternickel, der (ich bin aus dem selben Dorf) gar nicht zu verkennen ist, längst aufgegriffen". Die Polizei haßt er wie je ein Frommer den Satan; dem Kommissar ein garstiges Läppchen ans Zeug zu flicken, ist ihm noch in Fesseln Genuß. Auch den Gehilfen ist er nicht hold. Die drei Jämmerlinge haben von dem verhagelten Ding wenigstens Etwas gehabt: sich randvoll gesoffen, in Autos gebummelt, den Radrennern zugegröhlt, mit willigen Mädchen geschlafen. Er hatte nichts, gar nichts als die Last der Zurichtung und das Elend der Flucht. Und die grünen Bengel, die vor Groschendirnen die That ausgeschwatzt, dann ihn verpfiffen haben und jetzt flennen, der Gedanke an Mord oder Totschlag sei ihnen nie genaht, diese ruppigen Zuhälter sollen mit blauem Auge davon? Nein. „Alles,

was Recht ist.“ Sternickels Rechtsgefühl bäumt sich; und billigt dann den Spruch, der ihn dreimal, zwei Helfer zweimal zum Tod verurtheilt und nur den jüngsten Gesellen auf fünfzehn Jahre ins Gefängniß schickt. Auf die letzte Karte, die einzige, die noch auszuspielen war, hat er selbst wohl kaum eine Hoffnung gesetzt. Er wollte sich als ruhigen, auf seine besondere Weise ehrlichen Mann präsentiren, Unbestreitbares frank zugeben und nur behaupten, was bündig nicht als falsch zu erweisen war: daß seiner Absicht Ziel Betäubung und Raub gewesen sei, doch nicht Mord. Diese Nothschanze war von einem Unbescholtenen nicht zu halten. Wer so würgt und das Schädeldach prügelt, hat, allermindestens, die Möglichkeit des Totschlages in sein Bewußtsein aufgenommen. Wider Sternickel zeugte obendrein die verjährte Schuld. Und der vom Staatszwang ihm verpflichtete Anwalt sprach für den Mörder kein armes Wörtchen. Würdiger war diese steife Absage als ellenlanges Rabulistengeplärr oder gar der Versuch, den Mörder vom Richtblock weg ins Irrenhaus zu schmuggeln. (Wer sich in Mord gewöhnt, sieht die Relation von Gewinn und Gefahr freilich so falsch, daß ihm die Willensschranke verrückt wird und er den Normalen nicht mehr zugehört; ihn sofort und für immer unschädlich zu machen, ist dennoch die Pflicht jeder von ihm gestörten Rechtsgenossenschaft.) Aber ein gefesselter Mensch, in höchster Lebensgefahr, ein noch so verthierter, ohne den Schild menschlicher Fürsprache: kein Lenzfeierglanz verklärt uns das Schreckensbild.

Als Fedor Michailowitsch Dostojewskij, der grundlos des Trachtens nach Aufruhr verdächtigte Dichter, in der Peter-Paul-Festung das Todesurtheil hörte, hielt er sich still. Als auf dem Richtplatz, vor dem Galgen, der Wink eines weißen Tuches den Henker zwang, den irren Grigoriew vom Pfahl loszubinden, floh das Blut Fedors Michailowitsch, dem die Halsschlinge schon geknüpft war, in die Herzkammer zurück. Als ihm der Gnadenerlaß des Zaren vorgelesen wurde, überstömte die Wangen des zum Tod Bereiten jäh die Purpurwelle der Scham: denn diese Begnadigung empfand er „wie unnöthigen und häßlichen Schimpf.“ In Sibirien litt er, als Zuchthaussträfling, unter Entbehrung, Arbeitzwang, Kettengewicht, Leibes und Geistes Noth nicht so wie unter der Wucht der Verachtung, die sich von ihm wandte, des mit Furcht

gesprenkelten Hasses, der aus jedem nicht wegschweifenden Auge ihn und Seinesgleichen anfunkelte. Almosen wurde zum Seelenlabsal; und die Erlaubniß, ein Kupfergeldstück ins Kirchenbecken zu legen, leuchtete wie Sonnenaufgang ins Gemüth und weckte aus finsterem Schacht die Zuversicht: „Vor Gottes Blick bin auch ich ein Mensch; sind wir, Alle, den nicht in Eisen geschirrten, nicht von der Peitsche umdräuten Menschen gleich.“ Ostern wird eingeläutet. Die Freien, Reichen, Vornehmen drängen sich auf die bequemsten Sitze. Weitab, an der Schwelle, kauern die Elenden; Krüppel, Bettler, das Zuchthausvolk. Aus ihrem demüthigen Gebet lodert Inbrunst, die reine Flammensäule frommer Andacht. Und da im Morgengrau nun selbst den vom Staat Geächteten das Sakrament des Abendmahles gespendet wird und über dem Kelch des Priesters Mund den Herrn anfleht, auch in dieser Stunde dem ärmsten Schächer nicht die Aufnahme zu weigern, klirren hundert Ketten; liegen hundert Dürstende vor dem Erlöser im Staub; stehen hundert von Trost Gelabte auf und schleifen, neuer Wegzehrung froh, die Fessellast weiter. Und dem Dichter dämmert noch schöner ein Tag. Dem von der Morgenarbeit Heimkeuchenden schreitet eine Frau sammt einem kleinen Mägdlein entgegen. Das schaut den beladenen, vergilbten Mann; und reckt sich ans Ohr der Mutter. Der Sträfling erblinzelt noch, wie die Frau aus ihrem Bündelchen eine Münze nimmt. Nun hört er rasche Füße hinter sich; und schon hat das liebliche Kind ihn überholt. „Hier, armer Mann; um Christi willen!“ Hartes drückt sich in die sanft entballte Hand. Und das scheue Vögelchen fliegt wieder der Nestschützerin zu. „Eine Kopeke! Ich habe sie lange aufbewahrt“: erzählt Dostojewskij. Weder das Kind noch die Mutter ahnte, daß ihre Gabe Einem zukam, der sich durch irgendein Wesentliches von den Kettengefährten unterschied. Den Unglücklichen, in Verbrechen Gestrauchelten wollten sie erquicken; nicht einen Dichter ehren. Eines jungen Soldaten Witwe und Waise. Der Mann, der Vater war eines Zuchtmangels verdächtigt, in Untersuchung gezogen worden und im Gefängnißspital gestorben. Eigenes Leid hatte sie, Mutter und Kind, Mitleid gelehrt. „Hier, armer Mann; um Christi willen!“ Noch blühte kein Lenz; in Frost starrte duftlose Erde. Aus der Grabesnacht aber war in Morgenduft ein Heiland erstanden.

Plectuntur Achivi.*)

Ça y est, berichten die Diplomaten. Jetzt sind wir so weit, sagt seufzend und resignirt der Deutsche. Alterirende und alliterirende Nix- und Neckpolitik hat es dahin gebracht, daß heute die Lage Deutschlands von höchster Stelle aus der Preußens

*) „Man will tausend Millionen Mark ohne Zinspflicht haben. Dem Schacher mit den Parteien ausweichen. Die Masse nicht reizen. Der Wohlhabende lärmt nicht; macht keinen Putsch; zittert, als schäbiger Protz verrufen zu werden; trotzdem er schon mit direkten und indirekten Steuern überbürdet ist. Also: permanenter Zuschlag in Preußen, Vermögensabgabe im Reich. Jahrhundertfeier? Das Rezept aus dem Rom der Caesaren, dem Paris des großen und des kleinen Bonaparte. Ist die Flasche einmal entkorkt, dann wird, wider jedes Gelübde, noch oft draus genascht werden. Sieben Zehntel des Volkes sind (weil sie nichts zu zahlen brauchen) kreuzvergnügt, drei heucheln freudigen Opferwillen." Das habe ich vor vierzehn Tagen gesagt. Hier ist, endlich (in England hätten, ohne Furcht vor Schimpfrede, schon zehn Lords laut gesprochen), Einer, der nicht mitheucheln will. Ein deutscher Standesherr, der, wie jeder anständige und verständige Mensch, weder sein Blut noch sein Gut dem Vaterland weigern würde, wenn Nothwendigkeit beföhle; wenn der Feind vor dem Thor stände; wenn die Kräfte der Volkheit erschöpft wären. Daß wir in den Zustand so schwerer Noth abgeglitten seien, muß das Ausland glauben, wenn es sieht, daß dieselben Leute, die früh und spät wider die „Seuche des Sozialismus" zetern, nach den bekanntesten Eisenbartrezepten der Kommunisten Germaniam zu „kuriren" trachten. Bodenenteignung in Preußen, Konfiskation von Vermögensstücken im Reich: wer nach solcher Leistung noch den Sozialismus in den Abgrund zu verdammen wagt, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Daß am Landesschutz nur der Besitzende interessirt, nur er verpflichtet sei, die Kosten für Heer und Flotte auf sich zu nehmen, haben Marxens lange vor Bethmanns Jüngern gesagt; die rothen sind nur schlau genug, um zu erkennen, daß man eine Milliarde niemals aus dem Nationalbesitz nehmen kann, ohne die Nation, als Gesammtheit, zu schwächen. Das werden die blauen Apostel, wie jede Erscheinung des Himmels und der Erde, zu spät sehen. Auch, daß ihr Plänchen dem Grundgedanken allgemeiner Wehrpflicht grob widerspricht: denn dieser Gedanke will eben, daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden getragen und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Was Graf Preysing empfiehlt, brächte immerhin eine Linderung. Aber den Wahn, daß irgendein Schwur oder das Almosen der Bundesfürsten die Wiederholung so bequemer und populärer Geldmacherei hindern könne, hegt wohl nur kindliche Einfalt.

im Jahr 1813 mit einem Schein von Recht verglichen werden kann. Ungefähr eine Milliarde einmaliger und an fortlaufenden Ausgaben ungefähr die Zinsen von fünf Milliarden Mark sind nach der Anschauung der Reichsleiter nöthig (nicht etwa, um einen Krieg zu führen, der Deutschland nach Ost oder nach West Luft verschaffen würde, sondern), um die Existenz Deutschlands weiter zu fristen. Die Milliarde soll durch den Besitz in Form einer einmaligen Abgabe vom Vermögen in kurzer Frist aufgebracht werden. Das ist der Plan, der von fast allen Blättern bejubelt wurde. Sehen wir uns die Sache einmal näher an.

Von den Drahtziehern abgesehen, scheint noch völlige Unklarheit über die Tragweite des Vorschlages zu bestehen. Die Zahlung einer einprozentigen Abgabe vom gesammten Vermögen käme, in dem für den Steuerträger günstigsten Fall, einer Abgabe von 25 Prozent des aus dem Besitz fließenden Einkommens gleich. Dabei ist vorausgesetzt, daß das ganze Vermögen, nach dem Abzug aller anderen Lasten und Steuern, einen Ertrag bringt, der 4 Prozent des Gesammtwerthes darstellt. Rentirt sich das Gesammtvermögen, zum Beispiel, nur zu 2 Prozent, so käme die einmalige Abgabe einer von 50 Prozent des Einkommens, rentirt es sich nur zu 1 Prozent, so käme sie einer von 100 Prozent des Einkommens gleich. Die Siebengescheiten, die Alles, was man ihnen zum ersten Mal im Leben sagt, selbstverständlich finden, werden solche Konstatirung für höchst überflüssig halten. Daß sie es nicht ist, geht schon daraus hervor, daß wohl redigirte, die Politik der rechten Seite oder der Mitte vertretende Blätter von einer Staffelung der Abgabe bis zu 5 Prozent, also im günstigsten Fall bis zu 125 Prozent des Einkommens aus Vermögen, gesprochen haben, ohne daß der Redakteur, der den Bürstenabzug durchlas, vom Schlag gerührt wurde. Ob 25 bis 100 Prozent einmaliger Abgabe vom Einkommen aus Vermögen „viel" oder „wenig" ist, möchte ich nicht erörtern. Festgestellt sei aber, daß bis heute nur die Einkommen, die einem Vermögen von mindestens 5 Millionen entsprechen, einen Satz von 5 Prozent zahlen. Einen Satz, der bei den Berathungen der Einkommensteuerfrage in der bayerischen Kammer der Reichsräthe schon als recht hoch von den berufenen Vertretern von Handel und Industrie bezeichnet wurde.

Solche einmalige Abgabe ist nicht eine Steuer, sondern eine Kriegskontribution und muß, wie jede gewaltthätige Ausnahmemaßregel, über die rein finanzielle Belastung, die sie auferlegt, hinaus, durch den bloßen Schrecken und durch die Erschütterung des Vertrauens in die Stabilität der Verhältnisse verwüstend wirken. Man hat diesen Vorschlag unseres guten Kanzlers genial ge-

nannt. Es ist wahr: vom Genialen hat er das Einfache; aber Einfachheit allein genügt doch nicht. Das Ausland muß den Eindruck erhalten, daß es sich hier um eine der Anstrengungen handelt, die, gerade weil sie heroisch sind oder heroisch scheinen, das letzte Aufflackern einer verglimmenden Lebenskraft andeuten. Dem Ausland wird, deutlicher, als nöthig wäre, klargemacht, daß für Deutschland Sein oder Nichtsein die Frage ist und daß unüberbrückbare Gegensätze und unüberwindliche Schwierigkeiten die Regirung hindern, auf dem Weg normaler Besteuerung die Bedürfnisse des Reiches zu decken. Der Kredit (jetzt sogar schon der finanzielle) des Reiches muß im Ausland schweren Erschütterungen ausgesetzt werden, wenn das Wesen der Impulsivität, des Spontanen, nun auch auf das bisher verschonte Gebiet der doch die äußerste Nüchternheit fordernden Finanzgebahrung übertragen erscheint. Ferner muß die Thatsache, daß durch solche einmalige Abgabe die Rüstunginvestitionen gleichsam mit einem Mal abgeschrieben werden, die Militärverwaltung natürlich reizen, in kürzester Zeit wieder mit ähnlichen Forderungen hervorzutreten.

Aber nehmen wir einmal an, die Milliarde sei erstens nothwendig und zweitens auf keinem Wege als auf dem der einmaligen Abgabe ohne schwere Schädigung der Reichsinteressen zu beschaffen: selbst dann kann es sich vernunftgemäß (wenn auch nicht naturgemäß) nur um die Heranziehung aller Zahlungfähigen, und zwar im Verhältniß ihrer Zahlungfähigkeit, handeln. Der „sehr hohen Stelle“, der die Aeußerung zugeschrieben wird: „1813 war ein Opferjahr, lassen wir es 1913 für Jedermann auch sein; denn die Zeiten sind kaum weniger ernst als vor hundert Jahren“ scheint dabei dunkel das Gefühl vorgeschwebt zu haben, die Abgabe vom Vermögen sei eine Heranziehung aller Zahlungfähigen nach dem Grade ihrer Leistungfähigkeit. Ist sie Das? Antwort: Nein. Irgendein Bredereck, der seine Anwaltshonorare in der Höhe von ungefähr 50 000 Mark jährlich gewissenhaft am Turf und beim Buchmacher verspielt, zahlt aus diesem Einkommen nichts. Der Portier eines großen Hotels, ein Oberkellner, der 12 bis 30 000 Mark an Trinkgeldern einnimmt, betheiligt sich nicht an dieser Gold- für Eisen-Gabe. Ein Güterhändler, der mit einem Kapital von 50 000 Mark, das außer der Taschenuhr sein einziges Vermögen ist, 20 bis 40 000 Mark „macht“, weil er es zwei- oder viermal im Jahr mit einem Nutzen von 10 bis 20 Prozent umsetzt, zahlt bei 1 Prozent Abgabe vom Vermögen 500 Mark, während ein Bauer mit einem Hof im Werth von 100 000 Mark, der ihm mit knapper Noth, wenn er die Arbeit nicht rechnet, 4000 Mark einträgt, 1000 Mark zahlt. Ein Großgrundbesitzer mit Gütern im

Werth von 5 000 000 Mark, die ihm 150 000 Mark einbringen, zahlt 50 000, während ein Bankdirektor, der mit 3 000 000 Mark Kapitalvermögen und fünfzig Aufsichtrathsstellen, die, im Durchschnitt, 5000 Mark bringen, also 120 000 + 250 000 Mark Einkommen hat, nur 30 000 zahlt. Warum ein Bauer mit 50 000 Mark Vermögen und 2000 Mark Einkommen 500, der benachbarte Viehhändler mit 10 000 Vermögen und 4000 Mark Einkommen nur 100 zahlen soll, ist unerfindlich und wäre nur durch die Annahme zu erklären, daß bei diesem Gesetzentwurf die Leute Pathen waren, die, wenn auch vermögend, nach ihrer Tradition ein Einkommen zu beziehen gewohnt sind, das jedes normale Verhältniß zwischen Vermögen und Einkommen weit übersteigt. Die Vermuthung drängt sich geradezu auf, daß Kreise, die bei Hof allmählich den Junker zu ersetzen beginnen und die in Folge ihrer großen repräsentativen Ausgaben bei sehr hohen Einkommen ein (natürlich nur relativ) kleines Vermögen besitzen, unter dem Mantel kaum zu meisternden Patriotismus die Abgabe vom Vermögen, statt vom Einkommen, vorgeschlagen haben, wohl wissend, daß Das für sie und ihre Sippen und Magen das denkbar kleinste Uebel sei.

Wenn eine Steuer, die den Charakter einer Kriegskontribution hat, unabweislich ist, so werde Jeder, der zahlen kann, nach der Maßgabe seiner Zahlungfähigkeit herangezogen. Dieser ganz selbstverständlichen Forderung wird durch eine Kontribution genügt, die vom Vermögen ohne Rücksicht auf das Einkommen und vom Einkommen ohne Rücksicht auf das Vermögen erhoben wird. Die Begeisterung, mit der die Abgabe vom Vermögen in den Blättern der linken Parteiseite begrüßt wurde, wird dann zwar verblassen, aber dadurch, daß die prozentualen Sätze der einmaligen Abgabe, wenn sie vom Vermögen und vom Einkommen erhoben wird, beträchtlich ermäßigt werden können, wird vielleicht die Abwanderung von Kapital in größerem Umfang, die als Hauptgefahr am Himmel steht, vermieden werden. Denn 25 bis 40 Prozent von dem aus dem Vermögen fließenden Einkommen werden die Wenigsten, die sich und dieses Vermögen mobilisiren können, zahlen wollen; um so weniger, als die Abgaben dieser Art aus leicht erkennbaren Gründen zur dauernden Institution werden müssen.

Wir haben das direkte, gleiche, geheime und allgemeine Wahlrecht. Da der größte Theil der auf Grund dieses Wahlrechtes zur Wahl Berechtigten schon wegen der geringen Bildung und der täglich bis zur Erschöpfung zu leistenden Arbeiten, die eine intensive Beschäftigung mit anderen Dingen nicht gestattet, den Fragen und dem Verständniß der Politik fern steht, giebt bei den Wahlen der Theil der Bevölkerung, dem die Fähigkeit zum Verständniß poli-

tischer Fragen gänzlich abgeht, den Ausschlag. Da unter einem solchen Wahlrecht naturgemäß der Wahlkampf von dem Volkstheil entschieden wird, der keine oder geringe direkte Steuern zahlt, und da diesen Massen das Verständniß dafür abgeht, daß Steuern, die den Besitzenden belasten, in ihrer Rückwirkung auch von ihnen getragen werden müssen, so ist vorauszusehen, daß für die Zukunft jede den Konsum belastende Steuer von vorn herein als undurchführbar gelten wird, um so mehr, als jeder im Reichstag mitstimmende Abgeordnete sein Mandat, wenn nicht ganz, so doch zum größten Theil dem politisch unverständigsten und am Gang der politischen Ereignisse uninteressirtesten Theil der Bevölkerung verdankt. Neue Bedürfnisse des Reiches werden aber schon deshalb rasch entstehen, weil die russische Volkskraft mit der finanziellen Hilfe Frankreichs stets in der Lage ist, jede militärische Anstrengung Deutschlands nicht nur sofort auszugleichen, sondern auch zu überholen. So wird, wenn unsere neuen Formationen geschaffen sind, auch das mangelnde Gleichgewicht der militärischen Kräfte zwischen Deutschland auf der einen, Rußland und Frankreich auf der anderen Seite nicht nur wieder hergestellt, sondern zu Ungunsten Deutschlands verschärft sein.

Am vierzehnten Juli 1789 jagte Ludwig XVI. im Compiègne und schrieb dann in sein Tagebuch: „Einen Hirsch geschossen; sonst nichts." Am selben Tag war die Bastille gestürmt worden. Etwa drei Jahre später saß der König als Gefangener im Temple.

Wir, Konservative, Freikonservative, wir vom Centrum, von den Liberalen, sogar wir vom Freisinn kämpfen, Jeder in seiner Art, einen nicht aussichtlos scheinenden Kampf gegen die Sozialdemokratie. Nein: wir kämpften ihn. Die „rettende That" Bethmanns, die 25 bis 100 Prozent vom Einkommen aus Vermögen als angeblich einmalige Abgabe fordert, wäre schon die Revolution. Auf diesem Wege erledigt sich ohne Schaffot und ohne Barrikaden allmählich Besitz und Kapital von selbst. Der Vermögende würde in die Rolle des Verwalters eines Staatsgutes herabgedrückt, von dem ihm nur ein kärglicher Theil als kaum auskömmliches Gehalt bleibt. Das sind die Folgen, die zunächst sichtbar werden müssen. Daß die besitzlose, aber reichlich verdienende Masse indirekt in Mitleidenschaft gezogen wird, ist gewiß, aber der Versuch, ihr es zu predigen, nutzlos. Massen kann man regiren oder beschwatzen; überzeugen kann man sie nicht.

Das dem direkten, geheimen, gleichen und allgemeinen Wahlrecht so ganz entgegengesetzte Dreiklassenwahlrecht im Königreich Preußen verhindert, da es den Besitz und damit indirekt die Intelligenz zu (wenn auch beschränkter) Geltung kommen läßt, daß

im Reich und in Preußen die Segnungen unseres Reichstagswahlrechtes, die Graf Tisza neulich richtig bezeichnete, in ihrer vollen Verderblichkeit fühlbar werden. Trotzdem wurde, um die Unannehmlichkeiten einer politischen Stunde zu überwinden, dem unzuverlässigsten Bundesstaat, Elsaß-Lothringen, das direkte, geheime, gleiche und allgemeine Wahlrecht aufgehalst, ein Wahlrecht, das über Kurz oder Lang sämmtliche Parteien zwingen wird, mit den dortigen Irredentisten zu paktiren. Und wenn die preußischen Stimmen im Bundesstaat für das Reichstagswahlrecht in Elsaß-Lothringen eintreten, wird die Aufrechterhaltung des Dreiklassenwahlsystems in Preußen auf die Dauer unmöglich. Der selbe Muth zur Thorheit hat dazu geführt, eine Kontribution vorzuschlagen, die kein Briand und kein Jaurès, kein Sozialistenführer Frankreichs vorzuschlagen wagt, wenn er ihrer Ablehnung nicht sicher ist.

In zeitlichem Zusammenhang mit der von „sehr hoher Stelle“ ausgehenden Behauptung, 1913 sei für Deutschland, was für Preußen 1813 war, steht die Thatsache, daß im Marineetat die erste Rate für den Bau einer neuen Kaiseryacht gefordert wurde. Gesammtausgabe: 18 000 000 Mark. Wie wir im Reichstag vertreten sind, wird dadurch offenbar, daß eine solche Forderung in solcher Zeit nicht einen einstimmigen Schrei der Entrüstung von rechts nach links und von links nach rechts im Reichstag hervorruft. Achtzehn Millionen! Wenn eine einprozentige Abgabe vom Vermögen von hunderttausend Mark erhoben wird, so bilden diese achtzehn Millionen die Summe, die achtzehntausend deutsche Bauern als „Gold- für Eisen-Gabe“ zahlen müssen und um deren gefälligen Nachlaß (auf den Kopf tausend Mark) sie ergebenst bitten werden.

Nicht richtig ist, was man den guten Leuten im Reichstag erzählte: daß eine solche Yacht ein unabweisbares Bedürfniß, daß (wie treuherzig!), um die Manöver zu leiten, ein solches Schiff erforderlich sei. Abgesehen davon, daß auf dem Schlachtschiff „Kaiser“ (Kostenpunkt 60 Millionen), sehr zum Schaden des Gefechtswerthes des Schiffes, üppig ausgestattete Räume für den Kaiser reservirt sind, bieten auf jedem anderen Schiff die Kommandanten- und Admiralsräume reichlich ein genügendes Unterkommen. Aber auch für die Möglichkeit, ins Ausland, etwa zum Vergnügen nach Korfu zu fahren, ist vorgesorgt. Wir haben das schöne und schnelle Schiff „Hohenzollern“, das der Inbegriff des Luxus und des Komforts ist. Es ist schon recht alt? In der Theorie: ja. Aber die „Hohenzollern“ ist doch wohl mehrmals und mit erheblichen Kosten, die das Reich zu tragen hatte, in den Stand gesetzt worden, der auch stets sich steigernden Bedürfnissen an Komfort und Luxus ent-

spricht. Wenn solche Summen anstandlos bewilligt werden (noch hat der Reichstag nicht endgiltig entschieden), dann darf eine Kontribution, die, wie sogar offiziös betont wurde, nur mit Substanzverlust des Vermögens zum Theil bezahlt werden kann, weder von Arm noch von Reich erhoben werden. Und dann wiegt der Entschluß, an dieser einmaligen Kontribution sich zu betheiligen, um so weniger schwer, als die preußische Civilliste im vorigen Jahr um die Zinsen von fünfzig Millionen Mark erhöht wurde.

Wenn die Kriegskontribution in der Höhe einer Milliarde vom Reichstag bewilligt wird (und er soll sie bewilligen), wenn, unter Schonung der kleinen Einkommen und der kleinen Vermögen, jeder Zahlungsfähige mit größerem Vermögen oder größerem Einkommen herangezogen wird, dann wird diese außerordentliche und seit hundert Jahren einzig dastehende Abgabe am Ende erträglich sein. Aber wenn wir in einer Situation sind und nach Mitteln greifen, die innen und außen den Eindruck machen müssen, daß es, wie man in Bayern sagt, „auf d'Letzt' geht," dann darf, gerade weil es sich nicht darum handelt, weil es sich leider nicht darum handelt, die letzte Kraft zum letzten, entscheidenden Schlag zu sammeln, weil die exorbitanten Ausgaben für Heer und Marine nicht nur dauernde, sondern auch steigende sein müssen, wohl erwartet werden, daß alle entbehrlichen Ausgaben unterbleiben, daß alle zu entbehrlichen Zwecken verfügbaren Mittel zur Verwendung für Heer und Marine herangezogen werden.

Wie das Alles so gekommen ist? Davon vielleicht ein anderes Mal; so weit es nöthig scheint, es auf diesen Blättern noch auszusprechen. Für heute sei nur bemerkt, daß der Geist einer Politik, der in der im Oktober und November „kursstützend" verbreiteten Aeußerung erkennbar wurde: „Ich weiß gar nicht, was Ihr mit Eurer Panik habt; so lange ich da bin, giebts keinen Krieg," das deutsche Volk einmal eine Milliarde und die Zinsen von fünf Milliarden an fortlaufenden Ausgaben zunächst kostet.

Unter solchen Umständen mußte der deutsch-österreichische Bluff (von Krieg wollen wir gar nicht reden) im Jahr 12/13 eben so wie der deutsche vor Agadir demaskirt werden und scheitern.

Schloß Moos. Graf von Preysing,
Erblicher Reichsrath.

Anmerkung des Verfassers: Bei der Betrachtung des Falles Sohst-Rehberg ist beweglich Klage über die angeblich mangelnde Information des Kaisers geführt worden. Ich bitte, das Vorstehende als den Versuch einer vom Kaiser sicher gewünschten Information aufzufassen.

Saint Evremond und Hortense.*)

Saint Evremonds Gesundheit litt unter dem englischen Klima, und als Anfang 1665 in London die Pest auftrat, flüchtete er nach Holland. Wißbegierig und gut empfohlen, lernte er das Land und die Menschen kennen, vornehmlich die ersten unter diesen, den Staatspensionar Johann de Witt, der Holland regirte, wie den jungen Prinzen von Oranien, der, ein ernster, trauriger, früh gereifter Knabe von fünfzehn Jahren, in seinem Palast ein Gefangener der herrschenden Partei, seine Stunde und den Fall des Regenten erwartete. Saint Evremond hatte fast überall das Glück, die geschichtlichen Thaten im Keim zu sehen und die Vollbringenden zu beobachten. Er schloß Bekanntschaft oder erneuerte sie mit französischen und fremden Diplomaten, dem Kaiserlichen Gesandten Baron Lisola, dem Französischen Gesandten Grafen von Estrades und dem hageren Portugiesen Melos de Ponde, mit dem er lange im gleichen Frauendienst am Spieltisch sitzen sollte. Er hat den Umgang mit Diplomaten, die zu sprechen wie zu schweigen wußten, immer gepriesen. Er sah den stets geschäftigen Gourville in Breda wieder und lernte im Haag den liebenswürdigen Erbprinzen von Toskana kennen, den er durch seine Höflichkeit verpflichtete (Saint Evremond bot ihm seine Zimmer an, die der Prinz nicht annahm) und der ihm von da an jährlich durch eine Sendung südlicher Weine das willkommenste Zeichen freundlicher Erinnerung gab. Er sah aber auch einen viel größeren Mann, der damals still in Holland weltbedeutende Werke schuf, und hat von ihm erzählt. „Dieser Spinoza, sagte mir Herr von Saint Evremond eines Tages," schreibt Desmaizeaux, „war mittelgroß und hatte einen angenehmen Gesichtsausdruck. Sein großes Wissen, seine Bescheidenheit und Uneigennützigkeit machten, daß alle Leute von Geist ihn achteten und seinen Umgang suchten. Im gewöhnlichen Gespräch gab er die Anschauungen nicht zu erkennen, die man in seinen nachgelassenen Schriften ausgesprochen findet. Er gab die Existenz eines von der Materie unterschiedenen Wesens zu, das die Wunder auf natürlichem Wege gewirkt und die Religion eingesetzt hatte, um des Gehorsams willen, aber auch, damit Gerechtigkeit und Liebe geübt würden. Dies, fügte Herr von Saint Evremond hinzu, hat er auch nachher in seiner ‚Politischen Theologie' zu beweisen gesucht." Dennoch langweilte sich Saint Evremond unter den vernünftigen Kaufleuten und kühlen Frauen des ver-

*) Aus der Einleitung in das schöne, seltsam anmuthige Werk „Schriften und Briefe des Herrn von Saint Evremond und die Memoiren der Herzogin von Mazarin", das Herr Dr. Karl Federn (bei Georg Müller in München) in reizvoller Ausstattung erscheinen läßt.

nünftig regirten Landes. Er vermißte die farbigen und gefährlichen Aufregungen und Galanterien Frankreichs und des Hofes. Auch Geldverlegenheiten quälten ihn. Er hatte die Pension, die er vom Staat erhalten, verloren und konnte die anderen Gelder, die er in Frankreich stehen hatte, nur schwer ins Ausland ziehen. Darüber kam er fast mit seiner Freundin Ninon auseinander, die ihm für einen ihrer gemeinsamen vergnügten Freunde, den ewig verschuldeten Delbène, gebürgt hatte; aber er mußte bekennen, daß er ihr Unrecht gethan; sein Vorwurf war ein etwas ironischer Verzicht auf seine Rechte gewesen, den sie sehr übel nahm, dann aber bereitwillig verzieh. Er empfand die Fremde, die Noth, die beginnende Flauheit des Alters.

Damals war Sir William Temple Englischer Gesandter in Holland. Selbst ein Literat von großer Meinung und bescheidenen Gaben, gehörte er zu Saint Evremonds Freunden. Und er konnte ihm eines Tages mittheilen, daß der Staatssekretär Lord Arlington ihm geschrieben: der König wünsche Herrn von Saint Evremond wieder in London zu sehen. Gern ging Dieser nach England zurück, wo Karl II. ihn zum Gouverneur einer kleinen Insel ernannte, auf der nur Enten lebten, die für die königliche Küche bestimmt waren. Mochte die Ernennung ein Scherz des witzigen Stuart sein, mit dem er Saint Evremonds Tafeltalente ehren wollte: jedenfalls war die Stellung ein Vorwand für einen angenehmen Jahresgehalt von dreihundert Pfund Sterling. Lange ehe er Frankreich verlassen, hatte Saint Evremond einen Theil seiner Ersparnisse seinem Freunde Créqui gegen eine Leibrente von sechshundert Francs übergeben; auf gleiche Weise verschaffte er sich in England eine weitere Rente von hundert Pfund Sterling vom Lord Montague. Es war in jener Zeit, da es keine sicheren Banken und Kassen gab, für einen Mann in ungewisser Lage die beste Art, sein Geld anzulegen, wenn er es einem großen Herrn von sicherem Reichthum gegen eine Leibrente überließ.

Die Entfernung zwischen London und Paris war auch damals nicht allzu groß; und so hatte er oft die Freude, die französischen Freunde zu sehen. Der Mann, von dem er später schrieb: „es gab eine Zeit, da er mir die Welt bedeutete“, der Marschall von Créqui, kam und besuchte ihn. Auch der Graf (einst der Chevalier) von Gramont kam mit seiner schönen Frau immer wieder nach England. Indessen aber war bereits Jemand gekommen, der ihm alle Gedanken an die Rückkehr benahm und England für ihn zu einer süßen Hölle machte.

Den Mann, der so kühl gelebt und geliebt hatte, von dessen Eroberungen wir so wenig wissen, der die Freundschaft über die Liebe gestellt, der in Holland das Portrait der Frau entworfen hatte, „die es nicht giebt und nie geben wird“, ergriff als Greis von fünfundsechzig Jahren eine glühende, sklavische Liebe zu einer wunderschönen Frau, die die Welt für ihn verwandelte und sein Alter zu einem aufgeregten Traum von der Jugend machte. Der sein ganzes Leben die Haltung gewahrt, der nie einen Augenblick lächerlich gewesen, ward es nun

beinahe: der tückische Asmodi rächte sich. Und die Frau, die plötzlich, Männer bethörend, beinahe den Staat verwirrend, in England erschien, war die Nichte des Ministers, den er verspottet, der ihn in die Bastille gesperrt hatte, um dessen willen er in die Verbannung hatte gehen müssen.

Mazarins abenteuerreiche Familie, die durch ihn so hoch emporgestiegen war, erfüllte damals die Welt mit ihren Schicksalen und Thorheiten. Man muß die hübschen Worte Du Bleds wiederholen, daß „man in der Geschichte keine originellere und amusantere Familie finden könne: Geist, Wissen und Schönheit im Ueberfluß, ein exotischer Reiz, Anmuth, um einen Heiligen in die Verdammniß zu stürzen, von moralischem Sinn auch nicht die Spur (Dies gilt nicht von Allen, versteht sich), raffinirte, unruhige Gelüste; Launen, die Wahnsinnsausbrüche scheinen, Leidenschaften, die die Welt in Flammen setzen wollen und wie Strohfeuer verlöschen".

Ihr berechnender Oheim hatte sie Alle in fürstliche Häuser verheirathet. Zwei, die eben so schlicht und gut wie schön gewesen, waren jung gestorben, die Eine als Prinzessin von Conti, die Andere als Herzogin von Mercoeur; eine, Laura Martinozzi, regirte als Herzogin-Witwe in Modena, ihre Tochter war die Thronerbin Englands; die kleine Gräfin von Soissons intriguirte am französischen Hof; ihr standen schwere Schicksale, dunkle Prozesse, Verbannung und abenteuerliche Flucht noch bevor, bis sie ihren jüngsten Sohn den Thron Frankreichs durch seine Siege erschüttern sah; eine, Marie Mancini, hatte der junge Ludwig XIV. so heiß geliebt, daß er vor seiner Mutter und vor ihrem Oheim auf den Knien gelegen und sie beschworen hatte, ihm die Erlaubniß zur Heirath zu geben; jetzt saß sie als die entlaufene Frau des Konnetabel Colonna in einem spanischen Kloster eingesperrt. Marianne, die jüngste, hatte einen Neffen Turennes, den Herzog von Bouillon, geheirathet; sie war eine reizende kleine Herzogin, mit dem Glanz und Eigenwillen der Mancinis, die keine königliche Ungnade bestürzen konnte; ein Hof von Prinzen und Dichtern folgte ihr auf ihre Schlösser wie auf ihren Reisen nach. Hortense Mancini, die ihrem närrischen Gatten, dem sie die ungeheure Erbschaft des Kardinals und seinen Namen zugebracht, vor einigen Jahren entlaufen war, landete nach tollen Abenteuern und Irrfahrten, nachdem sie halb Europa, als Mann verkleidet, durchritten, im Dezember 1675 in England. Sie kam aus Chambéry in Savoyen, wo sie drei Jahre zugebracht, bis der Herzog Karl Emanuel, ihr Beschützer, gestorben war und seine Witwe, die in dem Verhalten ihres Gatten gegen die schöne Flüchtige, um die er einst geworben hatte, mit Recht oder Unrecht mehr als bloßen Schutz hatte sehen wollen, ihr den Aufenthalt verleidete. Sie kam nicht allein (sie war nie allein), sondern sie brachte einen hübschen und geistvollen, dunklen, kleinen Abbate mit, der in Chambéry ihr Hausgenosse gewesen war und nach ihrer Erzählung dort ihre Memoiren niedergeschrieben und sehr geschickt niedergeschrieben hatte,

so daß der frauenhafte Ton nicht verloren ging. Gott weiß, mit welchen Hoffnungen auf ein krönendes Geschick der junge Mann (er nannte sich César Vichod von Saint Réal und ist ein berühmter Schriftsteller geworden) ihr nach London gefolgt war; aber es ist immer gefährlich, wenn Einer, der im engen Kreis der Begünstigte war, in ein neues, größeres Milieu mitgenommen wird, in dem die Lichtvertheilung eine ganz andere ist.

Die Herzogin, die, kaum in London angelangt, Alles in Athem setzte, war nicht mehr die selbe Frau, die drei Jahre zwischen Gärten und Bergen in dem kleinen savoyischen Städtchen gewohnt hatte.

Die Gemahlin des englischen Thronfolgers, Maria von Modena, war ihre Cousine; der König erinnerte sich, daß er einst ihre Hand begehrt hatte; was irgend Namen trug, die fremden Gesandten, die ersten Lords des Königreichs drängten sich in ihrem Haus; die Dichter feierten sie; die Maitressen des Königs geriethen in Aufregung. Ein fast unheimliches Spiel aller Berechnungen und Lüsternheiten begann. Politik, Geldfragen, Weiberhaß und Weiberliebe und Eifersucht, die ehrgeizigen Intriguen verlogener Höflinge, die Verliebtheit alter und junger Anbeter, das ganze grelle Treiben am Hofe Karls des Zweiten, wo die brüllende Begierde vom Glanz der Kleider und Feste kaum bedeckt ward, drängte sich im Wirbeltanz um die lachende schöne Frau, die ihren Vortheil wahrzunehmen wußte. Die in königlichem Reichthum aufgewachsen war, hatte, wie sie selbst sagt, gelernt, daß „das Geld das Erste ist, was fehlt“; und ihr nächster Erfolg war, daß der König, der an Weiber stets verschwendete, ihr eine Pension von viertausend Pfund aussetzte. Und hieß es nicht, daß sie bei der Gräfin Sussex mit dem König heimlich bis zum Morgen beisammen gewesen? Die Quérouaille schien gestürzt. Die üppige Cleveland hatte sich von dem immer lächelnden, immer galanten Grafen von Gramont entrüstet nach Frankreich geleiten lassen. Ungeheures Gerede diesseits und jenseits vom Kanal; der Gatte war empört, der französische König besorgt. Für Geld und Weiber hatte der Stuart die englische Politik an ihn verkauft; die Weiber mußten Werkzeuge in den Händen des Französischen Gesandten bleiben und Herr von Courtin erhielt den Auftrag, zu überwachen, zu berichten, was vorging. Courtin saß denn auch allabendlich bei der Herzogin am Spieltisch und berichtete dann. Er ahnte nicht, was in seinen Depeschen zwischen den Chiffres mitklang, bis der kältere Minister (es war Louvois) ihm vorhielt, daß er ja selbst in den Schlingen liege und Werkzeug sei. Und der ehrliche Diplomat antwortet: „Wenn Sie sie gestern die Furlana zu ihrer Guitarre hätten tanzen sehen, Sie würden auch für sie sein!“ Wenn der Abend anbrach und die Besucher sich einstellten, konnten sie den Abbé von Saint Réal finster am Kamin sitzen sehen, das dunkle Haupt in die Hände gestützt. Mit Keinem redete, mit der Herzogin schmollte er; und eines Tages reiste er ab und kam nicht wieder. Es war auch für einen Liebhaber zum Verzweifeln. Nicht nur die Majestät fand Gewährung,

nicht nur Lord Montague lag auf den Knien und mit ihm die ganze Schaar bezauberter Anbeter: auch üppige Frauen drängten sich heran; Montagues ehrgeizige Schwester, Lady Anne Harvey, die die Portsmouth haßte und Hortense liebte; in diesem Wirbel verfolgte Jeder tausend Zwecke. Ohne jeden Grund hat der tolerante und gequälte Saint Evremond, der zuletzt für Alles ein Lächeln milden Spottes fand, seine Fabel von den „Hennen von Lesbos“ nicht gedichtet. Eines Tages wird dem König, der lange dazu gelacht hatte, das Weibergezänk zu viel und er verlangt, daß die Nebenbuhlerinnen versöhnt werden. Und die seltsamste Szene wird aufgeführt. Hortense und die Portsmouth werden zusammen eingeladen und mit Wein und Süßigkeiten in ein Zimmer gesperrt. Vor den Thüren wartet man gespannt, lachend und ängstlich: werden sie einander die schönen Haare ausraufen, die Gesichter zerkratzen? Aber zuletzt hört man Lachen und Küsse und aus den geöffneten Thüren kommen die beiden Damen in den Saal getanzt. Welch eine Unterhaltung für den indolenten König, der nur eine Sorge kannte, die Langeweile, dessen scheinbar finstere Züge so gern lachten! Inzwischen war Herr von Courtin abgerufen worden, der ungern genug ging, und der kühle, elegante, sehr gebildete Marquis von Barillon, der zu den Intimen um Frau von Sévigné gehörte, kam an seine Stelle. Auch er wich nicht aus dem Hause der Herzogin. Saint Evremond, der sie schon in Frankreich, in den Bädern von Bourbon kennen gelernt und bewundert hatte, fühlte eine neue, warme Welt. „Wunder der Liebe“ nannte er sie, wenn er in Briefen von ihr sprach. Er war nicht der einzige alte Herr, der ihr zu Füßen lag. Viel mehr als er machte sich der Graf von Vasconcellos y Castelmelhor lächerlich, einst ein großer Minister und der führende Staatsmann seiner Heimath Portugal, der um die Erlaubniß gebeten hatte, der Dame seines Herzens von Turin nach London folgen zu dürfen, und die Hoffnung für sie aufgab, in seinem Vaterlande wieder zur Macht zu gelangen. Nun saß er im Kreis ihrer alten Anbeter, die eine ganze Reihe junger und bevorzugter neben sich dulden, anerkennen, ja, ihnen nützen mußten. Der Fürst von Monako kam für zwei Tage in Geschäften nach London, sah Frau von Mazarin und blieb zwei Jahre. Die alten Herren duldeten still; aber der König wurde unwirsch und entzog der Herzogin ihre Pension. Da schrieb ihr Saint Evremond ernstlich betrübt den weisen Brief, in dem er sie vor den Thorheiten ihres Herzens warnte: „Sie würden mich beleidigen, gnädige Frau, wenn Sie glauben würden, daß ich gegen die Liebe sei. So alt ich bin, ich wäre unglücklich, wenn ich von ihr frei wäre: man liebt, so lange man athmet. Lieben Sie, gnädige Frau, lieben Sie, aber lieben Sie keinen Unwürdigen!“ Der gutmüthige König war bald wieder versöhnt, erneuerte die Pension und lachte als alter Kavalier zu den Briefen des Herzogs von Mazarin, der ihn feierlich darauf aufmerksam machte, daß er nichts für seine Frau bezahle und Bestätigungen, die sie ausgestellt, nicht anerkenne. „Ich pflege mir von Damen keine Empfangsbestätigungen

ausstellen zu lassen", sagte der König. Und er räumte ihr, um sie in seiner Nähe zu haben, einen Pavillon im Park von Saint-James ein, in dem ihre Verehrer sich alltäglich versammelten und den sie das „Kleine Palais" nannten.

Dort führte sie üppig, unbekümmert und königlich ihren Hof weiter, ein strahlendes und gewissenloses Naturwesen („das sündlos, weil es keine Reue kennt", schrieb Saint Evremond), bis sie unter einem schrecklichen und blutigen Ereigniß fast zusammenbrach. Der Fürst von Monako war längst vergessen und ein junger Schwede, der Sohn eines der Helden Gustav Adolfs, des Feldmarschalls Banér, lag liebend und geliebt zu ihren Füßen. Da kam ein Neffe aus Paris zu Besuch, der Chevalier von Soissons, ein Sohn ihrer Schwester Olympe; er erlag der „ansteckenden Luft des Hauses", verliebte sich glühend in die schöne Tante, eifersüchtig forderte er den jungen Banér und stach ihn tot. Da brach Hortense in wilde Wehklagen aus, verbannte alle Freunde, verschloß ihr Haus, weinte und gelobte, nach Spanien, in ein Kloster, zu gehen. Die alten Herren geriethen in große und wirkliche Aufregung, in vielen Briefen machte Saint Evremond sich zum Sprecher des eigenen Leids und des der Anderen. Ein Fräulein von Beverweert, die Schwester Lady Arlingtons, ein liebenswürdiges und kluges Mädchen, verkehrte viel im Haus. Auch sie war besorgt. „Wenn wir uns morgens begegnen," schreibt Saint Evremond, „sehen wir einander eine Viertelstunde an, ohne zu reden, und weinen!" Aber auch im wahrsten Schmerz sprach der Schalk aus ihm: „Wenn die häßlichen Frauen ins Kloster gehen, dann ist Das eine Eingebung Gottes, aber Sie, schönes Geschöpf, haben die Pflicht, uns ihn preisen zu lehren, indem Sie sich zeigen!"

Hortense ließ sich beruhigen und blieb in London, aber das Joch, das Saint Evremond trug, ward von Jahr zu Jahr schwerer. Wir lächeln zu seinen tiefen Bitternissen; er spottete ihrer selbst; in seinem heiteren, faltigen Greisenantlitz, das Scherz und Witz so liebte, standen jetzt oft verspätete Thränen, aber er wünschte sich die Freiheit nicht. Hortense war launisch, eigensüchtig, unzähmbar; und sie konnte sehr unangenehm sein. Leicht hatte es Keiner, der mit ihr lebte, nicht ihre Kammerfrauen, nicht ihr Page, nicht ihr türkischer Diener noch ihr Kaplan. Saint Evremond hatte „ihren Mantel zu tragen und auch alle ihre Launen". „Wenn ich in Wind und Wetter reisen soll, heißt es: welche eiserne Gesundheit doch Herr von Saint Evremond hat! Wenn ich mein Haupt ihrem nähere, den Duft ihrer Haare athmen, den Saum ihres Ohrläppchens küssen will, dann fragt man mich, ob ich nicht Madame Gabrielle noch gekannt und der seligen Maria von Medici den Hof gemacht habe." In den Zimmern der Herzogin gab es Hunde, Affen, Katzen, Vögel jeder Art, keineswegs gebildete Thiere, die die Gäste bissen und belästigten. „Tchop, animal traître et maligne!" dichtete Saint Evremond schmerzlich. Dennoch besorgte er, der selbst immer Thiere hielt, die ihren, wenn sie verreist war, den Papagei, die

Katzen und die Hühner und schrieb ihr die geistvollen und scherzhaften Gedanken, die die Beobachtung der Thiere in ihm weckte. Er erwies ihr viel wesentlichere Dienste, schrieb wichtige Briefe für sie und verfaßte Schriften in ihrem Prozeß gegen ihren Gatten, die ihr sicherlich genützt haben. Frauen wie Hortense sind zu verwöhnt, um dankbar zu sein. „Gewiß“, schreibt er ihr, „würden sich Viele freuen, von Ihnen, wie ich, ein alter Dummkopf genannt zu werden, aber es giebt auch minder gewundene Arten, liebenswürdig zu sein.“ Ihre Spielwuth brachte ihn zur Verzweiflung. Noch aus den ersten Jahren wird eine Szene geschildert: man spielt bei der Herzogin und sie gewinnt; Saint Evremond „verliert edel“; der alte Graf Saint Albans, der kein Blatt vor den Mund nimmt, sagt laut: „Sie betrügt ja beim Spiel“; der Marquis von Saissac, selbst ein berüchtigter Gauner, lacht; der Prinz von Monako bemerkt galant, er habe nichts gesehen; der Französische Gesandte, damals noch Courtin, seufzt: „Ja, es ist ein Aerger!“ Wie viele Verse voll Spott und Kränkung hat Saint Evremond auf den „großen Morin“ gedichtet, einen Abenteurer, der täglich bei der Herzogin Bank hielt, einen lispelnden, unendlich lächerlichen, immer stutzerhaft gekleideten kleinen Mann, um den die spielwüthigen Frauen sich versammelten und der ihm die Abende raubte. Man kann sich seinen Verdruß, sein Unglück so gut vorstellen. Allmählich ward es immer schlimmer und es kam wiederholt zu Auseinandersetzungen. „Wenn ich rede,“ schreibt er ihr, „drücke ich mich schlecht aus; wenn ich schweige, verberge ich boshafte Gedanken; wenn ich nicht streiten will, ist Unwissenheit der Grund, wenn ich streite, Eigensinn; wenn ich nachgebe, verlangt man meine Liebenswürdigkeit nicht; wenn ich Gründe bringe: die gnädige Frau haßt die Raisonneurs. Die erbauliche Konversation endet und das Spiel beginnt: wenn ich verliere, bin ich ein Esel, wenn ich gewinne, ein Betrüger, wenn ich es aufgebe, ein brutaler Mensch. Was soll ich thun? Sie verzeihen mir kein Unrecht, Sie hassen mich, wenn ich Recht habe, und leider ziehe ich mir oft Ihren Haß zu.“ Saint Evremonds fein gedrechselte, wohlüberlegte Briefe zeigen uns das intimste Leben jener fernen Tage, die erleuchteten Zimmer, die Spieltische und auch die uralte, wohlbekannte Quälerei. „Herrn von Saint Evremonds Manieren,“ sagt Desmaizeaux, „waren von gewinnender Liebenswürdigkeit, sein Gespräch lebhaft und heiter, seine Antworten rasch und treffend; er las in vollendeter Weise vor (was nur sehr wenige Menschen können) und war ein glänzender Erzähler.“ Wie würde die Dame sich um den entzückenden alten Herrn bemüht haben, wenn er sie nicht geliebt hätte! Und wie viel weniger Wärme und Leben hätte sie dann in sein Alter gebracht! Das geheime Band ist nicht zu ersetzen. Wie groß muß ihre Schönheit, ihr Temperament, der Reiz ihrer frauenhaften Einfälle gewesen sein, wenn all die Männer Aerger und böse Launen, Ansprüche ohne Ende, geduldig ertrugen!

Saint Réal, der Gekränkte und Entflohene, hörte nicht auf, sie zu verehren, und als sie ihm schrieb, daß sie ihre Memoiren gedruckt

sehen wolle, da war er selig, ihr dienen zu können, reiste nach Paris, besorgte den Druck und schickte ihr das Buch. In einem Brief, der scheinbar an ihn gerichtet, aber ohne Zweifel von ihm selbst verfaßt ist, entwirft er ein begeistertes Bild: „Frau von Mazarin ist eine jener römischen Schönheiten, keine Puppe, wie die meisten französischen Frauen. Die Farbe ihrer Augen kann man nicht schildern. Sie sind nicht blau, nicht grau noch völlig schwarz und haben doch die Süße der blauen, die Heiterkeit der grauen und das Feuer der schwarzen Augen. Sie können eben so sanft und lustig wie ernst und streng schauen, sie sind groß, wohlgeschnitten und durchblitzen uns bis auf den Grund der Seele, sie haben nichts Schmachtendes noch Leidenschaftliches, die Augen einer Frau, die mehr geboren scheint, geliebt zu werden als zu lieben. Ihr Mund ist nicht groß noch klein, aber voll Reiz, selbst wenn sie Gesichter schneidet, um Anderen nachzuahmen. Ihre Nase ist wohlgestaltet, ihre Stimme kann man nicht hören, ohne ergriffen zu werden. Ihre Haut hat einen seltsamen Glanz. Ihr Haar ist von leuchtendem Schwarz; man möchte sagen, es scheint von Stolz geschwellt, daß es ein so schönes Haupt bedecken darf. Ihre Gestalt, noch immer herrlich, ist nichts gegen Das, was sie einst gewesen. In jedem Kleid, in jeder Frisur scheint sie am Schönsten. Man muß sie im Schlafrock sehen, ohne jeden Schmuck. Sie ist überaus reinlich und gebraucht nie Parfums." Was er von ihrer Tugend, ihrer Zurückhaltung und Selbstbeherrschung sagt, sei übergangen.

Auch sie konnte den Hof von alten Freunden nicht entbehren und zürnte, wenn Saint Evremond seine Zeit Anderen gab. Denn zum Mindesten, ehe die Herzogin gekommen war und ihn so unwiderstehlich in ihren Kreis gezogen, hatte er gern in Wills berühmtem Kaffeehaus gesessen, dem literarischen Kaffeehaus Londons, das von Tabakrauch qualmte, wo der alte Dryden seinen Stuhl am Feuer hatte, wo die Literaten und adeligen Dilettanten sich drängten. Er spielte auch gern Schach und fand sich ein, wo er gute Musik hören konnte, er komponirte selbst; auch die Herzogin hatte stets Konzerte in ihrem Salon, für die er gelegentlich kleine Singspiele schrieb.

Indessen vergingen die ereignißreichen Jahre; es kam die Hetze gegen die Katholiken; das lahme, rothhaarige Scheusal Titus Oates, das so viele Menschen aufs Schafot brachte, denunzirte auch die Herzogin; und sie war vorsichtig und geschreckt genug, sich aus aller Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Dann kam die Reaktion und die Hinrichtung der Republikaner Lord Russel und Algernon Sydney. Saint Evremond schweigt über englische Politik. Karl II. starb, liebenswürdig und leichtsinnig bis zum letzten Tag, und nachdenklich schrieb John Evelyn an seinem Todestag die Worte nieder: „Nie werde ich die unsagbare, unheilige Ueppigkeit vergessen, das Spiel, die Lüderlichkeit, die vollkommene Gottvergessenheit (denn es war Sonntagabend), deren ich heute vor acht Tagen Zeuge war, als ich den König in jener herrlichen Galerie sitzen und mit seinen Konkubinen Portsmouth, Cleve-

land, Mazarin (und so weiter) tändeln sah, während ein französischer Knabe Liebeslieder sang und etwa zwanzig edle Herren des Hofes und andere lüderliche Leute um einen großen Tisch bei der Bassette saßen, eine Bank von mindestens zweitausend Goldstücken vor ihnen; und zwei Herren, die mit mir waren, sahen es mit Erstaunen und machten Bemerkungen darüber. Sechs Tage später war Alles im Staub."

Der finstere Jakob folgte dem leichtsinnigen Bruder. Kein Wort finden wir bei Saint Evremond über das Blut, das floß, über den trüben und schrecklichen Unverstand, unter dem ganz England mählich aufloderte. Die neue Königin war die Cousine Hortensens. Die ihr Land verkauften und verdarben, deren Hände blutbefleckt waren, die selben Männer waren persönlich und in der Gesellschaft liebenswürdige, höchster Bildung zugängliche Kavaliere. Der glatteste und falscheste der Minister, Lord Sunderland, der sich von seinem neuen Herrn geschickt zur katholischen Religion bekehren ließ, wollte für Saint Evremond eine Stelle als Kabinetssekretär des Königs schaffen. Er sollte die Briefe Jakobs des Zweiten an fremde Fürsten verfassen. Saint Evremond entschuldigte sich mit seinem Alter und mied eine Stellung, die ihn in die Politik und die dunklen Intriguen am Hof hineingerissen und ihm den Haß des englischen Volkes gebracht hätte, der alle katholischen Rathgeber des Königs traf. Er hatte in diesen Tagen der Glaubenskämpfe das Wort ergriffen und eine Vertheidigung der katholischen Religion in der Form eines Briefes an einen protestantischen Geistlichen, Henri Justel, verfaßt. Es ist eine liebenswürdige, eine sonderbare Vertheidigung, das Programm äußerster Toleranz, kennzeichnend für Saint Evremond, den die Aufhebung des Ediktes von Nantes entsetzte. Wir lesen darin unausgesprochene Gedanken: der geistigen Schicht, der er angehört, kommen diese Kämpfe schon so kindlich und so gefährlich vor; nur an der trauten, in der guten Gesellschaft anerkannten Form will er nicht gerüttelt wissen. Andere waren befangener und nahmen die Sache ernster. Der Glaubenskampf führte zur glorreichen Revolution: der Stuart floh aus dem Land, als er sich von Allen verlassen sah; der Prinz von Oranien landete in England und bestieg den Thron. Saint Evremond hatte ihn als Knaben im Haag gekannt; auch der Prinz hatte ihn nicht vergessen; die warme Menschlichkeit und der sprühende Geist des alten Herrn bezauberten auch diesen großen Mann, der so anders geartet, ernst, der düster und schweigsam war und in seinem schwächlichen Leibe einen furchtbaren Willen barg, Saint Evremond ward von Wilhelm dem Dritten oft zu Tisch befohlen. Vielleicht liebte der Fürst in der drückenden Schwere seines Wesens an dem Franzosen gerade die Leichtigkeit, die ihm fehlte. Er jagte auch die arme Hortense nicht aus dem Land, wie einige wilde Puritaner begehrten; aber er setzte ihre Rente sparsam auf die Hälfte herab. Sie stak bald tief in Schulden und sogar Saint Evremond mußte ihr Geld leihen. „Wenn ich denke," schrieb er später, „daß die Nichte und Erbin des Herrn Kardinals Mazarin meiner bedurft hat, um le-

ben zu können, dann stelle ich christliche Betrachtungen an, die für mein Seelenheil förderlich sein dürften, wenn sie mir auch nicht zu meinem Gelde verhelfen.“ Er hätte nun nach Frankreich zurückkehren können; sein alter Freund, der einstige Chevalier von Gramont, jetzt ein Mann, der in Gunst und Reichthum saß, theilte es ihm freudig mit. „Ich bin zu alt, um mich zu verpflanzen“, antwortete er. Frau von Mazarin hielt ihn in England fest. Er lebte in immer gleicher Verehrung für sie. „Tuyo hasta la muerte!“ „Dein bis in den Tod!“ schloß er jeden seiner Briefe, die er „Der Ritter von der traurigen Gestalt“ zeichnete. Allmählich scheint die quellende Kraft aus den Briefen zu weichen, obwohl ein Hauch von Witz immer darin bleibt. Sie werden kürzer, thatsächlicher, beziehen sich auf ein Buch, auf Zeitungnachrichten, ein Mittagmahl, den Kalbsbraten oder die Früchte, die man ihm geschickt, und sie enthalten auch gewisse Warnungen. Die schöne Hortense trank. War sie der anderen Reize satt, konnte sie, die sich nie zu beherrschen gewohnt war, dem letzten Dämon nicht widerstehen: sie trank und trank sich zu Tode. Sie starb im Jahr 1699, kaum fünfzig Jahr alt, und der Gatte, der ihr ganzes Leben lang vergeblich nach ihr gehascht und gegriffen, ließ ihren Leichnam kommen und führte den Sarg auf seinen Reisen nun immer mit sich.

Dieser Schlag endete Saint Evremonds ewige Jugend. Wieder ward er nach Frankreich heimgerufen, aber er wollte nicht. Sein Alter und die Leiden des Alters, seine „Häßlichkeit“ (er hatte eine große Balggeschwulst zwischen den Augen bekommen), Mißlichkeiten, an die man in England gewöhnt war, wollte er nicht über den Kanal tragen. Er wußte, daß er in ein völlig verändertes Frankreich gekommen wäre, und fürchtete, selbst drüben als ein Revenant zu erscheinen. Die Hoffnungen von einst hatten sich nicht erfüllt. Wohl war Frankreich das mächtigste Reich Europas geworden, aber der Geist aus der Zeit der Fronde, der Zeit der Jugend, war erloschen. Mit mäßiger Erkenntniß, aber ungeheurem Willen begabt, hatte Ludwig XIV. vollendet, was die beiden Kardinäle begonnen hatten: ein Glanz ohnegleichen war angebrochen, aber ein Glanz für Lakaien; freien Geistern konnte in Paris nicht mehr wohl zu Muth sein. Dann war auch noch die Maintenon gekommen und die Jesuiten; bei Hof herrschte die dem Gallier am Wenigsten erträgliche Mode frömmelnder Sittsamkeit. „In Frankreich“, schreibt Saint Evremond in gewohnter Ironie an seine alte Freundin Ninon, „hat man es jetzt wunderbar leicht mit dem Seelenheil. Früher genügte es, ein schlechter Kerl zu sein, um der ewigen Verdammniß anheimzufallen; jetzt ist man auch ein unmanierlicher Mensch, mit dem Niemand umgehen kann, wenn man nicht in den Himmel kommt.“ Das Frankreich und der Hof des Roi-Soleil lockten ihn nicht mehr.

Marienfelde. Dr. Karl Federn.

Bankbilanzen.

Die Bankbilanzen von 1912 zeigen den Rückgang der Liquidität; nur die Diskontogesellschaft hat eine kleine Besserung erreicht. Die „finanzielle Bereitschaft“ ist also nicht stärker geworden. Was im ersten Theil des Jahres gewonnen war, verdarb das letzte Quartal. Aber was ist schließlich Liquidität im Sinn der Kritik? Das Ergebniß einer nach einem Schema aufgestellten Rechnung. Das Grundmuster läßt Abweichungen zu. Einer hält alle Effekten für ungeeignet, der Andere nur die Aktien, der Dritte die Vorschüsse auf Waaren. Ohne den Schematismus kommt man nicht aus; und gilt er, dann steht vorn die Deutsche Bank, hinten der Schaaffhausensche Bankverein. Die Deutsche hat 75 Prozent der Accepte und Kreditoren durch greifbare Aktiven gedeckt, der Bankverein 50 Prozent; aber auch er hat für die innerhalb 7 Tagen fälligen Kreditoren und Depositengelder reichliche Mittel. Als sofort realisirbare Werthe müssen Barbestände, Wechsel, Bankguthaben und von der Reichsbank beleihbare Werthpapiere gelten. Wechsel können rediskontirt, festverzinsliche Effekten erster Klasse verpfändet werden. Schaaffhausen hatte 139 Millionen solcher Aktiva und 107 Millionen sofort fälliger Verbindlichkeiten, wobei der Reingewinn von 9 Millionen nicht mitgerechnet ist. Nimmt man ihn dazu, so waren am Ultimo 23 Millionen mehr vorhanden, als im Fall der dringendsten Noth gebraucht wurden. Aehnlich siehts in den anderen Banken aus; und da sieben Tage zur Mobilmachung genügen, braucht man um das Schicksal der Großbanken nicht zu zittern. Die Gesammtumsätze sind überall größer geworden. Nur die Nationalbank verzeichnete eine winzige Minderung. Die Deutsche Bank paradirt mit 132 Milliarden; 6000 Millionen mehr als 1911, wo die Zunahme 14000 Millionen betragen hatte. Da kann die Dresdener Bank noch nicht mit. Bei ihr sinds 97 Milliarden (6 mehr als 1911) gewesen. Nach der Summe von Aktienkapital und Reserven kommt die Dresdenerin sogar erst an dritter Stelle. Deutsche Bank 312, Diskontogesellschaft 281, Dresdener 261 Millionen. Die vier D-Banken (die Darmstädter hat 192 Millionen eigenes Kapital) haben zusammen mehr als eine Milliarde. Wenn die berühmte Säkularsteuer auch von Banken erhoben würde, hätten, bei 2 Prozent von den größten Vermögen, die neuen Großbanken 33 Millionen zu zahlen. Die Deutsche Bank ist das zweitgrößte Kreditinstitut der Erde; nur der Crédit Lyonnais mit seinen 400 Millionen Francs hat noch ein Bischen mehr.

Mehrumsatz ist noch nicht Mehrgewinn. Nicht überall entsprechen den neuen Milliarden größere Gewinne. Schaaffhausen muß seinen Aktionären eine um 2½ Prozent verkürzte Dividende geben; nur 5 Prozent im fünfundsechzigsten Geschäftsjahr. Die ganze Richtung ist dem Bankverein nicht bekommen. Berlin; Prunkpalast; Depositenkassen; Terraingeschäfte. Er mußte 2 Millionen abbuchen; fast die Hälfte des im Grundstückgeschäft angelegten Kapitals. Bei der zusam-

mengebrochenen Baufirma Kurt Berndt standen 3 Millionen aus; wie weit die vorhandene Decke reicht, muß sich erst zeigen. Zu den 2 Millionen kamen 500000 Mark Abschreibungen an Werthen ohne Börsennotiz, 472000 Mark Verluste durch zweifelhafte Forderungen und 124000 Mark Einbuße durch Diebstahl und Veruntreuung. Das sind 3,09 Millionen. (Die Dresdener Bank erwähnt Brunings Raub, obwohl von den 250000 Mark noch die Hälfte fehlt, im Geschäftsbericht nicht.) Die Kundenjagd bringt nicht immer Beute; und die Vermehrung der Depositenkassen verbürgt noch keine Gewinnsteigerung. Die Kommerz- und Diskontobank hat 7 Millionen weniger Kapital als die Nationalbank, aber ums Doppelte mehr Wechselstuben. Ihr Gesammtumsatz betrug 33,5 Milliarden (in der Nationalbank warens nur 21,9); aber sie ist dafür auch mehr der Gefahr ausgesetzt, Depositengelder durch Kündigung zu verlieren. Im letzten Vierteljahr verminderten sich die Depositen und Kreditoren (um 34) auf 281 Millionen, nachdem sie 1911 um 44 zugenommen hatten. Dadurch verschoben sich die Aktivbestände und die Liquidität wurde schwächer. In der Kommerzbank war der ominöse Prozentsatz stets ziemlich hoch (1909: 77), so daß 65,5 weniger bedeuten als in einer nicht so liquiden Bank.

Die Effektengewinne sind magerer als im Vorjahr; sie hängen eben von der Konjunktur ab und sind deshalb in labilem Zustand. Keine Bank stützt sich auf den Ertrag aus Spekulationgeschäften. Man läßt nur so viel von ihnen sehen, wie für die Dividende gebraucht wird. Würde der ganze Ertrag ausgeschüttet, so gäbe es keine Stillen Reserven und keine Möglichkeit, Kursverluste auszugleichen. Die sollen nicht sichtbar werden. Der Effektengewinn muß die letzten Lichter auf das Bild setzen. Die Dresdener Bank hat den Effektenertrag aus der Gewinn- und Verlustrechnung weggelassen; sie vertheilt ihren Gewinn diesmal nur aus dem regulären Geschäft. Der hat ihr einen so großen Zuwachs gebracht (4,25 Millionen), daß sie auf den Saldo aus Effekten und Konsortialbetheiligungen stolz verzichten kann. 1911 waren 3,2 Millionen ausgewiesen worden. Sie sagt in ihrem Bericht, daß der „ansehnliche“ Gewinn, der nach den Abschreibungen auf die Bestände geblieben sei, zu weiteren Minderbewerthungen und Rückstellungen verwendet wurde. Daß es bei diesem Brauch bleiben wird, ist nicht anzunehmen. Sein Zweck war wohl nur, die Dividendenerhöhung zu vermeiden, die möglich und eine Weile geplant war. Aber die Politik macht Sorgen und man kann nicht wissen, wie der Saldo von 1913 ausfallen wird. Vielleicht ist die Effektenkonjunktur noch schlechter; dann sind durch vorzeitige Abschreibungen wenigstens Reserven geschaffen. Die Verwalter der Dresdener Bank haben ihren Entschluß gewiß reiflich erwogen; denn man versagt sich nicht ohne zwingenden Grund das Vergnügen, die Dividende höher zu treiben. In der Mitte zwischen den vier D-Banken hält die Berliner Handelsgesellschaft mit ihren 9½ Prozent. Dresden giebt nur 8½, die Darmstädter nur 6½; sie leistet sich im sechzigsten Geschäftsjahr aber den Luxus einer Filiale

in Hamburg; denn an der Wasserkante wird der Wind von Uebersee aufgefangen. In der Liquidität hat sich die Darmstädterin in die Gegend von Schaaffhausen gesenkt; statt 62 sind es diesmal nur 59 Prozent. Gehts nicht von selbst wieder in die Höhe, so muß nachgeholfen werden: durch eine Kapitalserhöhung. Den Anlaß bietet die Fusion mit der Breslauer Diskontobank.

Man sieht nicht gern, daß die Accepte in die Höhe wachsen; aber am Ende wäre es auch kein Fortschritt, wenn ein Institut fände, daß sein Accept für Zahlungen an das Ausland weniger benutzt wird. Ohne diese Form des Kredites kann eine Weltbank nicht wirthschaften. Sie muß ihrer Kundschaft die Möglichkeit bieten, auf sie zurückzugreifen; und wenn, wie im Baumwollhandel, die Tratten sich häufen, so wird Das zwar in den Acceptsummen der Banken sichtbar, giebt aber keinen Grund zu ängstlicher Sorge. Den relativ größten Acceptumlauf hat die Dresdener Bank; am Abschlußtag wurden 7 Millionen mehr an Accepten ausgewiesen, als Aktienkapital und Reserven betrugen. Im Ganzen 268 Millionen. Das Gegenstück bilden die Vorschüsse auf Waaren und Waarenverschiffungen, die bei der Dresdenerin auch beträchtlich gestiegen waren: um 33 auf 107 Millionen. Die Deutsche Bank hatte bei Accepten ein Plus von 57 Millionen und reichte mit der Gesammtsumme (312 Millionen) an die Grenze ihres Kapitals heran. In Waarenvorschüssen hatte sie 232 Millionen (45 mehr).

Wer über große Depositengelder verfügt, braucht nicht auf fremde Hilfe zu warten. Ausländisches Geld ist theuer. Wer viel davon braucht, schmälert sich den Gewinn. Die Dürre, die auf dem Geldmarkt herrscht, ist eine Folge der Isolirung. Die würde kaum auf die Konjunktur gewirkt haben, wenn die politische Krisis sich nicht als argen Störenfried erwiesen hätte. $5^7/_8$ Prozent Privatdiskont und 6 Prozent für Tägliches Geld im ersten Märzdrittel: Das ist neu. Die Umsätze der Reichsbank erhöhten sich 1912 um 36½ auf 414 Milliarden (1911 um 23 Milliarden); und das Institut darf in seinem Geschäftsbericht sagen, daß es „den verstärkten Anforderungen dank wesentlich höheren Goldvorräthen und Devisenbeständen noch besser gerüstet als im Vorjahr gegenüberstand“. Am Jahresschluß hatten Wechselanlage und Notenumlauf die im Leben der Bank höchsten Ziffern erreicht: 2031 und 2519 Millionen. Die Reichsbank hat in diesem Jahr 5792600 Wechsel im Werth von 13604 Millionen Mark angekauft (234688 Stück mehr und 1230 Millionen mehr als 1911). Verdient wurden an diesem Geschäft 59 Millionen. Der Reingewinn betrug im Ganzen 37,4 Millionen, wovon 21,7 Millionen in die Reichskasse flossen. Dazu kamen 4,6 Millionen für Notensteuer. Die Besitzer der Antheile erhielten eine Dividende von 6,95 (5,86) Prozent gleich 12,52 Millionen. Die berüchtigten „Grünenthaler“ spuken noch immer in den Jahresberichten: diesmal waren 105000 Mark als Verlust durch gefälschte Banknoten abzusetzen. Auf zweifelhafte Forderungen mußten 1,72 Millionen reservirt werden. Im Ganzen ist der Bericht erfreulich.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. März 1913.

Quasimodogeniti.

Konstantin der Zwölfte.

Ein Halbjahrhundert zerrann, seit in Nauplia das Heer des Griechenkönigs Otto meuterte und der Rebellenausschuß das Volk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannenmacht rief. „Die Mondsichel, deren abscheulicher Dunst die Wiege der Freiheit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter, doch edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und die Nation schaarte sich freudig, trotz allen Opfern an Gut und Blut, um den Thron. Unseres Mühens Frucht aber haben Fremde geerntet. Steht auf, Bürger von Hellas, hebt die Hände gen Himmel, erbittet von ihm das Gelingen unseres Werkes und handelt dann, wie es zur Rückeroberung Eurer Freiheit, Eures alten Rechtes nöthig ist!“ Ueber Ottos Schicksal ist der Würfel gefallen. Trotzdem Nauplia sich nach sechzigtägiger Belagerung ergeben muß, bleibt dem Basilius kaum ein Hälmchen, um das sein zitternder Finger sich klammern könnte. Während er mit seiner (im Wesenston stärkeren) Königin in Kalamata sitzt, kommts in Vonizza zu Aufruhr; wird in Patras die Herrschgewalt einer Provisorischen Regirung übertragen; kündet ein in Athen vom Admiral Kanaris und vom Senator Bulgaris unterzeichneter Erlaß: „Das Volk der Hellenen hat einstimmig beschlossen, Otto der königlichen, Amalie der viceköniglichen Würde zu entkleiden.“ Aus Salamis kommt die Antwort des liebenswürdigen Wittelsbachers: „In der Stun-

de, da ich in mein Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer als alles Andere der Gedanke an die Nöthe, denen das mir theure Griechenland entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott gnädig sein! Mit diesem Gebet scheide ich von Euch." Das von der Provisorischen Regirung zu direkter Königswahl berufene Volk wählt den Britenprinzen Alfred. Doch in den Verträgen von 1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich, Rußland regirenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht besteigen dürfe. In der Weihnacht übergiebt Elliot das Memorandum der britischen Regirung. Inhalt: Sitzet hübsch still, versuchet nicht, der Türkei einen Landfetzen abzureißen, wählet einen König, der in London gefällt: und wir geben Euch die sieben Jonischen Inseln, die Ihr schon so lange begehret. Am dreißigsten März 1863 wird Prinz Georg von Dänemark, der achtzehnjährige Sohn Christians des Neunten, zum König der Hellenen gekürt. Am ersten Sonntag nach Ostern, an dem die Christen von der Kanzel gemahnt werden, nach lauterer Vernunft, wie die neugeborenen Kindlein nach Milch, begierig zu sein und an Jesu („der da kommt mit Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein") Sieg über die Welt brünstig zu glauben, an diesem Kirchentag Petri und Johannis konnte Georgios die fünfzigste Wiederkehr des Wahlmorgens feiern. In hellstem Glanz. Drei Jahre und fünf Monate ists her, seit auch ihm ein Tag von Salamis zu dämmern schien. Die athenische Garnison hatte die Kasernen verlassen, sich am Fuß des Hymettos gelagert und der Regirung angezeigt, daß sie in den Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremder Armeeinstruktoren, Einberufung der Kammern, Gelöbniß, daß von den am Pronunziamento Betheiligten Keiner gestraft werde. Der König hatte alles Verlangte bewilligt, das Ministerium Rhallis entlassen und Kiriakulis Mauromichalis, den Vertrauensmann des Heeres, an die Spitze der Regirung gestellt. Das Heer herrschte; und war entschlossen, den Hellenen aus Kopenhagen nur als Vollstrecker des Armeewillens auf dem Thron zu dulden. Otto durfte noch wagen, wider die Meuterer den Generalmajor Hahn ins Feld zu schicken. Georg hat auf solches Abwehr-

trachten weislich verzichtet; für ihn zu fechten, hätte Keinen gelüstet. Denn der schlaue, in Frohsinn skeptische Däne, der sich gern amusirte, noch lieber einträgliche Geschäfte machte und sich auf Montmartre heimischer fühlte als auf der Akropolis, war auch dem Griechenvolk stets der Fremdling ohne rechte Lebensleistung geblieben. Dem Haus Holstein-Gottorp eng verwandt, Schwager Eduards des Siebenten und Ernst Augusts von Cumberland, Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, Liebling aller pariser marcheurs und dem Kelten Georgios Clemenceau fast intim befreundet: für Hellas dennoch eine Niete. Staatsbankerot, Niederlage im Türkenkrieg, klägliche Blamage im kretischen Handel: selbst den Geduldigsten wurde es ein Bischen zu viel. Die Dynastie war längst um ihr Ansehen, der Kronprinz seit Larissa eine Zielscheibe des Spottes, der König nur den Schnüfflern noch interessant. Was hat ihm die Verwandtschaft, was die Freundschaft genützt? Am Quai d'Orsay hat sein Zweiter, ehe er das Generalkommissariat für Kreta hinwarf und sich einer Bonaparte vermählte, gestöhnt: „Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Napoleon und Dreyfus.“ Der Aelteste muß westwärts pilgern und sich, als schmählich Geschlagener, in neue Jungfernschaft häuten. Dem König weigert Petersburg, weigert London wirksame Hilfe; und aus der auf Korfu zugesagten diplomatischen Unterstützung wird nichts. Die schönen Tage, da ihm, ohne Kriegsaufwand, Europens Schwiegervater den Bezirk thessalischer Hexen zuschmuggeln konnte, sind lange verblüht. Doch die Pension wird, der Ottos Nachfolger verheißene Ruhesold, erst fällig, wenn Gewalt den Basileus vom Thron stieß. Drum wartet Georg; und freut sich, so oft ers kann, auf dem wiener Graben, dem Italerboulevard, der Langen Linie des Lebens. Zwei Männer retten ihn; retten sein Haus. Venizelos, den er sich aufdrängen läßt, hilft ihm, als Ministerpräsident, in die Möglichkeit, auf Kreta endlich die Griechenfahne zu hissen. (Das hatte, um Abd ul Hamid zu gefallen, der Bruder der Schwiegertochter Sophie verboten; und nach der Landung des Obersten Vassos mit der Piraeussperre gedroht.) Der Bulgarenzar bietet zum Bunde die Hand. Und diesmal ist Tyche mit den Hellenen. Kronprinz Konstantin kann, weil die Bulgaren in wü-

thendem Anprall die türkische Hauptmacht zerschmettern, als Generalissimus, nur er von allen Bundesprinzen, die Schläfe mit Lorber kränzen. Er ist vor Ferdinands Truppen in Saloniki, der alten Thessalerstadt, an deren Bewohner Paulus zwei Apostelbriefe schrieb, die Goten und Slaven widerstand und 1430 von den Türken besetzt ward. Denen war acht Jahre zuvor Janina zugefallen, der uralte Griechensitz Joannina an der Epirusgrenze, den Johannes Komnenos in neue Pracht aufgebaut, das Normannenheer zerstört, der Serbenzar Stephan Duschan, der Makedonentyrann Thomas von Vodina, der Egypter Ali Pascha beherrscht hat. Auch in diese Stadt zieht Konstantin als Sieger ein; und der nun wieder gnädige Schwager hat aus Berlin gemeldet, daß die Großmächte sie den Griechen gönnen. Larissa ist verschmerzt, Hellas ums Doppelte gewachsen und das ins dürre athenische Erdreich gepflanzte Hoffnungreis leuchtet in lenzlicher Pracht. Die Griechen haben wie Männer gekämpft. Zäh und fleißig waren sie immer; sparsame Kaufleute und schlaue Spekulanten. Zuverlässigkeit und Schlagkraft, die Ariertugenden, wurden allzu oft an ihnen vermißt. Die selben Leute, die für Kulturwerke gern weit den Beutel öffneten, wogen knickernd jede Drachme, die der Armee aufhelfen sollte. Jetzt erst haben die Erben homerischen Weltruhmes erkannt, daß die Erhaltung, gar die Mehrung nationaler Macht ohne ein starkes Heer noch unmöglich ist. Und ihr Venizelos, der den in der Hochzeit des Philhellenismus von Wilhelm Müller besungenen Freiheitschwärmern zu ähneln schien, hat sich als einen Balkandiplomaten von vielen Graden entpuppt. Der wußte, warum er selbst zu dem Verhändlerschwatz nach London ging und, während er schwieg, den Kollegen Danew in grimmige Reden hetzte. Er hat, ohne je sichtbar zu werden, erwirkt, daß die Bulgarenglorie verblich und Griechenland mehr in die Scheuer bergen durfte, als der kühnste Traum je verheißen hatte. Seiner klugen Voraussicht Werk war sicher auch, daß Georg sich in Saloniki häuslich niederließ, Ferdinando, als sei diese alte Thessalonike stets gut griechisch geblieben, das Obdach des willkommenen Gastes gewährte und artig grinste, wenn auf den Plan, den Aigaiermeerhafen unter internationales Recht zu stellen, die Rede kam. Nach Georgs Ermordung hat Venizelos, wie Bismarck nach Nobilings Attentat, zuerst gewiß überlegt, welchen Ertrag die That der Reichspolitik

bringen könnte. „Die Stadt, deren Eroberung einen Hellenenkönig das Leben gekostet hat, muß griechisch bleiben.“ Solche Worte (die dem Nüchternen Phrase sind: denn Georgios hatte in Pauli längst völlig verjudeter Gemeinde fürs Erste noch nichts zu suchen) schlürft das Ohr der von südlicher Sonne gehitzten Völker. In seiner Beileidskundgebung spricht Venizelos von „Griechenland und Makedonien“, als habe es über die macédoine des nations nie einen Streit, nie den Anspruch der Serben, Bulgaren, Rumänen gegeben. In leiserer Zwiesprache ungefähr wohl wie, in der vorletzten Woche des Jahres 1839, Metternich zu Prokesch: „Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. Von Zeit zu Zeit kommts zu einer Entzündung. Ist sie überwunden, so tritt nicht Gesundheit ein, sondern das alte, chronische, von diesem Körper untrennbare Uebel kehrt wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griechische Sprache herrscht.“ Das klingt wieder wie Predigt von gestern. Deshalb räth der Minister dem Basileus, sich vor Europa stolz Konstantin den Zwölften zu nennen.

Von eitlen Willens Gnade? Der Sohn der Großfürstin Olga hat seinen Namen von deren Vater Konstantin Nikolajewitsch, dem Großadmiral, der, als der Däne Georg den Sitz Agamemnons erkletterte, Statthalter in Polen war und dreißig Jahre danach, wie sein Großvater Paul, als ein unheilbar Hirnkranker starb. Mit dem Sieger von Adrianopel und Chalkedon, nach dem Byzanz, seit 330, Konstantinopolis heißt, hat Sophiens Mann nicht mehr gemein als Sophiens Vater mit Maximilians Zeuger, dem er sich durch den Namen „Friedrich der Vierte“ anreihen wollte. Bismarck hats gehindert; hat die Ziffer durchgedrückt, die an Fritz von Preußen, nicht an den Fluch römischer Kaiserei erinnerte. Will Venizelos die Erinnerung an die Herrlichkeit des Basileus? Für seinen Herrn die Goldbinde, das Kreuzszepter, die Akakia (das Pursäckchen mit Grabesstaub) der Komnenen und Palaeologen? Der elfte Konstantin, Dragades, ist 1453, mit zwei Gefährten aus dem Haus des Palaiologos, während des Türkensturmes auf Konstantinopel gefallen. Das letzte Wort dieses letzten Griechenkaisers war der Ruf tapferer Sehnsucht nach einem Christenschwert, das ihm, vor dem Janitscharensäbel, das Haupt vom Rumpf trenne. Wenn der Sohn eines Dänen und einer Russin sich den zwölften

Konstantin nennt, langt er nach dem Erbe des Dragades; will er zunächst die Vettern in Sofia, Bukarest, Belgrad warnen, gierig noch gen Makedonien zu blicken. Das thaten die Griechen schon oft. Ihnen ist der an makedonischer Scholle klebende Bulgare ein Bauer, nicht der bestimmter Volkheit Zugehörige; der Walache (valaque = villicus) der Leibeigene, ders höchstens zum Fronvogt und Hofmeier bringen kann. Ihr Anspruch, der sich nicht auf die Mehrheit der Volksziffer stützen darf, beschwört die Schatten Philipps und Alexanders und heischt der „hellenischen Idee“ den Sieg, weil sie wider Barbarei das Banner edlen Menschenthumes durch die Jahrhunderte getragen habe. Da ihre Ephorensprengel die Zellen waren, aus denen der Glaubensbau entstand, fordern sie schrankenlose Herrschaft über die Kirche und verwünschen die Sendlinge des bulgarischen Exarchates. Wie Akritas bei Vodena einst, gäben sie gern ihr Leben hin, um eine Bulgarenschaar ins Jenseits mitzuschleppen. Ohne Zögern rechnen sie das Gewimmel der Landsleute, die einen slavischen Bauerndialekt sprechen, als „slavophone Griechen“ der Hellenengemeinschaft zu und lachen höhnisch, wenn ein Bulgare ihnen die Thatsache ins Gedächtniß ruft, daß in dem Bezirk der alten Makedonen, die selbst dem Demosthenes schon feindliche Fremde schienen, seit der Zeit des Zaren Simeon Slaven wohnen. Die Arbeit des Exarchates war langwierig; glich, nach dem Wort des Archimandriten Joseph, der eines Mannes, der mit seinen Fingernägeln ein Brunnenloch gräbt; hat den slavischen Glaubensdurst schließlich aber zu stillen vermocht. Vor sieben Jahren kams zum Konflikt. In Varna, Anchioli, Philippopel waffnet sich die Bulgarenwuth gegen die griechischen Vertreter des Patriarchates und rächt den Drosselversuch, mit dem die Griechen allzu lange im christlichen Türkengebiet Kirche und Schule geschändet haben. Vom August 1906 bis in den Mai 1907 sind aus Bulgarien und Rumänien fünfzehntausend Griechen nach Athen geflohen. Unter dem selben Maimond wird in Georgs Hauptstadt Victor Emanuel bejubelt, der Schwiegersohn des Montenegrinerfürsten und Schwager des Serbenkönigs, und der Bahnbau besprochen, der das halb italienische Antivari den Residenzen Cetinje und Belgrad verbinden soll. Im Namen des britischen Balkankomitees hat Mr. Buxton soeben Gladstones Parole erneut und für Makedonien das Recht auf Freiheit und selbstän-

diges Staatsleben verlangt. Griechenland späht nach Genossen und scheint bereit, die Albanerküste im Norden von Roms Einfluß bespülen zu lassen. (Ob es, wie Franzosen behaupten, zugleich mit Oesterreich-Ungarn einen Geheimvertrag schloß, der den Sandschakweg nach Saloniki mit papierner Bürgschaft pflasterte, ist ungewiß.) Heute erst aber darf es hoffen, das Land zu umfangen, das so lange schon seiner Menschen Begehr war. Nach dem Krieg, dessen Ankündung der jungtürkische Minister fürs Auswärtige mit dem Ruf begrüßte: „Erlauben Sie mir, laut zu lachen!“ Und der in vier Wochen dann die Osmanenmacht in Europa brach. Heute dürfte Venizelos lachen; mit der hallenden Wucht homerischer Helden. Und wohlwollend nicken, wenn sein Konstantin, wie weiland Alexander, Makedonien für die Ruhmesernte zu winzig fände. Der Zwölfte! Aus Petersburg holt die Ziffer kein zärtliches Echo. Katharina, die Zerbsterin, hat, um die Enkel an ihr Erbrecht auf Byzanz zu mahnen, den Palaeologennamen Konstantin dem Reussenstamm aufgepfropft. Die Urenkelin Olga bringt ihn in ihren Juchtenkoffern nach Athen: und ein Grieche ohne Griechenblutstropfen reckt den Arm nach dem Byzantinerreif. Armer Georgios! Wie hätte Dirs zu Haus nun behagt! Und wie hätte Deine Schwanksucht sich auf dem Feld der Vorstellung geweidet, daß, just Dir zur Ehre, die Weltgeschichte einen ihrer hübschesten Witze gemacht hat! Aus dem kopenhagener Tivoli kommt die Erfüllung panhellenischen Sehnens. Ferdinand, der das Schwert schmiedete, ächzt im Drang zwischen Rumänen, Serben, Hellenen; Montenegro, das zuerst schlug, verblutet sich; den Griechen lächelt, nach schmerzlosem Kampf, wieder die Sonne Homers.

Montenegro.

Rast ein Heldenvolk in den Tod? Iwan Tschernojewitsch, der im Lande des Schwarzen Berges, zwischen Skutari und Kattaro, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Kloster Cetinje gründete, konnte nicht ahnen, daß auf dieser Stätte einst ein christlicher König im Konak thronen werde. Kein König seines Stammes freilich; die im Widerstand gegen das Türkenjoch von den Venezianern unterstützten Tschernojewitsch sind, nach einem Bruderzwist, der Iwans Sohn Georg aus Cetinje jagte, ausgestorben und ihr letztes im Haemusgebiet sichtbares Haupt, Skanderbeg Tscherno-

jewitsch, hatte das Zwergfürstenthum als Statthalter des Sultans verwaltet. Doch blieb das Mühen, dem Herrschaftrecht eine gewisse Kontinuität zu wahren, nicht ganz ertraglos. Iwans Kloster war noch unter der Mondsichel, als Sitz des Wladika und seiner bischöflichen Macht, die Citadelle des Schwarzen Berges; ward, wenn die Türken es durch Feuer zerstört hatten, jedesmal wieder aufgebaut und ist heute noch, als Gruft des Großwojwoden Mirko und der Bischöfe Peter und Danilo, den Montenegrinern heilig. Der russische Peter, den die Europäer den Großen nennen, hat die strategische und die nationale Bedeutung des Berglandes früh erkannt. Während Karl der Zwölfte von Schweden um Türkenhilfe wider Rußland warb, die Hohe Pforte durch einen Fetwa des Scheich ul Islam dem Zarenreich den Krieg erklären ließ und Peter, beinahe so beredt wie später die über atrocities klagenden Briten, die europäischen Großmächte zur Befreiung der christlichen Griechen, Serben, Bulgaren, Walachen aufrief, mußte sein Bote Miloradowitsch den Tschernagorzen (Montenegrinern) ein Sendschreiben bringen, worin der Gossudar kündete, er ziehe in den Heiligen Krieg, der die Rechtgläubigen aus der Türkennoth erlösen solle, und rechne auf den Beistand aller je von den Osmanen geknechteten Christen. „Wenn Ihr handelt, wie die Pflicht Euch gebietet, wird Mohammeds Horde in die arabische Wüste zurückgejagt.“ Zum ersten Mal hörten die unter der Türkenherrschaft lebenden Christen solche Worte; zum ersten Mal meldete Rußland sich als den legitimen Erben der Palaeologen von Byzanz. (1710; in zwei Jahrhunderten hats den Anspruch nicht durchzusetzen vermocht.) Wladika Danilo aus dem Haus der Njegos ließ sich durch Peters wuchtige Worte zur Tschernagorzenvesper hinreißen und begann, mit seinem Menschenhäuflein, den Krieg gegen die Türkei. Peter war am Pruth bald so bedrängt, daß er froh sein mußte, als der (mit russischem Gold bestochene) Großwesir ihm in Falczin einen erträglichen Friedensschluß ermöglichte. Miloradowitsch aber saß ruhig in Cetinje und erklärte in einem feierlich stilisirten Erlaß, die Tschernagorzen seien nur dem Zaren zu Treue, Gehorsam und Kriegsdienst verpflichtet. Das klang wieder gut; und da man sich in Konstantinopel um den Schwarzen Berg kaum noch kümmerte und den Wladika von Cetinje nach seinem Belieben schalten ließ, kams nicht zu schroffem Konflikt. Als die von Peter aufgestachelten

Tschernagorzen vor den siegenden Türken auf venetisches Gebiet geflohen waren, hatten nicht sie die Folgen zu tragen, sondern die Bürger der Republik Venedig, die sich weigerte, die Flüchtlinge auszuliefern. Sultan Ahmed nahm ihr Morea, trieb sie aus den letzten Kandiotenburgen, wurde aber, nachdem Oesterreich eingegriffen hatte, durch die Siege des Prinzen Eugen bei Peterwardein und Belgrad 1718 zum Frieden von Passarowitz genöthigt, in dem Venedig zwar Morea endgiltig aufgab und den Südosten der Herzegowina räumte, Kaiser Karl der Sechste aber Nordserbien, die Kleine Walachei, das temesvarer Banat und einen Theil von Nordbosnien erhielt. Auch ein wichtiges Datum: zum ersten Mal intervenirte England mit der Mahnung, den Besitzstand der Türkei zu erhalten. Nächstes: der Europäerkongreß von Nimirow, wo, 1737, Rußland schon die Suzerainetät über die von der Türkei zu lösenden Donaufürstenthümer forderte. Das konnte der Sultan nicht gewähren und Kaiser Karl nicht wünschen. Der war, als Deutscher Kaiser, zwar Rußland verbündet, gönnte den Moskowitern aber nicht so rasche Erweiterung ihrer südosteuropäischen Machtsphäre und zwang sie, durch den hastigen Abschluß des Belgrader Friedensvertrages, auf alles eroberte Gebiet zu verzichten, Asow zu entfestigen und ihre Schiffe dem Schwarzen Meer fern zu halten. Unter diesen Bedingungen bewilligte ihnen die Pforte einen „Frieden auf ewige Zeit". Schon damals schrieb ein hellsichtiger Franzose, das Osmanenreich habe sein Leben nur der Eifersucht und dem Sonderinteresse einzelner christlichen Staaten zu danken, denen die musulmanische Wirthschaft weniger unbequem sei als der Machtzuwachs, den der Antritt der Türkenerbschaft ehrgeizigen Gegnern bringen könnte. Nach dem Sieg über Rußland und Oesterreich war die Türkei so gekräftigt, daß sie die Schweden gegen neue Moskowiterzettelung miethen konnte und die kleine Theokratie am Schwarzen Berg nicht zu beachten brauchte. Ihres Schicksals Wende begann erst, als die deutsche Katharina auf Peters Thron saß. Im Frieden von Kütschuk Kainardsche verlor Abd ul Hamid der Erste die Krim und die Bukowina; erlangte Rußland, mit drei Seefestungen, das Recht auf freie Fahrt im Schwarzen Meer und durch den Bosporus. „Ehe noch zehn Jahre verstrichen sind", schrieb 1784 der Preußische Gesandte Diez aus Konstantinopel, „wird die Türkei verschwunden, wird ihr euro-

päischer Besitz von Rußland verschlungen sein." So weit langte im ersten Rausch auch Katharinens Hoffnung: und doch brachte der nächste Krieg und der Friede von Jassy ihr nur den winzigen Vortheil einer den Türken unbequemen Grenzregulirung im Norden. Auch die Tschernagorzen wurden nun aber wieder lebendig. Die Wuth über das Treiben des Statthalters Kara Mahmud Pascha Boschatly, der von Skutari, seiner Provinz, aus immer wieder in montenegrinische Rechte eingriff und schließlich gar zwei für das Bergland wichtige Festungen besetzen ließ, trieb sie zum Versuch bewaffneter Abwehr. Der Uebermüthige wurde bei Krusa geschlagen, nach wiederholtem Angriff getötet und Wladika Peter Petrowitsch, dem, als dem Sieger, die Brda, das östliche Bergland, sich nun unterwarf, herrschte mit Kreuz und Schwert fortan über einen ansehnlichen orientalischen Kirchenstaat.

Seitdem hat die Familie Njegos-Petrowitsch in Montenegro regirt; ist das Land, unter dem Schein türkischer Oberhoheit, fast unabhängig gewesen. Seitdem war das Trachten aller Familienhäupter auf ein Ziel gerichtet: auf einen Hafen am Meer. Der streitbare Bischof Peter hat, als Bundesgenosse der Russen, gegen Frankreich gefochten und, unter dem Feuer der Britenflotte, die Boche di Cattaro erobert; mußte die ersehnten Buchten aber den Oesterreichern räumen. Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, wollte nicht Bischof heißen und nannte sich Fürsten von Montenegro und Herrn der Brda. Das paßte der Pforte nicht; und als die Tschernagorzen die kleine Festung Zabljak besetzt hatten, wurde Omer Pascha mit sechzigtausend Mann ins Bergland geschickt, um Ordnung zu schaffen und die Widerspenstigen zu züchtigen. Alle Südslaven zeterten laut gegen die Knebelung Montenegros. Durfte Oesterreich den Russen die dankbare Rolle des Christenschützers lassen und ruhig mitansehen, wie sein Handel in Bosnien durch Omers wüste Wirthschaft im Bisthum geschädigt wurde? Franz Joseph ließ durch den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Leiningen in Konstantinopel ein Ulimatum überreichen, das (außer anderen Zugeständnissen) die Abberufung Omers forderte und der Pforte erklärte, wenn die wiener Wünsche nicht nach dem Ablauf des fünften Tages erfüllt seien, werde ein österreichisches Heer in Bosnien einmarschiren. Dieser Druck wirkte. Ehe noch Rußland interveniren konnte, wurde Omer Pascha heimberufen.

Dessen Heer hätte zu völliger Unterwerfung der Tschernagora genügt. Mit gutem Recht können die Oesterreicher also behaupten, Montenegro sei von ihnen aus Lebensgefahr gerettet und von nahem Türkenschrecken befreit worden. Nicht für immer. Drei Jahre nach Leiningens Erfolg forderte, auf dem Pariser Kongreß, der den Krimkrieg enden sollte, der türkische Delegirte von den Mächten die Anerkennung der Thatsache, daß Montenegro zum Osmanenreich gehöre. Danilo protestirte; erklärte in einem Rundschreiben, die Tschernagora sei ein freies Land, dem von Rechtes wegen die Herzegowina und die Hälfte von Albanien zugesprochen werden müßte. Oesterreich konnte in dieser Schicksalsstunde für seinen Schützling nicht viel thun: es wurde selbst ja genöthigt, die Donaufürstenthümer zu räumen. Im vorigen Herbst hatte Graf Buol-Schauenstein, Schwarzenbergs Nachfolger, zu Beust gesagt: „Die Donaufürstenthümer haben wir in der Tasche!" Wurde dann „vor Zorn feuerroth und stieg wie eine Rakete in die Höhe", als in Paris, am siebenundzwanzigsten März 1856, Alexander Walewski, der, als Frankreichs Vertreter, dem Kongreß vorsaß, ihn fragte, wann Oesterreich seine Truppen aus den Fürstenthümern zurückziehen werde. Daß der Rückzug erst nach der Ratifikation des Friedensvertrages beginnen solle, mußte ihm schließlich genügen. Da war für Montenegro nichts Rechtes zu erreichen; das Bergland mußte sich selbst helfen. Half zunächst den bosnischen und herzegowzischen Bauern, die, bald nach dem Pariser Frieden, gegen die Türkentyrannis aufstanden, und schlug am dreizehnten Mai 1858 bei Grahowo das Osmanenheer so gründlich, daß Abd ul Medschid eine Grenzregulirung zugestehen und eine (nicht sehr beträchtliche) Vergrößerung der Tschernagora bewilligen mußte. Danilo hat für sein armes Land noch allerlei Nützliches gethan: die Steuerpflicht und ein europäischem Muster nachgebildetes Gesetzbuch eingeführt, die Blutrache und anderen Barbarenbrauch ausgerodet, die Staatsverwaltung und die Heeresorganisation dem gewandelten Zeitbedürfniß angepaßt. Als er am zwölften August 1860 in Kattaro von einem Landsmann tötlich verwundet worden und am nächsten Tage gestorben war, bestieg sein Neffe Nikola, der noch nicht neunzehnjährige Sohn des tapferen Wojwoden Mirko Petrowitsch, den Fürstenthron. Der neue Herr, den das Volk zärtlich Nikiza (Nikoläuschen) nannte, durfte in Ruhe reifen; brauchte

sich im ersten Regirungjahrzehnt nicht mit den Türken zu balgen. Noch war im Südosten Europas alle Entwickelung von dem Zweifel gelähmt, den Johann Wilhelm Zinkeisen in die Frage gefaßt hatte: „Werden die Mächte des Westens oder wird der Koloß des Nordens sich der Geschicke und der Zukunft des Osmanischen Reiches bemeistern? Das ist die Orientalische Frage des neunzehnten Jahrhunderts.“ Noch hindert, lange noch, die Eifersucht der Großmächte die bündige Antwort. Im Hochsommer des Jahres 1869 heischt Montenegro an der Albanergrenze zwei Weideplätze. Die Türkei sperrt sie durch einen Militärkordon; giebt aber dem austrorussischen Drängen nach und schwichtigt Nikola durch eine Geldzahlung. Seitdem aber kams fast in jedem Jahr zu irgendeinem Geplänkel. Als in Konstantinopel dann Abd ul Aziz und elf Tage danach zwei seiner Minister ermordet worden waren, flackert auf dem Balkan eine neue Flamme auf. Milan von Serbien fordert das Recht, als Statthalter des Sultans in Bosnien einzurücken. Midhat Pascha weigert die Erlaubniß. Milan erklärt der Türke dreist den Krieg, stellt sein durch zuströmende Freiwillige verstärktes Heer unter das Kommando des russischen Generals Tschernajew und verbündet sich dem Tschernagorzen. Serbien soll Bosnien und den Sandschak Novibazar, Montenegro soll Albanien und die Herzegowina „beruhigen“. Schon ist Nikola von den Herzegowzen als Souverain empfangen worden; hat Newesinje belagert und den Türkenfeldherrn Mukhtar Pascha, durch dessen Uebermacht er zur Umkehr gezwungen ward, bei Wrbitza-Wucidol endlich besiegt. Doch den Serben lächelt das Glück nicht; und als Tschernajew bei Deligrad geschlagen ist, müssen die verbündeten Staaten die Intervention der Großmächte erbitten. Draußen hat sich inzwischen Manches geändert. Die Furcht vor bedrohlichem Wachsthum russischer Macht treibt England, mit noch zäherer Kraft als bisher sich für die Integrität der Türkei einzusetzen. Layard, der das Inselreich am Goldenen Horn vertritt, schreibt: „Nicht aus Liebe zu den Türken oder gar zu ihrem Glauben, sondern zur Wahrung unserer eigenen Sicherheit müssen wir das Osmanenreich ungeschmälert erhalten. Die Türkei stemmt sich den ehrgeizigen Orientplänen Rußlands entgegen und der Sultan ist, als Haupt des Islams, für Britanien, das Millionen mohammedanischer Unterthanen hat, ein nützlicher, vielleicht ein unentbehrlicher Bundesge-

nosse.“ Lord Derby, der diese Note empfängt, stimmt der Meinung des Botschafters zu. Rußland muß sich in Europa also einen Helfer suchen. Welche Großmacht hat Grund, mit der anglo-türkischen Politik unzufrieden zu sein? Oesterreich-Ungarn, das aus Deutschland gedrängt ist und sich, wie nach Beust auch Andrassy erkannt hat, nur im Orient schadlos halten kann. Am achten Juli 1876 beginnen die Kaiser Alexander der Zweite und Franz Joseph in Reichstadt die Verhandlungen, die zu der Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 führen. („Diese Konvention“, sagt Bismarck, „nicht der Berliner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an Bosnien und der Herzegowina und hat den Russen während ihres Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert.“) Rußland hat von Galizien her nichts zu fürchten und kann losschlagen. Als Lord Derby zu bremsen versucht, antwortet Gortschakow: „Der Wunsch, die Türkei unabhängig und unangetastet zu erhalten, ist nur erfüllbar, wenn sie die Gebote der Menschlichkeit achtet und das Gefühl der christlichen Völker Europas nicht länger verletzt. Da die Pforte unfähig scheint, das Lebensrecht der ihr unterthanen Christen zu schützen, muß Europa dafür sorgen, daß der Friedensvertrag vom Jahr 1856 gewissenhaft ausgeführt wird.“ Eine neue Schlachtordnung also; und ein neuer Sultan. Das Scheinregiment Murads des Fünften endet nach kurzer Dauer und statt dieses Irren wird Abd ul Hamid der Zweite Kaiser und Khalif. Der erste Novembertag bringt den Serben und Tschernagorzen den ersehnten Waffenstillstand. Die Balkankonferenz empfiehlt der Pforte, die in Albanien und der Herzegowina eroberten Grenzdistrikte den Montenegrinern zu lassen und ihnen, als Ersatz des noch immer verweigerten Hafenplatzes, die Schiffahrt auf der Bojana zu gewähren. Das von Abd ul Hamid, auf Midhats Rath, einberufene Parlament lehnt Nikolas Friedensbedingungen ab, die Pforte will sich dem Londoner Protokol noch gar dem russischen Zusatz, der schleunigen Friedensschluß mit Montenegro heischt, nicht fügen: am vierundzwanzigsten April 1877 rücken russische Truppen in die Moldau und ins türkische Armenien ein. Suleiman Pascha bahnt sich durch Montenegro den Weg nach Albanien, wird aber von Cetinje nach Podgorizza abgedrängt; und Nikolas Heer erobert Antivari. Im Präliminarfrieden von San Stefano erlangt der Fürst stattlichen Gebietszuwachs: sein Reich soll sich im Norden

bis an die Mündung des Lim in die bosnische Drina, in der Herzegowina bis über Gazko hinaus und auf der Albanerseite bis nach Skutari erstrecken. Dabei bleibts nicht. Im Berliner Vertrag vom dreizehnten Juli 1878 wird Montenegro auf kleineren Zuwachs beschränkt, aber als unabhängiges Fürstenthum anerkannt und erhält, außer herzegowzischen Bezirken und dem Bergland von Gusinje und Plawa, das Küstengebiet von Antivari. Ist endlich also ans Meer vorgedrungen. Zwar fällt Spizza nebst der Küstenkontrole an Oesterreich; aber der alte Herzenswunsch der Nation ist erfüllt. In den Wintermonaten des Jahres 1879 muß sie im Bandenkrieg gegen die Albaner kämpfen, die Gusinje und Plawa nicht räumen wollen. Nach langwierigen Verhandlungen, in die alle interessirten Großmächte eingreifen, verzichtet Montenegro auf diese Bergbezirke und erhält dafür den bis zur Bojanamündung reichenden Streifen der Adriaküste mit der Hafenstadt Dulcigno, deren Uebergabe Derwisch Pascha mit einer osmanischen Kerntruppe von den Albanern erzwingt. Der Khalif ist, das geistliche Oberhaupt aller an Mohammed Glaubenden, genöthigt, selbst den Widerstand ihm unterthaner Gläubigen gegen neue Gebietsforderung christlicher Slaven zu brechen und den so gesäuberten islamischen Boden den Christen abzutreten. Am siebenundzwanzigsten November 1880 ziehen die Tschernagorzen in die ihnen von den Türken geöffnete Hafenstadt ein. Wo einst Byzanz, dann Venedig und seit drei Jahrhunderten der Sultan-Khalif geherrscht hatte, funkelt über dem rothen Feld, in dem Montenegros Doppeladler die Silberschwingen spreitet, im Sonnenlicht nun das goldene Kreuz, die goldene Krone des freien Christenfürsten.

Nikizas. Der ist jetzt neununddreißig Jahre alt, sitzt vier Lustren lang auf dem Fürstenthron: wird aber von den Landsleuten noch immer wie ein Heldenjüngling gehätschelt. Der, heißts, hilft uns sicher aus der Armuth und Enge; kann der Tschernagora, der die Venezianer den lateinischen Namen gaben, eines Tages noch werden, was im vierzehnten Jahrhundert Stephan Duschan, der Zar aller Serben und Griechen, der südslavischen Hoffnung war. Hat er nicht schon viel erreicht? In Paris, als blutjunger Student der Kriegswissenschaft, die Gunst Louis Napoleons gewonnen, die ihm nützlich wurde, als der Einundzwanzigjährige den Aufstand des herzegowzischen Schmiedes Lukas Wukalowitsch unter-

stützt hatte, von Omers Uebermacht aber gezwungen worden war, vor Europens Thronen um glimpfliche Friedensvermittlung zu bitten. Er hat das Bündniß der beiden Serbenreiche durch den Entschluß ermöglicht, sein Heer und sich selbst unter den Oberbefehl Michaels Obrenowitsch, des kühnen Fürsten von Serbien, zu stellen und, wenn das Einigungwerk dieses Opfer fordere, seine Krone Michael, der die Serbenerde von der Schmach türkischer Zwingburgen befreit hatte, zu überlassen. Im Dupapaß, bei Antivari und Dulcigno hat er das Osmanenheer besiegt. Das Säkularsehnen seines Volkes nach dem offenen Meer endlich gestillt. Und in Petersburg den (unter Milan sacht verbleichenden) Glanz des Hauses Obrenowitsch überstrahlt. Für zwanzig Jahre, eine im Völkerleben kurze Zeitspanne, ists genug. Kann diesem Nikola nicht viel mehr noch gelingen? Nicht im Mannesalter die Serbeneinung, von der seine Jugend träumte? Der Südslavenlegende wird der stattliche, muthige Fürst schnell zum Heros und Hort des ins Unermeßliche schweifenden Großmachtwahnes; und Nikola weiß sich schlau auf den wärmsten Pfühl des Nationalvertrauens zu betten. Ein Volk, dessen Kopfzahl noch nicht die Viertelmillion erreicht, ein Heer von fünfzigtausend felddienstfähigen Leuten: damit ist der Anspruch auf haltbaren Heldenruhm heute nicht leicht zu erkämpfen. Nikolas Zufallssiege im Kampf gegen Mukhtar und Suleiman Pascha sichern ihn nicht. Dem Sinnenden hilft eine Familienerinnerung. War sein Großohm nicht, der zweite Peter Petrowitsch Njegos, als Nationaldichter berühmt? Er hat die Berge und das Freiheitsehnen, den Muth und Stammesstolz der tschernagorzischen Serben besungen; in Drama und Volkslied sich, ein Bischof der Orthodoxen Kirche, versucht. Diesem Vorbild strebt Nikola nach. Im Paris des Zweiten Kaiserreiches hat er ins Literatenhandwerk hineingeblickt und seinem Patrioteneifer kann in der Sprache der Mitutinowitsch und Raditschewitsch ein klangvoller Vers, eine wirksame Strophe nicht unerreichbar sein. Er wagts; sein Lied grüßt das Meer, über dessen Bucht endlich nun die weiß gekreuzte rothe Standarte im Morgenwind flattert, grüßt das Gebirg, über dessen Kämme der Weg in Großserbiens Zukunft führt. Er giebt dem Lande die Nationalhymne und das Nationaldrama. Held und Sänger. Ein Balkan-Björnson; und ein gekrönter, der nicht zu fürchten braucht, durch das Schauspiel geschäftlicher Tüchtigkeit seinen Nim-

bus zu schmälern. Wenn er seine Hausmacht mehrt, dient er ja nur dem Vaterland. Ists etwa nicht hohen Lobes werth, daß er das fest verriegelte Herz Alexanders des Dritten erobert, der ihn laut seinen besten (nicht, wie allzu wörtliche, den Sinn entstellende Uebersetzung behauptet, seinen „einzigen“) Freund nennt? Nicht ungemein schlau, daß er sich ganz als Geschöpf und dankbaren Bewunderer Rußlands giebt, seit Milan Obrenowitsch sich dem Oesterreich Andrassys zugewandt hat? Die slavische Vormacht schien unüberwindlich und Alexander der Zar von Europa. Auf Milan, den geistreichen Lüdrian, ist für die Erledigung nüchterner Geschäfte nicht zu rechnen. Nikola lernt ihn allmählich hassen; freut sich des Eheskandals im belgrader Konak, des Haders zwischen Vater und Sohn und hofft, als Alexander mit seiner Draga der Dynastie das Grab schaufelt, zur Rettung aus gefährlicher Wirrniß berufen zu werden. Derselbe Mann, der gesagt hat, er sei, wenn die Einung der Serbenstaaten dadurch beschleunigt werde, bereit, zu Gunsten Michaels Obrenowitsch auf das Regentenrecht zu verzichten, trachtet jetzt nach der Doppelkrone der Obrenowitsch und Njegos; und gilt, noch immer, im Südslavenbereich als der neue Duschan, den der Gott aller Rechtgläubigen für das große Werk der Serbensammlung auserwählt habe. Mit bedächtiger Kaufmannsklugheit hat der fürstliche Barde seinem Gott das Wunder zu erleichtern, der Vorsehung die günstige Konjunktur zu schaffen versucht. Milena, die Tochter des verarmten Wojwoden Wukotitsch, hat ihm zehn Kinder geboren. Solcher Segen muß dem Vater, dem Vaterland zinsen. Prinzessin Zorka wird dem serbischen Thronprätendenten Peter Karageorgewitsch, Miliza dem russischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch, Stana dem Herzog Georg von Leuchtenberg, Helene gar dem italischen Kronprinzen Victor Emanuel vermählt; Prinz Mirko holt sich aus dem Haus Obrenowitsch die Ehegefährtin und nur Danilo, der Erbprinz, muß sich in glanzloser Gattung mit der Strelitzerin Jutta bescheiden. Nikola hat starke Trümpfe in seinem Spiel: Rußland, die Slavenstimmung, Italiens Beistand. Wird ihm einst die Nachfolge Alexanders Obrenowitsch angeboten, dann widerspricht gewiß keine Macht. Keine? Hier war in Nikolas Spielberechnung ein Fehler. Oesterreich-Ungarn hatte mit der Omladina, den serbischen Jugendvereinen, die in dem Fürsten der Tschernagora den Messias sahen, zu viel Aerger erlebt, um

wünschen zu können, daß Nikola in Cetinje und Belgrad herrsche und die Attraktion des großserbischen Gedankens noch mehre. Auf dem Westbalkan, also in Oesterreichs nächster Interessensphäre, ein den Russen blind ergebener Fürst, an Albaniens Grenze der zwiefach gekrönte Schwiegervater eines Königs von Italien: weder in Wien noch in Budapest durfte mans dulden. Die panserbische Agitation gegen Habsburgs Herrschaft wäre gestärkt, Italiens Drang nach Albanien begünstigt, die Annexion der in Reichstadt und Berlin dem Kaiser Franz Joseph zugesagten Balkanprovinzen um ein Beträchtliches erschwert worden. Ob Goluchowski den belgrader Verschwörern gewinkt, ob ihrem Hirn ohne Mahnung die Nothwendigkeit der Stunde eingeleuchtet hat: als, nach der Ermordung Alexanders, die Skupschtina einen neuen König küren sollte, fiel keine Stimme auf Nikola, keine auf seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten Sohn Mirko. Peter Karageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hochmüthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.

Die Hoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem Sechziger nahte bald neue Enttäuschung. Unser Herr, wisperts seit 1903 um den Schwarzen Berg, ist also nicht, wie wir stets glaubten, der von allen serbischen Brüdern ersehnte Nationalheld? In traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit frechem Spötterblick die Jungen; „Euer Nikiza ist längst tot, der in hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serbeneinheit übers Gebirg tragen sollte, flügellahm geworden. Seht ihn genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubek, Ibsens Irene. (Denn wir sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und haben schrecklich viel gelesen.) Im Lied hat er Freiheit verheißen: und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblut dampfte, in Hundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Verfassung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt. Auf der Bretterbühne wies er das Ziel der Serbeneinheit, die Erlösung von fremdem Joch: in der Wirklichkeit wurde er, seit die Japaner den petersburger Patron aufs Haupt schlugen, schwach und ängst-

lich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slavenfeinde zu schmuggeln und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zur Annexion Bosniens und der Herzegowina ausnützte, für die Serbensache nicht einmal so viel wie Georg Karageorgewitsch und die Hohe Excellenz Iswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälter Dutzendverse; ein Baumeister, der Luftschlösser ohne feste Grundmauer vors Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den Schwindel scheut; ein Greisender, dem vor der Jugend graut." So schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser. Hats Nikola dennoch gehört? Er ist, seit die radikale Sprudeljugend ihn zu den Mumien geworfen hat, wieder recht lebendig geworden; und ein Souverain, der Nationalbarde und Oberleiter des Regirungblattes Glas Crnogorca ist, vermag für seinen Ruhm Mancherlei zu thun. Unter Nikolas Regirung ist die Unabhängigkeit Montenegros von den Großmächten besiegelt, sind dem Bergfürstenthum zwei Häfen gewährt worden. Nur Lügner können behaupten, die bosnische Krisis habe den Tschernagorzen keinen Ertrag gebracht. Antivari und Dulcigno gehören ihnen erst jetzt ganz: im neunundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages ward die Bestimmung gestrichen, die den Oesterreichern die Seepolizei in diesen Häfen zuwies und Montenegro hinderte, dort Kriegsschiffe zu halten. Genügts noch nicht? Aus Iwans Bergkloster ist die Residenzstadt eines christlichen Königreiches geworden. Freilich: dem Volk wird der Firniß nicht nützen. Die Tschernagorzen sind arme Leute, die sich, Mann und Weib, schinden müssen, um ihr Leben zu fristen, und in Schaaren, sobald sich eine Gelegenheit bietet, dem Karst und Schiefer ihrer Heimath in die Neue Welt entlaufen. Die Steuerfron kann im Königreich nicht geringer werden. Nikola aber darf sich im Glanze spiegeln. Wer sagt nun noch, Danilos Neffe habe in fünfzigjähriger Herrschaft nichts Greifbares erlangt? Schwiegervater der Könige von Italien und Serbien, Oheim des Zaren, dessen Geisterglauben Miliza klug nährt, in der Hofburg fast nun so gut angeschrieben wie in Zarskoje Selo; und das Wichtigste: selbst fortan von Gottes Gnaden ein Zar.

Seit dem achtundzwanzigsten Augustustag des Jahres 1910. Goldene Hochzeit und Aufstieg in den Königsrang. Victor Emanuel kommt mit Elena, Zar Ferdinand mit dem Kronprinzen Boris, aus Belgrad Zorkas Sohn und Tochter, aus Petersburg der groß-

fürstliche Eidam, aus Konstantinopel Hussein Hilmi Pascha. Nie sah Cetinje solchen Glanz. Jeder merkt jetzt, daß Nikola nicht nur scherzte, als er die Klage, dem Fürstenthum bringe der Export nicht ausreichenden Ertrag, mit dem Triumphgeschrei stumpfte: „Hat der Export meiner Töchter uns etwa nicht genützt?“ Nur sein Aeltester, dessen Ehe mit der norddeutschen, im Bergland verlästerten Prinzessin fruchtlos geblieben ist, bereitet ihm Gram. Mirko, der im Schoß einer echten Serbin einen kräftigen Knaben gezeugt und sich in jeder Fährniß zu dem großserbischen Gedanken bekannt hat, ist des Volkes Liebling; ihm könnte, wenn Danilo sich in stillen Verzicht duckt, die Einung der beiden Serbenstaaten gelingen, die dem noch vom Türkenjoch bedrohten Halbvasallen versagt blieb. Als Mirko den Sohn, den Natalie Konstantinowitsch, eine Großnichte des Königs Milan, ihm geboren hat, am Fenster des Konaks froh der Menge zeigte, rief er: „In dieses Kindes Adern mischt das Blut der Njegos sich dem der Obrenowitsch!“ Die Völker suchen einander; möchten von der Morawa bis an die Adria in Reichseinheit leben. Schon aber ist die Stimmung getrübt, die dem nach Belgrad heimkehrenden Peter jauchzenden Gruß vom Schwiegervater eintrug. Zorka starb; und der Witwer hockt wie eine kranke Eule im Dunkel. Wähnt er, unter seiner von Mördern eingehandelten Krone, sich über den Petrowitsch erhaben, dessen Ahnen schon Wladikas waren, als die Väter des Schwarzen Georg noch im Türkenjoch Schweine hüteten? Die Schicksalsfrage, welche der beiden Regentenfamilien die Serbeneinheit stiften werde, führt in den agramer Bombenprozeß. Der Setzer Raikowitsch hat, im Oktober 1907, aus dem Königreich Bomben nach Cetinje gebracht, sich, vor Nikolas Minister, selbst angeklagt und seine Mitschuldigen verrathen. Auf den Fürsten wars abgesehen; und ihm Nahe, Verwandte, sein Schwager Gardaschewitsch, sein Neffe Radowitsch, hatten sich dem Komplot verlobt. So hieß es; und als der Kronzeuge Nastitsch ausgesagt und das dichte Gesträhn der in Belgrad geknüpften Fäden beleuchtet hatte, wollte Nikola die Wuth nicht länger zügeln. Sechs Todesurtheile; ungeheuerliche Freiheitstrafen. (Daß kein zum Tod oder zu langer Haft Verurtheilter schuldig war, scheint heute sicher.) Der serbische Geschäftsträger reist ab. Im nächsten Herbst: neues Komplot; diesmal an der Sandschakgrenze. Von Oesterreich oder von Serbien

angezettelt? Einerlei. Elf Todesurtheile; fünf werden hastig vollstreckt. Banden toben durch Belgrads Straßen und fluchen dem Fürsten Nikola; dem Henker der Unschuld. Der soll sich jemals dem Schwiegersohn Peter verbünden? Undenkbar. Noch am Krönungtag. Zwei Jahre danach ruft König Nikola zum Kreuzzug: und Serben und Montenegriner marschiren einträchtig gegen die Türkentruppen. Iswolskijs Balkanbund ist Ereigniß geworden.

Das Unwahrscheinliche. Wie in fast jeder Stunde wichtigen Weltgeschehens. Weil für und wider das Wahrscheinliche alle Nachbarn und Sippen gerüstet sind, muß, wer Großes erlangen will, am rechten Tag vom Himmelsfirst Waffen und Werkzeuge herunterholen, auf deren Anwendung ringsum Niemand vorbereitet ist (und deren bloßer Anblick die Pfründner der Wilhelmstraße aus ihrer Eierfibelvorstellung schleudert). Der Kampf um die Elbherzogthümer als Etape auf dem Weg nach Königgraetz, die Emser Depesche, Kitcheners Ingenieurzug in den Sudan, die nächtige Vernichtung des unter Makarows Admiralflagge Port Arthur schirmenden Geschwaders, Eduards jähe Hingabe des seit Nelsons Zeit ängstlich bewachten Scherifenreiches, der Bund der Balkantetrarchen: so wirds gemacht. So nur kanns gemacht werden; und der an ihm Wahrscheinliches geleimte Blick des Knirpses trügt dann stets, wie Louis Napoleons, der auf Oesterreichs, Plehwes, der auf Rußlands, Kiderlens, der auf Mohammeds Sieg schwor. Falscher Weichenstellung folgt die Entgleisung. Auch der Sänger der „Balkanska Zariza“ weiß davon ein Lied. Seine Jugend sah Oesterreich aus Deutschland in den Orient, sein Alter Rußland aus Ostasien nach Europa zurückkehren. Jung und alt aber hat er geirrt. Da er auf Alexander wie auf den Heiland hoffte; dann in den Wahn schlüpfte, Oesterreich-Ungarn werde, weil Aehrenthal dem greisen Haupt die Königskrone gönnt, morgen ein den über die Adria schielenden Italienern verbündetes Großserbien begünstigen; endlich den Genossen und deren müdem Patron zutraute, daß sie ihm in das den Tschernagorzen schon im Frieden von San Stefano zugesagte Skutari, das Skodra der Illyrer, helfen können und wollen. Ihm leuchtet, nur ihm, in diesem Kriege kein Stern. Peters Brut sonnt sich im Ruhm von Kumanowo, Bulgaren und Griechen rennen durch Strahlenthore: nur Nikola erreicht sein Ziel nicht und muß mit kleiner Beute heimschleichen. Der Siebenziger hat sein Leben nicht geschont, sein Völkchen hat zwei Drittel der mannbaren Ju-

gend sicherem Tod entgegengeschickt: um nichts; um Hekuba. An dem Tag, da das putzigste Angstkind deutschen Diplomatenkummers dem vom Caesar Augustus Scherl beherrschten Erdkreis kündete, „Montenegro tanze den Großmächten einfach auf der Nase herum“ und damit sei „der vollkommene Bankerot des europäischen Konzerts bewiesen“ (neben, scheint mir, der Thatsache, daß Wippchen nicht nur in Witzblättern lebt), hatte Danilos armer Neffe von den konzertirenden Großmächten gehört, daß er sich um Skutari nicht länger bemühen dürfe. Südslave: also, im guten Sinn und im schlimmen, Phantast; grausam, rachsüchtig, ohne nüchternes Augenmaß. Aber, mit kindischen, pfäffischen, komoediantischen Zügen, ein Held; und eines Heldenvolkes König. Darf man die Montenegriner schmähen, weil sie zu Abertausenden sich einer nationalen Sehnsucht opferten, die der kühl wägende Philister früh als unstillbar erkannte? Weil die muthigsten Bergsprossen den Handel, die Ausbeutung des Tabakmonopols, des Schiffahrt- und Eisenbahngeschäftes eingewanderten Italienern überließen und besitzlose Krieger bleiben wollten? Hinter der Schaar des Leonidas, die mit ihren Leibern dem Perserheer das Quellenthor sperrte, neben den tapfersten Polen und Tirolern wird auch sie Klio nennen. Der Ephialtes, der sie überwand, kam nicht vom Malischen Busen; kam, mit leichtem Gepäck, aus Downing Street. Wenn das Auge des greisen Falken bricht und in sein letztes Gestöhn über die Schwachheit des Gossudars die Schlachthymne des Franziskaners Fishta hineintönt, der gegen die Slavenhorden, gegen Rußland und dessen Schweißhund vom Schwarzen Berg den Albanesenzorn aufruft, wenn vom Stamm des Njegos Petrowitsch krachend die Krone stürzt, mag, einmal noch, Fürst und Volk die Erkenntniß einen, daß ihres Traumes funkelnder Kahn am Riff des härtesten Willens, anglischen, zerschellen mußte.

Der Sieger.

Am zwölften Sitzungtag des Berliner Kongresses ließ Mehmed Ali ins Protokol aufnehmen, die Otmanenregirung meine, das Gebiet Montenegros dürfe zwar durch Bezirke vergrößert werden, deren Bewohner dem selben Volksstamm und in ihrer Mehrheit auch dem selben Glauben angehören, könne nur nach ungerechtem Spruch aber Kreise umfassen, die musulmanischer oder katholischer Albaner Heimath und Wohnstatt sind. Seine Schütz-

linge haben ihn, der zwischen den beiden Völkern den Grenzstrich ziehen sollte, bei Diakowa gemartert, gemordet. Bald danach entstand, mit türkischer Hilfe (Abd ul Hamid mißtraute den Albanern weniger als irgendeiner anderen Nation), der Geheimbund, dessen Komitees von Skutari, Prizren, Argyrokastron aus die Tschernagorzen, Serben, Griechen lauernd bewachten. Nie ward Ruhe. Nie hörten die zwei Serbenvölker auf, nach Albanien als nach einem ihnen gebührenden Erbtheil zu blicken. Seit dem Jahr 640 hatten sie dieses Land besiedelt; unter ihrem Zaren Wladimir die Avaren besiegt, die Dalmatineralp überschritten und von Istrien bis Durazzo geherrscht. Stephan Duschan hat sich den Kaiser von Slavonien und Albanien genannt. Ihr letzter Zar erst, Lazar Grbljanowitsch, hat auf dem Amselfeld, am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts, mit dem Leben das Küstenland an den Türkensultan verloren. Tief eingewurzelt ist jedem Serbenherzen der Wunsch, die Heimath der „Verstehenden" (Schkipetaren) zurück zu erobern. Mancher dachte, die Theilung könne den Herren in Wien und Budapest willkommen sein: weil sie, erstens, die Ostflanke der Adria für immer der Römergier entzöge und, zweitens, die Eifersucht der Häuser Njegos und Karageorgewitsch wach hielte. Zwei serbische Königreiche sind den Habsburgern bequemere Nachbarn, als ein in Großmacht erstarktes ihr wäre. Albanien den Albanern? Das fordern die Italiener; und Freiherr von Chlumecky wittert hinter diesem Wortmantel böse Absicht. Jetzt sind wir, nach endloser Rassenfehde und blutigem Krieg, wieder bei Mehmeds Rezept angelangt. Hören aus dem Oesterreich Berchtolds täglich die Losung: Albanien den Albanern; Unverständige auch staunend die Betheuerung, daß Rom und Wien in der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit eines Sinnes sind. Warum nicht? Serbien kommt ans Meer und erhält, ohne Kostenaufwand, eine von den Großmächten kontrolirte und säuberlich neutralisirte Eisenbahn, auf der es seine Produkte aus-, Waffen und Munition einführen kann. Daß Montenegro mit Brocken abgefunden wird, verarmt und verblutet, mag Nikolas Schwiegersohn schmerzen; paßt aber in den Staatskram Giolittis. Nach dem Sieg über die Türken war Karageorgewitsch dem Njegos nicht zu unterjochen. Albanien ein austro-italisches Schleswig-Holstein, neben Franz Ferdinands Monarchie ein Großserbien, das, Königreich oder Republik, Serben und Kroaten vom schwarzgelben Banner weglockt, in Attraktion und Stoßgewalt unwider-

stehlich wird: da wäre die für den Nimbus und für die Balkanposition Oesterreich-Ungarns schädlichste Schlichtung des Herrschaftstreites. Darf ein italischer Patriot zögern, sie im weiten Hörbereich mit begeistertem, begeisterndem Wort zu empfehlen?

Die Nebel sinken. Und der Blödeste müßte nun, endlich, merken, was geschehen ist; welches Geschehen von den unthätig scheinenden Häuptern Europas abgewartet wurde. Als Weltenrichter spricht Sir Edward Grey. Hoher Zuversicht und tiefen Dankes voll. Noch dankbarer ist Kollege Asquith; allen Mächten, die in Geduld, Demuth, Opferbereitschaft der weisen Leitung Britanias gefolgt sind und das mit dem Glück der Menschheit befrachtete Schiff vom londoner Lotsen durch Klippen, über Untiefen hinweg steuern ließen. Wer hatte zu Dankbarkeit je tristigeren Grund? Offenbar ward, der Christenheit, dem Islam, den Hindu, Buddhisten, Shintoisten, daß die stärkste Westmacht die Geschicke des Erdballes lenkt; daß ihrer Office, wie einem Delphoi, die Rathsucher zuströmen; daß sie Mohammeds Reich vernichten und in neues Leben retten konnte, aushungern und nähren kann. Offenbar, daß sie ihre Freunde reichlich (kostenlos: Mongolei) zu belohnen, die ihr Verfeindeten in Sanftmuth zu bändigen vermag. Ihr Wille gebietet, wie weit in Südost der Slavenwall sich strecken, nach welchem Beutestück Hellas greifen, was vom Albanerland ohne Fremdherrn bleiben darf. Weniger, als Wien im Winter wollte? Rühmet drum das neue Zeugniß geduldiger Opferbereitschaft. Oesterreich hat eine Milliarde verthan, seine ostwärts weisende Zukunft bestattet, sieht hinter den Grenzpfählen fünf Mächte, die sämmtlich, Rußland, Rumänien, Serbien, Montenegro, Italien, auf seine Kosten Gewinn säckeln könnten; und muß sich bekennen, daß es von der Verlustminderung kein Bruchtheilchen dem Bundesgenossen, jedes dem Gegenconcern verdankt, der es lange zwar der Pein überließ, doch zu mürber Nachgiebigkeit in Gnade sich niederneigte. Wie wärs geworden, wenn Deutschland, schon im Herbst oder noch im Lenz, mit ganzer Kraft für des Genossen Lebensinteresse, das im verhängnißvollsten Sinn germanische, eingetreten wäre, nicht zu bedächtiger Abwehr nur, sondern, wenns sein mußte, zu stürmendem Angriff? Das Deutsche Reich hat von England, Frankreich, Rußland den Dank innig beglückter Herzen verdient. In Einfalt half es bereiten, was werden sollte. Und wahrte so, wieder, den Frieden.

Oesterreichische Offizierballade.

Nach dem Kampf mit den wilden Banden
Unten in der Kriwoscie,
Sah man viel Krüppel in Oesterreichs Landen,
Armstumpf, Stelzbein und Humpelknie.
Da hat Eins das Volk verdrossen:
„Sind denn die Kugeln so wählerisch?
Nur das Volk war zu Krüppeln geschossen;
Der Offizier blieb heil und frisch!

Aber noch schlimmer als Kugeln sind Messer!
Wen ihre Kugel zu Boden warf,
Den verstümmeln die Pilaffresser
Mit ihren Messern; und die sind scharf!
Warum blos unsere braven Soldaten,
Nie Offiziere?" Mich kränkt dies „Warum?"
Und so will ichs Euch gern verrathen,
Denn ich weiß, die Scham macht Euch stumm.

Hört denn: die wiener Herren wußten,
Diesmal gilts nicht die offene Schlacht,
Die unsere Truppen bestehen mußten:
Diesmal wird es ganz anders gemacht
Grausamer Blutdurst ist zu erwarten,
Auf den Verwundeten stürzt sich die Gier,
Und was seiner für Gräuel harrten,
Das zu schildern, erlaßt Ihr mir.

Der Offizier, der mag selber entscheiden,
Ob ihm der Tod nicht lieber sei,
Als den Schimpf der Entmannung zu leiden
Durch das Messer der Barbarei.
Will er verstümmelt nicht weiterleben
(Also beschlossen die Herren in Wien)
Sei ihm die Hilfe gleich mitgegeben
In einer sicheren Pille Strychnin.

Nun überlegt: Sich verwundet zu wissen
Und in dem Schmerz und sickerndem Blut
Noch die Pille suchen zu müssen,
Dazu brauchts wahrhaften Heldenmuth.
Stellt Euchs nur vor! Von all den Braven
Kam nicht Einer als Krüppel zurück.
Mögen sie ruhig den Heldentod schlafen!
Seht Ihr: Ihr schweigt! Stumm senkt Ihr den Blick . . .

Prag. Hugo Salus.

Selbstanzeigen.

Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung. Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig.

Nicht leicht wird man heute eine Abhandlung aus dem Gebiete selbst der beschreibenden und durchaus nicht spekulativen Psychologie lesen, ohne letzten Endes auf ein Problem zu stoßen, das in mannichfacher Formulirung und in noch mannichfacheren Lösungen, am Kürzesten etwa als das von „Form“ und „Stoff“ des Bewußtseins bezeichnet, sich einstellt. Gewisse Thatsachen des Bewußtseins sind nämlich dem Subjekt in einer unmittelbaren, gleichsam naiven Weise gegenwärtig oder, wie Andere behaupten, müssen wenigstens als in solcher Art ehemals gegenwärtig erschlossen werden; andere Thatsachen tragen deutlich das Gepräge mehr oder minder intensiver psychischer Verarbeitung an sich. Um von den vielen Gestaltungen dieses Problems eine ganz deutliche als Beispiel vorzuführen, sei Harald Höffding („Der menschliche Gedanke, seine Formen und seine Aufgaben“) citirt. Er unterscheidet das „unwillkürliche Seelenleben in seiner unmittelbaren Entfaltung“ als einen „Strom, ein Hingleiten mannichfacher Erlebnisse“, wobei sich das Ich nur aufnehmend verhält, und als zweite Gruppe der psychischen Erlebnisse das „Nachdenken“ mit dem Kennzeichen, daß es ein zeitlich vorausgehendes unmittelbares Erlebniß voraussetzt, charakterisirt durch unsere Aktivität, durch Zerlegung, Vergleich, Isolirung und Synthese des dargebotenen Bewußtseinsmaterials. Die genaue Abgrenzung zwischen diesen beiden Bereichen des Spontanen und der Rezeptivität ist es, die in jeder psychologischen Arbeit, selbst dann, wenn sie, wie der vorliegende Versuch, jeder erkenntnißtheoretischen und ontologischen Frage geflissentlich ausweicht, aus dem Gebiet der reinen Deskriptive unwiderstehlich in das der Theorien und Zusammenfassungen drängt; können ja selbst die entschlossensten Anhänger der empirischen Richtung, sobald sie nur von der Aufspeicherung ihrer Versuchsreihen zu einer Deutung und Werthung übergehen, dieses Problem nicht vermeiden. Die Gegensätze nun, die dieses Problem in den mit ihm beschäftigten Köpfen hervorbringt, sind in unseren Tagen schroffer als je geworden, was um so folgenschwerer ist, als die Frage selten um ihrer selbst willen, sondern meist in Verbindung mit ihren Derivaten, dem Erkenntnißproblem und dem ethischen Problem, und in Absicht auf diese aufgeworfen und behandelt wurde. Wir finden, daß auf der einen Seite (Neu-Kantianer) das unmittelbare Erlebniß, das „Gegebene“, nur insofern für wesentlich, für erkennbar gehalten wird, als es in die Formen des menschlichen Denkens bereits eingegangen ist, Ordnung und Destillation in Merkmale und Gesetze erfahren hat; während die andere Partei, die „den Reichthum der menschlichen Natur liebt“ (James), das Analysiren als überflüssig, wo nicht als schädlich ansieht und mit Bergson erklärt, daß eine Erkenntniß nicht durch Thesis und Antithesis der Begriffe, sondern

nur durch „Intuition“, durch Eintauchen in den ungegliederten unmittelbaren Strom des Bewußtseins möglich werde.

Auf beiden Seiten wird eifrig in den angegebenen Richtlinien, eigentlich ohne Rücksicht auf die ganz entgegenstehende Werthung der Gegner, gearbeitet und man hat allen Grund, die Liebe und Ueberzeugung zu bewundern, mit der Systeme ausgefeilt werden, deren Grundlagen durch so gewichtige Argumente sich bedroht fühlen könnten. Um so lebhafter ist die Diskussion auf dem mittleren Gebiete der theilnehmenden Literaten, denkenden Laien und populären Darsteller geworden. Hier ist es natürlich nicht das deskriptive Problem, sondern fast ausschließlich seine ethische und erkenntnißtheoretische Fassung, welche die Gemüther aufregt. Dadurch erhält die Debatte eine affektive Betonung, sie wird zur Herzenssache und Das äußert sich, wie vorhergesehen kann, in einer womöglich noch entschiedeneren Unterstreichung der Gegensätze. Die Freunde der Analyse wollen nun gar nichts mehr von dem dumpfen verschwimmenden Erlebniß wissen, ihr Schrei nach Reinlichkeit und lateinischer Klarheit ist zugleich ein Verachtungruf gegen jede halbunbewußte, dämmernde, in sich geduckte Begeisterungwelt. An Ueberschätzung der eigenen Vorliebe und Ueberschätzung des gegnerischen Standpunktes geben ihnen aber die „Unmittelbaren“ nichts nach; der unparteiische Beobachter wird finden, daß sie in den letzten Jahren merklich aggressiv geworden sind und mit einer gewissen triumphirenden Selbstzufriedenheit alle Logik, alles Rationalistische für überwunden erklären, daß sie auf eine besonders freudig hervorgehobene Unerklärlichkeit des Lebens als auf den unzerstörbaren Bestand ihres Reiches pochen, einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen „Leben“ und „Begriff“ für festgestellt halten. Der Sieg in diesem Kampfe, so weit man in einem so unorganisirt und mit so wenig wissenschaftlichem Aufwand geführten Disput überhaupt von Sieg sprechen kann, scheint sich denn auch der zweiten Gruppe zuzuneigen. Jedenfalls gewinnt sie stetig und besonders in den höheren geistigen Kreisen an Boden und man kann schon heute sagen, daß sie bei allen nicht ganz Unbefangenen den Rationalismus in Mißkredit gebracht hat. Man wagt kaum mehr, ihn zu vertheidigen. Der tiefere Grund dieser Wendung unseres ganzen Zeitalters zur Mystik mag auf ganz anderem Gebiete, vielleicht auf dem der sozialen Mißstände, in einem Protest der gepeinigten Seele gegen den zunehmenden Materialismus zu suchen sein, im Sinn des goethischen Wortes etwa: „Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen fort und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.“ Das für jeden Menschenfreund Tröstliche dieser Bewegung läge dann in ihrem Aufschwung, ihrer Energie und man könnte ihr aus diesem Grunde, da sie dem Wesen nach fortreißend sein muß, ihre oft besinnunglose Heftigkeit zu Gut halten. Denn abstrakte Theorien sind es gewiß nicht und dürfen es ja auch nach Ansicht dieser Partei nicht sein, die ihre Anhänger auf allen Gebieten zu immer schärferen Attaquen

gegen die Geltung von Begriffen und ruhiger Wissenschaftlichkeit hinreißen. So wird erklärt, daß dem bisherigen Denkbetrieb gerade das einzig Wesentliche, das Fließende der Dinge, entgehe; der Vitalismus bekämpft jede fixirte Formel des Daseins, eine schwärmerische Religiosität verhöhnt jede nüchtern-praktische Motivation des Handelns, die Theosophie erhebt neue geistige Sinne über die körperlichen, die von uns an anderem Ort als „Essaiismus“ bezeichnete Art des Schriftthums will die Grenzen zwischen dichterischer und philosophischer Betrachtungweise verwischen, die Folgerungen für eminente Tagesprobleme wie, zum Beispiel, für die Kunstkritik, die Rassenpolitik, bleiben nicht aus. Ueberall wird das „Echte“ in Gestalt des Unkontrolirbaren, Dumpfen, Gefühlten, ahnungvoll Erfaßten dem mühevoll Entwirrten und Auseinandergelegten vorgezogen; ja, das schlichte Erkennenwollen, das Messen und Abwägen bekommt allmählich, obwohl es im Ansturm gegen diese Modeströmung eher einen heroisch-trotzigen Glanz verdiente, die lächerliche Farbe des Philiströsen und Faden.

Auf dieses Schlachtfeld eines scheinbar fast schon entschiedenen und deshalb um so heftigeren Kampfes sind wir (wenn es nun erlaubt ist, von einer allgemeinen Weltbetrachtung den Gedanken ins Persönliche zurückzuziehen) eigentlich ganz unschuldig und nichts ahnend gerathen. Wir hatten alles Andere eher im Sinn als den gefährlichen Boden der Kontroverse von Verstand und Herz zu betreten und uns am Ende von der einen Front „Verschrobenheit“ und zugleich von der anderen „Seichtheit“ zurufen zu lassen. Wir wollten vielmehr in aller Kühle, angeregt durch den speziellen Fall eines terminologischen Streites, das durch Realismus, Nominalismus und Konzeptualismus seit alter Zeit genugsam verwirrte, aber noch nicht aufgelöste Räthsel des Allgemeinen, des Begriffes uns klar machen und unsere Absicht war zunächst nur: die logischen Funktionen des Begriffes zu verstehen. In der Folge schieden wir hiervon möglichst scharf das psychologische Begriffserlebniß und waren darauf bedacht, im weiteren Fortgang unserer Arbeit, so oft sich auch die Verlockung dazu einstellte, niemals aus einem logisch konstruktiven Postulat wie „Dies muß ein Begriff leisten, um Begriff zu sein“ abzuleiten, daß der Begriff wirklich in der gewünschten Art erlebt werde; sondern wir suchten jedesmal dem faktisch Beobachtbaren nur durch Beobachtung nahzukommen. Bei gewissenhaftem Einhalten dieser Abgrenzung (wie sie sich uns vorbildlich in den Werken Brentanos und Martys bot) vollzog sich nun der Eintritt unserer Beobachtung in das große Gebiet der psychischen Bewußtseinszustände und es zeigte sich unaufhaltsam, daß der Begriff, wie wir von ihm in seiner wissenschaftlich prägnanten Form ausgegangen waren, nur die Spitze einer Pyramide war, deren breite Basis tief im Reich der anschaulichen, ja, der halbunbewußten Vorstellungen ruhte. Wir erkannten im Begriff bald die oberste Klasse jener seelischen Verarbeitungen, die das „Gegebene“ modifiziren, und es scheint uns, als hätten wir mit ziemlicher Vollständigkeit die Gesammtheit der Mittelglieder aufgedeckt, die zwischen ihm und dem Rohstoff der Anschauung liegen.

Einen nicht zu vernachlässigenden Einschnitt in dieser Reihe mußten wir allerdings konstatiren, eine Stelle, an der die sonst so ebenmäßigen Uebergänge eine gewisse Einkerbung, wenn auch keinen Riß, zeigen; doch legen wir diese Grenze nicht in die gewohnte Gegend zwischen Anschauung und Begriff, sondern mitten in das Begriffserlebniß hinein, zwischen den anschaulichen und den wissenschaftlichen Begriff und finden zwischen vorbegrifflicher Anschauung und anschaulichem Begriff nur den Unterschied von Nuancen. Diese Ansicht beruht auf unseren Untersuchungen über das vorbegriffliche Erleben, über Gleichheiteffekt und Aufmerksamkeit, und wäre namentlich ohne genaue Beschreibung und möglichste Weiterverfolgung des „Verschwommenheitphänomens" unmöglich gewesen, das unserer Arbeit so central liegt, daß wir in manchem Stadium unserer Ueberlegungen versucht waren, das Buch als eine „Monographie über verschwommene Vorstellungen" aufzufassen. Wir sind uns wohl bewußt, daß wir gerade auf diesem Gebiet bedeutenden Forschern in der neueren englischen Philosophie (Mill, Galton, Huxley, Romanes), in der jüngsten Theorie (vornehmlich Heinrich Gomperz und Cornelius) und Experimentalpsychologie (Wertheimer, die Külpe-Schule) zu großem Dank verpflichtet sind. Wir möchten diesen Dank am Liebsten dadurch abtragen, daß wir eine Spanne auf ihrem Weg zur Erkenntniß weiterschreiten. Hierbei dürften wir dadurch, daß wir auch der Erklärung des „Nennens", der „Relationen", der „Gestaltqualitäten" und der „Gedanken" die von uns weiterausgebildete Theorie der „verschwommenen Vorstellungen" zu Grunde legen, die Einsicht in den Zusammenhang der dargestellten Erscheinungen gefördert, ja, vielleicht die letzte Lücke, die bisher die Reihe zwischen Anschauung und Begriff noch unterbrach, geschlossen haben.

Dr. Max Brod und Dr. Felix Weltsch.

Die Königskerze. G. K. Sarasin in Leipzig.

„Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen." Die Wahrheit dieses Goethe-Wortes, das wir in „Dichtung und Wahrheit" finden, wo Goethe über den Lebensgehalt spricht, der durch Friedrich den Großen und seine Thaten in die deutsche Poesie gekommen, hat mir lange als Neigung zur Persönlichkeit des großen Preußenkönigs und als Sinn für die Energien der Volksseele gebunden und unbewußt im Blut gelegen, bis sie mich schließlich als innere Gewalt gegen den Strom der Zeit zu der versandeten, von der „Moderne" geschmähten, verachteten und gemiedenen Küste der historischen und nationalen Dichtung trieb. Zum freundlichen Leitstern wurde mir das Goethe-Wort erst, als ich das Werk angriff, als ich es überschaute in seiner Schwierigkeit und Bedeutsamkeit und meine Kraft und Lust darüber wachsen fühlte. Und so bekenne ich hier offen, daß ich mit diesem Roman nicht mehr und nicht weniger bieten will als den Grund- und Eckstein einer friderizianischen, einer nationalen Epopöe, wie sie nach Goethes Urtheil jede

Nation, wenn sie für irgendetwas gelten will, besitzen muß. Die Dichtung entfaltet sich aus dem Verhältniß des Kronprinzen zu der sechzehnjährigen Dorothea Ritter in Potsdam, die den Prinzen durch ihre Schönheit und ihre musikalischen Talente bezauberte und die für ein paar flüchtige Liebesstunden ein Leben voll Leid erntete. Diesem Roman wird ein zweiter folgen, dessen Hauptnerv die leidenschaftliche Neigung des Kronprinzen zu der Schloßfrau von Tamsel ist. Das dritte Buch führt uns dann nach Rheinsberg und rankt sich um das Doppelverhältniß Friedrichs zu seiner Gemahlin und der schönen Sabine.

Bergedorf. Paul Schulze-Berghof.

Latino-Amerika.

Der Regirung des brasilianischen Staates Sao Paulo wurde neulich die Absicht zugeschrieben, eine Anleihe zur Stützung des Kaffeemarktes aufzunehmen; 7½ Millionen £ sollten es sein. Wie würde sich die internationale Finanzwelt zu solchem Geschäft stellen? Und wie steht es um das praktische Ergebniß der 1908 begonnenen Valorisation? Finanziell war sie kein Mißerfolg. Die Besitzer der Schuldverschreibungen sind nicht enttäuscht worden. Heute ist nun der Geldmarkt in schlechter Verfassung. Ohne Schaudern erlebt mans, daß der Privatdiskont Gipfel erklettert und der Bankmann wohlwollend die leeren Taschen umkehrt. Die ausgepowerten Staaten aber belagern jeden Geldschrank, als obs um Adrianopel ginge. Wie wird sich ein Handel von der Art des brasilianischen Finanzgeschäftes in diesen Nothstand einfügen? Als 1908 die große Valorisation-Anleihe von 15 Millionen £ abgeschlossen wurde, sah man um sie vereint englische, amerikanische, deutsche und französische Bankhäuser. Damals wurde vereinbart, daß die gesammte Valorisation des Kaffees durch die Regirung von Sao Paulo endgiltig abgeschlossen sei. Dieser Staat verpflichtete sich, vor der vollständigen Rückzahlung der Anleihe keine neue Valorisation einzuleiten. Der Mensch denkt und der Kaffeebaum lenkt. Die Anleihe ist bis auf einen Rest von 4½ Millionen £ getilgt; und von den 8½ Millionen Sack Kaffee, die damals vom Staat übernommen wurden, sind nur noch 3 Millionen übrig. Aber der Kaffeepreis sinkt und die Ernteschätzungen steigen. Die Natur hat das Kunstgebäude der Valorisation ins Wanken gebracht. Nun fragt sich, wie die Machthaber mit den neuen Schwierigkeiten fertig werden. Der Preis war 1912 bis auf die höchste Spitze geklettert, die er in der letzten Dekade überhaupt erreicht hat: 72¾ Pfennig hamburger Notirung. Seitdem hat er sich auf 57 Pfennig gesenkt; und wahrscheinlich wird er

noch tiefer sinken, denn der Konsum hat sich, unter dem Einfluß der hohen Preise, eingeschränkt und jetzt erwartet man eine sehr reichliche Ernte. Die hatte 1911/12 rund 12½ Millionen Sack betragen. Die Regirung hat den Erntesegen zu mindern versucht; sie erließ ein Gesetz, das die Verbrennung minderwerthiger Pflanzen anordnete, ein Ausfuhrverbot, ein Verbot neuer Pflanzunganlagen. Dennoch haben Sachkenner sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Zahl der Kaffeebäume nicht ab-, sondern zugenommen hat, und die Regirung von Sao Paulo muß selbst zugeben, daß neue Pflanzungen angelegt worden sind. Die Angabe, 300 Millionen neuer Kaffeebäume seien zu den alten Beständen gekommen, berichtigte die Staatsbehörde: es seien nur 30 bis 40 Millionen. Trotz allen Verboten wächst also die Produktion.

Man muß von der Taktik der Spekulanten absehen, um den Zusammenhang zwischen dem Kaffeemarkt und der wirthschaftlichen Verfassung Brasiliens richtig zu würdigen. Kämen die Finanzen dieses großen südamerikanischen Reiches in Unordnung und würde seine Kaufkraft geschwächt, dann verlören die europäischen Wirthschaftstaaten eine gute Chance. Der Gesammtwerth des brasilianischen Außenhandels betrug 1912 etwa 138 Millionen £. Vom Export, der sich auf 74,6 Millionen £ stellte, fielen auf den Kaffee allein 46,5. Diese Waare ist also von größter Wichtigkeit für die Einnahmen des Landes; sie sichert ihm einen Ausfuhrüberschuß, der für Staaten von nicht gerade mitteleuropäischer Finanzverfassung eine Lebensfrage ist. Für die stärksten Gebilde des industriellen Zeitalters erweist die Passivität der Handelsbilanz die Kaufkraft des Volkes; in schwächeren Ländern müßte man aus einem solchen Verhältniß zwischen Aus- und Einfuhr auf wachsende Verschuldung schließen. Deutsches Geld hat die brasilianische Entwickelung mitgefördert. Deutsche Finanzinstitute haben Niederlassungen in Brasilien (Deutsch-Ueberseeische Bank, Brasilianische Bank für Deutschland, Deutsch-Südamerikanische Bank) und Dampfer unter deutscher Flagge sind in den brasilianischen Häfen zu Haus. Der deutsche Importeur bleibt nur hinter John Bull zurück. Wir müssen deshalb wünschen, daß es dem Kaffeeland gut gehe.

Die Valorisation wäre objektiver gewürdigt worden, als sie, bei der Verletzung eines wirthschaftlichen Grundsatzes, verdiente, wenn es keine Spekulanten gäbe. Die waren und sind die Hefe im Sauerteig. Ob der Kaffeepreis nicht auch ohne den Eingriff der „Valorisation" gestiegen wäre? Unparteiische Leute vom Fach bejahen die Frage. Kaffeeplantagen sind theuer. Auf dem geernteten Produkt liegen also hohe Unkosten. Wären die Pflanzer sich selbst überlassen geblieben, so hätte nur der kleinere Theil des Ertrages den Weg auf den Markt gefunden. Der andere Theil wäre als unnütze Frucht unter den Bäumen verkommen. Ein schmales Ernteergebniß hätte aber den Preis in die Höhe getrieben und ein Regulator hätte gefehlt, weil es keinen disponiblen Vorrath gab. Also sei es vernünftiger, den Ertrag zwischen dem Markt und den Valorisatoren zu theilen, statt ihn zur Hälfte verderben zu lassen. Im Deutschen Reichstag ist gegen die Kaffeevalorisation ge-

sprochen und ein Eingriff nach dem Muster des amerikanischen gefordert worden. Daß in Nordamerika die Behörde 900 000 Sack Kaffee verkaufen ließ, hat aber nur den Baissespekulanten Freude bereitet. Man müßte nicht die Valorisation, sondern die Spekulation bekämpfen; denn jeder Preisrückgang schaltet das wichtigste Argument gegen die brasilianische Unternehmung aus: die Vertheuerung. Da Kaffee eine Weltwaare ist, kann die deutsche Regirung auf diesem Feld nicht viel ausrichten; gegen Ausschweifung des Handels ist sie machtlos.

Jede Verbindung deutschen Kapitals mit Südamerika wird mißtrauisch angesehen. Der deutschen Finanz aber winken da Möglichkeiten, die sie nicht Yankees, Engländern oder Franzosen überlassen darf. In Chile haben die amerikanischen Trustmänner bisher Widerstand gefunden, weil die europäische Finanz im Geschäftsleben eine breite Grundlage hat. Der berühmte Farquhar-Trust will Südamerika „friedlich erobern“. Die Armour & Co., die Besitzer der riesigen Schlachthäuser in Chicago, und die Packing Companies suchen jedes Stück zur Viehweide tauglichen Bodens zu erlangen. Die südamerikanischen Pampas und Chacos sind das Dorado der Viehzüchter. Um Herr in diesem Paradies zu werden, wendet der Dollarmann seine bewährten Methoden an. Wer die Schienenwege kontrolirt, hat das Land in der Tasche. In Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay beherrscht die nordamerikanische Gruppe Eisenbahnstrecken von 22000 Kilometer Länge. Das ist etwa der dritte Theil des ganzen Netzes. Wo die Yankees nicht sind, ist John Bull. England hat beinahe 400 Millionen £ in den Eisenbahnen des lateinischen Amerika stecken; und der britischen Industrie bringt solche Verbindung natürlich Nutzen. Zwischen den amerikanischen Fleischpackern und den englischen Eisenbahnunternehmern steht der deutsche Kapitalist und Ansiedler. Daß er Ellbogenfreiheit sucht, ist begreiflich. Und die deutsche Finanz fördert seine Bemühungen. Aber sie kann sich nicht mit der selben Weitherzigkeit an südamerikanischen Unternehmungen betheiligen wie der Yankee. Die Wege des Farquhar-Trusts zu kreuzen, war deutschen Banken empfohlen worden. Die argentinische Regirung wollte ein für den Staat nicht rentables Stück des Eisenbahnnetzes verkaufen und hatte mit der Deutschen Bank Unterhandlungen angeknüpft. Daß aus dem Geschäft nichts wurde, verschuldete, neben anderen Ursachen, die Politik und der Zustand des Geldmarktes. Der amerikanische Trust hatte dem Verzicht der deutschen Finanz sein Glück in Argentinien zu danken. Dieses Land ist aber nicht leicht zu erobern. Die Gesellschaften, die sich dort angesiedelt haben, sind meist so kräftig, daß der Dollar keine Lücke findet, durch die er hineinschlüpfen kann. Die Forestal, Timber, Railway Co., die mit den Gerb- und Farbstoffwerken (Renner) in Hamburg verbunden ist, gehört zu den hochrentirenden Gesellschaften und wahrt das Ansehen des deutschen Kapitals. Die Alte Welt sucht sich gegen die Dollarmänner zu wehren, ihnen, statt der Unterwerfung, partnership zu gleichen Theilen anzubieten: und doch fällt das europäische Kapital an irgendeiner unbeachteten Stelle wieder in die Schlingen der

Yankees. Deutschland hat gegen die Standard Oil mobil gemacht. Und schon ist der Hydra ein neuer Kopf gewachsen, der Europa nicht weniger bedroht als der Oeltrust. In den Tagen der Fleischnoth (als man noch von ihr sprach) blickte Alles nach Argentinien, das viel mehr Fleisch schicken könnte. Wenn die Armour, Swift und Genossen erst die größten Viehherden der Welt beherrschen, werden sie auch die Fleischpreise diktiren. Und dann wird ein neues Antitrustproblem auf der Tagesordnung stehen. Die Regirung der Vereinigten Staaten hat keine Macht über die südamerikanischen Geschäfte des Farquhar-Trusts; denn noch ist der amerikanische Kontinent nicht ein Bundesstaat, der von Washington aus regirt wird. So lange die lateinischen Republiken nichts gegen die Dollarkönige unternehmen, haben diese Potentaten freies Spiel. Daß sich auch die Franzosen um einen Platz an der Sonne Argentiniens bewerben, erwähnte ich bei der Besprechung der neuen Geschäfte der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitätgesellschaft, die in der Lacroze-Gesellschaft eine Konkurrentin gefunden hat. Auch um den Bau neuer Eisenbahnen haben sich französische Unternehmer beworben. Die argentinische Regirung ist zufrieden, wenn ihr ein Theil des Staatsbahnenprogramms abgenommen wird; ihr bleibt die Möglichkeit, die Bahnen später, in einer für sie bequemen Form, zu übernehmen, und auf jeden Fall spart sie die Kosten und Scherereien des Baues. Die Länge der argentinischen Eisenbahnen beträgt 33000 Kilometer. Die Nettoeinnahmen des vorigen Jahres brachten 174 Millionen Mark. Unser Kapital kann Trustherrschaft nicht wünschen.

Nicht nur auf die Quantität, sondern mehr noch auf die Qualität des Geldes kommt es im Handelsverkehr mit Europa an. Argentinien hat, seit der günstigen Entwickelung seiner Zahlungbilanz, den Goldbestand in der Staatskasse ständig erhöht. Die Goldreserve deckt mehr als 70 Prozent des ganzen Papiergeldumlaufes und giebt damit der Währung ein festes Fundament. In Chile hat die viel besprochene Valutareform, die dem Lande die Goldwährung bringen soll, Fortschritte gemacht. Obwohl das Papiergeld knapp und eine Emission neuer Scheine nöthig geworden war, hat das Gesetz die Ausgabe ungedeckter Noten verhindert. Eine staatliche Emissionkasse giebt den Banken Papiergeld gegen Hinterlegung von Gold in einem bestimmten Werthverhältniß. Der Uebergang zur Goldwährung war die Voraussetzung für die Einführung chilenischer Pfandbriefe an europäische Börsen. Zuerst übernahm ein pariser Konsortium Goldobligationen. Ihm folgte, im vorigen Jahr, die Dresdener Bank mit 48 Millionen Mark fünfprozentiger Goldpfandbriefe der Caja de Credito Hipotecario in Santiago de Chile. Die berliner Zulassungstelle ließ sich Zeit, ehe sie dem Prospekt ihre Zustimmung gab. Aber schließlich bestand kein triftiger Grund mehr, den Eintritt zu verweigern. Ob die Dresdener Bank den ganzen Posten, den sie übernahm, verkauft hat, wissen die Götter. Nur die Yankees aber, was, nach der Eröffnung des Panamakanals, von europäischen Kaufleuten aus Latino-Amerika zu holen sein wird.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

We MuKunst

Herausgeber:
MaXimilian Warden.
Zweiundachtzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1913.

Berlin, den 4. Januar 1!>13.
Epiphania.
Sternsänger.
frei Ergebnisse des Iahres 1912sind ins Chronikonzu buchen:
die Vernichtung europäischer Türkenmacht; der Entschluß
aller britischen Kolonien, zur Stärkung der Reichswehr mitzu-
wirken, mit den Beiträgen zumBau neuer Schlachtschiffe sich das
Recht auf Sitz und Stimme im Reichsrath zu erkaufen und so
dem Imperium, das in der Vorstellung, in der dünnen Luft der
Ideen nurschwebte,in derWelt des Willens, der Wirklichkeit feste
Grundmauernzu schaffen; drittens: dieEntschleierung desBriten-
wunsches, die Versicherung gegen deutschen Drang ins Weitere
mit dem Wachsthum slavischer Macht zu bezahlen. Drei Früchte
aus einem Stamm; nicht ohne Bitterniß, doch nothwendig zur
Nährung des stolzenAngelsachsenwillens zurWahrung desWelt-
geschäftes. An der Wiege des Iahrhunderts hat Lord Curzon
warnend gerufen: -DasLebenscentrum,derPivot,dieverwund-
barste Stelle der britischenPolitikist und bleibt Indien. Um Indien
zu schützen, mußten wir nach Gibraltar und Alexandria gehen,
das Kapland erobern, den Persischen Golf, denVangtse, diePa-
mirs bewachen, mit Afghanistan und Siam uns verständigen und
unserenFeinden den Weg nach Konstantinopel sperren. DieSorge
um Indien erklärt unsere ganze Politik." Von deren Wegen ist
nun der Nebel gewichen und jedes nicht von Kurzsicht gehemmte
Auge kann ihre Linie erkennen. Rußland wurde nach Asien 5 >

drängt, in Asien von den Iapanern geschlagen und genöthigt, sein
Ansehen durch kräftigereAktionin Europa wiederherzustellen. In
absehbarer Zeit kann es Indien nicht mehr bedrohen. Warum,
dachten Eduard, Lansdowne und Grey, müssen wir in denRussen
dannnoch,nachUrvätermode, unsereFeinde sehen?UnsereFeinde,
auch die für den indischen Besitz heute gefährlichsten, sitzen dicht
hinter dem Aermelkanal. Die bauen Dreadnoughts und äugeln
mit demIslam. Wird ihre Ostflanke morgen durch russischen Druck
gelähmt, so darfBritania aufathmen. Und hat keinenGrund zur
Klage, wenn die Gefahr germanischer Hegemonie durch die Ge-
meinschaft der erstarkten Slaven und Lateiner abgewehrt wird.
Vor sieben Lustren, nach dem Russensteg über Osman Pascha,
nach Gurkos Einzug in Sofia und dem Präliminarfrieden von
San Stefano, kamen aus Salisburys Mund noch spitzige Worte
wider die Slaven, „die fremdes Recht nicht gern achten" und
denen derFriedensfreund deshalb neuenHerrschaftzuwachs nicht
wünschen dürfe. Wo ist der Schnee aus dem Winter des sechsten
turko-russischen Krieges? Kev geparture. England hat umdenken
gelernt. Weiß, was es für die nächste Wegstrecke braucht. Einen
schwachen, vom europäischenBrückenkopf aus zupackenden, zu len-
kendenKhalifen,derdenimbrittschenIndienwimmelndensiebenzig
MillionenMohammedanern pünktlich die von London gewünsch-
ten Weisungen giebt. Die Ballung der ganzen Imperialmacht, also
auch kanadischer und australischer, zu langfristigerAssekuranz der
Seegewalt. Und auf Europens Festland einen Zustand, der die
Möglichkeit läßt, von Ost und West her, wenns nöthig wird, das
Deutsche Reich mit ernster Gefahr zu schrecken. Ward Absicht
und Ziel noch immer nicht auf der Zinne deutschen Staatslebens
vomWSchterauge ertastet? Ist derBlick diesesAuges so unsicher,
sein Sehfeld fo eng geworden, daß er nicht ahnt, welchen Gewin-
nes Hoffnung dieBalkanschacherei und denBotschafterschwatz in
Downingstreet beherrscht? Und lullt die Flöte schläfriger Käm-
merlinge dieNation in den Wahn, sie sei gut bewachtund brauche
nicht selbst für ihre Sicherheit vorzusorgen? Dann ist das Salz
deutscher Erde dumpfer geworden, als es in wirrerReichsjugend
war. Nach dem in Adrianopel von Russen und Türken verein-
barten Waffenstillstand wurde, am neunzehnten Februar 1878,
im Deutschen Reichstag über den Balkanstreit geredet. Der von

Epiphania,
3
Nationalliberalen und Freikonservativen befragte Kanzler war
unwohl und knurrig. Für den Kriegsfall, sprach er, -wird es im-
mer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dar-
danellen im Bunde oder in der Abhängigkeit von Rußland oder
von Rußlands Gegnern ist ".Mit der Möglichkeit anglo-russischer
Eintracht rechnete Bismarck nicht; daß sie von der irrlichtelirenden
Schwäche deutscher Politik erwirkt werden könne, hat erst derEnt-
amtete fürchten gelernt. Die von Bennigsen angedeutete Frage,
ob eineMacht versuchen werde, Rußland aus der den Türken ab-
gerungenen Stellung wegzudrängen, ließ seinen majestätisch aufs
Nächste gerichteten Menschenverstand kühl. „Ich glaube nicht,
daß Oesterreich-Ungarn bereit wäre, die ganze Erbschaft der heuti-
gen russischen Eroberungen und die Verantwortung für die Zu-
kunftdieser slavischen Länderzuübernehmen, durch Einverleibung
in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich
glaube nicht, daß es einZiel ist, was die österreichische Politik sehr
lebhaft wünschen kann, ihren eigenen slavischen Itnterthanen ge-
genüber, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zu-
stände auf der Balkanhalbinsel zu sein." Bismarcks Rede klang,
als sei das Schicksal Südosteuropas fürDeutschland nicht wichti-
ger als Hekubas Iammer fürHamlet.Windthorst fand denKanz-
ler zu lau. War aus dem Vatikan eirrM dZe Ge^ahr erstarkenden
Griechenglaubens mahnenderRuf ins Ohr des Centrumführers
gedrungen? ,Jn dem BalkanMeit handelt es sich um die große
und für alle Zukunft bedeulsameFrage, ob das germanische oder
d^flavische Element
nische Interesse"d^uJt"^iH in dem Anteres^Oesterreichs aus."
Me^MHW VeLeFVM
zeihen. DiesesSatzes, dessen innere Wahrheit seit dem britischen
En'Wluß zum Pakt mit dem Slaventhum stärker geworden ist,
müßte jeder Deutsche in jeder Stunde politischer Besinnung jetzt
gedenken. Statt sich derAussicht auf einenFrieden zu freuen, der?
nur die künstlich ineinander verknotetenWünscheRußlands und
derWestmächte erfüllt, und die armsäi igen Leute zu loben, die sich
hinter denNothspruch verschanzen: -SeineMajestät hat uns be-
fohlen, alles zur Erhaltung des Friedens Erdenkliche zu thun,
und unserem (auch in London ja laut gerühmten) Mühen ist diese
Erhaltung gelungen." Eines Friedens, wie ihn England nicht

nützlicher, Rußland nicht billiger ersehnen konnte. Doch durch
Wolken blinkt wieder ein Stern; und aller Unmündigen Lippe
preist den Goldpapierlappen als denWeiser des Wegeszum Ziel-
Genesis.
Vor neunhundert Iahren ritt Bafileios der Zweite, der Sohn
des Romanos und der schönen SchankwirthstochterTheophano,
durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches.
Ein funkelnder, glitzernder Greis. Die Füße in Goldsandalen,
goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden
Hand, inder linken die purpurne Akakia und auf dem grauen Haupt
die vonPrunkfedern überwehte Krone. Vor dem Roß des Trium-
phators schritten Gefangene: die Töchter des Bulgarenzaren Sa-
muel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert ent-
waffnet und in Ketten gezwungen hatte. Bafileios kam vom Par-
thenon ; hatte vor derRückkehrin seine Residenz der MutterGottes
Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm
Unterthanen nun Dank heischen. Der ward ihm in überreichlicher
Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt; nie auch
war zum Iubel mehr Grund als beim Einzug des Bafileios Bul-
garoktonos.Der hatte nicht nur die Bulgaren gemetzelt: hatte den
Bulgarenstaat getötet, aus derReihe selbständiger Gemeinwesen
getilgt und dasReichdamitvon der nächsten Gefahr befreit. «Heil
dem Bulgarentöter!" Dieser Dank war verdient. Fast vierhundert
Iahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von
Byzanz geängstet. Schon unter Herakleios (dem Bafileus der
exaltati« ssncwe crucis,dessenAndenkendieKirchenderRömerund
derGriechen an jedem vierzehntenSeptembertag feiern) ;als diesen
großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Avaren und
Slavenauch die von derWolga an dieUnterdonaugewanderten
Finen hunnischer Herkunft bedrohten, vor deren Ansturm Belisars
starkes Schwert fünfundsiebenzig Iahre vorher die Stadt Kon-
stantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling, dem Bul-
garenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der den Oströmern aus einem
Feind einen Bundesgenossen zum Kampf gegen die Avaren wan-
deln sollte. Kuwrat blieb treu und wurde von dem dankbaren
Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein
Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Ver-

trages bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter
Macht gegen den viertenKonstantin(Pogonatos), der als Erster
den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ost-
romsBoden eine ugro-finischetzorde,dieausderTiefebeneSar-
matiens westwärts gewandert und aus dem Winkel zwischenDo-
nau.DnjestrundSchwarzem Meerin dieHaemusprovinzMoesien
vorgedrungen war. Der Kaiser, der eben erst arabische, slavische,
avarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu
Land und zu Wasser freien Truppen herbei; vermag wider den
Feind an der unteren Donau aber nichts auszurichten. Ums Iahr
680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat
und zugleich daserstegroßeGemeinwesenslavischerZunge.Denn
die Hordensprossen unterjochen die Slavenstämme der Nachbar-
schaft schnell, verschmelzen sich den Besiegten, nehmen deren
Sprache an und lassen die Herren von Byzanz ahnen, daß nicht
nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slavenstamm-
splitter konnte der Reichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte
die für das politische Geschäft ungemein begabte Herrenkaste der
Finen eine Staatseinheit geschaffen, auf die auch der Tapfere nicht
ohne Bangniß blicken durfte. Schlimme Erfahrung hats die Erben
des Heraklcios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden ge-
lehrt. Iustinian der Zweite (dessen Psychose sich früh in verstie.
genem Herrscherwahn, in der schroffen Entlassung bewährterMi-
nister, in krankhafterBetriebsamkeit und geschmackloserBauwuth
offenbarte und der, während er Alles allein zu machen glaubte,
von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde) ist,
nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus
dem Exil, in das der Volkszorn den von der schimpflichen Strafe
des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nach-
folger Tervel mit einem fino-slavischenHeer auf den Thron zu-
rückgeführt worden. Das thatTervel gewiß nicht des Lohnes und
des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; thats, um das
Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht ge-
deihen konnte. Kaum war Iustinian getötet und Philippikos ge-
krönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert
bis ans Thor von Byzanz. Der fünfte Konstantin(Kopronymos)
mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich
nur für wenigeIahre geschwächt. Nikephoros verwendet zweimal

zwö lf Monate an die Rüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der Hauptschlacht aber vondemBulgarenkhanKrumbesicgt, derseine Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adria« nopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus Lebensgefahr. Sein Erbe Omortag wird bei Mesembria von Leon demFünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Iahre zu gehorsamer Ruhe verpflichtet. DieKaisersyrischerAbkunft haben von ihm nicht mehr zu leiden. Erleben nur noch, daß Klemens, ein Schüler desSlaven-apostelsMethodios, den KhanBoris (derseitdemMichaelheißt) tauft und in dem christianisirten Bulgarenreich der erste Bischof wird. Erst die Armenierdynastie muß sich wieder zum Kampf gegen den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will nicht länger dulden, daß sein Reich von einem Häuflein byzantinischer Großhändler ausgebeutetwerde. Friedliche Verhandlung erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz verbündet sich denMagharen, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben, auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu können. Bei Bulgarophygos schlägt er die Griechen aufs Haupt; überfällt in Bessarabien die Wohnstätten der Magyaren; drängt im Westen bis an die Adria vor; und nennt sich fortan den Zaren der Bulgaren und Selbstherrscher derRomäer. Ein stolzerTitel; doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren Symeon unterthan. Von denSerbenempfingerTribut, von dem schwachen Oströmerkaiser KonstantinPorphyrogennetos Beiträge zu denStaatskosten.Und derMetropolit derResidenzstadtPreslav wurde in denRang des Patriarchen erhoben, dem Griechenpapst in Konstantinopel also koordinirt. Die staatliche und die kirchliche Selbständigkeit war gesichert; für das fino-flavische Erobererreich der Tag hellsten Glanzes gekommen. Ein Tag, der verdämmern mußte. Männer vom Schlag Bonapartes vergessen, im Wahn ihrer Gottähnlichkeit, stets, daß auch ihrer Lenden Frucht ein Schwächling sein kann; drum währt ihrer Reiche Herrlichkeit niemals lange. Symeons Sohn Peter muß froh sein, als Byzanz, das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedoni-

schen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand
derKaiserenkelinMaria gewährt. Der Patriarchatwird anerkannt
(damit Bulgarien sich nicht etwa derRömerkirche des Westens zu-
wende); und für politische Folgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf
dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons
den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan
Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so ge-
schreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren er-
wirkt und die Patz maken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen
nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt
die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im
Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz;
eine noch größere. Der Armenier Zimifles, der auf Theophanos
Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von
ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt
hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte
von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer
in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach
zäher Gegenwehr, vor der römischenKriegskunst kapituliren, der
Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt
dem Basileus -Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus
schwerer Noth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes
macht Ostbulgarien und Nordthrakien zu Provinzen des Oströmer-
reiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende
der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der
Purpurhülle geschälten Zaren Boris dem Zweiten nur, als ein
ohnmächtigerMagistros weiterzuleben. Einfino-slavischerSelbst-
herrscher der Romäer thront nicht mehr; und die Kraft des in Make-
donien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums
scheint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. AlsZimifkes gestorben
ist und General Bardos Skleros zur Rebellion gerufen hat, wagt
Westbulgarien denAufstand. Zar Samuelzieht von seiner Haupt-
stadt Ochrida nach Thessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des
Bekenners Achilleus; setzt in Thrakien, in Hellas selbst seine Herr-
schaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu er-
neuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyr-
rachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zar-
thum einverleibt und den Serben das Joch aufgezwungen. Doch

Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Dreimal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Muth wieder. Er schlägt die bulgarischeArmceinSpliltcr, läßt fünfzehntausend Gefangenen dieAugen ausstechen, die nicht mit derWaffe in der Hand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der Zaren Samuel, Radomir undWladislaw, die stärkste Bulgaren-Partei, der Grundadel, demüthig um Gnade fleht. In Ochrida findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitizem heW er Basileios Bulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er hat den Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem fast vier Iahrhunderte lang fortwirkenden Schrecken befreit.
Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Historiker George Finlay, hat Byzanz den Machtgipfel erreicht. „Auf langer Siegerbahn ließ er seine Adler hin und her schweben; von der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis an Italiens Küste. Sein unschreckbarcr Muth, seine unerbittlich grausame Wesenshärte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn: Allesvereinte sich, um aus ihm denTypus seinerzeit und seines Reiches zu machen. Sein Ziel war: die völlige Einheit des Byzantinerreiches in Europa. Die war nur möglich, wenn Bulgaren undSlavenniedergeworfenwaren.Sprachenverwandtschaft hatte diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und solange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamerHaß sie zum Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammenkitten." Wenn dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt war, durfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Erdreisten Verzweifeluder sicher zu sein. Der harte Basileios hats erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche Verfassung desLandes nicht angetastet; Wehr- und Steuerpflicht nicht geändert; die Privilegien des Hochadels bestätigt; und die Machtsphäre der selbständigen Kirche von Ochrida erweitert, statt sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien mit ihrem Kriegerblut den byzantinischenReichsadel auffrischen. Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur nützen. Sie nicht mehr gefährden. DennByzanz war, anUmfang

und Prestige, wieder, was es in der Zeit Iustinians des Ersten gewesen war, und brauchte vomHaemus her nichts zu fürchten. Fast zweihundert Iahre später, im Herbst Ostroms, kam es noch einmal zu offenem Konflikt. IsaakAngelos, ein gewissenloser Feigling, hat den Komnenenthron geerbt und haust, weil er für seinen täglichen Festprunk ungeheure Summen braucht, wie ein Hamster im Reich. Auf der Balkanhalbinsel lastet der härteste Druck. Nun wird auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben. Denn Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellnische Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der (zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Basileus einIüngferchen aufs Lagerzieht, mag das Volk bluten. Dem aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren waffnen sich. Peter und Ioannes Asen, zwei Adelige, die sich der Ahstammung von den alten Zaren rühmen, treten in Konstantinopel für die Volkswünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. Propheten schleichen durch das von Krämpfen geschüttelte Haemusland und künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Erlösung aus Knechtschaft und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen geweihten Kirche, schwört das Volk den Führern Treue und ruft Ioannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen, schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der Hunnenerben lebt auf; das letzte in der alten Welt. Zweimal, bei Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis, wird Isaak von den vereinigten Bulgaren, Wlachen und Kumanen besiegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den die Schwester derZarin mit ihremLeibe belohnt. AufKalopetros, der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen Rom sich eine Königskrone verschafft (gegendasleichtfertigeVer« sprechen dauernder Union mitWestrom krönt ihn der von Innozenz dem Dritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet und ihnen einen demüthigenden Frieden aufzwingt, den makcdonischen Aufstand der Landsleute offen unterstützt und den Kaiser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten,

was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Buk-
garoktonos noch an Grausamkeit und gab sich den Beinamen des
Romäoktonos. Bald nach dem Sieg bei Adrianopel ist er^ vor
Thessalonike, gestorben. Die Lanze des HeiligenDemetrios, spra-
chen aufathmend die Griechen, hat ihn getötet. Doch Ioannes
Asen, der ihmfolgte, wurde zunichtkleinererGefahr. Ein ernster,
edler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein, und
sich mit Fug den in Christo dem Himmeskönig getreuen Selbst-
herrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschen-
denLateiner wollen, im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Ortho-
doxen zumVormund Balduins des Zweiten machen.Zar Ioannes
ist bereitund erbietet sich, den Lateinern Thrakien zurückzuerobern.
Ein in anderem Glauben Erwachsener als Verweser des von fran-
zösischen und venezianischen Priestern überschwemmten Reiches?
Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der
Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaft-
vertrag und bricht mitFranken und Griechen inThrakien ein. Be;
Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen und der
Hcluvttheil des Reiches der Angeli fällt den Bulgaren zu. -Ich,
Ioannes Asen, habe von Adrianopel bis nach Dyrrachion alle
Länder erobert: der Griechen, der Albanesen, der Serben. Nur
die kaiserliche Residenz und die Städte ringsum blieben den
Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten
neben mir keinen anderenZarenund fristeten nach meinemWillen
ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein
Werk noch auch nur einWort. Ihm sei in Ewigkeit Ehre. Amen."
Diese Sätze ließ Ioannes in den Stein der Kathedrale von Tir-
nowo graben. Er hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner
den Griechen verbündet; dieKoalitionistabergeschlagenund nach
kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlor Nord-
makedonienundinBulgarien selbst wichtige Plätze an den klugen
undtapferenVatazes. 1246. FünfzehnIahre danach zogMichael
der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das la-
teinische Kaiserthum des Ostens war gewesen. Den Bulgaren, die
in Makedonien heimlich wieder das Feuer geschürt hatten, nahm
der neue Herr Stenimachos, Philippopel und die Seestädte An«
chialos und Mesembria; sie konnten ihre Wuth nur an den armen
Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die

Osmanenzeunaht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan Uros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarenstaat kann keinen wirksamen Widerstand leisten, Iwan Sisman, der Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich dem SultanMurad unterwerfen. Der zerstört auf demAmselfeld mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. SeinSohnBajesid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tirnowo gebietetderSultan. Konstantinopel istsein nächstesZiel.Nach langwierigen, blutigen Kämpfen ersterreichtes ein EnkelOsmans. Im Frühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 die Ianitscharen Mohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt die Mondsichel.DerTraum von Bulgariens Freiheitist ausgeträumt.
Am fünften Oktober 1908 hat ein Westeuropäer mit fester Hand nach derZarenkrone gegriffen, die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward. Ein Koburger; ein Enkel des Bürgerkönigs Louis Philippe. Der weiß, was er wollen darf, und wählt zum Handeln schlau seine Stunde. Stambulow hat ihn demHohn Europens empfohlen; von ihm erzählt, der eitle Herr, der als Sechsundzwanzigjähriger den Rock des österreichischen Lieutenants auszog, beschäftige sich im Fürstenpalast nur damit, eine neue Königskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel sich im würdigen Tragen des Purpurmantels zu üben. Europa hats lange geglaubt; und erlebt, daß der für einen Gecken und HohlkopfAusgegebene ein neues Bulgarien schuf, an den wichtigsten Höfen Freundschaft warb und die letzten Zeichen türkischer Oberhoheit wie Binsen brach. Basileios, Symeon, Samuel leben als Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand hat sie an den Erben vonByzanz, an dem Islam, gerächt; Sieger und Besiegte. Noch (sagte ich hier, als Ferdinand sich zum König gekrönt hatte) reicht sein Zarthum nicht von der Donau bis ans füdliche Meer. «Werweiß, wie lange Makedonien derAnziehungskraft des jungen, selbständigen, verwandten Christenstaates widerstehen kann? Bulgarien ist ein Bauernland, in dem nur noch spärliche Reste des Großgrundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind. Eine Agrardemokratie, deren Willensrichtung von der Masse der kleinen Besitzer (fünf bis acht Hektar) bestimmt wird und die keinen Kampf deshalb mit so emsigem Eifer aufaenommen hat wie den gegen die

Landplage des Wuchers. Bauernland, Kriegerland. Das Finen-
blut ist nicht träg geworden. In zwei Kriegen hat der Bulgare
während der letzten dreißig Iahre gezeigt, was er zu leisten ver-
mag. Zweihunderttausend, mit Reserve und Landwehr dreihun-
derttausend Mann; tapfere, in strenger Zucht gehaltene, gut be-
waffnete Truppen. Damit darf man Etwas wagen; braucht man
nicht zu warten, bis der Sch laraffenbraten aus der Pfanne dampft.
DerKoburger hats längst eingesehen. Bulgarienwar, ehe Osman
den Griechen Karadschahissar nahm und von Kleinasien her das
Palaeologenreich bedrohte. Bulgarien soll und willnoch scin,wenn
die Sichel endlich vom Orienthimmel geschwunden ist. Der Khalif
ist freilich auch Zwischen Sofia und Varna eine Großmacht; ists
besonders in Rumelien. Doch ein Khalif, der als Herrscher ins
Haremsdunkel schlüpfen,Rebellen die Regentengewalt ausliefern
muß und heute anbetet, was er gestern verfluchte? Die Schicksals-
stunde hat geschlagen. DerendgiltigeSiegderIungtürkenvertagt
dieErfüllung desBulgarenwunsches in Nebelferne; und fegt eine
stürmische Reaktion die dreiste Iugend weg, so stählt sie dem Sultan
den Muth zu neuer Tyrannenthat. Ietzt also oder in naher Zeit
nie. Manche alte Legitimität siehts gewiß nicht ungern, wenn den
Verbesserern der islamischen Welt unzweideutig bewiesen wird,
daß ihr hastiger Knabeneifer die Türkei schlechter schirmt, als die
List desArmeniers imVildiz vermochte. Bosnien und die Herze-
gowina sind für FranzIoseph ein stattlichesIubilargeschenk. An
heimlich Verbündeten wirds nicht fehlen; mag auch nicht Ieder
gern sehen, daß die Osmanenliquidation in den Tagen russischer
Schwachheit beginnt. Dem strotzenden, dem welkenden Leib des
Oströmerreiches nahte mit Fieberschauern stets eine Krisis, wenn
die Bulgaren sich unruhig regten, der Slavenkeil sich breiter und
weiter vorwärts schob. Wird die Erfahrung sich den Erben desBy-
zantinersitzes erneuen?" Sie hatsich erneut. Der Türkei hat inEu-
ropa schneller als einst den siechen Oströmern die Schicksalsstunde
geschlagen. Dem vonWehen erschöpften Leib der islamischen Vor-
macht wird das große Bulgarien entbunden; ein größeres, stämmi-
geres als in San Stefano erreichbar schien. Und Geburthelfer ist
Großbritanien, das die Vorstellung einer russischen Satrapie in
Südost nun nicht mehr als ein Schreckbild zu fürchten braucht.
Bor fünfunddreißig Iahren, am sechsundzwanzigsten Iuni

1887,hatte derBerlinerKongreß,dervierzehn Tage vorher eröffnet
worden war,die Erörterung derOstbalkanfragenso weit gefördert,
daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Kara-
theodory, Launay, Oubril, Odo Russell angehörten) die Ausar-
beitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein
selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach
erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender General-
gouvekneur: darüber hatten Großbritanien und Rußland sich
schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeich,
neten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese
Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo
Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als
des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoff-
nung auf den in der Konvention von Reichstadt verheißenen Bal-
kanbesitz doch genöthigt war, dem Reussenherrscher allzu fühlbares
Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fast kriegerisch klingende Rede,
mit der Beaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte,
erleichterte die austro-russische Verständigung über Einzelheiten.
Und die türkischen Bevollmächtigten, die diese Einigung hindern
wollten, waren so steif und ungeschickt, daß Bismarck ihnen feinen
Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister ange-
knurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Kron-
oberstkämmererdes für solcheArtigkeitempfänglichen Königs von
Bayern in den Kongreß berufen war) sagte: „Der Hund ist noch
nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte
ers, dann hätte er den Türken gebissen." Makedonien hielt die
Vertreter großmächtiger Weisheit nicht lange auf. Philipps Bal-
kanherrschaft und Alexanders Weltreich, die Römerzeit der Kla-
cecionia prima und secun<Zä,dieKämpfederBulgaren, Byzantiner,
Serben, Veneter und Türken waren längst vergessen; und die
Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albanesen und
Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Ko-
sowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand der Kongreß
weder gefährlich noch interessant. Makedonien sollte fortan unge-
fähr so verwaltet werden wie Kreta: also mit gleichem Recht für
Christen und Türken. Im Innersten dachten die meisten Delegir-
ten wohl wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Iuni offen
aussprach, ihm sei das Schicksal der Balkanstämme höchst gleich-

giltig und dem Kongreß nur die Aufgabe gestellt, den Grogmächten den Umfang der Konfliktsmöglichkeiten zu schmälern. So wars immer, feit die Türken nach Europa vorgedrungen sind; wirds immer sein, so lange Europa die Brut des Propheten duldet? Rußland, Oesterreich und die Türkei streiten um die Grenzen ihrer Machtbezirke; England und Frankreich haben zu viele musulmanische Unterthanen, um als uninteressirte Zuschauer die Vertheilung der Einflußsphären abwarten zu können; die Balkanslaven trachten nach der Befreiung vom Osmanenjoch; Italien möchte dieAdria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken dürfen. Und Ieder betheuert, daß er uneigennützig nurfür den Christenglauben, für derMenschheitheiligsteGüternurfechte. Brussa war 1326, Gallipoli 1356 türkisch geworden. Nach MuradsSiegen beiAdrianopel und auf demAmselfcld ward es seinemSohnBajesid leicht, Bulgarien und die Walachei, Thessalien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Urchans klugemPlan organi.sirtenHeer, mitIanitscharen undSpahis vor die Hauptstadt des Oströmerrciches zu rücken. Die Mongolengefahr zwang ihn, feinen,Erben noch der Aufstand der Ungarn und Serben, Byzanz zu schonen, und erst der zweite Mohammed zog als Sieger inKonstantins Stadt ein. Er hat den Peloponnes und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Osmanenreich unterworfen. InMoskau hatte Iwan der Dritte sich mit derNichte des letzten Palaeologenkaifers vermählt, den Titel des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt. Der sollte mit dem Kaiser einBündniß schließen, dem Römischen König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppe! empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsüliger Werber sei) und brauchbare Künstler,Baumeister, Bergleute, yandwerkermitbringen. Außer demReisegeld erhielt er von Iwan achtzigZobel und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenk für den König Maximilian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kostbaren Hermelinpelz. Nach vier Monaten kam er mit dem Gesandten Georg Delator zurück, und da Oesterreich und Rußland in demSultanBajesid und demPolenkönigKasimir gemeinsame Feinde erkannten, schlossen sie am sechzehntenAugust l^W einen Vertrag, dessen kurzer Text lautete: «Nach Gottes Willen und

unserem Belieben sind Wir, Iwan, vonGottesGnadenHerrscher
im Russenreich, Herr von Wladimir, Moskau, Nowgorod,Pskow,
Iugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem Bruder Maximi-
lian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund, Loth«
ringen, Steiermark, Kärnthen, übereingekommen, für immer in
einträchtiger Liebe zu leben und einander in jeder Fährlichkeit bei«
zustehen. Wenn Polens König unh dessen Kinder Dich jemals
Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es
Uns: und Wir werdenDir herzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn
Wir nach dem Großfürstenthum Kiew und nach anderem jetztvon
Litauen beherrschten Gebiete trachten,so werdenWir es Dir mel-
den: und Du wirst uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren.
Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Ieder dem
Anderenzu unverzüglicherHilfe verpflichtet.Gesandtenund Kauf-
leuten stehen die Länder beider Kronen weit offen." Mit diesem
auf Pergament geschriebenen, mit dem goldenen Großfürstensiegel
versehenen, durch Iwans Kreuzkuß geweihten Vertrag reisten
Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder
nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht
gegen Frankreich brauchte, sich mit denPolen inzwischen geeinigt
hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als
die erste austro«russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen
sein sollte). Und da Iwan einsah, daß er allein gegen den Os-
manenstaat, der im Grunde ein politisch organisirtes Heerlager
war, noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die groß-
fürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in
Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden
ließ. Noch war an Balkanstreit zweier Großmächte nicht zu denken.
Noch beinahe dreihundert Iahre lang nicht. Als Iohann
Sobieski Wien von der Türkennoth befreit hatte, kamen aus Leo-
polds Oesterreich Gesandte nach Rußland und baten die Regentin
Sophia, das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen und die Türken
nach Asien zurückzutreiben. Baron Blomberg sprach zu denBrü-
dern Peter und Iwan Alexejewitsch: «Mag es einst wohl schwer
für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists
leicht. Kämpft für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf
daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. Die Zeit
ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein."

EinLocklied; noch fahEuropaindenRussendiezurMusulmanen-
erbschaft Berufenen.Doch Sophiens Günstling Galizyn hat ruhm-
los gegen die Türken gekämpft, Peter selbst, derGroße, ihnen nichts
Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind
(unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oester-
reich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechten Frieden schloß-
Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen ver-
nichtenimAegaeischenMeer die Osmanenflotte, erobern dieKrim
Zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt
auf dem Schwarzen Meer, dem Marmarameer und das Rechtzur
Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und
Kutusow, der Türkei im Frieden von Iassy einen neuen Land-
fetzen. Das nächste Iahrhundert bringt vier Kriege Rußlands
gegen dasOsmanenreich; das auch nach demTag vonSanStefano
aber aufrecht bleibt, weil jede Großmacht fürchtet, bei einerThei-
lung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.
Bald nach dem Berliner Kongreß wird der Makedonenname,
der ejnst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt-
Die halb autonome Verwaltung nach kretischem Vorbild hatAbd
ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flücht-
linge Komitees, die des Heimathlandes Befreiung vorbereiten
sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonensache
thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die
großherrlichen Reformversprechen nicht eingelöst. Die Agitation
derSarafow undMichailowskij hat eben so wenig Erfolg wieder
Bandenkrieg der Iankow und Tzonew. Rußland und Oesterreich
vermitteln; empfehlen, nachdem Lamsdorff in Sofia, Belgrad,
Wien verhandelt hat, einen Reformplan, den der Sultan getrost
anzunehmen geruht. Die Gendarmerie wird in den WilajetsSalo«
niki, Monastir, Kosowo aus Christen und Mohammedanern zu-
sammengesetzt und von europäischen Offizieren reorganisirt; die
Osmanenbank wird dafür sorgen, daß die Einnahmen den Wila«
jets ungekürzt bleiben; und Hussein Hilm! Pascha wird General-
inspektor. Für die Schreiber giebts nun Arbeit; für Makedonien
aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von
Kämpfen zwischentürkischenTruppenundInsurgenten. DieFrei-
schaarenderKomiteesarbeitenmitSprengstoffgegenEisenbahnen
und Dampfer, Bank- und Postgebäude; die Türken brennen zwölf-

tausend Häuser nieder, plündern die Dörfer, morden, schänden und schleppen die nur Verdächtigen ins Gefängniß. Der Oktober bringt das mürzsteger Programm: die Autonomie wird geweigert, die Durchführung des Reformplanes aber ernstlich versucht, Hilmi Pascha bleibt Generalinspektor; ein italienischer General wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte das Offiziercorps stellen; Rußland und Oesterreich ernennen Civilagenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. DieRuhe kehrt wieder. Die Ruhe des Kirchhofes? In dem Vertrag vom achten April 1904 verpflichtet die Hohe Pforte sich, die wegen politischer Vergehen in den letzten anderthalb Iahren Verurtheilten zu begnadigen und den bulgarischen Makedonen alle Aemter zu öffnen; verpflichtet Bulgarien sich, Waffen und Sprengstoffe nicht über die türkischeGrenzezu lassen, die Komitees der Schreckensmänner nicht länger zu dulden und flüchtige Rebellen auf Wunsch der Pforte in Haft zu nehmen. Alles sehr schön. Alles, damit Etwas zu geschehen scheine. Nur: in den drei Wilajets ändert sich nichts zum Guten und ihre christlichen Bewohner stöhnen nicht leiser als vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen, find in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden von dem konstantinoplerPatriarchen und vonseinerPriesterschaft aber gequält und, zu höherem Heil des Panhellenismus, in unserem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns nicht bald zur ersehnten Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns in die Rellellenschaar. Die Hellenen berufen sich auf Salisbury, der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Provinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets Monastir und Saloniki die Volksmehrheit griechisch sei (650000 Griechen gegen 360000 andere Christen). Wo sie die Majorität haben, wollen sie, einstweilen unter dem Türkenmond, herrschen und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen. Gegen diesen Tyrannenplan sträubtsich besonders heftig der Bulgare, der in dem Griechen den Slavenverächter und Türkenknecht haßt, auf sein Exarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine Kirche viel mehr Gläubige zählt als (in diesen Wilajets) das Patriarchat. ErbeschuldigtTürkenundGriechenschädlicherBundesgenossenschaft, will derMakedonenprovinz ihre alten,natürlichen Grenzen zurückgewinnenunddasungebührlicheVorrechtandercr

Stämme abschaffen. Das wollen auch die Serben; -gleichesRecht
zu freiem Wettbewerb °: ist ihre Losung. Und auch sie preisen, wie
die Bulgaren, Delcassös Balkanprogramm, in dem der anodine
Satz prangt: -I^ous ne äemancions en Uaceäoine'äe privileZe pour
personne, mais une conciition tolersble pour tous, squelqueracequ'ils
sppartiennent." Ieder heischt Rechtsgleichheit, findet sich schlechter
gestellt und härter bedrängt als den Nachbar; Alle sind unzu-
frieden. Und Aehrenthal hat, als er das Sandschakbahnprojekt
ans Tageslicht brachte, offen ausgesprochen, daß die guten Ab-
sichten, die das mürzsteger Programm diktirten, in der Wirklich-
keit gemeinen Alltags ohne nützliche Wirkung geblieben sind.
Auf Mürzsteg ist Reval gefolgt; dort hatten Lamsdorf und
Goluchowski, hier haben Iswolfkij und Hardinge sich verständigt.
Vorher, als das austro-russische Balkanabkommen justzehnIahre
alt geworden war, kam aus London ein neuer Vorschlag. Das
Gendarmeriecorps muß vergrößert, Schwarmkolonnen müssen
ihm angegliedert und den Offizieren weiterreichende Befugnisse
eingeräumt werden: so stands in Greys Cirkularnote. Ein Pro-
gramm, das von praktischen Briten nicht zu erwarten war; und
das sogar Englands Mittelmeerfreunden nicht gefiel. War es
ganz ernst gemeint? Daß die Gendarmerie gegen die Banden mehr
vermöge als die Osmanentruppe, durfte kein Sachverständiger
glauben. Ieder mußte auch wissen, daß der Sultan die neue und
kostspielige Theilung der Gewalt ablehnen werde. Wars darauf
abgesehen?Nur darauf, die Türkenfrage wieder deutlich zu stellen
und der Christenheit zu zeigen, daß nur eine Großmacht, die den
Briten unbequemste, mitAbd ul Hamid durch Dickund Dünn geht?
So wars geplant. Oesterreich rückt, über Mitrowitza hinaus, bis
ans Aegaeische Meer und kann nun den Italienern, mit denen
die austro«magyarischeIugendgernfesteFreundschaftschlösse,ein
Stück aus der Ostküste der Adria gönnen. Rußland erhält endlich
wieder das Recht zur Fahrt durch die Meerengen und darf, so-
bald es sich zu solcher Sicherung seines Besitzes stark genug fühlt,
den am Goldenen Horn hängenden Schlüssel zur füdöstlichen
PfortedesReussenhauses in die Tasche des Monomachos stecken.
Deutschland?Hatja dieBagdadbahn; und kann, wenn es bei dem
Entschluß bleibt, nicht von der Seite des Großherrn zu weichen,
auf der konstantinopeler Konferenz wieder so einsam werden wie

in Algesiras. Denn die alte Kluft zwischen russischer und austro-
^britischerÖrientpolitik ist überbrückt; dreißig Iahre nach dem Ber-
liner Kongreß. Ietzt läßt Sir Edward Grey mit sich handeln.
Meint irgendein Wacher, daß es den beiden Edwards um die
Gendarmerie, um Makedoniens Ruhe undFriedenzuthunwar?
Seit Iwans und Maximilians, seit Leopolds und Peters Tagen
sind der Türkei Reformen immer nur empfohlen worden, wenn
eine Großmacht oder Koalition den Herrscherbereich der Mond-
sichel verengen wollte. Rußland soll für asiatischen Verlust in
Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oester-
reich dem neuen Concern gewonnen werden; und die Imperien,
die mit Budhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen ha-
ben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam
wünschen. Makedonien ist ihnen Hekuba. And sie sind so unmo-
dern, daß die Selbstsucht einer Nation sie nicht ein Laster dünkt,
sondern die Vorbedingung zu politischem Handeln und Gedeihen.
Die Balkanstaaten? Daß diesen interessanten, aber «ekligen"
Völkern je wieder derTagselbständigenLebens dämmern werde,
glaubt von den Thronenden, Wachenden kaum Einer. Symeon,
Duschan: Das war einmal; kommt nicht wieder. Europa kümmert
sich, wenns füdostwärts blickt, nur um die Frage, in wessen «Ein-
flußsphäre" Serbien und Bulgarien hinsiechen, welcheGroßmacht
sich diese Fleischfetzen einst eingliedern werde.Und alleRoutiers
<die immer glauben, was gestern war, müsse auch morgen sein)
schwören darauf, daß in diesem Gebiet, so lange England dreinzu-
reden habe, kein Selbstherrscher aller Reussen jemals ein fettes
Geschäft machen könne. Der Bosporus, heißts, ist ihnen gesperrt.
Der Berliner Kongreß hat Rußlands Hoffnung enttäuscht;
er gab dem Zarenreich nicht, was es nach dem Opfer einer Vier-
tclmillionMenschen und einer halbenMilliardeRubel von einem
siegreichen Krieg erwarten durfte. Bismarck hat gesagt, er habe
sür öen Nachbar Alles, was er irgend vermochte, Methan (sogar
an Beaconsfields Bett), doch fei ihm nicht immer gelungen, die
Wünsche,dieRüßland nicht aussprechenund verantwortenwollte,
zu errathen.Daß der alte Groll gegen Gortschakow (der wider den
Willen Alexanders am Kongreßtisch den Platz des Ersten Bevoll-
mächtigten einnahm)seinHandelnje bestimmt odergehemmthabe,
gab er nicht zu. Im Iahr 1879 schrieb er: «Wir haben den Kon-

greß auf denAntrag Rußlands berufen. Wir haben auf dem Kon-
greß jeden russischenVorschlag,der unszuvor mitgetheilt worden
war, befürwortet und mit Erfolg; unsere Unterstützung würde auch
unter Rmständen noch weitergehenden russischen Forderungen,
wenndergleichengestelltwordenwären,nichtgefehlt haben. Selbst
wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, würde Deutsch-
land Das ertragen können; denn politisch würden die Vortheile
und die Nachtheile einer solchen Veränderung sich für uns viel«
leicht aufwiegen. Was wir aber nicht vertragen könnten, wäre die
Zumuthung, die an weitere russische Eroberungen im Orient sich
knüpfende Feindschaft Oesterreichs und Englands aufuns zuneh-
men." Im Ianuar 1877 hatten die Geschäftsleiter der Ostmächte
sich verständigt. Im Herbst 1879, während Gortschakow mit den
Franzosen schäkerte, wurde zwischen Berlin und Wien eine neue
Drahtleitung hergestellt. Der alte Kaiser besuchte,auf Manteuffels
Rath, zwar den wüthenden Neffen in Alexandrowo. In Gastein
aber sprachAndrassyzuBismarck:„Gegen ein russisch-französisches
Bündniß ist der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches.«
Der Berliner Friede hatte die österreichische Balkanposition
mehr als die russische gestärkt. So war Englands Wille gewesen.
Längst war in London Cobdens Schrift -Kussia a 1VlancKe8ter
Nanukacturer« vergessen und makulirt. Der am Bosporus herr-
schende Zar keine Gefahr für das Inselreich? Indien von Ruß-
land nicht bedroht? Von solchem Wahn ließ der Mann auf der
Straße sich nicht umnebeln. Urquharts Russophobie wurde wie-
dermodern; die Warnrufe aus seinen Türkenbüchern und aus dem
portkoli« fanden wieder Gehör. Dieser Schotte hatte einfeinesOhr
gehabt. Als er in Griechenland saß, hatte (1826) Nikolai Pawlo-
witsch dem Herzog Eugen von Württemberg schon den Herzens-
wunsch anvertraut, die Donaufürstenthümer zu besetzen und die
Türken niederzuwerfen. Der robuste Mann, der zu Haus mit den
Dekabristen, draußen mit den Persern fertig geworden war, durfte
Schwereres wagen. Die Befreiung Griechenlands und der Besitz-
zuwachs in Armenien undanderDonaugenügtenihm nichtlange.
Vier Iahre nach dem Frieden von Adrianopel entschloß er sich
zwar, dieOsmanen gegen denEgypterMehemed Ali zu schützen.
Doch der Plan seiner ersten Selbstherrschertage war nicht aufge-
geben. Trotzdem der von den egyptischen Empörern befreite Sul-

tan indemVertragvonHunkjar«Iskelessisich insgeheimverpflich-
tet hatte,nur den russischenKriegsschiffen dieDardanellen zuöff-
nen und sie allen anderen zu sperren, suchte Nikolai Bundesge-
nossengegendenIslam.Bei einemDiner in Münchengraetz fragte
er Metternich: -Was halten Sie von dem Türken? Ein kranker
Mann, nicht wahr?" Der Fürst stellte sich taub und antwortete
erst auf die zweite Wiederholung; spät und fein, aber deutlich:
«Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den
Erben ?" Da warnichts zumachen. Als sein FeldherrPaskjewitsch
bei Vilagos die ungarischen Rebellen zur Kapitulation gezwun-
gen, sein herrischer Wille die Olmützer Punktationen durchgesetzt
hatte, glaubte er, für jeden Fall auf Oesterreich rechnen zu können.
Äm sicherzu gehen, wollte er auch England haben; ließ Lord Sey-
mour kommen, den Gesandten derQueen,und sagte ihm mit dür-
ren Worten: Egypten und Kreta für Euch, Serbien, Bulgarien,
die Donaufürstenthümer für mich; Konstantinopel nehme ich nur
als Statthalter Europas in Besitz. Dreißigtausend Mann sollten
am Bosporus landen und Konstantinopel besetzen. Oesterreich?
«Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs
identisch."DerBrite staunte. An solche Offenheit war er nicht ge-
wöhnt. (Bismarck, der politischen Verkehr zwischen dem Souve-
rain und dem Vertreter einer fremden Macht nicht gern sah, schrieb
nach 1890:«Daß dieSondirungdurch eineAnfrage beidemVer-
jreter der zu sondirenden Macht seine Bedenken hat, hatte die
russische Diplomatie durch die Vorgänge zwischen dem KaiserNi«
kolaus und Seymour erfahren.") Byzanz den Russen? Niemals.
Arquhart stieß noch lauter als vorher ins Horn. Palmerstons
Sendlings warnten den Sultan vor dem russischen Handstreich.
Und Mentschikow, der dem Grotzherrn der Pforte ein Bündniß
anbot, wurde mit feinem Ultimatum kühl abgewiesen. Osmans
Erbe wollte nicht ein Vasall des Moskowiterkhans werden. So
dreister Anspruch war nach demKrimkrieg,warvondem milderen
SinnAlexanders nichtmehr zu fürchten. Blickte derAdler der Pa-
laeologen aber nicht noch immer nach Byzanz? War die Sorge um
Indien inzwischen etwa, damals schon, zur Chimäre geworden?
Nikolai, der Sohn Pauls, gehörte zu den in der modernen,
Von Völkerchören belauschten und beschwatzten Zeit gefährlichen
Herrschern, die sich nicht leise freuen, ihren Sieg nichtim Kämmer-

lein feiern können. SeinenTriumph sollte die Welt sehen; sollten
alle thronenden Vettern ihm neiden. Als er zur Bändigung der
Magyarenmitgewirkt hatte, ließ er eine Medaille prägen, auf der
Rußlands gekrönter Aar eine Schlange zertritt und mit seinen
Flügeln dasösterreichischeWappenschirmt.Holstein-Gottorpals
Schutzpatron der Habsburg-Lothringer. Warum nicht? Eure
Majestät, schrieb am zwanzigsten November 1850Nesselrode an
den jubilirenden Zaren, «haben aufdenSchlachtfeldernIlngarns
dieEinheit der österreichischenMonarchie gesichert und demwiener
Kabinet die volle Handlungfreiheit wiedergegeben, so daß es nun
den ihm zustehendenTheil an der reorganisatorischen Arbeit for-
dern kann, die jetzt den alten Deutschen Bund beschäftigt." In
diesem Bericht steht auch der Lobspruch: «Um die Zukunft Ruß-
lands nicht festzulegen, haben Eure Majestät sorgsam vermieden»
einem verfallenden Staate die Grenzen zu garantiren; stets aber
blieb der Grundsatz Ihrer Regirung, den osmanischen Besitz stand
einstweilen zu erhalten. Die Macht, in der man früher den natür-
lichen Feind der Türkei sah, ist ihr treuster Bundesgenosse und
ihre festeste Stütze geworden. Der Vertrag vnn Hunkjar-Iskelessi,
gegen den die Westmächte vergebens protestirt haben, ist nur
scheinbar vernichtet, in Wirklichkeit unter andererFormverewigt.
Seit den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen
verboten ist, sind wir auf der Seeseite gegen jeden Angriff ge«
sichert.Und die Orientwirren haben uns noch ein höchst wichtiges
Ergebniß geliefert: die Auflösung des franko-britischenBundes,
der unseren politischen Interessen so feindlich und allen konser-
vativen Regirungen so gefährlich war. Eure Majestät haben sich
mehr als einmal gerechten Anspruch auf den Dank Europas er«
worden." Noch aber zeigte Europa keine Lust, diese Dankbarkeit
zu bewähren; vielleicht, weil der Gossudar auf Brunnows Rath
nicht gehört hatte: „I^e cZemancions pas ä nos allies plus que leur amitie
n'est en etat äe tenir!" Nikolai verlangte immerzu viel. Die Türken
sollten dem Mann dankbar sein, der schon 1826, noch im ersten
IahrseinerRegirung, von demGeneralstabschefGrafenDiebitsch-
Sabalkanskij und dem Herzog Eugen von Württemberg Pläne
zumAngriff auf osmanischenBesitz geheischt hatte. DiePreutzen,
trotz Olmütz und Warschau; -cZites a f^it? äerestertoujours le meine
pour la IZussie et cie ne pas oublier les cternieres paroles äe papa«:

Friedrich Wilhelm ließ die Worte des Zaren gehorsam in den
Staatsanzeiger setzen. Die Oesterreicher, trotz der Medaille, der
Truppenmobilisirung WPolenundOrlowsherrischerAnmaßung
in der Hofburg. Das Wort Schwarzenbergs: -Die Welt wird
über die Größe unseres Undankes staunen" konnte man noch in
den Legendenbereich weisen. Als Franz Ioseph (nach der Ab-
lehnung seines Vorschlages, dierussischeMachtnurinAsiengegen
dieOsmanli kämpfen zu lassen) dem hochfahrenden AlexejOrlow
erklärte, fortan werde er nur handeln, wie das Interesse und die
Würde desReiches ihm vorschreiben, als er dann in Südungarn
Truppen aufstellte, das neunte Corps zwischen Donau und Theiß
Quartier beziehen und Iellachichs kroatisch-dalmatinisches Corps
in Kriegspräsenz setzen ließ, war kein Zweifel mehr, daß Oester-
reich sich zum Widerstand gegen Nikolais Trachten bereit hielt.
So weit wars im März 1834. Schon im August kam an Theodor
vonBernhardi ausWarschau ein Brief, in dem stand: -DerFeld-
zuganderDonau ist, besonders inFolgebeständigeinanderwider-
sprechender Befehle und Gegenbefehle aus Petersburg, fehr
schlecht gegangen. Alle Generale sind in Verzweiflung über die
Gängelei von Petersburg aus. Der Kaiser hat durchaus keine
militärischeEinsicht. "Noch aber hoffen dieSlavophilcil,Mentschi-
kow werde -die Canaille" (das Heer der zum Krimkrieg verbün-
deten Mächte) ins Meer werfen und derWeiße Zar in derStadt
Konstantins den Frieden diktiren. Doch kraftlos sank die Hand her-
ab, die nach diesem Lorber gelangt hatte. Nikolai starb, der Pariser
Friede brach Rußlands osteuropäische Uebermacht und weder
Alexander der Zweite noch dessen kräftigerer Sohn hat je wieder
laut von dem russischen Recht auf Konstantinopel zu reden gewagt.
sselix ^ustria! Der Gefahr, ein Vasallenstaat zu werden und,
im günstigsten Fall, unter russischem Protektorat künftig in Ser-
bien und der Herzegowina zu herrschen,war es entgangen. Hatte
im Süden die Türkei als Nachbar behalten und damit eine Grenze,
die, nach Metternichs Wort, sicherer war als jedes Meer. Schon
träumte Prokesch-Osten am Main von der Gründung eines by-
zantinischenReiches. Dieser Traum konnte nur Wirklichkeit wer-
den, wenn Oesterreich in ein intimes Verhältniß zu den großen
Westmächten kam. Die mußten Habsburgs Sachwalter werden;
ihm die Vorherrschaft in Deutschland und die italienischen Pro«

vinzen sichern und auf dem Balkan vorwärtshelfcn. Allzu Gutes
gönnte er ihnen nicht; -als an einem wohlgefälligen Traum",
schrieb er anBuol, Schwarzenbergs Nachfolger im wienerMini-
sterium des Auswärtigen, -hänge ich an der Idee eines Krieges
zwischen Rußland und England allein, wo Beide sich abnagen und
abschwächen." Dahin kams nicht; und Prokesch lag schon zwei
Iahre im Grab, als, nach dem sechsten russisch-türkischen Krieg,
Englands Wille die Balkanstellung Oesterreichs stärkte. DieAus-
* einandersetzung mit Preußen, dann die Zeit französischer Ohn-
macht hatten eine neue Lage geschaffen. Zwar dachte Beust gleich
nach dem Krieg an ein austro-französisches Bündniß. Doch da
Bismarck ihm sagte, das neue Deutsche Reich wolle versuchen,
durch eine Verständigung mit Wien sich vom russischen Druck zu
lösen, fand der Eitle, fein Geist und der des berliner Kollegen
paßten in einander wie der richtige Schlüssel ins Loch. Und ehe
der Herbstzauber gewichen war, fiel Beust mit Hohenwart und
Schaeffle und an seine Stelle tratAndrassy, derdieNothwendig-
keit erkannte, das in Paris gährende Gifl durch einen blocusmoral
zu isoliren. Frankreich war nicht bündnißfähig. Noch im Mai 1874
schrieb der Herzog von Decazes: ,,1snt que nous ne serons plus cie
ce moncie, I'^utricKe restera le satellite obliAe cie IsIZussie et cie I'^IIe-
maZne; il fsut le savoir et nous x resiAner.« In dem Dreikaiserver-
hältniß lebte der brauchbare Theil der Heiligen Alliance wieder
auf. Wilhelm ging nach Pezersburg,Alexandernach Wien; zwan-
zig Iahre lang hatte kein Zar die Hofburg betreten. Nach seiner
Abreise schreiben Andrassys Offiziöse, den drei Regirungen sei
die Verständigung über alle Orientfragen vollkommen gelungen.
Auch Wilhelm kommt nach Wien; und bleibt sechs Tage. Ist die
Restauration des französischen Königthumes zu fürchten? Franz
Ioseph soll mit dem Grafen von Chambord gesprochen haben
<Mac Mahon deutet es in seinen ^emoires ineäiw an) und der
Prätendent hat schonberuhigendeNotenandieKabinetegeschickt.
Höchste Zeit zur Einigung aller monarchischen Festlandsgroß-
mächte. Bismarck und Gortschakow,Andrassy undVisconti-Ve-
nosta scheinen brüderlichzumBundegesellt. Frankreich ist einsam.
Um die Angst zu verscheuchen, läßt, sechs Wochen nach den wiener
Kaiserfesten, Decazes, der aus London sehr ungern an den Quai
d'Orsay übergesiedelt ist, an die diplomatischenVertreter derRe-

Publik schreiben: ,,3ans s'isoler cies graves questions qui 8'aZitent
ÄUtour ä'elIe, la Trance se recueille et eile attenci, avec !a conscience
^e sa force et cie sa Zrancieur, que l'oräre et ie travail lui sient permis
cle panser ses piaies et que Ie temps,qui seui peutpermettreauxevene-
mentsäe l'Kiswire cie porter ieurs fruits, aitefface I'smertume 6e cesjours
funestes czui «nt si profonäemerit trouble Ie moncie.» Und es klingt wie
Antwort, als Bismarck im Reichstag von- König Heinrich, Grafen
von Chambord - sprichtund in einer Cirkularnote (die er als geheim
bezeichnet, aber nicht geheim halten will) sagt, wenn ein neuer Zu-
sammenstoß unvermeidlich sei, dürfe Deutschland den Franzosen
nicht die Wahl derihnengünstigstenStunde lassen. Augustaschüt-
tet dem Botschafter der Französischen Republik ihr banges Herz
aus. «Ich habe Ihnen ja warnend gesagt, daß Sie noch nicht am
Ende Ihrer Leiden find und daß man Ihnen künftig schlimmere
Schwierigkeiten machen wird, als Sie schon erduldet haben." So
spricht die Frau des Kaisers zu Gontaut-Biron. -Hat man Sie
wieder unfreundlich behandelt?" Man: der arge Kanzler. Der
Fremde ist nicht so vom Haß geblendet. Alexander sagt zum Ge-
neral Le Flo: -Beruhigen Sie sich! Niemand will den Krieg.
Auch Fürst Bismarck nicht. Der Friede ist gesichert." Aber Gort-
schakow arbeitet im Stillen. Als Gontaut-Biron in Petersburg
ist, hört er von dem betriebsamen Zwerg den Trost: -Bismarck
kann Ihnen nicht den Krieg erklären; die ganze moralische Mei-
nung Europas wäre gegen ihn." Und bald danach kannDecazes
in einen Privatbrief schreiben: «Der preußische Einfluß ist in
Petersburg gemindert. Geduld! Geduld! Geduld!" Der Lenz
bringt ihmnoch eine Freude: Gladstone fällt; und mit ihm die Poli-
tik der Abstinenz von kontinentalen Angelegenheiten. D'Israeli,
der neuePremier, träumt (so schreibtDecazes) sichervonpalmer«
stonischem Ruhm. Beweist auch früh, daß er die spiriteci wreiZn
policy treiben will, die Lord Feuerbrand fein Leben lang liebte.
Auf die erste Interpellation (Russells) läßt er Derby antworten:
«Ich glaube, der Versuch, den Krieg zu hindern, würde die Mühe
nicht belohnen; früher oder später: der Krieg kommt." Welcher
Krieg? Einer, der über dasOsmanenerbe entscheiden soll?Aber
Alexander besucht in der nächstenWoche ja die Königin in Wind-
sor... Da wird nichts verabredet. Der Zar geht nach Chislehurst,
ruft bei der Truppenschau Eugeniens Sohn an seine Seite und

biegt denrpariser Wunsch aus, überBoulognezurückzureisen und-
sich von den Vertretern der Republik begrüßen zu lassen. Auch
den Grafen von Paris hatte er empfangen und besucht. Bona-
parte und Orleans; die Enkel der Iakobiner mied er. Andrassr>
sagtin derDelegation, die Lage zwinge zurAufbietung allerWehr-
kräste. Noch aber bleibt Alles ruhig. In Europa. Der Horizont
hat sich geweitet. Rußland hatinCentralasienzuthun; unterwirft
Khiwa und bahnt seinem Handel den Weg durch Bokhara ins
Mandschureich. Frankreich hat sich zum ersten Mal umTongking
zu kümmern. England freut sich der Siege Wolseleys über die
Ashantis. Sorgt zu gleicher Zeit für die Kontrole über den Suez«
kanal. Und scheint an Konflikte mit Rußland nicht zu denken.
Afghanistan schützt als Puffer Indien vor einem Einfall aus tur«
kestanischem oder bokharischem Gebiet. Erst als Stoljetow mit
einer Russengesandtschaft wie ein Retter und Suzerain von dem
gefährlichen KhanSchir Ali aufgenommen, die englische Mission
von den Afghanen gekränkt worden war, wurde ein operativer Ein-
griff nöthig.Da aber hatte der Berliner Vertrag dieBesitzverhält-
nisse im europäischen Orient schon geordnet und Oesterreich aus
demDruck derDrohung befreit, diePranke des Bären zu spüren.
DerRückblick lehrt,daß beinahe alle heute umhaderten Fra«
gen oft schon, im langen Lauf der Geschichte, gestellt, den wich-
tigsten in den vier Sommerwochen des Berliner Kongresses Ant-
worten gesucht worden sind. Auch der Adriafrage. Als Salisbury,
im Einverständnitz mit Deutschland und Rußland, den Oester-
reichern die Besetzung Bosniens und der Herzegowina (und da-
mit ein Hinterland für den dalmatischen Küstenstrich) angeboten
hatte, wurdeItalien nervös und sein Erster Vertreter, GrasCorti
(-ein kleiner, hätzlicher Mann, der wie ein Iapaner aussteht",
notirt Hohenlohe), kitzelte den GrafenAndrassy mit der stumpfen
Frage, von welchem Standpunkt aus diewienerRegirung andas
Werk der Okkupation gehen werde. Fast barsch klang dieAntwort:
«Vom europäischenStandpunkt aus; mehr habe ich nichtzu sagen".
Cortischwieg; und hat den Türken angedeutet, jeder fühlbare Ver-
such, den österreichischen Vormarsch zu hindern, wäre als Kriegs-
fall betrachtet worden. Mit Englands Zustimmung. Trotzdem es
mit dem Sultan einDefensivbündniß geschlossen, alsEntgcltCy-
pern eingehandelt und damit, nach dreißig Iahren, einenTraum
seines Wortführers verwirklicht hatte. In feinem Roman «Tan-

cred"hatBenjaminD'Israeligesagt: -England braucht einneues
Absatzgebietfürseine Baumwolle und darf nichtrasten,bisinIeru-
salem das VolkTurbane aus Kaliko trägt. England sollnicht noch
einmal ohne Lohn für die Türken arbeiten. Wir müssen Cypern
nehmen." Ietzt hat ers; heißt Earl ofBeaconsfield, ist, der als Iude
Geborene, Führer des Feudaladels und Premierminister, wird in
allen londoner Straßen bejubelt und von der Königin mit dem
blauen Bande des Garterordens geschmückt. Sqlisbury sagte von
ihm, der große Redner habe nochnieeineKartevonKleinasien ge-
sehen; das Mittelmeergeschäft aber hat der steife Earl in Berlin
klug und kühn geführt und den alten Gortschakow (den Peter Schu-
walow- eine absolute Null "nannte) schlau, außer in puncto Batum,
übertölpelt. Den Türken ging es schlecht. Bismarck, schreibt Ka-
ratheodory, -glaubt nichtandieZukunftdesOsmanenreiches.Da
ihm alleHalbheit zuwider ist,würde er einen Alttürken eher achten
als einen Fezträger, der sich europäischer Civilisation anzuähneln
sucht. Was nicht für die Großmächte und ihr Verhältniß zu einan-
der Bedeutung hat, interessirt ihn nicht. Als die vom Sultan Be-
vollmächtigten dem Plan, den Bulgaren Warna und den Sand-
schak von Sofia zu geben, widersprechen wollen, warnt sie des
Präsidenten strenge Stimme, der KongreßarbeitHindernisse zu be-
reiten, die er im Nothfall nicht nur mit Worten abwehren würde."
Und die Briten waren nicht freundlicher; warfen den Musulmanen
immer wieder blinde Verkennung des eigenen Nutzens vor. Frei-
lichleugnet Beaconsfield jede Absicht auf eine Theilung der Türkei
und tröstet das -alte Reich, das von dieser Hohen Versammlung
gestützt werden soll", mit der Erinnerung, daß auch England einst
Provinzen verloren habe. Doch das schönste Wort schließt keine
Wunde. Den Balkanstaaten war der Kongreßsaal verriegelt; ihre
Vertreter wurden nur als Bittsteller gehört. Hellenenherrlichkeit,
gar die Glorie der Symeon und Stephan Duschan: Das steigt nie
wieder aus der Gruft. Darüber sind alle Großmächte einig. Das
Kleinzeug hat zu gehorchen. (Nur Albanien gehorcht nicht. Der
Kongreßbeschluß, derdemFürstenthumMontenegroTheile Alba-
niens zuspricht,kann nicht ausgeführt werden. GegenGriechen und
Montenegriner,bald auch gegen die Hohe Pforte steht derAlbaner-
bund auf, der, unter dem Bannerspruch: -Gott schuf die Nationen
vordenReligionen",Christen und Musulmanen vereintund erst,
nach zweijährigem Kampf, abrüstet, als dem Fürsten Nikolaus

Petrowitsch ein anderes Beutestück ausgewählt ist.) Denn auf
diesem Spiel steht viel Größeres. England will sich dieHerrschaft
über die Wege nach Indien sichern, Rußland von den Euphrat-
quellen wegschieben, seine Mittelmeermacht kräftigen, die Erstar-
kung derSlaven hindern, Egypten erobern(unddafürdenFran-
zosenTunis gönnen; Karthago, sprichtSalisbury zuWaddington,
dürfen Sie nicht in der Hand der Barbaren lassen). Deutschland
will Oesterreich«Nngarn vor eine neue Aufgabe stellen, die den
Blick von dem Glanz alter Reichszeit füdostwärts wendet, will
sich selbst, seinerKultur und Wirthschaft, mit Oesterreichs Hilfe und
mit dem Nimbus des Kongreßgebieters und Weltrichters, den
Weg in den Orient bahnen, Italien, das gegen Frankreich zu
brauchen wäre, zur Erkenntniß seiner Einsamkeit und seines An«
schlußbedürfnisses bringen und, wie Karl Anton von Hohenzollern
an seinen Sohn Karl nach Bukarest schrieb, «Rußland und Frank-
reich isoliren, um die Hände frei zu haben". Als die Großen er«
langt haben, was zu erlangen war, darf jeder feuchten Auges der
Rede Beaconsfields lauschen, die kündet, die Unabhängigkeit des
Sultans, der auch in Europa Souverain bleibt, sei des Welt-
friedens werthvollstes Pfand und alles Mühens schönste Frucht.
?ax britannica.
Werden wir aus dem Gebüsch von Saint-Iames's Court und
vom Schauplatz der Botschafterreunion bald ähnliche Töne hören?
Oder wird, ehe dieser Versuch, in Vergangenes zurückzuleuchten
und mit dem selben LichtstrahlWerdendes zu erhellen, vor eines
Lesers geduldiges Auge kommt, das Schloß Heinrichs des Achten
und derQueenAnne wieder leerstehen und die Diplomatenschaar
zerstiebt sein? Einerlei. Auf jedenKrieg folgt ein Friede. Und den
Frieden, der den Balkankrieg endet, stiftet der Entschluß großer
und kleiner Westm^MA.d.e.n^
^die ^cgemönie^auf^dem Festland zu gönnen. Deutschland plagt
sich rcdü'ck) imHelferdienst, röstet sich an dem Bewußtsein, für den
Frieden zu schwitzen, und merkt noch nicht, daß es feindliches
Planen hätschelt und von der Minute ausschlägt, was keine Ewig-
keit zurückbringt. Deutschland rüstet zur Jubiläumsfeier.
loul ressentiment s'eteint sur un cercueil. Alfred von Kiderlen«
Waechter ist tot; und die hartenWorte, die ihm gerade jetzt nicht
erspart werden durften, brauchenihm nichtins Grab nachzuhalten.

Regirte Recht und hätten die Führer großer Fraktionen die Zeit
und den Willen, sich um Internationales gründlich zu kümmern,
dann konnte der Staatssekretär die Veröffentlichung des sechsten
französischen Gelbbuches über Marokko im Amt nicht überleben.
Den dicken Band durchzulesen, ist dem deutschenHirnHöllenpein.
Nur auf einen Punkt sei heute hingewiesen: weil er die Zeugniß-
kraft amtlicher Angabe, die Glaubwürdigkeit der schon von La«
boulaye verspotteten verite «Mcielle ermessen lehrt und mittelbar
drum ins Revier des Balkanhandels gehört. Im Hochsommer
1911 war vielfach, nicht von Schwätzern, erzählt worden, der Herr
des Auswärtigen Amtes fei bereit gewesen, den Franzosen, „als
Kompensationdie Kolonie Togo zu überlassen. Schroffer Wider-
spruch sämmtlicherOffiziösen. Nie, spricht Kiderlen inderReichs-
tagskommission (nicht im Plenum: also mit gedoppelter Pflichtzur
Wahrhaftigkeit), niemals habe er ernstlich daran gedacht, Togo ab-
zutreten. Zwanzigster November. Am vierundzwanzigsten Iuli
hatte derBotschafter Cambon an den Minister De Selves geschrie-
ben:-Herr von Kiderlen hat mir gestern abends gesagt: ,Wirgeb en
Ihnen das ganze Togoland, das man die Perle unserer Kolonien
nennt,weil es mehr einbringt,als eskostet.Sie bekommen also.ohne
irgendwelche Einschränkung, Marokko, Togo und Nordkamerun.
Das ist doch Etwas!' Ich konnte denWerth seines Angebotes nicht
bestreiten. "Der Minister antwortet: -Wir wollenTogo nicht; der
Gedanke, diese deutscheKolonieunseremDahomey einzuverleiben,
lockt uns nicht im Geringsten." Er besinnt sich dann aber, möchte To-
go nehmen und hört imAugust, Kiderlen habe zu Cambon gesagt,
die Oeffentliche Meinung fordere hartnäckig, daß Togo deutsch
bleibe. Nach solcher Stichprobe werden nur die Allerfrömmsten
sich noch der Botschaft freuen, die meldete, die berliner Regirung
habe den Balkankrieg schon im Sommer vorausgesehen und mit
England seitdem intime Freundschaft geschlossen. Kiderlen war
stärker begabt als der Durchschnitt; als politischer Kopf auch dem
innig gehaßten Feind Marschall beträchtlich überlegen und mit
einer kynischen Grazie des Wesens auf seineArt liebenswürdig.
Erstens aber nur Diplomat (Balkankaliber), nicht Staatsmann;
unterBülow für bestimmte, deutlich abgegrenzte Aufträge sehr gut
verwendbar, doch völlig ungeeignet zu selbständiger Instruktion
und stetigerZügelführung. Ein bestaunterAnekdotenerzählcr, der
auch auf den Gipfeln der Politik durch Anekdota Ruhm werben

wollte. Zweitens, als ernach sechzehnjährigem Exil ausPosten,die
ihn nicht beschäftigen konnten, zu Macht kam, schon verwüstet und
morsch; mit Krankheitkeimen, vorderengrausigerAusreife in eine
Psychose vielleichtnurderTodihnbewahrt hat.Hemmunglos'ließ
er sich in jedeLaune gleiten; leugnete, was nicht zu bestreiten, be-
stritt, was erweislich war; wußte, wenn er die Wanderstiefel an-
zog, nie, wohin er gehen wolle, nur, daß er dem Erstbesten derb mit
dem Absatz auf denFuß treten werde; war heutesackgrob,morgen
der nettsteKumpan und übermorgen füßsauerwie einezufrühvom
Strauch gepflückte Stachelbeere. Daß Deutschland endlich wieder
den Willen zukräftigcmHandelnzeigen müsse, ward ihm noch klar;
nicht mehr, daß dieser Wille anderen Ausdruck heische als einen
durch unhöflich polternde Worte. Bismarck hatte Einiges hinter
sich, als er den eitlen Gortschakow so ärgerte, daß der wüthende
Greis Brille und Papier unter den Kongreßtisch warf. Kiderlen
konnte auf keine Leistung pochen. Und seit dem (auch nach der Mei-
nung der vorgesetztenInstanz) verunglückten Gestus vonAgadir,
dessen unselige Wirkung ins Weiteste noch heute nur die Klügsten
der Zunft überblicken, war auch die Schwungkraft feines Willens
gelähmt. Die Drohung, er werde den Franzosen «ein zweites
Agadir" anrichten, nahm, im Herbst 1912, HerrCambon gelassen
hin; weil er gewiß war, daß Kaiser und Kanzler dem Anrich-
ter abwinken würden. Schade um Kiderlen; um den behenden
Zauberlehrling, den die Fülle der Talente und das stolze Gefühl
spezifischen Gewichtes in denWahn trieb, den Hexenmeister spielen
zu können. Für seinen Ruhm starb er zu spät. Lange wärs nicht^
mehr gegangen. Die fremden Diplomaten murrten schon laut und
mancher sagte, mit diesem Staatssekretär dürfe man, um sicher zu
sein, nur schriftlich verkehren: denn das gesprochene Wort werde,
je nach der Launenwetterfahne, oft über Nacht in andere Wind-
richtung gedreht. Auch wenn solches Mißtrauen grundlos war,
bliebesschädlich; und bewies, daß einTüchtiger auf einemPlatze
saß, auf den er nicht taugte. Fürst Bülow, der den bukarester Ge-
sandten 1908 zum Staatssekretär machen wollte, schrieb an Hol-
stein, er sei freilich nicht sicher, ob nach seinem nahen Rücktritt
Kiderlen sich halten könne; ahnte also wohl, woran es fehle. Die
Ernennung war damals nicht durchzusetzen; trotzdem der zur Ver-
tretung Schoens Berufene in de'r bosnischen Sache jede Weisung
klug ausgeführt hatte. Als ein im Dienst IüngererBotschafter ge-

worden war, lugte Kiderlen schon nach dem Posten bei der Oette publique. Dann hat ein Rathloser sich ihn als Nothhelfer geholt. Seltsam und vielleicht nur physiologisch zu erklären ist, daß der Mann, den der Ruf einen Balkanspezialisten nannte, in der letztenKrisis ganz versagt hat. Den Westen kannte er nicht. Wollte nie einsehen, daß durch sein Fuchteln die lockere Triple Entente zu einem fürs Nächste festen Dreibund geworden, Italien nach Tripoli getrieben und die gewaltsame Liquidation des Osmanen-reiches bewirkt worden sei; niemals, daß seine laute Ankündung <in der Budgetkommission), Deutschland wolle die Möglichkeit des Einspruches in das französische Vorkaufsrecht auf den Kongo-staat erlangen, Belgien ins Lager der Westmächte gedrängt und zu rascher Stärkung seiner Wehrmacht aufgescheucht habe. Aber er hatte zehn Iahre lang in Bukarest gesessen und mußte das Ver-hältnis; der Bälkankräfte kennen. So dachten selbst seine Feinde; und neideten ihm den Glückszufall, der die Gelegenheit bot, in vertrautem Gelände sich von derAgadirschlappe zu erholen. Aller Augen warteten auf ihn. Vergebens. Noch im Spätsommer schalt seine Zunge die Balkanleute. Die, grollte der chronisch Heisere, werden, wenn sie nicht mäuschenstill sind, von den Türken die schönsten Hiebe bekommen. Uns kanns recht sein; verschwinden diese Krüppelstaaten von der Landkarte, so weint kein Europäer« auge ihnen ein Thränchen nach. Daß sie jämmerlich verprügelt wer-den, ist so sicher wie Sodbrennen nach einer durchkneipten Nacht. Schien nach der Kriegserklärung noch so sicher, daß in einerBal-kanhauptstadt derVertreter des Deutschen Reiches sein Haus zu würdigem Empfang der türkischen Sieger vorzubereiten anfing. Als es dannganzanderskam, stöhnteKiderlensMannschaft:«Ein Skandal, daß die Außenposten uns so falsche Nachrichten geliefert haben!" Mußte das HauptderCentrale abernichtungefähr wissen, was'tn Bulgarien für das Heer, in Serbien für die russische Asseku« ranz geschehen war?DurfteEiner,derinKonstantinopelmehr als einmal denbetriebsamenMarschallvertreten hatte, denStatus der Türkei so stockblind verkennen? Wenn er die Türkei, im Interesse der deutschen Mirthschaft und als Abzugsrohr für die Zanksucht undGierfremderMächte, erhalten, sie uns garzuDankverpflichten wollte, mußte er in Sofia, Athen und Belgrad unsere Vertreter mit düster umwölkter Stirn vor die Teschow, Venizelos undPa« sitsch treten und den Freiherr,«, von Wangenheim zum Großwcsir

sprechen lassen: -NehmtEuchinAcht! SchicktnichteinenReserve-
mann nach Haus und traut nicht dem Hirtenlied, das Euch mit
der Verbürgung altenBesitzstandes einlullen will. Der Feind ist
stark; und siegt er, so gehts Euch ans Leben." Nein. Nicht der
winzigste Versuch, die vier Könige einzuschüchtern. Und für die
Hohe Pforte das Trostsprüchlein: Der statusqu« ist Euch durch das
einstimmige Wort der Großmachte gesichert. Während die Brunst
aufflackert,follenFlammengaukelspielchen dasAuge derDeutschen
ergötzen. Von demDreikaiserbündniß, auf das Kiderlen hinsteuern
wollte, darf man in der Stunde austro-russischer Feindschaft nicht
reden; 'auch mit Potsdam und Baltisch-Port nicht just in der
Adventzeit prahlen, in der ostpreußische Gutsbesitzer nachts die
Scheinwerfer derRussensehenunddeutscheReserveoffiziereFeld-
uniformen für denWeichfelkrieg bestellen.Doch schaut, liebeLands-
leute, auf das gute, das fast zärtliche Verhältnis^ zu Frankreich!
(Herr Poincare muß, um nicht ins Gerede zu kommen und als
Thronwerber in Versailles möglich zubleiben, jeder seiner vielen
Reden einen Trutzreim anhängen.) Und mit England gar wan-
deln wir in einträchtiger Intimität. (Nicht die Wimper zuckt über
Greys starrem Antlitz; nicht eine Silbe dankt dem biederen Vet-
terngruß.) Wo ist Dein heller Menschenwitz, armer Vorick aus
Schwaben? Kiderlen warmürbgeworden;haschte nachEintags-
erfolg, der Deutschlands passive Politik verbergen sollte, und sah
nicht, wollte nicht sehen, daß die Stunde zum Handeln, zu kühner
Ausnützung einer,Konjunktur" geschlagen hatte, derenMöglich«
keiten die von 1878 so grell überstrahlen wie derBalkanbrand das
berliner Salonfeuerwerk; und daß in dieser Zeit nur ein Geblen-
deter sich der Eintracht mit den Westmächten rühmen durfte.
Von allen Kriegsschauplätzen der letzten Iahrzehnte hat Eng»
land, aus Asien und Afrika, die bestenBeutestücke heimgebracht;
ohne das Schwert gezogen zu haben. Soll der Osteuropäerkrieg
den saftigsten Lendentheil in die londoner Küche liefern und mit
seinemDuft die voninnneremZwistGeärgerten vom Grill her won-
niglich trösten? Egypten, Arabien, Palaestina, ein Vorrechtin der
kretischen Sudabai: Das wäre, mit verstärkten Forts und Flotten-
stationen in Gibraltar und Malta, die sichere Herrschaft im Mittel-
meer; wäre für den Dardanellenwächter, den Gebieter im Suez-
kanal, denSchutzherrnSüdpersiens und Afghanistans dasEnde

der Furcht, ein flinker, verwegener Feind könne zu Wasser oder auf
dem trockenen Weg plötzlich Indien gefährden; trüge mehr ein als
der Kalikomarkt in Zion und müßte sogar Kitcheners Stirn ent-
wölken. Zu haben ists; wenn nicht heute schon Alles, doch über-
morgen. Abbas Hilmi, der kluge, verschlagene Khedive, ist unruhig
geworden. Er sah sich schonimKhalifenmantelund muß nun fürch-
ten, daß seine egyptischeHerrlichkeitbald verbleicht. DerBritenleu
kann mit dem Schicksal der Türkei schalten, wie ihm beliebt. Erhebt
die Tatze: sie lebt, behält den dem Meerthorhüter gebührenden
Landstreifen, sieht in ihre Kassen, die längst nicht mehr den Be-
amtensold hergeben können, neues Geld fließen; und stellt den ge-
horsamen Khalifen, dessen Befehl in Asien und Afrika die Moham-
medaner dem blonden Eroberer unterthänig macht. Die Tatze packt
zu: und während Frankreich in Syrien, Rußland in Armenien die
dreifarbigeFahne hißt, Osteuropa den Slaven zufällt, verweht der
Wüstenwind Osmans Samen. Blickt aus trübem Winter in den
Herbstzurück. Wie lange hats gedauert, bis die berühmte Kollektiv-
note der Großmächte fertig wurde? Achtzehn Tage. Am zwei-
undzwanzigsten September kam die erste Anregung aus Paris;
am zehnten Oktoberabend kann der Erste Dragoman der Oester-
reichischen Botschaft den Herren der Hohen Pforte die Note über-
reichen. England hat sie verzögert. UndvondenBalkanregenten,
die sie kommen sahen, täglich, von Amtes wegen und aus der
Zeitung, von ihremInhalt und dessen Anpassung an die empfind-
lichenNerven des kranken Mannes hörten, hat nicht einer je vor
ihr gebebt. Alle haben hastig weitergerüstet; und dieDrohung der
Großmächte, dem Sieger keine territoriale Ausdehnung zu ge-
statten, getrost belächelt. Weil sie wußten: Mit uns ist Britania.
Und wider Britaniens Willen? Keiner. Was in Saint Ja-
mes's Palace geschieht, ist nicht viel wichtiger als ein Gassenspiel
verlarvter Knaben, die mit Flitterstern und Goldpapiermond ein
Kreuzzugsspektakel aufführen. Sobald die Großmächte wollen,
zerflattert der Spuk. Den Fünfen, die in dem britischen Königs-
schloß bei britischem Roastbeef und Claret verhandeln, fehlt jede
Lust, die Waffen noch einmal aufzunehmen; fehlt besonders das
Geld. Die Signatarmächte des Berliner Vertrages konnten noch
vor der Weihnacht den Friedensschluß gebieten; über Makedo-
nien undThrakien,denSandschak und den Epirus, Albanien und

Thessalien, die großen und die kleinen Inseln nach Willkür verfü«
gen; brauchten dem Wunsch derVölker inderDowningstreet nicht
behutsamer nachzufragen als fünf Lustrenzuvor in derWilhelm-
straße. Doch diesmal istsihnen nicht eilig:nichtnur,weildenPrä«
sidenten keine Sehnsucht auf die kissingerSaline lockt.Diesmalmutz
, es langsam gehen, damit Oesterreich-Ungarn fühlen lerne, was es
im alten Bund (der es zwingt, jeden Balkangewinn mit Italien
zu kompcnsiren) einbüßen, was im neuen erlangen kann. Und
damit der Erdkreis die Schiedsrichtergewalt Englands ermesse
und in Ehrfurcht den Dank zolle, der diesem peacemsker ziemt.
Einem Friedensstifter, ders so leicht hat wie niemals noch einer.
Denn seinen Zauberkreis trachtet kein Starker zu sprengen oder in
Zacken zu schlitzen. Und dem Deutschen wird zugemuthet, Loblieder
zu singen, weil seine Geschäftsführer bescheiden in diesen Kreis
getreten sind. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt...
Unsere Klage hielte denToddereuropäischenTürkeiund das
Wachsthum der Slavenmacht nicht mehr auf. Aber wir haben
5 fünfundsechzig Millionen Menschen, zahlen für unsere Wehr in
diesem Iahr mindestens anderthalb Milliarden, sind Oesterreichs
noch sicher und dürften in höheren Rang streben, als eines Sa-
tellitenist.Nur in Asien kann, ohne die Last, die Kosten, denZwang
zu Lug und Trug, die der Rest des Europäerbesitzes ihr aufbürdet,
die Türkei genesen und der Vormundschaft wieder ledig werden.
Dort ist ihr alter Kraftquell, ihr ergiebigsterMenschenschacht,ihre
größte und sicherste Einkunft, ihr Land an Umfang fast der Hälfte
Europas gleich. Dieses Reich könnten wir ihr garantiren; gegen
jede Einbruchsgefahr. Dann würde sie MWuiHfaUg und wäre
MAtt'Nicht von? Verlust desKhalifatesbedroht. DenBalkanden
Balkanstaaten. Starken, satten, die von Rußland nichts zu hoffen,
zu erbetteln haben und ihm drum nicht dienstbar bleiben werden.
Freundliche Achtung und von Knickerangst freie Begünstigung
ihrerWirthschaft muß ihnen erweisen, daß sich mit denDeutschen
gut hausen läßt. Konstantinopel?Gern;darüberkönntekein Mos-
kowiter hinweg. Entgelt? Deutscher Volkheit öffnet sich der Weg
bis ins Aegaeische^biV M Schwarze Meer; und Oesterreich«Un-
garn blüht auf. England, Frankreich,Rußland ziehen den Strang
nach der anderen Seite. Und wir sind stolz darauf, daß wir mit-
zerren dürfen. Noch fehlt der Eine: der still wollen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur- Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag S Garleb G.m. bH, in Berlin.

Berlin, den 11. Januar 1913.
Wintermond.
Lustration.
Alfred Graf von Schliefen, der fünfzehn Iahre lang Chef des
v Großen Generalstabes war, ist gestorben. Ihm sind nicht so
viele Kränze gewunden worden wie (von nicht immer sauberer
Hand) dem anderenAlfred,der ihm ins Dunkel voranschritt.Der
Achtzigjährige war dennoch des Lorbers würdiger. Generaloberst
mitFeldmarschallsrang, Generaladjutant des Kaisers, Mitglied
des preußischen Herrenhauses. Ein Offizier, der den größten Theil
seiner Dienstzeit auf wichtigen General stabsposten verlebt,stets al-
so für besonders tüchtig gegolten hat. Als Nachfolger Waldersees
wurde er vonManchen laut gerühmt, von Manchen leis getadelt.
Sein Wissen und Können war unbestritten; aber die moltkische
Denkpräzision, hieß es, fehle ihm und feine Kritik lange allzugern
über den Gegenstand hinaus. In den vonihm vorbereiteten Ma-
növern seien schöne Bilder zu sehen, für den Krieg nützliche Er-
fahrungen aber nicht oft zu sammeln.Die Rede, die Schlieffen im
Herbst 1905 vor der Enthüllung des dem Marschall Moltke von
dem in seiner Schule erwachsenen Heer gestifteten Denkmal hielt,
unterschied sich, in Inhalt und Ton, sehr angenehm von Allem,
was wir bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt waren. Kein Pa-
radepathos, keine kindischeUeberlreibung:ein vonzärtlicher, doch
nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim.
„Die Worte .selbst' und ,ich' kannte dieser hohe Geist nicht." Die

RedesolldemAllerhöchstenKriegsherrnso wenig gefallen haben,
daß er dem Generalstabschef den für ihn mitgebrachten Orden nicht
gab. Drei Monate danach war Graf Schlieffen im Ruhestand.
Noch rüstig; was sein trockener Greisenwitz anbot, schmeckte fogar
den jüngsten Dachsen. (Als er zum Urtheil über einen im Rang
ungefähr gleichen Kameraden aufgefordert worden war, sprach
er, nach kurzerBedächtnißpause: „Halb Türke, halb Iournalist".)
Vor vier Iahren kam er ins internationale Gerede. Auf einem
Heft der Zeitschrift -Deutsche Revue" war zu lesen: „DiesesHeft
enthält den Artikel ‚Der Krieg in der Gegenwart', welchen der
Deutsche Kaiser beim Neujahrsempfang der Kommandirenden
Generale vorlas, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß diedarin
niedergelegten Gedanken sich mit seinen Ansichten decken." Die-
sen Artikel hatte Schlieffen geschrieben. Was stand darin?
Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die
Heere Deutschlands und Frankreichs an Kopfzahl, an Wucht und
Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht.
Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider
Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung
kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mäch«
ten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In West
und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Iapanische und Ochotskische
Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell
zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver;
das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben,
braunen, schwarzenMenschen(derjaschwererals einweißeraußer
Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen
auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung
der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein
Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei
Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in
einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im
mandschurischen Krieg eine Iapanerbrigade in noch kürzerer Zeit
90 Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn An-
greifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Ueberlegen-
heit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger
Aenderung der Taktik genöthigt. Die Infanterie vermag nur noch
unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Haupt-

sorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen
das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell
versucht sies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert
sich. Armeen, wie sie 1866und 1870ins Feld rückten, würden heute
einen viermal größeren Raum einnehmen. Bei Königgraetz fochten
220000, bei Gravelotte 186000Mann. Ietzt würde Deutschland
4750000, Frankreich gar 5500000 Mann für den Krieg bereit
haben. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier.
Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Iahren in Reihe und Glied
zurückkehrt, hat die alte Taktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht
und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister
einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine
MillionMann: beträchtlich größer wird dasFeldheerauch heute
kaum sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit der
Zahl noch die der Waffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen
fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt
werden. Auf demRiesenschlachtfeld ist wenigzusehen. Das Fuß-
volk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere
eilt. DerFeldherristunsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreib-
tisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken,
Automobile undMotorräder den Führern feine Befehle und em-
pfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fessel-
ballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe
ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und
die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die
Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern
als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes be-
trug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen
Kriegnur2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la-Tour
hat mehrMenschenleben hingerafft als die vierzehn Tage beiMuk-
den. Die Gefahr langer Feldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen.
Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und
würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen
will,von schwer heilbarem Siechthum heimgesucht.Deshalb müssen
die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzu-
greifen, die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den
Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden
und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in

der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in demunvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Erkundungdienst befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein. Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ostgrenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unwiderstehlicher Durchschlagskraft geschaffen. NeuerWettstreit; dem auch die anderen Mächte nicht müßig zuschauen durften. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die Region ewigen Schnees befestigt und mitGarnison belegt. Rußland schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischenWestgrenze erleichtert. Auch gegen Oesterreich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt, seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander ver« barrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, ist seit dem Streit um Bosnien geschlossen. .

«Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat,sobildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik. Der gewaltige Aufschwung seinerIndustrie und seinesHan-

dels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind ein-
gebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt
sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und
herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte ver-
schärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben
bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die
ererbte Antipathie des Slaven gegen den Germanen, die über-
lieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebe-
dürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wirft sich jetzt
auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten
schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen ver-
hindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die
Alpen in die fruchtbaren Gefilde derLombardei herabstiegen, noch
nicht für vollendet. Es will sie weder an den Südhängen des Ge-
birges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es
ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten
sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aber das eifrige
Bemühen ist doch vorhanden, alle diese Mächte zum gemeinschaft,
lichenAngriff gegendieMitte zusammenzuführen. Imgegebenen
Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen
werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die
Königsau, denNiemen, denBug und sogar über denIsonzo und
dieTirolerAlpen vernichtend hereinströmen. Die Gefahr erscheint
riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertritt.
England kann den deutschen Handel nicht vernichten, ohne
den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil
verlangt, feinen verabscheuten Konkurrenten, deraber gleichzeitig
sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündete
Landung in einem jütischen Hafen ausführt, wird es Telegramme
aus Afrika, Indien, Ostasien und Amerika abwarten. Wenn es
die Welt inBrand steckt, hat esBesseres zu thun, alsscineArmee
nach dem bismärckischenRezept inSchleswig arreliren zu lassen.
Rußland hat im Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Ver-
lockungen seines Verbündeten zueinemAngriffwiderstanden. Ob
ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen
gelernt hat, dieserAngriff verlockender erscheint, mußsürzweifel,
haft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt
g ewordenenRache nurinGesellschaftguterFreunde vorzunehmen

Alle fühlenBedenken vor den ungeheuren Kosten, den möglichen
großen Verlusten, wie vor dem rothen Gespenst, das im Hinter-
grund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und
Niedrig, Reich und Arm als gleichwerthiges Kanonenfutter ver-
wenden will, hat die Kampfeswuth gemildert. Diefüruneinnehm-
bar erachteten Festungen, hinter denen man sich warm und sicher
fühlt, lassen es minder verlockend erscheinen, herauszustürmenund
die Vrust im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geschütz-
gießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme härten,
haben mehr freundliche Gesichter und liebenswürdiges Entgegen,
kommen hervorgebracht, als alle Friedenskongresse zu schaffen
vermochten. Ieder trägt eben so sehr Bedenken, den zahlreichen,
wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er sich scheut, das ei-
gene Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich
mühsam geschaffen hat, von dem er aber nicht recht weiß, ob
er es auch zu handhaben verstehen wird. And wenn nun auch
alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der
Entschluß gereift ist, der gewaltige Vormarsch von allen Sei-
ten angetreten werden soll, muß sich die bange Frage: ‚Werden
auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Ver-
bündetenzurrechtenZeiteinstellen, werdeich nicht allein und ver-
lassen dem Keulenschlage des Uebermächtigen ausgesetzt sein?'
in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. DieseZweifel
zwingen, stillzustehen,abzuwarten, dieRachezu verschieben. ‚Die
Koalition ist fertig', wird von jenseits des Kanals herübergerufen.
Daßsiezu kriegerischen Thaten übergehen wird, isttrotzdem durch-
aus zweifelhaftund auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stell-
ungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind
so günstig, daß sie allein durch ihrVorhandensein eine beständige
Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaft-
kampf und die Geschäftsreisen erschütterte deutsche Nervensystem
wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nach-
zugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach
dem anderen aus den Händen zu lassen.

Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild
plötzlich verschoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkan-
halbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite
gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung,

kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Iedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hierund dort zugeben. Trotzder so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark."

Das schrieb, im Dezember 1908, ein Mann, der fünfzehn Iahre lang Chef des Großen Generalstabes gewesen war. Zwei Monate nach derAnnexionBosniens und derHerzegowina. Das wurde, als Ausdruck kaiserlicher Erdanschauung, veröffentlicht. Das Meisterstück unserer Feinde, hörten wir, war, daß ihnen gelang, Oesterreich-Ungarn und Deutschland -einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen; sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß dieFront nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Oesterreich verlangt von seinem VerbündetenUnterstützung, kann ihm selbst aber eine solche nicht gewähren." 1908. Siehts heute um uns nicht viel ärger aus?

Langsamer, als Manche gehofft, doch schneller, als Viele gefürchtet hatten, schrumpft in Europa die Schaar, die bereit schien, an der Schwelle des vonWahrsagermund verrufenenIahres 1913 von Oesterreich«Ungarn eine Lustration zu fordern: weithin sichtbare Sühnung des in fünfjähriger Balkanarbeit erwirkten Aergernisses. Die Nebel sinken, der Hetzruf verhallt; und wenn in der vierten Woche des neuen Iahres der erste Gedenktag wiederkehrt, wird kaum irgendwo noch eine beträchtliche Zahl Ernsthafter heischen, auf dem Ballhausplatz solle, wie einst auf dem altrömischen Marsfeld, ein Stier, ein Schaf und ein Schwein geschlachtet und mit dem Blut dieser Opferthiere die unter sechzig Monden entstandene Sündenkruste aufgeweicht und vom Leib des Staates gewaschen werden. Schon dürfenBriten laut an das von Salisbury auf dem Berliner Kongreß gesprochene Wort erinnern, das der wienerRegirung nachrühmte,sie habe nie und nirgends denIn-

teressen anderer Mächte sich entgegenzustemmen versucht. Schon deuten dort Stimmen, die freilich noch schüchtern klingen, an, daß solche Geschäftsstörung in den austrischem Einfluß offenen Ländern auch seit1908nichtzu verzeichnengewesen sei. Vernunft fängt wieder an zu sprechen. Suovetaurilien werden nicht mehr verlangt- Der erste Gedenktag fällt nicht, wie flüchtiger, nur der Verkündung der Annexion sich noch erinnernder Sinn wähnt, in den Herbst; dersiebenundzwanzigsteIanuarmorgenbringtihn. Alois LexaFreiherrvonAehrenthalsprichtimAusschußderUngarischen Delegation. Ahnt er,daß dieuralteSehnsuchtnacheinemBalkanbund, die vor Stephan Duschan lebte und unter der Türkenherrschaft nie starb, in neuem Kleid wieder ans Licht trachtet? Den Balkanländern, sagter,nahteine Aerabedeutsamer Entwickelung; und da auch Oesterreich»Ungarn durch feine Rechte auf Bosnien zu einer Balkanmacht geworden ist, darf es nicht säumen, sich den aus solcherEntwickelungihmgebührendenNutzen zusichern. Das wird durch die Eintracht mit Rußland, durch den Verzicht auf Landerwerb, durch die Einschränkung in eine vom Berliner Vertrag erlaubte, von jedemAuge nachprüfbare Eisenbahnpolitik erleichtert. Der Bau der Bahnstrecke Uwac- Mitrowitza,derAnschluß der türkischenund griechischenBahnen schafft die große LinieWien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus, die den Produkten Mitteleuropas den kürzesten Weg nachEgyptenundIndienöffnet. Das Programm ist einfach, von erworbenem und erarbeitetemRechtsanspruch gestützt und seinZiel kann in keinem Unbefangenen Verdacht wecken. Die Hälften der Monarchie will es in den Ring eines fruchtbaren Gedankens zusammenschmieden, die Raunzer, die scheel auf die Expansion anderer Großmächte blicken, aus ihrem Winkel zwingen, Oesterreichs und Ungarns Versandgut auf geradem, von ihren eigenen Wächtern gehütetem Schienenstrang ins Aegaeische und ins Mittelländische Meer führen. Dennoch antwortet aus Ost und West ein Sturmgeheul. „Oesterreich will den SandschakNowibazar einstecken, will nach nach Saloniki, hat Rußland geprellt und läßt sich für die Duldung derTürkengräuel in Makedonien mit einem Trinkgeld bezahlen, wie Deutschland mit der Bagdadbahnkonzession." So las mans. Daß hinter dem Plänchen das Deutsche Reich stecke, galt als sicher; und wer den Kalendertag der Enthüllung bedachte, konnte nicht zweifeln, daß

dem berliner Protektor des Sultans Etwas auf den Geburtstags-
tisch gelegt werden sollte. -Der germanische Drang nach Osten
spottet frech jeder Schranke." Serbien, das noch an den Folgen
des Zwistes von1906 (Goluchowski-Pasitsch) leidet und in Wien
einen Gewinn verheißenden Handelsvertrag durchsetzen möchte,
bleibt in leidlicher Ruhe; meldet seine Forderung eines freien
Weges an die albanischeAdriaküste aber schonmitvernehmlicher
Stimme an. Zwar hat Aehrenthal gesagt, er hoffe, daß die neue
Verkehrsmöglichkeit den makedonischen Wilajets lohnende Ar-
beit bescheren und sie dadurch von dem alten Hader erlösen werde.
Doch aus allen Ecken der Südslavenwelt grollt es: -Wer von
Abb ul Hamid Trassirungrechte erbittet, kann natürich für die
Reform Makedoniens nichts Wirksames thun." An diese Reform
erinnert, zwei Tage nach Aehrenthals Ruf zu nützlicher Arbeit,
die Thronrede desBritentonigs Eduard;„ die europäischen Groß-
mächte," heißt es darin, -werden dem unglücklichen Land in Ord-
nung helfen." Alle; nicht mehr Oesterreich und Rußland allein.
Am dritten März legt Sir Edward Grey den Regirungen sein
Programm vor. Am vierundzwanzigsten erklärt eine russische Note
das Sondermandat der östlichen Kaiserreiche für erloschen. Am
achtzehnten April hält Herr Iswolskij in der Reichsduma eine
spitzige Rede, die das Mürzsteger Programm ein -Protokol der
Entsagung" nennt und den Oesterreichs Balkanmacht durch den
Bahnbau zufallendenVortheildick unterstreich!. Am zehnten Iuni
besucht Eduard inReval den Zaren. Aus zweiReformprogram-
men,dem londoner und dem Petersburger,wird eins: das anglo-
russische. Das will der Türkei einen Wandel der makedonischen
Rechtszustände aufnöthigen, den der Islam, ohne sein im Glau-
ben an die eingeboreneUeberlegenheit der Musulmanen wurzeln-
des Leben zu gefährden, der Rajah(der Christenheerde) nicht be-
willigen kann. Am vierundzwanzigsten Iuli bricht die Osmanen-
revolution aus. ImDritten Armeecorps, das in Makedonien steht
und dessenHäupterdenZornüber die demStamm und seinenGlau-
bensgrundmauerndrohendeSchmach nicht längcrzähmen wollen.
Für den winzigen Zeitraum von sechs Monaten ists genug.
Im Ianuar das Bekenntniß zu einem Plan nüchterner Handels-
politik und die ruhige Erwähnung der Thatsachc, daß Oesterreich-
Ungarn seit 1878 zu den Balkannnichten gehört. Im Iuli der

Iungtürkensieg und das Beben in allen Bezirken füdslavischer Erde. Peter Schuwalow hat, vier Iahre nach demBerliner Kongreß, geschrieben: «Ich bin überzeugt, daß von der Hingabe Bosniens und der Herzegowina eines Tages eine Bedrohung des europäischen Friedens ausgehen wird. Von dort her kommt der Funke, der das Pulver entzündet; und im Schein dieser Feuersbrunst muß dann das Slavenproblem gelöst werden." Was als die Schrulle eines griesgrämig Alternden belächelt worden war, soll sich nun als die frühe Ahnung künftiger Wirklichkeit entschleiern? Als Andrassy vom Kongreß heimkam, sprach er vor dem Ohr des Kaisers und Königs: «Ich bringe oen Schlüssel, der uns das Orientthor öffnet." Den darf der Nachfolger nicht verrosten noch sich gar aus der Hand winden lassen. Er darf nicht unthätig warten, bis serbische Wühler, die Bosnien und die Herzegowina ihr Elsaß-Lothringen nennen, die Ruhe der okkupirten Länder noch tiefer gefährden oder bis an deren Bewohner aus Konstantinopel der Ruf ergeht, Vertrauensmänner ins Türkenparlament abzuordnen. «In dreißigjähriger rastloser Arbeit hat unsere Verwaltung die ihr in den beiden Provinzen aufgebürdeten Pflichten erfüllt. Sie hat in diesem für den Frieden so gefährlichen Wetterwinkel Ruhe und Ordnung gesichert, das kulturelle und wirthschaftliche Niveau der Bevölkerung wesentlich gehoben und eine modern denkende Generation herangezogen. Nun ist es Zeit, aus diesen Ergebnissen unserer Arbeit die Konsequenzen zu ziehen, den Bürgern konstitutionelle Einrichtungen zu geben, die ihrem Bedürfniß entsprechen, und ihnen so die Möglichkeit zur Mitwirkung an der administrativenThätigkeitzuschaffen." Diese Worte des Freiherrn vonAehrenthal zeugen heute noch von dem Pflichtgefühl, das ihn handeln hieß. Die Monarchie muß ihre Südostgrenze mit Wall und Graben gegen die Gefahr einer slavischen Irredenta schützen und kann die ihrer Hut Anvertrauten nicht in schmaleres Bürgerrecht pferchen, als die Türkei, in der Midhats Verfassungstatut vom Iahr 1876 wieder gilt, selbst den Christen gewährt. Türkenreichstag: und Bosnien ohne Volksvertretung? Ieder Zweifel muß fliehen. Fünfzehnter September: Aehrenthals Gespräche mit dem MinisterIswolskij im Schloß des Grafen Berchtold. Vierter Oktober: Verkündung der Annexion. Diesmal ist das Sturmgeheul noch schriller als unter dem

Wintermond.
Winterhimmel. Weltgetöse, Börsenpanik, Flüche, Boykottbeschlösse, Kriegsgeschrei. Trotzdem die Türkei nur ins Verlustbuch zu schreiben hat, was sie längstnicht mehrbesaß, und durch Oesterreichs Verzicht auf den Sand schakzurückgewinnt, was ihr verloren schien. Und trotzdem Iswolskij schon am siebenten Oktober im «Temps« erklären läßt, ein Krieg werbe aus dem Streit um Bosnien gewiß nicht entstehen. Doch England fordert einen neuen Orientkongreß und Serbien schreit nach «Kompensationen"; bekennt damit also offiziell, daß es in den nun annektirten Ländern sein Elsaß-Lothringen sah und siebeigünstigerGelegenheitseinem Leib einzugliedern trachtete. Als die beiden Wünsche einander begegnen, zeigt sich freilich, daß zwischen ihrenZielen dieRaumstrecke noch länger ist als zwischen Belgrad und Durazzo. Kronprinz Georg und Herr Pasitsch, der Führer derAltradikalen, haben ihr Leid dem hohen Gönner an die Newa getragen. An die Themse wird Milowanowitsch, der Minister fürAuswärtigeAngelegenheiten, als Werber entsandt. In der Foreign Office verschäumt sein Schmerz in den Seufzer: -Die Annexion begräbt alle Hoffnungen, die wir hegten!" Und aus dem leis lächelnden Munde des Unterstaatssekretärs Sir Charles Hardinge kommt die abkühlende Antwort: «Alle Illusionen; gewiß." Noch riecht es nur nach Strohfeuer. Vor der Explosion, dieSchuwalows umflortes Auge voraussah, braucht Europa fürs Erste nicht zu zittern. Oesterreichs nördlicher Bundesgenosse ist ganz ruhig. Zu ruhig, findet, in beidenKaiserreichen,Mancher. Doch warum sich in Leidenschaft aufregen? Wer die Geschichte ein Bischen kennt, weiß, daß die wiener Politik auf dem Weg ist, den ehrwürdige Tradition, ererbtes und errungenes Recht ihr gewiesen haben. Schon in der Zeit Iosephs und Katharinens waren die Häuser Habsburg und Holstein-Gottorp darüber einig, daß der Westbalkan in Oesterreichs, der Ostbalkan in Rußlands Einflußzone gehöre. Serbiens Volksheld Kara Georg, zwei Menschenalter danach dessen Enkel Nikolaus Petrowitsch, der Herrscher in Montenegro, haben gewünscht, daßhabeburgischeHeere nachBosnien marschiren. Die Balkanformel der Großen Katharina war und blieb Bismarcks. InReichstadt, Budapest,Wien undBerlin sind die beiden Provinzen der austro-ungarischen Monarchie zugesprochen worden. Professor August Fournier erzählt (in seinem

schlichten und wahrhaftigen Buch «Wie wir zu Bosnien kamen"),
am achtzehntenMärz1877seizwischen dem GrafenAndrassy und
dem RussischenBotschafterNowikow vereinbart worden:-ImFaU
einer Umgestaltung der Türkei werden Oesterreich und Rußland
die Bildung eines größeren slavischen Reiches auf dem Boden
der Türkei verhindern und dahin trachten, daß Albanien, Bul-
garien und der Rest vonRumelienunabhängigwerden, Griechen-
land eine Vergrößerung durch Thessalien undEpirus erhalte,Kon-
stantinopel mit seiner Bannmeile als Freie Stadt weiterexistire.
Als Grenze der beiden Einflußsphären ward eine Linie ange-
nommen, die dem Timok aufwärts folgte, dann füdlich an den
Wardar und mit ihm ans Aegaeische Mcer zog, so daß Serbien
dem Einflußbereich Oesterreich-Ungarns zugewiesen wurde, So
ward sie von Nowikow eigenhändig in ein österreichisches Kar-
tenexemplar eingezeichnet, das heute noch im Besitz des Barons
Schwege! ist. "Aus Hohenlohes Notiz über seinGesprächmit dem
Botschafter Saburow geht unzweideutig hervor, daß auch der dritte
Zar Alexander, wie fein Vater, Oesterreichs Recht auf die An-
nexion ohne Einschränkung anerkannt hat. Solche Tatsachen sind
schließlich nicht ausdemBuche der Geschichte zu radiren. Die üble
Laune wird weichen; thront erst wieder die Vernunft, dann ver-
schwebt, unter ihres Blickes heller Schärfe, das Dunstgewölk in
unschädliche Fetzen. Europa liebt, wie andere alte Damen, Ueber-
raschungen nicht; giebt sich, nach dem ersten Schreck, aber drein.
Das scheint auch der Kanzler des Deutschen Reiches zu hof-
fen. Fürst Bülow hat sich jede erdcnklicheNachwirkung des öster-
reichischen Handelns und derdawider anrennendenWuth vors
innereAuge gerückt und für jede etwa nothwendig werdendeAb-
wehrart sich, noch im Oktober, das Einverständniß des Kaisers
gesichert. Spielt zunächst aber den freundlich Neutralen, fastUn-
betheiligten, der zwar derBündnißpflicht nicht entschlüpfen, ihren
Auftrag aber mit dem holden Amt des Friedensstifters vereinen
will. Herr von Marschall, dem mit der absoluten Großherrnmacht
der Ertrag zehnjährigen Mühens zerronnen ist und der fast in-
brünstig warnt, den Rest der Türkenfreundschaft auf Oesterreichs
Spiel zu setzen, erhält den Auftrag, der Hohen Pforte zu melden,
daß Deutschland weder vor der Annexion noch vor der Stunde,
da Fürst Ferdinand in Tirnowo das Vasallenband löste, nach

seinerMeinung befragt worden sei. So stehts, als amtlicheMittheilung des Deutschen Botschafters, im türkischen Reichsanzeiger, der, nur um diese Kunde schnell zu verbreiten, in einer Extraausgabe erscheint. Mancher (ich war darunter) sieht in dem seltsamen Entschuldigungversuch ein in Seidenpapier gewickeltes Desaveu,das den Gen ossen just an dem Tag trifft, da er zum ersten Mal wieder aus dem dumpfen Dickicht neidischer Stämme und Stämmchen ins Licht schreitet und zu kraftvollem Wirken ins Internationale den Willen strafft. Herr von Holstein, einst Marschalls Mentor, peitscht mit zuckenden Fingern die Stuhllehnen und sucht in sich zu ergründen, wer seinen lieben Bülow weich gemacht haben könne. Auch die erste Rede des Kanzlers (vom siebenten Dezember) behagt ihm noch nicht. Er sprüht Greisenfeuer, als in einer offiziösen Zeitung eine Bußpredigt und zuchtmeisterliche Exhortation anOesterreich«Ungarn gerichtet wird.undfängt zu fürchten an, das Deutsche Reich werde auf das Glatteis des Kongreßvorschlages treten. „Ein wahres Glück", schreibt er mir, „ist, daß Frankreich im Orient jetzt ganz offen seine eigene Politik, die des Türkengläubigers, macht; es vermittelt zwischen Türken und Bulgaren, um den Kongreß, dessen Kosten die Türkei, eben so wie 1878, tragen würde, unnöthig zu machen. Auch die Veröffentlichung des londoner Programmes kam wohl von französischer Seite. Die Wirkung war wenigstens die von Frankreich gewünschte. Die Türken, die bis dahin, unter englischer Anleitung, nach dem Kongreß geschrien hatten, wurden mit einem Mal still und verhandeln jetzt direkt mit Oesterreich und Bulgarien. Das werden Rußland und England sich auch ohne Mucks gefallen lassen; denn Beide brauchen Frankreich: England wegenDeutschlands und Rußland wegen des Mammons... .Wenn jeder ungezogene Balg nur zu schreien braucht, um zu bekommen, was er sich wünscht, dann wird es um die Ruhe Europas bald geschehen sein; wenigstens um dieRuhe des Kontinents.... SeitAlgesiras ist der Bluff ja ein Mittel diplomatischer Aktion geworden. Ich glaube, daß Iswolskij bald mit seinem letzten Hauptbluff: .Kongreß oder Weltbrand!' einfetzen wird, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, irgendwelche Leute einschüchtern zu können. "Daß zu ihnen der Kanzler (der inzwischenHolsteins Freund Kiderlen, alsBalkanspezialisten.zumGehilfen erwählt hatte)gehören werde,

hielt auch dieser Mißtrauische für unmöglich. Nur der strategische
Aufmarsch hatte ihm nicht gefallen. Ietzt war er zufrieden.
Fürst Bülow hat die Partie gut gespielt; besser als je eine
andere. Dieses schwerste Iahr seines Amtslebens ward an Er-
folg ihm das reichste. Er ist auf Marschalls Berichte über den neuen
LenzosmanischerMachtangewiesen,an denunverjährbarenAus-
druck kaiserlich er Impulse gebunden und muß mit der Stimmung
der vom Nimbus der Iungen Türkei Geblendeten rechnen. Seit
er in Berlin ist, hat das Gewicht der deutschen Interessen im na-
hen Osten sich erhöht und er möchte sie nicht gefährden. Noch trübt
der zwischen Tanger und Algesiras gesammelte Unmuth den na-
türlichenFrohsinn derNation und die Erörterung desim «Daily
Telegraph" veröffentlichten Artikels kann keineSlirn entrunzeln.
Das Verhältniß zu England ist heikel, das zu Rußland feit Re-
val von Frosthauch gestreift, die Absicht auf Isolirung Deutsch-
lands von West her noch fühlbar, ein glimpflicher Abschluß des
Marokkohandels unter ungünstigem Planetenaspekt nicht leicht
zu erlangen. Ueber dem Stillen Ozean liegt ein Minimum. Und
auf die mediko«politischeFrage(die Bismarck sich zu stellen pflegte),
wo das nächste Geschwür Europas reifen werde, würde von allen
Seiten geantwortet: «An der Nordseeküste. " Hindernisse rings«
um und manche gestern noch felsenfeste Mauer unterspült. Der
vierte Kanzler war nicht von schöpferischer Geniekraft bedient; hat
1908 aberdasSpielnach berühmten Meisterregeln feinem beson-
deren Zweck angepaßt und trotz allen Störungversuchen mit küh-
lem Kopf und sicherem Tastsinn durchgehalten. Sein besonderer
Zweck war nicht und durfte nicht sein, dem Bundesgenossen aus
unbequemem Gedräng zu helfen (der Nachbar war zur Abwehr
des Dranges allein stark genug und Aehrenthal seiner mit tapfe-
rem Ernst bis ins Kleinste und Größte durchdachten Sache so
sicher, daß er mit leisem, ganz lciscm Bedauern manchmal den «avis
amical« des Grafen Pourtales erwähnte, von dem die Lysis des
Orientleidens datirt worden ist; er hätte lieber allein, ohne so laute
Hilfe, gesiegt). Das Strebensziel des Deutschen Kanzlers mußte
sein, die Gesammtstellung der beiden Centralmächte vorAllerAu-
gen zu stärken und inRechtsgrund undRüstung des Gegners solche
Lückensichtbar werden zulassen, daß auch ohne die äußerste Kraft-
probe dem zur Einkreisung Willigen der Glaube an seine Allmacht
oder auch nur gewisse Ilebermacht zerbröckelte.

Die Mattheit der ersten Züge soll Vertrauen werben; den
Verdacht blinder Befangenheit wegscheuchen. Vielleicht auch die
Landsmannschaft sacht erst in die Vorstellung eingewöhnen, daß
in gewandelter Zeit eine Orientfrage die Hingabe pommerscher
Grenadierknochen fordern und heiligen kann. Der Ausschuß für
Einheit und Fortschritt hört: Wir wußten nichts von dem Plan,
sind also für die Ausführung nicht verantwortlich; und erhältLob-
spräche in Schwaden (die er leichtverdaut). Der furchtlose Wächter
in Kaunitzens Haus: Daß wir nicht früher alsRußland denPlan
keimen sahen, uns ihm deshalb nicht vor seiner Reife zu verloben
brauchten, danken wir Euch. Alle Staatskanzleien erfahren, schon
acht Tage nach der Annexion, daß auch Deutschland den bosni-
schenStreitnicht vor denRichtstuhl einesKongresses tragen werde.
Und an dem selben dreizehnten Oktobertag bringt der Deutsche
Botschafter das Gelöbniß «unerschütterlicher Treue" von einem
zum anderen Kaiser und König. (Dieser Schritt bleibt einstweilen
dem Blick Europas verborgen. Warum ihn zu früh plakatiren?
Wenn die Gegenpartei sich vorgewagt hat, wirkts um so mehr.)
Der russische Minister nimmt aus der Wilhelmstraße fast twp äe
fleurg, aber nichts Nahrhaftes mit; und hat, durch Guirlanden
vertraulich gemacht, das Gefäß seines Grolles vor einem listig bis
auf den Grund blickenden Auge ausgeschüttet. Nie eine plumpe
Drohung, die dem Bedrohten denRückzug erschweren müßte.Viele
meinen, Deutschland sei nur mit halbem Herzen in Oesterreichs
Lager und werde, wenn die Stunde zur Entscheidung ruft, den
Wortlaut des Bündnißvertrages noch einmal sorglich unter die
Lupe nehmen. Der Kanzler hat ja gesagt:-Bei diesem Spiel müssen
wir anderen Mächten die Vorhand lassen. "Dann, als drüben die
Interessen schon auseinandersplittern und ruchbarwird, daß von
zwei Großmächten eine nicht mehr ins Feuer will, die zweite noch
nicht wieder hinein kann,schlägtdemOhreineswachsamenHirnes
dieUhr. GrafPourtales giebtHerrnIswolskij den «freundlichen
Rath", die Thatsache der Annexion anzuerkennen; der Russe
schminkt sich schnell um. UndsechsTage danach verliest der Kanzler
im Reichstag Instruktionen aus dem Oktober und warnt vorneuer
-Ermuthigung serbischer Aspirationen". Die Registratur sagt:
1909. Doch der Aktendeckel umspannt nur die duftlose Haut; die,
Frucht war ein Herbstkind des Vorjahres gewesen.

Mit einem Bahnbauprogramm fing der Handel an; wird er
mit einem enden? Uwac-Mitrowitza,Donau-Adria: Indemvon
Moustier über die wirksamsteBehandlung des „ krankenMannes"
befragten Aerztekonzil empfahl Beust, den christlichen Balkan-
völkern Autonomie zu gewähren (-I^ewblis8ement ci'un 8eIfMvern-
ment limite par un lien cie vassalite": Albaniens nächste Zukunft);
Europa folle die Türkei erhalten, aber auch kontroliren und dem
Zarenreich, dem dafür ja das Schwarze Meer geöffnet werden
könne, das Borrecht zum Slavenapostolat entreißen. Der Vor-
schlag war, für die Zeit, die ihn entband, gar nicht dumm; und
der ganze Beust wäre, mit all seinen Mängeln und Flecken, in
dem Gewimmel von heute immerhin noch eine stattliche Gestalt.
Die Nebel sinken; undVernunftfängtwiederzusprechenan. Viel-
leicht räth sie morgen, einen Stier, ein Schaf und ein Schwein auf
demAltarOesterreich-Ungarnszuopfern. Nicht, ummitdemBlut
Sündenschuld abzuwaschen, sondern zur Weihe ernsthaft erneuten
Bekenntnisses zu der Pflicht, die jede Gemeinschaft von ihren Glie-
dern fordern muß und an deren gehäuften Ertrag, auf seine beson-
dere Weise, Napoleon dachte, als er vor der Habsburgergruft in
der Kapuzinerkirche sprach: „Macht! Alles Andere ist eitel."
„Vanitätum vamias, - Kor8 Ig, torce!" Graf Schlieffen hätte
dem Kondottierewort zugestimmt. Dennoch hat der Gelehrte im
Soldatenrock die Botschaft vom Zwang zu deutscher Resignation
in die Welt geschickt; und der Kriegsherr hat sie gebilligt und den
Männern vorgelesen, die Deutschlands Heer gegen den Feind
führen sollen. Trotzdem von einer durch den Wirthschaftkampf
bewirkten Nervenerschütterung nichts zu spüren und aus jedem
Buch der Geschichte leicht zu lernen war, daß auch in Zeilen här-
tester Noth das deutsche Volk sich durch Drohung nicht einschüch-
tern ließ. Und trotzdem wir das Vorrücken der Gegner in die nun
uns so lästigen Stellungen stets.von einer zur anderenEtape, mit
Freudenfeuer und Preisliedern auf die Herrlichkeit berlinischer
Staatskunstbegrüßthatten.NeunIahrc ists her,seit ich,nachdem
Abschluß des franko» britischen Vertrages über Egypten und Ma-
rokko, hier schrieb: -Wir sind auch jetzt allein stark genug,um als
saturirterStaatruhigfortzuleben.SonannteBismarckseinReich,
um den Verdacht wcgzuscheuchen, das neue Deutschland habe
wildeErobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive

Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer
Zeit derFusionenund Syndikate. Wirkonntens nicht, so lange das
franko-russische Bündniß uns hemmte, und werden es künftig noch
weniger können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen
antideutschen Trust erweitert werden. Das ist derZweckdes franko-
britischen Vertrages. Er soll Rußland zumBeitritt nöthigen. Bri-
tanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Ruß-
land für fünfzig, vielleicht für hundert Iahre über die asiatischen
Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben
gemeinsam das dringende (politische und wirtschaftliche) Inter-
esse, das Deutsche Reich zu schwächen, und möchten sich deshalb
gegen dieses Reich syndiziren." Damals hieß es: «DieSchwarz-
seher verbannt! "Wir haben zwei großmächtige Verbündete, rings-
um nur zärtlicheFreunde und sreieWahl unter mancherleiKom»
binationen;wer vor der Gefahr der Vereinsamung warnte, wurde
einem im dunklen Wald plärrenden Kinde verglichen. Erst im
Winter 1908, als Schlieffen unsere Situation schwärzer sah als
je irgendein Anderer (und doch nicht verbannt, sondern gekränzt
wurde), so schwarz, daß er empfahl, «sich den Zumuthungen zu
fügen", hat Fürst Bülow die Gefahr erkannt und contre vent et
maree, gegen Marschall und Mächtigere durchgedrückt, was ihm
nöthig schien. (Daß dieses Verdienst jetzt dem Saldokonto Kider-
lens, der damals nur Werkzeug war, zugeschrieben wird, mag dem
Herrn der Villa Malta zeigen, welcherTroß ihn im Norden um-
wedelte.) Siehts heute um uns nicht viel ärger aus? Mit dem
Türkentrumpf ist in Europa kein Stich mehr zumachen; für Eng-
lands Orientnimbus Kirkkilisse fast noch nützlicher geworden als
einst Trafalgar; die Nothwendigkeit, auf gesonderten Kriegsschau-
plätzen zu kämpfen,denCentralmächten von härteremZwang ge-
boten als anno 1909; Oesterreich imDrang zwischen Staaten, die
sämmtlich auf seineKostenwachsenkönnten undmöchten(Italien:
östlich von derOtrantostraße; Serbien: aufbosnischemund alba-
nischem Boden;Rumänien: im Banat, in Transsylvanienund der
Bukowina); und in Habsburgs Königreichen und Ländern das
dumpfe Gefühl, daß wir zwar der Bündnißpflicht wohl genügt,
doch nicht die ganze Kraft für den Entschluß eingesetzt hätten, der
auch dem nach zwei unglücklichen Kriegen ein Bischen scheu ge-
wordenen Oesterreicher den Muth gab, die Entstehung eines groß-

slavischen, vonRußland abhängigen Staatsgebildes zu hindern.
"Müssen wir drum demRath Schlieffens gehorchen? Dann wäre
eine Sühnungfeier dem Wilhelmsfest vorzuziehen. Der ernste,
tüchtige Militärtheoretiker hatte<in dem düsteren Tag aber, da er
Nachgiebigkeit empfahl, vergessen, daß Deutschlands Bolk nutz-
loseHändel meiden, doch nothwendigem Krieg nie ausbiegen will.
Theobalds Park.
Indem ich dieses Titelwort niederschreibe, denke ich nicht an
Cheshunt und den Landsitz Williams Cecil, sondern an die Ge-
hilfenschaft des allen Burleighs höchst unähnlichen Kanzlers im
Deutschen Reich. Herr von Bethmann, dem für Diners und Be-
erdigungen, Iagden und Hofspektakel noch in den Tagen nahen
Erdbebens Muße bleibt, also nicht nur das Olympierbewußtsein
zu neiden ist, hat auf dem stuttgarter Pragfriedhof eine peinvolle
Stunde erlebt. Von der Lippe des Oberhofpredigers, der an
Kiderlens Gruft sprach, vernahm der als Dragoner Gekleidete,
Deutschlands ruhige Zuversicht auf ein glückliches Iahr fei dem
Umstand zu danken gewesen, «daß der Kaiser die Steuerung des
Staatsschiffes in die starken Hände eines so erfahrenen und scharf-
sichtigen Steuermannes gelegt habe, wie es der Verstorbene war."
Am offenen Grab, im Talar, Urtheile über den Ertrag der Politik
von gestern zu fällen und deren Gegnern über den Mund zu fahren,
gehört nicht zu den Vorrechten des Geistlichen; zu denPflichten,
die Persönlichkeit des Einzusegnenden richtig erkennen zu lernen,
also nicht in den Irrthum derBehauptung abzugleiten, einMann,
der sich längere Ferien gemacht hat als vor ihm Einer auf feinem
Platz und der felbst zu sagen pflegte, daß er sich mit Alkohol und
Nikotin munter den Lebensbankerot bereite, habe -dem Vater-
landAlles, auch seine Gesundheit, geopfert". Wie aber magHerrn
von Bethmann ums Herz geworden sein, als die Steuermanns-
mär sein Ohr traf? Er ist Kanzler aus Züchtung des inneren
Dienstes; doch fürs Internationale allein verantwortlich. Allein
zur «Steuerung" berufen; gerade im Auswärtigen Amt ist der
StaatssekretärnurderErsteinderReihederVortragendenRäthe.
Heer und Marine, Verwaltung und Iustiz, Finanz- und Sozial-
politik überwacht derKanzlermitderBefugniß des Generaldirek-
tors; das Auswärtige ist sein Ressort. (Sein einziges, seit vom
preußischen Ministerpräsidium nur noch die Fassade steht und

Fn'tzensStaatjedegroßeAufgabefürchtetwieeinverbrühterTopf-
gucker den Suppendampf.) Kann er hier nichts vollbringen, dann
ist er untauglich für seinen Posten. Zweiundvierzig Monate hat
Herr von Bethmann im Amt versessen: und muß nun in hundert
Zeitungen lesen und auf dem Friedhof, vor Bundesrathsmitglie-
dern, hören, der Reichssteuermann sei gestorben. Vielleicht be-
schlich ihn in dieser Stunde der Gedanke, die Nachfolge Kiderlens
einem Mann anzutragen, der im Konsulardienst, zwischen Ianina
und "Yokohama, recht brauchbar wäre, schon auf den Platz des Un-
terstaatssekretärs (den die Konkurrenzfirma den Hardinge und Ni-
colson vorbehält) aber nicht paßt und dem, auch nach neuer Erhöh-
ung, nie eigenwilligesSteuerkommandozugetrautwürde. Daraus
ist nichts geworden. Herr Gottlieb von Iagow ward gekürt. (Theo-
bald und Gottlieb: wie liebliches Kirchengeläute klingts, nicht wie
Schwertgeklirr und Wogenprall.) Kaum mehr alssechzehnIahre
im Reichsdienst; davon fast dreizehnin Rom. Flinker läßtsich das
Rennen nicht machen. Bülow selbst, dems an Beförderung doch
niemals gefehlt hat, mußte dreiundzwanzig Iahre lang, in Wien,
Petersburg, Athen, Paris, Bukarest, Rom, den Kursus durch-
schmarutzen, ehe er auf den höchsten Stuhl des AuswärtigenAmtes
kam; und sein Kanzler durfte von sich sprechen: -I^ourri cians le
serail, j'en connais les cZetours.« Die Vorstellung, einem fürs inter-
nationale Geschäft ganz und gar Unbegabten, der weder die Ge-
schichte noch das Personal der Diplomatie kennt, Gehilfe sein zu
sollen, mag die nach Harmonien sehnfüchtige Seele des Herrn von
Iagow noch mehr geschreckt haben als seinen schwächlichen Leib
der rauhe Nordlandswinter. Einerlei: er kommt; und sei, da die
Wahl auf drei Schlimmere fallen konnte, willkommen. Der Kanz-
ler? Keiner denkt an ihn. Der selbe Wanstathem, der eben noch
den schwäbischen Unheilsstifter wie einen Heros besang, jodeltnun
dem Kömmling Schmeichellieder. Speiet; vergesset aber nicht, daß
jedem in dieses Amt Gesetzten jetzt schwer Erträgliches zugemuthet
wird: einem nicht Sachverständigen untergeben zu sein.
Fühlt er sich untergeben und macht sich nicht, wie Kiderlen,
einen Spaß daraus, den Ahnunglosen je nach der Laune hin und
her zu schieben, dann muß seines ersten Vortrages Ziel sein, den
Blick desVorgesetztenendlich zuklaren. «WerPolitik treiben will,
hatzunächst die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Noth-
wendige zu errechnen; darf auch ungewöhnliche, dem Pedanten

drum widrige Mittel, wenn die Stunde sie heischt, nicht meiden.
Was ist nothwendig? Erstens: daß wir ohne sichtbaren Verlust aus dem Orienthandel heimkehren. Eure Excellenz täuscht sich gewiss nicht über die Thatsache, daß die günstigste aller Konjunkturen verpaßt worden ist. Rußland nicht fertig, Frankreich von Gläubigersorge gehemmt und noch ohne zuverlässiges Pulver, Oesterreich sür die eigene Sache erhitzt und Italien durch den Adriakonflikt von den slavischenBrüdern für eine Weile geschieden: da warmit unserer Macht Großes zu erlangen. Vorbei. Der bisher schlechte Abschluß kamaus dem Irrwahn, daß mit aller deutschen Kraft der Friede geschütztwerden müsse. Derwaraber nie ernstlich bedroht: denn alle anderenMächte hatten,rebus sie stantibus,den vomInter« esse eingeflüstertenWunsch,ihnzu erhalten, und fürchteten,daß wir, Deutschland und Oesterreich,ihn stören würden.Wir brauchten weder zuschwitzennochdasSpielderGegenparteizu erleichtern. Der Glaube.unseröstlicherNachrichtendienstseiunzulänglichgewesen, ist nicht so schädlich wie der,unsere Centrale habe ihre Kenntniß verborgen. Wer sich nachsagt, er habe imHerbst oder schon im Somm er gar den Krieg und den Sieg der Balkanvölker vorausgesehen.zeiht sich selbst des ärgsten Vergehens: denn die Aussprache solcher Wissenschaft hätte der Politik und der Finanz beider Kaiserreiche einen unüberschätzbaren Dienst geleistet. Wir sind aufs falsche Gleis gekommen, dem Orient-Expreß der Triplc-Entente angekuppelt worden und können jetzt nur versuchen, auf dieser Fahrt irgendwas Nützliches in unseren Güterwagen zu lagern. Mein Vorgänger, dessen Stärke die Finte war, hats erkannt und deshalb die Losung ausgegeben, wir seien mit England intim geworden. Ich würde nicht empfehlen, noch einmal auf diese Taste zu drücken. Wenn ich Einem, der mir gestern noch Aergerniß war, geholfen habe, überlasse ich lieber ihm, öffentlich zusagen,daß er mit mir intim ist, und setze mich nicht der Gefahr aus, daß er, wie uns imDezember geschah,dieAnbiederungstumm und kalt hinnimmt.
Ist aber morgen, während die von dem Albdruck des deutsch-türkischen Bundes befreiten Briten ihr egyptisches Geschäft in Ordnungbringen, Greifbares über den Aermelkanalzu holen: «ptime. Diese Frist darf uns nicht wieder verstreichen. Auch die asiatische Türkei nicht, wie die europäische, zur Fata Morgana werden.
Zweite Nothwendigkeit: in Südosteuropa leidlich haltbare Zustände zuschaffen, ohnedaßunsdie (daran nicht interessirten) Gegner

ZU hindern verm ögen. Unseren wiener Freunden müssen wir, da sie sich nicht zur rechten Zeit assekurirt haben, rathen, in der albanischen Sache nicht ängstlich zu knickern und besonders fürMontenegro zu sorgen: bringt Nikita aus dem Krieg nichts Beträchtliches in die Schwarzen Berge, dann kann er oder spätestens sein Danilo einpacken, die Serben beider Königreiche vereinigen sich und drücken mit ihrem Machtgewicht auf alle Serben, Kroaten, Slowenen in Oesterreich undUngarn. Uebermorgen ist auch noch «in Tag; ist der Hetzlärm verhallt und merkt das Habsburgerreich, daß es weder Landgewinn noch irgendwelchen Ersah seiner ungeheuren Mobilisirungskosten eingeheimst hat, dann wird die Freude an dem ertraglosen Bündniß wohl nicht in Hochsommerpracht aufblühen. Deshalb müssen wir trachten, daß es mit allen Ehren und einigen Bortheilsmöglichkeiten aus dem Zwist hervorgehe. Ein Oesterreicher, der in London so nach Profitgelegenheit herumschnuppertc wie jetzt der Rumäne (dem ja nur Kinder zutrauen, er sei von der Donau bis an die Themse gereist, um mit denBulgaren zu verhandeln): dieses Schauspiel wollen wir doch nicht abwarten.Eben so wenig darauf bauen, daß dieLangohren-Heerde, die desReichesOrientpolitikmit dem SekretihrerWonnedrüsen bekleckert, nicht bald aussterben wird. UnserEhrgeiz muß höherlangenals bis aufdenKreuzberggipfeldesWunsches,nach Monaten bitterer Geldverluste dem verehrlichen Publico sagen zu können: ,Gut is gangen, nichts is g'schehn!' So Bescheidenen würde am Ende geantwortet,daß diesesZiel auch ohne denIahresaufwand von anderthalb Milliarden zu erreichen war. Der Kram kann nur ein Plus oder ein Minus bringen: und ein Minus ist schon zu buchen, wenn wir nichts dem Britengewinn halbwegs Gleichwerthiges in unsere Bilanz stellen können. Eure Excellenz ist ja sicherauchnicht entzücktvon demReiz einerLage,dieEuropa am londoner Leitseil, uns im Nachtrab aller Kollektivnoten sehen läßt und vielleicht noch nöthigt, durch die Unterzeichnung eines Garantiescheines für Konstantinopel den Khalifen fest an EnglandsWillen zu binden.Wir werden uns nicht wieder in solchen Engpaß verirren, wenn wir, statt als Nachtwächter dem Bürgerherzen die Wahrung von Feuer und Licht einzuschärfen und bei jedem Waffengeräusch zu schlottern, als Vertreter einer sehr starken Firma uns erinnern, daß in der Zeit einer Wirrniß, ans der sich Neues gebären will, die besten Geschäfte zu machen sind."

it großen Erwartungen beladen, segelte das Schiff in die unbekannten Gewässer des Jahres 1912; die Rückfracht aber, die es zu neuer Fahrt aufnahm, besteht aus einer Ladung Sorgen. DieKriegsgefahr stammt freilich nicht von vorgestern! sie lebt seit der österreichischen Annexion Bosniens und der Herzegowina im Jahr 1909, wuchs nach dem Tag von Agadir und beschattete die zweite Hälfte des Jahres 1912. Die letzten Ausläufer des marokkanischen Abenteuers reichten ins Schaltjahr hinein; und der Krieg zwischen Italien und der Türkei um Tripolis und die Kyrenaika hatte im Herbst 1911 begonnen. Die Erörterung der deutsch-englischen Gefühle wollte nicht enden. Seit den berüchtigten Märzreden des Jahres 1911 schienen die Dinge auf Spitze und Knopf zu stehen. Dreadnought war die Losung. Dann kam der Kriegsminister Lord Haldane mit dem Oelzweig: und Alles schwamm in eitel Wonne. Die pssosmaksr hatten Oberwasser. Nie sei Vritania den deutschen Brüdern gram gewesen und nichts natürlicher als der deutsch-englische Bruderbund. So gings, seit Februar, bis zu der Schlußapotheose: der Verkündung von Englands Intimität mit dem Deutschen Reich. Diese politischen Plänkeleien waren nur Borposten« gefechte. Die Schlacht begann, als am achten Oktober Nikitas Jüngster den ersten Kanonenschuß gegen die türkische Grenzwacht abgefeuert hatte; den ersten Salut für den Balkanbund, der im Verborgenen gezeugt und mit Getöse geboren war. Am achtzehnten Oktober war der Kampf auf allen Seiten entbrannt; in Ouchy war am Tag zuvor der Tripoliskrieg beendet worden. Italien erlangte die Souverainetät über Tripolis und Kyrene für einen Preis von 500 Millionen Lire; dazu kam die Summe, die als Entschädigung an die Türkei zu zahlen ist. Was der Krieg um Osmans Erbe die Welt bis zum Jahresschluß gekostet hat, ist in einer Zahl schwer auszudrücken; schon die Verluste an den Effektenbörsen gehen in die Milliarden. Die Balkanländer, mit Ausnahme der Türkei, halfen sich mit Moratorien. Zu den Geschäftszweigen, die schwer getroffen wurden, gehört der Getreidehandel, In Rumänien häufen sich Riesenstapel von Weizen, die weder verkauft noch verschifft werden können. Was in Braila, Galatz, Konstanza lagert, wird im Werth auf 100 Millionen geschätzt; und das ganze in Getreide steckende Kapital bleibt kaum hinter einer halben Milliarde zurück. Die Unterbindung der Verkehrsadern hat den Handel mit dem Ausland gelähmt. Die Waaren sind totes Kapital; und der Kredit zieht sich ängstlich von den Stätten der Verwesung zurück. So sieht es auf dem Balkan aus; und Oesterreich-Ungarn, der Grenznachbar, hat sein gerüttelt Maß an Verlust bekommen. Durch Insolvenzen, namentlich in der Textilindustrie, durch Entziehung des Kredits und leichtfertige Einstellung der Zahlungen (der Krieg bot einen guten Vorwand) und durch die nervöse Angst vor einem blutigen Austrag des serbischen Handels wurden ungeheure Werthe vernichtet.

1912.
Mars brachte den Tod; Hermes das Leben. Der Weltwirthschaft
war ein neuer Aufschwung beschieden. Die Ernten, die 1911 unter dem
Sonnenbrand gelitten hatten, werden im letzten Jahr einen viel reiche«
ren Segen hinterlassen und der Kaufkraft aufhelfen. Die Ernte im
Deutschen Reich hat an Körnerfrüchten einen Ertrag von rund 28 Mil-
lionen Tonnen (gegen 27^ im besten Erntejahr 1909 und 25«/4 im Jahr
1910). Auch die Kartoffelernte gab mit 50 Millionen Tonnen (gegen
34) ein ungewöhnlich günstiges Resultat. Das Gefammtergebniß der
Weizenernte in den wichtigsten Ländern der ErVe wird auf rund 88
(82), das der Roggenernte auf 42 (34), das der Haferernte auf 59 (49)
Millionen Tonnen geschätzt. Rußland hat mit Roggen und Hafer,
Nordamerika mit Mais den höchsten Ertrag. Die europäische Zucker«
ernte aber, der 1911 ein Leidensjahr war, wird, wie es scheint, das Re-
kordquantum von 84 Millionen Doppelcentner (69) bringen. Für die
iTestaltung der Zahlungbilanz mit dem Ausland ist die Ernte von
größter Bedeutung. Der Mißwachs des Jahres 1911 schädigte Deutsch-
lands Vermögen um 800 Millionen. Der internationale Waarenaus-
tausch zeigt die Länder im vollen Besitz ihrer wirthschaftlichen Lei-
stungfähigkeit. Den ersten Platz behauptet die historische Weltmacht
Englands mit einem Umsatz im Außenhandel von 22345 Millionen
Mark im Werth (für die ersten elf Monate des Jahres) gegen 20220
Millionen im Vorjahr. Dann kommen Deutschland mit 17430 Mil-
lionen (16108) in elf Monaten und die Vereinigten Staaten mit 14221
Millionen (12310) in zehn Monaten. Den größten Fortschritt hat
Nordamerika gemacht; der Ueberschuß der Ausfuhr über den Import
blieb aber nicht ganz auf der Höhe des vorletzten Jahres. Oesterreich-
Ungarn hat, trotz den üblen Erfahrungen mit dem Balkan, die In-
dustrialisirung weiter geführt: die Einfuhr betrug (Januar bis No-
vember) 3157, die Ausfuhr 2387 Millionen Kronen. Die Passivität der
Handelsbilanz hatte also die Summe von 769 Millionen erreicht (ge-
gen 654 im Vorjahr). Wie nach den Verlusten der letzten Monate der
Iahressaldo aussehen wird, ist noch nicht zu sagen. Für den Handel
des Zarenreiches gab die Statistik nur über den Zeitraum von acht
Monaten Auskunft. Der Gesammtwerth stellte sich auf 1512 (1623)
und der Ueberschuß auf 162 (271) Millionen Rubel. Das Resultat ist
schlechter als das Ergebniß von 1911; aber die Industrie kann die
Fülle der Aufträge nicht bewältigen. Der Umsatz im Inland war eben!
so lebhaft wie der internationale Warenverkehr: die deutschen Eisen-
bahnen haben gewaltige Gütermengen vom Platz bewegt und in ihrem
Schienennetz viel Geld eingefangen. Die Rente der Eisenbahnen ist
ein sicherer Faktor für die Bewerthung der Konjunktur. Die Einnah-
men aus dem Gütertransport betrugen (Januar bis November) auf
allen deutschen Linien 1987 (1793) Millionen Mark. Das ist eine pro-
zentuale Zunahme von 8 gegen 7,9 und 8,6 in den Vorjahren,
Für die Schiffahrt war 1912 ein Jahr großer Erfolge, in dessen
Lichtkreis das Ende der Titanic nur einen flüchtigen Schatten warf. Auf

1912.
Mars brachte den Tod; Hermes das Leben. Der Weltwirthschaft
war ein neuer Aufschwung beschieden. Die Ernten, die 1911 unter dem
Sonnenbrand gelitten hatten, werden im letzten Jahr einen viel reiche«
ren Segen hinterlassen und der Kaufkraft aufhelfen. Die Ernte im
Deutschen Reich hat an Körnerfrüchten einen Ertrag von rund 28 Mil-
lionen Tonnen (gegen 27^ im besten Erntejahr 1909 und 25«/4 im Jahr
1910). Auch die Kartoffelernte gab mit 50 Millionen Tonnen (gegen
34) ein ungewöhnlich günstiges Resultat. Das Gefammtergebniß der
Weizenernte in den wichtigsten Ländern der ErVe wird auf rund 88
(82), das der Roggenernte auf 42 (34), das der Haferernte auf 59 (49)
Millionen Tonnen geschätzt. Rußland hat mit Roggen und Hafer,
Nordamerika mit Mais den höchsten Ertrag. Die europäische Zucker«
ernte aber, der 1911 ein Leidensjahr war, wird, wie es scheint, das Re-
kordquantum von 84 Millionen Doppelcentner (69) bringen. Für die
iTestaltung der Zahlungbilanz mit dem Ausland ist die Ernte von
größter Bedeutung. Der Mißwachs des Jahres 1911 schädigte Deutsch-
lands Vermögen um 800 Millionen. Der internationale Waarenaus-
tausch zeigt die Länder im vollen Besitz ihrer wirthschaftlichen Lei-
stungfähigkeit. Den ersten Platz behauptet die historische Weltmacht
Englands mit einem Umsatz im Außenhandel von 22345 Millionen
Mark im Werth (für die ersten elf Monate des Jahres) gegen 20220
Millionen im Vorjahr. Dann kommen Deutschland mit 17430 Mil-
lionen (16108) in elf Monaten und die Vereinigten Staaten mit 14221
Millionen (12310) in zehn Monaten. Den größten Fortschritt hat
Nordamerika gemacht; der Ueberschuß der Ausfuhr über den Import
blieb aber nicht ganz auf der Höhe des vorletzten Jahres. Oesterreich-
Ungarn hat, trotz den üblen Erfahrungen mit dem Balkan, die In-
dustrialisirung weiter geführt: die Einfuhr betrug (Januar bis No-
vember) 3157, die Ausfuhr 2387 Millionen Kronen. Die Passivität der
Handelsbilanz hatte also die Summe von 769 Millionen erreicht (ge-
gen 654 im Vorjahr). Wie nach den Verlusten der letzten Monate der
Iahressaldo aussehen wird, ist noch nicht zu sagen. Für den Handel
des Zarenreiches gab die Statistik nur über den Zeitraum von acht
Monaten Auskunft. Der Gesammtwerth stellte sich auf 1512 (1623)
und der Ueberschuß auf 162 (271) Millionen Rubel. Das Resultat ist
schlechter als das Ergebniß von 1911; aber die Industrie kann die
Fülle der Aufträge nicht bewältigen. Der Umsatz im Inland war eben!
so lebhaft wie der internationale Warenverkehr: die deutschen Eisen-
bahnen haben gewaltige Gütermengen vom Platz bewegt und in ihrem
Schienennetz viel Geld eingefangen. Die Rente der Eisenbahnen ist
ein sicherer Faktor für die Bewerthung der Konjunktur. Die Einnah-
men aus dem Gütertransport betrugen (Januar bis November) auf
allen deutschen Linien 1987 (1793) Millionen Mark. Das ist eine pro-
zentuale Zunahme von 8 gegen 7,9 und 8,6 in den Vorjahren,
Für die Schiffahrt war 1912 ein Jahr großer Erfolge, in dessen
Lichtkreis das Ende der Titanic nur einen flüchtigen Schatten warf. Auf

den Werften dröhnen dieHämmer in einer Symphonie ruheloser Arbeite
DasFrachtengeschäft ist so lebhaft, daß stets überMangelanSchiffraum
geklagt wird. Auf englischen Werften waren am dreißigsten September
1912 1,8S Millionen Registertons im Bau (W0000 mehr als 1911); in
Deutschland lagen 100 neue Frachtdampfer mit 468000 Tonnen auf
Stapel. Großbritanien und das Deutsche Reich marschirten im Schiff-
bau allen anderen Ländern weit voran. Die HAL gab 150000 Tonnen
in Auftrag; der Norddeutsche Lloyd 80000; die Hamburg-Südameri-
kanische 70000 Tonnen. Das Steigen der Frachtsätze, die reiche Frucht
des Betriebskapitals und die Zuversicht in die Geschäftskonjunktur der
überseeischen Länder schienen ausreichende Chancen für die Vermeh-
rung des Schiffsraumes. Und das Kapital sah kein Risiko in neuen
Verbindungen mit dem Rhedereibetrieb. Von Januar bis November
wurden SO Millionen der Schiffahrt zugeführt. Die HAL wuchs mit
ihrem Aktienkapital auf 150 Millionen; die Hamburg-Südamerikani-
sche erhöhte ihr Kapital (um 10) auf 25, die Deutsch-Australische (um
4) auf 20 Millionen. Der Norddeutsche Lloyd bestritt, daß er Geld
brauche; was man aus der Semestralsitzung des Aufsichtrathes erfuhr,
klang so günstig, daß die Lloyd-Aktie Ende September einen Kurs sah,
der seit 1906, als 8Vs Prozent Dividende gegeben wurden, nicht mehr
erlebt worden war. Die schlimmen Jahre 19^8/1910 sind überwunden.
Amerika zog neue Arbeiter hinüber, so daß die Auswanderung zu-
nahm. Ueber Hamburg und Bremen wurden in den ersten elf Mona-
jten 284213 Personen befördert. Die Ziffer übertraf das Ergebniß des
Vorjahres um 100000, das von 1910 um 24000 Köpfe.

So sorgten die Vereinigten Staaten für die deutschen Rheder, ob-
wohl sie nur langsam auf der Konjunkturbahn in die Höhe gekommen
waren. Daß man von der amerikanischen Wirthschaft und der new-
horker Börse 1912 nicht so oft sprach wie in früheren Iahren, bezeich-
net das Maß der Aktivität im Geschäftsleben der Union. Im Novem-
ber waren Sitze an der Stock Exchange in New Vork für 58000 Dol-
lars zu haben, während 1911 der einzelne Platz noch mit 65000 bis
73000 Dollars bezahlt werden mußte. Die Umsätze waren im Allge-
meinen nicht sehr groß; aber die Kurse kletterten in die Höhe und blie-
ben von den europäischen Oktoberstürzen unberührt. Erst im Dezember
geriethen sie ins Wanken, nachdem das Urtheil gegen den Trust der
Harrimanbahnen (Union-Pacific, Southern-Pacific) veröffentlicht
worden war. Seit der Zertrümmerung der Northern-Securities Com-
pany wegen Verletzung der Shermanbill (1904) war in Eisenbahn-
sachen keine Entscheidung von ähnlicher Tragweite erfolgt. Denn die
„Tarifreform" durch die Zwischenstaatliche Handelskommission ließ die
bestehenden Systeme unberührt. Die Börse verfiel einem stillen Gram,
der den Kursen einen guten Theil ihres Agios raubte. Und Thomas
W, Lawson, der berühmte bostoner Tiefspieler, sorgte für ausgiebige
Escomptirung der düsteren Stimmung. Nicht allen Aktionären ging
es so gut wie den Leuten vom Oeltrust. Die Shares der Standard Oil

trieben ihren Kurs in Jahresfrist um 500 Prozent in die Höhe. Das
amtliche Todesurtheil bekam ihnen prächtig. Auch den Dividenden hat
es nicht geschadet. Mutter und Töchter gaben 52 Prozent. Ein Maxi-
mum. Die Trusts und die Wirthschaft harren der Dinge, die unter
Woodys Regirung kommen werden. Die geschäftliche Konjunktur war
mäßig bis ins dritte Quartal. Dann traten die Spuren der Regsamkeit
deutlicher hervor. Der Stahltrust, der noch immer Prozeßgegenstand
ist, schloß sein drittes Vierteljahr mit einem kräftig gebesserten Neinge-
winn (30 Millionen Dollars gegen 25 im zweiten Quartal 1912 und 29>/^
im dritten Quartal 1911). Der Auftragbestand war Ende November
mit 7,84 Millionen Tonnen um 3^ größer als im Vorjahr. Das Ge-
schäftsjahr 1911/12 war für die Eisenbahnen nicht glorreich. Die Netto-
einnahmen blieben mit 903 Millionen Dollars um 16 hinter dem Vor-
jahrsergebniß zurück. Aber schon im ersten Vierteljahr (Juli bis Sep-
tember 1912) gab es ein Plus von 21 Millionen. Der Geldbedarf der
Bahnen ist sehr groß, da im vorigen Jahr nur ein geringer Theil der
nothwendigen Betriebsverbesserungen erledigt wurde. Bei den Neu-
emissionen, die bis Ende September 2Vs Milliarden Dollars (1,7) be-
trugen, waren Eisenbahnpapiere in der Minderzahl. Durch den Tod
des Eisenbahnmagnaten John Hawleh wurde die Zahl der „Promi-
nenten" abermals verringert. Die Baumwollernte, einer der wichtig-
sten Faktoren für den amerikanischen Reichthum, wird nach den amt-
lichen Schätzungen geringer ausfallen als im Vorjahr. Die Taxe sagt:
13,82 Millionen Ballen (von 500 Pfund) gegen 15,55 Millionen im
Vorjahr. Der Baumwollpreis erhöhte sich von H7 auf 08 Pfennige für
das Pfund Middling in Bremen. Da die Wirthschaft nicht sehr inten-
siv arbeitete, hatte sie keinen so großen Geldverbrauch wie in der Hoch-
konjunktur und die Zinsensätze stiegen erst in der letzten Zeit.
Dem internationalen Geldmarkt wäre eine Konkurrenz Ameri-
kas nicht gut bekommen. Der Krieg brachte ihm Schwierigkeiten, die
durch amerikanischen Bedarf noch vergrößert worden wären. Nun aber
freute man sich amerikanischer Guthaben. Die großen Notenbanken
hatten gegen den Andrang inländischer Wechsel und die Gefährdung
der Valuta durch Golderporte für internationale Zahlungen anzu-
kämpfen. Die Bedrängniß trat erst ein, als sich das Kriegsgespenst
häuslich eingerichtet hatte. Die deutsche Neichsbank konnte noch im
Juni, vor Abschluß des Semesters, ihren Wechselzinssuß ermäßigen.
Sie hat den Diskontsatz dreimal geändert: im Juni von 3 auf ^V», im
Oktober von ^/s auf 5, im November von 5 auf 6 Prozent. So wird sie
zu einem Durchschnitt kommen, der nicht weit hinter 5 Prozent bleibt
(4,39). Die Bank von England war im Sommer mit 3 Prozent ausge-
kommen; seit dem sicbenzehnten Oktober hat sie einen Satz von 5 Pro-
zent. Ein Symptom für die Beengtheit der Geldpolitik war die Dis-
konterhöhung in Frankreich. Das französische Institut hat nur sehr sel-
ten den Wechselzinsfuß über 3V!.' Prozent gesteigert. Am ersten No-
vember mußte es auf 4 Prozent gehen. Eine Politik regster Wachsamkeit

war der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, dem fast bis an den Balkan vorgeschobenen Posten, aufgezwungen. 6 Prozent Banksatz sind in der Habsburgischen Monarchie eine Seltenheit. Aber das Noteninstitut mußte einer Ueberfülle von Wechselangebot und einer Schwächung der österreichischen Valuta im Ausland vorbeugen. Die letzte Diskonterhöhung war so dringend, daß sie nicht vom Generalrath (auf dessen Versammlung man nicht warten konnte), sondern von dem aus fünf Mitgliedern bestehenden Exekutivkomitee angeordnet wurde. Auch die russische Staatsbank setzte, mit Rücksicht auf den Kurs der Valuta im Ausland, den Diskont auf 6 Prozent. Den höchsten Wechselzinsfuß hatte die Sächsische Bank in Dresden: seit dem achtzehnten November 6> 2 Prozent; daran ist die im grünweißen Grenzbezirk üppig blühende In-^ dustrie schuld. Daß unsere Reichsbank auf der Wacht ist, hat sie gezeigt. Präsident Havenstein sorgte durch Reden und Thaten für Respekt vor der höchsten Instanz. Das Thema Barreserven wurde bei jeder Gelegenheit erörtert. Das machte nervös; und man hatte das Gefühl, des Guten sei zu viel geschehen. Der dreißigste Juni brachte eine Verschlechterung des Status um 690 Millionen (633); März und September waren besser als im Vorjahr; am dreißigsten November war die Bilanz um 327 Millionen (173) verschlechtert. In der Notensteuer war die Bank zwanzigmal. Das ist viel, wenn man die erhöhten steuerfreien Kontingente und die Vertheuerung des Lombardzinsfußes zu denüuartalswechseln dagegen hält. Die privaten Geldsätze entsprachen der unbequemen Lage. Seit Mitte November galt die neu eingeführte Doppelnotirung für Privatdiskonten. Der Satz ging nicht mehr unter ZVs,' Prozent und blieb schließlich auf 6 Prozent. Tägliches Geld wurde in der selben Zeit theuer. Die Preise für Ultimogeld kletterten rasch in die Höhe. Während der Oktoberultimo noch zu 4V» bis ^,'4 erledigt werden konnte, brachte der November SVs, der Dezember 8^ Prozent. Die Banken sind über die Geldvertheuerung nicht böse. Was ver-^ schlägt es ihnen, am Jahresende 4 Prozent für täglich kündbares Geld zu zahlen, wenn sie von ihren Debitoren 8 Prozent und mehr fordern können? Das Jahr wäre lückenlos gut gewesen, wenn die Kreditbeschränkungen und der Krieg nicht gestört hätten. Da gab es an Außenständen und Effekten Verluste, die an den inneren Reserven zehren. Die Zahl der Konkurse im Deutschen Reich war größer als im Vorjahr: 84HH gegen 7S22; und die Insolvenzen von Privatbankfirmen häuften sich in erschreckender Weise. Aber das Schlußergebniß wird nicht schlecht sein; und die Dividenden werden zum größten Theil die Vorjahrsquoten wiederbringen. Bis zum dreißigsten September bot das Verhalten der Börse gute Gelegenheit zur Abwickelung von Effekten- und Konsortialgeschäften (die Summe der Emissionen im ersten Halbjahr betrug 2080 Millionen nach dem Kurs, gegen 1780 im Vorjahr), die erst nach dem Kurssturz schlechter aussahen. Die Interventionkäufe der Banken hielten sich in bescheidenen Grenzen. Das Gebor, der Liquidität gab einen starkenGrund zurZurückhaltung, So wurden.

die Portefeuilles nicht zu sehr belastet. Was an den eigenen Beständen, verloren war, wurde wohl zum Therl durch niedrigen Einsatz ausgeglichen. Zinsen und Provisionen waren bei hohem Durchschnirtszins und großen Umsätzen an der Börse (bis Ende November brachte der Schlußscheinstempel 24,34 Millionen gegen 22,79) gefundenes Geld. Im Bereich der Großbanken machte die Deutsche Bank oft von sich reden: Boswau S Knauer, Berliner Terrain und Bau, Hohenlohewerke, Bergmann. Kein Ruhmeskranz. Herrn von Gwinners demosthenische Beredsamkeit kam nicht zur Ruhe. Deutsche Bank und Bergisch-Märkische opferten 12 Millionen und 1Vs Prozent Dividende (die Bergbank zahlte 7 gegen 8Vs). Beim Schaaffhausenschen Bankverein muß die Betheiligung an Bau- und Grundstückfirmen wahrscheinlich mit einem Dividendenopfer bezahlt werden. Man rechnet auf 6 gegen 7V?. Die Insolvenz des Baugeschäftes Kurt Berndt; auch manche andere Beziehung zum Terraingeschäft hat versagt. Die Bodenkrisis ist manchem Bankenengagement verhängnißvoll geworden. Zwischen der Bankfirma Samuel Zielenziger in Berlin, die ein Moratorium bis zum ersten Juli 1913 erbat, und einzelnen Großbanken bestand ein durch Grundstuckaktien gedecktes Lombardverhältniß. Schließlich waren die Papiere, deren Kurs künstlich gehalten worden war, so entwerthet, daß die Banken um ihre Garantie besorgt sein mußten. In der Provinz gab es viele Konkurse von kleinen Bankfirmen (Schlesien war besonders heimgesucht), die mit Bau- oder Getreidegeschäften gearbeitet oder sich in Effektenspekulationen übernommen hatten. Der Konkurs der Getreideimportfirmen Heinrich Straeter und I. W. Vedder in Duisburg war ein Millionenobjekt. In Berlin brachte der Zusammenbruch der Baufirma Mosler S Wersche eine Sensation. Auch da reichten die Beziehungen tief in den Bankenbereich hinein, In Hannover gerieth die Bahnindustrie-Aktiengesellschaft in Schwierigkeiten; die Kredite, die das Unternehmen bei Aktienbanken und Privatfirmen gefunden hatte, gingen in jedem einzelnen Fall in die Hunderttausende. Die Betroffenen erklären natürlich, die Deckung reiche ihnen weit über die Füße. Wenn aber der Schade besehen wird, zeigt sich nicht selten, daß allerlei Glieder ungedeckt blieben. Daß dem Privatbankier das Leben nicht leicht gemacht ist, zeigt die Strecke des Jahres 1912. Zwanzig Tote. Aber der Deutsche Bankiertag in München hat dem Bankier die volle Daseinsberechtigung attestirt. Wenige Firmen wurden durch Großbanken erlöst: die Süddeutsche Diskontogesellschaft übernahm das wormser Bankgeschäft Rischmann; die Mitteldeutsche Kreditbank das wiesbadener Bankhaus Paul Strasburger. Dafür wuchs in der Provinz eine neue Hundertmillionenbank auf: die zum Concern der Diskontogesellschaft gehörende Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig, die ihr Kapital von 90 auf 110 Millionen erhöhte. Und im Bezirk der Deutschen Bank bereitet sich eine ähnliche Errungenschaft vor: die Essener Kreditanstalt geht mit dem Essener Bankverein zusammen. Beide Institute standen durch die Person des Geheimen Kommerzien-

raths Klönne in Verbindung init der Deutschen Bank. Beide sind schnell gewachsen: die Kreditanstalt aus 72, der Bankverein auf 30Millionen Mark Aktienkapital. Beim Bankverein hatte der Bergkönig Karl Funke die Uebermacht; und er wollte nicht abhängig sein. Nun ist sein Wille tot und die Fusion möglich. Die Aktionäre des Bankoereins müssen einen Dividendenrückgang (zuletzt 7 Prozent) fürchten. Das wird den Aktientausch erleichtern. Der Aufwand von Kapital für neue Bankaktien war nicht sehr beträchtlich. Erhöhungen beschlossen: der zur Deutschen Bank gehörige Schlesische Bankverein von 40 auf 30, die zum selben Concern gehörende Hannoversche Bank (einer der Kreditoren der erwähnten Bahnindustriegesellschaft) von 3l) auf 36, die Brasilianische Bank für Deutschland von 10 auf 15, der Magdeburger Bankverein von 15 auf 1?Vs, die Ostbank für Handel und Gewerbe von 23 auf 27, die Bayerische Handelsbank von 33,6 aus 44,3, die Württembergische Vereinsbank von 30 auf 40 Millionen. Die Rostocker Bank gab für 1 Million Mark fünfprozentige Vorzugsaktien aus. Ein "Unikum bei Kreditbanken und im erwähnten Fall durch die Notwendigkeit einer Sanirung bedingt. Die Dresdener Bank kam, durch die Beziehungen zur Aktiengesellschaft Speyr S Co. in Basel, in Verbindung mit dem Schweizerischen Bankverein; und die Darmstädter Bank führte eine neue russische Bankaktie (Azow-Don) in den Ultimohandel ein.
Der Rentenmarkt hat die Hohe Finanz weniger durch neue Geschäfte als durch Abschreibungen in Anspruch genommen. Unter den großen Emissionen des Jahres stand das Duo Reich-Preußen an der Spitze. '1911 Iwar zum erstenMalohne,das Auftreten dieser iGroßenjim EmissiongcschZft vorübergegangen. 1912 brachte 80 Millionen vierprozentiger Reichsanleihe und 420 Millionen preußischer Konsols, Auf diese 309 Millionen wurden 533 gezeichnet. Ismpi psssati. Am Jahresschluß sind beidePapiere um 1 Vs Prozent billiger zu haben als am Zeichnungtag, Am ersten Juli wurden von 42D Millionen Schatzanweifungen des Reiches und Preußens 69 zurückgezahlt und 360 prolongirt. Damals gab es noch keine Kriegsfurcht; und Jeder griff gern zu. Auch die Schatzscheine sind billig geworden (99Vs). Bayern hatte großen Bedarf: 50 Millionen vierprozentiger Anleihe wurden begeben und 122 Millionen angekündet. Im März gingen 6 Millionen bayerischer Schatzscheine nach Amerika. Das Reich uud Preußen waren mit bösem Beispiel vorangegangen, Und der österreichische Finanzminister gab 125 Millionen Kronen ^^prozentiger Schatzwechsel zu 97 Prozent an die National City Bank und die Firma Kuhn, Loeb 6 Co. in New York, Die Tratten gebenM/z Prozent (bei anderthalb- bis zweijähriger Laufzeit) und lauten auf Dollars, damit sie nicht vor der Zeit nach Haus kommen. Der ungarische Kollege machte für den selben Nominalbetrag das Rothschildkonsortium in Oesterreich und Deutschland mobil. Beide Transaktionen waren Kinder der Noth. Westaustralien hat es besser: es konnte eine vierprozentige Anleihe zu 93'? in London anbringen. And in Frankreich waren die ersten vierprozentigcn Emissionen große

Erfolge: eine Eisenbahnanleihe von 300 Millionen Francs wurde dreißigmal überzeichnet, eine pariser Stadtanleihe von 200 Millionen siebenzigmal. Den Gipfel erstiegen die Russen mit 80 Millionen Mark hi/sprozentiger Wladikawkasbahn-Anleihe, die Ende April in Deutschland aufgelegt und enorm überzeichnet wurde. Die Stadt Berlin bekam die Genehmigung zu einer Anleihe von 262 Millionen. Der neuen chinesischen Republik ging es nicht gut. Die Mandschurei, Mongolei, Bünnan, Tibet: Alles zum Teufel. Ein Fetzen nach dem anderen.
Dem Staatsgläubiger bleibt schließlich nur ein Torso. Vuanshikai ist bescheiden geworden. Er ist zufrieden, wenn sechs und noch mehr Nationen eine Anleihe von 25 Millionen L übernehmen. Einst waren es S0 Millionen; aber Summe und Bedingungen verletzten das republikanische Zartgefühl und man gab dem Sechsmächtesyndikat einen Refus. Das Bankhaus Birch Crisp in London sprang ein. Schlußakt: Fiasko. Nachspiel: Versöhnung mit den Sechs; sonst bringt 1913 den Staatsbankerot. Die siegreichen Italiener schlossen einen Vorvertrag mit Rothschild über 600 Millionen Lire. Der definitive Abschluß wird wohl später erfolgen; aber das Geschäft erinnerte an die stolzesten Tage des Hauses Rothschild, das 1912 eine Säkularfeier hatte. Wenn der londoner Nathan erlebt hätte, daß englische Konsols auf 73 standen! Das war die niedrigste Stufe im Jahr 1912. Am Ende waren sie wieder auf 75,37. Nur die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe sank unaufhaltsam. Einst glaubte man, 77,30 sei der niedrigste Pegelstand: aber es ging noch tiefer: auf 77,00. Der französischen Dreiprozentigen ist es schon schlechter ergangen als 1912; am Jahresende war ihr Kurs 89,32. Die Rentabilität der Staatspapiere hat sich erhöht; Folge der Entwerthung. Papiere, die weniger als 3Vs Prozent Zinsen bringen, giebt es nicht mehr; und die Zahl der unter 4 Prozent bietenden ist sehr klein. Die Ursachen des Kursrückganges sind bekannt: äußerste Ausnutzung des gewerblichen Betriebskapitals bei reichem Ertrag und Erhöhung des industriellen Zinses.
Das Wirthschaftkapital zeigte eine üppige Fruchtbarkeit. Soll man traurig darüber sein? Die Theuerung, die sich in Permanenz erklärt hat, gebietet Ausnutzung der Ergiebigkeit des Kapitals bis zum Bodensatz. Die Industrie hatte mit hohen Rohstoffpreisen zu rechnen, konnte aber den Preis der Fabrikate steigern. Unter den Metallen war Zinn von der!Spekulation bevorzugt.Wo>wars schon 1911; und hieBewegung wurde durch die eigenartige Organisation des londoner Zinnmarktes gefördert. Der erste Preis des Jahres war 203 L, der niedrigste 184, am einunddreißigsten Dezember 229 L (per Kasse). 1911 war die höchste Notiz 233 L. Kupfer (per Kasse) stieg von 59 auf 76>/s L; Zink blieb ziemlich unverändert. Blei wurde von 16 L 2 sk auf 18 L 2 sk, gesteigert. Eisen und Kohle hatten überall höhere Preise. Als Belgien Mitte November für ganze acht Tage einzelne Eisenpreise ermäßigte, staunte man wie über ein Wunder. ‚Oder wars ein Irrthum? Die Reduktionen wurden bald wieder rückgängig gemacht.' In Deutschland

folgten die Preiserhöhungen einander in kurzen Zwischenräumen. Um nur einige zu nennen: Spiegeleisen 81 (72) Mark; Stahleisen 74 (65); Englisches Gießereiroheisen III 88 (63,50); Deutsches Gießereieisen 76,50 (70,50); Stabeisen aus Flußeisen 126 (112,50), aus Schweißersen 148 (133,50); Grobbleche 135 (131), Kesselbleche 145 (141). Das Kohlensyndikat hatte die Preise um durchschnittlich eine Mark für die Tonne erhöht und bleibt für das Geschäftsjahr 1913/14 dabei. Die Roheisenmenge, die in den deutschen Hütten produzirt wird, ist der stolzeste Befähigungnachweis der Industrie. Das Endresultat wird 1912 etwa 18 Millionen Tonnen betragen (15,53 im Jahr 1911). Ein Werthobjekt von 1450 Millionen Mark. Im Anfang des Jahrhunderts betrug die Gesammtproduktion 8>/s Millionen Tonnen. Der Roheisenverband hat sich gut gehalten. Mit den siegerländer Außenseitern und den luxemburgischen Händlerwerken kam er ins Reine. Als der Stahlwerkoerband im Zwielicht zwischen April und Mai für fünf Jahre verlängert wurde, war er schon tot gewesen. Und was zu neuem Leben erwachte, war ein Körper ohne Füße. Die ^-Produkte (Halbzeug, Formeisen, Schienen) blieben shndizirt; die L-Produkte erkämpften sich die Freiheit. Stabeisen, Bleche, Röhren sind frei; Walzdraht ist durch ein brüchiges Syndikat, das mit Mühe und Noth bis Juni 1913 bedingt begnadigt wurde, gebunden. Der Versand des Stahlverbandes betrug bis Ende November 5,91 Millionen Tonnen (5,34). Was die ungezügelte Konkurrenz der L-Produkte bei nachlassenden Absatzchancen anrichten wird, weiß Niemand. Im Dezember wurde bei einer berliner Stabeisen-Submission der Normalpreis unterboten.

Die Syndikate der Eisenindustrie hatten im Uebrigen nicht zu klagen. Die Trägervereinigungen wurden für fünf Jahre verlängert. Die selbe Frist gewann die Oberschlesische Stahlwerksgesellschaft. Auch das Schiffbaustahlkontor und die Schienenkonvention werden weiterleben. Von der günstigen Lage des Roheisenmarktes zeugen die Versandziffern des Roheisenverbandes und der Außenhandel. Jene betrugen bis Ende Oktober 2,30 Millionen Tonnen (bei 5,60 Selbstverbrauch der Werke) und waren um 400 000 Tonnen (der Selbstverbrauch um 900 000) höher als im Vorjahr. Der Export stieg bis Ende Oktober (um fast 600 000) auf 4,91, der Ausfuhrüberschuß (um 530 000) Kuf 4,41 Millionen Tonnen. Auch der Kohlenbergbau hatte guteTage. In den ersten zehn Monaten warien 147,40 Millionen Tonnen (133,47) Steinkohle und 67,66 (60,29) Millionen Tonnen Braunkohle aus deutschen Schächten gefördert. Der englische Bergarbeiterstrike half der Ausfuhr: sie wuchs von 22,24 auf 25,72 Millionen Tonnen. Die Koksausfuhr stieg (um fast 30 Prozent) auf 4,82 Millionen Tonnen, wovon Belgien 47 Prozent mehr aufnahm als im Vorjahr. Das Rheinisch-Westfälische Kohlenshndikat konnte seit Oktober auf jede Fördereinschränkung für Kohle verzichten und hat es für Januar 1913 bei diesem Modus belassen. 1911 wurden von der Betheiligung im Durchschnitt 12Vs Prozent abgezogen. Bei Koks war die Einschränkung um etwa

1912,
63
^0 Prozent geringer als 1911. Für den Absatz schien es keine Grenzen
zu geben; er hätte noch höhere Leistungen ermöglicht, wenn durch den
Magenmangel nicht ein nnnatürliches Hemmniß entstanden wäre. Die
Kohlenwerke haben durch die Unzulänglichkeit des Eisenbahnbetriebes
einen sehr schmerzhasten Schaden erlitten. Schlimmer als je zuvor.
Was Syndikat berechnete den Minderabsatz auf wenigstens S00 000
'Tonnen. Durch die Störung des Versandes nach Belgien und Frank-
reich sind den deutschen Zechen große Kontrakte für das nächste Jahr
entgangen; denn die ausländischen Eisenwerke waren gezwungen, sich
Ersatz zu suchen; und die belgischen und französischen Lieferanten nutz-
ten die Situation aus und forderten weitgehende Abschlüsse. So wur-
den die rheinisch-westfälischen Zechen um die Kundschaft gebracht. Wenn
der preußische Eisenbahnfiskus die Verluste an Löhnen und Gewinn
zu ersetzen hätte, könnte er sich getrost auf 30 Millionen gefaßt machen.
Die Schärfe, mit der Hugo Stinnes das Verhältniß des Bergfiskus
zum Kohlenshndikat kritisirte (die Regirung hatte ihren Vertrag mit
dem Syndikat gelöst, weil ihr die letzte Preiserhöhung für Hausbrand-
kohle nicht genehm war), brachte wohl auch den berechtigten Groll der
Zechenleiter über daS Versagen der Eisenbahnen zum Ausdruck. Stin-
nes hat das große Programm der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerk-
gesellschaft weiter durchgeführt. Das Aktienkapital wurde (um 30) auf
130 Millionen erhöht und Deutsch-Lux auf den dritten Platz (hinter
Krupp und Gelsenkirchen) in der Reihe der Montanriesen befördert.
Die Dividende blieb bei 11 Prozent, Eine interessante Neubildung gab
es unter der Leitung Her Mannesmannwerke. Das alteRöhrensyndikat
hatte nicht genügt. Unter seiner Herrschaft war eine ungesunde Preis-
politik entstanden. Die Mannesmannröhrenwerke suchten und fanden
eine neue Form: den Trust. Sie schlossen langjährige Verträge mit
verschiedenen Gefellschaften ihrer Branche (Wittener Stahlröhren, die
erst mit Hoesch zusammengehen sollten; Balcke, Tellering 6 Co,, Siege-
ner Stahlröhrenwerken) und gliederten sich selbst eine große Kohlen-
zeche an, um eigene Kohlen für die Herstellung des zur Verarbeitung
möthigen Roheisens zu haben. Das Aktienkapital erhöhten sie von 33
«uf 61 Millionen. Die Gesammtproduktion des Eoncerns wird für
dis Jahr auf einen Werth von 140 Millionen Mark geschätzt. Die,
Stellung im Kohlensyndikat war bei der Verschmelzung der Bergbau-
Ncsellschaft Neu-Essen mit dem Kölner Bergwerksverein von Bedeu-
tung. Beide stehen hoch im Alter und Werth. Die Aktie des Kölner
Vereins ist eins der höchstrentirenden Papiere des Kurszettels. Aehn-
liches gilt von der Bergwerkgesellschaft Konsolidation, die nie neue
Wltien ausgegeben hatte und im November 1912 zum ersten Mal, nach
drciundzwanzig Iahren, Junge praesentirte. Sie erhöhte ihr Kapital
(um auf 20 Millionen (die Aktie kommt dadurch in den Ultimo-
handsl), um ihren großen Felderbesitz ganz auszubauen und damit
fürs neue Syndikat vorzusorgen. Mit zu den Konservativen gehört
der Bochumer Gußstahlverein. Aber auch er folgte dem allgemeinen

Trieb, durch Verbilligung der Produktion die Rente zu erhöhen, und-
nahm neue Mittel auf, um die Hochöfen zu erweitern, neue Zechen
auszubauen und Eisenerzgruben zu kaufen. Das Aktienkapital wurde
von 30 auf 36 Millionen gebracht. Die Steigerung der technischen
Leistungfähigkeit als Ausgleich der wachsenden Unkosten bildete das
Leitmotiv aller Kapitalserhöhungen. Man ergänzt die Betriebsmittel,
um dem alten Kapital die Ergiebigkeit zu sichern. Das Wachsthnm des
industriellen Anlagekapitals fordert immer mehr Dung. Neues Geld
ist die Losung. Das Hasper Eisen- und Stahlwerk stieg von 10 auf
13, die Rheinischen Stahlwerke von 40 auf ÄS, das Bochumer Berg-
werk von 1Vs auf 6, die Vereinigten Stahlwerke Van der Zypen von
13 auf 17, die Deutsch-Oesterreichische Bergwerkgesellschaft von 15
auf 18, die Kattowitzer Bergbaugesellschaft von 30 auf 39 Millionen.
Als einzige Leiche war das (längst fällige) Eisenwerk Rothe Erde in
Dortmund zu beklagen. Im Uebrigen entsprachen die Dividenden dem
guten Geschäftsgang. Von den Werken, die am dreißigsten Juni
schlossen, zahlten: Hoesch 22 (20), Bochumer Guß 14 (12>/z), Phoenix
18 (15), Rheinische Stahlwerke 10 (8) auf 44 (40) Millionen, Laura-
hütte 6 (4), Hasper 12 (10), Rombacher 10 (9), Harpener 9 (8) Pro-
zent Dividende. Anch die Arbeiterlöhne sind gestiegen: im Oberberg-
amtsbezirk Dortmund betrng der Schichtlohn im dritten Quartal 5,10
Mark gegen 4,72 im Vorjahr, bei 360544 Mann (337091) Gesammt-
,belegschaft; aber Frieden gab es nicht. Der Riesenstrike in England,
der am letzten Februar begonnen und, nach sechswöchiger Dauer, der
Wirthschaft Britaniens einen Schaden von einer Milliarde Mark zu-
gefügt hatte, wirkte ansteckend auf einen Theil derRuhrknappen. 200000
Mann legten die Arbeit nieder, mußten aber schon nach einer Woch?,
als Besiegte und Geschädigte, das Kriegsbeil wieder begraben. In
Saarabien, wo die Zechenleute schlechter bezahlt sind als die Knappen
an der Ruhr (der Durchschnittsverdienst im Jahr 1911 war 1168 gegen
1446 Mark an der Ruhr), rüstete man zum Kampf. 30 000 Mann
wollten gegen den Bergfiskus zu Felde ziehen. Ihre Wünsche sind be-
greiflich; aber es schien zweifelhaft, ob sie Etwas erreichen würden. Der
Staat schützt die geringere Ergiebigkeit des Saarbergbaues vor. Im
Dollarland gabs einen Ausstand in den Weichkohlengruben Penn-
sylvaniens; nnd England sah noch im Dezember strikende Eisenbahner
im Nordosten. Für die gute Verfassung der deutschen Montanindu-
strie spricht die Bestimmtheit, mit der alle Gerüchte von schädlichen
Wirkungen des Krieges und von beginnender Abschwächung der Kon-
junktur bestritten wurden.

In bester Verfassung war auch die Elektrizitätindustrie, über de-
ren Beschäftigung in der Generalversammlung der AEG gesagt wurde,
der Andrang sei manchmal so stark gewesen, daß man ihm kaum gerecht
werden konnte. Umsätze und Auftragbestand betrugen bei der AEG
Ende Oktober 457 Millionen Mark (391 Millionen 1911 und 240 Mil-
lionen 1907). Diese größte deutsche Elektrogesellschaft erhöhte ihr Ak-

tienkapital (um 25) auf 1S5 Millionen. Daß Emil Rathenau, der Va-
ter des neuen Aufsichtrathspräsidenten, der AEG noch lange erhalten
bleibe, ist der beste Neujahrswunsch für die Gesellschaft. AEG, Sie-
mens L Halske, Siemens-Schuckert zahlten die selben Dividenden wie
im Vorjahr; 14,12,10 Prozent. Die Schuckertgesellschaft in Nürnberg
erhöhte ihren Satz von 7Vs auf 8. Siemens-Schuckert hatten beträcht-
lichen Kapitalzuwachs: die Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Aktienkapi-
tal (um 10) auf 70 Millionen, Siemens S Halske gab 20 Millionen
^Vsprozentiger Obligationen aus, die SS-W bekamen von den Mut-
terfirmen ein neues unkündbares Darlehen von 20 Millionen und
gaben 30 Millionen ^/sprozentiger Schuldverschreibungen aus. Das
Anlagekapital der SS-W beträgt 219 Millionen. Die zum Concern
gehörende finanzielle Trustgesellschaft Siemens Elektrische Betriebe
erhöhte das Kapital (um 5) auf 12Vs Millionen und gab 10 Millionen
Mark Obligationen aus. Die Trustgesellschaft der AEG, die Elektro-
dank in Zürich, brachte ihr Kapital von 60 auf 7S Millionen Francs.
Die Aktie soll in den berliner Ultimohandel zugelassen werden. Die
in rascher Expansion befindliche Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-
gesellschaft ist von 100 auf 120 Millionen gewachsen. 1906 watzpn es
erst 36 Millionen. In Buenos Aires gab es Aerger um Konzessionen.
Die Bergmannwerke wurden sanirt; Theodor Berliner von den SS-W
trat in die Direktion (Alfred Berliner aus der Direktion bei Siemens
S Halske in den Aufsichtrath); das Aktienkapital wurde von 29 auf S2
Millionen erhöht; die SS-W übernahmen 8Vs Millionen Mark
Aktien von Bergmann.

Die Börse spiegelte weniger die Stärke des Wirthschaftkörpers
als die Nervosität des in Kriegssorge lebenden Publikums wider. Sie
war mit schweren Hausseengagements über die Schwelle des Jahres
1912 geglitten und trug diese Last in Sorgen bis Mitte März. So
lange dauerte die Angst wegen politischer Störungen (Frankreich,
England, Rußland) und die Nachwirkung des ersten Appells der Ex-
cellenz Havenstein. Die Börse fürchtete eine Begrenzung der Effekten-
spekulation dnrch erschwerende Bedingungen bei den Banken (hohe
Einschüsse) und neue Steuern für die Wehrvorlagen. Dann kam eine
Hausse. Der Kassamarkt glänzte in Sonnenschein. Deutsche Waffen,
Köln-Rottweiler Pulver, Daimler Motoren, Akkumulatoren Hagen,
VogtlSndische Maschinen waren hochbezahlte Favoriten. In den Tau-
mel stürzte sich mit kräftiger Faust der Börsenkommissar. Er wollte die
Tollen zur Vernunft bringen, warnte laut vor den bedenklichen Kunst-
stücken und schlug für Ausnahmefälle eine Aenderung des Einheitkur-
ses vor. Der Widerhall dieser Warnung dauerte nicht lange. Die Börse
blieb in der Hausse bis zum ersten Oktober, dem Tag des Gerichts. Die
Mobilisirung des Balkans bewirkte den Sturz. Dann kam eine neue
Erholung, die sogar starke Hausseansätze zeigte. Aber am zwölften Ok-
tober brach die ganze Herrlichkeit zusammen und wurde nicht wieder
aufgebaut; die letzten Dezemberwochen waren, weil man auf Frieden

hoffte, etwas besser. Noch schlimmer als in Berlin hatte der Sturm in
Wien und Paris gewüthet. Der pariser Effektenmarkt sah Paniken,
wie sie die Börsengeschichte nur selten verzeichnet hat; und in Wien
stürzte eine Millionenstadt aus Kartenhäusern ein. Die Börsen haben
sich keinen Lorber verdient. Ihr Verhalten war kläglich; ein Hohn auf
den oft gerühmten politischen Riecher der Börsenleute. Das Publikum
wurde von der Furcht natürlich angesteckt und warf seine Papiere, auch
wenn sie bezahlt waren, wie brennenden Zunder von sich. Die Banken
konnten nicht helfen. Sie hatten für Liquidität zu sorgen nnd waren
froh, das; sie, was zwischen dem zweiten und fünften Oktober aufge«
nommen war, in der kurzen Haussefrist abzustoßen vermochten. Die
schönen Tage von Kanada, Hansa und Naphtha-Nobel waren vorüber.
Werden sie wiederkommen? Die Tabelle zeigt die Anfangskurse, die
des letzten Haussetages, des schwärzesten und des Schlußtages:

30. Sep»
tember
3l, Dezem-
ber
2, Januar
12 Oktober
266,75
257,12
242,75
249,75
Diskontogesellschaft
193,7b
189,50
181,—
184,-
172,5«
172,-
162,75
164,37
235,12
240,62
224,75
211,87
262,62
284,25
263,62
257,75
Gelsenkirchen
211,50
21,,12
188,25
191,75
29«,—
27, ,25
248,62
237,7»
Siemens S tzalske
254,—
240,75
217,50
221,12
Hamburg»Ainerika«Linie , , ,
147,12
163,37
145,50
155,75
107,87
129,37
113,37
119,87
216,37
328, ^
278,—
291,75
3A Reichsanleihe
83,—
79,50
77,87
78.1«
tzA Russen von 1A>2
91,SV
90,75
8«,—
89,12
163,25
174 —
153M
155,25
V/s 56 Serben ^
93,30
90,90
8«,—
89,75
Türk. Unif. Anleihe von IM» ,
90,25

91.—
80,75
85,50
Türk. Administr, Anleihe , , .
83.90
82,60
77,5«
78.25
103.-
102.50
«7,2«
102.9«
415,25
544,5«
494,—
552,—
227,—
336,—
284,—
305.—
542,25
645,25
606,25
632 —
Vogtländische Maschinen , . .
471-
730,25
615.-
563,—
Naphtha»Nol>el
—
324,25
270,—
336,—

Die schwersten Aktien stehen, trotz den schlimmen Tagen, noch über dem ersten Iahreskurs. Man glaubt noch an die Wunder der industriellen Rente; und es kommt darauf an, wie lange die Politik die Gefühle unterjochen wird. Dauerts zu lange, dann könnte 1913 ein Jahr der Konsolidirung werden. Im anderen Fall ist ein ueuer Auf» schwung möglich. Wenn die Gelder eingesperrt bleiben, ist Hoffen und Harren vergebens und wir erleben, nach Taumel und Katzenjammer, den Sieg der Vernunft. Ich fürchte aber: nur dann. Ladon,

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hörden tn Berlin, — Verla« der Zuknnst in Berlw, — Druck von Paß S Garlcb G m b H, in L.'r'w,

Berlin, den 18. Januar 1»13.
Pause.
Elysion.
Ascit am fünfzehnten Ianuar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Casimir-Perier schon nach halbjährigem Aufenthalt dem Bourbonenelysion entlief und ins Land hinausschrie, dem höchstenAmt derRepublik fehle jedeMöglichkeit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrscht der Glaube, der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatsgeschäft einzugreifen habe. Der Glaube trügt. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief: -Wir gebenIhnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehenward."DamalsstandderPräsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1871, »sous I'alltorite cte I'^ssembleeI^Ätionale"; warder Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Gesetze zu verkünden, ihre Ausfü hrungzu überwachen, dieMinisterzu berufen und wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Elysierhaus thronte, fand er, dem höchsten Amt fehle die nothwendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer.
Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mit« ternacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amts macht

des Präsidenten fortan sieben Iahre währen zu lassen; trotz
dem höhnenden Ruf von der linken Seite des versailler Saales:
«Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!" Die end«
giltige Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten
Februar 1875 beschlossen wurde, hat auch den Bereich derPräsi-
dentenrechte geweitet. Der auf sieben Iahre Gewählte kann sich
wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht
der Republik.Ernennt alle Beamten (civile und militärische).Kann
Gesetze vorschlagen und muß die von den beidenKammern beschlos-
senen verkünden und für ihre rich tige Ausführung sorgen. Ist er mit
einem beschlossenen Gesetz nicht einverstanden, dann darf er,ehe die
Verkündungfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft
eine neue Berathung fordern, die keine Kammerihm weigern kann.
Auch sonst hat er das Recht,Botschaften an die Kammern zu richten.
BeiderBerathungen darf er, zweimal in einer Session, aufje einen
Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordent«
licher Session einberufen. Beide zurRevision der Verfassung auf-
fordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer derAb-
geordnetenauflösen,bevorihrMandaterloschenist. MitdenVer-
tretern fremder Mächte verkehrt er unmittelbar und. kein Staats-
vertrag kann ohne seine Mitwirkung Rechtskraft erlangen. Er hat
das Begnadigungrecht, ist in der Personenwahl für alle Aemter,
auch die höchsten, frei und darf, so oft erdaraus einen Nutzenhofft,
in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite
dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer
als des Deutschen Kaisers, der,wie Lagarde früh gezeigt hat, ohne
Souverainmacht, rechtlich der Präsident einer Republik ist. Sou-
verain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof
das Recht spricht. Und wenn die Reichstagsmehrheit ihre Macht
ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und
Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in derWahl des Geschäftsleiters
nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der
ist, wie Eugen Melchior de Vogüe vor zwanzig Iahren schrieb,
nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten lieber-
lieferung in der Möglichkeit feines Wirkens gehemmt. Welches
Volk aber kennt seine Verfassung gründlich? Gestern hörten wir
einen Staatssekretär, dernichtumFingersbreitevonderWillens'
linie des ihm vorgesetzten Kanzlers weichen durfte, rühmen, als
wäre er einselbständigerMinister gewesen; hörten allerlei putzige

Weissagung über die Politik, die der Erbe des Titanen treiben
werde. InFrankrcichistsnichtbcsscr.Herr Lehret, derVerfasser des
Buches -I^ePresident äe lal^epublique«, hat neulich im,Matin»er-
zählt, er habe einen ganzenTag lang in pariserBuchhqndlungen,
auf beidenUfernderScine.einExcmplarderVerfossung gesucht;
vergebens. Eine handliche, billige Ausgabe (wie wirsiein Gutten«
tags Sammlung haben) ist in den vier Lebensjahrzehnten derRe-
publiknievomBedürfnißgefordertworden.„IstdieseGleichgiltig-
keit nicht doppelt seltsam in einem Volk, das Barrikaden gebaut und
Throne gestürzt hat, um sich die Wohlthat einer Verfassung zu
sichern?" Daß Frankreichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl ge-
weihterOrtheiligerStillenocheinvomZephyrumfächeltesGefilde
derSeligen ist, hat das Schicksal der Grevy.Casimir- Perier, Fau re
erkennen gelehrt. Der imElysee gebietet, ist aber auch keine Fest-
puppe, kein Staatsornament; brauchts nichtzu sein. Kommt Einer,
der nicht nur behaglich leben, sondern seinRecht anwenden will:
er kanns. Die Flamme seiner Persönlichkeit würde ins Vaterland
schlagen und dem Auge der Nachbarschaft einleuchten, daß auch
sie das Wesen des Präsidenten nicht für unwichtig halten darf.
Wählt der Kongreß wieder eineninjedemSinnbequemenMann,
dann ist nur bewiesen, daß die politiciens den Geist der Verfassung
zu knebeln wünschen. Und daß ihnen dieNationderRcntnerdas
einträgliche Iakobinerspielnoch geduldig für ein Weilchen erlaubt.

Bukarest-Sofia.

„Die Dobrudscha ist fruchtbar, hat den wichtigen Hafen von
Konstanza, wäre von einem übermächtigen Bulgarien aber stets
bedroht; und ein großerTheil ihrerAecker wird von bulgarischen
Bauern bestellt. Rumänien sinkt, wenn einer der slavischen Bal-
kanstaaten steigt. Silistria öffnet und schließt die Pforte zum Jung«
fernboden der Dobrudscha und wäre, unter dem Schirm moder«
nerFestungwerke, ein noch gegen Springfluthen fester Deich. Fer-
dinand kann den Preis zahlen;käme noch billig davon. IstKönig
Karol, der zweite Sohn Antons von Hohenzollern, der Bruder
des Prinzen Leopold, dessen Kürung für den Spanierthron einst
im Vogesendickicht die Kriegssurie entfesselte, zu kühnemMannes-
entschluß schon zu alt geworden und hat die Gunst der Stunde ver«
zaudert? Zerriß ihm Ferdinands Kreuzfahrerruf die Rechnung
und lehrte den Klugen erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht

umhegten Autorität nicht mehr gelingen könne, die Walachen für
den Islam ins Geschützfeuer zu bringen? Oder ist er,noch vor der
Kriegserklärung der Tetrarchen, mit dem Herrn Vetter in Sofia
über den Staatshandel einig geworden?" Diese Sätze wurden
hier inden ersten Novembertagen veröffentlicht; alskaum irgend-
wo noch anRumäniensRechtsanspruchgedachtwordenwar. Der
ist jetzt das Thema des Tages. Die Rumänen murren: -Gegen
ein durch makedonisches und thrakisches Land vergrößertes, auf ein
starkes Festungviereck gestütztes Bulgarien brauchen wir Grenz-
schutz und müssen als Riegelthor Silistria haben. Das hat schon
im vierzehnten Iahrhundert dem glorreichen Walacheusürsten
Mircea gehört; und ist obendrein das Schloß, das den Eingang
in die Dobrudscha sperrt. Die werdet Ihr, wenn im Süden Euer
Landhunger gestillt ist, begehren. Deshalb müssen wir uns vor-
sehen und schon heute Silistria fordern. Warum erst heute und
nicht früher? Weil Ihr Bulgaren uns vorgegaukelt habt, daß Ihr
keinen Krieg, dann, daßIhrkeinen Gebietszuwachs wollt. Wären
wir, statt neutral zu bleiben, gegen Euch marschirt, dann könntet
Ihr Euch heute nicht als Sieger brüsten. Für unsere Neutralität,
die Euch einen gewaltigen Landfetzen verschafft hat, heischen wir
Entgelt. Weigert Ihr ihn, so seid Ihr, erstens, undankbare Kerle;
und wir nehmen Euch, zweitens, ehe Ihr zu Athem kommt, mit
Waffengewalt den Rechnungbetrag." Die Bulgaren antworten:
„ Wenn IhrAlles zurückverlangt, was vor einem halben Iahrtau-
sendMircea einst hatte,müssetIhrEuchzunächstwiderOesterreich-
Ungarn wenden. Uns gilt der Anspruch als verjährt. Wir sind
friedliche Leute. Schutz braucht Ihr gegen uns nicht; habt'ihn
nicht einmal gegen das Großbulgarien des Vertrages von San
Stefano gefordert. Was Ihr jetzt thut, ähnelt einer Erpressung;
dünkt uns mindestens nicht anständig. Wir haben die Last des
Krieges getragen, haben, um ihn würdig durchzufechten, unge-
heure Opfer gebracht: und Ihr, die keinen Mann und keinen Leu
aufs schwere Spiel gesetzt habt, nützet nun die Stunde unserer Er-
mattung, um uns einen Theil der Beute abzujagen. Gelingts,
dann werdet Ihr eines nicht fernen Tages den listigen Ueberfall
bitter bereuen. Statt der allen Christen gemeinsamen Sache fördert
Ihr die des Türken. Doch unsere Mattheit wird nicht lange wäh-
ren; und sobald wir erstarkt sind, rächt unser Arm die Schmach."
Wennmans sohört, möchts leidlich scheinen. Wecktaberdas

Gedächtnitz eines ähnlichen Handels, der schlimm ausging. Acht
Tage nach Königgraetz, in der Nacht vom elften zum zwölften
Iuli 1866, stand, im zwittauer Hauptquartier, plötzlich Benedetti
vor Bismarcks Bett und deutete die Notwendigkeit an, vor dem
Friedensschluß dem Franzoscnkaiser «Kompensationen" zu ge-
währen. Ein paar Stunden zuvor hatte Louis Napoleon zu Ro-
bert Goltz, dem Vertreter Preußens am Tuilerienhof, gesagt,
wenn er nicht wenigstens die rheinpfälzische Festung Landau er-
halte, stehe er in der Rolle eines Gedemüthigten und von den
Preußen Geprellten vor seinem Land. (Der Kaiser, schrieb Goltz
an Bismarck, «war erschüttert, ja, fast gebrochen".) Der nur im
Schwanken Beharrliche blieb nicht auf seinerForderung. Mein-
te noch am selben Tag, nur ausbündige Thorheit könne für ei-
nen kleinen Landstreifen den Volkshaß der deutschen Mensch-
heit einhandeln; und ließ sich dennoch in das -legitime Verlan-
gen einer Frankreich gebührenden Entschädigung" zurücktreiben.
Einer Entschädigung von dem Machtzuwachs Preußens, den
ein ohneFrankreichsMitwirkung geführter Krieg erstritten hatte.
Was damals über denRheingerufenwurde,klingtuns,alskäms
recta aus der Walachei. Die selben Argumente. Erstes: Ihr seid
so stark geworden, daß auch unser Grenzschutz verstärkt werden
muß; sonst sind wirnach Eurem Sieg schlechter bewachtalszuvor.
Zweites: Ihr seid undankbar; denn unser Eingriff hätte Euch ge-
hindert, zu siegen. Eine uns günstige Grenzregulirung: und Ihr
habt für alle Ewigkeit im Westen den zuverlässigsten Freund.
Während Louis Napoleon in Vichy unter Ischias und Blasen-
schmerz ächzt, drängt Drouyn de Lhuys ihn in den Entschluß,
Landau, Saarlouis, Mainz und Luxemburg zu fordern; damit
Frankreich (nach dem Wort des pfiffigen Victor Emanuel) auch
Etwas zu essen habe. Der Kaiser stöhnte; und schrie schließlich:
«Lasset mich in Ruhe und machet, was Ihr wollt!" Benedetti ist
seiner Sache nicht ganz sicher; hofft aber (wie jetzt Herr TakeIo-
nescu), mit dem Schreckbild einer Koalition (1866 Frankreich-
Oesterreich, 1912 Rumänien-Türkei) den vom Kampf geschwäch-
ten Sieger zu kirren. Er hehlt nicht, daß ohne Kompensation
die Zukunft des Kaiserhauses gefährdet sei; hört aus Bismarcks
Mund aber die Antwort: «Die Hingabe deutscher Erde ist un-
möglich; brächte uns, nach dem Triumph, den Bankerot. Lieber
einigen wir uns sofort mit den Wienern, gönnen i hnen Süddeutsch-

land, gehen mit ihnen über den Rhein und nehmen Euch den Elsaß/ So kann derPreuße sprechen, weil er aus Loes (des Militärbevollmächtigten) Berichten weiß, daß dem französischen Heer Pferde, Munition, Hinterlader fehlen. Benedetti muß den Vorschlag zurücknehmen. Doch im Februar 1867 wieder anklopfen: ob nicht wenigstens die Annexion Luxemburgs mit preußischer Zustimmungzu erlangen sei. Der Kanzler des NorddeutschenBundes ersinnt allerliebste Finten; die feinste in Geburtstagsstimmung. Als, am ersten Apriltag, BenedettiseinemGlückwunscheine -wichtige Mittheilung" folgen lassen will, ahnt Bismarck, daß Frankreich die Holländer zurAuslieferungLuxemburgs überredet habe, und sagtdem Gesandten, er müsse schnell in den Reichstag. Interpellation Bennigsen in Sachen Luxemburg: die Regirung soll ermahnt werden, das alte deutsche Land vor Frankreichs Gier zu schirmen. „WollenSie bis in die Leipzigerstraße mit mir gehen? Ich will antworten, die Regirung sei sicher, daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten zu schmälern gedenke. So kann ich reden, weil ich ja nicht weiß, wie weit die Dinge im Haag gediehen sind. Wäre die Thatsache des Vertragsabschlusses mir bekannt, dann müßte ich sie im Reichstag verkünden und könnte für die Wirkung auf das ohnehin national erregte Haus nicht bürgen." Das hörtBenedetti schon unterwegs; und vordemReichstagsthor die Frage: „Haben Sie, nach Allem, was ich Ihnen in der Eile sagen mußte, mir nun noch eine wichtige Mittheilung zu machen?« Kurze Pause. „Nein." Im Reichstag spricht Bismarck: „Wir verhandeln nicht mitFrankreich über Luxemburg; und wir hoffen, zweifellose Rechte deutscher Staaten und Völker ohne Gefährdung der freundschaftlichen Beziehungen zu unseren Nachbarn wahren zu können." Wieder muß Frankreich weichen. Im Haag erklärt der König und Großherzog dem französischen Geschäftsträger Baudin, ohne Preußens Zustimmung könne er Luxemburg nicht abtreten. Die letzte Hoffnung auf Kompensation ist geschwunden. Laut aberschallt durchsFranzenlandnundieLosung: „RachefürSadowa!«UnddieKriegsruthedräutrothvomHimmel.

Karl von Hohenzollern hat den Streit um die Kompensation als jungerFürst von Rumänien erlebt. Napoleon hatte ihn, den Enkel einer Prinzessin Murat, als Nachfolger des entthronten Hosvodars Cusa empfohlen; IoanBratianu ihm in Sigmaringen die Krone angeboten; Bismarck, am neunzehnten April 1866, ihm, ge-

gen denWunsch des ängstlichen Königs Wilhelm, gerathen, über
Paris incognito nach Rumänien zu reisen.(-Geht die Geschichte
schief, dann bleibt Ihnen immerhin die Erinnerung an ein inter-
<ssantesAbenteuer. ")Da auch der Iranzosenkaiser rieth,die wider-
strebenden Großmächte Rußland, Oesterreich, England und die
Türkei vor dasGewicht einerThatsachezu stellen, zog derPrinz den
preußischen Reiterrock in Düsseldorf aus, fuhr vermummt durch
Oesterreich und wurde am zwanzigstenMai vom Volksjubel inRu-
mänien begrüßt. Seitdem thront er und herrscht. Bratianus Traum
von dem dako-rumänischen Reich, dem Bulgarien, die Bukowina,
dasBanat, Siebenbürgen und Bessarabien angehörensollten, hat
Karol nie mitgeträumt. FreilichnichtfrühgenugdieAgitationver-
boten,die imBulgarenlandAufstände bewirkte und die unterHabs-
burgs Szepter lebenden Rumänen so erregte, daß Beust ein Heer
ins Fürstenthum schicken wollte und den Entschluß zur Okkupation
erst fallen ließ, als Eugenie ihn in Salzburg gemahnt hatte, nicht
allzu hitzig zu sein.PreußischeOffiziere waren alsInstruktorennach
Bukarest gekommen, preußische Hinterlader als -Eisenbahnmate-
Valien" eingeschmuggelt worden; bereitete sich unter russischem
und borussischem Schutz eineVerschwörung gegen Oesterreich und
dieTürkei vor? Karol hat das Mißtrauen rasch auszuroden ver-
mocht. SeineRegentenleistungisthöchstenLobeswürdig. Erdenkt
gewiß nicht daran, den Rouher und Drouyn nachzuahmen und
Rache fürKirkkilisse zu heischen. Er fordert nur, was er erlangen
muß,damitsein Thron auch den Erben trage. Am neunzehnten Iuli
1877 hat er, nach der russischen Niederlage bei Plewna, vom Groß-
fürsten Nikolai aus Tirnowa eine Depesche empfangen, die ihn
beschwor, schnell die Donau zu überschreiten und dem hart be-
drängten Russenheer Hilfe zu bringen. Er hats gethan; hat bei
Plewna dasKommando übernommen, dieRussen aus derKlemme
gelöst und vom Zaren gehört, Rumänien werde diese Helferthat
nie zu bereuen haben. Karol wird König, sein Land selbständig;
verliert aber die bessarabischen Südbezirke und soll durch den
achtenArlikeldesVertragesvonSanStefanogezwungenwerden,
seinePforten dem russischenHeer zu öffnen. Als derBevollmäch-
tigte sich schüchtern gegen solche Vormundschaft sträubt, pfaucht
ihn Gortschakow an:-Das fehlte noch! Die Geduld meines Herrn ist
nachgerade erschöpft. Er befiehlt mir, Ihre Regirung vor jedem
Widerspruch gegen denArtikel Acht zu warnen; die einzigeFolge

solches Protestversuches wäre unser Einmarsch und die Entwaffnung Ihrer Armee." So sah der Dank vom HauseHolstein-Gottorp aus. Das zwischen Rußland und Bulgarien eingepferchte Königreich mußte sich an den größten Donaustaat lehnen und hat seit 1887 mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn Verträge geschlossen, derenInhaltnieganzins Lichtkam. AuchmitderTürkei? Die Militärkonvention, von der im September 191l) geredet wurde und mit der auch General von der Goltz rechnete, hätte die Rumänen verpflichtet, wider bulgarischen Angriff dem Sultan beizustehen. Das geschah 1912 nicht. Doch ehe an die Knüpfung des Balkanbundes ernstlich zu denken war, kam aus Bukarest die Drohung: -Wenn Ihr Bulgaren bis ans Aegaeische Meer vorrückt und Adrianopel einsteckt, nehmen wir von Eurem Boden ein Pfand; weil wir nicht dulden dürfen, daß Ihr uns überwachset." Luxemburg? Nein. Frankreich hatte alle Kinder in seinem Haus und konnte einen starken Eisenriegel vorschieben. Von den zwölf Millionen Rumänen wohnen nur sieben im Königreich; und dieses Reiches Südgrenze ist offen. Auf Makedonien und Albanien soll es verzichten, um das Schicksal der unter austrischer, ungarischer, russischer Herrschaft lebenden Landsleute sich nicht kümmern. Bringt ein Krieg, der die Slavenmacht ins Ungeheure mehrt, ihm nicht einmal Silistria, dann fragt dasVolk, zu welchem Zweck die Heereszifer auf Vierhunderttausend erhöht worden sei. Dann wird der Panrumanismus, der in die ungarischen Komitate schaut, zur Donaugefahr. Und derThronmorsch, den Karol gezimmert hat. Hohenzollern-Sigmaringenund Koburg-Kohary. Zwei deutsche Fürsten müssen, zwei kluge Männer können sich verständigen. Ie stärker Bulgarien wird, desto heftiger auch sein stolzer Wille, russischen Druck nicht zu dulden. Schon Stambulow hat gesagt, jederBulgare müsse demHimmel dafür danken, daß dieDobrudschaseine Heimath vonRußland scheide.Die Wahrheit desWortes klingt gewiß auch in Ferdinands Ohr. Regirte Vernunft, dann dürfte er zu dem Herrn Vetter sprechen: „Helft uns erst die Vernichtung der europäischen Türkei vollenden und nehmt als Lohn dann, was jetzt einuns abgepreßterTributschiene." Doch Europa regirt. Und die Mächte, deren Stimmgabel denTon des wunderlichen Konzertes angiebt, wünschen, daß dem großen Zaren für den kleinen noch Allerlei zu thun übrig bleibt und daß in Südost die deutschen Dynastien sich in Groll von einander wenden.

"X^ Der Iesuitenpopanz.
DRm Beginn des sechzehnten Iahrhunderts schwebte die europäische Menschheit in Gefahr, in einen Sumpf von Liederlichkeit zu versinken. Da schickte Gott den Luther, die schweizer Reformatoren und den Ignatius von Loyola, die den drei Völkergruppen Mittel- und Westeuropas (jeder in der ihrer Volksart angemessenen Weise) zu Hilfe kamen. Die Iesuiten bahnten durch ihr Bei" spiel und durch ihren Einfluß auf die Machthaber die katholische Reformation an, zwangen den Welt- und Ordensklerus zur Läuterung, disziplinirten den katholisch gebliebenen und den rekatholisirten Theil der deutschen Katholiken und gewannen ihn der Kirche innerlich wieder, nicht durch diabolische Künste, sondern durch ihren unsträflichen Wandel, ihre glühende Frömmigkeit und ihre planmäßige, gewissenhafte, unermüdliche Arbeit in Schule und Seelsorge. Diese historische Mission war im achtzehnten Iahrhundert vollbracht; von da an traten andere sittigende Kräfte in Thätigkeit und heute bedürfen die Völker weder der sola t'iäes noch der Prädestination mehr, auch nicht des gegen die Rotte Satans organisirten Fähnleins Iesu. So weit die Religion noch nöthig, ist auch für sie hinlänglich gesorgt, und zwar nirgends besser als im katholischen Theil Deutschlands. Die deutschen Katholiken sind nicht nur gläubig, sondern glaubenseifrig, gesittet und tüchtig, ihre Geistlichen unterrichtet, sittenrein und pflichteifrig. Daß die Iesuiten keine aktive politische Rolle mehr spielen können (ob sie in früheren Zeiten je eine solche gespielt haben, vermag ich nicht zu entscheiden), ist Iedem, der die heute wirksamen politischen Triebkräfte kennt, vollkommen klar. Da sie grundsätzlich Papalisten, hyperorthodor und bigott sind, wäre es wohl möglich, daß sie den Papst in diesem Sinn beeinflußten und hinter der streng orthodoxen „Berliner Richtung" ständen. Wäre es so, dann wäre ihnen Niemand weniger zu Dank verpflichtet als die deutschen Katholiken und das Centrum, die durch die vielbesprochenen päpstlichen Kundgebungen und den Gewerkschaftstreit in allerlei Wirrnisse verwickelt worden und in gräßliche Verlegenheit gerathen sind. Die Protestanten sind es, die, als Feinde der Katholiken, den Urhebern dieser Wirrnisse, mögen es nun Iesuiten oder andere Leute sein, zu danken haben.
Wie geht es nun zu, daß der Orden trotzdem in Deutschland ungeheuren Lärm erregt und sogar eine passive politische Roll: spielt? Sein protestantischer Apologet Viktor Naumann (Pilatus) hat gezeigt, daß das weit umher spukende Zerrbild des Ordens nicht von Protestanten, sondern von Katholiken gemalt wurde. Die

alten Orden, denen die Iesuiten mit glänzendem Erfolg Konkurrenz machten, die eifersüchtige Sorbonne, das herrschsüchtige pariser Parlament, die Prälaten und die Weltgeistlichen, deren bequemem Wohlleben die katholische Reform ein Ende machte, haßten die neue Gesellschaft, verdächtigten und verleumdeten sie.- Der tzochmuth der durch ihre Erfolge aufgeblähten Iesuiten und ihre Selbstberäucherung steigerten den Haß. Diesen Gegnern gesellten sich dann noch die aus reinen Motiven kämpfenden Rigoristen jansenistischer Richtung zu, deren Führung der große Pascal übernahm. Iesuitennovizen, die wegen Verfehlungen ausgestoßen worden waren, rächten sich durch Schmähschriften und Satiren. Die Protestanten, denen ja die Iesuiten erheblichen Abbruch gethan hatten, benutzten natürlich mit Vergnügen diese Literatur; und seitdem hat immer die nächste Generation von Iesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und sie zu prüfen. An dem großen Sturm des achtzehnten Iahrhunderts, der den Orden zerschmetterte, haben sich ja fast nur Katholiken betheiligt; Friedrich der Große und Paul der Erste von Rußland gewährten ihm Zuflucht und beschützten die in allen katholischen Ländern wie wilde Thiers gehetzten Väter. Friedrich verspottete in den Briefen an seine französischen Freunde den giftigen Haß dieser „Philosophen" gegen harmlose und nützliche Ordensleute. Naumann macht es glaublich, daß die im Freimaurerorden organisirten josefinischen Prälaten den Vernichtungskampf geleitet haben, und gerade die geheimbündlerische Organisation dieser Herren legte ihnen nah, auch den Iesuiten geheimbündlerisches Wesen unterzuschieben oder (einen wie bedeutenden Tribut hat doch selbst Goethe dieser Psychose des Cagliostrozeitalters entrichtet!) als selbstverständlich bong, kiäo vorauszusetzen. Dieses dankbaren Zuges der Karikatur bemächtigten sich Romanschreiber: zuerst Clauren (tzeun), zwanzig Iahre später Eugen Sue, dann eine Menge Nachahmer. Erst vor ein paar Iahren ist wieder eine Sudelei erschienen, in der die mir zufällig bekannten Verhältnisse einer oberschlesischen Magnatenfamilie arg entstellt und mit einer Iesuitenmär verwebt werden. So ist denn in der Phantasie der deutschen Protestanten die Gesellschaft Iesu ein im Finsteren sein unheimliches Wesen treibender Geheimbund von Giftmischern, Erbschleichern und politischen Ränkeschmieden geworden; eine Rotte böser Menschen, die über unermeßliche Reichthümer verfügt und mit übermenschlicher Macht die Völker gefesselt hält. Sogar einen Pastor habe ich diese Macht in den lächerlichsten Ausdrücken beschreiben hören. Daß ein Orden der Katholischen Kirche aus

durchaus unmoralischen Menschen bestehe, ist ein Argument gegen
diese Kirche selbst, das die Pastoren nicht gern vermissen möchten;
hauptsachlich aber wird deren Haltung dadurch bestimmt, daß sie
den Jesuiten ihre Betheiligung an der Gegenreformation nicht
vergessen können. Von den Katholikenverfolgungen in protestan-
tischen Staaten weiß das protestantische Publikum nichts, weil die
Populärgeschichte und die verbreitetsten Zeitungen von Protestan-
ten geschrieben werden. Als im Beginn des neunzehnten Iahr«
Hunderts der Rationalismus der Religiosität wich, der konfessio-
nelle Gegensatz neu auflebte, die Katholiken die Wiederherstellung
der Gesellschaft Iesu als ein Symptom der Wiedergeburt der Kirche
begrüßten, da erschien diese Gesellschaft den Protestanten nicht nur
als eine Schutztruppe Roms, sondern als die Organisation, in wel-
cher der römische Katholizismus sein echtestes und innerstes Wesen
enthülle, und der Kampf gegen die Iesuiten bedeutete fortan den
Kampf gegen den in ihnen konzentrirt geglaubten Katholizismus.
Dem Zeitungpublikum ist der so geschaffene Popanz äußerst
bequem und darum lieb geworden. Was zumPublikum gehört, Das
hat ja keine Ahnung von wirklichen Ursachenverkettungen und
braucht darum einen Popanz als Sündenbock, dem es die Schuld
an Allem aufbürden kann, was gegen seine Wünsche geht. Ieder«
mann im Publikum hält seine Partei für die allein zum Dasein
berechtigte und meint, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen,
wenn so atavistische Menschenspezies wie Theisten, Christen, gar
Katholiken noch existiren; nur eine geheimnißvolle, bisher nicht ge-
nügend erforschte'Macht könne das Unliebsame erklären. Das ka-
tholische Publikum steht natürlich nicht höher als das protestan-
tische; wenn abgeschmackte Bigotterie die ganz weltlich gesinnten
Romanen aus der Kirche verjagt, müssen an dem großen Abfall die
Freimaurer schuld sein. Bekannt sind die Popanze, die auf ande-
ren Gebieten der Mühe der Ursachenforschung überheben: Iuden,
Börse, Agrarier, Kamarillen und ähnliche mehr; für ihre Nieder-
lagen im Iahre 1870 machten die Franzosen Napoleon und ver«
rätherische Generale verantwortlich und heute wittern sie Deutsche
hinter jedem Mißgeschick, das sie trifft, wie der Protestant hinter
jeder ihm unangenehmen politischen Wendung Jesuiten sieht.
Diesen lieben Popanz mußte er zu verlieren fürchten, als nach
18^8 Iesuiten in Deutschland Missionen abhielten und kleine
Gruppen sich zur Aushilfe in der Seelsorge dauernd niederließen.
Jedermann konnte sich jetzt davon überzeugen, daß sie keine Nnge-
heuer waren, sondern Menschen wie andere Menschen; keine ein-
zige Schandthat konnte ihnen nachgewiesen werden; nicht einmal

den Gefallen thaten sie ihren Gegnern, den konfessionellen Frieden zu stören: in ihren Predigten gedachten sie der Andersgläubigen mit keinem Wort. Freilich sahen Die gerade darin die Friedensstörung; daß es keine Möglichkeit gab, den Iesuiten Etwas ans Zeug zu flicken, störte ihren Herzensfrieden. Und im Krieg verdienten sich einige Iesuiten das Eiserne Kreuz! Das geht' nicht, sagten sich die intellektuellen Führer im Kampf gegen den Katholizismus. Wenn das Volk die Iesuiten als gute und achtbare Menschen erkennt, dann sind wir, die wir sie als Scheusale gemalt haben, ja jämmerlich blamirt. Darum müssen sie dem Publikum aus den Augen gerückt werden. Ein anderes Motiv für das Iesuitengesetz war der irrige Glaube, daß der Orden heute noch die Hauptstütze des Katholizismus, also auch des Theismus sei. (Die katholische Restauration in Anfang des neunzehnten Iahrhunderts ist nicht den Iesuiten zu danken, sondern der unjesuitischen Strömung, die nicht ganz zutreffend die romantische genannt wird.)
Bei den Katholiken liegt die Sache umgekehrt. Sie empfinden es als eine persönliche Beleidigung, daß die Kirche, der sie angehören, für fähig gehalten wird, sich einer Rotte von Bösewichtern als Truppe zu bedienen, und wollen sie im Lande haben, nicht, weil sie nothwendig sind, sondern, um durch ihre Gegenwart und Wirksamkeit die Iesuitenfabeln zu widerlegen. Sie empfinden es als Beschränkung der Religionfreiheit, daß Einer der Ihren, der in den Orden tritt, dadurch aus dem Vaterland verbannt wird, in dem er nicht gut dauernd verweilen kann, wenn er seine Berufl-thätigkeit nicht ausüben darf. Und Viele lieben den Orden gerade darum, weiler so grimmig gehaßt wird; denn, sagen sie, dieser Haß, der doch eigentlich der Katholischen Kirche gilt, ist der beste Beweis dafür, wie nützlich die Iesuiten der Kirche sind.
ImIesuitengösetz war der (aufgehobene) Paragraph 2, der gelehrte und nicht irgendeinesVergehensverdächtige, geschweige denn überführte Männer mit Dirnen, Landstreichern und entlassenen Zuchthäuslern beinahe auf eine Stufe stellte, eine Schmach für das Reich. Der Rest ist überflüssig; denn daß ihnen lein deutscher Staat die Erlaubnis; ertheilen wird, Gymnasialunterricht zu ertheilen, steht fest; damit sind sie aber schon, als Orden, ohne Sondergesetz vom Reichsboden ausgeschlossen. Denn Gymnasialunterricht ist ihre spezifische Ordensthätigkeit, Dürfen sie'ihn nicht ertheilen, dann können sie keine Kollegien errichten, können nur einzeln oder in kleinen Gruppen in Privathäusern wohnen, um als Aushelfer in der Seelsorge thätig zu sein, Vorträge und Missionen zu halten; für eine so fragmentarische Thätigkeit wird der-

nicht sehr zahlreiche Orden niemals viele seiner Leute übrig haben. Wenn der Bundesrath klug sein wollte, verstand er unter den im Gesetz, verbotenen Niederlassungen die in den Ortsstatuten vorgesehenen: Kollegien (Gymnasien) und Profeßhäuser, kümmerte sich aber nicht darum, was die einzeln oder in Gruppen bei uns weilenden Ordensmitglicder trieben. Zählt er die geistlichen Amtsverrichtungen auf und giebt im Einzelnen an, welche einem Iesuiten erlaubt und welche verboten sein sollen (eine stille Messe dürfe er lesen, aber kein Hochamt singen, außer bei einer Primiz), so schämt man sich dieser Bevormundung der Staatsbürger (derer nämlich, die den Iesuiten einladen) in Dingen, die den Staat absolut nicht angehen. Die letzte Interpretation des Bundesraths hatte bei mir zunächst eine Heiterkeitexplosion zur Folge. Musterleistung einer jener Kanzleien 5 1s, Metternich oder Kamptz, die vor Achtundvierzig mit so glänzendem Erfolg das Geschäft der Revolutionärzüchtung betrieben. Welches Glück für die Verbündeten Regirungen, daß die Iesuitenmoral das Revolutionmachen verbietet! „Nicht untersagt sind wissenschaftliche Borträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren." Die Monisten und die Sozialdemokraten predigen täglich in Borträgen und Zeitungen, daß „die Wissenschaft" den Glauben an Gott nicht mehr gestatte. Wenn nun ein Iesuit ein naturwissenschaftliches Thema behandelt und dabei zeigt, daß die aus der Naturwissenschaft gegen den Gottesglauben gezogenen Folgerungen unzulässig sind, so übertritt er das Gesetz, denn er berührt ja das religiöse Gebiet. Herr Erzberger ist im Recht: solches Gesetz giebt es außerhalb Deutschlands auf dem ganzen Erdball nicht. Also die Geschichte kam mir urkomisch vor. Als dann aber wirklich (in Freiburg) einem Iesuiten verboten wurde, allgemein -christliche Glaubenswahrheiten in Borträgen zu behandeln (er hätte es inhaltlich nicht anders gemacht als ein beliebiger Pfarrer, nur wahrscheinlich für den Inhalt eine packendere Form gefunden), und als dann in einer öffentlichen Versammlung in Pforzheim der Jesuitenorden heftig angegriffen, dem Iesuiten Cohausz aber die öffentliche Antwort auf diesen Angriff verboten wurde, da verging mir doch das Lachen; und ich fragte mich, bis auf welche Stufe der vormärzlichen Polizeiwirthschaft der sich als Fortschritt geberdende Rückschritt, der ja wohl im Blockländle regirt, uns noch zurückführen werde. Daß sogar in Preußen, wo doch die Polizei Dissidentenkinder mit Brachialgewalt in den Katechismusunterricht schleppt, die Nichtexistenz Gottes und der „Christenmythus" öffentlich dozirt werden darf, nicht aber der christliche Glaube, wenn sich ein Iesuit Dessen unterfängt, reizt doch wieder zur Hei-

terkeit. Bei den Katholiken überwiegt natürlich der Unwille; und
sie müßten Klötze, Schlafmützen oder Sklavenseelen sein (die
Schlafmützigkeit ist ihnen von der protestantischen Polemik, von der-
preußischen Imparität und im Kulturkampf ausgetrieben worden),
wenn sie nicht allesammt aufbegehrten gegen solche Ungerechtigkeit
und exzeptionelle Beschränkung der Gewissens« und Redefreiheit.
Rücksicht auf die Empfindung der protestantischen Mehrheit soll
die Aufrechterhaltung und strenge Durchführung des Iesuitenge-
fetzes gebieten! Man stelle sich vor, daß die Expatriirung von Per-
sonen, die einer zufälligen Mehrheit unsympathisch sind, Grund-
satz der Gesetzgebung würde! Und ist es denn wirklich die Mehr-
heit des nichtkatholischen Volkes, die solche Maßnahmen fordert?
Ich bin fest überzeugt davon, daß den norddeutschen Bauern,
Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, die nie im Leben einen Ie-
suiten zu sehen bekommen, der Orden so gleichgiltig ist, wie er es
verdient. Nur die Macher der Öffentlichen Meinung sind es, die
sich in diesem Fall, wie in anderen Fällen, als Volk geberden.
Sollte der Iesuitenhaß und die Iesuitenfurcht wirklich hier und da
ins evangelische Voll eingedrungen sein, so sind es außer einigen
Schundromanfabrikanten die Witzblätter, die ihn hineingetragen
haben. Der Herr Reichskanzler mag sich in Acht nehmen! Der selbe
Kladderadatsch, der allsonntäglich die Iesuiten als einen das Reich
bedrohenden Ungezieferschwarm schildert, denunzirt auch ihn als
eine unsympathische und fürs Vaterland verhängnißvolle Gestalt.
Als Modelle für seine Bilder wären übrigens dem Witzblatt die
Iesuitenportraits in dem Buch „Sind die Iesuiten deutschfeind-
lich?" zu empfehlen (Freiburg, Karitas-Verlag, 1913). Darin wird
erzählt, wie die Iesuiten in den deutschen Kolonien, in denen Bel-
giens und Hollands, Frankreichs und Italiens, West- und Ost-
asiens, Nord- und Südamerikas für die Erhaltung deutscher
Sprache und Sitte wirken. Besonders interessant ist, daß auch in
den Vereinigten Staaten, wo die Deutschen ihre Sprache so rasch
aufzugeben pflegen, in den von Iesuiten geleiteten Pfarrereien
unsere Landsleute und ihre Kinder deutsch bleiben; was mich, als
Patrioten, nöthigt (ich habe das Buch erst durchblättert), die Be-
hauptung, die Iesuiten seien heute überflüssig, einzuschränken.
Die deutsche Intelligenz könnte sich ein Wenig vor dem Aus-
lande schämen und auf den Popanz verzichten, dessen Kult, wenn
auch nicht in der Schrecklichkeit, so doch in der Unvernunft, mit dem
Hexenaberglauben in die selbe Kategorie gehört; dann würde der
Iesuitenspektakel verstummen und keinMensch würde dadurch einen,
Schaden erleiden.
Neisse. KarlIentsch.

Puzzle-Malerei.
Puzzle-Malerei.
er Theil der Kunstkritik, der Jahrzehnte lang nach der Eröffnung
jeder größeren Ausstellung das Censursprüchlein mit der Fest->
stellüng schloß, „wirklich Neues" sei da nicht, könnte nun wohl zufrie-
den sein. Denn das Heilsjahr 1912 hat uns des Neuen genug be-
schert: im Frühjahr die Futuristen, dann den Sonderbund und endlich
die Ausstellung für „Moderne Kunst" (Oerels Ss I'srt inoSsrns) im am->
sterdamer Städtischen Museum: Die Spitzen der Stadtbehörden und
der Konservator des Reichsmuseums eröffneten die Ausstellung. Der
Präsident, Toorop, war durch Krankheit verhindert, dem feierlichen
Akt beizuwohnen. War diese Krankheit nur Zufall?
Die Aussteller gehören drei Kategorien an. Erste: die Alten, die
man aus Pietät noch zuläßt, weil sie einst eine gewisse Bedeutung hat-»
ten, wie Toorop, die aber nicht auf der Höhe modernen Denkens und
Schaffens stehen, weil sie noch nicht ganz mit der alten Tradition, daß
Kunst von Können herkomme, gebrochen haben. Dann Männer wie
Gauguin, die, als ehrliche Ringer, durch allerlei Umstände eine Art
Märthrerglorie erwarben und die man nun in den „Ehrensaal" hängt.
Zweite Gruppe: die Träger des neuen Gedankens; die Genies psr
excsllsuos. Deren Zahl ist groß; das Geni^ ist heute eben nicht mehr
selten. Früher entdeckten die Nachgeborenen, daß sie selbst, in ihrer
Jugend, oder ihre Väter ein Genie erlebt hatten. Heute leben die Ge-
nies mitten unter uns. Und in welcher Fülle! Man muß andächtig
staunen. Dritte Gruppe: die Mitläufer; Leute, die nicht gerade genial
sind, aber ein redliches Talent besitzen und noch nicht alles bei irgend-
einem Meister Erlernte vergessen haben.
Zur dritten Gruppe zähle ich Thorn Prikker, der bei Dürer und
den Chinesen in die Schule ging und sie noch nicht überwunden hat.
Ferner Certon van Rosweyde, der im Stil einer guten chinesischen
Malerei einen „alten Italiener" bringt. Gestel hängt sich an Toorop
(nicht an den Könner, sondern an die bunten Lappen, hie Der sich an-
flickt) und zeigt, namentlich in seinem „^ousur su violon", wie viel er
noch verlernen und ablegen muß, ehe er es bis zum Rang eines Genies
von heute gebracht hat. Auch Van Dougen gehört hierher. Seine
„?smmo sssiss" aber ist kitschig und süßlich (I^s bslls ?stms war viel
besser) und es wäre schon Zeit, ihn auszuschließen. Vielleicht müßte
man auch mit Jan Verhoeoen und Jan Sluyters so verfahren. Die
„Imprsssion gs orspusouls" von Sluyters und Verhoevens „k'Isui-s (pst
rouFg)" und „?Isurs su kong bleu" gehören eigentlich in eine andere Um-
gebung, Hierher scheint sie der Zufall geweht zu haben.
Gauguin: im Hauptsaal. Nicht die besteu und interessantesten
Arbeiten; aber immerhin eine Sammlung, die seine Entwickelung
sichtbar werden läßt. Sein erstes Werk, Portrait S'snKnt, fein im Aus-
druck und im Ton; aber wie viele Meilen weit liegt Das hinter uns!
Dann Landschaften und Stilleben, die deutlich den Schüler Pissaros

erkennen lassen, aber schülerhaft und fast süßlich. Endlich einige gute, charakteristische Arbeiten: „Wst ge ,neigs", „I^ss n«Arss8ss" und ein Portrait von Vincent van Gogh, Ein paar interessante Holzschnitte. Gauguin gehört zu den Aposteln des neuen Glaubens. Deshalb sei ihm viel verziehen. Deshalb dnldet kindlich fromme Pietät ihn eben noch. Ein guter Sohn übersieht,die Schwächen der Eltern mit einem milden Lächeln auf der Lippe.
Toorop. Auch einem Präsidenten verzeiht man Allerlei: sonst hätte man seine große Zeichnung „8sint-?aul" und die Kinderköpfe auf dem „Christus Eucharisticus" (Zeichnung) sicher zurückgewiesen. Was mögen diese Dinge sich im Dunkel der Nacht erzählen und wie mögen sie sich zwischen den Arbeiten der wahren Genies fühlen? Einzelnes gehört ja hierher: „8sint>>lssn s ?stmos" und „I>s (^Krist st Is» ^potr«8" Doch für Toorop, als halben Malaien, sind die Wahangfiguren nicht ganz fremd, bei ihm könnte man solchen Anschluß fast natürlich finden; und deshalb sind auch diese Dinge eigentlich zu verürtheilen, weil noch ein innerer Zusammenhang besteht. Was aber wird einem Präsidenten nicht verziehen? ?out «oimus «Ks? nous.
Nun aber zu dem „wirklich Neuen", zu den Trägern der neuen Botschaft. Da wimmelt es von Genie. Hier wird es zur Neurose, ähnelt dem Veitstanz; wie eine Schaar moderner Geißelbrüder ziehen die von solchem Genie Befallenen über das alte und müde Europa hin. Zwar hatten die Futuristen uns im Frühjahr aus unserer dumpfen Trägheit aufgerüttelt. Aber es waren falsche Propheten, wie wir jetzt hören. In der Eröffnungrede wurden sie als eine „Räuberbande" gebrandmarkt, die sich ruchloser Weise für die wahren Priester der Moderne ausgaben. Das war Lug und Trug. Jetzt erst kommt der wahre Heiland, der Messias, das Genie, das alle Werthe umwerthet.
An der „Ehrenwand" hängt Le Fauconnier, der auch dem Katalog ein Geleitwort gegeben hat. Er kündet die neue Botfchaft und erklärt sie sogar Denen, so noch eines erklärenden Wortes bedürfen. Wie ein eiserner Ring schloß es sich um mein altmodisch dummes Gehirn und ich erschauderte bei dem Gedanken, ich solle mit dieser „^bongsiioe" oder der „?smWs 5 I'svsntsil" mein Lager theilen. Nicht mit der Fingerspitze würde ich Trottel diese Weiber anfassen; die Vorstellung, sie in die Arme zu schließen, ist schrecklich. Ganz links, wie aus Aeonenferne, sah ich Picassos „üsr?olls nus" zu mir hinüberblinzeln. Der Katalog sagt, daß dieses Bild 1905 gemalt wurde. Ein Jahrhundert scheint uns von ihm zu trennen. Ein berliner Kenner sagte mir, daß Picasso damals noch nicht zur vollen Reife entwickelt gewesen, dieses Bild noch als Anfängerarbeit zu nehmen sei; mag sein. Man denkt an Trecento und die Fresken in San Marco. Ueberwunden,
Doch zurück zu Le Fauconnier. Ich krame in meinem verstaubten Eedächtniß und suche nach einer Formel, nach dem Ursprung der Hieroglyphe dieses Genies. Aha. Da hinten, weit, Carrisre (^«mmo 5 ^'sveiitsil); dazu etwas verdünnten, schlechten Cezanne flets Ss zsune

kills); noch ein Quentlein Lautrec vielleicht, recht viel Genie neuster
Sorte eingestreut: dann hätte man vielleicht die Formel für Faucon-
nier, für seine Landschaften braucht man freilich auch noch die Hin-
tergründe, die ganze Landschaftwelt des Trecento.
So lange man aber noch schnell erkennen kann, was der Künstler
darstellt, ist die letzte Konsequenz nicht gezogen. Die Sache muß „wei-
ter entwickelt werden". Und Fauconnier, der älter werdende Picasso,
Braque, Bresdin, alle diese wirklich reifen, ausgereiften, überreifen
Genies thun denn auch diesen Schritt. Formel: Man entwerfe eine
Zeichnung oder Malerei, nehme dazu, je nach Bedarf, seine Ingre-
dienzen aus dem Trecento, aus der Südsee, von den Malaien, von
Cszanne und Toorop, beklebe damit die Würfel, Kegelschnitte, Kreis-
segmente, Scheiben eines Puzzle-Spieles, werfe dann Alles durchein-
ander und überlasse den intuitiven Wallungen des Genies, eine hö-
here Einheit daraus zu bilden; doch so, daß der ungebildete Mittel-
europäer möglichst wenig davon erräth. (Was er erkennt oder erräth,
ist, nebenbei gesagt, meist recht kitschig, angesüßelt und jeden Könnens
bar.) Nun erst hat man das Gemälde der Zukunft, die neue große
Kunst, die nach Fauconnier, wie einst die Gothik, vom Norden Frank-
reichs ihren Siegeszug über die alte, stagnirende Welt antritt. Mö-
gen die Verkünder nun Picasso, Fauconnier, Braque, SHelfhont,
Bresdin oder sonstwie heißen: durch dieses Verfahren ist jedenfalls
eine neue Einheit geschaffen worden. Daß der Eine ein Bischen mehr
von Cssanne, der Andere mehr Toorop nimmt, Dieser zerhackte holz-
manequins, Jener zerschnittene Theaterrüstungen dazwischen mengt,
bleibt für das Resultat belanglos. Während jedoch die meisten dieser
Kämpfer sich bemühen, die Fläche mit dem drei- oder vierdimensio-
nalen Raum zu vermählen, halten sich Andere fest an die Fläche. Zu
ihnen gehört Mondrian. Seine Formel kommt aus der Quadratur
des Cirkels und er scheint seine Aufgabe wirklich restlos gelöst zu ha-
ben; denn einige sorgsam zu Papier gebrachte Cirkel- und Elipsen-
berechnungen geben durchaus den Eindruck von blühenden Bäumen
oder von einer „Marine".
Meinem simplen Vorstand wollte es zwar anfangs nicht ganz
einleuchten. Aber da standen zwei Jünglinge, die einander die Ge-
heimnisse dieser Linien, ihrer Schwingungen, Vibrationen und Klänge
erklärten. Verstand ich auch, in meiner Unwissenheit, nicht viel da-
von, so überzeugte mich doch der gehobene Ausdruck ihres Wesens,
die Inbrunst und Durchgeistigung ihrer Gesichter, daß es sich um eine
neue, tiefe Wahrheit handle. Schon wollte ich mich ihnen zuneigen
und ergeben: aber da hatte mich der Böse wieder erfaßt und raunte
mir ein altes Wörtlein zu; das von den zwei Auguren. Ich ward noch
nicht erlöst und wie gepeitscht durcheilte ich dieses Labyrinth von Hy-
sterie und Neurasthenie (wie mein dummes Hirn es nannte). Ich fürch-
tete, diese badenden Damen und andere weibliche Wesen gar wohl lie-
bend umfangen zu müssen, um sie besser erfassen, begreifen zu können.

Die Zukunft.
Ein Schauder packte mich. Wie ist diese Welt doch voll Grauens! War
es draußen, im rosigen Licht, nicht ganz anders? Ich eile dem Aus«
gang zu. Verirre mich und gerathe in einen Seitenraum, wo Neuer-
werbungen hängen. Ein Aquarell von Vincent van Gogh. Helle
Sonne, Wahrheit, aufrichtiges Streben nach Wahrheit und ehrliche
Arbeit, Aeiliger Vincent, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie
thun. Dann eine kleine Mandolinenspielerin von Corot. Zum Ent-
zücken, Ich bin noch nicht reif für die Bekehrer und die neue Kunst.
Unmöglich ist mir, die Straßen Amsterdams, an einem der feinen
grauen Tage, wie man sie nur in Holland sehen kann, im Sinn der
neuen Botschaft zu erfassen. Aber einen Rath möchte ich den Behörden
von Amsterdam geben; den: Rembrandts Nachtwache und Staalmee«
sters, auch die Bilder des delfter Vermeer so schnell wie möglich ver-
schwinden zu lassen; ansonsten könnten sich doch gar manche Leute fin-
den, die bei diesen alten Propheten bleiben. In Paris hat man mit
der Mona Lisa ja schon einen löblichen Anfang gemacht.
Auf dem Heimweg wurde mir dann noch Manches klar. Wir sind
nun einmal Mitteleuropäer, nicht Botoknden, Kongoneger oder Neu-
ginealeute. Wie soll uns möglich werden, zu denken, zu fühlen und zu
schaffen wie diese Menschen, wenn wir nicht leben wie sie, wenn uns
nicht gelingt, unser Hirn auf die selbe Einstellungtiefe (oder Höhe?)
zu bringen? Einzige Lösung: Auf, in die jungfräuliche Natur Neu-
guineas oder an den Kongo! Aber dann auch fort mit Allem, was uns
noch vom alten Europa anhaftet,
Noordwijk aan Zee. Leo Klein-Diepold.
☐war spät, Sie hatten verspielt. Sie gingen hinaus in die leise
SNiS athmende, ruhig schmeichelhafte, weiche Nacht. Hinter ihnen lag
die grelle Blendung und Athemlosigkeit des Spielsaals. Ihrer Drei
gingen sie zusammen, die zuerst in einer leisen, beinahe schönen Be-
täubung dort heraustraten und von der Sternennacht empfangen
wurden,
Sie sahen sich an, ohne sich zu sehen, und von allen Dreien, die'
gleiches Schicksal getroffen, hatte Keiner für den Schicksalsgenossen
auch nur den flüchtigsten Blick und Gedanken. Sondern still verbissen
ging Jeder seinen Weg.
Und des Ersten Weg führte scheinbar geradeaus, unwiderstehlich
zu einem bunt erleuchteten Lokal, einer Bar unten in der Stadt, in der
verrufenen Gasse,
Er taumelte hin zum Licht wie ein Falter. Dumpf dachte er Et-
«ZV
Drei Spieler und drei Teufel.
Ein Nachtspuk,

was und eigenthümlich dumpf lachte er dazu, „Ich bin hübsch und jung", meinte er, „Das gilt auch was. Damit läßt sich viel anfangen in höchster Roth. Sie haben auch ein Herz und Augen und Sinne, die käuflichen alten Mädchen. Ich finde wohl Eine, die gut zu mir ist und mir Absinth einschenkt, da drinnen..Und als wäre er schon so betrunken, wie er wünschte, stieß der Spieler schwer die Thür auf.
Ein kleiner Teufel aber, der ihm bisher wie ein Seidenäffchen im Nacken gesessen und ihm wohl diesen Gedanken ins Ohr geblasen hatte, rieb sich die ekelhaften Händchen und zeigte ein rothes Zünglein voll Vergnügen.
Der zweite Spieler ging an der Bar vorbei, ohne den Lichtschein, der doch bunt genug war, zu bemerken. Er war lang und hager. Ihm nach, immer ihm nach schleppte sich ein seltsames Schattengebilde. Es bildete mit dem Spieler zusammen ein doppelköpfiges Ungeheuer. Der eine Kopf mit zwei Armen und Beinen gehörte einem seltsamen Teufel an, der schwarz und dabei durchsichtig war wie berußtes Glas. Er hielt sich so eng geklammert und geschmiegt an den Wandelnden, daß sein Dunkel sich ganz in dessen Dunkel einstimmte. Und er trieb zur Eile, zeigte gleichsam den Weg an, den der sonst Irrende hätte suchen müssen? So gings hinab an den Strand, den Strand entlang und weit über den Theil hinaus, der am Tag belebt war, in die Einsamkeit, wo Felsen sich aneinander drängten wie geduckte, nicht zu enträthselnde Thiergestalten. Aber schwarz wie Tinte erschien hier die Fluth und weißen Armen gleich schwamm der Schaum immer wieder heran. Darüber flimmerten die Sterne. Der Spieler blickte zu ihnen empor. Vielleicht hatte er sie noch niemals so genau betrachtet, denn er war nächtlicher Weile nie einsam gewesen, sondern stets in munterer Gesellschaft, die für Himmelslichter kein Interesse hatte.
Nun merkte er zum ersten Mal, obwohl er an ganz Anderes dabei dachte, daß diese Himmelslichter verschiedenfarbig funkelten, roth, violet, blau. Aber als er länger hinschaute, verschwanden die Farben wieder, die Sterne wurden golden, rund und golden, hingestreut auf dem dunklen Himmelsteppich, wie jene verhexten kleinen und großen Goldstücke, die ihm davongerollt waren auf dem Teppich des Spieltisches. Grimmig hätte er mit einem großen Rechen die Goldstücke dort oben fortnehmen wollen, herunterschaufeln, hineinschütten in die dunkle Fluth. Sie zerstreuten ihn so thöricht von seinem Vorhaben. Er war doch mit einem Zweck hierher gekommen, mit einer ganz bestimmten Absicht. Was war es doch? Die brüderlich angeschmiegt« Teufelsgestalt half ihm in der Tasche suchen, drückte in seine Finger den zier-'lichen Todesvollstrecker, das Ding mit dem glänzenden glatten Lauf, Er strich daran auf und ab mit der Hand und überlegte ziemlich fest und klar. Wie, wenn er fehlte? Sich nur verwundete? Wenn er, wie «s einem anderen Spieler jüngst geschah, sich nur zum Krüppel, zum Blinden schoß? Die Nerven können nachgeben nach einer durchspielten Nacht. Warum ist es so schwer, sich aus der Welt zu schaffen?

Wenn es nicht so schwer wäre, so unsicher, es gäbe mehr Platz, das Menschengedränge würde lange nicht so dicht sein. Am Besten: diese scharfgratige Klippe besteigen, sich ganz an den Rand halten und feuern! Dann müßte man jedenfalls kopfüber ins Wasser stürzen, dann würden die schaumweißen Nixenarme umschlingend nahen, den Leblosen hinunterziehen, mit sich fort, weit. . . weit!

Er klimmt hinauf. Einer hilft ihm dazu, ganz liebevoll auf diesem letzten Weg. Schön ist es da oben auf der Klippe. Noch einmal muß er die Sterne ansehen. Sollten Das auch bewohnte Welten sein? Wie schrecklich, wenn die reinen, von fern klaren, schimmernden Sterne auch von widerlichem Lebensgewimmel bekrochen wären! Ein Idealist schrieb, die Erde sei ein noch wenig entwickelter Stern. Reicher, höher, lebenswerther sei das Leben gewiß auf den entwickelten Welten. Etwa dort auf dem Mars, auf dem Jupiter, Ungeheuerlicher Gedanke! Noch mehr Leben, noch mehr Leid, noch mehr Unsinn, nicht nur hier, auch dort, überall in dem übervölkerten Himmel! Unendliche Wiederholung der selben sinnlosen, wenn auch sich reimenden Reime! Kann es ir« gendein Leben geben, der Mühe werth, gelebt zu werden? In seinen Ohren schiens zu gellen: Nein, nein, nein!

Das Gellen that weh. Er hob die Waffe zum Ohr, das Geräusch zu töten. Er drückte ab. Kopfüber glitt er hinunter. Und die schaumweißen Nixenarme öffneten sich gastlich. Aber auf der Klippe reckte sich triumphirend eine Teufelsgestalt, mit stolz gestreckten, scharf ausgezackten Flügeln. Langsam hob sich das Wesen und schwebte über das Wasser, während die Sterne bleicher wurden.

Ganz schnell war der dritte Spieler die Straßen der Stadt auf und ab gelaufen, die liebe lange Nacht. So schnell, daß ein kleiner rundlicher, etwas hinkender Teufel Mühe hatte, ihm nachzukommen, und sehr außer Athem gerieth. Bald raste der Spieler die langen geraden Straßen eines neuen Viertels hinunter, bald klomm er in der Altstadt die Hügel hinauf in den vielgewundenen, nach Fischen duftenden Gassen. Was nun? So rief es in ihm. Wenn er noch so rennen und rasen mochte in den engen, schmutzklebenden Sträßlein, liefen sie nicht überall mit, die behenden, pfeilschnell schießenden Vorwürfe? Drohten sie nicht aus jedem Hinterhalt, die Steinwürfe der Reue?

Endlich wurde er müde und tappte nur noch an den Mauern entlang. Uebellaunig schlich der hinkende Teufel hinterher. Die Sterne erblichen, der graue Tag trat bescheiden an.

Kaum war seine Leuchte flackernd entzündet, wurden da und dort die Geschäfte des Alltags laut. Zuerst ein leises Ticken, Klopfen und Hämmern in der Hafenstraße, wo der Ermüdete an den Häusern schlich, dann lautes Rufen, Sprechen und Schelten.

Fast ihm ins Gesicht flog herzhaft ein Thürflügel auf. Und drinnen in der Werkstatt sah der entnüchterte Spieler, befremdet über das laute Leben, den Meister Schreiner mit verschlafenen Gesellen Bretter hobeln und sägen.

Mit vollem Saitenspiel,
In den scharfen Sägeton mischte sich das scharfe Wort des Alten,
wie trag die Jugend sei und Keiner wolle sich zur Arbeit halten.
Da zog der blasse Spieler langsam die Handschuhe aus, die feinen
hellen Handschuhe, die er beim Verlassen des Saales zerstreut über die
Finger gestreift. Er musterte seine Hände. Sie waren gepflegt, aber
kräftig und sportgewohnt. Schnellen Rucks zog er den Rock aus, warf
ihn fort, stand da in Hemdsärmeln, froh, als sei Alles weggeworfen,
was so schwer auf ihm gelastet hatte. Breit trat er in die Thür, fast bit-
tend die Arme vorgestreckt: „Ich suche Arbeit".
Pfauchend und ärgerlich fuhr der hinkende Teufel in einen schwar-
zen grünäugigen Kater, der bereit war, sich dem Fremden feindlich ent-
gegenzustellen. Aber einer der Gesellen verscheuchte lachend das Thier
und es floh um die Ecke. ..
München. Alexander vonGleichen-Rußwurm.
TL
Mit vollem Saitenspiel.
Mit vollem Saitensxiel. Schuster 6 Loeffler in Berlin.
Es ist ein eben so schwieriges wie peinliches Unternehmen, eiu
eigenes Buch anzuzeigen und es dadurch doch zu empfehlen. Ich will
mich deshalb darauf beschränken, mein Werk selbst reden zu lassen.
Möchten diese paar Akkorde den Wunsch wecken: nun auch das ganze
„Saitenspiel" zu hören.
'. Sapphos letztes Liebeslied.
An der Küste schatten Oliven wie wartende Todesnacht,
Der Sturm geigt wilde Tänze, der heimliche Meergrund lacht —
Es strahlt am leukadischen Marmor wehmüthiges Mondesblau
Und durch Lorberbüsche im Sternlicht wandert und weint eine
Frau.. .
Der Lorber duftet so bitter, der dunkel den Pfad umhegt;
So bitter ward auch die Krone der Frauenstirn, die sie trägt . . .
Die Städte der Griechen beherrschtest Du, singende Königin,
Es riß die beseelte Laute die Welt Dir zu Füßen hin.
Es ringeln sich Sapphos Locken um fürstlichen Nackenbug,
Ihre Blicke sind tief wie Schmerzen; es schrieben mit leuchtendem Zug
Die Götter ihr Königszeichen auf die Stirne dem jungen Weib;
Nun strahlt von Kraft der Gedanke und von Blumenschönheit der Leib.

so
Sie Zukunft.
Doch es traf ein jähes Verwelken ihren lachenden Iugendtag,
In wilde Takte zerrissen, geht ihres Herzens Schlag.
Ihre Laute suchet letzte Akkorde von Seligkeiten und Roth —
Es schluchzt ihr Lied in Schauern von starkem Leben und Tod. . ,
Da schweigt vor den süßen Tönen das donnernde Meer in Scheu
Und es duckt sich ihr zu Füßen der Sturm, ein gebändigter Leu;
„Ich bin von Flammen getrieben, ich kannte kein laues Maß,
Es ward von Leidenschaften mir Stirn und Lippe blaß.
Laß Andre kühl entsagen, meine Pulse fordern Besitz,
Mich traf mit frohen Gluthen des Göttervaters Blitz;
Der durchflammt meine tiefe Seele und mein junges rinnendes Blut,
Wie hättest Du trunken, Phaon, in diesen Armen geruht!
Ich bin von dem seltnen Geschlechte, das schaffend Unsterblichkeit
wirkt,
Du warst von lauen Wünschen und engen Massen umzirkt.
Die Rosen meiner Jugend, den Lorber meiner Kunst,
Die hütt' ich zur Krone geflochten dem Jüngling meiner Gunst.
O Thor, Du wandelst abseits: nun stirbt Dir ein Paradies!
Nie trankest Du von den Wonnen, die meine Lippe verhieß,
Nie hast Du Sternennächte an meinem Herzen verträumt,
Nie hat Dir das einzige Leben in meinem Becher geschäumt,!
Jahrhunderte rollen wie Perlen in spielender Kinderhand —
Meine Flamme loht über die Zeiten, Dein Lichtlein ist bald verbrannt;
Du wirst auf Erden altern — jung geh' ich zur Gottheit ein,
Meine Lieder unsterblicher Liebe werden brennen und ewig sein!
Die Wunder von Sapphos Herzen sind für ein Leben zu heiß. . .
Tod, Gnadenvoller, Lieber, küß meine Stirne leis!
Ueber die tönende Seele hast Du und das Leid keine Macht —
Die Blume meines Leibes verfällt nur Deiner Nacht!
Für Alle, die nach mir jubeln und weinen in Leidenschaft,
Soll auferstehn meiner Lieder und meiner Liebe Kraft!
Das Höchste, Allgewaltige, was je meine Seele geschwellt,
Was mich über Grenzen gerissen, mein Erbtheil seis der Welt!"
Ihre Laute zerschellt sie am Felsen . . . Ein Sprung! Aufschluchzt
das Meer —
So wurden die Lande der Griechen um eine Göttin leer.
Mit tastenden Zärtlichkeiten küßt Mond und Meer ihr Gesicht
Und vom leukadischen Felsen steigt ein singender Schwan ins Licht.

Mit vollem Saitenspiel. U1
'Tristans Maigesang.
Lenzgewitter fuhr über das Meer mit Blitzen fahl,
Da kamen wir und der Mai in die Wälder von Cornewall...
Ueber den Felsen drohte im Abendblau Markes Schloß,
Königin, und Dein Blick war von Liebe so himmelgroß, . .
Ist Das fordernde Jugend, die uns in den Adern kocht?
Ists der unselige Trank, der süß die Pulse durchpocht?
Oder ist Deine Schönheit und Liebe das trunkene Gift,
Das unsre lachende Jugend früh mit Verderben trifft?
Blumig und lind ist die Mittagsküste von Engelland
Und durch die Wälder winden silberne Myrthen ihr Band.
hell zur Krone pflück' ich sie Deinem Ringelhaar;
Seliger dünkt sie mich, als je Dein KSnigsreif war...
Wie die Büsche flimmern und duften! Die Nachtigal lachtl
Wie unsre Leidenschaft blühender ist als die Maiennacht!
Königin, stände ganz Cornwall in Waffen gegen uns auf,
Jubelnd ließ ich dem Zorn und dem gierigen Schicksal den Lauf!
Jeden heimlichen Kuß zahlt' ich gerne mit eiserner Noth;
Nahe beisammen im Becher der Liebe sind Leben und Tod. . .
Schreitest herab zu mir und veilchenvoll wird die Au,
Heimwehsüß lacht Dein Mund, unselig-selige Frau.
Giebt mir Dein Herz und geben mir Deine Lippen den Mai,
Geh' ich gefeit und stolz den Zaubern der Welt vorbei!
Psyche...
Falter mit Deinen zitternden Schwingen
Zärtlich und seiden berührst Du mich.
Das ist ein goldenes Flügelsingen!
Also umflattern die Seelen sich.. .
Alle die lieben, Alle, die streben,
Ueberfliegen den Nebel und Staub;
Dürfen in Rausch und in Düften schweben,
Oder ^ sie werden den Stürmen ein Raub . . .

Die Zukunft.

Schwingen sich zwischen Seligkeiten
Tanzend empor und zwischen dem Tod —
Wie sie zum Glück die Flügel breiten,
Wächst aus den Fernen schon Wetter und Roth.
Falter, geliebter, nur einmal zusammen
Lasse uns Flügel an Flügel ruhn!
Laß uns in letzten Abendflammen
Nur alles Zarten Zärtlichstes thun!. . .
Mag dann der Sturm und die Nacht uns haben!
Droben wachsen doch Funken von Licht. . .
Träumend in jungen Rosen begraben,
Wissen wir Anfang und Ende nicht,

Märzsturm.

Von Sonnenaufgang treibts daher —
Durch Wolken brennt der Himmel noch,
Die Fichten rauschen selig«schwer —
Der junge, junge Sturm ist da!. . .
Nun bebt die Welt im wilden Takt,
Mit dem er ungebändigt siegt. . .
Die Lande stehn noch göttlich nackt
Und zitternd vor ihn hingeschmiegt. , ,
Er ist so warm, wie Leidenschaft,
Wie Flammen, die beflügelt sind —
Er weckt die Kraft und ist die Kraft,
Der seligtolle Frühlingswind.
Wie er den strengen Wald bekrönt!
(So zärtlich Laub trug er noch nie.)
Wie er die ganze Welt durchtönt
Mit alter Schöpfungmelodie!
Sein Athem kommt wie Veilchenduft
Aus Klüften, über Gipfel her.
Es jauchzt die Luft, es lacht die Luft
Zu ferner Wonne Wiederkehr. . ,
Entriegelt Eure Seelen weit!
Denn Offenbarung ist Euch nah. . .
Aus Wundern steigt die neue Zeit —
Der junge, junge Sturm ist da!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Selbstanzeigen.
Volk wider Volk. Roman. Grethlein s Co. in Leipzig.
Als ich im Sommer 1909 den Plan eines Romanchklus faßte, dessen geschichtlichen Hintergrund der deutsch-französische Krieg von 1870/71 bilden sollte, da lachten meine Freunde mich aus und prophezeitcn mir, Das müsse ein Schlag ins Wasser werden. Kein Mensch wolle Etwas von Krieg und Kriegsgeschrei hören. Und vollends der deutsch-französische Krieg sei eine überwundene und versunkene Angelegenheit, die Revancheidee sei in Frankreich endgiltig begraben, eine neueGenerationsei dort herangewachsen, die keinen sehnlicheren Wunsch kenne als den, in Eintracht und Frieden mit uns an den hohen Werken der Kultur zu wirken. Als ich dann im Herbst 1909 zu den großen französischen Manövern in Südfrankreich reiste, um den französischen Soldaten zu studiren, da meinte ich, diese Auffassung bestätigt zu finden. Ich durfte ruhig erzählen, daß ich Deutscher sei, ohne daß man mich hinauswarf oder als Spion verhaftete. Offiziere und Mannschaften fanden es höchst amusant, einen Prussien in ihrer Mitte zu haben, und ich saß mit den Söhnen des „Erbfeindes" am Lagerfeuer, lag inmitten von hundert französischen Infanteristen im Biwakstroh einer riesigen Scheune und fühlte mich wie in Abrahams Schoß. Dann erschien „Das eiserne Jahr"; und nun zeigte sich, daß das deutsche Volk nicht gewillt ist, die gewaltigen Wehen zu vergessen, aus denen seine Einheit erstand. Daß es dem Dichter dankte, der den Kampf der großen Vergangenheit erzählte wie etwas Gestriges. Und dann kam im Sommer 1911 die Studenten-Emeute des yuartisr Istin gegen den bekannten Artikel der „Straßburger Post". Ich selbst sah eine vielhundertköpfige Schaar der pariser akademischen Jugend mit dem wüsten Gebrüll „Vivs I'^Issoe-Kvi-rsius!" über den Boulevard Saint-Michel ziehen und mußte mir „VerdammterDeutscher!" nachbrüllen lassen. Noch verkehrte ich freundschaftlich mit französischen Offizieren, war Gast im Cercle Militaire, dem französischen Landwehroffizierkasino, und konnte Infanteriekasernen besichtigen. Und dann kam Agadir und der plötzliche Umschwung; und dann habe ich „Volk wider Volk" geschrieben. Ich glaube trotz Allem, was seitdem geschehen ist, nicht an die Möglichkeit, daß Deutschland und Frankreich noch einmal ihre Kräfte an der Schneide des Schwertes messen werden. Ich habe einen zu tiefen und festen Glauben an die Kulturverwandtschaft der beiden edelsten Völker der Menschenerde, als daß ich mir vorstellen könnte, sie würden ohne zwingende Noth den Wahnsinn eines Rassenkrieges noch einmal wiederholen. Sollte dieser tröstliche Glaube an die Kraft des gesunden Menschenverstandes und die sieghafte Macht des Kulturfortschrittes sich aber als trügerisch erweisen, so wird das Unvermeidliche beide Völker gerüstet finden, viel schrecklicher als 1870/71, und etwas namenlos Furchtbares wird geschehen, etwas unvorstellbar Bejammernswerthes; doch der Kriegerschild beider Völker wird auch dann herrlich strahlen.

Die Zukunft.
Aus dieser Ueberzeugung heraus habe ich meine beiden Bücher geschrieben, werde ich nächstens das dritte und letzte des Cyklus beginnen. Als eine Warnung an beide Völker; dem meinen aber, wenn es nöthig sein sollte, als eine Aufrichtung und Nackensteifung. Undermeidliche geschichtliche Nothwendigkeit wird das deutsche Volk einig und auf dem Posten finden. Walter Bloem.
Die Lügner des Lebens. Band 7: Pfarrer Schröder.
Dresden, bei Karl Reißner. Preis 4 Mark.
Als im September 1902 Emile Zola in Paris starb, erwog ich zusammen mit meinem damaligen Verleger Richard Bong in Berlin die Möglichkeit, in Deutschland ein ähnliches Werk wie Zolas Familiengeschichte Les Rougon-Macquart zu schaffen, «nd ich entschloß mich endlich, unter dem Gesammttitel „Die Lügner des Lebens" den bescheidenen Versuch eines Romancyklus zu wagen, der im Rahmen der Geschichte der Familie Baumann-Brandt die verschiedenen Stände der zeitgenössischen Gesellschaft in Deutschland charakterisiren und jedesmal ein -Glied der genannten Familie als Vertreter des eines Standes zum Helden haben sollte. Der erste dieser Romane, „Das Liebesnest", hatte zunächst die wichtigsten Glieder der Familie Baumann einzuführen und die Folgen einer auf einer Lüge gegründeten Ehe zu zeigen. Ihm folgte „Der Börsenkönig", der die Finanzwirthschaft etwa der siebenziger Jahre zum Inhalt hat und dessen Held Harry Seliger, der Mann Hilde Baumanns, ist. Danach kam der Roman „Bildner der Jugend". Wie schon aus seinem Miel hervorgeht, hat er es mit unserer höheren Schule zu thun und führt den Gymnasialdirektor Schröder, Pfarrer Schröders Vater, als Helden der Geschichte vor. Schröder ist der Mann Marthas, der zweiten Schwester Hildes. „Der Eroberer" erzählt Rolf Baumanns Geschichte, den Roman eines verschuldeten und zum Abenteurer herabsinkenden Offiziers. Rolfs jüngster Bruder Paul ist die Hauptfigur in dem Roman „Die neue Stadt". Er giebt ein Bild der Kommunalpolitik und der Entwickelung moderner Großstädte. In ihm findet die Geschichte der ersten Generation der Familie Baumann-Vrandt ihren Abschluß. „Purpur" erzählt das tragische Schicksal eines reichbegabten, dem Wahnsinn verfallenden Fürsten und macht den Ministerpräsidenten Baumann von Brandt zum eigentlichen Hauptträger der Handlung. Nun ist als siebenter Band „Pfarrer Schröder" erschienen, der längst schon, ehe die Fälle Iatho und Traub die öffentliche Aufmerksamkeit auf höchst bedauerliche Zustände innerhalb der evangelischen Kirche lenkten, in seiner Hauptsache für die Familiengeschichte der Baumann-Brandt geplant war. Im Sommer 1911, als das Spruchkollegium Iatho verdammt hatte, ging ich an die gedankliche Ausarbeitung meines „Pfarrer Schröder", der den modernen Menschen im Konflikt mit beschränkten und neidischen Kollegen und im Kampf gegen eine veraltete kirchliche Dogmatik zu zeigen hatte.

Die Niederschrift des Romans erfolgtem deniWinter- und Frühlings« monden dieses Jahres. Das Manuskript war druckfertig im Mai 1912 und lag ausgedruckt vor Ende Juni, ehe von dem Fall Traub, der Entscheidung des breslauer Konsistoriums und Traubs Entlassung die Rede war. Das ist die Vorgeschichte des Romans. Ich bringe sie hier ausführlich, weil man öffentlich die Ansicht geäußert hat, ich hätte rasch, um den Fall Traub literarisch und geschäftlich auszubeuten, meinen „Pfarrer Schröder" geschrieben. Dazu bin ich gar nicht im Stande, weil mir jeder Roman eine lange Monate währende, fortdauernde gedankliche Thätigkeit und Beschäftigung mit dem Thema auferlegt, ohne die ich zu einer Niederschrift unfähig bin. Ich habe allen bisher erschienenen Bänden der „Lügner des Lebens" ein lokales Kolorit zu geben versucht, weil mir scheint, daß man nur damit lebenswahr und überzeugend gestalten kann. So spielt das „Liebesnest" (den Ortskundigen ists leicht erkenntlich) in Frankfurt und bei Homburg, der „Börsenkönig" im Speßart und in Frankfurt, die „Bildner der Jugend" in Bensheim an der Bergstraße, der „Eroberer" in Wiesbaden, Mainz, der Schweiz, an der Riviera und in Paris, die „neue Stadt" in Frankfurt, „Purpur" in München und dem bayerischen Hochgebirge und „Pfarrer Schröder" wieder in Frankfurt. Aus diesem mir sehr bekannten Lokalkolorit und aus der tatsächlichen Schilderung mir eben so bekannter Zustände innerhalb der hiesigen evangelischen Kirche, die aber aus den achtziger Iahren des vorigen Jahrhunderts stammen, sah sich eins ganz bestimmte Gruppe hiesiger Götz Krafft-Gegner veranlaßt, in ihren Kirchenblättern die Behauptung zu verbreiten, „Pfarrer Schröder" sei ein Schlüsselroman und seine eigentliche Absicht sei, zwei verstorbene Gestliiche, die sich in ihrer Zeit im Kampf gegen Götz Krafft „hochverdient" gemacht hätten, bloßzustellen und zu beleidigen. Jeder Mensch, der meinen Noman liest, wird sich überzeugen, daß das Werk einem ganz anderen Ziel zustrebt. Ich habe Modelle für meinen Roman benutzt, wie jeder gewissenhafte Autor thut, denn ohne Modelle aus dem Leben giebt es leider weder eine dramatische noch eine epische Literatur, wie den Herren jeder Volksschullehrer, der seinen Kindern von Goethe oder Schiller erzählt, bestätigen kann. Ich habe die beiden von den Herren hier beanstandeten Romanfiguren zu Liberalen und nicht zu Orthodoxen gemacht, weil ich derAnsicht bin, daß der wissenschaftlich sich geberdende Scheinliberalismus, der an vielen Fakultäten und in mancher Großstadt herrscht, der zu feig ist, die letzten Konsequenzen zu ziehen, eine größere Gefahr für die Freiheit einer sittlichen und religiösen Weltanschauung bedeutet als die auf einem verlorenen Posten mit den Gewaltmitteln des Staates verzweifelnd kämpfende Orthodoxie. So viel von dem Inhalt, dem Zweck nnd den Absichten meines Buches. Ob mir gelungen ist, meinem Ziel nah zu kommen, mögen die unvoreingenommenen Leser selbst entscheiden,
Frankfurt am Main. Dr. Edward Stilgebauer,

Menedem, die Geschichte eines Ungläubigen. I. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart.

Der moderne Roman ist Gegenwarterzählung; ein historischer Roman ist also ein Unding. Ist Dem wirklich so? Vielleicht doch nicht ganz. Denn auch die Vergangenheit kann voll erlebt werden und unsere flüchtige Gegenwart ist doch nur immer der letzte Wellenschlag der vergangenen Zeit, das Kind unzähliger früherer Gegenwarten. Daher ist, an Personen und Ideen der Vorzeit anzuknüpfen, das Bedürfniß und Verlangen jedes tiefer Gebildeten. In den Geschichtbüchern aber lernen wir immer nur die hervorstechenden Figuren, nur immer das Massenleben der Völker kennen. Wie das intimere Menschenleben, das „Du und Du" des Alltags wirklich verlief, sagt uns Keiner; und wer versucht, es uns in Form einer Romandichtung vorzuführen, kleidet nur zu leicht und nur zu oft moderne Menschen in antike Gewände und Redewendungen. Wie aber, wenn man entdeckt, daß Probleme und Konflikte, die unsere Zeit bewegen, eben so, nur klarer und unverworrener, schon in antiken Zeiten mächtig durchgefochten worden sind und daß wir unsere Gegenwartwerthe eigentlich nur im Hinblick auf sie richtig taxiren können? Da kann es kommen, daß auch einen sogenannten Gelehrten, einen Menschen, der viele alte Bücher liest, aber nur, um Leben aus ihnen zu schöpfen, einmal die Lust, zu fabuliren, befallt. Es ist nicht. Lust, es ist Drang. So ist das Kultur- und Lebensbild „Menedem, der Ungläubige" entstanden. Wir sind im Zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in einer Epoche, aus der eine Fülle von Geisteszeugen mit lebendiger Zunge zu uns redet. Römer und Griechen. Handel und Wissenschaft, Bürgersinn und Kunstsinn, Aberglaube, Sklaventhum, Liebelei und Mordsucht; und dazu ein mächtiges Streben und Sehnen nach Hochhebung des Menschenthums; soziale Hilfe; Frömmigkeit; ein Emporstreben nach den Seligkeiten des Himmels. Um die Aerzte stand es bei den Griechen nicht ganz so wie heute. Es gab damals mehr Pfuscher unter ihnen, Handlanger des Todes. Aber es gab unter ihnen vielleicht auch mehr Philosophen, mehr allgemein wissenschaftlich geschulte Geister, die die ganze Bildung ihrer Zeit beherrschten. Auch der ungläubigste Arzt glaubt doch an seine soziale Pflicht, die Krankheiten ^u lindern, den Tod zu entwurzeln. So hofft auch Menedem, der Arzt^ sein Leben in gleichmäßiger, rastloser Arbeit zu erschöpfen, als andere Mächte ihn erfassen, als die Woge, der Wogenprall der ungeheuren religiösen Kämpfe ihn ergreift. Der Schauplatz ist nicht Rom, sondern das griechische Kleinasien. Da betete man zwar auch noch immer zu den alten netten olympischen Göttern, Demeter und Zeus und wie sie heißen; aber die Weltreligionen greifen aus und überwuchern sie und unterwerfen sich die Massen in den Städten: Isisdienst, Mithrasdienst, Christusdienst. Womit locken sie, alle drei? Mit ewiger Seligkeit, Man muß Gott selbst in sich aufnehmen, dann wird man selig,

und zwar muß man den Gott auch körperlich essen, sonst kehrt er nicht in uns ein. Daher das Abendmahl. Das ist nicht nur christliche Liturgic, Das ist auch die Liturgie des Mithras, die Albrecht Dieterich uns erschlossen hat. Helios ist der Mittler des Mithras; wir müssen ihn speisen: dann wird er unseren Leib verwandeln. Verwandt mit diesen Vorstellungen ist das alte Gebet: „Komm' in mich, Gott, wie die Kinder in den Mutterschoß". Menedem genießt das Sakrament des Mithras, aber der Ungläubige spürt den Gott nicht in sich. Dann nimmt er, von den Ereignissen getrieben, in ehrlicher Wißbegier das Matthäusevangelium und zieht damit in die Einsamkeit. Er liest, er bewundert es, aber es macht ihn nicht zum Christen. Die Auferstehung ist ihm ein Märchen, die Sittenlehre Jesu ist ihm nicht neu und er bemerkt, daß die wahren Christen im Sinn Jesu in der Christenheit selbst nicht zu finden sind. Also mein Buch ein Tendenzbuch gegen das Christenthum? O nein. Wohl aber gegen Kirche und Hierarchie, Die Kirche ist heidnisch, das Christenthum ist außerhalb von ihr: Das war die Wahrnehmung des kritischen Beobachters Menedem. In seiner Zeit war die bessere Moral auf der Seite der Heiden. Denn es giebt zwei Arten des Gutseins: eine Moral des Staatsbürgers und eine weltabgewandte Moral. Die erste (müssen wir sagen) ist die werthvollere. Denn das Leben braucht sie; der Nutzen, den sie der Gesellschaft unmittelbar leistet, giebt ihr den Werth und viele große Staatsmänner der Weltgeschichte haben sie vertreten. Im Alterthum und in dem losen Staatsgebilde des Römerreiches siegte aber die christliche Weltauffassung und Sittenlehre, die den Staat für gleichgiltig erklärt, die Vortheile, die er bietet, zwar genießt, aber nichts für ihn thun will, indem Jeder sich darauf beschränkt, nur sich selbst moralisch sauber zu halten. Man wundere sich also nicht, daß in meinem „Menedem" keine Idealchristen, etwa im herrenhutrschen Sinn, auftauchen, wie sie sich die gutmüthige Phantasie gern erträumt.Denn ich wollte nach bestem Wissen die Wirklichkeit geben. Und mir scheint, es ist eine beglückende Borstellung, wenn wir annehmen dürfen, daß auch in'der Religion der Liebe, wie in anderen Dingen, eine Entwickelung zum Besseren gewaltet hat; daß das Christenthum anfangs unvollkommen war (denn die Südländer des Alterthums, Syrer und Kleinasiaten, haben den göttlichen Gedanken von früh an fanatisch oerfälscht und verzerrt) und daß es erst nach großen weltgeschichtlichen Prozessen, als die kraftvollen Völker diesseits der Alpen der Bildung endgiltig gewonnen waren, von Männern ruhigeren Blutes geläutert, vergeistigt worden und so zu sich selbst gekommen ist. Das Urchristenthum ist die Wurzel, gewiß; die Wurzel kann aber nicht selbst Blüthe und Früchte tragen. Blüthe und Frucht brachte erst die neuere , Zeit. So habe ich das Buch geschrieben und auch veröffentlicht, nicht nur als Gegengift gegen Geschichtentstellungen von der Art des Romans vsSis", sondern, um einige Gesinnungsgenossen Menedems in der Gegenwart zu wecken, Mitglieder eines unsichtbaren

Die Zukunft,
Reiches fromm gestimmter Menschen, deren Religion nicht in (»eber-
den besteht, sondern im Handeln.
Marburg. Theodor Birt,
Ballhaus.. Ein lyrisches Flugblatt von: Ernst Blaß, Max Brod.
Fritz Max Cah«n, Hanns Wilhelm Eppelsheimer, S. Friedlän«
der, Victor Hadwiger s, Ferdinand Hardekopf, Max Herrmann,
Arno Holz, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Rolf Wolf-
gang Martens, Alfred Richard Meyer, Anselm Rüst, Renö
Schickele, Ernst Stadler. Mit einem Prolog von Rudolf Kurtz
und einem Titelblatt von Walter Rößner. Verlag A. R. Meyer,
Berlin-Wilmersdorf. Preis 50 Pfennige (auf Bütten).
Eine Probe:
Phantasus (von Arno Holz),
Das kleine Iöhr in mir,
das nach jedem Sonnenstrahl greift und nach jedem Schmetterling,
dasVergißmeinnichtaugen hat und das mir vor meinemTod: hoffentlich
nicht sterben wird,
entzückt sich noch immer über Ludwig Richter;
der Großpapa liebt Walter Scott,
Mein Schläfchen,
sonntags,
wenn es zu Mittag Nelson«Cotelettes,
Karpfen in Bier oder vielleicht gar eine Sans gegeben,
erledige ich auf einem blauen, grüngestreiften Biedermannssofa,
über dem an einer gelben Urvätertapete ein Stich vonChodowiecki hängt;
und auf meinem Vertiko,
zwischen zwei Sträußen aus Zittergras,
paradirt eine blanke, mit bunten Blumen bemalte Porzellankuh, .
die, während ich schnarche, gemolken wird.
Indessen!
Das hindert mich Alles nicht.
Abends,
auf der Redoute,
mitten unter dem mittelsten Kronleuchter,
bin ich durchaus Europäer.
Eine wandelnde, höchst appetitliche Reklame für einen Wurstladen
hat außer ihren Brillantohrringen wirklich auch noch Tricots an.
Ich hebe mit gespreizten Fingern meinen Handschuh,
bugsire ihn ihr geschickt
bis auf fünf Millimeter vor das schwarze glänzende Tafftnäschen,
lächle
und lasse ihn fallen.
Er bleibt sofort stecken.
„Na, klecner Sektproppcn, Kostenpunkt?"
Alfred Richard Meyer.

Soll und Haben im Heer,
Soll und'Haben im Heer.
die preußische Heeresreform von 1860 konnte Bismarcks Po-
Z^M<' litik nicht erfolgreich sein. Das Iahreskontingent war von tzOOOO
auf 63000 Mann erhöht worden. Vier neue Garderegimenter und die
Linienregimenter 33 bis 72 der preußischen Armee wurden mit einem
Schlag geschaffen. Eine fast ungeheuerlich zu nennende Belastung eines
einzelnen Staates, der sich finanziell kaum noch von der Noth napo-
leonischer Zeit, innerlich kaum von den Wirrnissen der achtundvierzi-
ger Jahre erholt hatte. Die Reform von 1860 hat das Linienheer ver-
jüngt, also gestärkt und damit die großen Thaten der folgenden Jahre
vorbereitet. Nach dieser Richtung muß, freilich in anderer Form, auch
jetzt eine Stärkung unserer Wehrkraft versucht werden. Im Jahr 1911
sagte ich hier: „Wir nennen uns das Volk in Waffen. Frankreich ists;
wir sind es nicht mehr. Frankreich hat, mit 39 Millionen Einwohnern,
fast die selbe Friedenspräsenzstärke wie das Deutsche Reich; dort dient
wirklich jeder Taugliche, jeder Wehrfähige/
Unsere Ueberlegenheit an Kopfzahl ist, auch in einem Kampf nach
nur einer Front, zweifelhaft. 1870/71 erledigten wir den entscheidenden
ersten Theil des Feldzuges rm raschen Anlauf. Wir besaßen zu allem
Uebrigen die numerische Ueberlegenheit. Für die Zukunft müssen wir
auf stärkere, trefflich bewaffnete, besser geführte Feinde gefaßt sein. Die
Zukunft kann erheischen, Frankreich trotzdem noch rascher niederzuwer-
fen. Soll das nie geschaute Massenheer der Zukunft, dessen ungeheuer-
liche Maße Moltke im Reichstag einmal hervorhob, seine Existenzbe-
rechtigung erweisen, so müssen alle organisirten, rechtzeitig bereiten
Kräfte hüben wie drüben zum ersten Schlag eingesetzt werden. Nur
eine schwache Rückendeckung nach der anderen Seite kann in der Hei-
math bleiben. Der rasche Ansturm wird nie erhörte Opfer kosten. Ich
glaube, wir wissen noch nicht, was wir säen müssen, um zu ernten. Das
siegreiche Heer hat die spannungreiche, schon mancherlei Mühsal ber-
gende Zeit bis zum Aufmarsch hinter sich, weist je nach dem Kriegs-
schauplatz gewaltige Marschleistungen auf, hat einen Gürtel von Grenz-
sperren gesprengt, hier und dort das feindliche Heer gepackt, durch-
brochen, umklammert, geworfen; ein zweiter und dritter Gürtel von
Festen ist zu brechen; wenn fast nie die Kriegsgeschichte eine Verfol-
gung mit Massen uns erzählte: jetzt muß der letzte Hauch von Mann
und Roß darangewendet werden. Die Mehrheit der siegreichen Corps
ist am Ende ihrer Kräfte. Massenersatz ist schnell nöthig; man kann
nicht warten, bis in der Heimath nach zwei oder drei Monaten schließ-
lich doch unzureichende Rekrutenmassen mit unzulänglichen Mitteln
ungenügend gedrillt wurden. Drei Wochen vielleicht nach Feldzugs-
beginn sind gewaltige Verluste auszugleichen. Selbst wenn verbürgt
wäre, daß wir nur gegen eine Front zu kämpfen hätten, müßte man
möglichst rasch die gerissenen Lücken schließen. In Bereitschaft sein, ist
Alles. Wir haben die Massen. Wie sollen sie in Bereitschaft gebracht

werden? Wer die Studie des Generals don Falkenhausen über den „großen Krieg" durchdacht hat, wird zugeben, daß die Grenzen der Ausdehnung des Massenheeres erreicht sind, und von der Schaffung neuer Feldcadres abrathen. Sicher aber muß sein, daß jedem Corps nicht nur Munition und Konserven, sondern schnell auch ein früher und jetzt vielleicht noch ungeahnter Mannschaftersatz nachgeführt werden kann. Die gesammte Erfatzreserve muß soldatisch vorgebildet sein. Goltz sagte schon 1890: „Hat Napoleon den Ausspruch gethan, daß man seine Taktik alle zehn Jahre ändern soll, so darf mit Recht hinzugefügt werden, daß Dies in bestimmten Zeiträumen auch mit der Wehrverfassung geschehen müsse." Wie denken wir uns die Bereitstellung der Er« satzreserve? Jedes Infanterieregiment erhält schon im Frieden ein Ersatzbataillon, wie es die Oesterreicher in ihren vierten Bataillonen haben. Dieses Ersatzbataillon zu vier Compagnien hätte den selben Stand an Offizieren und Unteroffizieren wie die übrigen Bataillone. In dieses Ersatzbataillon wird, in zwei Schichten, die bisher ungenutzte Masse der Wehrfähigen zu fünfmonatiger Ausbildung eingezogen.
Die körperlichen Anforderungen an diese Ersatzrekruten können ermäßigt werden. Die Ausbildung erfordert besondere Regelung im Hinblick auf die Ziele. Die Artilleriebrigaden erhalten Ersatzbatterien, die technischen Truppen Ersatzcompagnien. Die Ausbildung der Ersatzreservisten der Artillerie undHer technischen Truppen erheischt Spezialisirung. Jeder Ersatzreservist wird im Beurlaubtenstand mehrmals zu Uebungen (Herbstübungen) einberufen. Jeder Ersatztruppentheil erhält ein Arbeitkommando von ISO zu einjährigem Dienst ausgehobencn, zum Dienst mit der Waffe nicht geeigneten Leuten. Von dem Traum eines Milizsystems bin ich weit entfernt. Mit nur fünf Monate lang vorgeübten Ersatzreservisten wird man nie den furchtbaren und entscheidenden ersten Ansturm führen können. Dazu sind geschlossene Reihen von Männern nöthig, die eine mindestens zweijährige, unverkürzte Dienstzeit hinter sich haben. Ist der wuchtige erste Schlag (mit wohl furchtbaren Opfern) erfolgreich geführt, so kann der in die stark gelichteten Kerntruppen eingefügte Ersatzreservist den Sieg vollenden; der Mangel lückenhafter Ausbildung wird dann durch die vom ungeheuren ersten Sieg auch ihm verliehene Schwungkraft ausgeglichen. Ich behaupte, daß an dem gezeichneten Ausbau unserer Wehrverfassung geradezu das Schicksal unseres Volkes hängt und daß die letzte Stunde zur Verwirklichung kam. Wird mit einem Kampf nach zwei Fronten als selbst nur entfernter Möglichkeit gerechnet, so ist unverständlich, daß man vor dem Entschluß noch zaudert.
Ist eine andere Möglichkeit denkbar? Daß Ersatzreservisten, die nicht mindestens vier bis fünf Monate üben, zu brauchen seien, glaubt man nur in der Bureauluft. Auch wähne man nicht, daß die Regimenter die Ausbildung kürzer oder länger einberufener Ersatzreservisten noch nebenbei übernehmen können. Das Ausbildungpersonal ist an der äußersten Grenze seiner Leistungfähigkeit, Auch auf irgendeinem

„goldenen Mittelweg" kommt man nicht vorwärts; man erhält nur minderwerthige Ersatzreservisten und schlechtere Feldsoldaten. Um den ersten, entscheidenden Sieg zu erringen, brauchen wir eine Mannschaft mit mindestens zweijähriger ungeschmälerter Dienstzeit, deren Trümmer zur Sicherung des Sieges durch Ersatzreferve ergänzt werden tonnen. Getrennte Ausbildung für diese getrennten Zwecke.
Offiziere sind, zumal bei der Ueberfüllung vieler Berufe, zu haben; der entscheidende Kampf bringt nicht nur an Mannschaften, sondern auch an Offizieren und Unteroffizieren großen Ersatzbedarf. Die Schaffung neuer Cadres verjüngt in wünschenswerthester Weise das Offiziercorps. Freilich steigen dann auch die Pensionlasten.
Wie steht es mit den Unteroffizieren? Neben freier Beköstigung und Wohnung erhält heute der Feldwebel 750, der Vicefeldwebel 565, der Unteroffizier 300 bis 475 Mark. Bei solchen Löhnen wird die Kapitulantenzahl sich mehr und mehr verringern. Um den, durch die Schaffung neuer Bataillone erhöhten Kapitulantenbedarf zu decken, muß man die Löhnung erhöhen. Ich rechne mit einer Erhöhung von 300 Mark pro Kopf und Jahr. Damit der Vorrath an Unteroffizieren auch für den Ernstfall ausreiche, müßte die Dienstzeit des Einjährig-Freiwilligen ohne Gewährung von Gebühren um drei Monate verlängert werden; dann könnte man ihn so ausbilden, daß er nach der Mobilmachung als Unterführer zu brauchen ist.
Aufzustellen wären 222 Ersatzbataillone der Infanterie mit 5000 Offizieren, Sanitätoffizieren und Beamten, 15000 Unteroffizieren, 30000 Arbeitsoldaten, 120000 Uebungmannschaften. Ferner 45 Ersatzbatterien der Feldartillerie, 10 Ersatzcompagnien der technischen Waffen. Die Erhöhung der Unteroffizierslöhnung würde 32, die Aufstellung der Ersatztrupp entheile 62, in jedem Jahr also etwa 95 und, wenn ich die allgemeine Erhöhung der Pensionlasten noch einrechne, 100 Millionen Mark kosten. Die einmaligen Ausgaben für den Bau von Baracken zur Unterbringung (dem Militärfiskus gehörender Boden ist wohl reichlich vorhanden) belaufen sich auf etwa 10 Millionen Mark. Das ist für ein Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen keine unerträgliche Last. Werden die Ersatzbataillone mit von den Linientruppentheilen abgegebenen Cadres errichtet und einstweilen auf, den Truppenübungplätzen untergebracht, so steht ihrer schnellen Errichtung technisch nichts im Weg.
Dies ist unser Soll. Die Tüchtigkeit der deutschen Infanterie ist unser Haben. Der größe Krieg heischt eine Anspannung aller Kraft, wie sie unserer Vorstellung kaum mehr erreichbar ist. Der Sport kräftigt wohl, erhält gesund, macht gelenkig, gewandt, doch bleibt er, noch so eifrig betrieben, Spiel; obendrein ist er auf eine dünne Schicht beschränkt. Die sittliche Fähigkeit zu ungeheurer Anstrengung muß aber, Granitquadern gleich, fest im Volksthum liegen. Da schafft und verbessert der Sport nichts. Im Innersten wurzelnde Willigkeit und Gewissenhaftigkeit sind Alles. Erziehung und Drill wecken und organi-
g

sircn diese Eigenschaften. Auch in der Zeit der Wiedergeburt Preußens nach Jena und Tilsit brauchten sie nicht erst wieder geschaffen zu werden: sie lagen nur verborgen, ungenützt unter dem Schutt und die Unzulänglichkeit der Führenden sah sie nicht.

Wer über den deutschen und den französischen Infanterietyp ur« theilen will, blicke rückwärts auf das Jahr 1815. Da standen ziemlich ebenbürtige Feldherren einander gegenüber, Napoleon, der überlegene Schlachtenroutier, siegt am sechzehnten Juni bei Einbruch der Dunkelheit und mit schweren Opfern über Blücher; zu schnellster Verfolgung über Lignh hinaus vermag er seine Infanterie nicht vorwärts zu zwingen und die Fühlung mit den Preußen geht völlig verloren, Gneisenau aber sammelt die Armee, die fast 20000 Mann verloren hatte, unter Aufgabe ihrer natürlichen rückwärtigen Verbindungliuien und setzt sie, auf schlechten Wegen, gen Belle-Alliance in Marsch, wo sie am achtzehnten Juni entscheidend eingreift und in nächtlicher Verfolgung die Zertrümmerung des letzten kaiserlichen Heeres vollendet.

Der Franzose braucht einen Heros: Turenne, Napoleon, mindestens das Abbild eines solchen: Canrobert oder Boulanger. Erweist sich der Abgott als hirnlosen Figuranten, auch nur als Durchschnittsgeneral, dann ist der gute Wille, Offensiogsist, die Widerstandskraft sofort geschwächt. Der französische Soldat, vom Truppenoffizier an, ist recht kritisch. Anders der Deutsche, Der den meisten Offizieren und Mannschaften unbekannte Gneisenau stellt an die bei Lignh geschlagene Armee eine Forderung, wie sie kein zweites Mal in der Kriegsgeschichte vorkommt: und sie wird erfüllt. Soeben, der genialste wohl unter den Heerführern des Feldzuges von 1870/71, ist nie der Truppe näher getreten. Der Deutsch: krittelt nicht am Zweck von Marsch und Kampf. Er giebt fast stets sein Bestes, bezahlt auch theuer mit seinem Blut, wenn die Führung unzulänglich ist, wie die des Gardecorps oder der Ersten Armee 1870 war. Ein französischer Führer muß einem deutschen geistig und moralisch schon hoch überlegen sein, wenn er den in besseren Wesenseigenschasten des Heeres beruhenden deutschen Vorsprung einholen will. Ein Erfolg gegen minderwerthige Führung wird die Franzosen stets sehr viel Blut kosten, mehr als die Deutschen.

Kriegerischer Genius erweist sich nicht in Friedenszeit, auch uicht in Kaisermanövern, Gründlich in ihrem Beruf gebildete Männer von hoher Gewissenhaftigkeit und sehr guter Begabung sind aber stets'zu finden. Ohne Ansehen der Herkunft müssen die Tüchtigsten, die in langer Berufsarbeit am Besten Bewährten auf die Posten der Kommandirendcn Generale und Armeeführer gestellt werden. Gedenket der Worte, die der große britische Dichter im „Macbeth" sprechen läßt:

„Der nahende Krieg wird kundthun, giltiger Entscheidung voll,
Was unser Haben ist und unser Soll,
Muthmaßlich Denken birgt nnr Hoffnungwahn,
Doch sicherer Entscheidung bricht das Schwert die Bahn:
Und dahin führt den Krieg."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harbin in Berlin. — Verlag der Zukunft in V.rlin, — Druck von Pag S Garleb G. m, b S in Berlin.

Berlin, den 25. Januar 1913.
Billiges Eiweiß.
Lamettrie seinen ,,1/Iioinme m^Iiing" geschrieben, seit La-
voisier und dann Liebig denAblauf des thierischen Lebens als
einen Verbrennungvorgang erkannt, haben wir uns gewöhnt, Un-
sere Nahrungmittel mit den Heizstoffen der Technik zu vergleichen.
Wie man eine Maschinenfeuerung mit Holz, Steinkohle oder Torf,
mit Erdöl, Spiritus, Benzin oder Gas beschickt, so kann der Mensch
die eigene Lebensflamme mit all dem Genießbaren speisen, das Na-
tur und Civilisation als rohe oder kunstvoll zubereitete Nahrung
darbieten. Die mannichfachen Produkte des Acker« und Garten«
baues, der Viehzucht, der Bäckerei und Küche, die wir täglich als
Brennmaterial zur Erhaltung des Körpers, für seine Arbeitlei-
stung und seine Erzeugung thierischer Wärme einführen, enthalten
als einfachere Bestandtheile ihrer chemischen Zusammensetzung ein-
zelne „Nahrungstoffe"; als die wichtigsten sind die Eiweißkörper,
die Fette, und die Kohlehydrate (Zuckerstoffe) bekannt. Wie die
technischen, so haben auch diese drei physiologischen Brennstoffe
einen verschiedenen Heizwerth, der für je 1 Gramm beim Eiweiß
und Kohlehydrat etwa Ä Kalorien, beim Fett etwa deren 9 beträgt.
Nichts scheint nun einfacher als der Versuch, die einzelnen Nähr-
stoffe in ihrer Bedeutung für den Körperhaushalt nach der Größe
ihrer Verbrennungwärme zu bewerthen, da (nach Rubners Isody-
namie-Gesetz) die organischen Nahrungstoffe „nach Maßgabe ih-
rer Spannkräfte" einander ersetzen können. Kein Techniker wird
aber das Benzin (mit etwa 10 500 Kalorien yeizwerth) dem Holz
oder Anthrazit (mit 3000 oder 7000 Kalorien Heizwerth) als Fene-
rungmaterial immer und unter allen Umständen vorziehen. And
in

eben so wenig kann der Physiologe eine ausschließliche Ernährung des Menschen mit Fetten nur deshalb empfehlen, weil ihre Verbrennungwärme die der Eiweißkörper und Kohlehydrate um mehr als das Doppelte übertrifft. Die Auswahl der Nahrungmittel zur Deckung unseres Kraftwechsels wird durch ganz andere Ueberlegungen bestimmt, als sich aus rein physikalischen Beobachtungen an der kalorimetrischen Bombe ergeben; sie richtet sich nach der physiologischen Ausnutzbarkeit und Verdaulichkeit der einzelnen Lebensmittel und dem wünschenswerthen Verhältnis; ihrer Mi« Zchung für eine individuell angepaßte Nahrung.
Sind also schon durch praktisch-diätetische Forderungen einer allgemeinen Anwendung des Isodynamie-Gesetzes gewisse Grenzen gezogen, so gelten noch besondere Beschränkungen für den Ersatz des Eiweißes durch die anderen beiden Nahrungstoffe. Di: Erfahrung, lehrt, daß der thierische Organismus stets Theile seiner lebenden Substanz in Form von Haaren, Epidermiszellen, Nägeln und Aehnlichem, von reichlichen Verdauungsekreten eliminirt und zur Deckung dieser „Abnutzungquote", die hauptsächlich Körpereiweiß, also stickstoffhaltiges Material, betrifft, neuen Stickstoff mit der täglichen Kost aufnehmen muß. Diese Nothwendigkeit schließt die Möglichkeit aus, das gesammte Nahrungeiweiß durch die stickstofffreien Fette und Kohlehydrate zu ersetzen. Das physiologische Eiweißminimum, das alle Verluste auszugleichen vermag, läßt sich (freilich nur unter ganz bestimmten Bedingungen) experimentell feststellen. Doch wenn man selbst diese Ausgabe für jeden individuellen Stoffwechsel immer lösen könnte, so wäre es vom Standpunkt der praktischen Diätetik aus falsch und zugleich gefährlich, das für einen besonderen Menschen und eine besondere Ernährung errechnete Eiweißminimum der Aufstellung allgemeiner Kostsätze zu Grunde zu legen. Will,man, zum Beispiel, das Eiweißminimum für den täglichen Gebrauch des Durchschnittsarbeiters normiren, so muß man, wie es der große Ernährungphysiologe Voit gethan hat, die frei gewählte Kost dieser Bevölkerungsklasse auf Ausnutzbarkeit und Bekömmlichkeit kritisch prüfen, um von den hier gewonnenen Erfahrungen zur Aufstellung einer zweckmäßigen und mit dauerndem Erfolg anwendbaren Kostordnung zu gelangen.
So ist Voits älteres Kostmaß entstanden, das für einen 70 bis 75 Kilogramm schweren Arbeiter bei etwa zehnstündiger Arbeit als täglichen Erhaltungbedarf verlangt: 118 Gramm Eiweiß, S6 Gramm Fett und S00 Gramm Kohlehydrate. Allerdings haben neuere Forschungen Voits Eiweißzahl als etwas zu hoch erwiesen. Ietzt werden 80 bis 100 Gramm wohl allgemein als die Eiweißmenge an-

genommen, die als Minimum in der täglichen Kost geboten werden muß und ohne ernste Schädigung des Organismus nicht mehr wesentlich vermindert werden darf.
Von selbst drängt sich die Frage auf: Wie läßt sich der tägliche Erhaltungbedarf von 100 Gramm Eiweiß billig und zugleich diätetisch vernünftig decken? Gewiß nicht durch Massenfabrikation des synthetischen Eiweißkörpers, den Emil Fischer unserem Kaiser im vorigen Iahre in kleiner Menge demonstriren konnte und zu dessen Bereitung die Rohmaterialien allein gegen tausend Mark gekostet hatten. Einstweilen müssen wir uns noch an die Produkte der Natur halten, die mit geringeren Herstellungskosten arbeitet und uns unter den Vegetabilien eine Auswahl eiweißreicher und dabei wohlfeiler Nahrungmittel bietet. Von ihnen wurden für den Volkskonsum seit je gewisse Hülsenfrüchte herangezogen, die, wie die Erbsen, Bohnen und Linsen, mit ihrem Eiweitzgehalt von durchschnittlich 2» Prozent sogar den der meisten Fleischsorten übertreffen. In jüngster Zeit hat Dr. H. Neumann in Pör'sbäm die Aufmerksamkeit der Aerzte wieder auf eine andere Leguminosenart gelenkt, die Sojabohne, die, ursprünglich inChina heimisch, zunächst in Iapan, später auch in manchen europäischen Ländern angebaut wurde und in ganz Ostasien als ein nahrhaftes, billiges Lebensmittel hochgeschätzt ist. Sie zeichnet sich (außer durch beträchtlichen Fettgehalt) durch ihren großen Eiweißreichtum aus und verdient dieser Eigenschaften wegen das Interesse des Ernährungphysiologen, nicht minder aber auch die ernste Beachtung unserer Volks- und Landwirthe wegen ihrer bescheidenen Ansprüche an Boden, Klima und Pflege. Sie könnte im Verein mit unseren allverbreiteten Hülsenfrüchten als die eigentliche Eiweißnahrung des Volkes, als der erfolgreichste Konkurrent des jetzt so teuren Fleisches bezeichnet werden, wenn die 456 Gramm Stickstoffsubstanz, die man für eine Mark in Form von Erbsen kaufen kann, eben so gut schmeckten und eben so leicht resorbirt würden wie die 113 Gramm Stickstoffsubstanz, die man für den selben Preis in Form von Rindfleisch erhält. Leider ists nicht so. Denn während der Organismus von der Eiweißmenge eines verzehrten Bratens über 97 Prozent aufzunehmen vermag, bleiben vom Eiweiß eines Erbsengerichtes 17,S, von dem eines Bohnengerichtes sogar über 30 Prozent unausgenützt und gehen dem Körper verloren. Um einen Menschen mit diesen Leguminosen im Stickstoffgleichgewicht zu erhalten, müßte man sie also in sehr großen Mengen einführen und natürlich auch ihre anderen stickstofffreien Bestandtheile, die für Verdauung und Stoffwechsel nicht gleichgiltig sind, in den Kauf

nehmen. Ein solches Regime würde zwar nicht das Haushaltung--
budget, wohl aber den Darm stark belasten, der einer dauernden
Bewältigung so erheblicher Nahrungschlacken nur bei wenigen
Menschen gewachsen sein dürfte und so schwere Insulte oft mit emp-
findlichen Verdauungstörungen beantworten würde. So deckt also
die Stoffwechselbilanz des Leguminosenessers ein Mißverhältnis;
zwischen Materialaufwand und Nutzeffekt auf; ein Mißverhält-
niß, das durchaus korrekturbedürftig, aber auch korrekturfähig ist.
Denn wir haben die Möglichkeit, die Ausnutzbarkeit der Hülsen-
früchte durch sorgsamere Zubereitung und erhöhtes kochkünstleri-
sches Raffinement zu steigern und zugleich ihren Geschmack einem
verwöhnteren Gaumen anzupassen. Die Schmackhaftigkeit ist von
wesentlicher Bedeutung für die Propagirung eines neuen Volks-
nahrungmittels. Das haben sich auch die Herren des berliner In-
stituts für Gährungsgewerbe gesagt, als sie daran dachten, ein neu-
es, bisher nur in Thierversuchen erprobtes Eiweißpräparat dem
menschlichen Konsum nutzbar zu machen. Vor einigen Iahren ist
das Institut fürGährungsgewerbe an die experimentelle Lösung der
biologisch und wirthschaftlich gleich wichtigen Frage herangetreten,
wie die 70 Millionen Kilogramm Hefe, die die deutschen Braue-
reien jährlich im Ueberschuß erzeugen, diätetisch verwerthet wer-
den könnten. Hier galt es, aus der Noth eine Tugend zu.machen
und den toten Ballast einer Industrie in ein Kräfte spendendes Le-
bensmittel zu verwandeln. Die durch Reinigung, Entbitterung
und Trocknung gewonnene „Nährhefe" besteht zu über 53 Prozent
aus Rohprotein, übertrifft also den Eiweißgehalt des Ochsenflei-
sches um etwa das Zweieinhalbfache. Nachdem durch exakte Stoff-
wechselversuche an Schafen, Hunden und am Menschen eine recht
befriedigende Ausnutzbarkeit des Hefeeiweißes (zu 86 bis 88 Pro-
zent) festgestellt worden war, erstand die weitere Aufgabe, die ueue
tzefenahrung auch der breiten Masse, bei der keine wissenschaftliche
Begeisterung vorausgesetzt werden konnte, mundgerecht zu machen.
Zunächst wurde ein Preisausschreiben für tzefekochbücher erlassen
und dann eine Kommission eingesetzt, die vier Wochen hindurch
täglich eine Mittagsmahlzeit aus hefehaltigen und hefesreien Ge-
richten, ohne Kenntniß der Menüs, verzehren mußte. Das Ergeb-
niß der Prüfung war für beide Theile (die Hefe und ihre Vertilger)
insofern günstig, als die gestrengen Herren Examinatoren mit hei-
lem Magen und wohlgekräftigt daraus hervorgingen, die Hefe
selbst aber sich als einen brauchbaren Rohstoff der Küche erwiesen
hatte. So könnte das Institut für Gährungsgewerbe seine Anfgabe
als gelöst betrachten und stolz darauf sein, eine wohlschmeckende,
gut resorbirbare Eiweißnahrung, also in gewissem Sinn einen

Fleischersatz für uns entdeckt zu haben, wenn die Nährhefe nicht
ein wichtiges Erfordernis; aller marktfähigen Surrogate vermissen
ließe: die Billigkeit. So lange der Nährwerth der Hese eben so
theuer bezahlt werden muß wie der des Fleisches, wird es keiner Ar«
beiterfrau einfallen, statt des Sonntagsbratens ihrem Manne ein
Hefebeefsteak auf den Tisch zu setzen. Dazu steht der Fleischgenuß
zu hoch und zu fest in der Gunst des Volkes. Zwar scheinen die
günstigen Erfahrungen, die man jetzt in den grctzberliner Gemein-
den mit dem Seefischverkauf gemacht hat, keine besonders starke und
einseitige Vorliebe unserer Bevölkerung für den Konsum von vier-
beinigen Schlachtthieren zu bekunden. Doch darf man nicht ver-
gessen, daß den von der Stadt Schöneberg in einem Iahr umge-
setzten 2100 Centnern Seefisch (so imponirend und erfreulich sie
<ils Symptom an sich sind) eine Einwohnerzahl von etwa 173 000
gegenübersteht, daß also auf jeden schöneberger Bürger jährlich
kaum 1>/4 Pfund entfiele. Und weiter darf man getrost annehmen,
daß die wenigsten dieser wenigen schöneberger Fischesser b«m Ver-
speisen ihres Kabeljaus geglaubt haben, einen vollwerthigen Er-
satz für eine saftige Hammelkeule oder ein blutiges Roastbeef sich
einzuverleiben. Hier gilt es, uralte Vorurtheile zu besiegen und
unseren Großstädtern die Neberzeugung beizubringen, daß, zum
Beispiel, das Hecht- oder Karpfenfleisch weder an Eiweißgehalt
noch an Ausnutzbarkeit den meisten Fleischsorten nachsteht.
Noch raschere Sympathien als ihrer Fischhalle werden des-
halb die Schöneberger einem anderen Unternehmen ihrer Stadt-
väter entgegenbringen, das durch finanzielle Unterstützung eines
Kaninchenzüchtervereines die Popularisirung des Kaninchenfleisch-
konsums erstrebt. Ermuthigt wurde die schöneberger Deputation zu
ihrem Vorgehen wohl durch das Beispiel von Paris, wo angeblich
200 000 Pfund Kaninchenfleisch täglich verzehrt werden. Solche ku-
linarische, durch altererbteGewohnheiten genährte Beliebtheit kann
gewiß nicht von heute auf morgen errungen werden. Ich meine
aber, daß der Kaninchenkonsum sich in viel kürzerer Zeit als die
Fischkost einbürgern wird, weil für ihn alle (vielleicht nur eingebil-
deten) Vorzüge des „wahren" Fleisches einnehmen. Pflegt doch
der Laie die weitgehenden anatomischen und chemischen Uebereim-
iUmmungen zwischen Fisch- und Säugethiermuskeln zu ignoriren
und nur diese als „richtiges" Fleisch anzuerkennen.
So wenig sachliche Motive werden das große Publikum oft
bestimmen, unter den „Fleischersatzmitteln" zunächst die Surrogate
thierischer Herkunft zu wählen und davon wieder solche zu bevor-
zugen, die entweder selbst Fleisch in irgendeiner Form darstel-
len oder ihren fleischlichen Ursprung am Wenigsten verleugnen.

Und wie jüngst die großberliner Theuerungskonferenz die Einfuhr von argentinischem Gefrierfleisch von der Regirung forderte, so könnte man mit nicht geringeren Aussichten auf einen wirthschaftlichen Erfolg an die Verwirklichung einer Anregung denken, die Salkowski schon 1909 in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift gegeben hat. Die praktische Tendenz von Salkowskis Plan, der im physiologischen Laboratorium geboren wurde, ist auf die Bekämpfung der Fleischnoth gerichtet und stellt der Industrie die zweifache Ausgabe, das Fleischparadies von Südamerika der europäischen Bevölkerung zu erschließen, dann aber auch die Ströme Blutes, die Tag für Tag auf unseren Schlachthöfen vergossen werden, nicht vertrocknen und versickern zu lassen, sondern in nährende Quellen zu verwandeln. Salkowski hatte nämlich durch exakte Stoffwechselversuche an Hunden feststellen können, daß sowohl ein „Fleischalbuminat" aus Rückständen von der Fabrikation des Liebig-Extraktes wie auch ein Präparat, das durch Erhitzung von frischem Rinderblut und darauf folgende Trocknung des Gerinnsels gewonnen worden war, ganz vorzüglich (zu 92 oder 93 Prozent des eingeführten Stickstoffes) ausgenutzt wurden. Im Ausland könnte also die Liebig-Gesellschaft, in Inland jeder Schlachthof ein billiges Material liefern, das mit seinem hohen Eiweißgehalt und seiner guten Resorbirbarkeit einen werthvollen Fleischersatz abgeben würde; natürlich unter der Voraussetzung, daß es der Technik gelingt, die unerläßlichen hygienischen und gastronomischen Erfordernisse bereit zu stellen. Salkowski selbst macht den Vorschlag, die Fleischextraktrückstände und das Blutpräparat in feuchtem Zustand zu verwenden und die in diesem Fall nothwendige Konservirung bei jenen durch Zusatz von Salzsäure, bei diesem in Blechbüchsen vorzunehmen. Der Kochkunst würde dann die dankbare Aufgabe zufallen, aus diesen Fleischkonserven wohlschmeckende und bekömmliche Gerichte zu bereiten. Nach Zeitungberichten mußte der von den stuttgarter Sozialdemokraten am fünften September 1912 beschlosseneBoykott aller Fleisch-undWurstwaaren schon nach zwanzig Tagen wieder aufgehoben werden. Hätten die stuttgarter Genossen nur ihr gewohntes Nahrungeiweiß einfach nach der Kalorienzahl ersetzen wollen, so hätten ihnen in der Fischkost, in der Magermilch, im Käse Reserven zur Verfügung gestanden, aus denen sie ihren Eiweißhunger billig stillen konnten.

Billiges Eiweiß, das unsere Fleischnahrung nicht allein nach der Zahl ihrer Kalorien, sondern nach dem Gesammtwerth ihrer Qualitäten zu ersetzen vermag: Das ist ein Punkt, der auf demProgramm des Retters aus der Fleischnoth obenan stehen muß.

Wilmersdorf. Dr. Friedrich Simon.

Ideale.
DKn zwei großen Formen hat bisher immer der menschheitliche Idealglaube seinen Ausdruck gefunden und sich entwickelt. Und das menschliche Fühlen, Denken und Reden, das Wissen und Sehnen von und nach einem idealen, einem vollkommenen Zustand der Dinge, nach einem reineren, höheren und besseren Dasein hat bisher zwei verschiedene, entgegengesetzte Wege eingeschlagen. Zwei Möglichkeiten scheint es hier überhaupt nur für unsere Vernunft zu geben; uind alle unsere Ideallehren kann man jedenfalls dem einen oder dem anderen Typus zurechnen.
Aber auch von diesen beiden Formen kann nur die eine auf eine große Vergangenheit sich berufen und stützen. Wie über dem Märchenland unserer Kindertage das „Es war einmal" schwebt, so blickt dieser Idealglaube, diese Ideallehre auf das „War" als ein großes Wunder- und Zauberland zurück, als ein Land der Seligkeiten, schöneren und herrlicheren Lebens. Im Anfang lebten die Menschen im Paradiese, heißt es in der Bibel, die Mythen erzählen uns, daß nur das erste Zeitalter der Menschen ein „Goldenes" war und daß es dann immer schlechter wurde, und auch unsere Naturvölker verehren die Vorfahren, Ahnen und Väter als die göttlicherenWesen; und nach dem ganz primitiven naturreligiösen Unsterblichkeitglauben kehren die Menschen mit dem Tode in dieses Väterland wieder ein. Der Urzustand der Dinge, das Chaos, erscheint jedoch ursprünglich noch nicht als ein Vollkommenheitzustand, sondern aus den Chaoswesen, den Umgestalten, wohl sehr gewaltigen und starken, doch auch scheusaligen Wesen, werden durch einen großen Akt der Civilisation die Erscheinungen und Dinge dieser Welt und Erde von heute, wie wir sie kennen. In den Naturreligionen der primitiven Menschheit wird doch immer nur von einer Natur, von einer physisch-sinnlich anschaulichen Welt gesprochen und auch die Zauberwesen, Dämonen, Gespenster, Geister, Götter sind nicht Gottwesen in unserem Sinn; sehr mächtig, doch nicht allmächtig, nicht vollkommen, sehr wissend, doch nicht allwissend, richtbar, wenn sie sich auch unsichtbar machen können, Zwischen dieser altesten und ursprünglichsten Religion der Menschheit, derNaturreligion, und unseren großen Vernunft- und Kulturreligionen, wie sie dann aufkamen und bis heute herrschen, klaffen gewiß die tiefsten Unterschiede. Aber gemeinsam haben sie mit jener, daß auch sie auf eine Welt des „Es war einmal" als

auf eine höchste und vollkommenste Hinblicken, und nur noch viel klarer, eindeutiger und entschiedener hat sich hier der Glaube an eine idealeWelt vor und jenseits unseres irdischen Lebens herausgebildet. Ia, dieser vernunftreligiöse Idealglaube führt erst dazu, im schärfsten Gegensatz das Reich der Vollkommenheit und die Erde dieses irdischen Treibens, eine metaphysische Welt und eine physische einander gegenüber zu stellen und damit auch Gott und Mensch vollkommen von einander abzusondern, die Vorstellung von einem allmächtigen, allwissenden, allgütigen, rein geistigen Gottwesen heranzubilden und so ein Weltbild sich zu schaffen, wie es der Mensch ursprünglich im Zeitalter der naturreligiösen Anschauungen unmöglich besitzen konnte.

Bevor diese Welt war, war schon Gott. Gott schuf erst diese Welt. Dieses Gottwesen vor unserer Welt war höchste Reinheit und Vollkommenheit. So erst wird der Idealglaube an einen Vor- und Urzustand der Dinge als einen Seligkeitzustand offenbar; und die älteren kosmogonischen Anschauungen von mischformigen Ur- und Chaoswesen, von,der Entstehung der Welt aus Schlangen, Drachen, Riesen, verschwinden immer mehr. In dem Vernunft- und Kulturglauben der Menschheit tritt an die Stelle dieses,CHaos ganz allgemein das Reich des Absoluten, des Dinges an sich, der reinen Platonischen Idee, des Urbildes, der Urbilder, der Einheit in derMannichfaltigkeit, — eine metaphysische Welt. Dieser metaphysischen Welt, dieser Gottwelt höchsten Daseinszustandes stehtdie physische Welt unserer Menschlichkeiten als eine durchaus niedere, schlechte, böse Welt gegenüber; und ganz allgemein wird in unseren vernunftreligiösen Lehren die Sünde des irdischen Seins eben allein darin erblickt, daß es ganz anders ist als das Absolute, und der Sündenfall aller Kreatur besteht in einem Abfall von Gott, von der reinen Idee. In Hinblick auf diese physische Welt konnten die metaphysischen Vernunftveligionen und «philosophien immer nur einen höchsten Pessimismus zum Ausdruck bringen. Die Erlösung vom Leiden und Uebel kann uns allein zu Theil werden, indem wir all unser Sinnen und Trachten richten auf die Erkenntnis; der anderen, der metaphysischen Welt und nach Ueberwindung dieser schlechten irdischen Welt wieder eingehen in ihr Gottesreich des Absoluten und Dinges an sich, der reinen Ideen.

Diese Vernunftweltanschauung ist von Haus aus und ihrem innersten Wesen nach auch eine Kausalitätweltanschauung, denn hier kann natürlich Alles nur darauf ankommen, den einen einzigen Grund kennen zu lernen, das Ding an sich, die „Einheit in der Mannichfaltigkeit", woraus nach ihrer Annahme Alles her-

vorging. Und unser kausales Denken ist für sie wiederum derBeweis
für die Existenz eines solchen Absoluten. In einem Erkennen und
Wissen, zuletzt auf diese Erkenntniß des Absoluten gerichtet, besteht
die höchste Funktion des menschlichen Geistes. Und das Wahrheit-
ideal ist eigentlich das Verlangen und die Sehnsucht, eine Ideal-
Welt zu schauen und zu begreifen, einen besseren und vollkomme-
neren Zustand der Dinge, wie er einmal nach dem Glauben war,
— ein Reich jenseits von unserer ganzen Sinnenwirklichkeitwelt.
Ein paar Iahrtausende lang hat diese Vernunft-Ideallehre
für die Menschheit auch völlig ausgereicht; und kraft eines abso-
luten reinen Denkens, kraft eines tertullianischen Oi-eäo ciuig. s.l>
suräum gaben Religionen und Philosophien auch die reichste Aus-
kunft über ihre metaphysische Gottes- und Nirwanawelt und wuß-
ten jedenfalls in ihr noch viel besser Bescheid als in der Naturwelt,
die als das unmittelbar Wirkliche, Gegenwärtige den Menschen
umgab. Zweifellos zählt sie auch jetzt noch die weitaus zahlreich-
sten Bekenner und Gläubiger; doch erwachte auch mehr und mehr
ein anderer Geist, der sich unseren Religionen und ihrem Gott-
glauben entfremdete und auch tzie alte Herrschaft der Vernunft-
und Begriffsphilosophie nicht mehr anerkannte. Die Vernunft
hatte das Messer gegen sich selber gezückt und ihre Ohnmacht ein-
gestanden, jemals das von ihr aufgestellte Erkenntnißziel erreichen
zu können, und der Vernunftmensch mutz darauf verzichten, uns
zu sagen,/was eigentlich Das ist, von dem er stets redete und redete:
das Ding an sich, das Absolute, die Einheit in der Mannichfaltig-
keit, der eine Grund, die einzige Ursache alles Dessen, was ist. Die
Wege Gottes blieben für den Menschen nun einmal dunkel.
Dieses tiefe Mißtrauen gegen die Ideale der alten Religio-
nen und metaphysischen Philosophien führte erst im neunzehnten
Jahrhundert zu einer wirklich grotzen und entscheidenden Krisis:
zu einem neuen Idealglauben, der sich scharf, klar, entschieden erst
jetzt herauszugestalten vermochte. Zu dem Entwickelungideal der
Neuzeit, zu unserer evolutionistischen Naturphilosophie. Wie zwi-
schen den naturreligiösen Anschauungen der primitiven Menschheit
und den metaphysischenVernunftlehren der darauf folgenden Kultur
.Jahrtausende voll tiefster Klüfte liegen, so darf man mit gutem
Recht den Komo naturalis, das Naturkind, den Menschen vor-
rationaler, vorwissenschaftlicher Zeitalter, und den Komo l iitiona
Iis, den Kulturmenschen der paar Iahrtausende unserer Vernunft-
bildung, psychologisch als die zwei Menschheitstypen von größter

Verschiedenheit bezeichnen. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die kosmogonische und sonst grundlegende Weltanschauung unserer modernen Naturwissenschaft viel näher steht, viel mehr Gemeinsames und Verwandtes mit denen des Koino naturalis^ der primitiven Menschheit, besitzt als gerade mit den religiösen und begriffsphilosophischen Lehren des Korn« rs.tiona1is von der Erschaffung der Welt aus dem Nichts, durch ein metaphysisches Gottwesen, aus den reinen Ideen heraus, aus der Abstraktion.
Und wenn Schopenhauer über Hegels köstliche Dialektik, wie aus dem Nichtsein Sein wird, nur schallend auflachen kann, so kann ein naturwissenschaftlicher Geist von heute auch über Schopenhauer nur lachen, nur lachen über einen Iiomo rationalis, der sich Jahrtausende lang immer nur mit der Danaiden- und Sisyphusarbeit abquälte, kraft reinen Denkens und des reinen Wortes aus reinen Ideen eine Naturwelt hervorzuzaubern. Wieder löst sich die ganze große Idealwelt der Vernunft, der erhabenste und höchste Glaube der Iahrtausende, von dem göttlichen metaphysischen Reich, Reich des Absoluten und Dinges an sich, der Ideen undEntelechien ins völlige Nichts auf; und es war nur eine Fiktion, eine Phantasiedichtung und Einbildung. Doch Alles, was uns das gute Kind der Vernunft von ihm kraft reinen Denkens zu erzählen wußte, hat genau so viel und so wenig Werth wie Das, was vor ihm der Komv naturalis von seinen Tiamatdrachen und Vrtra-Schlangen sich erzählte, und die Vernunft, für die Alles nur aufs Erklären, Erkennen ankam, scheiterte gerade an diesem ihrem eigenen höchsten Ideal, erklären und erkennen zu können.
Wie das Naturkind, das vom Absoluten noch nichts wußte, so steht auch das Kind unserer Zeit, das von der Metaphysik nichts mehr wissen will, wieder nur einer reinen Naturwelt gegenüber. Sein Entwickelungideal hat es allein mit dieser uns unmittelbar gegebenen sinnlich-anschaulichen Wirklichkeitwelt zu thun; und der große Weltprozeß besteht in der Evolution immer höherer, besserer und vollkommenerer Formen aus unvollkommenen, niederen und schlechteren. „Am Anfang der Dinge" steht hier nicht mehr Gott, das Ding an sich, die Idee, ein Wesen und Zustand der höchsten Vollkommenheit, sondern der schlechtere, einfachere und ärmlichere Urzustand des Seins entfaltet sich immer reiner und höher. Und zweifellos liegt hier zunächst einmal eine gründliche Umkehrung vor; und das Ideal, das bis dahin stets ein Warheit- und Vergangenheitideal war, auf eine Welt ursprünglicher Existenz als- die höchste hinwies und die Rück- und Heimkehr zn ihr als Erlösung pries, eine epigenetische Weltauffassung, wird zu einem Wer«

Idcale.
de«IKeal, das in die Zukunft zeigt, zu einer evolutionistischen Lehre von der Welt. Doch die vollkommenste und beste Zukunftwelt, die einmal sein wird, ist keine Ienseitswelt von metaphysischer Art und Beschaffenheit, sondern eine Diesseits-, eine Naturwelt materieller Formen, sinnlich greifbarer Erscheinungen. Und Alles, was die Religionen uns von einem allmächtigen und allwissenden Gott aussagten, kann zuletzt dem Menschen sehr wohl zu Theil werden: er selber wird einmal so ein allmächtiger und allwissender Herrgott und Naturbeherrscher sein, wenn er nur erst einmal die mathematische Wcltformel herausgerechnet und das Weltgesetz entdeckt hat. Nur in diesen zwei großen Formen steht der menschheitliche Idealglaube vor uns, entweder hinweisend auf „Es war einmal" oder mit dem Blick gerichtet auf ein „Es wird einmal sein". Entweder eine Epigenesis oder eine Evolution. Aber wie die alten metaphysischen Lehren immer daran scheiterten und uns nur nicht die causa aller cau8a.e begreiflich machen konnten, wozu denn über« Haupt eigentlich diese ganze Natur« und Menschenwelt geschaffen wurde, warum das absolut Vollkommene am Anfang der Dinge so herzlich dumm war, so entsetzlich unvollkommen zu werden, wie und warum das aösolut Gute recht Schlechtes und Böses erzeugte, so steckt doch auch unsere moderne evolutionistische Ideallehre genau fest in dem selben Dilemma und sie kann nur gerade Das nicht nachweisen, worauf für sie Alles ankommt: eben die Evolution in der Natur, die Entwickelung aus schlechten und niedrigeren zu höheren und vollkommeneren Formen. Und wenn schon Spencer als der erste große Entwickelungphilosoph gerade in diesem Punkte sein 5Ion liczuet bekennen mußte, so hat seitdem die Naturwissenschaft selbst in die Feuerweine erster Begeisterungen immer mehr Wasser gegossen, und so jung dieses Ideal auch ist, so welk sieht es auch schon wieder an vielen Stellen aus. Und der Metschnikow-Geist blickt melancholisch auf eine an der Nadel aufgespieszteSchlupfwespe und deduzirt uns, daß Diese viel besser und vollkommener organisirt wurde als der menschliche , m-pu«. Von dem Menschen, der Geist ist, aber haben die Weisen uns immer wieder versichert, daß es keine schlimmere Bestie auf der Erde giebt als die bestis, nuinaua. Und wie am Anfang des Ideales „Es war einmal" ein Nichts gähnt, aus dem Alles hervorgegangen sein soll, so öffnet sich amEnde desIdeals ,,Es wird einmal sein" hinter allen Evolutionen auch wieder das Nichts, in dem Alles untergeht. Das evolutionistische Ideal unserer heutigen Naturphilosophie wird durch die Natur selber nur gar nicht bestätigt. Zwischen der Wirklichkeit des Naturgeschehens und der Idee, dem Ideal,

dem kausalen und teleologischen Gedanken, den der Mensch stets in den Weltprozeß hineintrug, ließ sich nur niemals dieUebereinstimmung herstellen. Und der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit war von je her das Kreuz und Leid von Religio^, Philosophie und Wissenschaft. Nicht so verhängnisvoll für die alte metaphysische Weltanschauung und Ideallehre, die überhaupt auf die Natur als das Grundböse blickte und ihrer Wirklichkeit die Idee als Welt Gottes gegenüber stellte, auf solchem Gegensatz sich aufbaute, — ganz und gar verhänMißvoll aber für unseren modernnaturphilosophischen evolutionistischen Idealglauben, der innerhalb dieser Natur- und Wirklichkeitwelt bleiben will.

Doch eben diese Natur, die sich durchaus dagegen wehrt und ganz und gar nichts mit den beiden großen Ideallehren unserer Denker und Weisen zu thun haben will, die uns weder das Ideal „Es war einmal" bestätigt noch auch das Ideal „Es wird einmal sein" befolgen will: sollen wir uns vielleicht dieser Natur nicht gerade freuen, sollen wir nicht zu ihr unsere Zuflucht nehmen und von ihr zu lernen suchen, damit wir uns befreien von höchst schlechten, gefährlichen, traurigen Ideallehren, von kausalen und teleologischen Lehren eines Iiomo rationalis, die, recht besehen, gerade als Ideale etwas besonders Erfreuliches und Verlockendes nicht an sich haben? Denn uns Menschen von heute, uns augenblicklich Lebende kann doch weder das War- noch das Werde-Ideal, weder die Vertröstung auf allerfernste Zukunft noch der Hinblick auf platonische Seligkeitreiche vor allen Dingen, so besonders beglücken und befriedigen. Und die alte Metaphysik, für die wir nun einmal Alle höchstmißrathene, elende, sündige Kreaturen sind, wie auch der Glaube an die Evolution, für den wir doch nur einen Dünger vorstellen, aus dem nach abermals hunderttausend Iahren erst der Uebermensch mit der mathematischen Weltformel hervorwachsen wird, können uns Menschen von heute so sehr nicht erheben und uns mit Staunen, Ehrfurcht und Begeisterung für eine Weisheit erfüllen, die Das gerade so eingerichtet hat. Wir vermögen darin nicht die ideale und absolute Weltweisheit zu erblicken. Sondern viel wichtiger und nützlicher wäre es Wohl für uns, wenn wir endlich einmal das äußerste Mißtrauen den Propheten und Heilanden, den Idealpredigern entgegenbrächten, die uns, wenn wir die Hände nach einem nährenden Lebensbrot ausstreckten, stets ihren Ispi« pkilasopkorum, ihren Stein der Weisen in die Hand steckten, mit dem dazumal Alles sich in Gold verwandeln ließ, in Zukunft einmal Alles in Gold sich wandeln läßt, der nur heute keine Zauber- und Wunderkräfte besitzt, augenblicklich leider alle eingebüßt

hat. Eine vertrocknete Brotkruste ist werthvoller als dieser ideale Stein. In uns Allen lebt zuletzt doch ein sehr natürlicher, doch darum gerade bestberathener Mensch, dem wie Kleists Prinzen von Homburg alle diese Phantasien von Vergangenheit- und Zukunftidealen nur einen Stoßseufzer über eine so göttlich-weise eingerichtete Welt entlocken können:

„Zwar eine Sonne, sagt man, scheint dort auch
Und über buntre Felder noch als hier:
Ich glaubs! Nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll."

Diese Natur- und Wtrklichkeitwelt bestätigt nicht die kausalen und teleologischen Ideen, die nach allen Aussagen unserer Vernunft und Wissenschaft, unserer Religionen und Philosophien angeblich in ihr zur Gestaltung kommen sollen. Sondern sie zeugt wider diese Ideen und Ideale. Wenn aber das Weltbild, das wir Menschen uns in der Idee von ihr gebildet haben, und die Natur und Wirklichkeit, wie wir sie sinnlich erleben und erfühlen, sich nicht in Uebereinstimmung bringen lassen, so tragen wir offenbar lauter irrige Weltbilder im Kopf; und wir stehen der Natnr gegenüber, befangen in falschen Fiktionen und Einbildungen von ihr. Und Alles kommt darauf an, eine solche irrführende Vernunftweltanschauung zuerst einmal in eine richtW^akurweltanschauung umzuwandeln und sich die Frage vörzükegen, ob es in dieser Narur'niHt doch noch, jmMr^ besser und gescheiter zugeht als in allen unseren menschlichen Hypothesen und Theorien, deren Welt MxMcher. Ordnungen, von gottlicher MiZhett erschaffene Welt saLPMes und Welses durchaus nicht an sich hat'"

5

Worauf war denn immer in all diesen Iahrtausenden die große Arbeit unserer menschlichen Vernunft und Wissenschaft gerichtet? Sie wollte in der That nichts mehr und nichts weniger sein und geben als eine „vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen". Darin hat Schopenhauer durchaus Recht. Wir waren nicht dabei, als Gott die Welt erschuf, wir erlebten auch nicht die paradiesischen Zeiten der Väter und Ahnen, wie wir dieWelt unseres Heute erleben; noch auch leben wir schon in der Welt des allmächtigen und allwissenden Uebermenschen, der die mathematische Weltformel gefunden hat. Eigentlich können wir nicht gut wissen, wie es damals aussah und wie es später einmal aussehen wird; woher soll uns ein solches Wissen kommen? Dennoch war zweifellos die Menschheit stets sehr neu-

gierig und ihre Arbeit stets darauf gerichtet, uns wie in einem Kinematographen-Theater den ganzen Weltprozeß noch einmal vorzuführen und zu wiederholen, an dem Schöpfungakt wie als Zuschauer uns theilnehmen zu lassen und zugleich auch zu recht allwissenden Geschöpfen zu machen, die durchaus im Reinen und Klaren darüber sind, die prophezeien können, wie die Welt nach Millionen Iahren aussehen und auch einmal wieder zu Grunde gehen wird. Diese Menschheit war stets davon überzeugt und ists noch heute, daß in dem Vernunftspiegel, in dem Spiegel abstrakter Begriffe, in dem sie die Welt aufzufangen suchte, diese sich höchst wahrheitgetreu und wahrhaft licht und vollkommen abkonterfeit. Nur leider auch immer mit dem höchsten Unbehagen, mit peinlich skeptischen und kritischen Gefühlen, daß die in dem Ideenspiegel reflektirte Welt doch wieder so völlig anders aussieht als die Natur- und Wirklichkeitwelt. Und die Welt in abstrakten Begriffen und diese andere in sinnlich-anschaulichen Dingen und Formen sahen ganz und gar nicht identisch aus, sondern die absolute und Ding-an-sich-Welt, die metaphysisch-begriffliche Ideen- und Reflexionenwelt des menschlichen Vernunftspiegels und die reale Naturwelt vertrugen sich so wenig mit einander, daß der metaphysische Komo rationälis von dieser realen Welt zuletzt immer nur als Schein und Rauch und Illusion sprechen konnte, und umgekehrt: für den lmmo naturalis war die Spiegelwelt in abstrakten Begriffen Illusion, Rauch, Schall, Nichts.

Wir stehen wieder an einem Punkt, wo sich die Geister scheiden und entscheiden müssen. Völlig unüberbrückbare Gegensätze bestehen zwischen Schopenhauers Spiegelwelt in abstrakten Begriffen, der Welt einer Vernunfterkenntniß, und einer Natur- und Wirklichkeitwelt in sinnlich-anschaulichen Dingen und Formen, die wir unmittelbar erleben. Wir sollen diese Gegensätze nur nicht versöhnen, vertuschen und verwischen, sondern ihre völlige Unverträglichkeit mit einander so scharf und klar wie nur eben möglich uns zum Bewußtsein erwecken. Wir Menschen sind offenbar kein Brahma, der die Welt schuf, indem er dachte. Wir können noch so angestrengt und inbrünstig begrifflich denken: dadurch entsteht nicht das kleinste Staubkorn und wir erzeugen damit noch nicht einen Grashalm. Diese Welt abstrakter Begriffe spiegelt nicht nur nicht die Naturwelt in getreuem Konterfei wieder, sondern ist der Schleier und die Nebelwand, die wir Menschen kraft unserer Vernunft und unseres Denkens künstlich zwischen uns und die Natur geschoben haben, daß wir gleichwie mit einer Binde vor den Augen an Dieser vorüber gehen und sie nun nicht mehr sehen, wie sie ist.

Das Eine ist jedenfalls sicher, daß die sieben MeArZMel Du-
bois-Reymonds und all die völlig unlösbaren Probleme, an de-
nen slH unsere Vernunft zu allen Zeiten den Kopf zerbrach, keines-
wegs aus der Natur und Wirklichkeit selber sich ergeben, sondern
allein in jenem reflektirenden Spiegel, in der Welt abstrakter Be-
griffe sind sie immer nur aufgestiegen und konnten sie auch nur
aufsteigen. Und diese Welträthselfragen würden sofort jedenWerth
Verlieren, es hätte gar keinen Sinn und Zweck mehr, mit ihnen
sich ernsthaft zu beschäftigen, und es kann dabei gar nichts heraus-
kommen, eben so wenig wie bei alten Mönchsfragen, wie viele En-
gelwohl auf einer Nadelspitze Platz haben: wenn man eben einfach
den Spiegel abstrakter Begriffe überhaupt zertrümmerte, in dem
fich angeblich der ganze Weltprozeß, wie er verlief und verlaufen
wird, getreulich wiederholen soll; wenn man endlich einsehen
wollte, daß dieser Spiegel ein solcher Zauberspiegel gar nicht ist.
Der alte, sehr gescheite Paradiesesmythus spricht von einer
Verwechselung, die alles Leid und Uebel in der Welt mit sich
brachte und die Menschen zu sehr unglücklichen Geschöpfen werden
ließ. Der Mensch verwechselte die Frucht vom Erkenntnißbaum mit
der Frucht vom Lebensbaum, er glaubte, das Wissen aus den Quel-
len der Vernunft schöpfen zu können, statt aus den Quellen derNa-
tur. Und seit Iahrtausenden bis heute starrt dieser, durch eine
Schlange^ die logische Taschenspielerin Vernunft, irrgeführte und
verblendete Mensch mit dem Schopenhauerglauben hinein in den
Vernunftspiegel der abstrakten Begriffe, statt indaswirklicheLeben,
und dieBilder, die da allein jn seinem Reflexionenglas aufstiegen,
hielt er für die Urbilder, die deutenden und weisenden, erklärenden
Bilder desWeltgeschehens. Aber er unterlag einerTäuschung, einer
Verwechselung. Der SpiegelDMchlicher Einheften und die Wirk-
liAeitwelt natürlicher Vielheiten wurden mit einander identifizirt
und äu^Ler^Naturreligion der primitiven Menschheit wurden so
die großen Logosreligionen und -philosophien unserer Kultur, für
welche im Anfang das „Wort" ist. Denn die Lehre vom Absoluten
beruht eben allein darin, daß die sprachliche Einheit der wahrhaft
tiefe und eigentliche Grund, die Ursache der natürlichen Vielheiten
sein soll. Der Begriff, die sprachliche Einheitform, wäre danach
das Wesen der Dinge, aus dem Begriff ging die Welt mannich-
facher Naturformen hervor. Aus dieser sprachlichen Einheit schloß
man auf eine Einheit auch in den Naturdingen; und sie wurde
zum Ziel alles Forschens und Denkens der Menschheit, die große

ocoultä res, der Gott, der ausgegraben werden sollte als der letzte Grund und die Ursache alles Geschehens. 'Und die Welteinheit» lehre, die Welteinheitanschauung der Vernunft und des noino ratioiiäli« wies uns mit entzücktemMund stets auf „die Einheit", die in)'Ktioa" hin als Das, was uns erlösen und retten soll aus der schlechten Mannichfaltigkeit. Zertümmert man den Vernunftfpiegel, stellt man Hich auf den Standpunkt, daß die ganze Welteinheitlehre der letzten Iahrtausende einfach von einer falschen Voraussetzung ausging, so erfährt damit unser ganzes Weltbild allerdings wieder eine Umkehrung und Umgestaltung, eine viel eingreifendere Umkehrung noch als einmal durch Copernikus, da die Erde um die Sonne sich zu drehen anfing, während bis dahin immer die Sonne sich um die Erde gedreht hatte.

Doch der Mensch, der nicht mehr in den Vernunftspiegel hin« einstarrt, sondern in die wirkliche Welt hinaus, den Baum der Vernunft nicht mehr mit dem der Natur verwechselt, kommt dann vielleicht auch dahinter, daß die Erde der natürlich-vielen und verschiedenen sinnlich-anschaulichen Formen zuletzt doch eine viel schönere und bessere noch ist als die des abstrakten und metaphysischen Vernunft» einheitreiches, aus dem immer nur höchst traurige pessimistische und nirwanistische Ideallehren aufsteigen konnten. Unsere naturwissenschaftlichen, biologischen Lehren, die alle bis auf den heutigen Tag entweder der epigenetischen oder der evolutionistischen Schule angehören, scheitern an der Natur. Diese moderne Naturwissenschaft und Naturphilosophie, die nach ihrem eigenen Glauben vom Absoluten, von der Metaphysik, von der Begrisfsphilosoph'.e sich endgiltig frei gemacht, hat doch in Wahrheit die Nabelschnur ganz und gar nicht zerrissen, sondern: durch und durch von lauter absolutistischen und metaphysischen Ideen noch immer durchtränkt, spricht auch sie zu uns, mit Haeckels wie mit Ostwalds Mund, unaufhörlich nicht von der wirklichen Natur unsSrer'Sinne und ErleHMe, sondern von der abstrakten Natur des Vcrnunftspiegels, Aber die Natur um üW ist besser, als die ganze menschliche Vernunft jemals gewesen ist. Und sie, die eine Schlupfwespe eben so vollkommen und in einigen Hinsichten noch viel vollkommener zu organisiren weiß als den Menschen, nicht früher einmal nur oder später einmal, sondern überall und in jedem Augenblick allerbeste Gebilde erzeugt, lockt und führt uns höher empor als die Natur, die der Mensch stets in seinem Vernunftspiegel erblickte und in der eine reale Gegenwartwelt immer wieder auf den Altären idealer Vergangenheil- und Zukunftwelten abgeschlachtet wurde.

Zehlendorf.' Julius Hart.

. 5 ' . «55

Ostasiatische Kunst.*)

M mmer wieder verlebe ich in der Ausstellung ostasiatischer Kunst
schein, den sanften Glasurenglanz auf dem Hintergrund der alt-
vornehmen Heimath.
Mir ist, als müßten die nachgedunkelten buddhistischen Kake-
mono noch heute nach Weihrauch duften. Vor ihnen auf schweren,
geschnitzten Tischen stehen Bronzegefäße mit Blüthenzweigen, Tel-
lerchen mit sorgsam aufgestapeltem Opferkuchen und Früchten, viel«
leicht gar eins der uralten chinesischen Sakralgefäße aus Bronze,
gewaltig ernst im Umriß, unsäglich reizvoll in ihrem Patinaspiel.
Mattbläulich qualmt Weihrauchdunst aus den bronzenen Reihern;
der murmelnde Priester in seinen blaßfarbigen oder schwarzen
Gazegewändern verneigt sich, bewegt die Glocke. Aus den Schiebe-
thüren dringt das einzigschöne, milchige Licht der Reispapier-
scheiden, in der Dämmerung und Dunkelheit leuchtet das Gold der
starr dasitzenden Gottheiten, der Wandschirme, der fein ciselirten
Beschläge, der baldachinförmigen Behänge. In den Tempeln der
strengeren Sekten hat das Balkenwerk seine vom Alter gedunkelten
Holztöne bewahrt. Prunkvollere Tempel erstrahlen im mannich«
fachsten Roth, von der Orrangemenniggluth bis zum Purpur,
vom verblichenen Erdbeerroth bis zur Ochsenbluttiefe. Ein ande-
res Mal ist das Innere im nachtschwarzen, glänzenden Lack gehal-
ten; da spiegelt sich Alles wie in einem abgrundtiefen See, hat ein
mystisches Pathos. Solche Kultbilder der frühmittelalterlichen Ka-
makura-Periode sind hier zu sehen. Eine düstere Farbenpracht ist
ihnen eigen, ein hierarchisch-leidenschaftlicher Ernst. Sie haben
Stimmungfaszination. Noch lieber ist mir jedoch ein schlichtes chi-
nesisches Original des dreizehnten Iahrhunderts. Der Shakya
Muni steigt von den Bergen nieder; er ist noch benommen von der
Seligkeit der Erlösung; still und entrückt wandelt er vorbei.
Im selben Nischensaal stehen auch einige vorzügliche Götter-
statuen der selben Zeit. Der Iiso, dieser sanfte Freund und Be-
schützer der Kinder, und Iakushi, eine mit besonderer Heilkraft be-
gnadete Verkörperung des Buddha. In solcher Plastik erreichen
die Iapaner fast die viel älteren Vorbilder aus Indien, deren In-
tensität, deren grandiose Linienharmonie. In den Tempelraum ge«

*) Die Ostasiatische Ausstellung im berliner Akademiegebäude ist,
früher, als die Meisten erwartet hatten, geschlossen worden. Für einen
Rundblick auf das dem Europäerauge Neue, was sie bot, ists aber noch
heute nicht zu spät.

Berlin versinkt, ich sehe den Goldlack«

hörten die Bildnißstatuen namhafter Toten, die Europa noch wenig kennt, die man auch drüben nicht allzu oft zu sehen bekommt. Deutschland besitzt eine solche Statue; und der Dargestellte ist ein überaus sympathischer Typus des Landes. Katagiri Katsumuto war Anführer unter Hideyoshi, dem genialsten und gewaltigsten Herrscher Iapans. In einer Entscheidungschlacht ließ Hideyoshi sieben seiner mannhaftesten Hauptleute vorgehen. Noch heute weiß jedes Kind ihre Namen, weiß, wie sie fochten; dieser sanft dort kniende Katagiri Katsumuto war einer von ihnen. Später wurde er vertrauter Minister, war hochgebildet, beherrschte die letzten Verfeinerungen der Theeceremonie. In der korrekt höflichen Haltung kniet er auf seinen Fersen, in der Hoftracht, das Schwert an der Seite, den Fächer in der Hand.

Wir werden wahrscheinlich keine bessere Plastik in unseren Sammlungen sehen; vielleicht aber bedeutendere Farbenportraits. Nur von fern geben die hier hängenden eine Andeutung der Meisterwerke, ihrer Linienwucht, ihrer Farbenklänge. Auch nur An« deutungen der großen Monumentalgemälde sind hier zu finden, aber an die reizvollen Makimono-Bildrollen der Ashikaga-Zeit (etwa des vierzehnten und fünfzehnten Iahrhunderts) erinnert ein Werk: die Abreise der einem fremden Khan zugedachten chinesischen Prinzessin wird dargestellt. Interessant ist die Gruppenvertheilung, fein kommt die innerliche Antheilnahme dieser Menschen zum Ausdruck und die Farben sind entzückend. Anmuthig, klein, aber nicht kleinlich sind einige nur spannenweite chinesische Land« schaftgedichte des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. In einem fährt der Sturmwind in die Bäume; vor ihm her fliehen kläglich stöhnende Büffel. Es ist die Tragik der Natur, ihr geheimnißvolles Walten. In einem anderen kniet ein Mann, hingesunken vor dem Anblick der Bergufer, des niederrauschenden Wassers. Vor sieben Iahrhunderten brachte ein Chinese mit innigster Empfindung, mit meisterhaftem Können das Motiv der „Schönheit" genannten Radirung Klingers. Gewiß ist uns Kinger verständlicher, ist der Genuß müheloser; doch darum bedeutet uns dieses Blatt keinen minderwerthigen Besitz. Es lohnt sich, an den Schranken zu rütteln; sie weichen: und die neue tiefe Welt thut sich auf. Ein Kronjuwel unserer Sammlung sind die Blätter, die der große Koetsu etwa um 1600 malte. Heute ist man geneigt, nur das „Trecento" ostasiatischer Kunst zu schätzen; und dieser Meister gehört zur Hochrenaissance. Das Frühjapanische steht jedoch so ausschließlich im Bann der großen Chinesen, daß eigentlich nur in der etwa von 1600 bis 1700 dauernden späten Blüthe das National.Iapanische

zum Ausdruck kommt. Diese wunderbaren Blätter gehen meines
Wissens nicht auf China zurück (und von ganz wenigen der hier
an Zahl weitaus vorherrschenden japanischen Kunstwerke läßt sich
Dies sagen). Der Meister hat berühmte klassische Lieder auf einen
den Ton und die Stimmung der Worte andeutenden Hintergrund
niedergeschrieben. Da verschmelzen sich zarte Farbenharmonien, >
schlicht und sicher verstreute Blumen und Blätter mit der vorbild-
lich vollendeten Schrift. Die einunddreißig Silben des klassischen
Tanka-Liedes werden auf einigen Blättern nur mit den chinesi-
schen Zeichengruppen wiedergegeben, wirken monumental und
wuchtig, aber meist benutzt er auch noch die zierlich flatternde Hira-
gana-Kursivschrift. Sie bildet einen Uebergang, belebt diskret eine
Fläche des Raumes. Es sind sechsunddreißig Blätter (nur acht
werden dem Publikum gezeigt); jedes hat seine eigene Stimmung,
seine eigene Poesie, mag sie auch nicht Allen erkennbar sein.
Faßbarer ist die grandioseBirtuosität der hingesäbelten Zeich«
nungen in Tusche. So Seßhus „Krähender Hahn", der „lesende
Zen-Priester" nach Mu Hsi, der „Dharma" von Soami. Immer-
hin merken nicht viele europäische Betrachter, daß diese Flottheit
nicht skizzenhaft ist. Dem Orientalen bedeuten sie das „letzteWort"
künstlerischer Vollendung. Im siebenzehnten Iahrhundert sagte
ein Japaner in einer Abhandlung über Malerei: „Zu viele und
zu ausführliche Einzelheiten wirken gewöhnlich. Das ist der Feh-
ler ausländischer Bilder. Sie verbohren sich in die Realität, schal-
ten nicht genügend aus."
Man gebe sich dann auch die Mühe und betrachte aufmerksam
ein Vorbild der üblichen „niedlichen" japanischen Vogel- undBlu-
menmotive. Im dreizehnten Iahrhundert hatte der Chinese Hau
Ie cho diese Reisähren und Spatzen erschaffen. Anscheinend ein
Nichts, ein geringfügiges Blättchen, doch ernst zu nehmen, doch
das Ergebniß uralter Stilverfeinerung, genauster Beobachtung
der Natur. 'Aehnliche Motive werden in jeder Technik benutzt,
auch in der sprödesten, im gehämmerten Eisen. Da liegen in lan-
gen Reihen die Stichblätter aus, bergen eine Welt der Erfindung,
des Geschmacks, des Könnens, gehören zum Ehrfurcht gebietend-
sten Schmuck des vornehmen Hauses, zum Schwert. Der dieses
schmiedete, übte feinen heilig erachteten Beruf im Priestergewand,
unterwarf sich einer Shinto-Reinigung, während die Klinge ge«
< schmiedet wurde; Frau und Kinder durften sich ihm nicht nahen
und seine Speisen bereitete man auf heiligem Feuer. Als seltene
Auszeichnung werden einem Gast die oft uralten Familienschwer-
ter gezeigt. In einer bestimmten Lage wird eins hingereicht, der

Gast berührt es mit einem seidenen Tuch, zieht die Klinge unter
Ausdrücken der Bewunderung Zoll vor Zoll aus der Scheide, im-
mer unterbestimmtenFörmlichkeiten, mit entschuldigenden Worten.
War die Klinge das höchste Symbol der Ehre, so zeigte das
Stichblatt den individuellsten Schmuck. In verwirrender Menge
werden uns die verschiedenen Schulen verschiedener Zeiten borge-
führt. Die erlesensten sind die der heroischen Kamakura-Zeit. Wie
das Eisen geschnitten, geschmiedet wurde, wie innerhalb des Krei-
ses streng großartige Gebilde entstanden, gehört zur werthvollen
Kunst. Besonders liebe ich die herbe Stilisirung einiger Kraniche
oder iPfauen, «iniger gebogenen Gräser. Unter den späterem Stich-
blättern giebt es koloristische Wunderwerke verfeinertster Legirung,
Verschmelzung von Messing mit Kupser, mit braunrothem Eisen.
Hier schimmert ein grüner, hier ein unsäglich zartgrauer, bleisil-
berner Ton. Als Abschluß kommt die Kleinkunst der Goto-Meister;
hier haben wir das in Europa bekannte und geschätzte Iapan: Zier-
lichkeiten in blankem Gold auf Schwarz. Wenn man sie brachte,
weshalb in aristokratischem Stolz die Netzkes verwerfen? Mag es
sich meist um eine späte Kleinkunst handeln, einige dieser genialen
Thierkompositionen, dieser meisterhaft komponirten Gruppen, die-
ser großartig vereinfachenden Stilisirung hätten diese Ausstel-
lung nicht geschändet.
Bollständige Schwerter mit all ihrem kunstvollen Zubehör,
Zwinge, Kopfstück, Messer werden gezeigt. Auch das kurze, gerade
Schwert, mit dem der Selbstmord verübt werden mußte: als feier-
liche Warnung lag es in der Zimmernische auf dem Schwerter-
gestell. Noch kleiner ist der Dolch, der einer Frau für ihr freiwilli-
ges Ende noch heute zukommt. Die Gräfin Noghi hat einen be-
sessen, hat gewußt, an welcher Stelle ihres Halses sie hineinzusto-
ßen hatte. Eine Samurai-Tochter lernte solchen Brauch; lernte auch
ihre Gewänder zuvor fest um die Füße schlingen; sonst könnten im
Todeskampf die Glieder eine unschöne Stellung erhalten.
Kaufleute hatten nicht das Recht, Schwerter zu tragen; des-
halb legten gerade sie ein besonderes Gewicht auf die in den Gür-
tel gesteckten Inros, die kleinen Lackbüchsen für Weihrauch und
Wohlgerüche. Ein verschwenderischer Luxus wurde und wird noch
heute mit ihnen getrieben. Ein Iapaner erzählte mir von einem
ihm befreundeten reichen Sake-Branntweinbrenner, der sich nie-
mals auf der Straße im selben Kimono zeigt. Die nur einige Male
benutzten Kleidungstücke werden an arme Verwandte oder Ange-
stellte verschenkt und immer wählt er aus seinem Worrath einen kost-
baren Inro, der die Stimmung der Iahreszeit widerspiegelt und

einen Netzke (Griff) in der Gestalt des in diese Zeit gehörigen Thieres. (Iede Stnnde hat eins, sei es ein Hase, ein Hund, eine Ratte.) Professor Große, der erste lebende Kenner ostasiatischer Kunst, beschrieb mir in Kioto die raffinirten Ansprüche eines reichen und feingebildeten Iapaners. Die besten Holzschnitzer, Lack« künstler, Töpfermeister haben keinen Laden, das reisende Hotel« publikum weiß nichts von ihnen. Auch heute noch arbeiten sie nur für die einheimischen Kunden. Die zahlen fünfzig bis hundert Mark für ihr Kohlenbecken; es wirkt unansehnlich, ist aus einer Holzwurzel unter feinfühliger Benutzung der jeweiligen Zufälligkeit geschnitzt. Sechzig Mark wird ihre Alltagstasse kosten (kein europäischer Kaiser und König, kein amerikanischer Multimillionär trinkt seinen Nachmittagsthee aus so theurem Porzellan). Unverständlich ist den Meisten die Werthschätzung der un« dekorirten, fast immer mit der Hand geformten, daher plump wirkenden ostasiatischen Töpfereien. Harmlose Europäer sehen in ihnen eine „Bauerntöpferei", der Kundige^verfolgtsmit Entzücken die organisch wirkende Linie, die vibrirenden Töne, den vergeblich in späteren Iahrhunderten angestrebten Schmelz, in dem die matten Töne verschwinden. Auch diese Kunst kam aus China; sie wurde «m 1600 durch koreanische Töpfer vermittelt. Wir besitzen ein erlauchtes Beispiel; es gehörte einem Daimio, wurde in den Listen der klassischen Töpfereien geführt, war unter dem Namen „Kra« nichhals" bekannt. In dem zur Theeceremonie bestimmten kleinen, einfachen, aber meisterlich gearbeiteten Raum des Daimioschlosses haben sich während vieler Iahrhunderte die Theilnehmer am Theekultus zusammengefunden. Nach den hergebrachten Verbeugungen und Begrüßungen knieten sie auf den Matten, der Hausherr bereitete in erlesenen Gefäßen den Thee und nahm aus dieser Büchse den grünen Staub. Mit den anderen Geräthen wurde es herumgereicht und begeistert, verständnißvoll bewundert. Man muß gesehen haben, mit welcher verehrenden Liebe ausdrucksvolle japanische Männerhände solches Theegefäß halten, betasten. Dieser „Kranichhals" ist ein kleines chinesisches Gefäß; unmerklich sind die Abstufungen vom tiefen Grau zum sattesten Dunkelbraun. Die Töne singen; wie ein Duft, wie ein feuchter Hauch umgiebt es die Glasur. Farbige Brokathüllen, die je nach der Iahreszeit gewechseit wurden, schützten für gewöhnlich das Gefäß; als Außenhülle diente eine glatte Elphenbeinbüchse. Fünftausend Mark hat unser Museum dafür bezahlt; im Vergleich zu einem bescheidenen Automobil eine winzige Summe.

Porzellan ist nicht ausgestellt. Gewiß: den londoner Schätzen,

denen im Louvre hätten wir nichts Gleichwerthiges an die Seite
zu stellen vermocht. Porzellan ist fast immer ein Erzeugnitz der
Verfallszeit, als solches dem großen Publikum lieb und Werth, dem
Kenner ostasiatischer Kunst fast gleichgiltig geworden. Einige gute
Stücke der Kang«Hi-Zeit und ein paar Märchengebilde aus Iade,
aus Glasfluß, hätten sehr Viele erfreut und die Ausstellung ge-
schmückt, ohne sie zu entwerthen.
Dagegen ist guter Lack reichlich vertreten. Auch bei diesem,
wie bei den Stichblättern, hat die hohe Akademiebehörde aus
(wenn ich recht verstand) „ästhetischen" Gründen von der veran-
schaulichenden historischen Aufstellung Abstand genommen. Wenn
man sich recht viel Zeit nimmt, lätzt sich immerhin die EntWicke-
lunglinie verfolgen. Da giebt es unter den frühen Sachen Herr«
lichkeiten in gedämpftem Gold auf warmbraunem Grund. Reiz-
voll ist es, gerade an diesen gegenständen der Komposition nachzu-
spüren, zu beachten, wie der Hauptakkord auf dem Deckel des
Schreibkastens angeschlagen wird, die Nebentöne sich im Inneren
verlieren; die kontrapunktische Harmonie auf der Vorder- und
Rückseite eines Inro. Allerliebst ist die Unbekümmertheit, mit der
die Lackkünstler ins volle Leben hineingreifen, jeden Gegenstand,
sicher stilisirend, als Motiv verwenden. Sattel und Sporen, einen
Vorhang, Reisgarben, Fischerboote, einen Schädel.
Die alten LackschreibkSsten wurden von vornehmen Männern
und Frauen benutzt, wenn sie Gedichte aufschrieben. Bei dem
Oberhofmeister der jetzt verwitweten Kaiserini zeigte mir seine Toch-
ter ein Lackschränkchen, das etwa ein Dutzend dieser Sufuribako
enthielt. Die, sagte sie mir, waren zum Dichterwettstreit bestimmt.
Alle Theilnehmer erhielten eins der mit zartgoldenem Ranken-
gespinnst verzierten Kästchen. Wie Kaiser und Kaiserin, dichteten
auch die Hofherren und Hofdamen. Auf den Matten sitzend, ver-
rieben sie die Tusche in diesen Lackkästchen, malten dann mit kunst-
voller Freiheit die einunddreißig Silben auf das leichtgetönte,
goldgesprenkelte, weiche und doch feste Papier. Fast allen Be-
suchern werden die chinesischen Lacke eine Ueberrafchung gewähren.
Nur wenige kannten bisher diese farbigen Kästchen, ihre oft symme-
trisch flache (an Indien und Persien erinnernde) Komposition, den
Zauber ihrer in der Roth- und Braunskala erklingenden Töne.
In ihrer Nähe lächeln fremdartige Masken. Mit unglaubli-
cher Treffsicherheit haben die Künstler typische Ausdrucksformen
erfaßt. So die ingrimmige Kraft des Helden Vorimaso, die wein-
selig-wichtige Duseligkeit eines Kobolds; bluterstarrend furchtbar
ist ein bleiches Frauengespenst. Wie Blumen leuchtet der gewirkte

Brokat der No-Gewänder. Ich sehe ein No-Festspielhaus vor mir. Es ist nicht das übliche volksthümliche Theater; es ist das klassische Mysteriendrama, das vor Allem von gebildeten Männern besucht wird. Da hocken sie in ihren graublauen und braunen seidenen Kimonos, in den mattenbelegten Käfterchen, neben ihnen das Koh« lenbecken, das Theegeschirr. Viele lesen in ihren mitgebrachten Klassikertexten nach. Auf der in die Mitte hineingebauten Bühne tanzt eine Gestalt. Es ist ein Heldenjüngling in archaisch-prächtiger Tracht. Sein Tanz beschreibt Diagonalen, an den Ecken wendet er sich mit raschen, scharf aufstapfenden Schritten, gleitet dazwischen sanft und gemessen dahin. „Das ist der No-Schritt," sagte mir mein japanischer Begleiter; „alle Samurai haben ihn gelernt, auch noch mein Vater. Der Schritt soll wiegend und gleitend sein, wie eine Meereswelle." Und der Heldenjüngling tanzt; er trägt die still«lächelndeIünglingsmaske; und es läßt sich in Worte schwer fassen, wie diese Maske eine weltentlegene verklärte Stimmung hervorzuzaubern vermag. Ietzt erst dämmert mir auf, was einst die griechischen Masken vermochten.

Während dieses No-Spieles fiel mein Blick durch die offenen Schiebefenster auf den Park. Da gingen eben einige Ringkämpfer vorbei. Halbnackte, ungeschlachte Gesellen; neben der etwas verblichenen Adelszeitsymbolik der No-Spiele räkelte sich diese ungebrochene Kraft. Einer der Holzschnitte zeigt so einen aufgeschwemmten Riesen. Er ist wuchtig, finster und hat eine niedrige, zurückweichende Stirn.

Die spätere Kunst der Holzschnitte lenkt den Blick auf sich. Wie sie betrieben wurde, zeigt ein Blatt Kinoyagos; nicht sehr viel anders geht es heute noch zu. Im beliebtesten Tempelbezirk Tokios, dem von Asak'sa, wandert die harmlose, heitere Menge umher, besieht froh die Glyzinien, verrichtet vor einem Lieblingheiligen ihre Andacht, trinkt Thee, kauft Mitbringsel und Andenken, auch Holzschnittblätter. Als ich da war, fanden Bilder des Voshiwarabrandes den flottesten Absatz; sie waren roh, aber lebendig und ganz unterhaltend, viel besser als unser Neuruppin. Im siebenzehnten und achtzehnten Iahrhundert wurde in Iapan der Bedarf an „Neuruppin" durch die Moronobus, die Harunobus, die Koryusais gedeckt. In den gebildeten Kreisen achtete ihrer Niemand, von Keinem wurden sie gesammelt, ehe in einer auf Erkenntniß der ostasiatischen Kunst beruhenden Ueberschätzung Europa und Amerika sich auf sie stürzte, sie nicht mit Gold, sondern mit Edelsteinen aufwog. In jedem der ihnen eingeräumten Zimmer kann man genußreiche Stunden verleben. Wie anregend ist

es, etwa Hiroshiges „Katze am Fenster, in die Landschaft schauend"
mit dem ähnlich empfundenen niederländischen Stilleben eines beliebigen kleineren Meisters des siebenzehnten Iahrhunderts zu
vergleichen: in beiden die behagliche Schilderung, die liebevolle
Wiedergabe des alltäglichen Lebens; doch die Komposition dieses
Iapaners(der auch nicht zu den Großen zählt) ist viel kunstvoller,
unvergleichlich mehr hat uns jede Linie zu sagen.

Konnte diese erlesene, mit feinem Geschmack bereitete Ausstellung, die nach dem Urtheil fremdländischer Autoritäten in ihrer
Art einzig war, auch nur die Heizungskosten decken? Wollte
man nur die Vortrefflichkeit unserer Einkäufe erweisen, dann ist
der Zweck erreicht; sollte ein Interesse für das zu bauende Ostasiatische Museum geweckt werden, dann wäre der Wunsch nicht erfüllt
worden. So ängstlich eng hat man die Grenzen gezogen, so wenig
hat man erklärt und erläutert, daß nur zu viele Menschen, fröstelnd, eine hochmüthige Unnahbarkeit verspürten. „Das Alles ist
mir zu fremd": überall konnte maus hören. Und doch wäre es
leicht gewesen, Vielen die Wege in diese beglückende Welt zu
bahnen. Marie von Bunsen.

Die Nase des Malers Miellefin.")

erdinand Miellsfin war einer der Maler, wie es deren so viele
giebt, die zum Malen geboren sind, wie ich zum Seiltanzen. Er
war groß, mager, hatte ein längliches Gesicht, aber alle seine Züge
(Das mußte man zugeben) setzten sich fort, ja, wurden so zu sagen re«
sumirt in einer geraden, hageren, spitzen Nase, die in der Form einer
umgekehrten Kirchthurmspitze endete, wenn ich mich so ausdrücken darf.
Manche erblickten in dieser Nase (und sie täuschten sich kaum) viel

*) Der Verfasser dieser kleinen Geschichte, der Maler Iean-Fran-
?ois Raffaslli, gehörte zu den kühnsten und muthigsten Kämpfern,
welche die neue französische Schule vor zwanzig Iahren ins Treffen
geschickt hat. Mit diesem Muth paarte sich jedoch so viel künstlerischer
Ernst, so viel eiserne Beständigkeit und ein so feines Können, daß die
Franzosen ihn auch heute noch unter ihren Besten nennen. Hier nun
hat Raffaölli einmal den Pinsel, der vornehmlich Paris und seine

Verschlagenheit, eine unbezähmbare Neugier, Bosheit und noch mancherlei andere kleine Laster, die für einen guten Portraitisten absolut unnöthig sind.

Aber Miellsfin bot der lieblosen Natur Trotz: er verließ sich auf seine Schlauheit und machte sich dabei nicht im Geringsten klar, daß er unbewußt, rein instinktmäßig, alle jene kleinen Laster auf die Lein« wand brachte, woraus denn folgte, daß seine Bilder wahre Mikrobenherde wurden, die alle Krankheiten auf die Dummen, die sie kauften, übertragen mußten. Er hatte den großen Entschluß gefaßt, ein berühmter Mann zu werden, koste es, was es wolle. Und er trat bei dem Maler Prunian ein, der ein Atelier hielt, wo die Schüler Alles lernten, nur nicht die Liebe, die Güte, die Eleganz und die Lebensfreude, Dinge, die sich überhaupt nicht lernen lassen, sondern die Einem in die Wiege gelegt werden (oder nicht).

Miellsfin war nach zwölf Iahren gewissenhafter Arbeit so weit, daß er fehlerlos ein Bild komponiren, Personen korrekt zeichnen und sie im Nothfall inmitten einer anständigen Landschaft auch malen konnte, in der es sogar Etwas wie eine Atmosphäre gab; aber seine Schlauheit blies ihm ins Ohr, daß nur die Portraitmaler Geld verdienen, und da er Geld verdienen wollte, gab er sich ohne Zögern in der Gesellschaft als Portraitmaler aus.

Das erste Portrait, mit dem er es versuchte, war das seiner Tante, die er malte, um in Uebung zu kommen. Sie war eine dicke Dame, die sich durch einen Zufall in diese Familie von Mageren verirrt hatte, und ihre Nase hatte die sanfte Rundung einer Kartoffel. Jeder sagte Das. Daher war man äußerst erstaunt, als sich die Familie Miellsfin eines Sonntags um das fertiggestellte, in einem Louis XVI-Rahmen hängende Bild versammelte und man konstatiren mußte, daß (welche Verblüffung!) der junge Künstler seiner Tante die spitze, an einen umgekehrten Kirchthurm gemahnende Nase gemalt hatte, die in der Familie der Miellsfin so berühmt war. Und einstimmig schrien Alle: „Aber, Unglückseliger, Du hast Deine eigene Nase gemalt! Das ist die Nase der Miellsfins! Aber Du weißt doch, daß Deine Tante (und nie hat man es ihr vorgeworfen) nicht die Familiennase hat?"

Und dennoch kamen jetzt Aufträge. Denn er ging viel aus und verfehlte niemals, zu seiner jeweiligen Nachbarin, sobald die Suppe aufgetragen war, zu sagen: „Gnädige, Sie sind ganz das Genre, das ich liebe. Sie sind mein Schönheitideal; was für ein herrliches Portrait würde Das geben!" Und oft genug hatte die Phrase die erwartete Faubourgs festgehalten hat, mit der Feder vertauscht; und die Skizze ist sein erster und bisher einziger literarischer Versuch. Die darin enthaltene kleine Tendenz mag als amusanter Beleg gelten für die heute so stark ins Kraut schießenden Theorien der neusten Wissenschaft, der Kunstpsychologie, die gerade unter den Künstlern sonst ihre stärksten Gegner zu suchen hat. Die Uebersetzerin: Hedwig tzirschbach.

Wirkung. Und die Bourgeois kamen zu ihm; aber (verhängnißvolles Pech!) sie ärgerten sich stets, wenn ihnen ein geschickt ausgeführtes Portrait geliefert wurde, auf dem die Nase geradezu herausfordernd aussah und der des Portraitirten gar nicht ähnelte. Und Alles lachte: „Unseliger, Deine eigene Nase giebst Du ja Allen!" Und Mielttfin war niedergeschmettert und begriff nichts von Alledem.

Aber da das Wort die Runde machte, mußte er bald darauf verzichten, Portraits zu malen; denn der Ruhm, der schnell gekommen, fliegt auch eben so schnell wieder davon.

Und der Künstler, der, koste es, was es wolle, berühmt werden wollte, ging in seinem leeren Atelier auf und ab, auf und ab, mit gesenktem Kopf; und dachte nach und klammerte sich doch noch an eine trügerische Hoffnung. Was thun? Da kam ihm eine Idee, die er für genial hielt. Cr wollte die Natur selbst verbessern, und da seine zu lang gerathene Nase ihn verfolgte, ihm die Karriere verdarb, die so sehnlichst erwünschte glänzende Karriere, so würde er sich die Nase abschneiden. Ja, er würde sich die Nase abschneiden!

Aber wie? Man schneidet sich schließlich nicht alle Tage die Nase ab. Und in seiner Naivstät machte ihm sogar der Gedanke Kopfschmerzen, was er mit dem abgeschnittenen Stück beginnen solle, als ob es einen Zweck hätte, so viele Gedanken an eine Sache zu verschwenden, die noch gar nicht gethan ist.

Ohne ein Wort verlauten zu lassen, ganz heimlich, brachte er ein altes Rasirmesser, das er von seinem Großvater noch besaß, zum Messerschmied und vertraute es dem Mann mit dem Schleifstein bis zum anderen Morgen um acht Uhr an; denn er hielt es für besser, die Operation nüchtern vorzunehmen.

Die Nacht wurde für ihn einigermaßen grausig. Momente der Rührung wechselten mit Verzweiflungausbrüchen. Er stand sogar auf, sah in den Spiegel, ob er blaß sei, und setzte im Hemd ein flüchtiges Testament auf, das von seiner Geistesverwirrung Zeugniß ablegte.

Bei Tagesdämmern kleidete er sich an, ging zum Messerschmied, wo er das Rasirmesser fertig fand, und kehrte gemessenen, festen Schrittes zurück.

Er trat in sein Atelier, das ihm ungeheuer groß und leer erschien, wie sein Hirn und wie sein Herz. Dann schritt er in sein Schlafzimmer, wurde für eine Minute gerührt, dachte an seine Mutter, blickte um sich und fühlte sich sehr verlassen... Aber ist man nicht immer verlassen, wenn man etwas Unvorhergesehenes unternimmt?

Und nachdem er das Rasirmesser seines Großvaters mit seiner Faust umfaßt hatte, faßte er auch Muth, warf einen Blick gen Himmel und setzte sich vor einen Toilettenspiegel in einen Sessel, nicht ohne zuvor ein Glas Essigwasser neben sich gestellt zu haben, weil er seine Nasenspitze, die er einer kindischen Laune zu Liebe aufbewahren wollte, dort hinein thun wollte.

Entschlossen ergriff er mit der Rechten das Rasirmesser, nahm

seine Nasenspitze zwischen zwei Finger der Linken, näherte das Messer
der Nasenspitze und schnitt mit einem einzigen scharfen Schnitt, ohne
Zögern (ging es doch hier um seine Zukunft), die Spitze des Unglück-
seligen Zapfens ab, daraus das Blut wie eiu Wasserstrahl spritzte.
Doch hörte die Blutung bald auf. Gr legte Kompressen auf und
verbarg lange Zeit seine Nase mit Taschentüchern, während er allen
Leuten vorredete, er habe sie sich zwischen zwei Thüren abgeklemmt.
Aber was nützen alle Ausreden! Bald machte eine andere Ge«
schichte im Freundeskreise die Runde. Denn man konnte sich darüber
nicht täuschen: die Nase Ferdinand Miellsfins wuchs von Neuemi
„Wer kann gegen seine eigene Natur?" hieß es in der lachenden Runde.
Und Ferdinand konnte jeden Morgen und jeden Abend (und oft
noch im Lauf des Tages) konstatiren, daß seine Nase, seine unselige
Nase, die ihn verfolgte, die ihn als Portraitisten unmöglich machte, von
Tag zu Tag mehr einer umgekehrten Kirchthurmspitze glich.
Da faßte er einen energischen Entschluß: er wollte keine Portraits
mehr machen. Nein! Keine mehr! Er wollte Historienmaler werden.
Und um gleich den Anfang zu machen, malte er Ieanne d'Arc im Ker-
ker, wie sie den Kopf nach oben, den Blick zum Himmel hebt: ein großes
Bild für den Salon. Eine mächtige Sache sollte Das werden! Mit
Feuereifer stürzte er sich jetzt in die Arbeit. Diesmal war ihm der
Ruhm sicher.
Ohne Zögern hatte er sich nach Rouen begeben, um an jedem
Stein des Kerkers, den die Heilige bewohnt hatte, eifrig Studien zu
treiben, und um bei den Trödlern der Gegend ein Kostüm aus Jo-
hannas Zeit zu erhandeln. Aber soeben war das letzte verkauft worden.
Er kehrte nach Paris zurück, malte Tage lang, Monate lang und
schickte am zwanzigsten März, ohne irgendeinem Menschen ein Wort
gesagt, irgendetwas gezeigt zu haben, sein großes Bild in den Salon:
„Ieanne d'Arc in ihrem Kerker". Und der Salon öffnete seine Pfor-
ten wie in jedem Jahr.
Aber... Mein Gott! Welch Gedräng vor dem Bilde Miellsfins?
Welch ein Erfolg! Aber auch welche Scheusäligkeit! Der Unselige
hatte der Heiligen die schreckliche, spitze Familiennase gemalt, länger,
wirklich länger und spitzer als je, aber diesmal wandte sie ihre Spitze
triumphirend gen Himmel. Und Alles rief: „Da ist Ieanne d'Arc, wie
sie einen Pfeil in die Nase kriegt!"
Miellefin war niedergeschmettert. Endlich fühlte er, daß seine
Sache verloren war, völlig verloren, und daß er das Opfer eines ver-
fehlten Berufes war!
Ach! Diese verfehlten Berufe!
Vergeblich trachten die Künstler die äußere Welt zu malen. Sie
geben immer nur ihre Natur, ihre Seele, ihren Geist und all ihre klei-
nen Laster wieder. Immer ist es ihre eigene Nasenspitze, die sie malen,
ohne «s zu ahnen. Iean-Fran?ois R a ffas lli.

Selbstanzeigen.
Die Revolution in China. Schriften der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Nr. 6. I. Guttentag in Berlin.
Als ich vor dreizehn Iahren bei einem Besuch der Vereinigten Staaten Herrn Wu-Ting-Fang, Chinas Gesandten in Washington, kennen lernte, war ich erstaunt über die umfassende Allgemeinbildung dieses vielgewandten Diplomaten. Er trat auf wie ein Westeuropäer von guter Erziehung und hohem Wissen, ward überall gern gesehen und wirkte durch die Gegensätze, die offenbar in seinem Wesen lagen, ungemein anziehend. Bei näherer Bekanntschaft bekam ich durch ihn zum ersten Mal einen tieferen Einblick in die Anschauungwelt Ostasiens und insbesondere in die ethischen und staatsrechtlichen Grundlagen der chinesischen Universalmonarchie. Der Gesandte, der eigentlich stets voll spöttischer Heiterkeit und Neigung zur Satire war, wurde schnell ernst, wenn die Rede auf die Dynastie in Peking kam, und ich hatte den Eindruck, daß er des Kaisers in einer Art religiöser Ehrfurcht gedachte. Um so größer war meine Verblüffung, als ich ihn zwölf Jahre später als den Politiker wiederfand, der in erster Reihe die Absetzung der Dynastie beschließt und in einem besonderen Manifest vor Europa als Wortführer der neuen chinesischen Republik auftritt. Das war nicht die letzte Ueberraschung, die mir, und meinen Freunden durch Wendungen im fernen Osten bereitet wurde, auch, solchen, die nach langem Studium von der Psyche des bezopften Volkes Etwas zu wissen glaubten. Die europäische Tagespresse hat während des letzten Jahrzehntes eine Fülle neuer Nachrichten über China verbreitet; mindestens die Hälfte dieser Nachrichten war objektiv unrichtig; aber auch die andere Hälfte war kaum geeignet, bei unserem gebildeten Publikum Aufnahme und Verständnis; zu finden. Warum? Weil alle die Wiedergabe der Voraussetzungen vermissen ließen, aus der allein sie interessant oder auch nur begreiflich erschienen wären. Vorkenntnisse hat aber unser Publikum nicht auf diesem Gebiet. Also ging es meist gleichgiltig über diesen Theil der Zeitungen hinweg und nahm nur Notiz davon, wenn es eine Sensation gab. Solcher Mangel au Interesse für das Schicksal von vierhundert Millionen Menschen muß uns schaden. Deshalb habe ich versucht, in lesbarer Darstellung die Dinge zusammenzustellen, die man wissen muß, um die Vorgänge im Osten zu verstehen und sich dafür zu interessiren. Denn das Interesse fehlt eben nur, weil die Kenntniß zu gering ist. Wie sah China vor dem Eintritt in die moderne Reformbewegung aus? Ich versuche, aus kurzem, historischem Rückblick den äußeren und den inneren Aufbau des Chinesenthums zu erklären. Die staatsrechtliche Grundlage des Reiches wird in ihrer ethischen und religiösen Grundform geschildert. Viele Vorurtheile und falsche Meinungen waren zu beseitigen. Dann kommt ein kurzer politischer Exkurs, an dessen Ende Auftreten und Einwirkung der größten Persön-

lichkeit geschildert wird, die China seit hundert Iahren gehabt hat und deren Einfluß noch heute fortwirkt: der Kaiserin-Witwe Tse-Si, der vielgeschmähten und vielverkannten. Sie hat die Reformbewegung begonnen. Fälschlich hat man deren Anfänge als Revolution bezeichnet; es sind nur äußere Begleiterscheinungen einer großartigen Evolution, die mit der Herstellung politischer Ruhe nicht beendet ist, sondern kaum ihr erstes Stadium durchlaufen hat. Dr. Vosberg-Rekow.

Vie Höhe öes Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig.

Eine Probe:

Winterliche Landstraße.

Er: Fürchtest Du Dich nicht, daß der weiße Schnee
Schüttelnd von seinem Gefild aufsteh,
Leer wie Kleider an Vogelscheuchen,
Würde bis hoch an die Wolken reichen,
Gin Frost-Samum mit weißem Sand
Käm' auf die Landstraße zugerannt:
Wie wir marschiren in eisiger Nacht,
Hast Du es, Liebste, noch nicht gedacht?

Sie: Schönes Nebelwallen
Will mir nicht mißfallen.
Kann ich sichrer schreiten
Als an Deiner Seiten?

Er: Sieh nur die Sterne, die feurigen Kreise.
Dort den Orion nach Iägerweise
Wild mit geschliffnen Waffen kauern,
Rörhlichen Auges uns belauern.
Immer uns folgend, dreht sich kalt
Seitlich schwebende Spukgestalt.
Siehst Du nun weg und fassest Muth,
Dringt er Dir blicklos bis ins Blut.

Sie: Nicht gradaus die Blicke,
O, nach innen schicke!
Trost der edlen Seelen,
Liebe, wird nicht fehlen!

Er: Fürchtest Du nicht ^ o, die Seele erst recht!
Tückisch ist sie und haltlos schlecht.
.... Leicht wie die oberste Schneeschicht liegt,
Schaumig«lose im Wind auffliegt,
Hebt sie sich drohend, droht von der Seite
Wie Sternbilder in öder Weite.

Die Zukunft.

Wie nun ins Glatte mein Fuß hinfuhr,
Eis und verglaste Wagenspur,
Wars mir, als ob ich mit jedem Schritte
Blankrothe Sterne hinunterglitte.
Grause Szene und grauses Besinnen,
Innen wird außen, außen wird innen.
Sie: Schönes Nachtgebäude
Giebt dem herzen Freude -
Und der Nacht entgegen
Strahlt des Herzens Segen.
Fühle nur den Frieden,
Luftig, staubgemieden,
Laß ihn mit Behagen
In Dein Herz einschlagen,
Wirst ihn ohne Zagen
Dann nach außen tragen,
Spürst erhabne Ruhe.
Tapfre Schritte thue!
Hast ja gute Schuhe.

Prag. , Max Brod.

Das Evangelium, modern stilifirt. Vita, Deutsches Verlags-
Haus, in Berlin.

Die moderne Stilisirung, die allmählich auf fernere Theile der
Bibel ausgedehnt werden soll, weicht bewußt von allen bisherigen
Uebersetzungen und Uebersetzungmethoden ab. Ihr Zweck ist nicht nur,
statt der archaisirenden Uebersetzungen mit ihrer pathetischen, salbung-
vollen und fremdartig wirkenden Sprache in ihren oft veralteten
Wort- und Satzgebilden eine dem modernen Sprachgebrauch ange-
paßte Uebertragung zu bieten und so die Bibel den Generationen des
zwanzigsten Jahrhunderts wieder vertraut zu machen. Ihr Zweck ist
daneben auch, durch eine wissenschaftlich exakte Bearbeitung den dog-
matisirenden Tendenzen der bisherigen Uebersetzungen (besonders der
lutherischen), die schon im Grundtext für das spätere Kirchendogma
Stützen suchten und ihn darum vielfach durchaus falsch übersetzten, ent-
gegenzutreten und, frei von kirchlichen Ueberlieferungen und Borur-
theilen, das in die Evangelien hineinübersetzte Kirchendogma späterer
Zeiten auszuschalten. Eben so wird auf wissenschaftlicher Grundlage
versucht, die ursprüngliche, reine Fassung der Evangelien wiederher-
zustellen und sie von allen Schlacken späterer Deutungen und Ein-
schiebungen zu befreien; deshalb wurden, nach gründlichem Quellen-
studium, alle Stellen markirt, die wahrscheinlich erst vom zweiten bis
ins fünfte Jahrhundert von der Kirche in die (absichtlich beseitigten)
Ur-Evangelien interpolirt worden sind. Allen sachlichen Angriffen,
Kritiken und Einwänden werde ich die ernsteste Beachtung schenken

und ihnen (falls sie mich überzeugen) nachgeben; persönlichen Anrempelungen aber mit dem stolzen Humor entgegentreten, den der Apostel Paul gewissen theologischen Kollegen, sobald sie sich als aufgeblasene Gerngroße ihm gegenüber wichtig machten, widmete: „Wenn Jemand von uns" (so sagt er, nach „moderner Stilisrrung", im Zweiten Korintherbrief) „sich wichtig machen darf, dann (ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist!) darf ich mich auch wichtig machen." Die« ner des Herrn sind sie? Nun, ich nehme kein Blatt vor den Mund: „Darin bin ich ihnen,über', nach all meinen beispiellosen inneren und äußeren Kämpfen."

Köln. Moritz de Ionge.

wenn wir Frauen erwachen . . . Ein Sittenroman aus dem neuen Deutschland. Georg Müller in München.

Dieser Roman behandelt scheinbar das abgedroschenste aller neueren Motive: die Entwickelung eines begabten jungen Mädchens aus gutem Haus zu einer „Persönlichkeit"; nur mit dem Unterschied, daß hier für diese Gestalt keine Propaganda gemacht und weder Mitleid noch Lachen durch ihre Irrungen erregt werden soll. Dem Verfasser kam es darauf an, die ganze innere Unwahrhaftigkeit einer solchen modernen Mädchenlaufbahn zu zeigen. Den Hintergrund bildet die für das heutige Deutschland so charakteristische überliefe, mg- und haltlose, aber vielfach begüterte Gesellschaftschicht, die sich neuerdings in großer Breite zwischen die Boheme und das Bürgerthum eingeschoben hat und immer mehr der Träger der (sogenannten) ästhetischen Kultur wird. Der Schauplatz ist hauptsächlich München; doch tummelt sich die Heldin auch in Italien, im Engadin und in Paris herum; überall, um ihre Persönlichkeit weiter zu facettiren. Aus dem schwabinger Hexenkessel von Selbstbetrug und Narretei suche ich den Ausweg in eine Weltanschauung, die man vielleicht als den Gipfel des Reaktionären betrachten wird, die mir aber so fortschrittlich scheint, daß ich nicht darauf rechne, von Vielen, die sich gerade zur Zeit für moderne Geister halten, in diesem Punkt verstanden zu werden. Ich hoffe, es gereicht dem Buch zum Vortheil, daß die inneren Erlebnisse, die es verursacht haben, weit zurückliegen. Dadurch habe ich eine ziemliche Distanz zu meinen Gestalten gewonnen. Auch wo ich positive geistige und moralische Werths in ihnen glaubhaft zu machen versuchte, war mir nicht möglich, Dies anders zu thun als mit einer ganz leisen Ironie, die sie mit dem Menschlich-Allzumenfchlichen verknüpft; aber ich habe auch keine Unvollkommenheiten und Kläglichkeiten geschildert, die nicht mit irgendetwas Rührendem verbunden sind. So sehr mich das Dargestellte einmal innerlich erregt und durchwühlt hat: während der Gestaltung stand ich dem Problem Zins irs st swSio gegenüber.

OskarA. H. Schmitz.

Gratisaktien.
?^?aß unser Kapital guten Ertrag bringt, beweisen die Durchschnitts-
dividenden der Industrie. Und die Vorschriften für das Aktien-
wesen verhindern eine „Papierwirthschaft", wie sie in den Vereinigten
Staaten möglich ist. Bei uns können hoch rentirende Gesellschaften
ihr Aktienkapital aus eigenen Mitteln, Dividenden oder Reserven, er-
höhen; freilich nur starke Gesellschaften. Zuletzt hat Auer die Divi-
dende in Aktien ausgezahlt. Das Gesetz gestattet diese Form der Um-
wandlung von Rente in Betriebskapital. Paragraph 279 des Handels-
gesetzbuches beschäftigt sich mit der qualifizirten Kapitalserhöhung, als
welche die Ausgabe von Gratisaktien anzusehen ist. In Stands Kom-
mentar wird gesagt: „Eine besondere, in Deutschland zwar nicht üb-
liche, aber gesetzlich zulässige Art der Kapitalserhöhung ist es auch, daß
die Aktionäre ihre fälligen Dividendenforderungen als Einlage auf die
neuen Aktien einbringen oder daß ein Reservefonds ausgeschüttet wird
und die Ansprüche auf dessen Auszahlung auf die neuen Aktien ein-
gebracht werden. Die Einzahlung erfolgt hier durch Einbringung der
Forderung". An dieser Konstruktion fällt auf, daß von Ansprüchen und
Forderungen gesprochen wird. Beide setzen gewöhnlich ein Schuldver-
hältniß voraus. Das besteht aber nicht zwischen der Gesellschaft und
dem Aktionär, der ja keinen Anspruch auf Dividenden hat, sondern erst
Forderungen stellen darf, wenn die Dividende beschlossen ist. Um das
Gesetz mit dem Gebrauch in Einklang zu bringen, muß man thun, als
wäre der Umwandlung der Dividendenbeschluß vorausgegangen. Das
Handelsgesetzbuch schreibt ferner vor, daß Aktien nur gegen Vollzah-
lung des Nominalbetrages ausgegeben werden dürfen. Die Stücke
müssen also bezahlt sein und der Betrag darf nicht unter Pari bleiben.
Auch diese Vorschriften sind bei besonderen Zuwendungen an die Ak-
tionäre zu beachten. Die Gesellschaft muß eben aus vorhandenen Mit-
teln die Einzahlungen auf die neuen Stücke leisten; dann darf sie jeden
Satz unter 100 Prozent als Preis für die jungen Aktien fordern.
Die Auergesellschaft hat aus ihrem Gewinn einen Spezialfonds
von 3,30 Millionen gebildet, aus dem die neuen Aktien bezahlt wer-
den. Die Erhöhung des Grundkapitals von 6,6 auf 9,9 Millionen (ne«
den den Stammaktien giebt es 13,2 Millionen Vorzugsaktien) belastet
also die Aktionäre nicht. Auf je zwei alte Stammaktien wird eine Gra-
tisaktie gewährt. Der Zweck dieses Geschäftes ist die Verkleinerung der
Dividende. Die Auer«Aktie hat hohen Gewinn gebrächt und ist so be-
liebt, daß sie selbst in der Zeit politischer Erregung noch in die Höhe
stieg; am dreißigsten September war ihr Kurs 622, am zwölften De-
zember 676. Die Verwaltung erklärte, weil die hohe Dividende von
50 Prozent, die in den letzten drei Iahren gezahlt wurde, in einen un«
bequemen Zustand geführt habe, sei beschlossen worden, den Satz auf
25 Prozent zu ermäßigen und auch künftig dabei zu bleiben; so wür-
den unbegründete Kursschwankungen vermieden werden. Ob diesem

frommen Wunsch Erfüllung wird? Ein von der Spekulation begünstigtes Papier reizt auch zu 400 Prozent noch. Zweifel könnten vor der Frage entstehen, ob das Versprechen einer Dauerdividende nicht wie die Zusicherung einer festen Verzinsung wirkt, die bei Aktien nicht zulässig ist (Z 215 HGB). Eine Ausnahme wird für Aktien mit Bauzinsen gemacht, obwohl auch da im einzelnen Fall Zweifel auftauchen können. Die Auergesellschaft hat nicht zum ersten Mal eine besondere Form der Aktienausgabe gewählt. Schon 1908 bot sie die 6,60 Millionen fünfprozentiger Vorzugsaktien zu 100 an, gewährte aber für das erste Jahr eine Sonderdividende von noch 6 Prozent, so daß auf 1000 Mark 60 Mark zurückvergütet wurden. Eigentlich wurde die Aktie also zu M ausgegeben, durch die Form des Bonus aber ein Verstoß gegen das Gesetz vermieden. Die Technik der Aktienemission bietet einen weiten Spielraum; und es kommt schließlich nur auf die wirthschaftliche Begründung der besonderen Transaktion an. Daß Auer im vorletzten Jahr Stücke mit fester Verzinsung ausgab, deutete auf den Wunsch, die Dividendenhöhe nicht herabdrücken zu lassen. Die Taktik hat sich geändert: die Dividende wird heruntergesetzt, damit die Aktie nicht mehr allzu heftigen Schwankungen ausgesetzt sei. Dieses Streben ist löblich. Doch der Aktionär kann der Verwaltung, die ihm sagt, daß sie in diesem Jahr 75 statt 50 Prozent zahle, antworten, daß er bisher auf zwei Aktien je 50 Prozent, also 1000 Mark, erhalten habe, während er in Zukunft auf drei Aktien nur noch 750 Mark bekommt. Da sich die Aktie bei einem Kurs von rund 700 Prozent und einer Dividende von 50 Prozent mit mehr als 7 Prozent verzinste, so müßte der Börsenpreis zwischen 350 und 360 sein, damit bei 25 Prozent die selbe Rente herauskommt. Der Augenblicksgewinn (durch die Gratisaktie) wird also von der nothwendigen Preiskürzung für sämmtliche Aktien wieder aufgezehrt. Ob die Gesellschaft mit einem Rückgang der Dividende rech« net und den daraus entstehenden Eindruck vermeiden wollte, weiß man nicht. In jedem Fall spart sie Geld; 25 Prozent Dividende auf 9,90 Millionen: dazu braucht sie 2475000 Mark; für 50 Prozent auf 6,60 Millionen waren 3,30 Millionen nöthig. Also hat die Auer-Gefellschaft im nächsten Jahr 825000 Mark weniger zu zahlen als für 1910/11 und in drei Iahren ist der Mehraufwand für die Gratisaktien hereingebracht. Da die Aktionäre keinen Anspruch auf eine bestimmte Dividende haben, kann die Gesellschaft den über 25 Prozent hinausgehenden Ertrag zur Verstärkung der inneren. Reserven verwenden. In mancher Gesellschaft, die hohe Ueberschüsse ausweist, steht ein Theil des Ertrages nur auf dem Papier; werden da Gratisaktien statt der Dividende gegeben, so ists weniger harmlos als bei Unternehmungen von der Art der Auergesellschaft. Auch in Deutschland sind, freilich seltener als in Amerika, solche Fälle vorgekommen; ob die zur Einzahlung auf die Gratisaktien nöthigs Summe bereit liegt, ist ja schwer festzustellen; fehlt sie, so war die Ausgabe der Aktien ungesetzlich, weil die Bedingung der Barzahlung des Nennbetrages nicht er-

füllt wurde. Wenn Reserven in Aktien verwandelt werden, kann man nicht von einer Umgestaltung in Betriebskapital sprechen; denn die Reserven arbeiten im Betrieb mit. Vorschriften über die Anlage der Reservefonds in bestimmten Werthen oder über ihre gesonderte Verwaltung haben wir nicht. Deshalb müßte der Gesammtertrag eigentlich in Prozenten von Aktienkapital und Reserven ausgedrückt werden. Aktiengesellschaften mit kleinem Kapital und hoher Dividende sind oft in unbequemerer Lage als Unternehmen, deren Gewinnquote nicht auffällt. Steuerfiskus, Arbeiter und Konkurrenz machen ihr das Leben schwer. Die Dividende wird den Löhnen verglichen, das Risiko des Aktionärs natürlich ganz ausgeschaltet und die Anpassung des Lohntarifs an die Dividendenskala gefordert. Dieser Mangel wird einst vielleicht durch die Gewinnbetheiligung der Arbeiter beseitigt. Aber die hohe Dividende reiztauch die Profitgier des lieben Nachbars. Jeder Unternehmer, der irgendwo Rauch sieht, macht sich dahinter, um das Brennmaterial zu betrachten; ist er von dessen Güte überzeugt, so schafft er sichs an; und wenn viele Schornsteine rauchen, verringert sich der Gewinn. Als die Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld junge Aktien zu 100 Prozent ausgaben, während die alten Stücke 725 kosteten, er« ging ein Ruf an alle Unternehmer, die durch die hohen Dividenden (W Prozent) der Gesellschaft zur Anlage von Konkurrenzbetrieben verlockt werden konnten. Doch die Vermehrung des Kapitals verringerte die Dividende nicht wesentlich: nach der Neuemission wurden zweimal je 36 Prozent bezahlt. Von der billigen Ausgabe neuer Aktien bei der Akkumulatorenfabrik Hagen und bei der Gold- und Silberscheideanstalt in Frankfurt sprach ich hier schon. Bei Hagen war weniger die Dividende als der Aktienkurs zu verdünnen. Die Gesellschaft zahlte 25 Prozent; aber die Aktie hielt sich im Bereich von 530 bis 550 und drückte bei so hohem Preis auf die Rente. Die jungen Aktien gaben dem Papier neuen Reiz; jetzt erst scheint die Panzerung der Gesellschaft stark genug, um einen hohen Kurs auszuhalten. Der innere Werth ist kein leerer Begriff; aber er wird lästig, wenn er die Blicke der Spekulanten auf sich lenkt. Man sucht eine Decentralisirung wirtschaftlicher Gewinnmöglichkeiten dadurch zu hindern, daß man vor die eigenen Chancen das abschreckende Beispiel sinkender Dividenden stellt. Der in Werthpapieren angelegte Vermögensbestandtheil hat mit Bedingungen zu rechnen, die mit dem normalen Austausch von Chance und Gewinn nichts zu thun haben. Das sollte zu denken geben; denn schließlich hat die Börsenspekulation das entscheidende Wort. Sie macht den Kurs; und der Kurs wirkt auf die Dividende. Wären Alle, die zu der Gesellschaft in enger Beziehung stehen, materiell unabhängig von der Gestaltung des Aktienschicksals, dann würde der Faden zwischen Kurs und Dividende rasch zerschnitten und die beiden Ziffern stünden oft in lehrreichem Kontrast. In der gemeinen Wirklichkeit werden die Tränklein aber in der eigenen Küche gebraut; und Koch und Küfer wissen, wie es für die Kunden gemacht werden muß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Verlaß der Zukunft in Berlin. — Pruck von Patz S Garleb S. m, b. tz. in Berlin.

Berlin, den 1. Februar 1913.

Nota.

Die Militärvorlage.

WAie herrlich weit wirs in der Kunst gebracht haben, großen
Aufwand unter schädlichem Geräusch, doch ohne kräftig
durchgreifendeWirkungzuverthun, lehrtdieGeschichtederWehr-
gesetze aus bethmännischer Nothzeit. Am siebenundzwanzigsten
März1911 wurde ein „Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des
deutschen Heeres" verkündet, dessen Geltung bisindenLenz1916
währen sollte. (Dann, meinten gläubige Hofgenerale, werde die
große Abrechnung mit den Westmächten beginnen.) Das Blick-
maß war falsch; das Quinquennat schon nach elf Monaten un-
haltbar. Der fünfzehnte Aprilabend des Iahres 1912 brachte
einen neuen Entwurf ans Licht; und in der Begründung stand
vornan der Satz, die Heeresstärkung müsse „schneller durchgeführt
werden, als noch vor einem Iahr nothwendig schien". Warum?
Weil auf die (hier als unzulänglich bezeichnete) Vorlage von 1911
der Tag von Agadir gefolgt war. Weil die Blindheit der Herren
von Bethmann und Kiderlen die Französische Republik aus einer
uns nützlichen Abneigung von allem militärischen Wesen in den
wildesten, der deutschen Menschheit feindlichstenNationalismus
gescheucht hatte. WeildieseHerren,denenFrankreichsPatrioten»
bund ein Denkmal schuldet, durch ihr unkluges Handeln und kraft«
loses Unterlassen erwirkt hatten, daß die Republik, die den Ab-
rüstungplänen des Herrn Herve und den Milizvorschlägen des

yerrnIaures lauschte, mit allen erlangbarenMitteln, mit einem
seit Bonapartes Zeit nicht erlebtenMasseneifer sich für den Krieg
rüstet. Und weil seit dem Panthersprung und dem Rückzug in die
Kongosümpfe aus dem lockeren Gefüge der l'ripIeHntente ein fester
Dreibund geworden war. Das war nicht mehr zu ändern; die
tzeeresstärkung versäumt, Frankreichs Vorsprung müßig geduldet
worden. Dreierlei blieb zu fragen: ob das Geforderte diesmal
genüge; ob es das Bedürfniß übersteige; ob die richtige Anwen-
dung des zu bewilligenden Geldes verbürgt sei. -Noch im (gün-
stigsten, unwahrscheinlichsten) Fall russischer Neutralität dürften
Deutschlands Ostgrenze und Seeküste nicht vonTruppen entblößt
werden. Dann aber hätten wir auch nach dem neuen Präsenz-
gesetzentwurfaufderWachtamRheinnichtdieUebermacht.Trotz-
dem Deutschlands Volksziffer um achtundzwanzig Millionen
höher als Frankreichs ist. Keine Zahlüberlegenheit im Einzel-
kampf gegen Frankreich und ein uns viel ungünstigeres Kräfte-
verhältniß im Fall eines Landkrieges mit zwei Fronten: da birgt
der Kalkul einen Fehler, den ein Roon sich niemals verziehen
hätte. Und den leider auch der neue Entwurf nicht tilgt. Verrechnet
mit demErgebniß derVolkszählung von 1910, die einenLustral-
Zuwachs von fast Millionen Köpfen verzeichnet; senkt aber
den Prozentsatz derAuszuhebenden, statt ihn zu erhöhen. Wenn
wir alle Tauglichen einstellten, hätten wir sofort vierneue Armee«
corps;unddiebesteAssekuranzgegenwestlicheAngriffsgefahr.Die
müßte derReichstag fordern. Ob die derErsatzreservezugeschriebe-
n en siebenzigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zwei-
monatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebil-
dete Leute, am Tag derMobilmachung in einReserveregiment ein-
gereiht werden können: dieAntwort auf diese Frage kann wichtig
werden. Ieder Corps- oder Linienregimentsverband müßte sich
Rahmen (Oacires) schaffen, deren Hauptzweck wäre, eine rasche und
zureichende Reservistenausbildungzu ermöglichen. Dann könnten
ollewehrhaftenMänner,auchdiejetztalsüberschüssigweggewiese-
nen,imKriegsfallohneschädlichesSäumendemReichdienstbarge-
machtunddieGefahrenfeindlicherZahlübermachtvermieden wer-
den. Zu theuer? Nur die Ziffer der Subaltern-und Unteroffiziere
müßte steigen: an der Spitze der Pyramide und imEtatderRuhe-
gehälter wären viele Millionen zu ersparen. Unser Beförderung-
systcm,das für die Vorrechte des Dienstalters besser sorgt als für

die Auslese der Tauglichsten, drängt eine große Schaar rüstiger
Männer aus dem Wehrdienst, dessen Pflicht sie noch Iahre lang
froh erfüllt hätten. Dadurch verliert das Heer brauchbare, nur nicht
von Sippengunst geschirmteFrontoffiziere:und dieLast der Pen-
sionen wächst ins Unerträgliche. Des Reichstages Arbeitziel muß
sein, allen Wehrfähigen eine für den Nothfall genügende Sol-
datenerziehung zu sichern. Dieses Ziel ist erreichbar, wenn die
Mehrheitparteien denMuth finden.allesEntbehrliche mit scharfer
Scheere abzutrennen, fürTand undBrimborium nicht eineReichs-
mark zu bewilligen und Herrn von Tirpitz mit unzweideutiger
Klarheit zu sagen, daßDeutschland,dessenMachtbezirk, heute wie
gestern, durch die Stärke seines Landheeres bestimmt wird und
das dieses Heer, den Herzmuskel des Reiches, zu lange verküm-
mern ließ, den Scharlachfiebertraum von einer der britischen gleich-
werthigen Flotte abgeschüttelt hat und entschlossen ist,seinenVer-
mögenszuwachs an die Festigung seiner von mindestens zwei
Seiten bedrohtenLandmachtzuwenden.NurinseinemLandheerist
Deutschland töllich zutreffen. Nur amRhein undanderWeichsel
kann es, auch gegenBritenübermuth, feine Machtstellung sichern.
Seine Zukunft liegt auf dem festen Land. Wenn Franzosen und
Russen gewiß sind, daß ihr Angriff von einer Ueberzahl ausge-
bildeterMannschaft abprallen müßte, vermiethetsich demAngeln«
Wunsch zwischen Nowaja Semlja und Porto Palo nirgends ein
Schwert. "Das wurde hier gesagt, als der Entwurf, imApril.ver-
öffentlichtwordenwar.ZweifelanderWeisheitderHeeresleitung
durfte nicht geduldet werden. Wurde auch nicht geduldet. Der
ReichstagthatnichtsfürdieDurchführungderallgemeinenWehr«
Pflicht; er nahm (sammt der Marinevorlage, an der Haldanes, des
Friedensmissionars, Elfer zerschellte) den Präsenzentwurf an und
hütete sich, der Ursache fahrlässiger Säumniß nachzuforschen. Wer
offen aussprach, auch die neue Forderung sei unzulänglich, wurde
ein Narr öder Tölpel, Nörgler oderReichsfeind gescholten.Das
Bewilligte, hieß es, reicht auf Iahre hinaus. Wollt Ihr Schreib-
tischstrategen klüger sein als der Kriegsminister? Nein (lautete
dieAntwort); doch dieOpfer,die in Deutschland Jeder, außer den
einerRegentenfamilie Angehörigen, derReichswehrkraft bringt,
geben das Recht auf die Gewißheit, daß ein stärkeres, mit besserer
Waffe gerüstetes Heer unserem niemals entgegentreten könne.
Diese Gewißheit wankt; zum ersten Mal seit den Tagen der

preußischenHeeresreform. -Die allgemeine Wehrpflicht slehtnur
auf dem Papier." -Wir haben nicht genug Maschinengewehre."
-Unsere Kanone ist nicht das Beste, was Krupp heute leisten kann."
-Hauptsache: die Zahl der Ausgebildeten ist zu klein." So hörte
mans täglich von wachsamen Offizieren. Die klagten, daß alles
erraffbare Geld der Seewehr zugewandt werde, und erzählten,
auch im Großen Generalstab ringe Mancher seufzend die Hände.
DaßdieWarnernichtgeirrthaben.wardnun bewiesen: denn noch
im Februar soll eine neue Militärvorlage in den Reichstag kom-
men. Die dritte im Lauf dreier Iahre. Wir wollen hoffen, daß sie
nicht wieder unzulänglich ist. Mit einem Iahresaufwand von hun-
dert Millionen Mark wird das Nöthigste zu haben sein. Das ist
nicht wenig; und auch die halbe Milliarde für das neue Gewehr
muß eines Tages gefordert werden. Alles Zögern rächt sich; auf
so umfeindetem Gebiet noch ärger als in der Industrie ein vcr-
zauderterFabrikausbau oder eine vertrödelteMaterialbesserung.
I^uneanimisopus, ^enea,nuncpec!«retirmo!Herrv0nHeeringen,der
sichin beinahe dreißig Garnisonen als tüchtigen Soldaten bewä hrt
hat, fühlt sich in dem politischen Amt des Kriegsministers wohl
sclbstnichtbehaglich.(GeneralMaxGallwitz, der, nicht zum ersten
Mal, für die Nachfolge genannt wird, wäre schon als Artillerist
willkommen. DieArtillerie, deren Werth für den Kriegsfall heute
doch kaum überschätzt werden kann, glaubtsicheinBischenzurück-
gesetzt; nicht nur, weil keiner der sechs Kaiserssöhne ihren Rock
trägt.) Hätten dieRegirenden 1911 das von den Sachverständigen
Geforderte durchgedrückt, dann wären wir jetzt weiter. Das-Ge-
klecker" (so nennts die Kasinosprache) wirkt auch nach außen nicht
wie eines Willensaufschwunges Gewalt. Und warum wurde die
Konjunktur des Balkankrieges nicht wenigstens militärisch aus-
genützt? Der österreichische KriegsministerRittervonAuffenberg
hat in der Stille alle Wünsche, neue und rückständige, des schwarz-
gelben Heeres erfüllt. Auch von unserem Reichstag wäre imNo»
vember Alles zu erlangen gewesen. Nun wirds immerhin lang-
samer gehen; und wenn der Kriegslärm verhallt, stört die Erör-
terung derWehrgesetze (Frankreich und Rußland werden ja auch
neue Forderung anmelden) wieder die Wirthschaftruhe. Ein
Kundiger sollte einmal ausrechnen, welcheSummenindreifetten
Industriejahren, ohne innere Ursache, nm durch blinden Lärm

und panisches Rasen, bei uns verloren wurden: er würde er-
kennen, daß Herr von Kiderlen die demDeutschenReich theuerste
Excellenz war. Unter den letzten Monden von 1912 sah es auf
denMärkten so übel aus, daßeinpaarMilitärvorlagendieStim-
muug kaum noch verschlechtern konnten. Den Himmel des Vor-
früh lings, der einen vonNikolais Gunst gekrönten Lothringer auf
Frankreichs höchsten Sitz hebt, werden sie nicht erhellen.
Einerlei. Der Aberglaube, die Wucht der Rüstung, an deren
Gehäus kein Wille zum Kampf pocht, könne genügen, wäre ge-
fährlich; höchst gefährlich derWahn, irgendein Reich könneuntcr
der süßenLast langerFriedensjahrzehnte so stark werden, daß es
jede mögliche Koalition zu überwinden vermag. Bismarck, der
im Fordern fürs Vaterland doch nicht schüchtern war, hätte sich
gescheut, seinenLandsleuten eine gegen England, Frankreich und
bieSlavengemeinschaftausreichendeRüstungzuzumuthen; hätte
fich, wenn unter seiner Verantwortlichkeit das Reich in den Zwang
zu solcher Rüstung gekommen wäre, selbst vielleicht mit dem Tod
bestraft. Wir brauchen, wie das liebeBrot, eine schöpferische Po-
litik, die weiß, was siewill,undvondieserWollenslinienochunter
t>em dreistesten Druckversuch nicht um Haaresbreite abbiegt. Aber
wir dürfen auch nicht dulden, daß der Gedanke der allgemeinen
Wehrpflicht ins Unerkennbare schrumpft. Zur Erleichterung der
Nachgiebigkeit ist neue Rüstung nicht nöthig. Daß sie von der
Nation jetzt den Regirenden mühsam abgetrotzt werden mußte,
ist, als ein wichtiges Zeitsymptom, ernster Beachtung werth.

Adrianopelroth.

Wir brauchen eine Politik, die weiß, was sie will. Ob auf die
Frage,was wir in dem Orienthandel erstreben, der neue Staats-
fekretär im Auswärtigen Amt von dem Vorgesetzten, von dem
Untergebenen klare Antwort bekäme? Wir konnten optiren: für
die Türkei oder für die vierBalkanstaaten; möglich war auch der
Versuch, gegen die rein slavischen Völker den Rumänen, Bul-
Zaren,Griechen,AlbanerninsUebergewichtzuhelfen.DieViertcl-
jahresbilanz ließ dem Deutschen Reich keinen Kasscnsaldo. Wir
haben für die Türkei nichts gethan, den ihr feindlichen Vierbund
durch höhnische Scheltreden gekränkt, dieRumänen enttäuscht(das
demMinisterpräsidentenMajoresku gespendete Großkreuz istkein
^Pflaster für oieWunde derDynastie). Der westöstliche Dreibund

hatte die Güte, uns mitzunehmen; und während England im
Glanz des Weltrichters strahlte, trug offiziöses Gebimmel dieMär
unserer „Erfolge "durchs gläubige Land. -SehtIhr: Serbien er-
hältkeinStückalbanischenKüstenbodens.^Stimmt; doch eineinter-
nationale, nicht auf seine Kosten zu bauende Eisenbahn, die alle
Produkte, auch Kriegsgeräth, ohne Zollpflicht in einen neutralen
Freihafen derAdria führt. Das ist, weil es die Plage mit der Be-
ruhigung und Verwaltung eines schwierigen Landes, ferner die
Kosten und Risiken der Hafen- und Bahnanlage erspart, ange-
nehmer als die Erfüllung des vor dem Ohr der Galeriegäste aus-
getrommeltenWunsches. -Seht Ihr: der Kongreß, von demHerr
Poincare träumte, wird nicht Ereigniß." Stimmt; doch der Bot«
fchafterklüngel, derunter Greys Präsidium in Downingstreet tagt,
ist die selbeSache in einerBritanien bequemeren Form; und wir
machen mit. -Wir haben die Flottendemonstration verhindert."
Wenn sie überhaupt ernstlich geplant war; und dann wars noch
immer blitzdumm, solcher Hinderung sich laut zu rühmen. DieDe-
monstration hätte in dem an dieParade fremderKriegsschiffe längst
gewöhnten Sinn der Pfortenwächter den Eindruck der Warner-
note nicht vertieft. Und die haben wir unterschrieben.
AmsiebenzehntenIanuar wurde sie von den sechsBotschaf-
tern dem Minister Mohammeds des Fünften übergeben. Der
Verfasser dürfte sich brüsten; dieMischung vonRuhe und Macht-
bewußtsein lobt einen Meister. Inhalt: Räumet, Osmanli, den
Bulgaren Adrianopel, sonst gefährdet Ihr schließlich noch Eure
Hauptstadt und das asiatische Reich; folgt Ihr unserem Rath, dann
könnt Ihr auf unseren Beistand und sogar auf unseren Anleihe-
kredit zählen. Sehr kurz und sehr deutlich. Das wirksamste Stück,
das dieses wunderliche Europäerkonzert bisher hören ließ. Zwei
Tadelssprüche wurden wider die Sechs geschleudert. Erster: Ihr
habt, im Oktober, gesagt, daß Ihr dem Sieger in diesem Krieg die
Eroberung neuer Gebiete nicht erlauben werdet, und wollt nun
die Türkei nöthigen, auch noch Hadrians Stadt hinzugeben. Ant-
wort: Im Oktober glaubten wir, die Türkei werde siegen; oder
heuchelten mindestens diesen Glauben. Was wir für die Wahrung
des Status qu« sprachen und schrieben, sollte nur dem Mondsichel-
reich die Hoffnung auf Landzuwachs nehmen. Zweiter Tadel:
Statt neutral zu bleiben, mahnet Ihr die Türken, nicht die Bul-
garcn.znnachgiebigerBescheidung.Antwort: Weilwir demSieger

Nota.
solche Mahnung nicht aufdrängen wollen, dem Besiegten aber, der,nach der kläglichstenNiederlage, laut unsereVermittelungerfleht hat, unsdazuverpflichtet fühlen. KindlicheGemüther mein« ten, die Kollektivnote vereine alle Thatbestandsmerkmale einer Erpressung. (Und der Heilige Theobald rührte keinen Finger, um von dem Reich, dessen Geschäfte er führen soll, so schwere Anschuldigung abzuwehren.) Welche Merkmale? Rechtswidrig ist jederKrieg, den nichtNothstand oderNothwehrentschuldigt,und im Traumland der Lämmlein mag jeder im Krieg erstritteneVermögensvortheil als rechtswidrig gelten. Wo aber ist hier Gewalt oderDrohung? Weder vis absoluta noch vis compulsiva droht aus demWortlaut der Note. Sie sagt: IhrTürken habt uns gebeten, Euch Frieden zu schaffen und weiter zu helfen; wir könnens nur, wenn Ihr handelt, wie uns nothwendig dünkt. Wer die Zusage erbetener Hilfe an Bedingungen bindet, ist auch im Bezirk deS Bürgerrechtes noch kein Erpresser. Ists elwaRumänien, weil es die Stunde bulgarischer Schwachheit zur Erfüllung alten Wunsches ausnützen will? War dieLeistungd'esBerlinerKongresses, der denRussen großeFetzen derKriegsbeute ausdenFängenri!;, ein Erpresserwerk? Kinderei. In diesem besonderen Fall war das Gewinsel völlig sinnlos: denn was in der Note irgendwie nach Drohung roch, war von den Bedrohten ja sehnsüchtig erwimmert worden. Kiamils kühler Greisenkopf wußte, baß die Türkenherrschaftin Europanichtlangemehrdauernkönne.Erhätteam Liebsten vielleicht auch aufKonstantinopelverzichtet, dem Sultanat, das in neuerKraftnur aus asiatischerErde erstehen kann.eine kältere, nicht so entnervende, nicht so verlüderte Hauptstadt gesuchtundByzantion-Istambul, das noch jeden Staatswillen zermorscht hat, den Bulgaren gegönnt.Aber schon für den Entschluß,Adrianopel, den Thorriegel der Hauptstadt, zu opfern, brauchte erDeckung; einen Druck, dem auch ein Stärkerer ohne Schmach weichen durfte. Die Kollektivnote half aus der engsten Klemme. Bulgaren, Serben, Griechen: gestern Knechte und heute dem islamischen Hochmuth noch derräudigsteTheil der eklenRumiheerde. Denen sich beugen? Niemals.Doch nun hat Europa gesprochen; haben sechs Gewaltige nach unserem Ohrläppchen die Hand gereckt. Das tapferste Haupt des Heeres muß, wie der Große Diwan, einsehen, daß solchen Mahnern selbst ein Stolzer Gehorsam schuldet. Kiamils Appell an den Britenbotschafter wargewiß ein feinesMuster orien-

talischerVerschlagenheit. -Nur im Schatten einer demOsmanen-
reich nahenden Lebensgefahr, einer nicht vom Balkanhimmel her-
aufziehenden, kann ichsmachen.-NurdasdemWesirllnentbehr-
liche wurde in der Note gewährt. Wer öffentlich über internatio-
nale Vorgänge redet, follte fo alte Fintenkunst durchschauen.
Daß gerade Deutschland in dem Maskenspiel nicht mitgau-
keln durfte, war nicht durch Gewissensskrupel bedingt. Durch
Anstandspflichten, die kein anderes Reich banden. In Bethlehem
hat, vorvierzehnIahren, derDeutsche Kaiser gesagt: -Unterallen
möglichen Vorspiegelungen reißt man, ohne jede Berechtigung,
ein Stück nach dem anderen vom Mohammedanerland los." In
Damaskus: -Der große Sultan Saladin war einer der ritter-
lichsten Herrscher aller Zeiten, ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
der oft feine Gegner (Richard Loewenherz?) die rechte Art des
Ritterthumes lehren mußte. Möge der Sultan und mögen die
dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zer-
streut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, sicher fein, daß
zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Der
Khalif wollte sich dankbar zeigen. ImFebruar 19(16 ermahnteer,
auf Marschalls Bitte, den Sultan vonMarokko, auf dieStimme
der Musulmanenschutzmacht(„iZi'«tectrice äesivwsulman8«) zu hö-
ren. Vergebens: weil Abd ul Aziz schon den Franzenwein im
Leib hat und keck antwortet, er kümmere sich nicht um den Türken-
fultan. Aber der Khalifenwille war löblich. Als am fünfzehnten
Februar 1906 ein türkisches Bataillon die Oase Taba in Arabien
besetzte, glaubte man in fast allen Kanzleien, dieser kühne Schritt
fei von Berlin aus empfohlen und der Hohen Pforte deutscher
Beistand gewiß. Am dritten Mai legte Sir Nicolas O'Conor
dem Großwesir das Ultimatum vor, das ihn aufforderte, binnen
zehn Tagen alle Truppen aus der Sinaihalbinsel zurückzuzie-
hen. Admiral Lord Charles Beresford fuhr mit seinem Geschwa-
der von Malta nach dem Piraeus; Prinz Ludwig von Batten-
berg erschien mit einer Kreuzerdivision imArchipel:vorGibraltar
wurde die Flottenmacht, in Egypten die Besatzung verstärkt. Am
letzten Fristtag befahl der Sultan den Rückzug der Truppen aus
Taba. Nachdem das Deutsche Reich feierlich erklärt hatte, es
de nke nicht daran, den Sultan zu ermuthigen oder gar mit Waffen-
gewalt zu unterstützen. Auch in Koweit, Marokko, Tripolitanien ist
aus dem deutschen Musulmanenschutz nichts geworden. Jetzt war

obendrein mit kluger Enthaltsamkeit ein besseres Geschäft zu machen als mit hastiger Zeichnung einer Note, für die fünfUnterschriften genügten. Wars nöthig, in London mitzuschwatzen? Höflich lächeln, jeden Beschluß vorbehalten, die Dinge an sich kommen lassen und in der günstigsten Stunde außerordentliche Machtmittel anwenden: so treibt der Starke einträgliche Politik. Bethmänner lernens nie; weil ihnen Phantasie fehlt, schelten sie den zu verwegener Kraftanwendung Entschlossenen unwirsch einen Phantasten. Schon anständige Zurückhaltung verhieß diesmal reichlicheren Zins als die Einreihung in unwürdiges Gedräng. Eine Nation muß das Ziel kennen,das sie erreichen möchte: sonst taumelt sie aus einer Stimmung, einer OeffentlichenMeinung thatlos in die andere und verliert die Stoßkraft stetigen Wollens. Wers noch nicht wußte, hats aus dem Iammer deutscher Orientpolitikgelernt. Als die sechs Botschafter ihre säuberlich abgeschriebeneNote zu Gabriel Efendi ins Auswärtige Amt brachten, war die Verschwörung des Iungtürkenausschusses (für Einheit und Fortschritt) schon fertig. KiamilsWesirstuhl stand längst nichtmehrfest. Der klugeAbbasHilmi,dem unterKitcheners herrischemBlickder greise Britenfreund nicht ans Herz wuchs, wohl auch um seinen Khalifenmantel bang ward, hatte einen Vertrauensmann, eines Prinzen Eidam, nach Konstantinopel geschickt, der den gutmüthig imbecillen Sultan von Kiamil losketten sollte. Und ein Mann, der den ganzen europäischen Osmanenbesitz den Beraubten zurückgeben muß, bettet sich nicht in die Gunst seines Volkes. Das vergißt, wenn es an harter Speise kaut, wer ihm schmackhaftere Kost nahm, und flucht nur dem Schmalhans, den es vor sich sieht. Seit dem dreiundzwanzigstenIanuar stehen nun wieder dieEhrenwerthenamHerd,dievon 1908 bis 1911 dieTürkenküche besorgten. Mahmud Schewket,Enver,Talaat,Dschavid und Konsorten. Wir, brüllen sie, dulden nicht, daß unser Vaterland geschändet, unser Volk nach Asien gedrängt werde. Sie haben das Heer organisirt und ausgebildet, dessen Leistungfähigkeit der Tag von Kirkkilisse allen Augen erwies. Während sie regirten, verlor der Sultan Rumelien und Bosnien, Tripolitanien und die Kyrenaika; wurde derBalkanbund und dessenRachekrieg vorbereitet.Morgen aber werden sie das Vaterland retten. Warten wirs ab. Einstweilen ist nur das frecheGespreizderinsNothhelferamtlangendenReichs-Verderber zu bestaunen. Doch schon dräut ja die nächste Note...

Die Zukunft.
Der Einzige.
UN war ich fern von der schweren, schwülen Stadtluft, war in den.
Bergen. Ich verließ das Nachtquartier meist schon früh am
Morgen. Meinen Nothbedarf im Rucksack. Und in der Tasche ein
Buch, Das zog ich manchmal hervor, wenn ich rastete, las einige Sei-
ten und ließ mir dann ihren Inhalt durch den Kopf gehen, während
ich meinen Weg fortsetzte. Einmal (es war in einem kühlen, lustig an-
steigenden Waldthal, der Weg führte bald hinüber, bald herüber über
den Bach, der Ausblick auf die fernen Berge öffnete sich, schloß sich wie-
der, Sonnenhelle Und Waldesdunkel wechselten mit einander), einmal
ersah ich droben auf der Höhe einen Mann. Er war plötzlich da, wie
ein Bild ersteht, wenn man seine Gedanken still in Sammlung hält.
Er hatte den Hut abgenommen. Der Wind spielte in seinen blond-
röthlkchen gelockten Haaren, Seine ungewöhnlich hohe und breite
Stirn war das Erste, was mir an ihm auffiel. Sein eigenthümlich, fast
eckig geformtes Hinterhaupt, die schmale Nase, sein energisch vorsprin-
gendes Kinn ergaben im Profil eine scharfe Silhouette. Nun er sich
mir zuwandte, gewahrte ich ein feines helles Lächeln, das um den schö-
nen Mund spielte und dem Trotz seiner Erscheinung die Härte nahm.
Ich erkannte ihn. Kaspar Schmidt aus Bayreuth hatte man ihn.
am Abend zuvor unten im Gasthaus geheißen. Einen Sonderling,
einen Narren hatte man ihn genannt und manches Andere von ihm
gesagt. Jedes Wort fiel mir wieder ein. Er erwartete mich. Ich fragte:
„Wollen wir gemeinsam wandern?" „Ja!"
Eigentlich war es eine Schwäche von mir, daß ich hinzusetzte:
„Das heißt, wenn es Ihnen im Geringsten unangenehm fem sollte..."
„Dann hätte ich nicht Ja gesagt." Es lag nichts Grobes in seiner
kurzen männlichen Antwort. Aber um den Mund spielte wieder da?
leise Lächeln.
Wir sahen vom Kamm des Berges gemeinsam in die Tiefe hinab.
Mein Blick verfolgte den glitzernden Bach und die schmale weiße Straße,
die zwischen den saftig grünen Wiesen und rothbraunen Aeckern hin-
zog, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. In der Ferne schloß zwischen
zackigen Felsthürmen ein mächtiger Schneeberg das Thal ab. Die-
Sonne lag auf dem weiten, weißen Feld. Klar und tiefblau stand der
Himmel darüber. Wie still es war!
„Erst wenn man die Welt sieht, ohne sie zn hören," sagte ich,
„fühlt man sie unter sich. Auf den Bergen ist Freiheit,.."
„Freiheit," sprach er, „ist überall. Sie liegt auf der Straße, aber
wir nehmen sie uns nicht, Freiheit genug!"
„Genug? Nach was soll man denn streben, als rechter Kerl,
wenn nicht nach Freiheit?!"
„Nach Eigenheit!"
Der Weg führte zuerst dem Grat entlang, dann in den Sattel
hinab. Ein mit Geröll bedeckter Fclsvorsprung verwehrte bald den.
Fernblick.

Der Einzige.

„Wovon wollt Ihr denn frei sein, Ihr Freiheitschwärmer? Von der Laune eines Fürsten? Von dem Amtsmißbrauch eines Vorgesetzten? Von der Herrschsucht eines Priesters? Gut. Aber warum tauscht Ihr dafür neue, schlimmere Tyrannen ein? Ist der Staatsbegriff, dem Ihr wie einem Moloch opfert, kein Zwang, führen Eure Beamtentugenden nicht zu Unterwerfung, ist Eure Anbetung des Geistes und Eure Verachtung des Leibes kein Christenthum? Ist Eure Verheiligung der Freiheit, des Fortschritts, der Wohlfahrt Aller etwa nicht eine Religion, die Euch entselbstigt? Sind Staat, Gesellschaft, Familie keine Tyrannen? Mehr als irgendein Despot nehmen sie Euch: Euer Eigenes/

„Aber," rief ich, „wenn nicht die Sehnsucht nach Freiheit, wenn nicht die Liebe zur Menschheit meinem Leben Sinn giebt, was anders soll ihm dann einen würdigen Inhalt geben?"

Er blieb kurze Zeit stehen und legte die Hand auf meine Schulter. Dann sagte er: „Die Sorge um Dich, mein Freund! Bringe heraus, was in Dir ist, viel oder wenig, gilt gleich, brings zu Tage, bringe Dich zur Offenbarung. Du brauchst keine Götter und keine Götzen, Du brauchst nicht fremde, schöne, hohe und leere Begriffe."

„Wenn aber nicht die Sorge für das Wohl Anderer, wenn nicht das Streben nach einem hohen gemeinsamen Menschheitziel mich erfüllt, dann bin ich eben nichts als ein Egoist."

Er lachte. Nicht bösartig, aber hell und laut. Ich wollte trotzdem nicht nachgeben und fuhr fort: „Wenn ich für nichts Sinn habe als für mein leibliches Wohl, wenn all mein Streben danach zielt, auf Kosten der Anderen mich zu bereichern, mich zu erhöhen, wenn ich habgierig, rücksichtlos immer nur meinen Vortheil verfolge, dann..."

„Dann", rief er lustig dazwischen, „überschüttet man Dich mit Titeln und Ehren, dann nennt kein Mensch Dich einen Egoisten. So schimpft man nur Den, der sich gegen Egoisten verwahrt und wehrt."

Er sah mir vergnügt in die Augen; es machte ihm Spaß, so mit dem Wort zu spielen. Der Weg war nun schmal; steil gings hinab; das Geröll lag locker; ein kräftiger Wind wehte. Schweigend gingen wir hinter einander. Aber bald hatten wir wieder sicheren Boden unter den Füßen. Und mein lebenskundiger Gefährte nahm das Gespräch von Neuem auf.

„Egoismus ist Ichgefühl. Laß Dir doch kein Schreckgespenst aus einem Wort machen! Wenn die Habsucht mich vorwärts peitscht, wenn der Ehrgeiz mich stachelt, wenn die Gier mir im Nacken sitzt: befehle da Ich oder werde ich gepeitscht, gestachelt, getrieben, beherrscht? Bin ich Egoist, wo ich nicht Ich bin? Aber wenn ich mich Herrn meiner Wünsche und Begierden fühle und Herrn über meine Schwächen, wenn ich tapfer abwehre, was mich knechten will, und muthig an mich reiße, wessen ich zur Förderung, zum Heil meines Selbst bedarf: da bin ich Egoist. Noch mehr: da bin ich Eigner der Welt! Der Welt der Dinge und der Welt des Geistes."

„Bist Du denn, bin ich denn allein auf der Welt?"
-„So, wie Du bist, bist Du allein."
„Ja; aber kann ich je mehr sein als Mensch?"
„Kann ich weniger sein als Mensch? Kann ich weniger sein, als
was Alle sind? Aber kann ich mehr sein, als was eben nur ich bin?
Ich, der Einzelne; noch einmal gesagt: so, wie ich bin, der Einzige!"
„Der Einzige..." unwillkürlich wiederholte ich das Wort.
Wir waren an eine Quelle gekommen. Er bückte sich und trank
aus der hohlen Hand. Da ich Durst hatte, folgte ich seinem Beispiel.
Dann wanderten wir weiter, auf weichen, stillen Waldwegen. Lange
sprachen wir nichts. Dann von Diesem oder Jenem. Kam er auf die
Gedanken zurück, die uns zuvor beschäftigt hatten, so ging er ihnen
nach in ,alle möglichen Winkel und trieb die Folgerungen auf die äußer-
sten Spitzen. Es war grotesk, wahrzunehmen, wie er, der Totfeind der
blutlosen abstrakten Begriffe, in seinen Theorien sich selbst ins Un-
bedingte verlor. Wie übertrieben und gewaltsam klang Manches für
mein Ohr, wie aller Relationen bar, wie einseitig stand es vor mir!
Aber ich hatte mir vorgenommen, nicht vor dieser Einseitigkeit zurück-
zuschrecken, sondern zu ergründen, was hinter ihr verborgen lag.
Kein betretener Weg war mehr zu erkennen; langsam arbeiteten
wir uns durch das Gewirr des Waldes. Endlich wurde es wieder licht.
An einem sonnigen Hang rasteten wir unter einem breitästigen Ahorn-
baum und freuten uns seiner rosigen Rinde. Nun erst hatten wir den
vollen freien Ausblick auf Felsen- und Schneeberge.
„Wie klein", sagte ich nach einiger Zeit, mehr ein Gefühl als
einen Gedanken aussprechend, „fühlt sich der Mensch vor solcher Grögs
der Natur!"
„Warnm?" fragte er. „Messe ich mich denn an ihr? Ich muß
die Sonne ihre Bahn ziehen, das Meer seine Wellen treiben, die
Berge zum Himmel ragen lassen. Aber der Gedanke an ihre Unbe-
zwingbarkeit scheitert an meiner Unerschütterlichkeit. Aber vielleicht
vergleiche ich mich doch der Sonne. Sie ist der Mittelpunkt ihres, ich
bin der Mittelpunkt meines Systems. Und um dieses kreist sogar die
Sonne. Nichts hat seinen Werth an sich. Alles hat seinen Werth erst
in mir,"
Mir schritten weiter. Er sprach nicht mehr pathetisch, sondern in
leichtem Plauderton: „Gelte ich denn Einem mehr, als ich ihm werth
bin? Seinem Herzen oder seinem Geldbeutel, gleichviel. Und behandelt
er mich nicht, so weit sein Wille und meine Gefügigkeit reicht, kurzweg
als sein Eigenthum? Ob in Haß oder Liebe, ist einerlei. Er gesteht es
nicht ein. Soll auch ich mich darum selbst belügen? Soll ich mich durch
leere Worte einlullen lassen, wie ein Kind durch ein Wiegenlied?
Nein. Auch mir geht es mit ihm, wie es ihm mit mir geht. Auch ich
behandle ihn, so weit meine Macht reicht, als mein Eigenthum."
„Was soll jedoch werden? Soll alle Umgänglichkeit, alle Per-
brüdcrung verschwinden?"

Er schüttelte'den Kopf und wehrte mit der Hand ab. „Als ob
nicht immer Einer den Anderen suchen wird, weil er ihn braucht; als
ob nicht Einer in den Anderen sich fügen muß, wenn er ihn braucht!
Aber der Unterschied ist groß. Wo der Egoismus sich selbst bekennt,
da vereinigt sich der Einzelne wirklich mit dem Einzelnen, sobald eines
Jeden Zweck es verlangt. Aber er ist nicht vor noch nachher durch ihn
gebunden, gebunden durch die unsichtbaren Stricke geheiligter Be-
griffe.«
Unten im Thal läuteten feierlich die hellen Glocken eines Kirch-
leins. Als hätten sie Flügel, schwangen sich die Töne zu uns herauf.
„Man kann", fuhr er fort, „Alles heilig sprechen. Die dort unten
beten, wenn die Glocken sie mahnen. Aber nur, was der Priester ge-
weiht hat, gilt ihnen als geweiht. Euch aber, Ihr Geistlichen der
Menschheitreligion, gelten alle erträumten Verhältnisse der Erde als
heilig. Ohne Priesterwürde; heilig durch sich selbst. Nichts davon dient
Euch. Allen dient Ihr, Ach, Ihr Freigeister, Ihr spottet über den
Gottesbegrisf und beugt Euch bis in den Staub vor dem lesren Mensch-
heitbegriff. Ihr hört auf ihn, wie auf ein Orakel, wenn er spricht: Wirf
alles Sonderwesen von Dir, schleife es ab! Sei nicht Jude, nicht
Christ, sondern sei Mensch, nichts als Mensch! Euer Gewissen zuckt
bei jedem Herzschlag des Lebens. Ihr fühlt Euch als Sünder, weil
im Busen noch Euer eigenes Herz schlägt und nicht ein Allerweltherz.
Euer Glaube an einen Traum lebt und herrscht. Ihr opfert ihm nicht
Thiers noch Früchte, aber stündlich ein Stück von Euch selbst."
„Mag sein! Aber nimm doch dem Frommen seinen Glanben an
ein besseres Jenseits oder dem Freien die Gewißheit von der Versitt-
lichung des Diesseits, nimm ihnen die Wahngebilde oder die Begriffe,
hie sie als hoch verehren: sie werden sich plötzlich verarmt fühlen,"
„Nein! Sie werden reicher sein, als sie je zuvor waren. Denn
nun werden sie nicht mehr Anlehen ausnehmen, sondern ihren Schatz
heben: sich! Nun werden sie sich nicht mehr in ihrem eigenen Körper
wie eingeschlichene Diebe fühlen."
Er blieb einen Augenblick stehen, während er weiter sprach.
„Möglich, daß ich aus mir sehr wenig machen kann; dies Wenige ist
aber Alles und ist besser, als was ich ans mir durch die Gewalt An-
derer, durch die Dressur der Sitte, der Religion, der Gesetze des Staa-
tes machen lasse. Sage ich denn (rief er, als ich einen Tinwurf machen
wollte), es gebe keine Macht über der meinigen? Das wäre thöricht.
Aber wie ich mich zu dieser Macht stelle, darüber entscheide allein ich!"
„Gewiß; wer nicht von sich aus sein eigener Herr sein kann, wird
es in der idealsten Republik so wenig sein wie in der rückständigsten
Despotie."
„Richtig; der Wechsel der Verhältnisse thut es nicht. Kein Blatt
ist wie das andere; und Hinz und Kunz sollen gleich sein? Es giebt
keine Gleichheit. Und daß wir, um den Abstand zwischen Reich und
Arm aufzuheben, auf die Unterschiede zwischen Hoch und Niedrig ver-

zichten sollen, als ob nur Geld und Gut und nicht nuch mein Gefühl, meine Gedanken mein Eigenthum wären, dazu wirst Du mich wohl kaum bereden wollen."

„Eben so wenig, wie ich Dir zumuthe, die Berge abzutragen, nm Hie Thäler aufzufüllen! Die Freiheit. . ."

„Die Freiheit ist und bleibt eine Sehnsucht. Sie weckt Euren Grimm gegen Alles, was Ihr nicht seid. So unbescheiden ist der Egoist nicht, mein Freund. Auch die Eigenheit läßt ihren Weckruf ertönen, lauter noch, als jetzt da drüben der Hirt sein Alphorn. Sie will keine Orgeltöne aus der Felswand hervorrufen, aber Lebensfreude wird sie wecken; denn sie ruft zur Freude an Euch selbst, zum Selbstgenuß!"

Wir lauschten einige Augenblicke dem Widerhall des Berges.

Dann sagte ich: „Wird den Entdecker einer großen Wahrheit nicht der Gedanke mit Glück erfüllen, daß er damit die Anderen beglückt?"

Mein Begleiter legte vertraulich den Arm auf meine Schulter.

„Wohl weiß er, daß er damit Anderen nützt, und da ihm ein neidisches Vorenthalten kaum Genuß bereiten würde, so theilt er seine Wahrheit mit. Aber gesucht und geforscht hat er zunächst nicht um der Anderen willen, sondern um seinetwillen, weil ihn selbst danach verlangte. Und weil ihm das Dunkel und der Wahn keine Ruhe ließen, bis er sich Licht und Aufklärung schuf. Voll Freude an seinen Kräften, voll Freude an seinem Sieg."

„Freilich: unbewußt streben wir Alle der Eigenheit zu."

„Ja. Und was ich zunächst unbewußt thue, genieße ich doppelt, wenn ich es erschaue, und dreifach, wenn ich mich zu ihm bekenne. Was die Religion den Sünder nennt, Das nennt die Humanität den Egoisten. Fürchtest Du, ein Sünder zu heißen? Ich frage Dich: Was gilt Dir das Höchste vor Dir selbst und vor mir: der Nutzen der Anderen, Ha drunten, da drüben, oder die Veredlung deines Selbst?"

Ich blieb stehen und antwortete ohne Besinnen: „Mein Selbst."

Ein Vogel kreiste hoch über uns. War es ein Adler?

Schweigend versenkten wir uns wieder in den Anblick des von der Sonne vergoldeten Alpthals.

„Wage nur, Dich selbst zu bekennen," sprach mein Weggenosse, „dann weißt Du: Mein ist die Welt. Nicht in ihrer Unendlichkeit, aber so weit, wie meine Sinne reichen. Meine Welt aber ist nur mein. Mit meinen Händen greife nur ich, mit meinem Herzen fühle, mit meinem Hirn denke nur ich." Und nach einer Pause: „Du und die Welt, wie immer Du sie umfassen kannst, Das ist: Der Einzige und sein Eigenthum. Der Einzige: Das bist Du, wie Du bist. Dein Eigenthum: Das ist die Welt, wie Du Dich zu ihr stellst." Und mit Humor, das feine Lächeln um die Lippen, setzte er hinzu: „Die Eigenheit ist nicht nur ein Vorrecht des Genies; in ihr liegt unser Aller Heil."

Der Weg theilte sich. Wir schieden. Denn seine Handbewegung schien zu sagen: Nun ist es Zeit, daß Jeder wieder seinen Weg geht<

Mannheim, - KarlHeckel

Der Wandervogel.
Blüher hat uns die erste ernsthafte Darstellung vom Wer-
den und Wesen desWandervogels gegeben.*) Seine Schrift
müßte von Allen gelesen werden, die sich um Iugenderziehung
kümmern; sie enthält nämlich den überraschenden, aber richtigen
Nachweis, daß die Alten die heutige Iugend nicht genau kennen,
deshalb auch nicht richtig erziehen können. Den Kampf der Gene-
rationen bekommen wir hier einmal von der anderen Seite her zu
sehen, von der Seite der „mißverstandenen" Iugend. Man erin-
nert sich des Aufsatzes „Väter und Söhne", in dem Friedrich
Paulsen kurz vor seinem Tod in tiefer Bekümmerniß um Deutsch-
lands Iugend klagte. Blüher, der gleich mir Paulsen aus nächster
Nähe sah, behauptet schlankweg: „Paulsen verstand herzlich wenig
von der Iugend." Aber Paulsen gab in Steglitz den Ton an und
Steglitz war das Nest des Wandervogels.
Die Geschichte des Wandervogels ist seine Erklärung. Er
wuchs hervor aus dem Gymnasium in Steglitz, wo altklassische
Ideale mit protestantischer Rechtgläubigkeit in Reinkultur ge-
pflegt wurden; wo man stets von Fortschritt sprach, doch immer
beim Alten blieb. Fortschritt war nach Blühers witziger Deutung
Das, was ein alter, würdiger Herr zwar als unerlaubt kennt, aber
mit freundlicher Nachsicht einmal gestattet. Dem Fortschritt im Er-
ziehungwesen hielt Paulsen die Zügel. Er hatte seine pädagogische
Lebensaufgabe erfüllt, den realen höheren Schulen Gleichberechti-
gung mit den humanistischen Gymnasien erkämpft, hatte seinen
Frieden geschlossen mit den Gymnasialoberlehrern; nun sollte aber
auch wirklich dauernd Friede sein. Als ob der Iugend, zumal den
Gymnasiasten, mit dieser schulorganisatorischen Neuerung für ihr
Leben irgendwie genützt worden wäre! Paulsen verkannte, daß die
innere Schulreform da, wo er ein Ende sah, eben erst einzusetzen
begann. Das Neue, das sich ankündete, verstand er nicht, sah nicht,
daß die alte Unterrichtsschule im Niedergang war, sah nicht die
aufsteigende Morgenröthe einer neuen Pädagogik, die der Iugend
schon in der Schule ein Leben voll Freude und Arbeit schaffen
möchte; verstand die Leiden und Kämpfe einer Jugend nicht, die
fich in der alten Unterrichtsschule mißverstanden und mißleitet
fühlte, eingeengt in starre Formen, zu fremden, unerwünschten
Idealen verpflichtet, im eigenen Fühlen, Denken, Streben ge-
*) Wandervogel. Erster Theil: Heimath und Aufgang, Zweite
Auflage, Berlin-Tempelhof, bei Bernhard Weisen

hemmt. Den lauten Protest gegen dieses ganze, vom Staub uralter Tradition belastete Erziehungwesen verspottete er als unwürdige Schwäche und Weichherzigkeit neurasthenischer Iugend-Verführer: und außer der Schwedin Ellen Key war ich es besonders, den er seine derbe Zuchtruthe fühlen ließ. Er hatte dabei. Alles für sich, was es an staatlicher und gesellschaftlicher Autorität gab, gegen sich aber die deutsche Iugend. Die hätte ihn an seiner Sache irr machen müssen, hat es in Stunden ernster Selbstbetrachtung auch gethan und damit den Abend seines Lebens getrübt. Er war viel zu welterfahren, um nicht zu wissen, daß die Klage der Alten über die Iugend eine Selbstanklage ist. Und doch mußte er klagen und fand den Trost nicht, den ihm allein ein rechtes Berstehen der Iugend geben konnte. Aber neben ihm lebten jüngere Erzieher, denen die geistige Abgeschlossenheit des Alters nicht zustand und die trotzdem ganz im Bann der alten, nur im Ton gemilderten Pädagogik standen. Blüher sagt, daß diese milden „Gefängnißwärter" den Schülern noch unerfreulicher waren als die gestrengen. Den letzten und einzig werthvollen Dienst habcn sie den Gefangenen doch nicht geleistet: den Schlüssel nicht ausgeliefert, trotzdem aber Dank gefordert.

In dieser Schrift wird auch Partei genommen in dem schweren Kampf, den ich als einer von Blühers Lehrern damals gegen, die Schule zu führen hatte. Der Kampf wird so dargestellt, wie er vom Standpunkt des Schülers aus beobachtet werden konnte. Für mich ist dieses Buch eine große Genugthuung. Es legt Zeugniß ab für dieWahrhaftigkeit der Darstellung, die ich in meiner Rechtfertigungschrift „Mein Kampf um die Wahrheit" (Konkordia-Verlag) gegeben hatte. Blüher ist redlich bemüht, auch meine Gegner zu verstehen und sie gerecht zu würdigen; gerade dafür bin ich ihm dankbar. Er klagt kernen seiner Lehrer an und verweilt «ur bei Denen, über die er Rühmendes zu sagen weiß; er will nur verstehen und erklären: verstehen, wie es kam, daß gerade aus dieser Schule, die mit Recht den Ruf einer Musteranstalt hatte, die große Iugendbewegung des Wandervogels erwachsen konnte; erklären, daß der Konflikt zwischen Alten und Iungen viel tiefer hinabreicht, als daß man dafür irgendeine bestimmte Schule und irgendwelche bestimmte Menschen haftbar machen könnte. Vielleicht, möchte ich ergänzend hinzufügen, entstand diese Bewegung gerade deshalb in Steglitz, weil da das alte Schul- und Erziehungsystem besonders scharf ausgeprägt war, weil (es klingt paradox, ist aber richtig) dieses Gymnasium seine Aufgabe besonders ernst und gewissenhaft erfüllte. Die Milderung der Ansprüche durch eine hinter den Ge-

boten zurückbleibende menschliche Unzulänglichkeit fehlte hier. Alles war gleich wichtig; jedes Schulgesetz der letzten Dezennien gleich berechtigt; man war auf das Alte Testament eben so fest verpflichtet wie auf das Neue, wie auf den griechischen Klassizismus und auf die preußischen Behörden. Paul de Lagarde hatte schon vor Iahr« zehnten gegen diese Zwangsabfütterung mit Idealen geeifert und den Erfolg vorausgesagt. Nach ihm ist Bildung die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden und das Wesentliche ernst zu nehmen. Wo man aber Alles gleich werthet, Alles ernst nimmt, Alles unter den Pflichtenzwang stellt, da kann keine Bildung gedeihen, die doch nichts Anderes ist und sein kann als natürliche Gestaltung des inneren Menschen zu einer eigenar« tigen Persönlichkeit, in der die Kraft und der Wille lebt, ihren natürlichen Aufgaben zu dienen. „Wenn der Charakter zu kurz kommt," so klagt ein alter Steglitzer, Rudolf Pauker, „nützt der Bildungtand gar nicht." Die mit fremden Lehrmeinungen angefüllte, im Heimathgefühl und im Urtheil unsicher gewordene Iugend reagirte auf die Erziehungversuche mit Verdrossenheit. Wer fühlt nicht die Mängel eines Systems, das Männlichkeit, Charakter, Persönlichkeit in den Prüfungen überhaupt nicht bewerthet, sondern nur nach der Menge des Wissens fragt?

Aus dem steg litzer Gymnasium kam eine Anklageschrift nach der anderen, kamen sechs Brochuren und viele Einzelaufsätze, die alle darin übereinstimmten, daß das humanistische Gymnasium, wie es sich in Steglitz zeigte, von der Iugend als eine Pein empfunden wurde. Achim von Winterfeld, ein Musterschüler, schrieb bald nach dem Abgang vom Gymnasium seine leidenschaftlichen Anklagen. Ich klagte, als Lehrer, über den Ungeist der Schulen, über UnWahrhaftigkeit, Unnatürlichkeit, über mechanischen Drill und kulturwidrige Hetze. Rudolf Pannwitz ging gleich vom Abiturium aus in das Lager der Antigymnasiasten über, schrieb Artikel gegen das Gymnasium, dann aber seine schönen aufbauenden Brochuren „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache" und „Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur", in denen er sich völlig von Allem lossagte, was ihm auf dem Gymnasium als Kulturkost vorgesetzt worden war. Rudolf Paulsen sogar, ein Sohn Friedrichs, wurde abtrünnig. Er schloß sich an Berthold Otto und wollte von demGymnasium nichts mehr sehen und hören. Er nahm öffentlich Partei für mich und gegen seinen Vater. Lothar Frederik, einst auch ein guter Schüler des steglitzer Gymnasiums, trat als Redakteur der Steglitzer Zeitung für mich ein. Ietzt folgt Hans Blüher mit dem Bekenntniß: „Gurlitt hatte Recht. Gurlitts Ten-

denz hat gesiegt!" Was aber thaten die Behörden? Sie ließen sich Iahr vor Iahr von dem selben Schulrath berichten, daß Alles in bester Ordnung sei, und sorgten dafür, daß das Alarmventil, aus dem der Lärm hinausschrie, verstopft wurde. Man erklärte meine Schriftstellerei und die der ehemaligen Schüler für Produkte der Verlogenheit und geistigen Verwilderung und hielt fest an den „altbewährten" Grundsätzen der humanistisch-christlich-protestantisch-deutsch-nationalen Iugenderziehung, unbekümmert um all diese lauten Klagen. Ich hatte bestimmt erwartet, daß mir das Kultusministerium, das ich um ein Disziplinarverfahren ersucht hatte, die Gelegenheit zu einer Aussprache geben werde. Nein. Ein völlig veraltetes Disziplinargesetz erlaubte, daß der Direktor stets über seinen eigenen Dienst berichtete; es verbot mir den Einblick in seine Berichte und Anklagen gegen mich, ignorirte meinen Einspruch, daß mit anonymem oder doch geheim gehaltenem Beschwerdematerial gegen mein Amt gekämpft wurde, und man ließ mich ohne den Rechtsschutz, den man selbst Raubmördern gewährt: den, seinem Ankläger gegenüber gestellt und gehört zu werden.

Die tüchtigsten Schüler des steglitzer Gymnasiums, die geistig regsten jedenfalls, traten auch in den Dienst des Wandervogels. Ihre Schule war stolz darauf. Ietzt wird sie zu diesem Stolz keinen Anlaß mehr finden; denn Blüher, der früh zur Schaar des Wandervogels gehörte, sagt uns, daß er eine geheime Verschwörung, ein Kampforgan gegen den Schulgeist war und daß ein paar Oberlehrer nur deshalb in den „Elternrath" aufgenommen wurden, damit man die Gegnerschaft nicht allzu schnell merke. Ich selbst war einer der so „Eingetragenen", hatte als „Erster Vorsitzender" aber nur eine Statistenrolle zu spielen.

Wenn der Erfolg Maßstab für alles menschliche Thun ist, so ist nach Blühers Darstellung mein Kampf gegen die alte Schule durch den Erfolg gerechtfertigt. „Das Eine," sagt Blüher, „war sicher: die Iugend begann, sich in ihren feineren Theilen zu bewegen; sie konnte unmöglich still sein und sich widerspruchlos den Stempel aufdrücken lassen, den eine ergrauende Generation für den giltigen hielt. Dieser Zustand zwischen Iugend und Alter hat sich in Deutschland tausendfach wiederholt, er ist zum typischen geworden, aber nur hier in diesem Märkernest Steglitz waren die Gegensätze charakteristisch genug, waren sie so scharf und eigenartig, daß es der Iugend wirklich gelang, aus sich selbst heraus, ohne einen Lehrer zu fragen, eine große Bewegung zu schaffen, die nichts Anderes war als ein Kampf. Steglitz wurde so der Mutterboden einer Iugendbewegung, die sich fast zehn Iahre lang ganz im Klei-

nen und Privaten hielt, die sich das Ideal der Fahrenden Schüler
aus dem Mittelalter holte, um daran in der neuen Zeit gesund
und selbstherrlich zu werden, die sich dann ziemlich plötzlich erhob,
als die Sterne günstig standen, und in romantischer Begeisterung
in wenigen Iahren sich über ganz Deutschland ergoß, so daß zu
Tausenden und Abertausenden die vom Alter gekränkte Iugend
durch die Wälder brauste." Der Wandervogel ist also ein Protest
der Iugend gegen eine Schule, gegen die auch ich als Lehrer prote-
stirte. Sogar die Gründe sind gleich und doch wohl unabhängig
von einander gefunden. Oder ist es mehr als Zufall, daß der Wan-
dervogel da ins Leben trat, wo ich als Lehrer wirkte? In solchen
subtilen Fragen der Massenpsyche, zumal im Iugendleben, ist eine
letzte Antwort schwer zu finden. Die Iugend sah in Steglitz den
Kampf der Geister und lebte selbst im Zustand des verhaltenen
Kampfes, da sie keine Möglichkeit hatte, thätig einzugreifen. Ihr
einziges Mittel war der stumme Protest. Der Wandervogel wurde
das Ausdrucksmittel dafür. Durch Blühers ganze Schrift tönt es
in einer Spracheverhaltener Erregung: Ihr Eltern, Schulbehörden,
Direktoren, Oberlehrer, Erzieher jeder Art, Ihr Alle versteht uns
nicht! Ihr quält uns mit Euren Pflichtgeboten, mit Eurer Wach«
samkeit, Fürsorge und am Meisten mit Eurer Liebe. Ihr wollt uns
glücklich machen nach Eurem Sinn und treibt uns damit zur Ver-
zweiflung. Ihr fordert Dankbarkeit für alle Fürsorge, wir aber be«
neiden das Zigeunerkind, das dieser Fürsorge ledig ist. Ihr baur
an unserer Zukunft, wollt unsere Vorsehung sein und verderbt
uns damit unsere Gegenwart. Ihr Eltern habt Euch mit unseren
Lehrern gegen uns verschworen und formt uns nach Ansprüchen,
die Ihr stellt, nicht aber wir stellen. Darum flüchten wir in den
Wald, treffen uns nächtlich mit unseren Leidensgenossen bei ir-
gendeiner einsamen Ruine und weinen uns an der Brust eines
uns eben erst bekannt Gewordenen aus, den das gleiche Leid uns
schnell zum Bruder macht. Wir verlangen nicht nach Wein, Bier
und Behagen, nein, wir fliehen vor dem Dunst und Qualm, vor der
geistigen Enge und der trockenen Nützlichkeitpolitik der biertrinken-
den Alten; aber wir prahlen auch nicht mit unserer „Abstinenz"
und fragen nicht nach Dem, was Ihr uns als Tugend preist oder
andichtet. Wir wollen nur Euch los sein, Euch überrührsame, über-
beredte Erzieher. Wir sehnen uns aus den engen Schulräumen
mit ihren tausendmal tausend Pflichten, Geboten und Verhaltung-
maßregeln, um unter weitem Sternenhimmel einmal aufzuathmen
und unserer Seele geheime Wunder zu belauschen. Wir wollen
uns müde wandern, wollen hungern, dürsten und frieren, um nur

unter uns zu leben und Euch, lästige Wohlthäter, los zu sein. Wir suchen entlegene Plätze im weiten deutschen Vaterland, wohin unsere schal und fade gewordene Großstadtkultur noch nicht gedrungen ist, wohin uns die ekelhafte große Gesellschaftlüge nicht folgt. Zum Zeugniß, daß solche Stimmungen der heutigen Iugend wirklich echt sind, bringt Blüher allerlei Briefe; aber er wird selbst wissen, daß solche vereinzelte Urkunden eine Verallgemeinerung nicht zulassen und daß selbst eine Mehrzahl von überzeugten Wandervögeln seine pessimistische Stimmung nicht theilt. Ferner muß betont werden, daß zwar die Gegensätze zwischen Alt und Iung heute besonders groß sein mögen, daß aber auch der Wunsch, der Iugend gerecht zu werden, selten so stark und so thätig war wie heute. Iugendsunde und Iugendpflege bilden ein Hauptkapitel unseres sozialen Lebens und der Weltliteratur. Daß trotzdem das Problem Kind vielfach noch Problem bleibt und daß ererbte Urtheile und Vorurtheile, Ansprüche und Werthungen ohne inneres Recht noch immer zu Recht bestehen, kann freilich kein Unbefangener leugnen. Die Institutionen haben noch immer höhere Geltung und mehr Ansehen als die Iugend, der sie doch dienen sollen. Blühers Schrift ist eine Urkunde, durch die das Mißgeschick und die Kurzsichtigkeit der Lehrer bezeugt wird. Ich könnte Vieles noch tiefer begründen, da ich es mit eigenen Augen und aus noch näherer Nähe gesehen habe. Besonders die erheiternde Geschichte, die er von dem Mann erzählt, der sich als einen Schulrevisor aufspielte und von den Schülern feiner zur Schau getragenen Frömmigkeit und erhabenen Würde wegen „der Liebe Gott" genannt wurde, ist treu dem Leben nachgezeichnet. Nur wußte Blüher nicht, daß ich in diesen Handel verwickelt wurde und daß mir daraus ein Strick gedreht werden sollte, obwohl ich daran nicht mehr Schuld hatte als irgendein Leser dieser Zeilen. Aber es stimmt zu Blühers Beobachtung: „Am Allermeisten konnte die Blindheit auffallen, mit der die berufenen Pädagogen die sogenannte Ehrlichkeit der Schüler behandelten. Diese wurde gewöhnlich gelobt und wenige Ausnahmen wurden konflatirt. Diese Ausnahmen waren die Abgefaßten. In Steglitz, wie überall, war es so, daß der Betrug gegen die Lehrer selbstverständlich war und ohne Gewissensbisse vor sich ging. Die Lehrer waren die Uebermacht: und gegen die durfte man mit allen Mitteln vorgehen, um sich Nutzen zu verschaffen; auch die ehrenwerthesten Schüler machten davon keine Ausnahmen." Es war beruhigend für die Schule, für diese allgemeinen Symptome eines Mißverhältnisses einen Einzigen verantwortlichgu wachen. Und dieser Eine sollte ich sein. Ich hatte

angeblich das alte schöne Bertrauensverhöltniß zwischen Lehrern und Schülern zerstört. Die Herren tappen oft im Dunkeln und machen pädagogisch die schauderhaftesten Mißgriffe, wo es einmal einen „Disziplinarfall" giebt. Diese Erzieher schienen manchmal so unzulänglich, daß sich die Iugend selbst andere Erzieher suchte. Bei den Schulausflügen unter Führung der Lehrer war es, „als ob man den ganzen Tag Theater spielte"; unter Führung der Bachanten wurde es heiterer und damit ernst. „Da gab es eine tiefe innere Einheit zwischen Bachanten und Füchsen, gab es alle Abstufungen von der völligen Gleichheit bis zur heimlichen Anbetung und jeder Knabe empfand Das und sann zu Haus, wie Das doch eigentlich sei. Dort in der Schule hörten sie predigen von der Autorität und der Pflicht des Gehorsams: hier sagte Keiner Etwas davon und Alles war viel echter und treuer. Da mag wohl ein großes Mißtrauen begonnen haben: ob die Lehrer, wenn sie von dem ewigen Predigen abließen, mit uns fertig werden würden? Wie, wenn wir an das Heilige am Gehorsam nicht mehr glauben und wissen, daß Alles nur Macht ist, Aebermacht? Da war eine morsche Stelle getroffen. Die Iugend hatte keinen gemeinsamen Ton mehr mit den Lehrern; sie wollte endlich allem fein^ Und da schuf sie das Große aus ihrem größten Trieb. Ihr Wandervogel ist ein Kind der Romantik in ihrer verwegensten Bedeutung. Die aber ist der Jugend ernsteste Angelegenheit, der Spiegel, in der sich ihr die Welt noch zeigt, wie ein altes Schloß im klaren Bergsee, ein Bild, das das Alter, lange verloren hat." An anderer Stelle heißt es, die Erinnerung an die Schulzeit laste wie ein böser Traum auf vielen Erwachsenen. „Warum sind wir um das Erbe unserer Väter betrogen und zu einem Humanistenhochmuth erzogen worden, der jedes antike Rhetorengewäsch für wichtiger hält als die deutsche That? Wir wollen nicht glauben, daß Dies beabsichtigt war; aber die Wirkung war so."

Die Ansprüche der Schule sind auch in den Lehrstoffen falsch. Sie kennt nicht die elementarsten Bedürfnisse der kindlichen Natur: erst Realitäten, nichts als Realitäten, und zwar bis zur beginnenden Pubertät; nicht grammatikalische Regeln, nicht geistige Abstraktionen, nicht moralische Betrachtungen, nicht Lyrik und nicht Bibelsprüche. Ein paar wackere Kumpane, Stock und Peitsche, Pfeil und Bogen, ein naher Teich mit Fröschen, Fischen, Libellen, ein breites Feld mit Mäusen, Hamstern, Obstbäume mit allerlei Früchten, Wiese und Bach und darüber ein stets wechselnder Himmel: swas braucht die Iugend der ersten Iahre; mehr? Was der Erzieher mehr, um sie auf der Erde erst einmal heimisch zu machen?

Schnell aber geht Alles in die Brüche. Die Stein«, Käfer«, Schinet-
terlingsammlungen verstauben, in den elektrischen Apparaten
trocknet das Oel, der Knabe „irrt allein". Und das Mädchen?
„Sie war doch sonst ein muntres Ding; jetzt geht sie tief in Sin-
nen." Die Dinge verlieren ihre Festigkeit, scheinen plötzlich zu
wanken, sich auf etwas Unbekanntes zu beziehen, dort erst ihre Be-
deutung zu haben. Das Leben bekommt etwas Traumhaftes. Die
Dinge selbst sind dem Kinde nichts mehr, es sucht das „Wesen" der
Dinge. Naturkunde wird zu Lyrik, Physik zu Metaphysik, derRea«
list zum Romantiker. „Von da ab ist die ganze Iugend im Wesent«
lichen von dem romantischen Erleben der Welt erfüllt."
Die dritte Periode, die der „klassischen" Abklärung, beginnt
nach der Schulzeit. Da man aber die Schöpfungen ausgereifter
Künstler alter und neuer Zeit auf die Psyche jugendlich romanti«
scher Schwärmer übertragen will, so erzeugt man eine haltlose Kul«
tur. Blüher nennt dieses ganze Aufdrängen klassischer Ideale bit-
ter einen geistigen Inzest: der klassische Unterricht klammere sich
nur an die Gelehrigkeit der Iugend, sein Ideal widerspreche aber
den natürlichen und deshalb gesunden Instinkten dieser Lebens-
jahre. Das ist richtig. Ich brauchte es nicht auszusprechen, denn
Blüher selbst bezieht sich gerade auf mich, der ich ähnliche Gedan«
ken mit aller Schärfe schon seit Iahren verfechte.
Ich gehe auf die in allen Theilen beachtenswerthe Darstellung
der Wandervogelbewegung nicht ein. Sie verblaßt neben der be«
deutsamen Frage, was in der deutschen Iugenderziehung geschehen
mutz, um den oppositionellen Geist des Wandervogels unmöglich
und das Gute dieser Bewegung ihr dienstbar zu machen. Die Auf«
gabe heitzt: eine Erziehung schaffen, die erst dem realen, dann dem
romantischen Bedürfnitz der Iugend gerecht wird.
Wie werden sich die Aelteren zu Blühers Schrift stellen? Ich
vermuthe, still ablehnend. Dieser Angriff ist zu unbegreiflich und
zu erschütternd, als datz man sich darauf einlassen könnte. GeWitz
ist dabei auch Manches zu „subjektiv gefärbt". Man wird sich an
Das halten, was man als „Uebertreibung" erweisen kann, und um
so lauter die ernste Pflicht der Erzieher betonen, ihre Ansprüche
durchzusetzen. Eine Verständigung halte ich für ausgeschlossen.
Das Alter will sich von der Iugend nicht belehren lassen. Das soll
es auch nicht; aber es wird ihr einst das Feld räumen. Und dann
mag Manches von Dem, was jugendliches Schwärmen und Hoffen
war, so weit es möglich ist, Wirklichkeit werden.
Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Die Leich'.')
er Blasibauer liegt im Sterben. Im Sommer schon hatte der
Arzt dringend gerathen, in ein Bad zu fahren oder doch wenig-
stens aus dem luft- und lichtlosen Hinterstübchen auszuziehen. Aber
in dem Kämmerchen hatten schon die Urgroßeltern des Bauern geschla-
fen und waren als alte Leute gestorben; warum sollte er so „nimodische
Nücke" mitmachen und gar die Wohnstube mit dem Glasschrank voll
alter Tassen und Kannen und mit dem „Schäppeli", dem Brautkranz
aller Frauen des Hofes seit Urgroßmutters Zeiten, zur Schlafstube her-
absetzen? Und jetzt, mit den ersten Herbstnebeln, lag er da und konnt es
„schier nimme verschnufe". Wie er am Morgen gar so schwer othmete,
war die Bäuerin zur Nachbarin, zur Lickertsbrigitt, gesprungen. Die
hatte den Blick für Kranke. Die sah Jedem gleich an, ob „Zit isch zum
Versehe" oder ob es mit den Sterbesakramenten noch keine Eile hat.
Auf deren Ausspruch hin wurde sofort zum Pfarrer geschickt, und als
er bald darauf, mit dem klingelnden Küster vorneweg, das Allerhei-
ligste zum Sterbenden trug, folgte fast aus jedem Häuschen des kleinen
Schwarzwalddörfchens der eine oder der andere Bewohner zum„schterbe
helfe". Auf der Treppe und im dunklen Hausflur knieten die Leute nie-
der, während der Pfarrer allein zum Sterbenden hineinging, seine
letzte Beichte zu hören. Mit lauter Stimme beten Die draußen die Li-
tanei zu allen Heiligen um einen guten Tod; drin hört das leise Flü-
stern bald auf. Der Pfarrer spricht mit lauter Stimme die Absolution-
worte und die ganze Schaar drängt nun in die Kammer. Wachsbleich
und verfallen liegt der Kranke in den buntgewürfelten Kissen. Die
Bäuerin stellt sich ans Kopfende des breiten Ehebettes und schluchzt
nur leise in sich hinein, um die heilige Handlung nicht zu stören. Ehr-
fürchtig richtet sie den Sterbenden auf, als der Priester ihm die Hostie
reicht. Mühsälig schluckt der Kranke, er wird blau im Gesicht vor An-
strengung; ängstlich schaut die Bäuerin eine Weile zu, dann fragt sie
leise: „Häsch unseren Heiland scho geschluckt oder wotsch no a weng
Wasser?" Die Lickertsbrigitt hat ihr schon ein Glas gereicht; und mit
einem Schluck Wasser gelingt es dem Blasibauer, die Hostie hinunter-
zuschlucken. Ganz erschöpft liegt er da, während der Pfarrer geschäftig
Oel und Watte richtet zur heiligen Oelung. „?sr istsm sanotsm uvcdio
llem", murmelt er und betupft mit einem im Heiligen Oel getränkten
Wattebäuschchen die Augen des Kranken, „inSuIZest tibi Sominus, quiS-
quiS per visum Seliquisti"; und er wechselt das Bäuschchen und betupft
die Ohren „per suSitum", die Nase „per oaorswm", die Zunge „per lo-
*) Aus einem Band kräftig kecker Skizzen, der, unter dem Titel
„Rupertsweiler Leut", bei Georg Müller in München erscheint.

quelsm", die Hände „per tslltum", die Füße „per Zrsssum". Andächtig hören die Nachbarn dem Murmeln zu und verfolgen die eiligen Bewegungen des Priesters mit aufmerksamen Augen. Der Priester ist fertig; die getränkten Wattebäuschchen werden an der geweihten Kerze verbrannt. Noch einmal macht der Priester das Zeichen des Kreuzes über den mühsam Athmenden, dann verabschiedet er sich mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Mit ihm schlupfen zwei Bauern zur Thür hinaus, und während die Drei die Treppe hinuntergehen, hören sie schon das Gebetmurmeln der Zurückbleibenden. „Der machts nimme lang, was meinet Se, Herr Pfarrer?" fragt der Burgerbeck. Der zuckt die Achseln, ohne zu antworten; aber der Burgerbeck erwartet auch keine Antwort, er fährt fort: „Ja, wisset, 's isch Wege der Lich; er isch doch üse Füerwehrhauptmann gsi, da mün mer nen do mit der Musi bigrobe, und 's isch scho grusig lang, daß mer kai Lichemarsch meh gschpielt hän. I mei alls, i go gli zum Lehrer un mer Probe hit no."

'„Scho, scho," fiel der andere Bauer ein, „aber der Blasibuer hät jo alliwil de Trompet blose, die Signal un alls, un wenn mer nem Kamerode 's letzscht Mal übers Grab blose hän, häts als Kainer könnt als der Blasi. Wer soll denn etzt blose? Un ohni Trompet ischs do kai rechti Füerwehrmusi!"

„Do mün Er halt der Lehrer froge", meinte der Pfarrer und verabschiedete sich von seinen Pfarrkindern. Die beiden Bauern gingen vom Pfarrhof quer hinüber zum Schulhaus.

Auf dem Blasihof schleicht der Tag langsam hin, die Nachbarn wechseln ab im Beten, das Rosenkranzmurmeln dringt den ganzen Tag über vom Hinterstübchen in die kleine Dorfgasse hinaus. In der Kammer ist eine dicke, heiße Luft und dem sterbenden Bauern stehen die dicken Schweißperlen auf der Stirn. Von Zeit zu Zeit wischt die Bäuerin ihm das Gesicht ab oder giebt ihm einen Schluck Wasser oder Kirschwasser; dann versinkt sie wieder in dumpfes Brüten oder betet ein paar Gesetze! Rosenkranz mit. Der Bauer hat nicht mehr genug Athem zum Sprechen, vielleicht hat er auch nichts mehr zu sagen, nur seine Augen streifen unruhig von einem Winkel der Kammer in den anderen oder suchen die Gebetsworte auf den Lippen der Betenden. Da klingen plötzlich, falsch und schrill, die ersten Takte des Trauermarsches von Chopin in die kleine Kammer. Drüben im Wirthshaus, nur durch den Garten vom Blasihof getrennt, üben die Kameraden die Musik ein furs Begräbnis;. Die Betenden verstummen und lauschen andächtig. Der Sterbende winkt und bewegt die Lippen, endlich versteht die Bäuerin: „Machet au 's Fenschter uf." Es geschieht; und in vollem Strom klingen jetzt die grellen Töne ins Zimmer. Es ging mühsam vorwärts drüben im Wirthshaus, immer mußte wieder abgebrochen und jeder einzelne Takt von Neuem probirt werden; aber geduldig hörten hier in der Sterbekammer die Leute zu. Nur die Bäuerin schluchzte laut auf, als die Musik anfing, und nun weint sie ohne Unterlaß fast schrei-

end. Die Lickertsbrigitt möchte sie trösten, aber ungeduldig wehrt die
Bäuerin ab: „Nei, sag, was De Witt, Des isch emol it rächt, mi Ma
hätt's am End scho no emol überfchtande, mit Gottes Hilfe, aber Des
isch a bösi Vorbedütung, mer bigrobt doch d'Lüt nit, wenn si no läbig
sin... Iessesmaria," schreit sie auf, als jetzt polternde Schritte auf der
Treppe laut wurden, „sie wänn en scho hole, un er isch jo no läbig."
Der eintretende Burgerkarl steht erst eine Weile fast verlegen an
der Thür, ehe er mit seinem Anliegen herausrückt: „I soll a schöne
Grus sage vo der Füerwehr, un wenns im Vlasibur rächt wär, so möcht
er us doch si Trompet gä, mer bruchet se für d'Lich, he jo, un i thät
mer scho traue z'blose druf."
Der Blasibauer macht eine Anstrengung, zu sprechen, aber ein
verständliches Wort kommt nicht mehr heraus, er winkt die Bäuerin,
die den Burgerkarl gern barsch abgefertigt hätte, heftig zu sich heran;
und in altgewohntem Gehorsam sucht sie nach dem Schlüssel zur Lade,
wo die Trompete liegt, schließt auf und zeigt dem Bauer die blanke,
leuchtende Trompete. Der nickt und nickt noch einmal, als der Bürger-
larl fast gierig danach greift und mit einem „Grüß Gott mitenander!"
zur Thür hinauseilt.
Drüben im Wirthhaus haben sie endlich den Trauermarsch ohne
.Unterbrechung in einem Stück heruntergespielt und stärken sich jetzt
nach der schweren Arbeit mit einem tüchtigen Trunk. Man hört laute
Rufe und Gläserklingen in der plötzlichen Stille. Der Bauer röchelt
schwer und den Nachbarn fällt ihre Pflicht ein, ihm mit ihrem Veten
zu einem guten Tod zu verhelfen. „Wenn do der Pfarrer no emol
komme wollt, er hätt am End no Ebbes uf em G'wisse, daß er au gar
so schwer schterbe will", meint die Lickertbrigitt. Ihre Nachbarin, die
alte Theres, stupft sie in die Seite und zwinkert nach der Bäuerin hin:
„He jo, weisch denn it: d'Großmutter, die hütt sich doch verhängt, weil
er ihrs so wüscht g'macht hätt, Die laßt ihn etzt it in Ruah schterbe."
Die Lickertbrigitt nickt nur; und eifrig und laut beten sie jetzt um einen
guten Tod. Da klangen hell die Feuerwehrsignale über die Straße,
Der Blasibauer griff hastig um sich: „Mi Trompet, gän mer mi Trom-
pet", stöhnte er. „O, lasset etzt die Narresposse si," meinte die Lickert-
brigitt und machte das Fenster zu, „denket etzt an Euere Sünd un ans
ewig Himmelreich." Der Sterbende hörte sie wohl nicht mehr, er griff
mit den Händen noch ein paarmal in die Luft; die Brigitt leuchtete
ihm mit der rasch angezündeten Sterbekerze ins Gesicht, drückte sie dem
Bauer in die rechte Hand und murmelte, halb zur Bäuerin: „I mein
alls, etzt ischs us." Drüben im Wirthshaus spielten sie: „Jetzt woll'n
wir lustig sein, lustig sein, tanzen und trinken." Denn Das mußten sie
auch noch einüben; für die Rückkehr vom Friedhof.

Meersburg. Harriet Straub.

Paula Dehmel.

aula Dehmel gleicht den Frauenbildnissen Albrecht Dürers. Ich denke an das Portrait der Elisabeth Tucher. Sie hat die selben voraussorgenden Mutteraugen, ihre intelligente Nase, den herben, streng gezeichneten Mund. In ihrem Antlitz herrscht die Linie als der! Ausdruck ihres mathematisch klaren, Männlichen Verstandes: er hat die weibrunden, rasaelitisch-re'inen Linien gebrochen, sie ins Scharfe und Eckige ausgezogen, so daß ihr Gesicht wirkt, als wäre es aus Holz geschnitzt, aber das ausgelöste Mutterthum durchtränkte es mit solcher Inbrunst, daß es den entsinnlichten Madonnen Donatellos gleicht. In ihren weisen Mutteraugen, die durch das Weiberlebniß wissend geworden sind, klagt der Schmerz über die Unbeständigkeit irdischer Liebe; für die Flüchtigkeit und tändelnde Leichtigkeit dieses raffinirten Liebespieles ist ihre Seele zu schwerblütig, zu schlicht, zu einseitig stark und treu; darum rettete sie sich aus der Vergänglichkeit der irdischen Liebe in die Ewigkeit der Mutterliebe. Der mystische Vorgang der Empfängniß und Geburt öffnete ihre phantastische Seele dem Uebersinnlichen; die uralte biblisch-jüdische Kultur, die in ihrem Blut geistert, schärfte diese Hellhörigkeit. So ward die Mutter Seherin und Prophetin, eine zwiefach gesegnete, die ihre Ueberfülle in der Dichtung aus« strömen lassen mußte. Ihre Liebe zum starken, gesunden Deutschthum, die durch ihre zehnjährige Ehe mit Richard Dehmel noch verstärkt wurde, durchsetzte den feinen, zersetzenden Geist des verwesenden Iudenthums mit deutscherDichtigkeit und Innigkeit. Ihr klarer, immer wacher Verstand gab Acht, daß sie sich niemals im Urwald der Mystik verirrte und verwirrte. Wohl scheint die Mystik durch ihre phantastischen Märchen und Kinderlieder hindurch, aber versteckt wie die Augen der Waldnixe durch das grüngoldene Dickicht deutscher Eichen:

„Geht leise!
Es ist müd' von der Reise,
es kommt weit her
vom Himmel übers Meer,
vom Meer den dunklen Weg ins Land,
bis es die kleine Wiege fand;
geht leise!"

Also faßte sie das Dunkle, Unterbewußte, das in der Kinderseele lebte, in konkrete, kinderdeutliche Bilder und Gleichnisse. Dadurch wurde sie den Kindern so begreiflich; überdies bewahrt sie ihr urwüchsiger Humor vor jeder unkindlichen Sentimentalität:

„Guten Morgen, Ihr Beinchen,
Wie heißt Ihr denn?
Ich heiße Hampel,
ich heiße Strampel
und Das ist Füßchen Uebermuth
und Das ist Füßchen Thunichtgut.
Uebermuth und Thunichtgut
zehn auf die Reise,
patsch, durch alle Sümpfe,
naß sind Schuh und Strümpfe,
kuckt die Ruthe um die Eck,
laufen sie alle Beide weg."

Ihr Stil ist der derben mittelalterlichen handwerksfleißigen Holzschneidekunst verwandt. Hans Thoma, als der Erbe Dürers, hätte sie glücklicher illustrirt als der farbige, aber allzu verfeinerte Karl Hofer. Für die Strenge und Geschlossenheit ihrer Form ward ihr Richard Dehmel der Zuchtmeister. Angeregt durch ihn, wagte sie sich zuweilen aus dem wilden bunten Garten der Kinderlyrik in die schwüle Atmosphäre der Erotik:

„Die Blume, die ich fand in den Bergen,
die seltsame Blume, die ich nicht gekannt,
blüht vor meinem Fenster.
Und nachts, wenn ich allein bin,
schlingt sie ihre weißen
offenen Kelche
um mich,
über mich
dicht.
Bis ich im rothen Feuer
ihrer durstigen Blüthen liege/

Aber ihre reine Natur ertrug nicht die Dämonie der Geschlechtsmystik. So beschränkte sie sich weise auf die kräftig zärtlichen Mutterlaute ihrer Kinderlieder, die, einmal ausgesprochen, in den Ohren der Mutter und Kinder hängen bleiben wie die alten deutschen Kinderreime. Die ungelenkigen Zungen der Allerkleinsten stammeln sie nach:

„Ich bau, ich bau ein steinern Haus,
vorne guckt ein Esel raus,
hinten eine Kuh,
Muh."

Die eigenenMnder auf denKnien, belauschte sie deren Sprache, Gang, Gesten als die undeutlichen Ausdrucksmittel ihrer sich langsam ins Leben tastenden Seelen. Ihr lustjauchzendes Kreischen, ihr

eigensinniges „Böckchenstoßen" fing sie im rhythmischenWortklang ihres Liedes auf: l

„Das kann doch nicht Rumpumpel sein,
So kann Rumpumpel doch nicht schrein.
Seelöwen sind in unserm Haus,
! Schnell, Rumpumpel, wir jagen sie raus:
Du 'nen Stock,
Ich 'nen Stock,
Alle Beide einen Stock,
Ei der Daus,
Wollt Ihr 'raus,
Wollt Ihr in Euer Seelöwenhaus!"

Ihre ernsten Gedichte aber gleichen den stummen dunklen Kin« deraugen, die noch in den Träumen des Urschlafs dahinzudämmern scheinen, den sie im Schoß ihrer Mutter schliefen, ehe die Geburt sie ins Leben und die taghelle Wirklichkeit weckte:

„Des Mondes Tochter Mirlamein
kam in die warme Welt herein.
Sie kam aus ihres Baters Haus
auf einer weißen Fledermaus:
Miriams — Mirlamein,
schlaf ein.«

Nun begrüßen die Mütter und die Kinder Deutschlands die fünfzigjährige Dichterin, die mit ihren herangewachsenen Kindern zwischen den herbstlichen Obstbäumen ihres (Kärtchens auf und nieder geht. Liebevoll streicheln ihre treuen Hände die reifen Früchte, binden die rankenden Blumen fest und neigen sich über fremde Kinder, die der Klang ihrer Laute in ihr stilles Dichtergärtchen lockt:

„Ich möcht' Euch Alle mit einander
auf bunten Wiesen sehn,
bei Klarinetten und Geigen
die Füßchen im Tanze drehn.
Ich möcht' Euch Alle mit einander
mitnehmen im Luftschiffkahn,
5 Euch die schöne Erde zeigen,
und was fleißige Menschen gethan.
^ ' !^!
Ich möcht' Euch Alle mit einander
still führen bei der Hand,
Euch heimliche Dinge sagen
von Gott und dem Sternenland."

Inge Maria.

Selbstanzeigen.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Nach den von der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten übersetzt und herausgegeben. Zwei Bände mit zwölf Bildnissen. Im Inselverlag in Leipzig.

Als im Jahr 1839 Alexander Herzen nach einer ihm zugekomme« nen Abschrift in London die „Nsmoirss 6s I'Impsrstries OstKsrins II, serit« psr slls-msms" herausgab, erregten sie überall gewaltiges Aufsehen. Das selbe Jahr noch brachte eine zweite französische Auflage, eine deutsche, dänische und schwedische Uebersetzung. In Rußland cirkulirten (eifrig verfolgte) Abschriften schon lange; Karamsin hat 1822 eine gelesen, Puschkin etwa ein Jahr später eigenhändig nach einer Kopie eine angefertigt. Für das Ausland aber waren die Memoiren eine große Ueberraschung. Nicht nur Herzen selbst, auch Männer wie Heinrich von Sybel und Kurd von Schlözer erklärten sie sofort für echt; doch konnten natürlich Bedenken nicht ganz verstummen, so lange die Manuskripte selbst unzugänglich blieben. Alle Zweifel sind nun beseitigt, seit im Jahr 1907 der zwölfte Band der großen, im Auftrag der petersburger Akademie von Pypin besorgten Ausgabe der Schriften der Kaiserin ihre „Autobiographischen Aufzeichnungen" auf Grund der im Staatsarchiv, in dem berühmten „Versiegelten Packet" und in der Bibliothek des Winterpalastes aufbewahrten eigenhändigen Manuskripte brachte. Da stellte sich heraus, daß, abgesehen von Schreibfehlern, Verwechselungen und allerlei Ungenauigkeiten, Herzens Text authentisch war; und man fand außer diesem bisher allein bekannten Stück noch sechs weitere Stücke in französischer und zwei in russischer Sprache. Diese neun Stücke bringt meine Ausgabe in deutscher Uebertragung. Von den vielen kleineren Bruchstücken, Zetteln und flüchtigen Aufzeichnungen, die Pypin mittheilt, wurde ausgewählt, was im Zusammenhang des Ganzen von Interesse sein kann, und in den Anmerkungen mitgetheilt. Ich habe mich außerdem bemüht, durch Eintheilung in Absätze, durch Einführung einer gleichmäßigen Schreibung der Namen das Werk lesbar zu machen, und kurze Notizen über die in der Erzählung erwähnten Personen beigefügt. Ferner wurde nach Möglichkeit die Chronologie festgestellt; oft mußte sie berichtigt werden. Dazu kommen zahlreiche Auszüge aus Katharinas Briefwechsel, welche die Angaben der Memoiren ergänzen, berichtigen oder bestätigen. Auch aus Berichten und Briefen der Zeitgenossen, aus Ukasen und Manifesten konnte manches Streiflicht auf die geschilderten Begebnisse gewonnen werden. Der Anhang bringt Katharinas Brief an Poniatowski, worin sie dem abgedankten Liebhaber ihre Thronbesteigung schildert, drei Briefe Peters des Dritten aus den Tagen, da er in Ropscha seines Geschickes Erfüllung harrte, drei von Alexej Or« low, auch aus Ropscha, darunter den berühmten Brief, in dem er ihr

das gewaltsame Ende ihres Gemahls anzeigt, ferner einen Brief der Kaiserin an Patiomkin mit einer Beichte über die Erlebnisse ihrer Liebe, ein Schreiben an Ssnac de Meilhan mit einem eingehenden Selbstportrait, ihren mit eigener Hand niedergeschriebenen Grabspruch und letzten Willen. Dr. Erich Boehme.

Geister. Novellen. Dr. D. Rabinowitz in Leipzig.

Goethe schreibt über einen Roman der Johanna Schopenhauer, den er sehr gut rezensirte: „Nichts Phantastisches; sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche. Das Problematische ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sie sich selbst/ Heute hat dieser Ausspruch insofern nicht mehr volle Giltigkeit, als das Phantastische dort, wo es gegeben zu werden pflegt, nicht selten seinen ganzen Ehrgeiz darein setzt, sich als Wortführer des Uebernatürlichen zu geberden. Darum habe ich mir erlaubt, in dieser kleinen Sammlung von zwölf Geschichten, die von „Geistern" aus den allerverschiedensten Sphären erzählen, mich doch noch zu „bevorworten" und zu sagen: „Ich halte alle Erzählungen, die übersinnliche Phänomene in mystischer (besser gesagt: mystagogischer) Weise vortragen, ohne ihr psychologische Deutung zu geben, für Schundliteratur". Allerlei Spuk geht auch durch mein Büchlein und besonders in einer spiritistischen Studie kommt es zu einer nicht unkomplizirten Geislerbeschwörung. Aber da dem Leser der unzweideutige Tip „Sei auf der Hut!" gegeben ist, so wird er die Fäden, die vom übernatürlich Scheinenden zum natürlichen, aber geheimen Sein der Wirklichkeit führen, nicht übersehen. Der wahrhaft lenkende Geist wohnt meist in unserer eigenen Brust. Hier sind die echten Geister, die unser Leben beherrschen und unser Schicksal werden. Da giebt es ein junges Ehepaar, er Psychologe von Fach und sie einst seine Hörerin, die auf der Hochzeitreise in ihnen unerklärliche Reibereien und Zänkereien gerathen und zu tiefsinnigen Schlüssen kommen, ohne zu ahnen, daß sie die Opfer einer in der Psycho-Physiologie nicht unbekannten typischen Flitterwochenerscheinung sind. Und da die junge Frau als „Psychologin" erkannt zu haben glaubt, daß nur ein größeres Leid ein anderes zu überwinden vermag, so sieht sie die Lösung dieser ihr unbegreiflichen Entfremdung nur im Tod. Doch genügt der Diebstahl einer Handtasche, um die jungen Leute sehr schnell einander wieder zu nähern. Ein sich zwar lustig re« präsentirender, in Wahrheit aber nicht ungefährlicher Geist treibt mit „Frau Annchen in der Kur" sein Spiel. Die kleine Provinzdame kommt unter dem Einfluß aufregender Thermalbäder in eine ganz unerlaubte Stimmung, die sie schließlich halb und halb der Besonnenheit und Blutkühle, auf der letzten Endes alle Moral beruht, zu berauben droht. Zum Glück flaut die Wirkung der Kur eben so schnell ab, wie sie gekommen ist. Und Frau Annchen entrüstet sich im Geist über die „Auffassung", die ihre „harmlose" Initiative an bestimmter Stelle gefunden hat. In „Frau Direktor" glaube ich an ein Geschehen gerührt zu

haben, das wohl in der Psychiatrie in den letzten Iahren erkannt, aber
in der Dichtung noch nicht gestaltet wurde. Es ist das Mstw der
Wunschverdrängung, das zu Phantastereien und Selbstbelügungen
aller Art führt. (In der „Erika" meines Romans „Die Intellektuel-
len" habe ich das selbe Motiv breiter gestaltet.) Wenn ein Autor, der
durch seine wesentlichsten Arbeiten Vielen ein „Dorn im Auge" ist,
einmal mit einem kleinen Bändchen herauskommt, das man leichter
„auseinandernehmen" kann als den Inhalt komplizirter Untersuchun-
gen, so benutzen gewisse Leute gern die Gelegenheit, ihm den bekannten
Eselstritt zu versetzen. Die mehrseitige Produktion eines Autors macht
ja auch bei seiner Etikettirung einige Schwierigkeiten. Der produktive
Mensch wird es aber als eine Art Rettung empfinden, wenn ihn ne-
ben dem Trieb zu umfassenden Untersuchungen sozialer und Psycho-
logischer Vorgänge und zu breiten Kompositionen auch noch ab und zu
eine Stimmung anwandelt, die ihm gestattet, gewisse Erscheinungen,
die den Künstler und Psychologen reizen, ins Medaillon zu bannen.
Die Anrempelung aus dem Hordenlager eitler Literaturknaben, die
sich in Ermangelung schöpferischer Kraft durch die Pöbeleien ihrer
„Angriffe" bemerkbar zu machen suchen, wird ihm die Freude daran
gewiß nicht verleiden.
Friedenau, Grete Meisel-Heß.
Hanneken. Ein Buch der Armuth und Arbeit. Rütten S Loening
in Frankfurt.
Manches gute Buch berichtet von Frauen, die auf sozialem
oder künstlerischem Gelände Bedeutendes geleistet haben. Hanneken
bringt etwas Anderes, bringt das Lebendigwerden einer armen Kin-
derseele, das Aufsteigen einer verlassenen Kreatur in großes und gött-
liches Menschenthum. Praktische Arbeit ist der Weg, schlichtes Zu-
greifen das Mittel dieser Entwickelung. Dieses Mädchen, das an un-
serer nordischen Reichsgrenze auswächst, ist kein Wunderkind; und doch
muthet seine Art wie ein Wunder an. Erst ein Nothstandskind, eine
kleine scheue Jungfrau, dann ein tüchtiger, hilfreicher Mensch in lan-
gen Iahren des Schwesternberufes. Von der Kinderpflege und Asyl-
arbeit in der Diakonie geht Hanneken zum Krankendienst im Rothen
Kreuz über und macht freiwillig die Cholerapflege in den hamburger
Baracken durch. In einer Fülle von Leid und Liebe zieht sie still und
stetig das zu ihr Gehörende an sich und wächst. Da ist keine Mühsälig-
keit, die nicht ein Glänzen hätte; und immer führen doch Erdnähe und
Wurzelhaftigkeit ein Duften herauf, stark und echt und gesund. Bis
zur Schwelle eines eigenen schönen Heims bleibt Hanneken die tapfere
Tochter des Volkes. Gesteigerte Bildung kann nur im Verein mit ge-
schickter Hand und praktischem Können dem Weibe die Macht und die
Herrlichkeit sichern in Ewigkeit. Die knappe Sprache will die mancher-
lei Stimmungen des Buches nachdrücklich zur Geltung bringen.
Hamburg. Johanna Wolff.

Banknoten.
er Reichsbankpräsident hat in der Budgetkommission des Reichstages gefordert, daß der Goldbestand der Centralbank auf 1200 bis 15O0 Millionen Mark gesteigert werde; wie beträchtlich diese Vermehrung wäre, lehrt ein Blick auf die letzten sechs Jahre. Die Goldreserve war 190S: 634; 1907: 675; 1908: 785; 1909: 795; 1910: 778; 1911: 828 Millionen. Und nun ein Sprung um 400 bis 700 Millionen. Warum? Herr Havenstein sagt: „Die Reichsbank muß in politisch ernsten Zeiten stark an Gold sein, im Interesse der Sicherheit des Reiches." Ist sie es nicht, trotzdem sie in den letzten Iahren mehr als eine Milliarde Gold in den Verkehr brachte? Wer der Goldschatz soll nicht aufgezehrt, sondern geschont werden. Das Gold soll sein Gewerbe nicht im Umherziehen, sondern in der Obhut der Centralstelle ausüben. Um ans Ziel zu kommen, will man die Banknoten zu 50 und 20 Mark vermehren, die von den „Fanatikern der Theorie" (wie Adolf Wagner in der Bankenquete des Jahres 1908 sagte) als eine Fortsetzung der alten Zettelwirthschaft angesehen werden. Die Bankgesetznovelle vom zwanzigsten Februar 1906 hat der Reichsbank erlaubt, Noten zu 50 und 20 Mark auszugeben; die Reichskassenscheine dieses Betrages sollten Verschwinden und durch Stücke von 10 und 5 Mark ersetzt werden. Das Gesetz schreibt nicht vor, welche Maximalsumme von kleinen Noten emittirt werden darf; doch sollten höchstens 300 Millionen Mark in den Verkehr gebracht werden. Präsident Havenstein wünscht nun, daß die vom Reichsamt des Innern mit der Budgetkommission vereinbarte Höchstgrenze nicht mehr gelte und die Centralstelle frei verfügen könne. Die Mehrheit der Kommission war dafür. Und das Maximum von 300 Millionen ist ja schon im Jahr 1912 um 230 Millionen überschritten worden. Die Konservativen forderten wieder einmal ein Depositengesetz. Staatssekretär Dr. Delbrück gab über die Finanzbereitschaft zum Krieg „überaus beruhigende Erklärungen", die der Unterthanenverstand nicht leicht mit der ängstlichen Sorge des ReichsbankprSsidenten vor der politisch ernsten Zeit in Einklang bringen wird..

Auch in Oesterreich-Ungarn wurde in der letzten Zeit viel über die Notwendigkeit geredet, den Goldvorrath der Reichsbank zu erhöhen. Andere Länder, besonders England, Frankreich, Rußland, leben in stiller Selbstzufriedenheit und fühlen sich als bssti possigsutss. Muß denn unsere arme Reichsbank wirklich um jedes Goldstück zittern? Und ist die Vermehrung der Banknoten zu 50 und 20 Mark ein Mittel, das Heilung bringen kann? Man müßte zunächst zwischen SO und 20 Mark unterscheiden. Ein Fünfzigmarkschein ist keine „kleine" Banknote; er darf sich ruhig hinter die Blauen einreihen. Nur die unter ihm stehenden Zettel sind kleines Papiergeld. Die Zwanzigmarknoten brauchen nicht in Gold eingelöst zu werden: schon durch dieses Kennzeichen werden sie den Reichskassenscheinen näher als den größeren Reichsbanknoten gerückt. Die Kassenschjeine sind an dem Mißtrauen

gegen die kleinen Banknoten mitschuldig. Sie haben das bis 1874 giltige Papiergeld der deutschen Bundesstaaten ersetzt. Ihre Gesammtsumme soll 120 Millionen betragen. Die zufällige Übereinstimmung dieser Summe mit den 120 Millionen Mark Gold, die im spandauer Juliusthurm liegen, hat zu dem Irrthum verführt, daß in den Goldsäcken die Deckung für die Kassenscheine stecke. Das ist falsch; außer der Ziffergleichheit giebt es da keine Gemeinschaft. Das Reichspapiergeld hat keine Metalldecke; nur durch den Kredit des Reiches ist es verbürgt. Die Reichskassenscheine sind nicht, wie die Reichsbanknoten, gesetzliche Zahlungmittel. Im Privatverkehr ist Niemand gezwungen, sie anzunehmen. An allen öffentlichen Kassen werden die Scheine natürlich stets gegen Bargeld eingelöst. Von ihren besonderen Eigenthümlichkeiten weiß das Publikum nichts, da sie ihm ja nicht fühlbar werden. Die Kassenscheine gelten, wie Gold und kursfähiges deutsches Geld, als Deckung der Banknoten; und vielfach wird ein Uebelstand darin gesehen, daß ungedecktes Geld selbst Decke sein kann. Die Reichsbank hat schon sehr große und sehr kleine Posten von Kassenscheinen in ihren Beständen gehabt. Ultimo Dezember 1912 waren es nur 15^ Millionen; 1911 im Durchschnitt M/t, 1910 1907 WVz Millionen. Daß ihr selbst nicht darin liegt, die Kassenscheine wegzugeben, hängt mit den Konsequenzen der Dritteldeckung zusammen: sie darf dreimal mehr Noten ausgeben, als sie gesetzlich vorgeschriebene Unterlagen hat. Auf 20 oder 30 Millionen Reichskassenscheine darf sie 60 oder 90 Millionen eigenes Papiergeld legen. (Ich nenne auch die Banknote Papiergeld, obwohl sie es nicht im ursprünglichen Sinn des Wortes ist.) Aber: soll man die Summe der kleinen Zettel vermehren? Die Noten zu 50 und 20 Mark sind für den Besitzer Theile eines Hundertmarkscheines und an ihrem Vollwerth ist kein Zweifel erlaubt. Daß nach dem Bankgesetz von 1875 die kleinste Note auf 100 Mark lauten sollte, war nur die Folge unfreundlicher Erinnerung an die staatliche Zettelwirthschaft, die in der Papiergeldfabrikation keine Grenzen kannte. Unter der Aufsicht des Reichsbankpräsidiums kann die Zeit der papierene Thaler nicht wiederkehren. Trotzdem läßt sich Manches gegen die Zwanzigmarknste sagen. Das Papiergeld ist bei uns unbeliebt; aus ästhetischen Gründen (der Zehnmarkschein!), aber auch, weil der Deutsche nun einmal das Hartgeld, besonders das Gold, liebt. Und eigentlich könnte Deutschland stolz darauf sein, daß der Fremde mehr Gold als Papier zu sehen bekommt. Diese Ssmonstrsti« nS «oulos hat dem deutschen Kredit jedenfalls nicht geschadet. Man sollte den Eindruck, den eine sichtbare Verdrängung der Goldmünzen durch Papiergeld auf den Ausländer machen wird, nicht unterschätzen. Auch der Hygieniker warnt. Je kleiner der Zettel, desto größer die Zahl der Hände, die ihn berühren; desto länger auch sein Weg bis in die Reichsbank. Die dürfte, wie die Bank von England, keine heimgekehrte Note wieder ausgeben. Die Banknote soll nicht zum unsauberen und unappetitlichen Stück Papier werden. Die Schönheitsucher

und die Gesundheitapostel werden auch diesmal natürlich nicht daS letzte Wort haben. Die Reichsbank soll ein so voller Goldbehälter werden, wie es die Bank von Frankreich nnd die Russische Staatsbank sind. Jene lebt im Bereich der Doppelwährung nnd des Industriestill- standes. Diese behütet einen Agrarstaat. Keine dieser drei Voraus« setzungen gilt für unsere Deutsche Reichsbank: trotzdem soll sie den bei- den anderen Banken gleich werden. Da die natürlichen Bedingungen fehlen, soll der Zwang helfen. Die Zwanzigmarkscheine sollen die Dop- pelkronen in die Reichsbank drängen. Bisher haben sie es nicht ver- mocht, obwohl, nach der Erklärung des Präsidenten, 1912 schon zwei Drittel mehr in den Verkehr gebracht wurden, als im Maximum aus- gegeben werden sollten. Daraus ist zu schließen, daß die Menge der kleinen Banknoten sehr beträchtlich vergrößert werden muß, damit ein Erfolg möglich wird. Daß die Grenze fehlt, ist eine Gefahr. Die sehr aktive Devisenpolitik der Reichsbank hat, in Gemeinschaft mit der star- ken Produktion von Fünfzig- und Zwanzigmarkscheinen, einen der Regirung genügenden Goldbestand nicht zu sichern vermocht. Ein er- folgreicher Eingriff in natürliche Zusammenhänge bedingt die Anwen- dung skrupelloser Gewalt. Der Goldbestand in den Kassen der Reichs- dank hat sich vermehrt, aber die Golddecke ist kürzer geworden. Sie be- trug im Durchschnitt des Jahres 1908 51Vs Prozent bei 785 Millionen Mark Gold, 1911 nur 49,7 Prozent bei 828 Millionen Mark Gold.

In der Budgetkommission war von Rücksicht auf die Währung nichts zu merken. Bis Ende 1919 ging die Verwendung der kleinen Noten zurück; 1908 machten sie 15,3 bis 17,4, 1909 nur 13,5 bis 15,5, 1910 13,2 bis 14,8 Prozent des Gesammtumlaufes aus. Der große Sprung im vorigen Jahr war eine Folge der politischen Krisis, die etwa 590 Millionen Gold in die Schlupfwinkel trieb und die Reichs- dank zu rascher Papiergeldfabrikation zwang, damit sie die fehlenden Umlaufmittel nicht durch Gold zu ersetzen braucht. Wenn es gelingt, dem Wirthschaftkörper von seinen 3 oder 4 Milliarden 700 oder 800 Millionen Gold abzuzapfen: wer bürgt dafür, daß dieses Gold in die Kassen der Reichsbank und nicht ins Ausland fließt? Und wenn die Goldmünze im allgemeinen Verkehr rar wird, könnte man eines Tages ein Aufgeld für den Umtausch von Papier in Gold fordern. Der Kredit eines Landes beruht nicht auf dem Goldreichthum seiner Centralbank, sondern auf der wirtschaftlichen Kultur des Volkes. Das Goldagio im eigenen Land wäre aber der Anfang vom Ende. Die Reichsbank ist verpflichtet, ihre Noten in Gold einzulösen. Das ist das Fundament der Goldwährung. Kann sie nun hoffen, sich diese Pflicht dadurch zu erleichtern, >>iß sie das Reich mit Zwanzigmarkscheinen überschwemmt? An ihrem ernsten Willen zum Schutz der Valuta darf sie nicht deuteln lassen, Sie soll über jedem Zweifel stehen und braucht, um ihre Ge- sundheit und die Kraft der Goldwährung zu erweisen, dem Wirthschaft- körper nicht einen seiner sichtbarsten Vorzüge zu nehmen. Ladon.

Herausgeber u,-d verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, — Perlaq der Zulunft in Bcrlin, — Druck von Piß S Garl.b GmbH, in Berlin.

Fastentuch.

S^lemensMetternichundMctorKotschubeij.OesterreichsKanz-
ler und Rußlands im internationalen Dienst gezüchteter
Minister des Innern, lebten in dem Glauben, den von ihnen ver-
tretenen Reichen sei ein bequemerer Nachbar als die Türkei gar
nicht zu erwünschen. Beide hatten Montesquieu gelesen und stan-
den auf seiner Lehre, daß der schwächste Staat stets der ange-
nehmste Nachbar ist. Dem Russen war diese Ueberzeugung eine
Nothbrücke, die ihn in das windstille Land zarischer Wünsche
trug. KatharinahattenachdemRuhmdesSlavenerlösers getrach-
tet, die vom Türken aus Besitz und Recht gepeinigten Völker wi-
der den Bedrücker, den frechen Schänder altslavischen Bodens
gespornt und imRussenrcichdieHeilandsmachtsehengelehrt, von
der die Entjochung zu hoffen ist. Seit Kaiser Paul dem Sultan
Freund und Bundesgenosse geworden war und mit flackernden:
Hirn immer wieder über die „Nothwendigkeit" stolperte, die Za-
rengewalt für die Erhaltung der Türkei einzusetzen, war die Po-
litik der großen catin aufgegeben und die Diener ihrer Erben muß-
ten dem neuen System eine leidlich passende Formel finden. Keine
Theilung derOsmcmenbeute, riefKotschubeij (wie später Nessel-
roden Rußland braucht in Europa keinen Landzuwachs, darf nicht
wünschen, daß Oesterreicher und Franzosen sich dicke Stücke aus
dem Leib desMondsichellandes schneiden, und sieht auf derBal-
kanhalbinsel liebereinen ohnmächtigen,seinesWinkesinDemuth

gewärtigen Sultan als einen Schwarm selbständiger Völker, die
der Mutter im Norden einst das Leben verleiden, das Geschäft
schmälern könnten. Die Rechnung wäre richtig gewesen, wenn nur
der Nachbar die Schwäche der Türken erkannt hätte. Die aber
fühlten auchAndere, nicht so Nahe; fühlten schon früh die Briten,
die ihre indische Schatzkammer nur, zu Land und zu Wasser, auf
von Osmanen bewachten Wegen erreichen konnten. Mußte ein
Staatsmann, mußte nicht mindestens ein in der habsburgischen
Mosaikmonarchie schrankenlos regirender voraussehen, daß so
verlockende Schwachheit zwischen den Starken Konflikte erwirken
werde? Metternich bereitete in seiner Schwarzen Küche die Lat-
werge, die von seinen Nachfolgern seitdem oft als Heilmittel ver-
schrieben wurde: er rieth,just denReichen, von denen die nächste
Gefahr drohte,sich zu verbünden.Da ihn der anglo-franko- russische
Dreibund, unter Cannings Führung, überlistet und im Londoner
Vertrag 1827 die Freiheit der Griechen gesichert, da Rußland im
Frieden vonAdrianopelnicht nur das in denVerträgen von Buka-
rest undAttermanihm Zugesagte, sondern auch kaukasische Grenz-
plätzeund dasRecht auf dieDardanellenstraße erlangt hatte,wollte
der am wiener Ballhausplatz Thronende, der alles ohne feine Mit-
wirkung Entstandene dumm, unsinnig, kindisch zu schelten gewöhnt
war, demErdkreis beweisen, daß ernochlebe,mitfesterHandnoch
in die Radspeichen des Weltgeschehens zu greifen vermöge. Am
sechsten September 1833wähnt er sich am Ziel. Setzt, inMünchen-
graetz, seinen Namen neben Nesselrodes unter einen austro-russi-
schen Vertrag, der dieTürkei schützen, ihre europäischen Provinzen
vor der Herrschaft desEgyptersMehemedAli bewahren und im
Fall innerenZusammenbruches die Unantastbarkeitrussischerund
österreichischerRechte verbürgen soll. Doch dieFreude währtnicht
lange. Als der Egypterschrecken wieder auf Südosteuropa wirkt,
empfehlen England und Frankreich eine Flottendemonstration
und einen Kongreß, der die Türkei unter die Gemeinbürgschaft
aller Großmächte stellt. Nikolai Pawlowitsch findet den Vorschlag
ungehörig. Zwar hat er in Münchengraetz den Fürsten Metter«
nich mit dem komödiantischen Satz begrüßt: « Ich bin hier, um vou
meinem Chef die ihn nöthig dünkenden Befehle zu empfangen."
Nie aber wird er ausfreiemWillensichfremderWeisungbeugen.
Er ist gegen MehemedAli, weil nur ein so schlauerHeld denOs-

manenstaat retten, Rußlands schwachen Nachbar aufrütteln und
in die Macht der Ianitscharenzeit kräftigen könnte. Er hat keine
Lust,jetzt für die Türkensache zu fechten, möchte aber am Bosporus
als der einzige Schutzherr islamischer Völker verehrt werden;
und wiederholt drum dasalteSprüchlein:j«Wir müssen das hei-
lige Feuer für die feierliche Stunde aufsparen, die Menschenge-
walt nicht abwenden noch aufschieben kann, für die große Stunde,
in der zwischen Gerechtigkeit und Höllentrachten der Kampf ent-
brennt." Das klang; und prunkte in der Blutfarbe kühner Ent-
schlossenheit. Kollektivnote, Gemeinbürgschaft, Kongreß? Da-
hl nter lauert die Gefahr unerträglicherAnsehensschmälerung. Der
Zweck solchenUnternehmens könnte nur sein, den Türken zu zeigen,
daß der Gossudar allerReussen nicht ihr einziger Patron,noch nicht
allmächtig in Europa sei. Klugheit räth, dem Vorschlag auszu-
biegen. In Geschäften, schreibt Nesselrode, -muß man zunächst
wissen, mit wem man zu verhandeln hat. In unserem Fall haben
wirmitdemPaschavon Egypten zuthun: also mag man die Schiffe
der Verbündeten nach Alexandria schicken. Schickt man sie ins
Marmarameer, dann sprechen sie zu der Hohen Pforte; und läßt
man ihre Schüsse von den Serailmauern widerhallen,dann,fürchte
ich, hält dieses geschwächte Reich sich nicht mehr lange. Und wir
dürfen, wenn wir der Orientalischen Frage eine Antwort suchen,
niemals vergessen, daß sichs dabei umeine EhrenfrageRußlands
handelt: um die.Schließung der Dardanellen. Ohne drängenden
Zwang soll man sich in der Politik nicht in theoretische Erörterun-
gen einlassen.Das Streben nach Eintracht führtoft inFeindschaft.
Mit Oesterreich könnten wir, auf der festen Basis des münchen-
graetzer Vertrages, uns leicht verständigen. England und Frank-
reich aber haben ja durchaus nicht den Wunsch, die Türkei zu er-
halten und damit Rußlands Ruhe zu sichern; sie blicken eiferfüchtig
auf unsere Vormacht im Orient und möchten da einen Zustand
schassen, der unsere Kraft lähmt." Diese Erwägungen soll Struve
dem Fürsten Metternich vors Auge rücken. Dem lächelt die Hoff-
nung, seines morschen Geistes Licht noch einmal vor dem Blick der
Menschheit aufleuchten zu lassen. In meinem Alter, seufzt er,
-muß man zu erhalten, nicht zu schaffen suchen; es wäre thöricht,
eineArbeit zu beginnen, die man wahrscheinlich nicht mehr selbst
enden kann." Ein neuerKongreß inWien: Das gäbe ein Schluß"
1«-

feuerwerk, wie ers geträumt hat. Er würde präsidiren; säße vom ersten bis zum letzten Tagdicht anderRampe; könnte, nach langer Rast, der Sprudeljugend beweisen, was der alte Hexenmeister vermag. DerZar will nicht? Klemens pfaucht und nennt den ungehorsamen Schüler einen eitlen Narren. Als ihnBrunnow, der sich, auf Nikolais Befehl, mit Palmerston verständigt hat, in Iohannisberg besucht, ist der Alte noch mürrisch; fügt sich aber in den Verzicht auf die erträumte Glanzrolle. Aus dem Plan des wiener Spektakels wird nichts. England will vor dem Islam der Wirth sein. Im Februar 1840 beginnt in London die Orientkonferenz. Am fünfzehntenIuli unterschreibendieVertreter Englands, Oesterreichs, Preußens, Rußlands den fertigen Vertrag. Die Meerengen bleiben inFriedenszeit allenMächten, also auch der russischen Flotte, geschlossen; dem Rebellen Mehemed Ali wird dasPSschalikAkkon und, als vererbbare Würde, dieHausmeicrmacht über Egypten gegeben; dringt er nach Kleinasien vor und bedroht Konstantinopel, dann werden die vierReiche die zurE» füllung der Schutzpflicht tauglichen Mittel wählen. Frankreich bleibt allein inderKälte.Wird abervon mindestens zweiSeiten umworben. Palmerston girrt: Ungern haben wirunsvonderpariscr Regirung getrennt; hoffen aber, bald wieder in guter Gemeinschaft mit ihr ans Werk gehen zu können. Warum nicht? «Die vier Mächte wollen nur der Gerechtigkeit dienen und sind von jedemEigennutzfern.^SiewollenwederGebietserweiterungennoch besondere Vortheile: so stehts in dem Zusatzprotokol vom siebenzehnten September. DarfFrankreich nochzögern? Nein.ImIuli 1841 stimmt es dem zweiten Londoner Vertrag zu, der ungefähr das Selbe sagt wie der erste.«Europa ist einig und dieUnantastbarkeit der Türkei durch ein politisches Axiom gesichert." Alle Nachtwächter tuten die Weise aus. Der unbequeme Vasall, der den Arm bis nach Kretas Küste gereckt hat, erhält nur, was ihm gebührt; und derSultankannwiederruhigimHaremschlafen.WerzudiesemErgebniß mitgewirkt hat, mag sich im Hundstagsglanz sonnen. Ingrimmig aber sahTreitschkes deutschcsAngc auf die Ernte, die da geborgen ward. Zum erstenMal, schrieb er,,, war diePforte als vertragschließende Macht in eine europäische Konferenz eingetreten und hatte also, vornehmlich durch Englands Schuld, in der Völkergesellschaft des Abendlandes eine Stellung erlangt, welche ihr in

keiner Weise gebührte; denn das europäische Völkerrecht beruht
auf der christlichen Idee derVerbrüderungderNationen,derKo-
ran hingegen kennt nur zwei Reiche auf Erden, das Reich des
Islams und das Reich des Krieges; mithin darf ein mohamme-
danischer Staat die Grundgedanken völkerrechtlicher Gleichheit
und Gegenseitigkeit nicht ehrlich anerkennen. Die vielverheißene
Gleichberechtigung derRahjahvölker mußte ein leeres Wort blei-
ben, weil die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben
dasWesen dieserunwandelbarentheokratischenVerfassung aus-
machte. Die Aufnahme eines solchen Staates in die Rechtsge-
meinschaft der christlichen Völker war eine häßliche Unwahrheit; sie
wurde jedoch von der aufgeklärten liberalen Welt,die sich der christ-
lichen Grundlagen unserer Kultur nur ungern erinnerte, als ein
erfreulicher Fortschritt der Gesittung gepriesen; praktisch schien sie
darum erträglich,weil dicPforte imGefühlihrer Schwäche sich bald
von einer, bald von mehreren der christlichenMächte leiten ließ."
Ietzt scheidet,nach sieben ruhmlosenIahrzehnten,derRäuber-
staat der Osmanen aus der Europäergemeinschaft; und sein lon-
doner Vertreter (der wieder, wie der Behendere, der von der
Themse einst den Plan zum Hattischerif von Gülhane heimbrachte,
Rcschid Pascha heißt) ringt die Hände und bejammert vor allen
Reportern des Erdballs die boshafte Tücke der Christenwelt.
«Wir sind den Wünschen der vier Verbündelen weiler entgegen
gekommen, als wir selbst für möglich gehalten hatten. Des lieben
Friedens wegen haben wir jedes Opfer gebracht. Schließlich so-
gar ein Viertel von Adrianopel angeboten. Doch unserFeind ist
unersättlich; will nicht einmalzehn Prozent von seiner Forderung
ablSsssn^AndvorunsererQual, di« einen Stein erweichen könnte,
bleibt Europa hart. Nur die Oeffentliche Meinung ist für uns und
gcgen die verbrecherische Selbstsucht desBalkanbundes." Haider
Türke, feitihnAbenteurerund Gauner beherrschen, auchdieKunst,
würdig zu sterben, nun schon verlernt? Daß solches Gewinsel in
Europa Widerhall wecken könne, hätte selbst Treitschke nicht ge-
glaubt, als er schrieb, «einerRotte afrikanischerBluthunde dürfe
nicht länger gestattet werden, auf europäischein Boden ein christ-
lichesVolk niederzumetzeln". Heute sollen Europäer das Schicksal
der Rotte wie das Martyrium des Gerechtesten, Mildesten be-
trauern und ihre Ueberwinder in die Barbarengruft verwün-

schen. Die sind grausam, rachfüchtig, wölfisch in ihrer Wuth. Täglich lesen wirs; und die Einfalt, die nicht Zeit hat, den Dingen nachzudenken, nährt sich von diesem Quark. Wie wars denn? Die geschlagene, fast zermalmte Türkei hat von den neutralenGroßmächtenFriedensvermittlung, dann von den Siegern einen Waffenstillstand erfleht. Der wurde, am dritten Dezembertag, gewährt; weil die Vier nicht unhöflich scheinen wollten und weil ihre (nur für einen achtwöchigen Feldzug vorbereitete) bulgarische Kern« lruppe eine Pause brauchte. Konferenzin London. Die Forderung der Vier ist unzweideutig: Alles Land bis zu der Linie Rodosto (Marmara)-Midia(SchwarzesMeer); alle Griecheninseln; Er« fatz eines beträchtlichen Kriegskostentheils. Statt Ia oder Nein zu sagen, machen die Türken die windigsten Schulbubenausflüchte. «Wir müssen erst zu Haus fragen." -Wir können die Depesche, nicht entziffern." Sie hoffen heute, zwischen Oesterreich undSerbien, jauchzen morgen, zwischenRumänien und Bulgarien werde eszumKrieg kommen.BietenBröckchen und schieben spät erst ein ansehnliches Stück in die Düte; trotzdem ihnen gesagt worden ist: Feste Preise; geschachert wird nicht. Die von den vier Königen Abgeordneten meiden nicht jeden Fehler. Kleinstädter, die plötz« lich im hellsten Licht stehen; in einer Staatsaktion von unabsehbarer Tragweite Hauptrollen spielen; gehätschelt, gehetzt, belauert werden.Siehaltensich immerhin gut; und ihr stillster und geistig stärkster Mann, der griechische Ministerpräsident Venizelos, verhütet ärgernden Mißgriff. Daß ihreGeduld eines Lämmleins nicht überdauert, ist begreiflich. Ieder Tag kostet jedes der vier Heere Millionen; und wenn der Bauer im März nicht friedlich denAcker bestellt, trägt seinFeld keineErnte. Des Siegers Recht, den Kampfpreis zu bestimmen, ist unbestreitbar; derBesiegte, dcm er unerschwinglich scheint, kann nur vom Waffenglück Hilfe hoffen. Die fünfGroßmächte, die unter derFirma « Europa" ihre Geschäfte treiben, haben einstimmig, zweimal, erklärt, daß sie die Hauptforderung (Landgrenze Rodosto-Midia) gerecht finden. Um sich nichtvonTagzuTagfoppen zulassenund den Landsleuten lächerlich zu werden, vertagen die Balkanmänner die Konferenz; bleiben aber in London. Endlich wittert Kiamils Greisennase die Pflicht zum Entschluß. Kein Geld; keine Heerführer; zuchtlos murrende Truppen, in denen keinFünkchen frohen Soldatenwillens zuküh-

ner Initiative glimmt; überall fehlts an Geschütz und Munition
und die Intendantur hat schmählich versagt. Fünf Großmächte
empfehlen, vier bewaffnete Balkanstaaten heischen die Hingabe
Adrianopels. Kann der aus hundertWunden blutende Leib des
Türkenreiches sie weigern? Nur aus Asien winkt ihm Genesung.
Der alte Großwesir ist zum Frieden bereit; nimmt die kaum vom
Rüstigsten zu tragende Last solcher Verantwortlichkeit auf seine
müden Schultern. Schnell sind sie entbürdet. Der Troß, der in
Osmans Staat schlimmer als die Pest, viel schlimmer alsAbd ul
Hamid gehaust hat, zeiht den Greis schnöden Landesverrathes
und bietet sich brüllend als Bürgen der Reichsrettung an. „Ehe
wir auf die europäische Großmachtstellung verzichten und einen
SteinderehrwürdigenSultanshauptstadtAdrianopeldemFeind
gönnen, werfen wir uns in den dichtesten Kugelregen." Die Mon-
tag so wetterten, bitten Donnerstag die Bulgaren, sich mit dem
Nordviert^l von Adrianopel zu begnügen. Antwort: Nein. Kün-
digung desWaffenstillstandes. DerKriegbeginnt wieder. Schaltet
IhrBismarck.weiler mehrverlangte.alsFavre anbot? Die Bal-
kanstaaten haben gehandelt,wie sie zu müssenglaubten.Trogihre
Zuversicht, gelangen sie nicht ans Ziel, so büßen sie nicht rachsüch-
tigen Frevel, sondern den Irrthum männlichen Muthes.
Müssen wir solchen Irrthum wünschen? Manche Leiter großer
Meinungfabrikcn schwören drauf; scheinen kein anderes Wunsch«
ziel hitziger zu ersehnen. Wer ihnen lauscht, muß gewiß sein, daß
Alldeutschland illuminiren dürfte, wenn das Heer des Ausschusses
(fürFreiheit und Fortschritt) die Bulgaren schlüge. Dann würden
die vier Könige behandelt wie weiland Mehemed Ali: jedeMa-
jestät bekäme ein Trosthäppchen und derGroßherrallerGläubigen
eine neue Police für sein europäisches Haus. Kindern mag mans
erzählen. Rußland könnte einem Türkensieg über Slaven nicht
thatlos zuschauen. NichtMenschenliebe noch Drang nach Gerech-
tigkeit treibt die Großmächte in eifernde Mittlerarbeit; sie wissen,
daß zwischen Moskau und Kischinew die waffenfähige Iugend
nicht zu halten wäre, wenn Fortuna jetzt den Slaven den Rücken
zukehrte. Rußland müßte marschiren, Oesterreich-1lngarn, auch
wenn es nicht angegriffen würde, sich irgendwie regen: und vor
dem Lenz noch käme der große Krieg. So wars abernichtgemeint.
Das mühsam konstruirteGeschäft sollte ohneKriegsaufwand und

Schlachtenzufall abgewickelt werden. Finde Dich, Michel, nach Aschermittwoch in den nüchternen Alltag zurück und wende Dich von den Thoren, die austrommeln, welchen Triumph Dir, Dir allein, diese Quadragesima bringt. Deine Enttäuschung würde viel ärger und viel theurer als Kotschubeijs und Metternichs. Die starben, ehe die quittirte Schlußrechnung vorgelegt wurde, und ließen ihren Erben die Pflicht, zu zahlen, Kriege zu führen und die Hoffnung auf den Vorrang im Orient einzusargen. So langsam schleicht heute das Schicksal nicht mehr. Bleibst Du in Karnevalsstimnmng und übernimmst Dich mit Speise und Trank, dann hats Dich beim Ohrläppchen und läßt nicht wieder los.
Zwiefache Kriegsgefahr drohte dem verrufenen Iahr. Die erste züngelte um die Frage: IstderPlan,demKhalifenseineuropäisches Land zu nehmen und ihn nur am Bosporus, als Britenmündel, zu halten, ohne Widerstand Deutschlands durchführbar? Sie wurde bejaht. In frommer Rührung von unseren Wortführern. «DasVerhältniß zu England war nie intimer; und auch mit Frankreich ziehen wir am selben Strang." Ein Quartal brachte Alles in schönste Ordnung. England hat sich in den Entschluß gewöhnt, den (seit Kronstadt und Racconigi verbündeten) Slaven und Lateinern lieber als dem unbequemen Vetter das Regiment auf demFestland zu gönnen. Erste Folge: der Türkentrumpf entfällt Germaniens tzand.Zweite:Oesterreich erkennt, daß dieBundesgenossenschaft ihm die füdöstliche Zukunftnicht sichert; daß fünf NachbarnaufseineKoften gewinnenkönnen: Rußland,Rumänien, Serbien,Montenegro,Italien; daß mindestens vierdavondiesen Gewinn, früh oder spät, erstreben müssen; daß es noch einmal Metternichs Latwerge schlucken, mit dem stärksten und drum gefährlichsten Nachbar sich verständigen muß. Ouk! Wird Deutschland nun wieder schwierig, dann läßt sich ohne allzu großes Risiko mit ihm reden. Denn Italien macht nicht gegenFrankreich mobil und Oesterreich ist entweder den Russen befreundet oder gezwungen, in Tirol und an derAdria, inBosnien, Siebenbürgen, Galizien, auf der Wacht zu bleiben. Zwischen der Sinaihalbinsel und Batum hat der westöstlicheDreibund seine wundeste Stelle. Dawäre der Verband zu lockern; vielleicht zu lösen. Doch Deutschland meldet schrill seine anatolische Forderung an: und drei Willenskräfte wachsen zu einer zusammen. Nur eine Kriegsgefahr dräut jetzt noch: Mißgeschick der Bulgaren. Und aus den friedlichsten Herzen fleht dasGebet: « Gieb,HerrIesus,demTürken den Sieg!"

Vincent van Gogh.
or etwa Iahresfrist erschien hier ein Auszug aus den „Erinnerungen an Vincent van Gogh" von seiner Schwester Frau du Quesne. Kurz zuvor war die Skizze „Van Goghs Tod" von Eisler erschienen.
Merkwürdig, wie schnell Sage und Legende ihre Ranken um diesen Mann spinnen, der noch unser Zeitgenosse sein könnte, hätte nicht ein herbes Geschick ihn früh abberufen! Erst wenn der ganze Briefwechsel zwischen Vincent und seinem Bruder Theo (im Verlag von Paul Cassirer) erschienen sein wird, werden diese Ranken das Auge nicht mehr beirren. Am Meisten hat wohl Frau du Quesne zur Verwirrung beigetragen. Aber auch Eisler giebt uns ein durchaus falsches Bild von dem Unermüdlichen, rastlos Strebenden, der doch im Ringen unterlag, bevor er noch sein letztes Wort gesprochen hatte. Eisler macht eine sentimentale Romanfigur aus ihm. Kennte er die Holländer und deren Charakter, selbst der sentimentalsten, er hätte nicht so geschrieben. Er verzerrt das Bild des Menschen, wenn er sagt: „Nach vielen vergeblichen Versuchen fand der Vielumhergetriebene endlich kurze Herberge bei dem Buchhändler X. in Dordrecht." Man glaubt, es mit einem Landstreicher zu thun zu haben, der dort aus Mitleid Unterkunft findet, während doch Alles stets zwischen Vincent, seinen Eltern und Freunden reiflich überlegt worden war. Natürlich zog Vater Van Gogh seine jüngeren Töchter nicht in den Familienrath. Deshalb konnte Vincents Schwester auch nicht immer wissen, was und warum es geschah. Sie war damals noch fast ein Kind und auch späterhin hatte sie nicht die offenen Augen und das richtige Verständnitz für Vincents Art und Erlebnitz. Daß der diel ältere Bruder sich ihr nicht ganz anvertraute, ist begreiflich. War er deshalb ein schlechter Spielkamerad? Die Briefe an Theo, die auch an längst Vergangenes erinnern, und Alles, was die Witwe ihrem Theo nacherzählte, zeugen wider solchen Verdacht.
Ueber Familie und Abstammung sagt Frau du Ouesnesmanches Interessante; und das idyllische Familienleben des Landpfarrers hat sie hübsch geschildert. Aber das Ganze ähnelt doch mehr dem guten Schulaufsatz eines jungen Mädchens (Elisabeth hat das Lehrerinexamen gemacht) als einer Urkunde von wirklichem Leben. Hier wird ein Vers aus Horaz eingeflickt, dort ein Wenig philosophirt und geschwärmt, wie sichs für ein wohlerzogenes junges Mädchen schickt. Weniger wäre mehr gewesen. Nur Auge und Ohr mutzten offen sein; dann war nicht viel „Bildung" nöthig.

Mit einem schmalen, aber für den Bedarf ernes Kaufmanns-
gehilfen ausreichenden Schulsack kommt Vincent im Iahr 1872^
nach dem Haag und wird bei Goupil K Co. Lehrling. Sein Onkel
Vincent van Gogh, zugleich sein Pathe, ist Theilhaber des Ge-
schäftes. Er gilt als reicher Mann, ist kinderlos, hat den Iungen
gern und macht ihn vielleicht zum Nachfolger. Bis in den Iuni
1873 bleibt er im Haag. Dort erlebt er die ersten Kunsteindrücke;
noch in blinder Wirrniß. Auch später wendet seine Neigung sich
oft den heterogensten Dingen zu und weiß allen ihre Reize abzu-
lauschen. Daß er je so unsozial gewesen sei, wie ihn Elisabeth schil-
dert, wird schon hier durch die Mittheilungen über seine Haus-
genossen widerlegt; nach allen Verwandten erkundigt er sich und
läßt Tanten und Basen immer wieder grüßen. Im Haag beginnt
der merkwürdige Briefwechsel. Theo hat den älteren Bruder stets
zärtlich geliebt und auch wohl früher als irgendein Anderer Vin-
cents Begabung erkannt.

Im Iuni 1873 wird Vincent in das londoner Geschäft ver-
fetzt, damit er Englisch lerne. Elisabeth weiß so schlecht Bescheid,
daß sie eine Filiale von Goupil nach Berlin verlegt. Auch war
Vincent nie in Brüssel thätig und verdiente, schon als Volontair,
anfangs vierzig, dann fünfzig Gulden im Monat. Was er in Lon-
don sieyt und hört, schildert er getreulich seinem Bruder. Er
spricht von Bildern, die er gesehen, von Kollegen und Hausgenos-
sen, mit denen er verkehrt, von Büchern, die er gelesen hat; auch
von seinem frugalen Leben. Sein Beruf beglückt ihn noch. Er-
schreibt für den Bruder Gedichte ab und fragt eifrig nach Ver-
wandten und Freunden.

Im Mai 1873 kommt er nach Paris, (Frau du Quesne weiß
nichts von dem ersten londoner Aufenthalt; sie läßt ihn gleich nach
Paris gehen.) In England hatte eine krankhafte Frommheit ihn
ergriffen. Von Paris ist er entzückt. Mit einem Bekannten geht er
jeden S'onntag in den Louvre und ins Lurembourg. Auch diese
Eindrücke schildert er seinem Bruder. Meister der verschiedensten
Schulen wirken auf ihn. Merkwürdig ist seine Liebe zu Ary Schef-
fer; neben den Holländern, Israels, Maris und Anderen, die er
bei Goupil sah, wird Millet ihm ein Labsal. Dabei denkt er im-
mer an seine Familie und ersinnt für jeden Verwandten ein Ge-
schenk. Als ein unsozialer Sonderling steht er hier nicht vor uns.
Da greift plötzlich ein scheinbar kleines Ereignitz in sein Leben
ein. Er will zu Weihnachten nach Hause fahren, bekommt keinen
Urlaub, geht aber doch auf ein paar Tage. Dies führt zu 'Ausein-
andersetzungen mit seinen Vorgesetzten. Zum ersten Mal zeigt sich,

die unbiegsame Starrheit seines Wesens. Er fühlt sich ungerecht behandelt; statt durch Nachgiebigkeit und mit des Onkels Hilfe den Streit zu enden, sucht er durch die Zeitung eine Stelle und findet eine als Lehrer in einem englischen Knabenpensionat. Elisabeth hat auch hierüber allerlei Märchen erzählt. Daß Handel Diebstahl sei, hat er nie zu seinem Chef gesagt. Daß er lieber einen Millet oder Israels als einen süßen Kitsch verkaufte, ist leicht verständlich. Mit Wissen und Zustimmung seiner Eltern geht er im April 1876 nach England. Hier, in Ramsgate, beginnt dann ein ganz neues Leben. Beachtenswerth ist, wie er über Schulen und Schüler spricht; das Schönste sind aber seine Naturschilderungen. Immer und überall sieht er gleich ein Bild und weiß die Stimmung und den Duft wiederzugeben. Er verdient eigentlich nichts, da. er freie Station und Wohnung und nur eine Art Taschengeld bekommt. Auf die Dauer ist dieser Zustand nicht haltbar. Nach der Berathung mit den Eltern findet er eine andere Anstellung bei Mr. Iones in Isleworth. Er kommt nun in immer engere Berührung mit den Methodisten und der alte Drang treibt ihn, selbst in Londons Arbeitervierteln zu predigen. Wundervoll sind einige Schilderungen der Riesenstadt und ihres tzyde Park. Er macht alle Wege zu Fuß, da sein Geld knapp ist; nur auf dem Heimweg benutzt er manchmal die Eisenbahn: wenn er eine befreundete Familie besucht und von ihr eine Fahrkarte erhalten hat. Sein Pietismus vertieft sich und er lechzt danach, Prediger zu werden. Da seine Stellung unsicher ist, kehrt er zu Weihnachten heim und tritt dann, in Nebereinstimmung mit den Eltern, in Dordrecht bei einem Buchhändler ein; bleibt aber nur ein Vierteljahr. Inzwischen giebt der Familienrath seinem Wunsch, Theologe zu werden, nach. Im April soll er nach Amsterdam gehen und sich dort durch Privatunterricht für die Universität vorbereiten. Ein alter Admiral nimmt ihn zu sich ins Haus. Mit welchem Recht Eisler hier von einem „absurden Militär" spricht, ist nicht klar; die Briefe an Theo lassen ihn anders sehen. Auch hierüber hat Frau du Quesne manches Schiefe mitgetheilt; Thatsache ist nur, daß Vincent ungemein oft in Kirchen ging, manchmal in drei an einem Sonntag. Er verkehrt im Haus eines Oheims, der Prediger ist, und bei einem anderen, der eine große Kunsthandlung besitzt. Latein und Griechisch lernt er nicht beherrschen. (Elisabeth hat anders berichtet,) Sein Lehrer Mendes da Costa erzählt, Vincent habe ihm oft gesagt, man könne das Evangelium auch ohne griechische Kenntnisse den Armen und Elenden künden. In seinen Briefen an Theo hofft Vincent, trotz manchen Klagen, immer noch, sein Ziel zu erreichen.

Aber statt seine ganze Kraft auf die Hauptpunkte zu konzentriren, zersplittert er sich durch allerlei unnützes Zeug. Er zeichnet für seinen Vater und für einen befreundeten Prediger eine große Karte der Reisen des Apostels Paulus und schreibt den ganzen Thomas a Kempis (DieNachfolge Christi) in französischem Text ab. Mendes scheint mit dem Vater, der zu Besuch kam, gesprochen zu haben. Vincent soll die Missionarschule in Laeken bei Brüssel besuchen. Im Iuli 1878 ist er für ein Weilchen wieder zu Haus und geht dann im November nach Laeken. Der Kursus dauert nicht lange. Dann soll Vincent seine Thätigkeit beginnen. Lange bleibt er nicht, da nur Belgier unentgeltlich ausgebildet werden. Als sich dann nach einigen Monaten eine Gelegenheit im Borinage bietet, wo die evangelische Mission einen Posten haben will, geht er dorthin. In Wasmes hatte die Evangelische Mission, unterstützt von England aus, einen Betsaal errichtet und dort ist fortan das Feld neuer Thätigkeit für den jungen Van Gogh.

Anfangs ist man zurückhaltend gegen ihn; aber auch hierweiß <r die Menschen durch sein Mitgefühl bald für sich zu gewinnen. Er ist der Typus eines Urchristen und kann nicht fassen, daß einzelne Prediger in Dingen des öffentlichen, profanen Lebens anders handeln, als sie nach ihrer Glaubenslehre müßten. Wie ein zweiter Franziskus theilt er Alles mit seiner Umgebung und giebt den letzten Heller, den er von Haus bekommt, hin. Er lebt genau wie der ärmste Arbeiter und schläft mit den Kindern seiner Wirthin in einem Bett, weil sie sein Zimmer anders verwenden kann. Bis in den August 1879 bleibt er in Wasmes, dann geht er nach Cuesmes bei Mons. Wunderschön sind auch hier Mieder manche Naturschilderungen und die Beschreibung seiner Umwelt. Hier beginnt er zuerst wieder, zu zeichnen, und schickt seinem Bruder eine Skizze. Der Vater besucht ihn einmal und predigt für ihn.

Er ist nicht, wie Frau du Quesne sagt' gekommen, um den Sohn zurückzuholen. Der aber möchte nur noch zeichnen, durch die Kunst und bildliche Darstellung auf seine Mitmenschen einwirken; und zu Haus, wo die Mittel gering sind, ist man in großer Sorge, weil der Junge den Dingen des praktischen Lebens zu wenig Beachtung schenkt. Da tritt eine Pause im Briefwechsel ein; sein Bruder scheint ihm, wie Vater und Onkel, Vorwürfe gemacht zu haben. Auch diese Spannung löst sich. Er soll seinen Willen haben. Tcrsteeg schickt ihm einen Aquarellkasten, und als er von seinem Vater hört, daß er schon längere Zeit hauptsächlich durch den Bru> der unterstützt wird, erwärmt das Verhältniß sich wieder. Mit Feuereifer stürzt Vincent sich nun in die neue Thätigkeit. Dreimal

hinter einander kopirt er eine Reihe von Zeichenvorlagen; Holzschnitte nach Millet, Alles, was er herbeischleppen kann. Daneben wagt er kleine Kompositionen und hat die feste Zuversicht, bald als Zeichner Etwas verdienen zu können.
Im Oktober 1880 geht er nach Brüssel, wo ein Bekannter malen lernt. Da kann er profitiren. Der Besuch einer Akademie ist zu kostspielig; auch zu langwierig für sein Alter. Glücklich schreibt er dem Bruder, das; er ein vorzügliches Logis gefunden hat, ganze Pension und Zimmer für fünfzig Francs. Abends besucht er den freien Zeichenkursus der Akademie; manchmal arbeitet er auch mit seinem Freunde Rappard zusammen. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Brüssel kehrt er, im April 1881, zu den Eltern nach Etten zurück, um in Brabant seine Studien fortzusetzen; in der Hauptsache, weites billiger ist und er sein Bischen Geld fürModell und Material verwenden kann. Daß er nach all diesen Wandlungen und Erfahrungen der Schwester und „angehenden Lehrerin" fremd gegenüber stand, ist nicht zu verwundern. Eher schon, daß sie nie gesehen und geahnt hat, wie der Bruder rang und arbeitete, arbeitete im Schweiß seines Angesichtes. Sie schreibt: „Von einer bekannten Firma läßt er Farben und Pinsel kommen und fängt zu malen an." Oder: „Seine Mahlzeiten nahm er immer in einer Ecke des Zimmers ein, den Teller auf den Knien." Dabei war sie ihrer Lehrstunden wegen damals meist vom Haus abwesend; und die Etzgeschichte wird von Theos Witwe entschieden bestritten. Elisabeth hat so wenig Verständnitz für die Thätigkeit ihres Bruders, daß sie ihn eine Kohlezeichnung „fixiren" lätzt, indem er sie unter die Pumpe hält. Sie hat vielleicht einmal gesehen, daß er sein Aquarellpapier unter die Pumpe hielt. Kaum jemals ist einem Menschen die Kunst so schwer geworden und kaum je hat sich Einer so damit abgequält wie Vincent van Gogh.
Der Maler Mauve ermunterte ihn und auf dessen Rath geht er zu Neujahr 1882 nach dem Haag, wo er sich ein kleines Zimmerchen als Atelier einrichtet. Wieder steht er an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Endlich ein eigenes Atelier l Mauve unterstützt ihn mit Rath und That. Vincent ist überglücklich. Allerdings spielt auch die Liebe bestimmend hinein. Im Elternhaus hat er eine jung verwitwete Cousine wieder gesehen; er Verliebt sich in sie und will sie durchaus Heirathen. Als ihr Vater sagt, er habe ja keine Existenzmittel, antwortet Vincenz gelassen: „Existire ich nicht? Also muß ich doch Existenzmittel'haben!" Er lebt aber von den Spenden seines Bruders und schreibt ihm dennoch ganz stolz: „Die immer sagen, ich tauge zu nichts, werden sich

darüber wundern, daß ich nun aus eigenen Mitteln ein Atelier habe." Er verkehrt viel bei Mauve und anfangs geht Alles vorzüglich; doch nicht lange. Mauve ist nervös, hat viel mit seinen eigenen Arbeiten zu thun; und Bincent ist wohl nicht immer ein williger Schüler. Als Mauve ihm bei einem Besuch wieder einmal dringend gerathen hat, doch Etwas nach Gips zu zeichnen, bevor er sich ausschließlich der Natur zuwende, wirft Vincent nach der Heimkehr zwei Gipsabgüsse (Hände und Füße), die er sich gekauft hatte, „in den Kohlenkasten". Mauve kommt nicht mehr zur Korrektur und der Schüler schlägt sich allein durch.

In diese Zeit fällt eine Begegnung, die auf sein ganzes Leben nachwirkte. Abends trifft er auf der Straße ein'Mädchen; er findet es besser, als ers von einer Dirne erwartet hatte. Sie steht ihm Modell und er beschließt, sie zu retten. Die zu Haus verschmähte Liebe spielt natürlich mit hinein. Das Verhältniß wird für ihn bedeutsam. Auch hier sind die Aufzeichnungen der Schwester falsch. Das Mädel hat nicht fünf Kinder, wohl aber eins und ist obendrein schwanger. Pincent nimmt sie zu sich, er theilt mit ihr, was cr hat, sorgt dafür, daß sie in einem Asyl niederkommen kann, und herbergt sie nachher mit ihren beiden Kindern in seiner Kammer. Natürlich ziehen sich nun alle Familien von ihm zurück. Er will das Mädchen Heirathen. Inzwischen arbeitet er mit unermüdlichem Eifer. Aber er verdient nicht so viel, daß er mit dem vom Bruder Geschickten auch nur bei kärglichstem Leben auskommen kann. Nach zwei Iahren ununterbrochenen Ringens und Darbens hat er Schulden; und da er nun selbst einsieht, daß ein Zusammenleben mit der jungen Frau und deren Kindern unmöglich ist, verläßt er auf Zureden des Bruders den Haag und geht nach Drenthe. Die Familie der Frau fand, daß sie früher, auf der Straße, mehr verdient habe; und sie selbst scheint auch des Zusammenlebens überdrüssig geworden zu sein.

Weihnachten kehrt er zu den Eltern zurück. Reibereien mit dem Vater bleiben natürlich nicht aus; die ganze Familie sieht mißtrauisch auf seine Arbeit; nur Theo bleibt ihm treu.

Dann stirbt der Vater plötzlich; und da Vincent zu Haus nicht die volle Freiheit zur Arbeit findet, zieht er nun ganz in sein kleines Atelier. Dort, in Nuenen, hat er mit unermüdlichem Eifer seine Studien fortgesetzt. Theo kommt einmal, zweimal im Iahr. Alle Bilder wandern zu ihm nach Paris. Aber Vincent fühlt immer mehr das Bedürfniß, wieder im Kunstleben zu stehen und mehr Berührung mit Künstlern zu haben. Er geht, plötzlich, im Herbst 1383, nach Antwerpen. Anfangs nimmt er sich Modelle ins Haus;

Vincent van Gogh.
er möchte verdienen, erreicht es aber selten. Als er nicht weiter kann, besucht er einige Monate lang die Akademie. Im Frühjahr geht er zu Theo nach Paris. Bald ist er völlig gewandelt. Während er in Brabant und Antwerpen vor dem Bruder stets eine dunkelgestimmte Malerei vertheidigt hat, sucht er nun selbst das hellste Licht wiederzugeben. Einige Sachen aus seiner ersten pariser Zeit lassen deutlich den Einfluß von Renoir und Pissaro erkennen. Er lernt durch seinen Bruder alle möglichen Künstler kennen und wird besonders befreundet mit Gauguin. Ueber diese Zeit weiß man einstweilen nur wenig; Frau du Ouesne giebt gar keine Aufschlüsse. Wenn Theos Witwe, die ihn damals kennen lernte, ihre Aufzeichnungen veröffentlicht, wird man klarer sehen.
Dem allgemeinen Zug nach stärkerer Sonne und intensiverem Licht folgt auch Vincent; er geht in den Süden, in die Provence. Eine Weile ist er mit Gauguin in Arles. Aus dieser Zeit sind feine Briefe wieder die besten Beweismittel. Sie werden viel Neues über ihn aussagen. Ist es doch die Zeit seiner Reife, der Hochsommer seines Schaffens. Aber ein unerbittliches Verhängnis; treibt ihn frühem Ende entgegen.
Ihm war nicht beschieden, sich in Ruhe entwickeln zu können; sein Leben war ein ständiger Kampf, ein Kampf bis aufs Messer. Gegen die Noch und mit der Kunst hat er gerungen wie ein Verzweifelnder. DennochhatervieleWerke hinterlassen, die man immer zu den besten aller Zeiten zählen wird. Schroff aber hätte er die Leute von sich gewiesen, die seinen Namen jetzt gern auf ihr Panier schreiben, um ihr Nichtkönnen unter der Maske des „Neuen" zu verbergen. Wie hat er gearbeitet und stets nach Wahrheit gerungen; und wie ist er stets für ehrliche Arbeit eingetreten! Eins verstand er nicht, worauf die Iüngsten sich heute so gut verstehen: „lu blsS^s", die schlaue Kunst, „ä'epstsr 1c> Konrg-eois". Er war eine durchaus aufrichtige Natur von unerbittlicher Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen Andere und ruhte nicht eher, als bis er das Letzte gegeben hatte, was ihm erreichbar war.
Noordwijk «an Zee. Leo Klein-Diepold.
Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben und können daher in einer künstlerisch empfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden^ wie sie ihn in der Natur hatten. Thöricht aber wäre es, allerlei prosaische Zufälligkeiten aufzeichnen zu wollen. (Goethe.)

Windischgraetzdragoner.
Josef Graf Daun
Möcht' gern den Feind in Stücke hau«.
Siebenmal auf die Höhn bei Rolin
Ließ der Große Fritz seine Blitze sprühn;
Jetzt, Daun, Du Zauderer, müßtest Dus wagen,
Nicht abwehren blos: angreifen und schlagenI
Und der Neiteroberst, Regiment von 6igne,
Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
„Lxcellenz, ich bitte, mein Regiment,
Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
Ich höre sein Blut in den Adern brauscn.
6aß uns auf den Feind herniedersausen!"
kacht Daun: „Die Frechheit macht mich starr!
Mit den Grünschnäbeln willst Dus richten, Du
Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
Mit den Mädellippen ohne Bart
Gegen die Knasterbärte des Großen Fritzen!"
„Ich bitt', «Lxcellenz!" „Nun, Gott mag <Luch
Und sie preschen nieder, Donner und Blitz!
Die Windsbraut versteckt sich, es kehrt sich der Fritz,
von oben Kartätschen, hier Säbelgeflitz,
Sie lassen nicht locker! Das ist kein Witz!
Sie brüllen Hurra und die Rosse keuchen,
Sieg, Sieg! Und der Große Fritz muß weichen!
Das war eine Schlacht! vierzehntausend Mann,
Erprobte Soldaten, glaubten daran;
Und viele Fahnen und schweres Geschütz
Fehlten am Abend dem Großen Fritz.
Jetzt staun', Graf Daun! 's thuns nicht blos die Alten!
>Lr nickt: „Hütts nicht für möglich gehalten!"
Linst Tigne, jetzt Ivindischgraetzregiinent,
Rein Bestreicher, der die Dragoner nicht kennt:
Sie tragen noch heut keine Schnurrbärte nicht
Und tragen sehr stolz ihr glattes Gesicht:
So wollen sie glatt in den Feind einreiten.
Und so solls bleiben in Ewigkeiten!
Vrag. Hugo Salus.
Narr,
schützen!

Als Legionär in Marokko.*)
Marokkanischen gährte es längst. Die Meldungen lauteten im-
KW mer bedrohlicher. Als die Besatzungen einiger Forts im Süden
nach der Grenze marschirten, wußten wir, daß es galt. Der Mülhauser
streichelte sein Gewehr wie ein Mädchen und sagte: „Halte Dich gut!
Du bekommst bald Arbeit!" Die Alten hockten Stunden lang über
Karten und überlegten, wo es wohl losgehen würde. Bei einem Klei-
derappell fragte der Hauptmann nach Freiwilligen. Keiner blieb im
Glied. Alle traten vor. Er hatte eine große Freude und sagte, den Tag
werde er uns nicht vergessen. Von der Stunde ab bekamen wir Kriegs-
löhnung, vier Sous im Tag, und waren die meiste Zeit betrunken.
Am nächsten Sonntagnachmittag gabs keinen Ausgang. Alle
sagten: Das bedeutet was. Die Kantine war überfüllt und die Wirthin
hatte alle Hände voll zu thun. Ein alter Legionär stieß ein paar Wein-
flaschen um, sprang auf den Tisch und hielt eine Rede. Mittendrein
kam der Bataillonschreiber gerannt und brüllte aus vollem Hals:
„Wir marschiren! Wir marschiren!" Da war kein Halten mehr. Die
Marseillaise wurde gesungen, der Legionmarsch gepfiffen, Alle waren
besoffen von dem einen Gedanken: Wir marschiren! Der Mülhauser
zerrte mich hinaus, mit Gewalt sast, und sagte: „Kamerad, wenn Du
wem zu schreiben hast, so thus. Die Geschichte kriegt einen ernsten
Mund." Die ganze Nacht war ein Gejohl, Lärmen und Singen. Viele
erbrachen sich. Ich machte meine Sachen bereit. Um zwei Uhr morgens
blies es Generalmarsch. Eine halbe Stunde später marschirten drei
Compagnien zur Stadt hinaus, unsere voran, gleich nach der Musik,
die die lustigsten Lieder spielte. Vor der Stadt kehrte sie um und ging
zurück. Wir aber marschirten in das schweigende Land. Hart und scharf
lösten sich unsere Schritte vom Pflaster; klack-klack. Der Gaul des »
Hauptmanns warf den Kopf auf und wieherte. ,
Gegen Tag machten wir die erste Rastpause; die Compagnien
folgten einander in großen Abständen. Die Kampfstimmung vom vo-
rigen Abend war bald verschwunden; je höher die Sonne stieg, desto
tiefer sanken die Schädel, desto unregelmäßiger wurden die Schritte.
Wir kamen an Weinfeldern vorüber, die abgeerntet wurden. Große
Bütten mit eingestampften Trauben standen am Weg. Wir hatten
Durst und schöpften den süßen Saft in unser Käppi und tranken in
langen Zügen. Den Kapitän ließen wir schimpfen, wie er wollte. Erst
als er den Degen aus der Scheide wirbelte, hörten wir auf und setzten
den Marsch fort. Aber die Unzufriedenheit saß in unseren Reihen,
schwerte jeden Schritt und grub Verwünschungen aus den Herzen,
Morgens um zehnAHr kam derBefehl zumLagern; wirschwenktcn

*) Bruchstückchen aus dem schlicht und nett geschriebenen Buch
„Der Baldamus und seine Streiche" (auf der Walze, in der Fremden-
legion, als Soldat), das im Verlag der Lese in Stuttgart erscheint,

von der Straße ab, einem kleincn Hügel zu. Der Kapitän stellte Wachen aus. Wir Anderen setzten die Gewehre in Pyramidenform zusammen. Wie sich die Brust aufthat und Luft holte, als der drückende Tornister am Boden lag! Zum Verweilen und Ausruhen gabs vorerst keine Zeit. Die Unteroffiziere theilten die Leute ihrer Korporalschaften ein. Der Mülhauser schickte mich mit einem Polaken auf die holzsuche. Es war schwer, Etwas zu finden. Nach zwei Stunden erst kehrte Jeder mit einem Arm voll brennbarem Zeugs zurück. Während dieser Zeit hatten die Anderen die Zelte aufgeschlagen und mit kleinen Gräben umzogen, so daß das Wasser bequem ablaufen konnte, falls es regnen sollte. Auch Kochlöcher waren gegraben; in manchen brannten schon Feuer. Der Mülhauser murrte, weil wir so spät kamen. Bald hatten wir unseren Topf aufgesetzt! eine Stunde später hieß es: Das Essen ist fertig. Es war freilich sehr bescheiden; eine Wassersuppe mit zwei Erbswürsten pro Mann, Nachher wurden die Wachen vertheilt. Da es mich nicht traf, kroch ich ins Zelt. Den Tornister benutzte ich als Kopfkissen.
Wieder blies es. Ein Durcheinander und Fluchen. Die Zelte wurden abgepackt. Jeder wollte am Schnellsten fertig sein und verwursteltc dabei mehr, als recht war. Um elf Uhr nachts wurde aufgebrochen. Wir marschirten mit Sicherung, Ich kam zu der dreiköpfigen Spitzengruppe. Ein Unterlieutenant hatte das Kommando.
Solche Marschnächte sind unheimlich, besonders wenn der Mond abgeht und das Dunkel sich über die Landschaft wirft, alle Sinne aufpeitscht und doppelt empfindlich macht. Die Augen bohren sich wie Dolchmesser in die Finsternis; und können doch nichts-erschauen. Die Ohren horchen ins Land und werden jeden Augenblick von den Geräuschen der Ferne getäuscht. Der Athem geht gepreßt, verhalten, wird zur körperlichen Qual, das Herz kommt aus seinen Hartschlägen -nicht mehr heraus.
Am dritten Tag marschirten wir in Sidi-bel-Abbes ein, über und über bedreckt und naß bis auf die Haut; denn es regnete. Die wenigen Leute in den morgenstillen Straßen wandten nicht einmal die Köpfe nach uns. Das militärische Bild war ihnen nichts Ungewohntes. Wir bezogen in einer leerstehenden Kaserne Quartier, die zum Ersten Regiment gehörte. Von diesem Regiment waren schon zwei Compagnien an die Grenze geworfen worden; es hieß sogar, sie seien bereits in Marokko einmarschirt.
Mir brannten darauf, auch dorthin zu kommen und endlich den langweiligen Innendienst los zu sein. Um so mehr, als wir einen frischen Lieutenant erhalten hatten, dessen Lieblingbeschäftigung darin bestand, den ganzen Tag in den Stuben herumzuschnuppern und den Kapitän mit seinen blödsinnigen Meldungen unnütz aufzuregen. Drei Wochen schlichen dahin, ausgefüllt mit Exerziren und den gewohnten Nebenbeschäftigungen wie Stockfechten und Boxen, Die zwei Compagnien unseres Bataillons, die am selben Tag wie wir in Sidi-bel-Abbes eingetroffen waren, hatten schon längst ihre Marschordre er-

halten. Nur wir konnten nicht vom Fleck. Als ich dem Mülhauser
klagte, sagte er: „Bub, sei froh, daß wir noch lebendig hier sitzen; das
Elend kommt früh genug!"
Genau dreißig Tage nach dem Einmarsch fuhren wir zur Stadt
hinaus. Seltsamer Weise nach Oron, wo wir zwei Tage blieben; dann
gings mit der Bahn nach der Stadt Algier weiter. Die Fahrt war
scheußlich. In enge, kleine Wagen zusammengepfercht, erstickten wir
fast vor Hitze. Nach der Ankunft in Algier meldeten sich zweiundvier-
zig Mann krank. Der Arzt schrieb alle gesund, der Hauptmann raste
und schwor, wenn wir wieder in Saida seien, werde er jeden eine
Woche oder zwei ins Loch stecken.
In Algier wurde unsere Compagnie getheilt. Ich kam zur größe-
ren Hälfte und machte den Marsch nach Biskra (im Inneren des Lan-
des) mit. Unterwegs verschwanden zwei Mann; es hieß, sie seien de-
sertirt. Ein Ungar erschoß sich; der arme Kerl hatte in der letzten Zeit
kaum mehr laufen können; seine Füße waren eine eitrige VZunde.
Dennoch wurde er von Ort zu Ort mitgehetzt und, als alles Zureden
nicht mehr nützte und er schlapp machte, an einen nachfolgenden Fou-
ragewagen gebunden, der ihn halb tot schleifte. Er wurde neben der
Straße eingelocht. Drei Salven über die Grube die einzige Ehre.
Wir waren erbittert und schimpften, um so mehr, weil Alle wuß-
ten, daß Algier und Biskra Bahnverbindung hatte und der anstren-
gende und zermürbende Marsch ohne zwingende Gründe geschah. Der
Adjutant hatte es uns schon oft ins Gesicht geschrien: „Ihr Kaffern
braucht Euch nichts einzubilden! Wenn Einer von Euch Hunden ver-
reckt, ists wurst; für fünf Centimes im Tag kriegen wir einen Anderen."
Auch in Biskra war Kasernenquartier für uns bereit. Wir er-
hielten hier zum Theil neue Ausrüstung und durften eine Woche ver-
rasten. Das that bitter noth. Alle von uns waren abgemagert und
eingefallen, die Augen lagen tief im Schädel, die Backenknochen dräng-
ten sich vor und gaben uns das Aussehen von Totenköpfen.
Die Spannkraft des Legionärs ist erstaunlich. Nichts hat er
schneller vergessen als schlechte Tage. Kaum waren die ersten Gläser
Wein hinunter: da fanden die rauhen Kehlen verlorene Töne und
frohe Laute wieder. Wenn es auch nur Zotenlieder waren, die sich an
den Kantinenwänden stießen und frech und breit zu allen Fenstern hin-
ausquollen auf den leeren Kasernenhof, sie ergriffen doch als Seelen-
aufschreie, als Brücken, die hinüber trugen in ein anderes Land und
für Augenblicke die Wirklichkeit und den inneren Jammer wegtäuschten.
Im Hinterland rebellirten einzelne Stämme und zerstörten fran-
zösische Ansiedelungen. Das war der Hauptgrund, warum die Garni-
son in Biskra durch uns verstärkt wurde. In der zweiten Woche rück-
ten wir, achtzig Mann stark, aus. Jeder hatte außer den Patronen für
fünf Tage Konserven und einige Scheite Brennholz gefaßt. Der Weg
führte ausschließlich durch bergiges Terrain. Wir kamen nur langsam
vorwärts, da wir nirgends gebahnten Pfaden folgten, Unsere Führer,

zwei Araber, schienen die Gegend gut zu kennen; wenigstens waren sie über die einzuschlagende Richtung nie im Zweifel. Nach der ersten Etape lagerten wir anderthalb Tage. Die älteren Legionäre benutzten die lange Rast, um die mitgenommenen Vorräthe aufzuessen. Sie behielten nichts als Zwieback und ein Wenig Chokolade. Einzelne sagten, dadurch werde der Tornister um etliclM Pfund leichter und erspare ihnen eine große Last beim Marschiren. Das Bischen Hunger seien sie schon gewöhnt. Wir Jüngeren ließen uns verleiten, es ihnen darin gleichzuthun. Das rächte sich bitter. In den folgenden Tagen war nirgends Proviant aufzutreiben. Wir krepirten fast vor Hunger. Dazu kam, daß die Wasserrationen äußerst klein bemessen waren und wir Durst litten; auch mußte jeden Tag für die Suppe ein, halber Liter zurückbehalten werden. Wer kein Wasser zusteuerte, konnte bei der Suppenvertheilung zusehen, erhielt aber nichts. Am dritten Tag trafen wir auf eine ausgeräuberte französische Farm, die erst vor Kurzem von Beduinen niedergebrannt worden war. Obwohl mehrere Patrouillen ausgeschickt wurden, fanden sie nirgends Spuren. Da beschloß der Hauptmann den Rückmarsch. Ich war schlapp zum Umfallen; den Tag darauf verschlimmerte sich mein Zustand sehr. Hätte mir der Mülhauser nicht Chokolade zugesteckt, ich glaube, ich wäre um die Ecke gegangen. Auch manchem Anderen sah man das Elend an.
Doch kam neues Leben in die müden Knochen, als die Vorhut meldete, sie habe zwischen den Felsgruppen eines Hügels Araber gesehen. Die Ungewißheit, ob es Feinde seien oder nicht, dauerte nicht lange. Ein weißblaues Wölkchen zeichnete sich drüben ab, dann wieder eins, dem eben so rasch der Knall folgte. Der Kapitän gab Befehl zum Ausschwärmen. Mit gekrümmtem Rücken krochen wir in die nächsten Deckungen. Ich äugte hinüber, sah aber nichts als Gestrüpp und Felsen und Grasbüschel. Vorsichtig schaute ich mein Gewehr nach, ob es auch richtig geladen und in Ordnung sei. Es stimmte. Aber wie ich das Schloß öffnete, merkte ich, daß mir die Hände zitterten. Der Korporal hinter mir kommandirte, wir sollten in Sprüngen vorgehen. Wir zehn Mann schnellten mit einem Satz in die Höhe, rannten zwanzig, dreißig Meter vorwärts und warfen uns nieder. Während des Sprunges war es drüben lebendig geworden. Es knallte. Dicht vor mir sprangen Splitter von einem Stein; hier war eine Kugel aufgeprallt. Ich bekam ein Gefühl im Hals, als müsse ich ersticken. Der Stirnschweiß rann mir bis in die Augen; vergeblich mühte ich mich, ihn mit dem Rockärmel aufzutunken. „Visir 450 Meter; Feuer!" Wie mein Gewehr losging, weiß ich nicht. War das Magazin leer, lud ich von Neuem, genau mit den selben Griffen, die mir auf dem Exerzirplatz eingedrillt worden waren. Meter auf Meter gewannen wir an Boden und rückten dem Feinde näher. Bald hier, bald dort flogen Steinsplitter. Mein Nebenmann, der hinter einer Felsgruppe hockte, wurde ins Auge getroffen und fiel um. Es schüttelte mich. Ich mußte an mich halten, um nicht zu erbrechen. Aber ich überwand die Schwäche; und mit jedem Schuß, den ich hinausjagte, wurde ich ruhiger und sicherer. Das merkte

ich daran, daß ich nicht mehr ins Blaue hinernschoß und bei jedem Abzug die Augen zudrückte, sondern eifrig ausspähte und Ziele suchte. Die Anderen sprangen weiter vor. Ich konnte nicht gleich mit, da ich es nicht wagte, den Fels hinunter zu springen. Als ich an dem Gefallenen vorbeikroch, nahm ich ihm die Patronen ab. Auf Knien und Ellenbogen schaffte ich mich weiter und lag bald wieder in der Feuerlinie. Auch der Hauptmann kam herbeigekrochen und trieb uns zum Vorgehen an. Schließlich schrie er: „Aufpflanzen!" Noch eine kurze Rastpause; dann gings im Sturm vorwärts den Hügel hinauf. Nun wurde es im Gestein lebendig. Der Feind zog sich heftig feuernd zurück, bevor wir ihn erreichten; wir in Einem fort hinterdrein, bis wir oben auf der Kuppe standen. Da ertönte das Signal: „Halt!" Wir mußten die Verfolgung aufgeben. Die Araber hatten ihre Verwundeten mitgenommen. Von uns waren Zwei gefallen und Einige leicht verwundet, darunter auch der Mülhauser, der einen Schuß in den linken Oberarm bekommen hatte. Zuerst glaubten wir, die Zahl der Gefallenen sei größer, denn drei Stück lagen am Boden und rührten sich nicht. Wie sich aber herausstellte, war ihnen in der Angst blos etwas Menschliches begegnet, was sie am Aufstehen und Gehen hinderte. Das war zu begreifen; die Drei standen heute zum ersten Mal im Feuer. Nachdem die Verwundeten verbunden, die Toten begraben, die Hosen ausgeputzt waren, gings nach Biskra zurück. Der Hauptmann hatte uns Wein versprochen und hielt Wort. Wir kehrten in eine Wirthschaft ein, wo wir zwei Stunden lang trinken konnten, so viel wir wollten. Keiner blieb nüchtern. Lieder singend und die Einheimischen ausspottend, torkelten wir nach der Kaserne zurück. Der Mülhauser kam ins Lazareth und wurde drei Wochen später geheilt entlassen. Ich hatte ihn mehrmals besucht. Das rechnete er mir hoch an.

Die nächste Zeit wurde mit kleineren Märschen in die Umgegend ausgefüllt. Sonntags vergnügten wir uns in Weinwirthschaften oder arabischen Kaffeehäusern. Selten ging eine Woche ohne Streitigkeiten vorbei. Der Hauptmann sagte, wenn der Unfug nicht aufhöre, müsse er schärfer werden und mehr Dienst ansetzen. Aber auch diese Drohung nützte nichts. Legionärsblut verträgt sich halt nicht mit anderen Rassen. Auch nach Freiwilligen für Tongking wurde gefragt; doch meldete sich Niemand. Die Unruhen im Süden dauerten fort und mehrten sich. Es hieß, daß wir auf eine Station ganz im Süden geschickt würden. Das traf auch zu. Fünfzig Mann wurden ausgelesen, darunter ich und der Mülhauser, der in Folge des letzten Gefechtes zum Sergeanten aufgerückt war und mir von seiner Löhnung immer Etwas steckte. Ein junger Lieutenant bekam hie Führung ^und wir marschirten. Nach sechstägigem Marsch kamen wir nach Tugurt, wo wir zwei Tage Marschpause hatten. Dann begleiteten wir eine Karawane, die mit Vorräthen nach dem Fort Lallemand ging. Unterwegs starben Zwei an Hitzschlag, Einer wurde verrückt und schoß nach dem Lieutenant, traf aber nicht. Wir hatten alle Mühe, ihn zu bändigen,

OSkar Wöhrle.

rix Oriente.
MkLoher hat die Türkei das für den Krieg nöthige Geld genommen? An leere Kassen ist sie gewöhnt. Kismet. Bon den Vorschüssen, die im vergangenen Jahr flüssig gemacht wurden, ist auch kein Riesenkapital geblieben: 3 Millionen Türkenpfund waren auf die zur Option stehenden 4 Millionen der Zollanleihe von 1911 gezahlt worden; Ä gab die Osmanenbank auf eine abzuschließende Anleihe von 10 Millionen; 1Vs lieferte der Kontokorrentkredit, den die Regirung bei der Banque Imperiale Ottomane hat. Das ist Alles. Für die Bereitschaft, Adrianopel hinzugeben, hatten die Großmächte neues Geld angeboten; ihre Kollektivnote war fast so gut wie eine Banknote. Wenn die Jungtürken der Mahnung nicht gehorchten, durften sie auf offizielle Vorschüsse nicht rechnen. Noch ist unvergessen, daß die Sultanstürzer ein großes Reformprogramm verkündeten, daß sie die Oedts publique abschaffen wollten und daß aus all den schönen Plänen nichts wurde. Danach ist es nicht ganz leicht, Kredit zu finden. Als berichtet wurde, die Konzession zum Bau einer Untergrundbahn in Konstantinopel sei mit einer Extragabe bezahlt worden, dachte Mancher: „Wenn die Frnanzleute den Muth haben, an den Bau einer Stadtbahn in Stambul zu denken, kanns um das Schicksal des Osmanenreiches nicht gar so schlecht bestellt sein." Dieser Glaube konnte täuschen; wenn Konstantinopel nächstens bulgarisch würde, stiege der Werth der Stadtbahn ja noch. An der Spitze des deutsch-französisch-belgischen Konsortiums steht die Deutsche Bank, deren Leiter ungefähr beurtheilen können, wie es in der Türkei aussieht. Die Situation der Staatsschuldenverwaltung hat sich nicht geklärt. Der londoner Oouncil ok toi-eiAn boixZKolSsrs ist entschlossen, die Rechte der Gläubiger zu schützen; er sagt, von einer der Türkei abzudrückenden Kriegsentschädigung könne nicht die Rede sein, so lange die Unantastbarkeit der für den Schuldendienst verpfändeten Einkünfte nicht gesichert ist. Das war der einzige Kommentar zu der Denkschrift, die der Verwaltungrath der Oedts publique für die londoner Konferenz ausgearbeitet hatte. Schon vorher war den Botschaftern in einem Rundschreiben empfohlen worden, sich mit dem Schicksal der türkischen Auslandanleihen, die unter dem Schutz des Muharremdekrets stehen, zu beschäftigen. Sir Adam Block, der dem Verwaltungrath vorsitzt, sieht das Schicksal der Oetts publique also nicht allzu rosig; und man muß hoffen, daß diese Sache nicht auf die lange Bank geschoben werde. Das Programm für die Neuregelung des türkischen Staatsschuldendienstes fordert, daß eine Kriegsentschädigung, die etwa von den Königreichen erlangt wird, nicht auf den Antheil der einzelnen Staaten an der Bedienung der Oetts publique verrechnet werden darf. Die Einkünfte aus den ehemals türkischen Gebieten, die nnter bulgarische, serbische, griechische Herrschaft kommen, sollen ungeschmälert zur Deckung der Coupons dienen. Dieses Verlangen hat der londoner Council in seiner Erklärung unterstrichen. Der Rest ist nicht wichtig.

Die Eiiinahinen der Staatsschuldenverwaltung betrugen im Fiskaljahr 1011/12 (Ende Februar) 4,13 Millionen Türkenpfund; der Schuldendienst forderte 2,15 Millionen. Daraus ergab sich ein Ueberschuß von 1,97 Millionen; obwohl der Tripoliskrieg eine Minderung der Tabakeinnahmen um 66000 und einen Verlust von 34000 Pfund aus den Salzwerken (an der arabischen Küste) brachte. Im Balkankrieg haben die Einkünfte der Ostts publique natürlich noch mehr gelitten. Da aber im vorigen Jahr der Ueberschuß fast 2 Millionen Pfund betrug und die Reserve eben so hoch ist, braucht man, im schlimmsten Fall, nur die besonderen Tilgungen zu begrenzen. Das wurde bereits in Aussicht gestellt. Die gewöhnliche Amortisation und der übliche Ankauf von Losen bleibt von der Einstellung der besonderen Tilgungen unberührt und die Besitzer türkischer Renten werden dadurch nicht geschädigt. Die Ostts ?ubliqus hat auch nicht nachgegeben, als die neue Regirung versuchte, die von Italien zu zahlenden 50 Millionen Lire für sich zu verwenden. Dabei handelt sichs um den Ausgleich für die der Staatsschuld verpfändeten libyschen Einkünfte. Italien hat sich zur Ablösung dieser Einnahmen bereit erklärt; und diesem guten Beispiel sollten die Balkankönige nachstreben. Daß die Entschädigung der Ostts publique gehört, unterliegt keinem Zweifel. Kann die Pforte einen Ersatz für die tripolitanischen Gelder bieten, so darf sie das von Italien Gezahlte als Staatseigenthum erklären; doch eben nur dann.

Trotzdem die Balkanstaaten die Wahrung der Rechte öes fremden Kapitals zugesagt haben, ist aus Bulgarien neue Beunruhigung gekommen. Der Züricher Bank für Orientalische Eisenbahnen war die Absicht zugeschrieben worden, ihre Aktien der Eisenbahn Saloniki-Monastir zu verkaufen. Warum? Das wurde nicht verrathen. Vielleicht nur, um aus dem niedrig bewertheten Aktienbesitz einen guten Gewinn zu ziehen, bevor die in ihrem Ergebnis; nicht sichere Auseinandersetzung mit den neuen Herren des Balkans beginnt. Das Recht zu einer solchen Transaktion ist unbestreitbar. Die bulgarische Regirung ließ aber durch die Gesandtschaft in Berlin erklären, sie werde „nur die finanzielle und wirthschaftliche Lage in der Türkei anerkennen, die bei Beginn des Krieges bestand, später eingetretene Veränderungen aber nicht beachten". Wenn Bulgarien sich damit gegen die Gefahr einer Uebervortheilung sichern will, ist die sonderbare Publikation allenfalls verständlich. Doch erstens fällt die Eisenbahnlinie Saloniki-Monastir nicht in den bulgarischen Machtbereich und zweitens ist es für den Werth dieser Strecke gleichgiltig, in wessen Händen die Aktien des Unternehmens sind oder ob es überhaupt als Aktiengesellschaft betrieben wird. Will Bulgarien die Bahn verstaatlichen, so muß der Kaufpreis dem wirklichen Werth entsprechen. Alle anderen Fragen sind daneben unwichtig. An den Versuch, unter allerlei Vorwänden den Preis zu drücken, sind gerade Eisenbahnaktionäre gewöhnt. Aber die Balkanländer brauchen das Geld Europas und sind dadnrch zu vorsichtigem Handeln gezwungen. Da ist nichts zu fürchten.

In London hat der Finanzminister Ferdinands über die bulgarischen Finanzen gesprochen. Die Konversionanleihe von 180 Millionen Francs, über die man in Paris verhandelt hatte, ist sg sets gelegt worden. Der Krieg brachte anders Sorgen; 6 «der^/s Prozent: diese Frage konnte man später beantworten. Die Regirung half sich mit Schatzscheinen (zu 6 Prozent), für die sie in Paris und anderswo Abnehmer fand. Zur Deckung der Ausgaben für den Krieg wurden bis Ende Januar 170 Millionen Francs aufgenommen. Nach dem Friedensschluß müssen zunächst also, wenn konvertirt wird, 350 Millionen herangeholt werden. Wird Europa bereit sein, bulgarische Renten mit 4VsProzentigen Coupons zu übernehmen? Das ist die Frage. Senkt sich der Reichsbankdiskont nicht tief unter 6 Prozent (was, so lange die Kriegsgefahr droht, kaum zu erwarten ist), dann haben ^/sprozentige Bulgaren keine Chance. Solche Zinsen sind näher zu haben; wenn auch nicht gerade im Bezirk der deutschen Staatspapiere. Wie die gedeihen sollen, wenn das Ausland sich die größten Brocken aus der Suppe gefischt hat, ist auch noch ein Räthsel. Die deutsche Finanz pflegt nur solche Anleihen abzuschließen, auf deren Papieren sie nicht sitzen bleibt. Von den ungarischen Schatzwechseln wurden W Millionen in Deutschland rasch abgesetzt. Auch die rumänischen Schatzscheine, die das Konsortium Diskontogesellschaft-Bleichröder übernommen hat, werden unterzubringen sein; obwohl sie nicht so üppig wie die Ungarn ausgestattet sind. 150 Millionen Francs, die 4Vs Prozent Zins bringen nnd nach drei Iahren zum Parikurs eingelöst werden. Bei einem Verkaufspreis von 97 ergiebt sich ein jährlicher Zuschlag von 1 Prozent auf die Verzinsung, Man könnte fragen, was die Banken treibe, in Tagen der Bedrängniß, bei 6 Prozent Bankdiskont und verhängter Aussicht, eine nicht unbeträchtliche Summe deutschen Geldes einem fremden Staat zu leihen. Darauf käme die Antwort: „O'sst Is Ausrrs"; wobei an Balkan- und Bankenkrieg zu denken wäre. Die Rumänen sind sicher und die Bedingungen nicht ohne Reiz. Ergeht der Aufruf an das Preußenkonsortium, dann wissen die Banken genau, daß nur um die Ehre, nicht um Geld gespielt wird. Das nimmt man vom Ausland, wenns zu erlangen ist. Mit Rumänien macht das Deutsche Reich mehr Geschäfte als mii einem anderen Balkanstaat, Als Agrarland exportirt Rumänien fast nur Getreide und die Finanzen sind auf den Ertrag der Ernten gestellt. Daß der Staatshaushalt und die Volkswirthschaft in Ordnung sind, wird dem Berliner schon durch die große Zahl der an der Börse notirten rumänischen Papiere bewiesen. Die Getreideausfuhr hat gelitten, weil während des Krieges der Seeweg gesperrt war. Hohe Getreidestapel liegen in den Häfen, der Geldumlauf stockt und oft hörte man von Insolvenzen, Die Banken konnten nicht immer helfen, wollten manchmal auch nicht, um für alle Fälle bereit zu bleiben. Rumänien hat vom Krieg beinahe so gelitten, als ob es mitgekämpft hätte. Trotzdem sind die Schuldverschreibungen ihr Geld Werth. Die letzte rumänische Anleihe kam im Jahr 1910 auf den internationalen Geldmarkt; 128 Millionen Francs wurden zu 90 emittirt.

Sonderbar ist, daß in diesen Tagen des Rüstens und Borgens nie
von russischen Anleihen die Rede war. Ismvors mutsnwr. Rußland,
einst ständiger Gast bei den internationalen Geldwirthen, deckt den Be-
darf durch die Einnahmen des Staates. Die Schulden aber werden ab-
getragen. Die Staatsschuld war Ende 1912 mit 8859 Millionen Ru-
beln etwa so hoch wie Ende 1908. In der Zwischenzeit sind fast 200
Millionen getilgt worden. Jetzt wird die Schuldentilgung stocken, weil
die Armee alle Mittel verlangt. Seit 1909 hat Rußland das interna-
tionale Kapital nicht mehr in Anspruch genommen; denn die im Aus-
land untergebrachten Eisenbahnprioritäten sind nicht auf die Rech-
nung des Staates zu setzen. Herr Kokowzew kann lachen. Ladon.
ZWIzNter dem Titel „Der Iesuitenpopanz" bat Herr Karl Ientsch hier
SA? einen Artikel veröffentlicht, der nicht unerwidert gelassen werden
darf. Es geht doch nicht an, die Abneigung gegen den Jesuitenorden und
den jetzt stark sich regenden Widerstand gegen seine amtliche Wiederzu-
lassung in Deutschland darauf zurückzuführen, daß man den Jesuiten-
orden als einen „Popanz" hinstellt. Gewiß werden thörichte Dinge, ge-
radezu Ammenmärchen und Räubergeschichtenüberden Orden verbreitet
und es mag sein, daß Viele ihre „Iesuitenfurcht" auf solchem schlechten
Boden nähren. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß (abgesehen von
Entgleisungen, die überall vorkommen, wo Masseninstinkte in Thätig-
keit treten) sehr berechtigte Gründe vorliegen, gegen den Jesuitenorden
aufs Schärfste Stellung zu nehmen. Diese Gründe (ich will nicht weit-
läufig werden) lassen sich in den Satz zusammenfassen: daß der Je-
suitenorden der Totfeind des modern-paritätischen Staates ist. Aller-
dings begegnet er sich in dieser Totseindschaft mit der ultramontani-
sirten Römischen Kirche; doch ist nicht zu verkennen, daß die Totfeind-
schaft im Jesuitenorden besonders scharf ausgeprägt ist und daß die
Feindschaft der Römischen Kirche gegen den modernen Staat, gegen
seine Gewissens- und Kultusfreiheit und gegen sein Grundgesetz von
der Parität durch das Wirken des Jesuitenordens innerhalb der Rö-
mischen Kirche erst zum System geworden ist. Gerade die Werke leben-
der deutscher Jesuiten liefern dafür schlagende Beweise. Ich erinnere
an das Werk des Generals des Jesuitenordens, des Württembergers
Franz Xaver Wernz, ^us DscrstaliuW (Rom 1899 bis 1903); an das
weit verbreitete Werk „Moral-Philosophie" (Freiburg 19M) des Je-
suiten Cathrein; an die einflußreiche „Moraltheologie" (IKsologia mo-
'Nrlis, Freiburg, 1911) des Jesuiten Lehmkuhl; an die zahlreichen po-
pulär-wissenschaftlichen Werke der Jesuiten Tillmann, Christian Pesch,
Freiherrn von Hammerstein und viele andere. Dort wird die Ober-
herrschaft der Kirche über den Staat in allen seinen Funktionen, über

die Wissenschaft und über das gesammte private wie öffentliche Leben der Staatsbürger klar und deutlich gelehrt. An nicht wenigen Stellen dieser Werke wird die Parität als ein „krankhafter Zustand" bezeichnet, „welcher durch die Umstände geboten werden kann", oder von der Parität wird gesagt: „sie bedeute in sich einen gewaltsamen und der von Gott gewollten Ordnung weniger entsprechenden Zustand". Wenn man bedenkt, daß solche Lehren, die auf den Umsturz des modern-paritätischen Staates gerichtet sind, durch die straffe Organisation des Jesuitenordens, deren Wirksamkeit durch das ungeheure Ansehen, das er in der katholischen Laienwelt genießt, ins Ungemessene vermehrt wird, mit Erfolg vom Beichtstuhl aus und in den der Öffentlichkeit sich entziehenden Exerzitien verbreitet werden, so beruht die Ablehnung des Ordens nicht auf der Furcht vor einem „Popanz", sondern auf dem Be« wußtsein, Recht und Pflicht zu haben, unseren modern-paritätischen Staat gegen die schwerste ihm drohende Gefahr zu vertheidigen.

Wir in Deutschland leiden ganz besonders unter konfessioneller Zerklüftung und der Jesuitenorden ist derjenige, der, trotz allen Friedensversicherungen, den Konfessionenhaß am Meisten verbreitet. Man sehe sich doch um in den Schriften, welche die deutschen Jesuiten der Gegenwart fort und fort veröffentlichen. Die Namen der hervorragendsten dieser jesuitischen Schriftsteller habe ich schon genannt. Mit Nachdruck mache ich aber auch aufmerksam auf ein von den deutschen Jesuiten der Gegenwart ins Leben gerufenes Unternehmen: „Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr". Es sind kleine heftchen (zum Preis von zehn Pfennigen), die seit dem Jahr 189t) zu Tausenden in das Volk geworfen werden und die das Schlimmste an konfessioneller Verhetzung in geradezu roher Form enthalten, was sich denken läßt. Und diese Flugschriften erscheinen im Verlag des „Centralorgans der Centrumspartei", der berliner „Germania". Auch ist es unrichtig, wenn Herr Ientsch sagt, die Hauptgegner der Jesuiten seien: „Rigoristen jansenistischer Richtung" und „Iesuitennovizen" gewesen, „die wegen Verfehlungen ausgestoßen worden waren und sich durch Schmähschriften und Satiren rächten". Gewiß hat es auch Solche gegeben, aber die Hauptankläger des Ordens sind die bei der Aufhebung des Ordens durch Klemens den Vierzehnten beschlagnahmten Iesuitenpapiere, die in den Staatsarchiven zu Wien und München lagern. Man lese das große Werk Döllingers: „Moralstreitigkeiten" und die verschiedenen größeren und kleineren Werke des bonner Universitätprofessors Reusch. Dort findet man aus den eben genannten Iesuitenpapieren Wiens und Münchens wuchtigste Anklagen aus dem Orden selbst. So ist es ein unberechtigter Vorwurf, wenn Herr,Ientsch im Zusammenhang mit der eben erwähnten Stelle schreibt: „Seitdem hat immer die nächste Generation von Iesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und sie zu prüfen". Döllinaer. Reusch die Professoren Friedrich, Kelle und Huber sind „auf die Quellen zurückgegangen" und haben sie „geprüft"; und was in ihren Werken

über und gegen den Jesuitenorden steht (und es ist ein ungeheures Schuldkonto), sind durchaus keine „Schmähschriften und Satiren", sondern es ist geschichtliche Wahrheit.

In diesem Zusammenhang gestatte ich mir auch, auf mein Werk: „Vierzehn Jahre Jesuit" (Leipzig, bei Breitkopf S Haertel) hinzuweisen, und zwar deshalb, weil es von einer Autorität wie Adolf Harnack „eine kirchengeschichtliche Leistung ersten Ranges" genannt worden ist.

Lichterfelde. Graf Hoensbroech.

Meine Antwort kann kurz sein,

1. Die Werke neuerer Jesuiten, die Graf Hoensbroech nennt, und die Flugschriften des Germania-Verlages kenne ich nicht.

2. Die Werke von Döllinaer. Reusch. Friedrich und Huber kenne ich; sie sind von dem altkatholischen Vorurtheil beeinflußt, das ich in „Christenthum und Kirche" charakterisire. In einer Rezension der von Döllinger und Reusch herausgegebenen „Moralstreitigkeiten" habe ich gesagt: Wenn es einer anderen Genossenschaft, etwa den Freimaurern, ergehen sollte, wie es den bayerischen Jesuiten ergangen ist, wenn ihre Häuser plötzlich überfallen, ihre Mitglieder verjagt, ihre Papiere mit Beschlag belegt würden und wenn man darin nichts Kompromittirenderes fände als Das, was die zwei jesuitenfeindlicken GclcKrten hier veröffentlichen, dann dürfte diese Genossenschaft stolz sein auf den Nachweis ihrer Sauberkeit.

3. Ich habe einmal an den von einem Jesuiten geleiteten Exenzitien theilgenommen und dann bei ihm gebeichtet. Kein kirchenpolitisches, kein polemisches Wort ist gefallen; von nichts war die Rede als vom Seelenheil und von Pflichterfüllung,

4. Möchten alle Vorwürfe, die den Jesuiten gemacht werden, begründet sein, so bliebe dennoch das Iesuitengesetz sammt seimer kleinlichen Anwendung eine unzeitgemäße und zweckwidrige Maßregel, die gewiß jedem gebildeten Engländer, Amerikaner, Dänen eben so lächerlich vorkommt wie mir.

5. Die Lehr- und Grundsätze der ultramontanen Staatstheorie kenne ich natürlich. Wie unterrichtete Männer von der Predigt dieser veralteten Sätze, mit der sich ultramontane Gelehrte von Zeit zu Zeit blamiren, eine Erschütterung moderner Staaten, gar unsers gewaltigen preußisch-deutschen Staatsbaues, fürchten können: Das ist mir immer ein unlösliches Rärhsel gewesen. Ich sehe in dem Eifer, mit dem die Fanatiker der Berliner Richtung diese Grundsätze geltend machen, weiter nichts als den Sturmbock, der an der Sprengung des Centrumsthurms und an der Auflösung der Katholischen Kirche Deutschlands arbeitet, und sollten die Jesuiten die Leiter dieses Sturmangriffes sein, dann müßten sie von den Protestanten, sofern Protestantismus das Selbe bedeutet wie Feindschaft gegen die Katholische Kirche, als werthvollste Bundesgenossen begrüßt werden.

Neisse. Karl Ientsch.

Naturerkenntniß?
«zeichnend für die Richtung, in der die geistigen Interessen unse-
res Zeitalters sich entwickeln wollen, ist das Verlangen Vieler
nach tieferem Einblick in die Natur und die Energie und Bereitwillig-
keit, worin Schule und Wissenschaft mit einander wetteifern, diesem
Trieb entgegenzukommen und ihn weiter anzuregen durch Neugestal-
tung des elementaren und gelehrten Unterrichtes, durch Gründung und
Unterhaltung volksthümlicher Gesellschaften, durch Verbreitung popu-
lärer Literatur. Maßgebend hierfür wurde nicht in letzter Linie die
Ausbreitung der Abstammunglehre in der Gestalt, wie sie von Darwin
begründet worden ist; ferner die Veränderung des physikalischen Welt-
bildes durch die Entdeckungen in den exakten Wissenschaften, wie sie,
bei Galilei und Kopernikus beginnend, vor unseren Augen fortschreitet;
und schließlich die Bewegung in monistischen Kreisen, die Ernst auch
damit machen wollen, die Kulturwelt dem Aberglauben abzuringen.
All dies Geben und Empfangen aber verrätl> thätigen Willen führen-
der Geister zur Theilhaberschaft auch des Naturerkennens an der Psyche
der Völker. Eine Propaganda dafür aber scheint geboten und darum
gerechtfertigt, weil wir in einer vielfach historistischen Periode geisti-
gen Lebens stehen und einer irrationalistischen Epoche der Weltbe-
trachtung entgegengehen.
Noch jedesmal, wenn wieder eine glanzvolle Entdeckung gelang,
ein seltenes Naturschauspiel auserwählte Zeitgenossen in seinem Bann
hielt, Pflegte das Allgemeininteresse sich auch diesen Dingen zuzuwen-
den und wie einen Schwimmgürtel in der Noch wußte eine raschlebige
Zeit sie immer zu schätzen, wenn das „Mitreden" auf dem Spiel stand,
und der Naturforscher lebt in den Augen noch vieler namentlich hu-
manistisch Erzogener als wandelnder Automat, der nur Namenszettel
von sich giebt. Faßt man aber, wie es mehr und mehr geschieht, die
Glieder der lebenden wie unbelebten Welt als durch einander bedingte
auf, so muß auch zur Beschreibung wenigstens der Versuch einer Er-
klärung treten und eine Wissenschaft hat aufgehört, eine beschreibende
schlechthin zu sein, wenn sie nicht endgiltig auf diesen Zweck abzielt.
Und je mehr lebensgeschichtliche und physikalische Einsicht darin ein-
zogen, erhob sich auch die Naturbeschreibung aus der Statistenrolle
und das naturgeschichtliche Indiz nahm Platz neben der Aetherfiktion.
Angesichts der Stellung, die sich die Naturwissenschaft seit der
Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu sichern wußte, muß nun auf-
fallen, daß sie im allgemeinen Erziehungziel eine untergeordnete Stel-
lung hat. In einem Kulturverband aber, wie ihn die europäische Welt
mit ihren traditionellen und die deutsche mit ihren romantischen Mo-
menten darstellt, wird eine humanistische und poetische Ausfassung der
Dinge für die Erziehung heiliges Feuer bleiben wollen; und mit Un-
behagen pflegt es leicht empfunden zu werden, wenn ein Emporkömm-
ling sich ihm zu nähern sucht. Vor dem humanistischen Gewissen leben

aber die an den Thatsachen des Naturgeschehens gewonnenen Erkenntnisse gar oft als bloße Accessorien der Kultur; und insbesondere nur diejenigen Pflegen ernstere Würdigung zu finden, auf die der Historiker von Anbeginn der Zeitrechnung an stößt und die ihm dadurch hinlänglich rektifizirt erscheinen im Prozesse langer geschichtlicher Entwickelung, was namentlich für astronomische Dinge gilt; oder die ihn in ihre Spur zwingen, die Welt umformend in der technischen Ueberwindung von Raum und Zeit; oder die therapeutische Kunst dem Zug des Todes in den Weg zu stellen wußte. Und auch das Naturerkennen hat eine Geschichte, die uns lehrt, daß die Wurzeln so manchen Triebes, auf den die heutige Wissenschaft stolz zu sein Pflegt, im Griechenthum liegen. Aber wenn auch Ideen von glücklicher Genialität, wie sie das klassische Alterthum hervorbrachte in Atomistik und biologischem Einheitgedanken, der Forschung ungeheuer weit vorauszueilen oermochten, so ist es unseres Wissens doch der Humanismus nicht gewesen, der sie zwischen teratologisch-alchemistischem Wahnwitz entdeckte, sondern ihre Neuschaffung ist das unverkleinerliche Verdienst der Epoche, an deren Beginn nicht Petrarca, sondern Bacon steht. Und wenn glückliches Konstruiren eine Kunst ist, die auch heutzutage noch viel wirkt, so versagte sie doch bei den Alten selbst, wo es sich um ihren Standort im Weltraum handelte. Wir sind gern eingedenk, daß Ernst Mach uns inahnte: „Lassen wir die leitende Hand der Geschichte nicht los/ Doch es ist nichts als ein neues Dogma, wenn Mach fortfährt: „Die Geschichte hat Alles gemacht, die Geschichte kann Alles ändern; erwarten wir von der Geschichte Alles." Damit theAt der Physiker des zwanzigsten Jahrhunderts den Standpunkt des buddhistischen Frommen, der an den Ecken steht und wartet und mit gleich stumpfer Ergebung die herrliche Frucht verzehrt wie den Kadaver, den ihm Vorübergehende in den Topf werfen. Der Naturforscher darf von der Geschichte nicht mehr erwarten als der Staatsmann; und wie seltsam würde der citirte Satz aus dem Mund eines Staatsmannes klingen! Den Ursprung der Geschichte selbst aber suchte Herder am natürlichen Stamm des Lebens, seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilend.

Wenn wir berichten, daß vor einem Jahrzehnt in einer Felseneinöde des Engadin ein mit dem uns vollkommen fehlenden Sinn für Elektrizität begabtes und dazu für Strom unter fünfhundert Volt unempfindliches Menschenwesen gefunden wurde, so werden nicht Alle diesem Bericht Glauben schenken. Wenn wir aber weiter versichern, daß dieses Wesen Merkmale mütterlicher Abstammung nicht an sich trug, so ist Jedermann überzeugt, daß es sich hier um einen erfundenen Fall handelt. Aber man prüfe nun auch, warum man so urtheilt. Denn Niemand in der Welt vermag zu beweisen, daß selbst ein menschliches Geschöpf nicht heute wieder elternlos entstehen könnte. Der allgemeine Zweifel an dem Bericht läßt vielmehr erkennen, daß man „so etwas" für ausgeschlossen hält, und ohne es zu wissen, bekennt man sich zu dem Satz „omvs vivum s vivo", den der Physiologe Harveh schon im sieben-

zehnten Jahrhundert dem Sinne nach aussprach. Eine Erfahrung ist
Das für unsere Zweifler jedoch eben so wenig, wie es für Harveh eine
war; nur kann auch er nicht anders als in einer Denkform urtheilen,
die mit dem geistigen Erbe der Jahrhunderte auf uns Alle überkom-
men ist: und Das ist die Entwickelung als Vorstellung zusammenhän-
genden Werdens im Weltgeschehen. Doch war Darwin ja nicht der
Erste, der sie auf das natürliche anwendete. Hatte doch schon Laplace
und, von anderen Gesichtspunkten aus, Kant eine Entwickelungsge-
schichte unseres Planetensystems, ja, des Weltalls zu geben oersucht;
und wir sehen die Gedanken bei Herder vorbehaltlos allsgesprochen, bei
Goethe künstlerisch, bei dem Zoologen Lamarck aber bereits wissen-
schaftlich gestaltet, die durch Darwin in den Hauptstrom des neunzehn-
ten Jahrhunderts gelangten, deren erster Ursprung indessen bei den
griechischen Philosophen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts zu
suchen ist. Und wir Alle sind mehr oder weniger verstrickt in sie, auch
so weit wir es uns nur ungern eingestehen; und Theologen wie Ude
und Wasmann verkündeteil, wenn auch nach ihrem Geschmack, unter
den Augen des Papstthums und den Auspizien von Bischöfen, eine
Einheit der Organismenwelt, Und ob trotz dem Haeckel, der durch lei-
denschaftliches Eintreten dafür die Abstammunglehre in weiten Kreisen
erst recht in Perruf gebracht hatte, «dergeradevermögedlerEnergiezdes
jenenser Zoologen, von dem auch ein Kuno Fischer mit Respekt zu
sprechen wußte: sie hat das Schicksal nicht gehabt, das ihr zu bereiten
man zu keiner Zeit unversucht gelassen hat. Doch am Stamm des Le-
bens, nicht am Olymp und in Prometheushänden wollte der deutsche
Dichterfürst den Ursprung seinesWesens finden, er, Zder als Herrlichster
seiner Zeit in unserer Vorstellung lebt, und Rudolf Eucken weist neuer
Verheißung den Weg mit den Worten: „Wo die Natur als eine Stufe
der Wirklichkeit gilt, die auch bei der EntWickelung des Geistigen ver-
bleibt, da muß die Kraft, welche diese Stufe enthält, für den Lebens-
prozeß voll gewonnen werdeil, damit er die nöthige Kraft erlange."
Aber gehören so Entwickelungprinzipien heute unbestritten zum «om-
mon senss auch der Naturwissenschaft, so sind sie doch nicht Resultate
der Forschung, vielmehr Formen unseres Verstandes, auf diese Resul-
tate zu reflektiren. Und so werden sie unerschüttsrt beharren, wenn
heute wieder die möglichen Ursachen natürlicher Entwickelung in my-
stischem Dunkel zu verschwinden beginnen. Aber sie können sich auch
selbst nicht freihalten von dem Einfluß, der in diesen Tagen von den
an rationaler Erkenntnis; Verzweifelnden ausgeht, und All-Psyche,
die der Ioniker von Jena schon längst den Atomen beizumessen ge-
wohnt ist, wird Jenen künftig geben sollen, was ihnen Kraft und Stoff
versagen mußten. Doch mögen ihn auch künftige intuitive Philoso-
pheme in ihr Allerheiligstes aufnehmen, so wird sich der Lntwicke-
lungsgedanke fürs Erste noch nicht statuiren lassen, in sstsrimm, wie
reife Ergebnisse erakter Forschung. Wenn aber Diese den faujtischen
Söhnen nicht halten konnten, was die wohl ausschließlich wagnerischen

Väter sich von ihnen versprachen, so wollen Jene beherzigen, daß die
Stätte geistiger Selbstverleugnung, die sich „Naturwissenschaft" nennt,
auch heute nicht ein volksthümliches Unterkunfthaus für Mühsälige
und beladene Auswanderer nach dem Neuland ihrer Sehnsucht ist und
daß die Werths, die man an dieser Stätte münzte, insofern zum isotus
missilium sich nicht eigneten; und die Umkehr wäre ihr heute besser als
morgen, wenn die Abstammunglehre hierin je zu weit gegangen ist.
Doch auch noch auf anderem Gebiet als dem stammesgeschicht-
lichen mußte sich das überkommene Weltbild einfacher Erdenkinder
fortschreitende Umgestaltung gefallen lassen. Die Spektralanalyse hatte
die stoffliche Einheit aller optisch erreichbaren Glieder des Weltalls er-
bracht. Aus den Tiefen der Forschung aber scheint wiederum das ma-
gische Leuchten aufsteigen zu wollen, woran bereits das Mittelalter
menschlicher Geschichte sich berauschte, aber betrog im Goldmacherwahn
der Alchemie; vielleicht naht es uns diesmal Kometen gleich, uns zu
entrücken in Weiten der Erkenntniß, von wo aus die heute noch un-
wandelbaren Grundstoffe der Chemie in ewigem Fluß erscheinen. Doch
nicht erledigt wurde das atomistische Weltbild durch die an Radioaktivi-
tät und Elektronen gewonnenen Kenntnisse, die Perspektive darin nur
geöffnet ins Unendliche; und in Wilhelm Ostwald legte sein überra-
gender Gegner das Bekenntniß ab: „Ich habe mich überzeugt, daß wir ,
seit kurzer Zeit in den Besitz der experimentellen Nachweife für die bis- ji
trete Natur der Stoffe gelangt sind, welche die Atomhypothese seit Z
Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden vergeblich gesucht hatte." Die alte?
Grundvoraussetzung der Chemie, die Unzerstörbarkeit des Stoffes, ließ
sich durch die Mittel moderner Meßkunst innerhalb der Beobachtung-
fehler bestätigen und das Gesetz von der Erhaltung der Energie auf
den Lebensprozeß ausdehnen. Auf Lokalisirung vernünftiger Wesen
im Weltall wird die Naturforschung immer verzichten wollen; und
stets kann es Leute geben, die nachts träumen, daß die Sterne an ihr
Bett kommen und sich vor ihnen verneigen; doch Kristall zu Kristall
schießt an zu neuen Bildern natürlichen Seins und Werdens. Aber
als Gebiet menschlicher Bethätigung ist auch sie der Fortentwickelung
bedürftig und dazu ist sie eins der jüngsterworbenen, auf dem man bil-
lig noch nicht auf festen Ertrag rechnen darf. Hat so aber die Natur-
wissenschaft auch kein verbrieftes Recht auf Giltigkeit ihrer Anschau-
ungen von Hypothesenwerth, so ist die direkte wie indirekte Kritik ihrer
Erfahrungsgrundlagen nicht Sache mit sich zerfallenen Verstandes,
dielmehr einzig und allein solche empirischen Fortschrittes und von
Personen, die als beglaubigt im Sinn der Naturforschung gelten dür-
fen; und „die Einführung nicht-physischer, mit den Mitteln des Na-
turforschers überhaupt nicht feststellbarer und kontrolirbarer Kräfte,
mögen sie Namen haben, wie sie wollen, Seele, Lebenskraft, Bildende
Kraft, Dominanten, wird abzulehnen sein, sofern sie mehr sein wollen
als die bloße Andeutung, daß hier Gruppen von Thatsachen vorliegen,
die wir noch nicht auf rein physische Ursachen zurückzuführen vermoch-

ten. Wollen sie für Trklärungprinzipien gelten, so stehen sie auf der selben Linie mit dem Korror vsoui und der ,schlafmachenden Kraft' des Opiums. Es ist besser, seine Unwissenheit einzugestehen als mit täuschenden Worten, dem Polster der faulen Vernunft, sich selbst zu hintergehen und der Aufgabe untreu zu werden: physische Vorgänge aus physischen Ursachen zu erklären. Damit ist gegeben: Die Metaphysik hat keine Aufgaben innerhalb der Physik zu lösen." Das sind aber nicht etwa seichte Phrasen irgendeines monistischen Stürmers und Drängers, sondern Worte Friedrichs Paulsen. Die Naturwissenschaft hätte ihren eigenen Herd gegründet, sobald sie diesseits von jener ewig kreisenden Welt auf und niedergehender Ideen wäre, die eine intuitive Phase herauszukehren beginnt; wenn Spekulation und exakte Forschung in Liquidation geriethen, weil sie als Genossen für einander nicht taugten. Denn das mariottische Gesetz wurde nicht dadurch falsch, daß sich seine Ungültigkeit für hohe Drucke ergab; schuld am Mißkredit eines zu Recht bestehenden Naturgesetzes ist vielmehr nur der Trieb metaphysisch Orientirter, sich an seiner Verallgemeinerung zu berauschen, statt es von vorn herein auf die Bedingungen des Erfahrungbereiches zu beschränken, innerhalb dessen man es ableitete. Und keins der neuen Erkenntnißtheoreme scheint den Wahrheiteid leisten zu können, frei zu sein von metaphysischen Voraussetzungen. Auch wir sind bereit, „die Proklamationen des naturwissenschaftlichen Zeitalters trotz Darwin und anderen Bahnbrechern abzulehnen", sofern sie wieder und immer wieder die Ergebnisse der Naturforschung vor den Pflug der Tendenz zwingen wollen, und wir stehen keinen Augenblick an das Bedürfniß nach Uebersinnlichem als Zubehör der Menschennatur anzuerkennen, da es doch immer wieder hereinschlich, so oft es von der Schwelle gewiesen ward, und das unangetastet zu bleiben hat, so lange noch das Geistige sich naturalistischer Umklammerung zu entwinden weiß. Doch der Morgen, dem jetzt die Glocken läuten, wird über unseren Thoren die Worte finden: Der Wille zur Herrschaft über die Seele der Massen verdirbt die Besten. Aber wir blicken voll Zuversicht hinaus in das neue Land, das dämmernd vor uns liegt.

Dr. Arnold Honouw,

Juristen als Bürgermeister.

Ein Brief.

M«Larum muß das Haupt einer Stadtverwaltung durchaus einIurist WSW sein? Die meisten Herren, die diese Forderung aufstellen, wissen entweder nicht genau, was von einem Bürgermeister heute verlangt wird, oder sie sind von der Unentbehrlichkeit des Assessorexamens so

überzeugt, daß der Gedanke, auch in anderen Berufen könne es tüchtige Kerle geben, gar nicht in ihnen aufkommt. Was bearbeitet denn der Chef der Stadtverwaltung? Zunächst die Personalien. Haben die Personalien mit der Juristerei zu tun? In welcher Juristenfakultät der Welt besteht ein Lehrstuhl für Personalien? Die kann auch jeder Andere bearbeiten: der Philologe, der Theologe, der Techniker, der Kaufmann. Dann kommen Polizeisachen, mit Ausnahme der Baupolizei, die meist (aber noch nicht überall) dem technischen Dezernenten überlassen wird. Hierfür sind juristische Vorkommnisse erwünscht, aber nicht unbedingt nöthig, wie durch die Thatsache bewiesen wird, daß viele Kommunalverwaltungen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Bürgermeister ohne juristische Vorbildung haben. Immerhin: auf dem Gebiet der Polizeisachen ist der Jurist um einige Nasenlängen voraus. Aber kann man sie nicht einem juristischen Dezernenten übertragen? Weiter. Die wichtigsten Sachen aus allen Nessorts behält das Stadtoberhaupt sich zu persönlicher Entscheidung vor. Von welcher Art sind gewöhnlich diese Sachen? Bau einer Straßenbahn, einer Schule, eines neuen Rathhauses oder Schlachthofes; Kanalisation und Kläranlage; Wasserleitung, Gas- oder Elektrizitätwerk; Ferngasversorgung; Brückenbau; Hafenanlage; Bauzonenordnung und Bebauungplan. Das sind Dinge, von denen der Jurist nichts, aber auch gar nichts versteht, für deren Bewältigung er nicht die geringsten Vorkenntnisse mitbringt. Aufall diesenGebieten bleibt er auf diejGutachten der ihm Untergebenen angewiesen.
Dabei handelt sichs (wenn man von Steuervorlagen absieht) um die wichtigsten Fragen der Kommunalpolitik, Der Techniker, manchmal auch der Kaufmann, kann sie besser beantworten als der Jurist. Und fehlt dem Herrn Bürgermeister bei einer Verhandlung einmal der technische Dezernent und (auch solche Fälle sollen vorkommen) obendrein dessen'schriftliches Gutachten, dann ist das Stadthaupt rathlos und muß, wenn neue Vorschläge auftauchen, die Verhandlung abbrechen. Denn mit „eigenen Ideen" geräth er allzu, leicht aufs Glatteis. Einst hörte ich den sehr tüchtigen Chef einer Gemeindeverwaltung, als über die Zulassung für elektrische Gemeindeinstallationen geredet wurde, sagen, man könne ja die Dorfschmiedemeister dazu anlernen. Ein anderes Stadthaupt hielt einen Elektrizitätzähler für einen Menschen. Die Herren merken nicht, welche Blößen sie sich oft geben, wenn über technische Probleme geredet wird. Wer wills ihnen verübeln? Sie sind eben Juristen. Das Schlimme ist nur, daß sie die Kommandogewalt des Vorgesetzten haben. Der Eine versteht, der Andere entscheidet die Sache. Daraus ergeben sich Schärfen, Spannungen, Verstimmungen; und oft wird der technische Dezernent für Fehler und Fehlschläge verantwortlich gemacht, die auf das Schuldkonto eines Mächtigeren gehören. Nimmt der Chef die Schuld auf sich, so ist die Sache noch ertraglich. Mancher, der durch sein Dreinreden eine Sache auf das schiefe Gleis gebracht hat, sagt aber: „Ja, meine Herren, ich ver-

stehe doch nichts davon; wenn ich mich auf meinen technischen Dezer« nenten nicht verlassen kann...!" Daß er nichts davon versteht, hat er leider zu spät eingesehen. Und diese Verspätung schadet der Sache. Vielen Stadtbaurāthen ist unter solchen Verhältnissen die Arbeit verleidet und alle frische Initiative gelähmt worden; schließlich thun sie nur noch, was ihnen schriftlich aufgetragen worden ist: dann sind sie wenigstens sicher, nachher nicht mit der ganzen Schuld belastet zu werden. Den Schaden aber hat der Steuerzahler. Mir sind Fälle bekannt, wo Stadthäupter den technischen Dezernenten übergingen und mit dem Architekten selbst große Baupläne ausarbeiteten. In einem Fall kostete es über eine halbe Million; in einem anderen ging der tüchtige Techniker aus dem Stadtdienst, weil er weder den Bürgermeister öffentlich blosstellen noch sich zum Sündenbock hergeben wollte. Und die Umbauten wurden theuer. Solche Uebelstände werden da vermieden, wo der Jurist verständig genug ist, sich selbst zu sagen, daß der Schuster bei seinem Leisten zu bleiben habe, wo er deshalb den Technikern in ihren Dezernaten freie Hand läßt und sich um deren Sachen nur so weit kümmert, wie ers muß, um informirt zu sein. Jede brauchbare Anregung, die er bringt, ist willkommen; aber die Losung muß sein: Die Technik dem Techniker.

Wie macht mans in Amerika? Die Leitung des Panamakanalbaues übertrug man einem Ingenieur-Oberst. In Deutschlands amtlichen Verwaltungen muß mindestens ein Jurist an der Spitze stehen; und in den meisten Fällen unterstellt man ihm noch ein Viertsldutzend Juristen (die kaum Beträchtliches zu thun haben). Industrie, Finanz, Gewerbe stellen auch bei uns den Techniker oder Kaufmann an die Spitze und geben dem Juristen das Amt des Justitiars oder Syndikus. Sind unsere modernen Industriestädte denn nicht auch technische und kaufmännische Unternehmungen? Mit ihren Straßenbahnen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätwerken, Schlachthöfen? Unsere ^roße Industrie wird nicht von Juristen geleitet, sondern von Fachkennern wie Thyssen, Stinnes, Ballin. Auch an die Spitze der Handels- und Industriestädte gehört der deutsche Ingenieur und der deutsche Kaufmann. Daß an solcher Stelle auch Juristen Bedeutendes geleistet haben, soll gewiß nicht bestritten werden. Aber sie konnten es nicht etwa, weil sie Juristen waren, sondern, weil sie sich von derJuristerei frei gemacht und ihr Talent den Aufgaben der Organisation und Verwaltung angepaßt hatten. Ihre Leistung wäre noch nützlicher für die Stadt gewesen, wenn sie mehr Vorkenntnisse aus dem Bereich der Technik mitgebracht hätten. Noch vor fünfzig Iahren konnte der Jurist als Stadtoberhaupt genügen, Heute muß auch in den Städten mit allen Mitteln der Technik die wirtschaftliche Organisation erleichtert werden. Und kein verständiger Mensch wird begreifen, warum die Aufgabe, den Pflicht- und Machtapparat großer Gemeinden zu leiten, durchaus nur Juristen anvertraut werden soll und nicht den für solche Aufgaben Erzogenen.

Berlin, den 15. Februar 1918.
Hiatus.
Alarm.
^Aschermittwoch, der erste Tag der Großen Fasten, hat den
GW Lachlustigen besseren Stoff gebracht als der kurze undtrübe
Karneval. Eine verdächtig frühe Lenzsonne blinzelt schelmisch auf
die wunderschöne Stadt Straßburg herab. Deren Leben erwacht
etwas später als sonst. Die Fastnachtbälle haben lange gedauert
und mancher Zecher entschloß sich schwer, von den vier innig ge-
sellten Elementen zu scheiden.Mählich ermuntert sichs; undnach
den Schulkindern, deren Nase noch Palmenasche und Weihrauch
schnupperte, bequemen sich auch die Erwachsenen auf die Straße.
Alltagstreiben; einBischen trägeralsgesternundmorgen.Plötz-
lich wirds laut. Hornsignale und Trommelklang. Hastig klirrcnde
Bewegung. Radfahrer, Ordonanzen, Patrouille. UeberallMann-
schafthäuflem in ungewohnter Eile. Und jetzt: Generalmarsch.
Das ist Alarm. Mobilmachung? Sicher. Ieder hats längst ja
in denKnochen gehabt, daßKrieg wird. Vielleicht istsdem wiener
Hohenlohe in Petersburg schlecht gegangen und Oesterreich muß
nun doch losschlagen; oder in London ist irgendwas Wüstes ge-
brautworden. Ob mannichtseinErspartes von derBank, aus der
Kasse holt? An den Ecken heulen schon Weiber: der Mann, der
Iunge muß ins Feld! Fenster werden aufgerissen. „Was ist?"
Alles fragt, staunt, horcht, rennt durcheinander. -Was?- „Der
Kaiser kommt. Eben Depesche. Befehl, die ganze Garnison zu

alarmiren. Mittags Besichtigung auf dem Polygon." Extrablätter
sagen: Greist schon hier; auf dem Paradeplatz hat ihn der Statt-
halter begrüßt. Darf mans friedlich deuten? Kaum. Er wollte
heute ja in Königsberg sein. Iahrhundertfeier; Provinzialland-
tag; Reliquienausstellung; Festessen. Ohne ernsten Grund hat er
diesen Plan gewiß nicht in der letzten Minute umgestoßen. Einer-
lei. Fahnen heraus. Läßt sich bis zum Abend noch eine Illumi-
nation machen? Wer der Pflicht entschlüpfen kann, sputet sich, aufs
Polygonzugelangen. DasolleinLuftschiffgclandetsein; am Ende
warWilhelm drin. Unsinn: er ist im Auto gekommen. Statthalter,
Kommandirender General, Polizeipräsident, Stadtkommandant,
Stäbe und Adjutantur: Alles wartet seit Stunden. Von den
Außenforts keuchen die Truppen heran. Achtzehntausend Mann
in Felduniform. Prinz Ioachim von Preußen ist aus dem Kolleg
geholtworden. Eins. Nichts. Und in der Depesche, die gegen Zehn
ins Generalkommando zugestellt wurde, stand doch: «Bin mittags
im Automobil auf dem Polygon zur Besichtigung der Garnison,
die sofort zu alarmiren ist." S.M. kommt sonst lieber zu früh als
zu spät. Unfall? Endlich, nach einer Berathung der Generale, wird
durchs Telephon im berliner Hofmarschallamt angefragt. «Was
denn? Majestät ist ja in Königsberg; von Straßburg war nie die
Rede. Kann nur grobe Fälschung sein." Mancher Graukopf er-
blaßt. NetteAschermittwochsbescherung. Die Truppen marschiren
in die Kaserne zurück. «Das giebt eine mächtige Absägerei." Noch
am selben Abend erfährt die Stadt und das Reichsland, daß ein
entlassener Zahlmeisteraspirant, der schon eines ähnlichen Strei-
ches überführt worden ist, die Depesche geschrieben und, im Rock
eines Telegraphenbeamten, ausgetragen hat. «Ein HöllenuM"
Der Alarm ist gelungen. Alles hat bis ins Kleinste geklappt
und der Montur- und Proviantdienst war jedes Lobes würdig.
Der ganze Vorgang aber ist arg; und dieThatsache, daß er mög-
lich war, hat die Armee nicht heiter gestimmt. Aus West und Ost
hagelt es bitterböse Glossen. «Haben wirs nicht immer gesagt?
Das deutsche Heer ist die beste Maschine, die irgendwo bisher
gebaut ward; doch der Einzelne, Führer und Mann, im modernen
Kriegsbetrieb nicht sehr gefährlich,weil ihmIntelligenz, Entschluß-
fähigkeit, Instinkt fehlen und die Fuchtel ihm, mit zäher Mühe,
die Persönlichkeit ausgedrillt hat. Dem Hauptmann von Köpenick

haben, trotz seiner vorschriftwidrigen Kleidung, die Klötze nicht angemerkt, angerochen, daß er nicht von der potsdamer Garde kommen könne; sind ihm stumpfsinnig gefolgt und haben unter seinem Wink sich zum Gebrauch derWaffe bereitet. Ietzt ist gar die Generalität aufgesessen. EinWisch: und achtzehntausend Mann sind, mit Proviant, Feldmarschgepäck, Lagerzelten, auf den Beinen. Auch drüben wächst kein Baum in den Himmel." Das haben wir hundertmal nunwieder gelesen.UmsolcheUrtheile stehtsfreilich schief und die drauf gebaute Hoffnung wäre nicht fest zu vermörteln. Dennoch: LometninZ is rotten in tke state. Dieser Glaube wuchert wie Mauerschwamm weiter. -Wer sollte denSchwindel wittern? S.M.ist doch immer so plötzlich!" Das entschuldigt nicht. Des Kaisers Ankunft in Königsberg war amtlich gemeldet worden; und von Immanuels nach Gottfrieds Stadt ist keinKatzensprung. Inhalt und Form der Depesche mußte Verdacht wecken. Fürchtete das Generalkommando die Folgen einer Rückfrage, dann konnte die Statthalterei ihr die Last abnehmen. Der wichtigste Grenzposten muß vor so schlimmer Irrung geschützt sein. Wenn einCorps seinenFührer, dasReichsland denVertreterderReichsgewalt auslacht, ist nicht Alles, wie es sein sollte. Eine feindliche Großmacht verfügt über feinere Täuscherkünste als ein darbender Quengler: und eingefälschterBefehl, schon eine trügende Vorhutkunde könnte inKriegszeit, imKommandobezirk blinderGehorcher, dem Heer, der ganzen Nation zum Verhängniß werden.

Welfenfriede.

«Ich habe ein volles Verständniß für die Anhänglichkeit der heutigen welfischen Partei an die alte Dynastie und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte. Aber ich würde auch in dem Fall immer der Wirkung des nationalen deutschenGefühls mich nicht entziehen können und mich nicht wundern, wenn die vis major der Gesammtnationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonunglos vernichtete. Die Aufgabe, mit Anstand zu Grunde zu gehen, fällt in der Politik, und nicht blos in der deutschen, auch anderen und stärker berechtigten Gemüthsregungen zu; und die Unfähigkeit, sie zu erfüllen, vermindert einigermaßen die Sympathie, welche die kurbraunschweigische Vasallentreue mir einflößt. Ich sehe in

dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf geräth, weil der letztere, auch der preußische, selbst doch nur entstanden ist in Auflehnung . gegen das gesammtdeutscheGemeinwesen,gegenKaiser uud Reich, imAbfall von Beiden, gestützt aufpäpstlichen, später französischen, in der Gesammtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Ge, meinwesen gleich schädlich und gefährlich waren. Für die welfischen Bestrebungen ist für alle Zeit ihr erster Merkstein in derGeschichte,der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht bei Legnano, entscheidend, dieDesertion vonKaiser und Reich im Augenblick des schwersten und gefährlichsten Kampfes, aus persönlichem und dynastischem Interesse." (Bismarck: -Gedanken und Erinnerungen"; dreizehntes Kapitel: -Dynastien und Stämme".)
(Ueber denAbfallHeinrichs des Löwen sagtKaemmel: -Als Friedrich der Erste I^im Kampf gegen die Lombarden^ seine deutschen Vasallen herbeirief, kam ihm die Nachricht, daß der mächtigste, Heinrich der Löwe, auf dessen Unterstützung die ganze staufische Politik seit Friedrichs Regirungantritt wesentlich beruhte, die Heeresfolge weigere. Die Sache war so wichtig, daß der Kaiser sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Herzog entschloß. In dem richtigen Gefühl, daß an diesem verhängnißvollen Tag über die Lombardei wie über das ganze Schicksal des welfischen Hauses die Würfel gefallen sind, hat die Volkssage jene Begegnung so bunt aus geschmückt, daß die eigentlichen Vorgänge im Einzelnen sich nicht mehr erkennenlassen. Iedenfalls weigertesich derHerzog entschieden, feine Heerespflicht versönlichzu leisten, da er auf früheren italienischen und anderen Feldzügen ,zum Greis herabgekommen' sei, ^er zählte damals siebenundvierzig Iahre und ist sechsundsechzig Iahre alt geworden^; nur mit Geld und anderen Mitteln wollte er den Kaiser unterstützen. Der Fußfall des Kaisers vor dem Herzog ist nach mittelalterlichen Vorgängen nicht unmöglich, doch auch nicht sicher bezeugt. Genug: Friedrich kehrte ohne weifische Unterstützung nach der Lombardei zurück."
In der -Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen" von Iastrow und Winter steht: -Die Kreise, von denen der Kaiser umgebenwar, lebten in der Anschauung, daß ander schlimmenWendung, die einst das Kriegsglück des Kaisers genommen habe, eben die Politik schuld war, die dem mächtigsten deutschen Fürsten er-

möglichte, seine Streitkräfte dem kaiserlichen Heer zu enziehen. Spätere Erzählungen haben ausführlich berichtet, wie der Kaiser vor der Schlacht beiLegnano denHerzogineinerpersönlichenZusammenkunft in Chiavenna flehentlich um Hilfe gebeten habe und von ihm schnöde abgewiesen worden sei." Und Lamprecht sagt: -Friedrich sah für dasIahr1176den entscheidendenFeldzugvor sich; mit aller Kraft zog er deutsche Kontingente heran. Mit Eifer folgten die Kirchenfürsten seinem Ruf; aber ihre Macht genügte nicht. Vor Allem galt es, auch die laienfürstlichen Streitkräfte zu nützen. Hier aber erlebte Friedrich gegenüber dem ersten aller Laienfürsten, gegenüber Heinrich demLöwen, eine furchtbare Enttäuschung. Vergebens forderte er, erbat er in einer persönlichen Zusammenkunftvon dem stolzenWelfenkriegerische Hilfe; sie ward ihm versagt. Die Beweggründe Heinrichs für diesen Schritt, der die Vernichtung Friedrichs bedeuten konnte, sind dunkel." Als Heinrich, im November 1181, sich auf einem erfurter Fürstentag unterworfen hatte und von deutscher Erde verbannt worden war, blieb sein Geschlecht im Besitz der braunschweigischen und lüneburgischen Lande. An Chiavenna hatte Bismarck erinnert.)
Ein Sprung über Iahrhunderte; mitten hinein in den Streit der beiden Welfenlinien. «AnTalent und Heldensinn war die äle re Linie den englischen Welfen weit überlegen. Sie verschwägerte sich mit den Hohenzollern und schloß sich eng an Preußen; mehrere ihrer Prinzen starben den Heldentod unter Preußens Fahnen. Das Verhältniß begann sich zu ändern, nachdem auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand seine preußische Treue mit dem Leben bezahlt hatte. SeinNachfolgerFriedrich Wilhelm, der Held der Schwarzen Schaar, konnte als Fürst ohne Land und Totfeind Napoleons zunächst nur bei England Hilfe suchen. Durch Englands Fürsprache erhielt er dann im Befreiungskrieg feine Erblande zurück. Als er dei Quatrebras fiel, hinterließ er ein Testament, das die Regentschaft und die Vormundschaft über seine beiden minderjährigen Söhne dem Prinzregenten von Großbritanien übertrug... So gewissenhaft der braunschweigische Geheime Rath die politischen Geschäfte der Regentschaft besorgte, eben so gleichgiltig vernachlässigte König Georg die persönlichen Pflichten seiner Vormundschaft. Der frühe Tod der Mutter und das abenteuerliche Schicksal des Vaters hatten den beiden Prinzen

längst allenFrieden der Kindheit verkümmert; auf unstetenWanderfahrten in Deutschland, Schweden, England waren sie nirgends recht heimisch geworden.HerzogFriedrichWilhelm mochte Dies fühlen; in seinem Testament bestimmte er, daß seine Söhne in Zukunft unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der ehrwürdigen MarkgräfinAmalievon Baden, erzogen werden sollten. Der Vormund aber mißachtete diese Vorschrift; vermuthlich, weil er die jungen Welfen ganz in welfischenHänden behalten wollte. Nicht eigentlich durch böse Absicht, wohl aber durch die frivole Trägheit des lieblosen Vormundes wurde die Erziehung des jungen Herzogs arg vernachlässigt, — wenn anders dieser unglückliche Charakter zu erziehen war... Im Oktober 1823 hielt der Neunzehnjährige seinen Einzug als regirender Fürst, jauchzend begrüßt von seinem Völkchen, das die tapferen Welfen abgöttisch verehrte. Er vermied, die neue Landschaftordnung zu beschwören, ließ zunächst die Dinge gehen, verbrachte die nächsten drei Iahre meist aufReisen, um nach dem langen Zwang die Freuden des Lebens von Grund aus zu genießen.Später behauptete er freilich,wenig glaubhaft, er habe dem Fürsten Metternich versprechen müssen, während dieser ersten Zeit nichts in der Regirung zu ändern. Als er endlich heimkehrte, hatte er nichts gelernt, aber im Strudel wüster Ausschweifungen die letzte Scham verloren und zudem durch die Lehren Metternichs, der diesen Weifen zärtlich liebte und mit Schmeicheleien überhäufte, eine überspannte, fast wahnwitzige Vorstellung von der Schrankenlosigkeit seiner souverainen Fürstengewalt gewonnen. Sofort begann nun ein System gehässiger Verfolgung, das selbst der Geduld der ergebenen Braunschweiger zu arg ward; aus jedem Wort und jeder That des Herzogs sprach dieFrechheit eines zuchtlosen Knaben... Er ließ eineReihe unsauberer Libelle anfertigen, die den König Georg von England und alleRäthederRegentschaft mit Schmähungen überschütteten und dem Vormund namentlich vorwarfen, er sei darauf ausgegangen, durch seine Erziehung die Willenskraft des jungen Herzogs zu ertöten. Der hochmüthige englische Hof wurde durch die Angriffe des Braunschweigers aufs Aeußerste gereizt. Die politischen Beschwerden desHerzogs ließen sichleichtwiderlegen, aber der Vorwurf der verfehlten Erziehung war nicht grundlos, wie seltsam er sich auch im Munde des Erzogenen selber ausnahm.

Weil König Georg Dies empfand, verlor er alle Haltung. In sei-
nemAuftrag schriebMünster eine,Widerlegung der ehrenrühri-
gen Beschuldigungen des Herzogs von Braunschweig', ein Libell,
dessen maßlose Sprache den braunschweigischen Brandschriften
nichts nachgab. Der Graf scheute sich nicht, dem jungen Weifen
mit derRevolutionzu drohen. Auch mit der Kriegsmacht des groß-
britanischen Königs drohte er hochfahrend, wenn der Deutsche
Bund nicht im Stande sei, Genugthuung zu schaffen, und wieder-
holt versicherte er seinen,Ekel über die schwärzesteUndankbarkeit'
des Braunschweigers. Welch ein Schauspiel! Was mußte die ra-
dikale Iugend, die schon längst an der monarchischen Ordnung zu
zweifeln begann, jetzt empfinden, wenn diese beiden Fürsten, ne-
ben dem Kurfürsten von Hessen zur Zeit die verächtlichsten Mit-
glieder des deutschenHohenAdels,also vor allerWelt ihre schwarze
Wäsche wuschen und der hochkonservative welfische Staatsmann
von einem Welfenfürsten öffentlich in einem Ton sprach, den sich
die Redner des Burschenhauses kaum erlaubten?
Der entschiedenste Gegner des Herzogs war die Krone Preu-
ßen, die neuerdings mitEngland-Hannoversehrfreundlichstand.
Der jungeFürst hatte am berlinerHof allgemein mißfallen. Stein
fand ihn unsittlich, dünkelvoll, frech und leer; die Generale ver-
ziehen ihm nicht, daß er sich, gegen die alten Ueberlieferungen
seines Hauses, ganz an Oesterreich anschloß und, unzweifelhaft
auf Metternichs Rath, nicht um eine Stelle im preußischen Heer
nachsuchte. König Friedrich Wilhelm empfand den Abscheu des
ernsten Mannes gegen ein kindisches Treiben, das zugleich den
Frieden im Deutschen Bund und das Verfassungrecht in Braun-
schweig gefährdete. In einem väterlichen Brief ermahnte er den
Herzog (Dezember 1827), seine ,unverdienten Vorwürfe' zurück-
zunehmen. Umsonst. Auch andere Vermittelungversuche,dieBern-
storff im Verein mit Metternich unternahm, scheiterten an dem
Starrsinn des Herzogs und der Unzuverlässigkeit Oesterreichs."
Fast drei Iahre lang hat der Herzog dann noch regirt. «Ieder
Monat brachte neue Willkürhandlungen. Dem gesammten Be-
amtenthum wurde durch förmliche Verordnung der Umgang mit
dem abgesetzten Kammerherrn von Cramm untersagt. Als ob er
seinen nahen Sturz ahnte, befahl der Herzog eigenmächtig Ver-
käufe aus dem Kammergut, die selbst der gefügige Kammerdirektor

von Bülow widerrechtlich fand, und sammelte den baren Erlös
an. Eine fieberischeUnruhe verzehrte ihn; eins seiner Siegel aus
späterer Zeit zeigt ein von den Wellen umtostes Schiff ohne Segel
und Steuer, dazu die Inschrift: Voilä m«n sort! In einem Schwar-
zenBuch hatte er sich einige,Strafvorschriften'aufgezeichnet: wie
man gefährliche Menschen durch Verbot des Theaterbesuches,
Wartenlassen, Polizeiliche Aufsicht,Wechselarrest, Prozesse quä-
len oder durch einen Dritten auf Pistolen fordern lassen könne.
Auch eine dreifache Form für seine Unterschrift hatte er sich er-
sonnen; die eine: ,giltig', die zweite: ,gilt nicht', die dritte: ,gilt
gerade das Gegentheil'. (Dies Schwarze Buch, dessen Echtheit
nicht bestritten werden kann, wurde beim Brande des braunschwei-
ger Schlosses 1830 aufgefunden und von dem Bevollmächtigten
der Stände, Freiherrn von Veltheim, nach Berlin gebracht). Nach
der alten Gewohnheit der Despoten kühlte erseinenMuth zunächst
an dem Adel und den höheren Ständen; die Masse des Volkes
wurde nicht gedrückt, die Steuerlast nicht verstärkt. Iedoch die ab-
stoßende Persönlichkeit des Herzogs, der niemals durch einen Zug
der Großmuth für seine Narrheit entschädigte, und das, freche Ge-
sindel im Schloß erbitterten auch den geringen Mann." (Treitschke:
Deutsche Geschichte im neunzehntenIahrhundert; dritterBand.)
Im Iahr 1830 war der Herzog in Paris, verhandelte mit
Rothschild über Börsengeschäfte und floh, als die Revolution aus-
brach. -Unterwegs sah er in Brüssel noch die Vorstellung der
.Stummen von Portici', die den belgischen Aufruhr einleitete.
Zweimal warnte ihn das Schicksal; doch in diese glatte Stirn grub
die ernste Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte
derWelfe schon fertig zu werden." Am sechsten Septemberabend
kams in Braunschweig zum ersten Krawall. Am achten September-
morgen war das Schloß einTrümmerhaufe.HerzogKarl auf dem
Weg nach England. Am neunten September forderte der Große
Ausschuß der Landstände in einer von vielen Bürgern mitunter-
zeichneten Adresse den Bruder Karls, als den letzten Sprossen des
Fürstenhauses, auf, dieRegirung zu übernehmen. „HerzogWil-
helm von Braunschweig-Oels stand in Berlin bei den Garde-
Ulanen und galt bei denKameraden für einen Lebemann, der sein
großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talent hatte
«an an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht

bemerkt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die
Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröh-
lichen Gelage der berliner Garde mit den Sorgen der Regirung
und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte;
auch blieb er seinLeben lang den strengen legitimistischenGrund-
sätzen seines Hauses ergeben und konnte den stillen Aerger über
die Meuterei seiner Braunschweiger nie ganz verwinden." König
Friedrich Wilhelm von Preußen hatte ihm dringend gerathen,
sofort nach Braunschweig zu gehenundOrdnung zu schaffen. Doch
nur als Statthalter feines Bruders wollte Wilhelm regiren. Erst
die Warnungen der Minister, Landstände, Stadträthe und die
Kundgebungen des Volkes zeigten ihm, daß Karls Sache un-
wiederbringlich verloren sei. DerBruder hatte ihm (ausLondon,
auf den Rath der englischen Minister) eine Vollmacht geschickt,
die ihn als Generalgouverneur einsetzte, aber verpflichtete, nur
provisorische Ernennungen vorzunehmen und an den organischen
Gesetzen des Landes nichts zu ändern. Wilhelm verschwieg diese
Vollmacht; erwähnte sie nicht in dem Patent, das anzeigte, er habe
„die Regirung bis auf Weiteres übernommen"; und sagte den
Landständen, er werde versuchen, seinen Bruder zur Abdankung
zu bewegen. Das versuchten auch die Könige von England und
vonPreußen und erreichten schließlich, daßKarl seine Bedingun-
gen nannte. -Er war bereit, den Bruder zum Generalgouverneur
auf Lebenszeit zu ernennen, verlangte aber für sich, außer dem
Hofstaat und den Ehrenrechten eines Souverains, eine jährliche
Rente von dreihunderttausendThalern,ohneAbzug,lediglich für
feine persönlichen Ausgaben; von einem Ländchen, dessen ge-
sammteStaatseinnahmen wenig mehr als eineMillion betrugen."
Tief empört schrieb Wernstorff aus Berlin nach Wien: „Daß Her-
zog Karl sich sträubt, ist nicht zu verwundern; daß er aber einen
so hohen Preis in Geld dafür fordert, einen Preis, welchen das
Land kaum erschwingen kann, giebt einen abermaligen Beweis
von der Härte und dem grenzenlosen Egoismus seines Charak-
ters." Nach London schriebBernstorff(gemeintistimmerChristian
Günlher, damals noch Preußens Minister für Auswärtige An-
gelegenheiten): „Scheitern die Verhandlungen mit Herzog Karl,
dann dürfen sie nicht vonNeuem aufgenommen werden,sondern
dieAgnaten müssen denVertriebenen für regirungunfähig erklären

und diesen Beschluß durch denBundestag gutheißen lassen." Am sechzehnten November 1830 nahm Karl, der mit gefüllter Tasche den englischen Ministern entlaufen und in die frankfurter Gegend gekommen war, die Vollmacht förmlich zurück und forderte den Bruder auf, sich zu einer Unterredung in Fulda zu stellen. Wilhelm schwankte und erbat von Berlin Rath. Auch nach dem Erlöschen der Vollmacht, lautete die Antwort, müsse er auf seinem Posten ausharren. InBraunschweig beschlossen die Männer der Bürgerwehr, beschlossen sogar die Offiziere, nur dem Herzog Wilhelm zu gehorchen. VomSüdharzausversuchteKarleinenHandstreich, der kläglich endete, und floh dann nach Frankreich. Ietzt hatte er den ganzen Bundestag gegen sich. Der Deutsche Bund ersuchte den Herzog Wilhelm, -die Regirung bis auf Weiteres zu führen." Selbst den starrsten Legitimisten, den Kaisern Franz und Nikolai, schien die endgiltige Beseitigung Karls nun nöthig; selbst sie fanden diesen Herzog am hellen Tag unmöglich.
Wie aber sollte die braunschweigische Erbfolge geregelt wer den? Preußen und Hannover einigten sich auf den Antrag, die Regirung sei dem Herzog Wilhelm, als dem nächsten Agnaten, endgiltigzu übertragen. Metternich widersprach; gab zwarzu,daß Karl das Regentenrecht verwirkt habe, wollte aber Wilhelm nur als Statthalter des legitimen Fürsten gelten lassen (des Herzogs also, der diese Statthalterschaft offiziell aufgehoben hatte). Und hinter dem Staatskanzler stand der Kaiser. Da griff Preußen ein. Von Berlin aus wurde Wilhelm ermuntert, den Thron zu besteigen und den unthätigen, uneinigen Deutschen Bund einfach vor die vollendete Thatsache zu stellen. Wilhelm sagte in einem Dankbrief: -Ohne den kräftigen Beistand, den der königliche Hof dieser für mich und das Land so hochwichtigen Angelegenheit hat angedeihen lassen, wäre sie wohl nie zu dem erwünschten Ziel gelangt." Am zwanzigstenAvril veröffentlichte er das (vompreußischen Ministerialdirektor Eichhorn verfaßte) Patent, das seinen Regirungantritt verkündete, und fünf Tage danach leisteten die braunschweiger Bürger ihm den Huldigungeid. Erst am zwölften Iuli 1832 aber, da die österreichischen Zettelungen sich als unwirksam erwiesen hatten, wurde der Herzog von Braunschweig als Stimmführendes Bundesglied feierlich anerkannt.Karl.der -Diamantenherzog", hat noch vier Iahrzehnte lang dem deutschen Na-

men im Ausland Schande gemacht. -In London lernte er einen anderen Prätendenten kennen, von reicherem Kopf und ärmerem Beutel: den.Prinzen.Ludwig Napoleon. Die Beiden fanden sich zusammen und verpflichteten sich durch einen förmlichen Vertrag, einander durch Geld und Waffen zu ihren Rechten zu verhelfen; Karl versprach außerdem, .womöglich aus dem ganzen Deutschland eine einige Nation zu machen und ihm eine dem Fortschritt des Zeitalters angemessene Verfassung zu geben'. Als aber sein Bundesgenosse den Staatsstreich des zweiten Dezembers wagte, floh der Welfe wieder vor dem Donner der Kanonen; zurückgekehrt, fand er bei dem neuen Kaiser nur laue Unterstützung, weil er ihm selber von seinem Reichthum wenig abgegeben hatte. Nnd als nachher die Heere des geeinten Deutschlands gegen Paris zogen, da flüchtete er sich nochmals vor seinen Landsleuten und eilte nach Genf. DieserStadt vermachte erseinganzesVermögen; denn seinem Vaterland gönnte er nichts." (Citate aus der Deutschen Geschichte Treitschkes.) Preußen hatte gesiegt, sich dadurch aber neuen Haß vom Hause Oesterreich zugezogen; und auf dem braunschweigischenThron saß ein Fürst, der seineKrone nicht ererbtem Recht, sondern revolutionärer Nothwehr verdankte.
Wilhelm von Braunschweig hat bis 1884 regirt. Da die Thronfolge nichtgesichert warundeme großmächtig regirendeFamilie die Nachkommenschaft ihrer Tochter nicht einer ungewissen Zukunft aussetzen wollte, fand derWelfe keine seinem stolzenAnspruch genügende Gattin. Nach dem Familienvertrag vom Iahr 1832 sollte Braunschweig, falls der Herzog kinderlos stürbe, an die jüngere (hannoversche) Welfenlinie fallen. Diese Bestimmung fand Preußen nach den Ereignissen von 1866 unerträglich. Braunschweig hatte sich im Iuli 1866 den Preußen verbündet; seit der Entthronung der jüngeren Linie war der Herzog aber dem berliner Hof grollend fern geblieben. Trotz der Dankbarkeit, die er diesem Hof schuldete, war er auch nichtzu einer Militärkonvention mit Preußen zu bewegen. Als er am achtzehnten Oktober 1884 gestorben war (er hatte sein Privatvermögen dem Herzog Ernst August vonCumberland.seine schlesischenAllodialgüter demKönig Albert von Sachsen vermacht), ergriff, in einem vom selben Tag datirtenPatent, der Herzog von Cumberland, als Haupt der hannoverschen Linie, von dem Land Besitz; in der Anzeige, die er den

deutschen Fürsten zugehen ließ, erklärte er, die Verfassung des Deutschen Reiches anerkennenzu wollen. Dieses Versprechen hals nicht. Das Patent wurde nicht beachtet, inBraunschweig ein Regentschaftrath eingesetzt und, auf den Antrag Preußens (das auch gegen den legalen Erbrechtsanspruch des Herzogs von Cumberland Bedenken hatte), am zweiten Iuni 1885 imBundesrath beschlossen, daß mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Deutschen Reiches die Regirung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig nicht verträglich sei. Noch bevor der Tod Wilhelms in Braunschweig bekannt geworden war, hatte der Generalmajor von Hilgers eine Proklamation anschlagen lassen, deren Absicht war, einemWelfenkrawall vorzubeugen, die aber, weil sie die Sprache des Eroberers redete, im Lande nur böses Blut machte und sogar den preußenfrem'dlichen Regentschaftrath zu einem Protest zwang. Dieses militärische Vorgehen war unnöthig und unklug; eine welfische Partei gab es damals in Hannover noch gar nicht und Herzog Wilhelm hatte durch seinTestament, das der Stadt Braunschweig, wider alles Hoffen, nichts vermachte, die Begeisterung für das Welfenhaus nicht gesteigert. Am einund. zwanzigsten Oktober 1885 wählte die braunschweigische Landesversammlung den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten.

«Wir hätten dieAnnexionen fürPreußenentbehrenund Ersatz d afür in der Bundesverfassung suchen können. Seine Majestät aber hatte an praktische Effekte von Verfassungparagraphen keinen besseren Glauben als an den alten Bundestag und bestand auf der territorialen Vergrößerung Preußens, um die Kluft zwischen den Ost- und den Westprovinzen auszufüllen und Preußen ein haltbar abgerundetes Gebiet auch für den Fall des früheren oder späteren Mißlingens der nationalen Neubildung zu schaffen. Die Schwierigkeiten der Zollverbindung zwischen unserenbeidenGebietstheilen und die Haltung Hannovers im letzten Krieg hatten das Bedürfniß eines unbeschränkt in einer Hand befindlichen territorialen Zusammenhanges im Norden von Neuem anschaulich gemacht. Wir durften der Möglichkeit, bei künftigen österreichischen oder anderen Kriegen ein oder zwei feindliche Corps von guten Truppen im Rücken zu haben, nicht von Neuem ausgesetzt werden. Die Besorgniß, daß die Dinge sich einmal so gestalten könnten, wurde verschärft durch die überschwängliche Auf-

Amtus.
fassung, die der König Georg der Fünfte von seiner und seiner Dynastie Mission hatte. Man ist nichtjedenTaginder Lage, einer gefährlichen Situation derArt abzuhelfen, und der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, Das zu thun, und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungetheilt als solche zu leben und zu athmen, nicht nach privatrecht« lichen Grundsätzen beurtheilt werden kann. Der König von Hannover schickte durch einen Adjutanten nach Nikolsburg an den König einen Brief, den ich Seine Majestät nicht anzunehmen bat, weil wir nicht gemüthliche, sondern politische Gesichtspunkte im Auge zu halten hätten und weil die Selbständigkeit Hannovers mit der völkerrechtlichen Befugniß, seine Truppen nach dem jedesmaligen Ermessen des Souverains gegen oder für Preußen ins Feld führen zu können, mit der Durchführung deutscher Einheit unvereinbar war. Die Haltbarkeit der Verträge allein, ohne die Bürgschaft einer hinreichenden Hausmacht des leitendenFürsten, hat niemals hingereicht, der deutschen Nation Frieden und Einheit im Reich zu sichern... Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von derThatsache gehabt, daßdieGrenze, welcheden niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von dem kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unverkennbar,trennt, doch denzubeidenSeitenplattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einanderunterUmständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eins von Berlin und das andere früher von London, später von Hannover regirt wurde, und daß friedliche und gleichartige, im Konnubium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische,der andere fürhohenzollernscheInteressen, auf einander schießen sollten. Daß Dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen." (Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen".) Ungefähr eben so hatte er schon vor 70 gesprochen.
-Wenn man heutzutage das Verhalten Preußens zu Hannover schildern hört, sollte man glauben, Preußen sei 1866 über seine Nachbarn hergefallen wie derWolfüber eine Lämmerheerde; aber wie war die Situation vor dem Krieg? Die hannoversche Regirung hat 1866viel.früher gerüstet als die preußische; sie war

die erste, die, auf die erste Aufforderung Oesterreichs, gleichzeitig mit Sachsen zu rüsten begann, und auf unsere Frage, wozu die Rüstungen dienen sollten, während wir noch keinenMann rührten, wurde uns die mehr scherzhafte als politische Antwort gegeben: wegen der voraussichtlich schlechten Ernte beabsichtige man, das übliche Herbstmanöver im Frühjahr abzuhalten. Ungeachtet dieses Hohnes haben wir uns nicht abhalten lassen, die sorgfältigsten Verhandlungen mit dem König von Hannover zu führen; wir haben feine zweideutigen Rüstungen sich entwickeln sehen und ihm die volle Neutralität mitGarantie dervollenUnabhängigkeit geboten. Ich danke jetzt Gott, daß unsere Gegner verblendet ablehnten; einNorddeutscherBund in der heutigen Gestalt wäre ja kaum möglich geblieben, wenn der König von Hannover damals eingewilligt hätte, sich die völlige Unabhängigkeit durch Staatsvertrag verbürgen zu lassen, nurunterderBedingung, daß erneutral bleibe.. .Wären wir besiegt worden, was damals die ganze Welt außer uns selbst für gewiß hielt, so glaube ich nicht, daß Schlesien das einzige Opfer gewesen wäre, mit dem wir uns hätten lösen müssen; ich glaube vielmehr, daß das,Welfenreich^dieHerstellung des Reiches Heinrich des Löwen in der vollen Ausdehnung des niedersächsischen Stammes, wenigstens auf der linken Seite derElbe, den damaligen hannoverschen Berechnungen nicht so ganz fremd war. Man glaubte, der Moment fei gekommen, um das Netz über unserem Kopf zusammenzuziehen. Wenn wir gegen unserer Feinde Erwartung der uns angedrohten Gefahr der Vernichtung entgingen und als Sieger das Recht in der Hand hatten, die Verhältnisse zu reguliren, so kann man es wohl nicht eine ungerechte Eroberung nennen, die wir, nachdem man uns das Schwert in die Hand gezwungen, schließlich machten, indem wir lediglich an unsere eigene Sicherheit für die Zukunft dachten." (Bismarck am dreizehnten Februar 1869impreußischen Abgeordnetenhaus.) Und fein Ton wurde im Lauf der Iahre nicht sanfter.

-In authentischen Briefen vom König Georg, die mir vorgelegen haben, ist ausdrücklich geschrieben, daß er hoffte, durch Kaiser Napoleon in sein Reich wieder eingesetzt zu werden. Die Wiederherstellung des Königreiches Hannover wäre doch das Wahrscheinlichste und Nächstliegende, was die Franzosen thun würden, um das Deutsche Reich in feinem Zusammenhang und

Preußen als Hauptglied des Reiches zu schwächen... Herr Windthorst hat die Neigung des hannoveranischen Hauses, sich durch Frankreich wieder indenBesitz setzen zu lassen, damit entschuldigt, daß wir die Verhandlungen mit dem König Georg inNikolsburg und hier in Berlin , schnöde^ abgewiesen hätten. Wir haben sie abgewiesen: Das ist richtig; aber noch viel (ich will nicht sagen: schnöder) schärfer sind unsere Bestrebungen abgewiesen worden, im Frühjahr 1866 mit Hannover zu verhandeln. Man hat dort die Neigung gehabt, über uns herzufallen, und, vielleicht in der Absicht (die Zeugen, die ich hierfür habe, kann ich nicht nennen, deshalb will ich es nicht sicher behaupten), eine territoriale Vergrößerung im Fall desUnterliegensPreußens zu gewinnen, sich schließlich auf die österreichische Seite gestellt. Wenn man in der geographischen Lage des Königreiches Hannover war, mußteman Preußen nicht in diese Versuchung führen." (Bismarck am zwölften Ianuar 1887 im Reichstag.) Noch grollts im Gewölk.
-Die hannoverschen Welfen sind noch im Stande des Krieges gegen die Krone Preußens. Wagt der Welfenkönig' oder fein Welfensproß, nach dem Tode des Herzogs Wilhelm in Braunschweig zu erscheinen, so ist Preußen nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt, durch unsere braven Siebenundsechziger, die dort in Garnison liegen, den Eindringling ergreifen und, wie einst den Kurfürsten von Hessen, als Kriegsgefangenen auf eine Festung abführen zu lassen. Sollte aber das Land diesen Prätendenten als seinen Herzog anerkennen, so wird der Staat Braunschweig kriegführende Macht gegen Preußen und wir könnten das aberwitzige Ereigniß eines vermuthlich unblutigen Eroberungskrieges mitten im Frieden des Reiches erleben. Der ungeheuerliche Wirrwarrwürde aber um nichts gebessert, wenn etwa dieKronePreußen in einem Anfallthörichter Schwächesich herbeiließe, mit den Welfen Frieden zu schließen und ihnen für die Anerkennung der Eroberungen von1866denbraunschweigischenThron einzuräumen. Vor dem Iahr 1870, so lange die Welfennoch auf das gute Schwert ihres französischen Freundes hofften, hätten sie diese Anerkennung sicherlich niemals ausgesprochen. Seitdem ist die Macht der Thatsachen, wie es scheint, selbst an dem verstockten Sinn dieses Hofes nichtganzspurlos vorübergegangen. Man braucht sich daswidrige 'Bild nur auszumalen, wie der Welfensproß mit der ganzenVer-

blendung unbelehrbarer Prätendentengesinnung sein Regiment
beginnt, wie der welfischeAdel aus dem Hannoverschen hinüber-
eilt zu dem neuen Hof, wie derFriedederProvinzmitunsauberen
Ränken untergraben und das Werk des Iahres 1366 durch einen
Flankenangriff bedroht wird. Einen solchenHerdderVerschwör-
ung dicht vor den Thoren Hannovers kannPreußen nicht dulden.
Wir fürchten wenig für die Ruhe in Hannover. Aber hochbedenk-
lich wäre die Demüthigung der jungen kaiserlichen Krone, die Be-
leidigung des nationalen Stolzes durch die Rückkehr der Welfen.
Die Gräber der Helden von Metz und Sedan wären geschändet,
wenn einsolchesGeschlechtjemalswiederüberDeutsche herrschte..
Diesenpolitischen Bedenken lassen sich mit einiger Dreistigkeit auch
rechtliche Zweifel hinzufügen. War denn, so fragt man wohl, der
alte Erbvertraq zwischen den welfischen Linien nicht ein gegen-
seitiger? Und kann er heute noch gelten, da doch die hannoversche
Linie nicht mehr in der Lage ist, den Vertrag zu erfüllen? Wie
darfman überhaupt in Braunschweig von legitimem Recht reden?
Warum soll dieser durch eine Revolution erworbene Thron nicht
auch auf revolutionäremWegvererbt werden? Es liegt einKon-
flikt vor zwischen dynastischen Rechtsansprüchen und derSicher-
heit und Ehre des Reiches. Das deutschePrivatfürstenrecht for-
dert die Thronbesteigung eines Feindes der Krone Preußen, es
fordert eine Thronfolge, die, wo nicht in derForm, so doch in der
Sache, dem Landesverrath gegen das Reich gleichkäme. . . Bei
der unausrodbaren Vorliebe der Deutschen für möglichst ver-
zwickteundverschrobeneStaatsbildungenscheint es nicht unmög-
lich, daß nach dem Tode des Herzogs das unglückselige Reichs-
land Elsaß-Lothringen noch einen Zwillingbruder erhält. Heil-
samer für die braunschweigischen Gebiete wäre unzweifelhaft die
Vereinigung mit den Provinzen Sachsen und Hannover, deren
bescheidene Enklaven sie bilden. DieGerechtigkeitFriedrichWil-
helms des Dritten hat sich selten so schön bewährt wie damals, da
der streng legitimistischeFürst offen für den gewaltsamen Thron-
wechselinBraunschweig eintrat. Er war es, der die neue, erträg-
lichereOrdnungindemkleinen Lande entschlossen gegen dieMiß-
gunst der wienerHosburg vertheidigte; er fühlte, daß es eine Grenze
giebt für das legitime Fürstenrecht. Mögen seine Nachkommen
desAhnengedenkenund, wenndereinst aus dem verwaistenWel-

fenlande der Hilferuf ertönt, allen Stammbäumen und Erbvergleichen zum Trotz den vor Gott und Menschen gerechten Grundsatz behaupten: Ein Feind des Reiches darf nicht regiren auf deutschem Boden!" (Treitschke in dem Aufsatz «Die letzteScholle weifischer Erde". Später hat Treitschke sich gegen die auch jetzt noch wiederholte Behauptung, er habe die Giltigkeit des welfischen Erbvertrages bestritten, verwahrt und geschrieben: «Ich habe alle Rechtsbedenken gegen das Erbrecht des Hauses als unhaltbare Sophistereien zurückgewiesen; nicht das Land Hannover oder sein Beherrscher, sondern das durchlauchtige Haupt der jüngeren Welfenlinie ist der Erbe von Braunschweig, ex jure saNAuinis." Die Sorge für die Sicherheit und die Ehre des Deutschen Reiches müssedynastischenRechtsansprüchenaberinjedemFallvorgehen.)
Ich habe diese Sätze zusammengestellt, um an die Thatsachen der kritischen Jahre 183(1,66,84 zu erinnern und zu zeigen'wie die besten Deutschen die braunschweigische Frage beantwortet haben. Nach dem Tode des Prinzen Albrecht von Preußen tauchte sie wieder auf. Er war kein schlechter Regent gewesen. Ein echter Hohenzollern(aus derZeit,danoch nichtkoburgischesBlut in den besonderen Saft dieses Stammes gesickert war).Fromm, einfach, gewissenhaft, von schwer beweglichem Geist, sparsam (wie die meisten Preußen aus demAnfang und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts). Was dieCivilliste ihm gab, verzehrte er stets im Herzogthum; doch keinen Pfennig von seinem großenPrivatvermögen. Bei dem festlichen Empfang, der ihm in Braunschweig bereitet ward, hatte er gesagt: «Ich stehe hier im Auftrag des Kaisers". Das sollte heißen: Des Oheims Befehl, nicht mein Wunsch, hat mich hergeführt.Und dabei bliebs.DerRegent hielt sich zurück; wollte lieber unpopulär sein als in den Verdacht gerathen, Popularität zu suchen, am Ende gar seiner Familie eine dynastische Zukunft sichern zu wollen. War einundzwanzig Iahre lang jeden Augenblickbereit, dem legitimen HerrndesLandes den Platz zu räumen. Das Herzogthum gedieh unterderRegentschaft; aber der Regent wurde nicht geliebt. Die preußische Militärbehörde ging nicht immer behutsam und taktvollgenugvor, die Eisenbahnbehörde führte unkluge Prozesse und lehnte schließlich alle Mitglieder eines Oberlandesgerichtssenates als befangen ab, die an die preußische Eisenbahnhoheit geknüpften Hoffnungen wur-

den arg enttäuscht: das Werden und Wachsen zweier Welsen-
parteien bewies, daß die Braunschweiger nicht zufrieden waren.
Die erste Reichstagswahl nach dem Tode des Herzogs Wilhelm
brachte den Welfen nur zwölfhundert Stimmen; elf Jahre danach
warens zehntausend. Moralische Eroberungen hat Preußens
Bureaukratie also in Braunschweig nicht gemacht. Ein Anderes
kam später hinzu: das sehr sichtbare Streben Wilhelms des Zwei-
ten, denWelfenherzogzu versöhnen. Der berüchtigteFondswurde
zurückgegeben, beim Begräbniß des Erzherzogs Albrecht reichte
Wilhelm in Wien Ernst August die Hand; und daß solche Begeg-
nungen sich nicht oft wiederholten, war offenbar nicht des Kaisers
Schuld. Schon hieß es, Ernst August werde sich mit Lüneburg,
dem Fürstenthum Heinrichs des Stolzen, begnügen; hieß es auch,
sein Einzug in Braunschweig stehe bevor. KeinWunder, daß die
Brunonen und die Männer der Landesrechtspartei Hoffnung
schöpftenund Anhang fanden; ihre Agitation, die Iahre lang aus-
sichtlos schien, konnte jetzt ja die Entwickelung beschleunigen und
den «angestammten Herzog" zurückführen. Die Dynastien, ha;
Bismarckgesagt, -bildeten überall den Punkt, um den der deutsche
Trieb nach Sonderung in engeren Verbänden seine Kristalle an-
setzte". DasProvisoriumbehagtdenBraunschweigernnichtmehr;
hat ihnen schon viel zu lange gedauert. Die Hauptstadt will einen
Hof, der ihr Geld zu verdienen giebt, das Land einen Herzog, der
im Reich eine Stimme hat, die Sonderinteressen seines Staates
wahrnimmt und sich nicht jedem berliner Wink zu fügen braucht.
Wer soll dieser Herzog sein? llx jure LanZuinis hat nur der
Herzog von Cumberland Anspruch auf den braunschweigischen
Thron.Kann er ihn besteigen? Als seinVater,GeorgderFünfte,
gestorben war, schrieb er an den König von Preußen (so, nicht als
Deutschen Kaiser, sprach er ihn an; nannte ihn aber seinen«freund-
lich lieben Bruder und Vetter"): «Alle Rechte, Prärogative und
Titel, welche dem König, meinem Vater, überhaupt und insbe-
sondere in Beziehung auf das Königreich Hannover zustanden,
sind kraft der in meinem Haus bestehenden Erbfolgeordnung auf
mich übergegangen. Alle diese Rechte, Prärogative und Titel halte
ich voll aufrecht. Da jedoch deren Ausübung in Beziehung auf
das Königreich Hannover thatsächliche,für mich selbstverständlich
nichtrechtsverbindlicheHindernissecntgegenstehen,sohabe ich be-

schlossen, für die Dauer dieser Hindernisse den Titel Herzog von
Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg mit dem
Prädikat Königliche Hoheit zu führen. "DieUnterschrift wie eines
souverainen Fürsten: Ernst August. Im selben Iahr 1878 holte
er sich ausDänemark dieFrau; und in Kopenhagen kams zu einer
dänisch-welfischen Demonstration gegen dasDeutsche Reich. Der
Kronprinz vonDänemark stellte der (immerzum Minenkrieg gegen
die bismärckische Politik bereiten) Kaiserin Augusta später die
Sache falsch dar; und Bismarck schrieb an den König: «Ob die
Eheschließung (Ernst Augusts mit der Prinzessin Thyra) über-
haupt einenantideutschenpolititschenHintergrundhatte,kann un«
erörtertbleiben;daßaberdabeieineDeputationvon malcontentcn
und konspirirenden Unterthanen Eurer Majestät zu den Feier-
lichkeiten am dänischen Hof amtlich zugezogen wurde, widersprach
denTraditionenbenachbarter und mit einanderinfriedlichenBe-
ziehungen lebenderSouveraine. Weit darüber hinaus aber geht
die Thatsache, daß die Mitglieder dieser weifischen Deputation
mit dänischen Orden ausgezeichnet wurden, als ob sie amtlich das
GefolgedesHerzogsvonCumberlandbildeten... Wennindieser
Sachlage Seine dänische Majestät selbst Eurer Majestät gegen-
über einen direkten begütigenden Schritt thäte,um jene bedauer-
liche Demonstrationen ungeschehen zu machen, so würde es sich
meines ehrfurchtvollen Dafürhaltens empfehlen, ihn freundlich
entgegenzunehmen. Aber einer mündlichenAeußerung des Kron-
prinzen bei zufälliger Begegnung mitIhrerMajestät der Kaiserin
eine vonAllerhöchstderseiben inEurerMajestätAuftrag verfaßte
schriftliche Auslassung folgen zu lassen, würde ich für zu viel halten.
Es würde außerdem ein so weitgehendes Entgegenkommen von
unseren weder ehrlichen noch diskreten Gegnern benutzt werden
können, um die Situation so darzustellen, als ob Eure Majestät
Allerhöchstsich im Gewissen gedrängt fühlten, irgend Etwas in
dieser Sache wieder gut zu machen, während ein solches Gefühl
doch nur auf dänischerSeite vorhanden sein kann." ErnstAugust
blieb standhaft. AufoasPatent, in dem er am achtzehnten Oktober
1884 verkündete, er habe im Herzogthum Braunschweig« Lüneburg
dieRegirung angetreten, ließBismarckoffiziös antworten:-Seine
landeshoheitlichen Rechte würde derHerzog von Cumberland be-
nutzen, Um seinen Hof für welfische Umtriebe herzugeben. Pro-

gramm und Haltung derWelfenpartei machen es demReich un«
möglich, diesen Bestrebungen einen archimedischen Punkt zu ge-
währen,wie ihn dieResidenzeinessouverainenParteimitgliedes
in Braunschweig ergeben würde". Als fürstliche Freunde und ein-
zelne Anhänger ihn drängten, durch den Verzicht auf Hannover
dcn^braunschweigischen Thron zu erkaufen, sagte Ernst August:
„Ich bin der Sohn meines Vaters und werde entweder König
vonHannover und Herzog von Braunschweig werden oder Herzog
von Cumberland bleiben." Am zweiten Iuni 1883 beschloß dann
der Bundesrath: -Die Ueberzeugung der Verbündeten Regi-
rungen auszusprechen, daß dieRegirung desHerzogs vonCum-
berland in Braunschweig, da er sich in einem dem durch die Reichs-
verfassung gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern
widerstreitenden Verhältniß zu dem Bundesstaat Preußen be-
findet, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten An-
spräche auf Gebietstheile dieses Bundesstaates mit denGrund-
Prinzipien der Bündnißverträge und der Reichsverfassung nicht
vereinbar sei". ErnstAugustsRuf nach -bundesfreundlicherGe-
sinnung" verhallte. Der Ewige Bund wies ihn zurück.

Nur Thoren können diesen Herzog höhnen und schelten. Er
ist höchster Achtung würdig. Er könnte längst regiren, wenn er
bereit gewesen wäre, Das zu opfern, was ihn Recht dünkt (und
nach feiner Erziehung dünken muß). Er ist Prinz von Großbrita-
nien und Irland, Mitglied des englischen Oberhauses, Inhaber
eines österreichischen Regimentes, dem Britenkönig, der Kaiserin
Maria Feodorowna, dem dänischen und dem griechischen Hofe
verschwägert. Nach seiner ganzen Vergangenheit für den Thron
eines deutschen Bundesstaates nicht geeignet; auch wohl nicht
geneigt, im achtundsechzigsten Lebensjahr die Ueberlieferung zu
verleugnen, für die er vierDezennienhindurch gekämpft hat. Seit
1898 aber war fein ältester Sohn, Prinz Georg, großjährig; und
er, gegen den der Bundesrathsbeschluß vom zweiten Iuni 1885
sich nicht richtete, war nach agnatischemRecht der nächste Thron-
anwärter, wenn sein Vater auf den Erbanspruch verzichtete. Muß
Preußen jedem Welfen den Weg zum Herzogssitz sperren, wie
Treitschke, derBorusse ausSachsen, verlangthat?Ichglaube:Nein.
DerVersuch,dieOensQuelpKicafürimmer aus dem Dynasten-
buch zu streichen, wäre fruchtlos und thöricht. Das Haus Heinrichs

des Löwen hat am Reich nicht schlimmer gesündigt als manche Fürstenfamilie, die der Enkel heute bei überschäumendem Pokal als eine Zierde der Menschheit preist. Wer ist denn ein Weife? Sybel schrieb einmal: -KeinemHannoveranerkanndieThatsache unbekannt sein, daß Georg der Fünfte gar kein Welfe, sondern der Nachkomme eines italienischen Fürsten, des Markgrafen Azzo von Este, war und daß dessen Geschlecht erst im zwölften Iahrhundert herrschende Macht in Niedersachsen gewonnen hatte." Bestritt also auch dem Sohn Georgs das Recht, sich einen Welfen zu nennen. Einerlei. Der Deutsche Kaiser hat, als Vickys Sohn, wahrscheinlich mindestens eben so viel Welfenblut in den Adern wie ErnstAugust. Was wäre zu fürchten, wenn Ernst August auf den braunschweigischen Thron, sein Sohn, bevor er das Erbe antritt, aufHannover verzichtete? Daß derneueHerzogvonBraunschweig, sobald Preußen und das Reich gefährdet wären, versuchen würde, Hannover aus den Fängen des schwarzen Adlers zu reißen? Danach könnte er auch als Prinz oder Herzog von Cumberland trachten; und, scheint mir, mit mehr Aussicht auf Erfolg. Bismarck hat gesagt: „Selbst ein persönlicher Verzicht des Herzogs von Cumberland auf die von ihm erhobenen Ansprüche auf Hannover würden der Königlichen Regirung keine Bürgschaft für das Aufhören der auf die Losreißung Hannovers gerichteten Bestrebungen derWelfenpartei gewähren." Das war einmal richtig; und ists in gewissem Sinn heute noch. Ieder Verzicht bindet ja nurDen, der ihn mit seinem Namen deckt (deshalb könnte von Rechtes wegen nie das ganze Welfenhaus, sondern immer nur eins seiner Mitglieder von der braunschweigischen Thronfolge ausgeschlossen werden: schon der Sohn des Ausgeschlossenen kann zu dem geforderten Verzicht ja bereit sein); und bindet auch ihn nur, bis er glaubt, das Band ohne Gefahr lösen zu können. Zeigt sich die Möglichkeit, Hannover wieder von Preußen zu trennen, oann wird jeder Enkel des blinden Königs sie nutzen; mag er im gmundener Exil oder auf dem braunschweigischen Thron sitzen. Doch tempors muwntur. Noch 1884 konnte ein Schlauer zu den Bundesfürsten sprechen: Ich verzichte; und zu den Anhängern: Bis unsere Zeitgekommenist; bleibtalsowachsam! Heute wäre die Fortdauer welfischer Agitation unmöglich, wenn der Herzog zu Braunschweig und Lüneburg feierlich erklärt

hätte, daß er den 1866geschaffenenRechtszustandanerkenne und Hannover nicht mehr für sein Haus fordere. Wäre nicht mehr als ein Chiliastentraum, als die Hoffnung auf ein besseres Ienseits. Kein Verlust also zu fürchten; und beträchtlicher Gewinn zu erwarten. Die Braunschweiger hätten auf ihrem Thronden Weifensprossen, den sie jedem anderen Fürsten vorziehen würden- Preußen verlöre die lästige Welfenpartei; verlöre auch den Makel, dem ältesten deutschen Fürstengeschlecht den vom Blut und vom Recht ihm gewiesenenWeg zurHerrschaft gesperrt zu haben. Und das Reich wäre eines Feindes ledig; eines, dem nicht nur in London, Petersburg, Kopenhagen, sondern auch an manchen deutschenHöfen willfährige Vettern und Basen wohnen. Denn daß ein Cumberland, der mit dem Reich seinen Frieden gemacht, daß ein Herzog zu Braunschweig, der auf Hannover verzichtet hätte, in normalen Zeiten gegen den Reichsbestand draußen Bundesgenossen werben könne: dieser Wahn gedeiht nur auf der Hintertreppe. Ganz nutzlos ist das Säkulum seit denTagen des Rheinbundes doch nicht verstrichen. Und schon im März 1892 hatErnst August an den Deutschen Kaiser geschrieben: „AlsdeutscherFürst liebe ich mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig; und jedes den Frieden des Deutschen Reiches und der ihm angehörenden Staaten störende oder bedrohende UnternehmenliegtmeinenAbsichten fern". Sein Mund sprach nie, was das Herz nicht empfand. Die Weifen haben oft an die Thatsache erinnert, daß ihr König Ernst August 1848 dem aus Berlin entflohenen Prinzen Wilhelm vonPreußen im Schloß Herrenhausen Obdach gewährt hat; dem selben Wilhelm, der dann den Sohn dieses Königs vom Thron stieß. Sollte ihnen an der Spree etwa aufgezählt werden, was Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in der Zeit zwischen Valmy undIena anPreußen gesündigthat? Sentimentale Mahnungen wären in ernster Stunde sinnlos. Das braunschweigische Volk hat unzweideutig gezeigt, daß es einen Herzog aus demWelfenhaus habenwill. DieserWunsch muß erfüllt werden, wenn derHerzog zu Braunschweig, dem derThronvonRechtes wegen gebührt, den 1866 durchs preußische Schwert geschaffen en Zustand öffentlich anerkennt, öffentlich seinen Anhängern einschärft, die Wiederherstellung des Königreiches Hannover dürfe fortan nichtmehrdasZielsichtbarenoderheimlichenStrebens sein.

Den «endgiltigen, vorbehaltlosen Verzicht allerAgnaten des herzoglichen Hauses aufHannover" hat Ernst August am fünfzehnten Dezember 1906 geweigert. In dem Brief an die braunschweigische Landesversammlung, die den Verzicht erbeten hatte, wieder« holte er die-rückhaltlose Anerkennung der Reichsverfassung" und das Gelöbniß: -Nie werde ich wissentlich veranlassen oder gutheißen, daß mit den zu meiner Verfügung stehenden Mitteln feindliche Unternehmungen gegen des Königs von Preußen Majestät oder den preußischen Staat angestiftet oder gefördert werden." Darauf aber folgte eine - rechtliche Verwahrung gegen die unserem Land und Haus angethane Gewalt"; die Betonung der Pflicht, den gewünschten Verzicht zu weigern; endlich das Erbieten, sein und seines ältesten Sohnes Recht auf Braunschweig zu Gunsten des jüngeren Sohnes aufzugeben. So gings nicht. Ein neuer Regent zog, diesmal aus Mecklenburg, ins braunschweiger Schloß. Und die Losung lautete: Unzweideutiger Verzicht aller demWelfenhaus Angehörigen auf Hannover oder Ausschluß vom Erbrecht auf Braunschweig-Lüneburg. Sie konnte, so lange Ernst August aller Weifen Hoffnung blieb, nicht anders lauten.
Im vorigen Mai ist der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland gestorben; und dem überlebenden, der die Vornamen des Vaters trägt, hat sich jetzt die Tochter des Deutschen Kaisers verlobt. Ein frommes Gemüth mochte, da, nach allerlei seltsamer Vorpost, die Botschaft kam, der Worte gedenken, die, vor fünfundvierzig Iahren,Windthorst, der treuste und klügsteWelfe, im Haus der Abgeordneten sprach: «Die im Unglück große Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Königin Friderike von Hannover, vereinen sich dort oben im Gebet, daß zwischen dem hannoverschen und dem preußischen Stamm eine herzliche und ganze Aussöhnung eintrete; und alle edlen Seelen beider Stämme finden einander in diesem Gebet, dessen Erfüllung zu einer ferneren glücklichen Entwickelung unseres Vaterlandes notwendig ist. Davon hängt mehr ab als irdisches Gut." Auch der kühle Politiker darf sich der Kunde freuen und braucht nicht, wie Byrons Petrus, zu knurren: «Die Weifen einzulassen, soll mein Amt sein? Eh ich Das thue, will ich selbst verdammt sein!" Lasset sie, auch ohne papiernes Gelübde, schnell in Braunschweig einziehen (dessenBoden nach der Düngung mit ihrem Golde lechzt);

und seid froh, daß die 1866geschlagene Wunde sich schließt. Wenn Hohenzollern und Welf, zwei Kaisergeschlechter, sich nach langer Zeit wieder verschwägern, bleibt denVölkern, die noch bei Belle» alliance neben einander fochten, kein Grund mehr zumGroll.Der alte Herzog kann sich kaum einen öffentlichen Verzicht abzwingen, der einen großen, unter Opfern in Treue bewährten Volkstheil kränken müßte. Solcher Verzicht ist jetzt auch nicht nöthlg: die Zustimmung zum Ehebund schließt ihn ein. Der Herzog von Cum? bermnd, der seinem Erben die Tochter des Preußenkönigs ver» mählt,ist nicht „in einem dem durch die Reichsverfassung gewähr« leisteten Frieden unterBundesmitgliedernwiderstreitendenVer« hältniß zu dem Bundesstaat Preußen". Die Voraussetzung des Bundesrathsbeschlusses vom zweiten Iuni 1883 ist unhaltbar gc« worden. Anstandspflicht und Staatsraison empfehlen die Aufhebung diesesBeschlusses; gebieten auch, das Gefühl desMannes zu schonen, der schuldlos ein Königreich verlor, lubiwtek Thront, im preußischen Waffenrock, Ernst August als Herzog zu Braun« schweig und Lüneburg, dann ist Preußen einer Sorge ledig und ein Fleck aus wilder Bruderzwistzeit vom Reichshaus gewischt.

Menschenthat.

In der Aula der berliner Universität hat der Kaiser eine Rede gehalten, deren Zweck war, -in den Thatsachen der Geschichte die sichtbaren Beweise für das Walten Gottes" erkennen zu lehren. „Das heutige Geschlecht, welches in diesem Iahrhundert lebt, welches leicht dahin führt, hauptsächlich Das, was man sieht oder beweisen oder mit Händen greifen kann, zu glauben, das dagegen für Transszendentales (gemeint war wohl: Transszendentes) geringere Fähigkeiten zeigt und dem das Wort (der Begriff?) Religion Schwierigkeiten bereitet, dieses Geschlecht bedarf eines Hinweises, wie es zu dem alten Glauben seiner Väter kommen kann. Denken wir daran, daß kurz nach dem Hintritt des großen Königs das Preußenvolk diesen Glauben verloren hatte. Ausländisches Wesen griff um sich. Und als die große Belastungprobe des Iahres 1806 kam, brachen die Stützen und ein Zusammenbruch fand Statt, wie ihn die Welt kaum je gesehen hatte und der die Herzen verzagen ließ. War Das Menschenthat? Das war Gottesgericht! Und eben so hinterherl Eine Wendung

in der Weltgeschichte! Das war auch nicht der Menschen That,
sondern Gottes That. Da erhob sich, im Glauben an Gott, ein
unterdrücktes, zerstückeltes Volk (ein Wunder, wie es noch nicht
dagewesen) und warfAlles vor sich her. Das war auch nichtThat
derMenschen: Das war Gottes That!" Ein schöner, in Gewittern
noch tröstender Glaube. Zeugt aber die Geschichte des Befreiungs-
krieges für ihn? Ward Preußen 1806 geschlagen, weil es den
Christenglauben verloren, undsiegte 1813,weilesdiesenGlauben
wiedergefunden hatte? Das kann selbst der 8ummus t2pi3c«puZ nicht
erweisen; nicht leichter als denSiegColignys inSaint-Quentin.
Zunächst:PreußensErhebungwarherrlich,hattedenWelten-
wirbel einer Naturgewalt; doch Preußen focht nicht allein wider
den von Rußlands Winter entkräfteten Korsen; und daß es mit
den Verbündeten siegte, dünkt denvonBonapartes Kriegenheim-
wärts kehrendenBlick nicht ein noch niemals erschautes Wunder.,
Fromm warFritz nicht gewesen; ausländischem Wesen holder als
deutschem. Dennoch hat er in mancher Hauptschlacht gesiegt (der
in dieses Heft aufgenommene Bericht über Hohenfriedberg kann
lehren, wie nüchtern sein blau blitzendesAuge dasWerden solchen
Sieges sah) und Preußens Zukunft gesichert. Er schwor drauf, daß.
der Herrgott stets bei der stärksten Schwadron sein werde. „Die
Religion ist eine alte Maschine, die man immer benutzt hat, um
die Völker in untcrthanerTreue zu halten und dieMenschenver-
nunft zu zügeln.. So lange die Fürsten an der Kette der Theo-
logie liegen und die dem Land Gebietenden fürs Beten bezahlt,
werden, kann die vonsolchen Geistestyrannen verdunkelte Wahr-
heit das Volk nicht erleuchten. Wie Kranke nach allerleiArzenei
langen, weil sie hoffen, daß eine sie heilen werde, so hat dasMen-
schengeschlecht in seiner Verblendung ein göttliches Wesen und
eine helfende Kraft in allen natürlichen Dingen vorausgesetzt."
So sprach Fritz; und oft klang seine Rede viel schriller. Fromm
war Friedrich Wilhelm derZweite; seineWöllner undBischoffs-
werder konnten sich neben derTafelrunde von Sanssouci als die
besseren Christen spreizen. Ihr König hat -dem Rnglauben und
Aberglauben und der daraus entstehendenZügellosigkeitderSit-
ten" denKrieg erklärt und in seinem Edikt „die Grundwahrheiten
des Christenglaubens" wieder ins Volksbewußtsein zu prägen
getrachtet. Nur: das Heer, Preußens Rückgrat, ließ er verlum»

inern. Trotzdem seitFriedrichsTode die Bevölkerung sich stist ver-
doppelt und jeder Nachbar die Wehrmacht gemehrt hatte, wuchs
die preußische Armee nicht einmal um vierzigtausend Köpfe. Und
danach? Im Glauben hat der dritte Friedrich Wilhelm nie ge-
wankt. Aber Stein durfte an Vincke schreiben: -Hätte eine große
moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde
sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlit-
ten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der fran-
zösischen Uebermacht gelenkt und nach ihm wieder aufgerichtet
haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur ver-
tagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen kön-
nen, nicht Newton zusein. "Und nach derNiederlage ricfScharn-
horst: «Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit
einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst
bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt: dann erst wird
siesich selbstachten undvonAnderenAchtungzu erzwingen wissen.
Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pfle-
gen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen: weiter reicht
unser hoher Wirkungskreis nicht. "Und die Frommheit des Iahres
Dreizehn? Clausewitz spricht: «Die Meinung, daß man Frank-
reich widerstehen könne,ist unter uns fast gänzlich verschwunden.
Man glaubt an dieNothwendigkeit einerUnterwerfung aufGnade
And Ungnade. Dies ist die allgemeine Stimmung. Einzelne zeich-
nen sich noch durch die Frechheit aus, mit der sie auf die Sicher-
heit und den ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigenthumspochen;
auf die Notwendigkeit, diesem Alles zu opfern, auch die Rechte
des Königs, auch die Ehre des Königs, auch die Sicherheit und
die Freiheit des Königs! Die vornehmeren Stände sind die ver-
derbteren; Hof- undSlaatsbeamte die verderbtesten. Sie wünschen
nicht nur, wie die Anderen, Ruhe und Sicherheit, sie sind nicht nur
dem Gedanken entwöhnt, ihre Pflicht zu erfüllen, sondern sie ver-
folgen auch Ieden, dernicht verzweifelt, mit unversöhnlichem Haß.
Doch wenden wir den Blick hinweg von diesen traurigen Zeichen
der Nationalverderbtheit, die, wie Geschwüre, äußere Zeichen
einer tiefen Krankheit sind, von der das Ganze nur allzu leicht
untergraben, vergiftet und aufgelöst werden kann! Bei aller An-
hänglichkeit an die Regirung darf man sich nicht verhehlen, daß
Vorzüglich der Mangel an Vertrauen zu ihr die Quelle der all-

Semeinen Mutlosigkeit ist. Eben so wenig Vertrauen hat die Regirung zu den Unterthanen, ja, sogar zu sich selbst. Ich sage mich los von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will, und von der falschenResignation eines unterdrückten Geistesvermögens. Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit feines Daseins, die es mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen soll; daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen und ein Volk unüberwindlich ist in dem großmüthigen Kampf um seine Freiheit." Karl von Clausewitz; damals Oberst jmrussischenHeer. HörtnochBlücher: «Ietzt ist wiederum die Zeit, zu thun, was ich schon snnoNeunangerathen, nämlich: dieganze Nation zu den Waffen aufzurufen und, wenn die Fürsten nicht wollen und sich Dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen." Die Masse sah 1813 nicht anders aus als 1806; war nicht gläubiger noch reiner. Für eine fromme, leicht mit der Ruthe zu leitende Heerde hatte Bonapartes Wahn sie gehalten. Scham und Zorn trieb sie, nicht innige Ergebung in Gottes Willen; peitschtesieindenNothkampfuudgab ihr dieWucht, die Schwachheit des Königs zu überrennen, der sich so lange gesträubt hatte, «mallwnnete" zu scheinen. Nicht wie ein Christenchoral klang Kleistens Schlachtlied, klang Germanias Mahnung an ihre Kinder:

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
. Und ihn dann die Grenze sein!
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!

DerKimbernschrecken,derzwischenGallienundSpanien einst Roms Konsuln schlug, hat,ungesänftigt von milder Christenlehre, auch den letzten Imperator eines römischen Weltreiches besiegt. Bleiben die Enkel dieser Kimbern, dem Stammesnamen getreu, Kämpfer, dann können sie getrost vorwärts schreiten. Weicht sich ihr Sinn: nur dann darf, in der dunkelsten Stunde, ihr Vormann stöhnen, daß die Volkheit vom Weg ihres Gottes gewichen sei.

Fritz bei Hohenfriedberg.
Die Werke Aönig Friedrichs des GrsHen. Ausgabe in deutscher
Sprache, besorgt unter Mitwirkung der besten Kenner der fride-
rizianischen Zeit vom Professor Dr. Berthold Bolz. Mit Illu-
strationen von Adolf von Menzel. Zehn Foliobände (in würdi-
ger Ausstattung); 100 Mark in Leinen, 125 in Halbleder.
Band I: Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Branden-
burg. II: Geschichte meiner Zeit. III und IV: Geschichte des
Siebenjährigen Krieges. V: Bom Frieden von Hubertusburg
bis zum Frieden von Tesche«. Ueber Politik. Gründe meiner
militärischen Haltung. Apologie meiner politischen Haltung.
Flugschriften. VI: Antimacchiavell. Politische Schriften. Testa-
mente. VII: Militärische Schriften. VIII: Militärische Schrif-
ten. IX und X: Dichtungen, Briefe, Generalregister. Verlag
von Reimar Hobbing in Berlin.
Eine Probe: Friedrichs Schilderung der Schlacht bei Hohenfriedberg.
Unsicher war die Lage des Königs. Die Politik war roll Ab-
gründen. Der Krieg hing von Zufällen ab und die Finanzen waren
fast gänzlich erschöpft, Unter solchen Verhältnissen muß man alle Kraft
zusammennehmen und den ringsum dräuenden Gefahren fest ins Auge
schauen. Man darf sich nicht durch die Schattenbilder der Zukunft be-
unruhigen lassen und muß auf alle nur mögliche und denkbare Weise
dem Verderben zuvorkommen, so lange es noch Zeit ist. Vor Allem
«der darf man nicht von den Grundsätzen abweichen, auf die man sein
politisches und militärisches System gebaut hat.
Der Feldzugsplan des Königs stand fest. Um jedoch nichts unver-
sucht zu lassen, wandte er sich zuvor an seine Verbündeten. Durch nach-
drücklich geführte Unterhandlungen suchte er Hilfe von ihnen zu er-
langen. Nur von Frankreich war Etwas zu erwarten. Der König ließ
dem versailler Hofe die Unmöglichkeit vorstellen, einen Krieg noch
lange auszuhalten, dessen ganze Last allein auf seinen Schultern lag.
Er forderte ihn auf, sein Bündniß buchstäblich zu erfüllen, und da der
Feind sich zu einem Einfall in seine Staaten rüstete, so drängte er
Ludwig den Fünfzehnten, ihm die für den Fall versprochenen Sub-
sidien zu zahlen oder ihm durch eine wirkliche Diversion Luft zu schaf-
fen. Auf das französische Ministerium schienen seine Vorstellungen
wenig Eindruck zu machen. Es behandelte sie als Lappalien und sah-
die Schlacht von Fontenoh und die Eroberung einiger festen Plätze in
Flandern als eine beträchtliche Diversion an. Nun wandte sich der
König persönlich an Ludwig und beschwerte sich über die kühle Hal-
tung des versailler Ministeriums. Er betonte, in welch mißlicher und
bedrängter Lage er sich befinde und daß nur die Freundschaft für Seine
Allerchristlichste Majestät ihn in diese Roth gebracht habe. Er hielt
dem König von Frankreich vor, daß er ihm einige Gegendienste für

den Beistand schulde, den er ihm in einer Zeit geleistet habe, wo das Glück sich im Elsaß den Oesterreichern zuwandte. Die Schlacht von Fontenoy und die Einnahme von Tournai seien gewiß glorreiche Ereignisse für des Königs Person und für Frankreichs Vortheil, aber für Preußens unmittelbares Interesse bedeuteten sie nicht mehr als ein Sieg am Skamander oder die Eroberung von Peking. Zudem, fuhr der König in seinem Briefe fort, hielten die Franzosen in Flandern kaum sechstausend Oesterreicher in Schach; er könne sich in der augenblicklichen Gefahr nicht mit schönen Worten zufrieden geben, sondern müsse dringend um wirkliche Hilfe bitten. Der Vergleich mit dem Skamander und Peking mißfiel Seiner Allerchristlichsten Majestät. Die Verstimmung war zwischen den Zeilen des Antwortschreibens zu lesen; und der König von Preußen fühlte sich wiederum durch den kalten und hochmüthigen Ton dieser Antwort gekränkt.

Während diese kleinen Iwistigkeiten dem unter Verbündeten nöthigen Einvernehmen schadeten, begannen die Oesterreicher ihre Operationen im Felde. Das österreichische Heer, aus den Truppen der Königin und aus den Sachsen bestehend, rückte allmählich an die schlesische Grenze. Die Oesterreicher kamen von Königgraetz und aus der Gegend von Iaromircz, die Sachsen von Jung-Bunzlau und Königinhof. Sie vereinigten sich bei Trautenau, von wo sie auf Schatzlar vorrückten. Unterwegs konnten sie sich nicht aufhalten. Alle ihre Bewegungen waren also fast auf Tag und Stunde zu berechnen. Es war daher an der Zeit, General Winterfeldt in Landeshut die nöthigen Befehle zu ertheilen. Er sollte sich beim Nahen des Feindes auf das Corps Du Moulins zurückziehen und gemeinsam mit ihm den Rückzug bis Schweidnitz fortsetzen. Dabei sollten sie möglichst geschickt die Nachricht aussprengen, daß die Preußen im Begriff ständen, den Fuß des Gebirges zu verlassen und unter den Kanonen von Breslau Schutz zu suchen. Der doppelte Spion, von dem schon die Rede war, griff diese Gerüchte begierig auf und brachte dem Prinzen von Lothringen flugs die Bestätigung vom Rückzug der Preußen, den er ihm vor einiger Zeit gemeldet hatte. List nützt im Kriege manchmal mehr als Kraft. Freilich darf man sie nicht zu oft anwenden, sonst verliert sie ihren Werth. Man soll sie für wichtige Gelegenheiten aufsparen. Wenn die falschen Nachrichten, die man dem Feind zukommen läßt, seinen Leidenschaften schmeicheln, so ist man fast sicher, ihn in die Falle zu locken. Da Winterfeldt und Du Moulin dem Feinde um einen Tagemarsch voraus waren, so gelangten sie nach Schweidnitz, ohne daß ihnen das Geringste zustieß.

Die Armee des Königs verließ Frankenstein und bezog am dreißigsten Mai ein Lager bei Reichenbach. Von da hatte sie nur noch einen kleinen Marsch bis Schweidnitz, das sie am ersten Juni passirte. Winterfeldts und Du Moulins Corps marschirten als Avantgarde und nahmen die Anhöhen von Striegau diesseits vom Striegauer Wasser ein. General Nassau besetzte mit seinem Corps den Nonnenbusch und

den Beistand schulde, den er ihm in einer Zeit geleistet habe, wo das Glück sich im Elsaß den Oesterreichern zuwandte. Die Schlacht von Fontenoy und die Einnahme von Tournai seien gewiß glorreiche Ereignisse für des Königs Person und für Frankreichs Vortheil, aber für Preußens unmittelbares Interesse bedeuteten sie nicht mehr als ein Sieg am Skamander oder die Eroberung von Peking. Zudem, fuhr der König in seinem Briefe fort, hielten die Franzosen in Flandern kaum sechstausend Oesterreicher in Schach; er könne sich in der augenblicklichen Gefahr nicht mit schönen Worten zufrieden geben, sondern müsse dringend um wirkliche Hilfe bitten. Der Vergleich mit dem Skamander und Peking mißfiel Seiner Allerchristlichsten Majestät. Die Verstimmung war zwischen den Zeilen des Antwortschreibens zu lesen; und der König von Preußen fühlte sich wiederum durch den kalten und hochmüthigen Ton dieser Antwort gekränkt.

Während diese kleinen Iwistigkeiten dem unter Verbündeten nöthigen Einvernehmen schadeten, begannen die Oesterreicher ihre Operationen im Felde. Das österreichische Heer, aus den Truppen der Königin und aus den Sachsen bestehend, rückte allmählich an die schlesische Grenze. Die Oesterreicher kamen von Königgraetz und aus der Gegend von Iaromircz, die Sachsen von Jung-Bunzlau und Königinhof. Sie vereinigten sich bei Trautenau, von wo sie auf Schatzlar vorrückten. Unterwegs konnten sie sich nicht aufhalten. Alle ihre Bewegungen waren also fast auf Tag und Stunde zu berechnen. Es war daher an der Zeit, General Winterfeldt in Landeshut die nöthigen Befehle zu ertheilen. Er sollte sich beim Nahen des Feindes auf das Corps Du Moulins zurückziehen und gemeinsam mit ihm den Rückzug bis Schweidnitz fortsetzen. Dabei sollten sie möglichst geschickt die Nachricht aussprengen, daß die Preußen im Begriff ständen, den Fuß des Gebirges zu verlassen und unter den Kanonen von Breslau Schutz zu suchen. Der doppelte Spion, von dem schon die Rede war, griff diese Gerüchte begierig auf und brachte dem Prinzen von Lothringen flugs die Bestätigung vom Rückzug der Preußen, den er ihm vor einiger Zeit gemeldet hatte. List nützt im Kriege manchmal mehr als Kraft. Freilich darf man sie nicht zu oft anwenden, sonst verliert sie ihren Werth. Man soll sie für wichtige Gelegenheiten aufsparen. Wenn die falschen Nachrichten, die man dem Feind zukommen läßt, seinen Leidenschaften schmeicheln, so ist man fast sicher, ihn in die Falle zu locken. Da Winterfeldt und Du Moulin dem Feinde um einen Tagemarsch voraus waren, so gelangten sie nach Schweidnitz, ohne daß ihnen das Geringste zustieß.

Die Armee des Königs verließ Frankenstein und bezog am dreißigsten Mai ein Lager bei Reichenbach. Von da hatte sie nur noch einen kleinen Marsch bis Schweidnitz, das sie am ersten Juni passirte. Winterfeldts und Du Moulins Corps marschirten als Avantgarde und nahmen die Anhöhen von Striegau diesseits vom Striegauer Wasser ein. General Nassau besetzte mit seinem Corps den Nonnenbusch und

die Armee lagerte in der Ebene zwischen Alt-Jauernick und Schweid»
nitz. So war der zwei Meilen breite Raum zwischen Striegau und-
Schweidnitz von einer fast ununterbrochenen Linie Preußischer Trup-
pen besetzt. Die Stellung des Königs war höchst vortheilhaft. General
Wallis, der Führer der feindlichen Avantgarde, und Nadasdh erschie-
nen zuerst auf den Anhöhen von Frehburg. Der Prinz von Lothringen
war über Landeshut in Schlesien eingedrungen. Von dort hatte er sei-
nen Marsch über Reichenau und Hohen-Helmsdorf fortgesetzt. Von
seinem Lager konnte er lauf vier Wegen jin die Ebene, herabsteigen - über
Frehburg, Hohenfriedberg, Schweinhaus und Kauder. Der König re»
kognoszirte das ganze Gebiet, um über das Gelände für die Aufstellung
seiner Armee im Voraus Bescheid zu wissen. Drei Tage lang wurden
die Wege ausgebessert. Kein Hindernis sollte die Preußen aufhalten,
dem Feinde entgegenzueilen, sobald er in die Ebene herabkam. Damit
nahm man dem Zufall Alles, was Voraussicht ihm entreißen kann.
Am zweiten Juni hielten die österreichischen und sächsischen Ge-
nerale Kriegsrath auf dem Galgenberg*) bei Hohenfriedberg. Sie konn-
ten von dort zwar die ganze Ebene überschauen, erblickten aber nur
kleine Abtheilungen des preußischen Heeres; denn die Hauptmacht war
durch den Nonnenbusch und durch Schluchten verdeckt, hinter denen sie
absichtlich aufgestellt war, um den Feind in Unkenntniß über die Zahl
der Preußen zu halten und ihn in dem Glauben zu bestärken, daß er in
ein unvertheidigtes Land komme. Der Prinz von Lothringen lagerte
sm folgenden Tag bei dem Dorf Oelfe und gab Wenzel Wallis Befehl,
mit seinem Vortrab das Magazin zu Schweidnitz fortzunehmen. Von
da sollte er die Preußen bis nach Breslau verfolgen. Der Herzog von
Weißenfels erhielt den Auftrag, mit seinen Sachsen Striegau zu neh-
men und dann Glogau zu belagern. Der Prinz von Lothringen hatte
bei seinem Plan nur vergessen, daß er ein Heer von siebenzigtausend
Mann vor sich hatte, das fest entschlossen war, jede Fußbreite Landes
bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Also kreuzten sich die Pläne der
Oesterreicher und der Preußen wie entgegenstehende Winde, die Wol-
ken zusammentreiben, deren Zusammenprall Blitz und Donner erzeugt.
Der König besichtigte täglich seine Vorposten, Am Dritten war
er auf einer Höhe**) vor Du Moulins Lager. Von dort konnte er das
ganze Blachfeld, die Anhöhen von Fürstenstein und sogar »inen Theil
des österreichischen Lagers bei Reichenau überschauen. Er hatte» sich
ziemlich lange auf der Anhöhe aufgehalten, als er in den Bergen eine
aufsteigende Staubwolke erblickte, die in die Ebene vorrückte und sich
von Kauder nach Rohnstock hinschlängelte. Dann sank der Staub und
man sah deutlich das österreichische Heer, das in acht großen Kolonnen
aus dem Gebirge herausgetreten war. Der rechte Flügel lehnte sich an

*) Heute Siegeshöhe genannt; auf ihr steht der zum Andenken an
die Schlacht errichtete Tempel.

**) Die Ritterberge südlich vom Dorfe Gräben bei Striegau.

das Striegauer Wasser und zog sich von dort gegen Rohustock und
Hausdorf. Am linken Flügel standen die Sachsen bis Pilgramshcnn
hin. Sofort erhielt Du Moulin Befehl, das Lager um acht Uhr abends
abzubrechen, über das Striegauer Wasser zu gehen und sich auf einem
vor der Stadt liegenden Felsen zu postiren. Dort befindet sich ein To-
pasbruch, der dem Berge den Namen gegeben hat. Die Armee setzte
sich um acht Uhr abends in Bewegung und marschirte unter größter
Stille nach rechts in zwei Treffen ab. Selbst das Rauchen war verbo-
ten. Die Spitze traf um Mitternacht bei den striegauer Brücken ein.
Dort wurde gewartet, bis alle Corps beisammen waren.
Am vierten Juni um zwei Uhr früh versammelte der König die
höchsten Offiziere, um ihnen die Dispositionen für die Schlacht zu ge-
ben. Wir würden sie hier übergehen, wäre nicht Alles, was mit einer
Entscheidungschlacht zusammenhängt, wichtig. Die Anordnung lautete,
wie folgt: „Die Armee marschirt unverzüglich rechts in zwei Treffen
ab und geht über das Striegauer Wasser. Die Kavallerie stellt sich in
Schlachtordnung dem linken feindlichen Flügel gegenüber, nach Pil^
gramshain zu. Du Moulin deckt ihren rechten Flügel. Der rechte In-
fanterieflügel stellt sich neben dem linken Kavallerieflügel, den rohn-
stocker Büschen gegenüber, auf. Die Kavallerie des linken Flügels lehnt
sich an das Striegauer Wasser und behält die Stadt Striegau weit im
Rücken. Zehn Dragoner- und zwanzig Husarenschwadronen stellen sich
als Reserve hinter die Mitte des zweiten Treffens und halten sich zur
Verwendung bereit. Hinter jedem Kavallerieslügel steht ein Husaren-
regiment als drittes Treffen, um bei offenem Gelände den Rücken und:
die Flanke der Kavallerie zu decken oder zur Verfolgung vorzugehen.
Die Kavallerie greift den Feind mit der blanken Waffe ungestüm an,
macht während des Gefechtes keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe
nach dem Gesicht. Nachdem sie die feindliche Kavallerie angegriffen,
geworfen und zerstreut hat, kehrt sie um und fällt der feindlichen In-
fanterie in die Flanke oder in den Rücken, je nach der Gelegenheit.
Die Infanterie rückt im Geschwindschritt gegen den Feind an. Wenn
irgend möglich, geht sie mit der Bayonnette vor. Muß gefeuert werden,
dann auf nur hundertfünfzig Schritt. Finden die Generale auf den
Flügeln oder vor der Front des Feindes ein Dorf unbesetzt, so nehmen
sie es, umstellen es mit Infanterie und benutzen es nach Möglichkeit
zur Umfassung der feindlichen Flanke. Doch dürfen keine Truppen in
die Häuser oder Gärten gelegt werben, damit nichts die Verfolgung des
geschlagenen Gegners hindert."
Sobald Jeder wieder auf seinem Posten war, setzte sich die Armee
in Marsch. Kaum war die Spitze über den Bach, als Du Moulin Mel-
dung sandte, er habe feindliche Infanterie auf einer Anhöhe vor sich
erblickt und seine Stellung geändert. Er sei rechts abgebogen und habe
sich auf einer gegenüberliegenden Anhöhe formirt, wodurch er sogar
den linken Flügel des Feindes überflügele. Du Moulin wcrr auf die
Sachsen gestoßen. Sie hatten Befehl, Striegau zu besetzen, und waren.

nun sehr erstaunt, Preußen vor sich zu finden. Der König ließ schleu-
nigst eine Batterie von sechs Vierundzwanzigpfündern auf dem To-
pasberg auffahren. Sie war in der Schlacht von erheblichem Nutzen,
da sie große Verwirrung unter den Feinden anrichtete.
Die ganze sächsische Armee eilte zur Unterstützung ihrer Avant-
garde heran, die zur Einnahme von Srriegau Befehl hatte. Nun don-
nerten ihr die preußischen Geschütze ganz unerwartet entgegen. Zu-
gleich formirte sich die Kavallerie des rechten preußischen Flügels un-
ter der Batterie. Die Gardesducorps marschirten neben Du Moulin
auf und die linke Flanke des Flügels stieß an die rohnstocker Büsche.
Zweimal griffen die Preußen die sächsische Reiterei an: dann flüchtete
sie in wildem Getümmel. Nun hieben die Gardesducorps die beiden
Infanteriebataillone nieder, auf die Du Moulin bei Beginn der
Schlacht gestoßen war. Darauf griffen die preußischen Grenadiere und
das Regiment Anhalt die sächsische Infanterie in den Büschen an, wo
sie sich zu entwickeln begann, vertrieben sie daraus und verjagten sie
auch von einem Damm, wo sie sich wieder sammeln wollte. Von da setz-
ten sie durch einen Teich und gingen gegen das zweite Treffen der
Sachsen vor, das auf sumpfigem Boden stand. Der Kampf war noch
blutiger als der erste, aber eben so rasch beendet. Die Sachsen mußten
sich auch hier zur Flucht wenden.
Die sächsischen Generale brachten einige Bataillone wieder zum
Stehen und stellten sie auf einer Anhöhe hakenförmig auf, um ihren
Rückzug zu decken. Aber die schon siegreiche preußische Reiterei des
rechten Flügels tauchte in ihrer Flanke auf, während die preußische
Infanterie aus dem Gehölz heraustrat und zum Angriff vorging.
Kalckstein stieß noch mit Truppen aus dem zweiten Treffen dazu, das
die Sachsen weit überflügelte. Als Diese ihre verzweifelte Lage erkann->
ten, warteten sie den Angriff nicht ab, sondern ergriffen schimpflich die
Flucht. So wurden sie völlig geschlagen, noch ehe der linke Flügel ganz
aufmarschirr war. Es verging noch eine gute Viertelstunde, bevor der
linke Flügel mit den Oesterreichern handgemein wurde.
Der Prinz von Lothringen hatte in seinem Hauptquartier zu
Hausdorf die Meldung erhalten, daß man Gewehr- und Geschützfeuer
vernehme. Er glaubte schlecht und recht, die Sachsen griffen Striegau
au, und legte der Meldung keinen Werth bei. Schließlich meldete mau
ihm, die Sachsen seien auf der Flucht und das ganze Blachfeld wimmle
von ihnen. Nun kleidete er sich schleunigst an und gab den Befehl zum
Vormarsch. Die Oesterreicher rückten mit gemessenen Schritten in die
Ebene zwischen dem Striegauer Wasser und den rohnstocker Büschen,
die von zahlreichen Grenzgräben zwischen den Bauerngütern durch-
schnitten wird. Sobald Markgraf Karl und der Prinz von Preußen
dem Feinde nahe genug waren, griffen sie ihn so heftig an, daß er zu-
rückwich. Die österreichischen Grenadiere benutzten die genannten Grä-
ben sehr geschickt und hätten ihren Rückzug in guter Ordnung voll-
zogen, wäre das Regiment Garde nicht zweimal mit gefällter Bayon--

nette, auf sie eingedrungen. Die Regimenter Hacke, Bevern und alle, die im Feuer standen, zeichneten sich durch Tapferkeit aus. Als der Feind vor dem rechten Flügel vertrieben war, lich der König eine Viertelschwenkung machen, um die Oesterreicher in der linken Flanke und im Rücken zu fassen. Der rechte Flügel strich durch die rohnstocker Büsche und Teiche, und als er sie hinter sich hatte und den Feind angriff, hatte der linke preußische Flügel schon beträchtliches Gelände gewonnen.

Die Kavallerie des linken Flügels hatte einen Anfall erlitten.

Kaum war Kyau mit seinen zehn Schwadronen über die Brücke des Striegauer Wassers gegangen, als die Brücke einbrach. Kyau entschloß sich zum Angriff auf die feindliche Kavallerie. General Zieten stieß mit der Reserve zu ihm, warf Alles, was ihm Widerstand leistete, vor sich nieder und verschaffte Nassau, der den linken Flügel kommandirte, Zeit, den Bach zu durchwaten. Kaum hatte Nassau seinen Flügel in Reihe und Glied gestellt, f« griff er die ganze feindliche Reiter«, die er vor sich fand, an und schlug sie in die Flucht. General Polentz trug viel zum Erfolge bei. Er hatte sich mit seiner Infanterie in das Dorf Fehebeutel geschlichen, von wo er die österreichische Kavallerie in der Flanke beschoß und sie durch mehrere Salven erschütterte, so daß sie leichter geschlagen wurde. Geßler, der das Zweite Treffen befehligte, sah, daß es hier keinen Lorber zu pflücken gab. Er wandte sich zur preußischen Infanterie, und als er die Oesterreicher in Unordnung sah, ließ er die Infanterie auseinandertreten, ging durch sie hindurch, formirte sich in drei Kolonnen und stürzte sich mit unerhörtem Ungestüm auf den Feind. Die bayreuther Dragoner hieben «inen großem Thsil niedernnd nahmen einundzwanzig Bataillone von den Regimentern Marschall, Grünne, Thüngen, Daun, Kolowrat*), Wurmbrand**) und einem anderen Regiment, dessen Name mir entfallen ist, gefangen. Trotzdem Biele getötet wurden, betrug die Zahl der Gefangenen doch viertausend Mann, dazu sechsundsechzig Fahnen. General Schwerin, der Vetter Dessen, der sich bei Iägerndorf hervorgethan hatte, und eine Unmenge von Offizieren, die wir wegen ihrer großen Anzahl nicht aufführen können, erwarben sich hier unsterblichen Ruhm.

Diese Heldenthat geschah zur selben Zeit, wo der rechte preußische Flügel dem Prinzen von Lothringen in die Flanke fiel. Damit erreichte die Verwirrung der Oesterreicher den Höhepunkt. Alles lief auseinander und flüchtete in größter Unordnung nach dem Gebirge. Die Sachsen zogen sich über Bohrau-Seifersdorf zurück. Das Centrum der

*) Die Brigade des Feldzeugmeisters Baron Thüngen, die durch Geßlers Angriff vernichtet wurde, bestand außer den genannten Regimentern auch noch aus den Regimentern Maximilian von Hessen und Baden-Baden, die der König zu erwähnen vergessen hat.

**) Das Regiment Wurmbrand focht in der Schlacht von Hohenfriedberg nicht mit.

Oesterreicher rettete sich über Kauder und ihr Flügel über Hohenfried» berg, wo zu ihrem Glück Nadasdy und Wallis eingetroffen waren, die den Rückzug deckten. Die Preußen verfolgten sie bis auf die Höhen von Kauder. Dort machten sie Halt, um sich zu verschnaufen.

Die Preußen nahmen in der Schlacht insgesamt 4 Generale, 200 Offiziere und 7000 Gemeine gefangen. Ihre Siegestrophäen bestanden in 7« Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. Das Schlachtfeld war mit Toten besät. Die Feinde verloren 4000 Mann, darunter mehrere höhere Offiziere. Der Verlust der Preußen an Toten und Verwundeten betrug kaum 1800 Mann. Mehrere Offiziere, die in der Schlacht fielen, erwarben sich Anspruch auf die Trauer des Vaterlandes. Unter ihnen befanden sich General Truchseß und die Obersten Massow, Kahlbutz und Düring.

Das war die dritte Entscheidungschlacht um den Besitz von Schle« sien, aber nicht die letzte. Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, bilden die Unterthanen den Einsatz. Durch List wurde die Schlacht vorbereitet, aber durch Tapferkeit gewonnen. Wäre der Prinz von Lothringen durch seine selbst getäuschten Spione nicht irrgeführt worden, so wäre er niemals so plump in die Falle gegangen. Das bestätigt wieder die alte Lehre, daß man nie von den Grundsätzen der Kriegskunst abweichen und nie die Vorsicht außer Acht lassen soll. Ihre peinliche Beobachtung sichert allein den Erfolg. Selbst wenn Alles dem Plan eines Heerführers Erfolg verspricht, ist es immer das Sicherste, seinen Feind nie so tief zu unterschätzen, daß man ihn für unfähig zum Widerstand hält. Der Zufall behauptet stets sein Recht.

Selbst in dieser Schlacht wäre ein Mißverständniß für diePreußen beinahe verhängnißvoll geworden. Im Anfang zog der König zehn Bataillone des Zweiten Treffens unter Kalcksteins Befehl zur Perstjärkung Du Moulins vor und schickte einen serner Adjutanten an den Markgrafen Karl mit dem Auftrag, den Befehl über das Zweite Treffen während Kalcksteins Abwesenheit zu übernehmen. Der einfältige Offizier meldete dem Markgrafen aber, er solle das Zweite Treffen mit seiner Brigade, die am äußersten Ende des linken Flügels stand, verstarken. Der König merkte das Versehen noch früh genug und machte es schleunigst wieder gut. Hätte der Prinz von Lothringen die falsche Bewegung benutzt, so hätte er den linken Flügel der Preußen, der noch nicht an das Striegauer Wasser gelehnt war, in der Flanke fassen können. So hängt das Schicksal ganzer Staaten und der Feldherrnruhm oft an Kleinigkeiten und ein einziger Augenblick entscheidet den Erfolg. Aber man muß gestehen, bei der Tapferkeit der Truppen, die bei Hohenfriedberg fochten, lief der Staat keine Gefahr. Kein Corps wurde zurückgeworfen. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hnrden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck -on Pafj S Garleb G. m. b. g, in Btrlw,

Berlin, den 22. Februar 1918.
Krümel.
Praeventivkrieg.
^MiZmarckkommtsachtwieder indieMode. Wie er sich räusperte
und wie er spuckte: Das hatte ihm der kranke Kiderlen ab-
geguckt, in dessen Hirn der Manometer stets auf Neunundneun-
zig stand; schon er wähnte, bismärckisch zu handeln, wenn er vor
den Botschaftern fremder Großmächte mit der Faust auf die Tisch-
platte schlug, und bismärckisch zu reden, wenn er, heute noch, in
völlig gewandelter Zeit, die Balkanmenschheit eine Horde von
Hammeldieben an der unteren Donan nannte. Nun hat gar dex
Kai ser, dem Bismarck lange nur « der Handlanger eines erhabenen
Willens" war, ihn als einen Gewaltigen erwähnt. Auch in unseren
Tagen,indenen,nachvierjährigemSchlaf,derschamlosesteByzan-
tinismus aufersteht, ist also erlaubt, den Retter Zollerns zu citiren'
Tag vor Tag geschieht es; und könnte ers noch hören, er würde,
wie nach 1894, wieder stöhnen: « Sie möchten meine Politikmachen,
fangens aber dumm an!" Um den Vorwurf abzuwehren, in dem
Orienthandel fei die deutsche Macht nicht muthig verwerthet, sei
hinter einem dünnen Phrasenschleier nur das Weltgeschäft unse-
rer Gegner gefördert worden, winseln pflichtgemäß und freiwillig
Gouvernementale: «Was sollten wir denn thun? Wir haben
vornan zurWahrungdesEuropäerfricdens mitgewirkt und wer-
den an diesem schönen Werk weiterarbeiten. Für die Nützlichkeit
unseres Handelns zeugt Bismarck, der, oft und eindringlich, vor

Praeventivkriegen gewarnt hat." Kein Zurechnungfähiger hatte gewünscht, daßDeutschlandblind drauflosschlage; doch ohneFälscherkniffe scheints nicht mehr zu gehen. Wie aber stehts umBismarcksWarnung? In seinem Buch sagt er: -Vor dem Ausbruch des böhmischen und des deutsch-französischen Krieges war mir > gegenüber der erklärlichen und berechtigten Abneigung an maßgebender Stelle, Moltkes Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der von mir für nothwendig erkannten Politik ein starker Beistand. Unbequem wurde sie mir 1867 in der luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früheroderspäterwahrscheinlich bevorstand, antieipanä« herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange. Ich bin der bejahenden Theorie, nicht blos zur luxemburger Zeit, sondern auch später, zwanzig Iahre lang, stets entgegengetreten, in derUeberzeugung, daß auch siegreicheKriege nur dann, wenn sie aufgezwungen worden sind, verantwortetwerden können und daß man derVorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwickelung nach eigener Berechnung vorzugreifen. Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfniß haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigeneBefähigung zu dieser Leitung zu verwerthen und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht Statt fände; die Aufgabe, ihr Ergebniß in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfniß der Völker berechtigten Anspruch hat,liegtdenpolitischen,nichtdenmilitärischenSpitzendesStaates ob. Daß sich der Generalstab und seine Chefs zur Zeit der luxemburgerFrage, während der vonGortschakow und Frankreich fin« girten Krisis von 1875 und bis in die neuste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem nothwendigenGeistderInstitution,denichnichtmissenmöchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und dieWiderstandsfähigteit gegen einseitige und verfassungmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt." Eine unzweideutige Warnung: gewiß; ist nicht leicht zu fassen, warum sie inderAeraWalderseedem umseinLebenswerkBesorgtennöthigschien?Bismarck

hat nie geglaubt, nicht eine Stunde lang, daß Wilhelm derZweite
(den hitzige und selbstsüchtige Freunde in den Ruf eines Drauf-
gängers gebracht hatten) einen Krieg führen wolle; mitdemFrie-
densbedürfniß, nicht mit der Kampflust des Kaisers hat er ge-
rechnet. Nur gefürchtet, durch „verfassungsmäßig unberechtigte
Einflüsse" könne das Reich in eine Lage gerathen, in der ein an
sich vermeidlicher Krieg ohne entehrenden Makel nicht mehr zu
vermeiden wäre. Davor hat er gewarnt: vor dem Krieg, dessen
Zweck ist, einen unbewährten Feldherrn mit Ruhm zu krönen.
Vor dem Entschluß, einen Krieg, dessen Nahen dem wach-
samen Geist fühlbar ist, in der günstigsten Stunde zu führen, nicht
den ups and ci«»/n8unvorhersehbarer Entwickelung schläfrig zu ver-
trauen, sondern Unvermeidliches früh, unter holden Gestirnen,
zu thun? Nein. Am vierten November 1871 hatte im Reichstag
HerrvonHoverbeck(inderBerathungdesGesetzesüberdenReichs-
kriegsschatz) Anträge gestellt, die dem Parlament ein erweitertes
Mitbestimmungsrecht für den Fall einer Kriegserklärung sichern
sollten, und gesagt: „Man hatdenBegriff des angreifendenVer-
theidigungskrieges erfunden und den letzten Krieg gegen Frank-
reich so genannt." Bismarck antwortete: „Der Herr Abgeordnete
hat die Theorie eines Angriffskrieges zum Behuf der Verthei-
digung in Zweifel gezogen. Ich glaube, daß eine solche Verthei-
digung durch denVorstoß doch eine sehr häufige und in den mei-
sten Fällen die wirksamste ist, und daß es für ein Land von solcher
centralen Lage in Europa, das drei bis vier Grenzen hat, wo es
angegriffen werden kann, sehrnützlichist, dem Beispiel Friedrichs
des Großen vor dem Siebenjährigen Krieg zu folgen, der nicht
wartete, bis das Netz, dasihnumspinnensollte, ihmüberdenKopf
wuchs, sondern mit raschem Vorstoß es zerriß. Ich glaube, daß
Diejenigen auf eine ungeschickte und schwer verantwortliche Po-
litikrechnen, dieannehmen,daßdasDeutscheReichunterUmstän-
den in der Lage sei, einen Angriff, der gegen diesesReich geplant
werde, vonübermächtigenKoalitionen.vielleichtauchnurvonEin-
zelnen,ruh!gabzuwarten,bisdemGegnerderbequemeundnützliche
Zeitpunkt, loszuschlagen, gekommen zuseinscheint. In solchenLa-
genistesdiePflichtderRegirungunddieNationhatdasRecht,von
derRegirung zu fordern, daß, wenn wirklich ein Krieg nicht vermie-
den werden kann, dann dieRegirungdenZeitpunkt,ihnzu führen,

wählt, wo er für das Land, für die Nation mit den geringsten Opfern, mit der geringsten Gefahr geführt werden kann. Ich könnte neue Beispiele anführen, wo es für den preußischen Staat auch nicht rathsam gewesen wäre, die volleRüstung seiner Gegner, die volle Verwirklichung aller ihrer Pläne in reinerDefensivstellung abzuwarten, sondernwo ein rasches Zugreifen dem Land sehr große Opfer und vielleicht die Niederlage erspart hat." Und am dreizehnten Iuni des selben Iahres hatte er gesagt: „Ich will Sie bitten, sich dieFragezustellen, wie etwa diese ganzenVerhaunisse hätten verlaufen können, wenn auf demThronPreußens einanderer Monarch gesessen hätte. War es nicht möglich, daß dieser große Krieg, der größteunseres Zeitalters, der ein Menschenalter, ein halbes Iahrhundert hindurch wie eine drohende Wolke am Horizont Deutschlands schwebte, beidemMonarchen,deraufdem mächtigsten deutschenThron saß, nicht die gleiche Entschlossenheit, den gleichen Muth, diesen hohen Muth, der Krone, Reich und Leben einsetzt, vereinigtfand? War es nichtmöglich, daß inFolge Dessen dieser Krieg im Augenblick vermieden wurde unter Umständen, die das deutsche Nationalgefühl schwer geschädigt und gekränkt hätten? War es nicht möglich, daß er aufgeschobenworden wäre, bis der Feind Bundesgenossen gegen uns gefunden hätte? Alles nicht aus dem Gesichtspunkt einerAengstlichkeit, die ich bei keinem deutschen Fürsten voraussetze, aber aus dem Gesichtspunkt wohlwollender, väterlicher Friedliebe, die nicht zu rechter Zeit das Schwert zu ziehen weiß! War es nicht möglich, daß dieser Krieg mit weniger Geschick, mit weniger Entschlossenheit, mit weniger sorgfällig vorbereitetenMittelngesührtwurde? Daß ohne Zögern der richtige Moment ergriffen wurde und nickt durch Zögerung die Zeit verloren ging, in der es nützlich war, zu handeln:DasverdankenwirinersterLiniedemKönigvonPreußen."

Hört rasch noch einen Märker; aus andererZeitund von anderem Schlag. Als, im Herbst 1805, der erste ZarAlexander sein Heer dem König von Preußen gegen Napoleon angeboten hatte, schrieb der Rittmeister Friedrich August Ludwig von derMarwitz in sein Tagebuch: „Wie wird es werden? Alles steht in unseres Königs Hand. Solche Macht wird^ihm in Iahrhunderte.: nicht wieder zugeführt. Will er sie brauchen, so ist die Lage der Franzosen nichts weniger als günstig. Möge er wohl erwägen, was er

sich selbst, was er der Ehre seines Hauses und dem preußischen
Namen, was er den Verpflichtungen schuldig ist, welche sein Groß-
oheim in Wort und That für ganz Deutschland übernommen hat,
ein Schutz zu sein für alle Bedrängten und eine feste Mauer gegen
jede übermüthige Gewalt. Ihm istGrößeres vergönnt!" Wer mit
FritzenmuthdasSchwertzieht,kannBeträchtliches aufPreußens
Tenne heimbringen. Stein erblickt die großen Zeichen der Zeit;
möchte den unvermeidlichen Krieg gegen Frankreich in der für
Preußen günstigsten Stunde wagen und scheut, unter Säusl ern ein
Mann, nicht den unpopulären Ruf des Kriegsparteiführers. Doch
Friedrich Wilhelm derDritte siehtnur, daß Europa sich nach Frie-
den sehnt,und meint,PreußensPlatzmüssenebenDenen sein,die
auch unterOpfern denFrieden erhalten wollen. Trotzdem erüber
dreihunderttaufend Mann gebietet und nicht nur Norddeutsch-
lands Freiheit zu wahren.sondern auch Oesterreich in einen anstän-
digenFriedcn zu helfen vermag.Marwitz grollt:„Oesterreichhätten
wir, sogar als es sich selbst verließ,nicht sollen sinken lassen; nach
derNachricht von derSchlacht beiAusterlitzunseren Marsch nach
Böhmen beschleunigen und in Verbindung mit den Russen die
französische Armee in Deutschland vernichten. Wir hatten alle
Mittel zu einem kräftigen Feldzug in Händen und waren den
Franzosen in ihrer gewagten Stellung weit überlegen. Nicht nur
unserer Ehre, sondern noch viel mehr unserer Erhaltung wegen
mußten wirs thun. Die Zeit, wo Frankreich seine Macht gegen
Preußen kehrt, wird bald kommen; es wird bald seine Augen auf
den einzigenPunkt desFestlandes richten, in welchem noch bares
Geld vorhanden ist: das nördliche Deutschland." Die Zeit kam
bald. Zu spät sah man, in den Tagen von Iena, ein, welcher Fehler
es war, Oesterreich im Stich zu lassen und so lange zu zaudern, daß
dem Sieger vonAusterlitz möglich wurde, seine Heersäulen näher
an die preußischen Grenzen zu rücken. Der kannte die berliner Hof-
stimmung, als er anTalleyrand schrieb:„MeinBündniß mitPreu-
ßen beruht auf derFurcht. Mit dieserMacht ist nicht ernsthaft zu
rechnen. Was sie jetzt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten,
zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit
dem Sieger verständigen. Der Gedanke, Preußen könne allein
Etwas gegen mich unternehmen, ist so lächerlich, daß er mir der
Erörterung nicht werth scheint." Die Gelegenheit war versäumt.

Lasset, sammt dem Herrgott, den Mann Otto Bismarck aus
dem Spaß; den fest in sich verschanzten Menschen, der seine Bio-
graphen an das menandrische Wort gemahnt hat, Menschliches
sei von Menschenbewußtsein nie als fremden Blutes zu fühlen.
Der taugt nicht zum Entlastungzeugen in dem Hauptverfahren
wider die Bethmänner. Der hätte, mit einer Wehrmacht, wie der
Erdkreis noch keine sah, sich nicht von den Schleppern der Inple-
Untente zwischen dieBagger derBotschafterreunion lotsen lassen;
sondern in der günstigsten Stunde dieseMacht auf dieWagschale
geworfen, die er senken wollte. IedervermeidbareKrieg muß ver-
mieden, jeder den nüchternen Blick unvermeidbar dünkende an
dem Tag begonnen werden, der die eigene Sache im besten, die
des Gegners in unfertigem Zustand findet. Wer dem Feind die
Wahl der Angriffsstunde läßt, ist halb schon geschlagen.

Am die Mongolei.

In Ostasien wirds wieder laut. Dem jungen KaiserPoshihito
macht Iapans Volk das Leben nicht so leicht wie dem greisenden
Mutsuhito.KonfliktmitdemReichstag.Straßenputsche,Minister«
wechsel: Tokio reift geschwind in die Herrlichkeit des modern Zt>Ie.
Fürst Taro Katsura, der, als Samuraisproß und Feldmarschall,
der Exponent alterMachtrechte sein mußte, ist, trotz dem Ansehen,
das ihm der Abschluß des anglo-japanischen Bündnisses ver-
schafft hatte, jäh von der Höhe gestürzt und der Kaiser, in Ver-
sammlungen und Petitionen, gewarnt worden, die derNation ge-
währten und noch verheißenen Rechte zu kürzen. „Zwischen den
Thron und das Volk haben sich Schädlinge gedrängt, die das
AugeEurerMajestät zu blenden und den von derVerfassung ge-
wiesenen Weg mit Hindernissen zu sperren trachten. Gelingt ihr
Versuch, dann bleibt auch dem Kaiserhaus die Nachwirkung der
UnruhenichterspartundihmnahtböseZeit." Das ward demTenno
ins Ohr geschrien. Katsura, hieß es, beruft sich zu oft auf den kai-
serlichen Willen und stützt sich auf die „alten Staatsmänner" (die
Genro), deren fortwährendeMacht mit dem Grundgedanken der
Verfassung unvereinbar ist. Diesem Demokratenzorn wider die
„Clanleute" und das von ihnen dem Land aufgezwungeneIun-
kerjoch gesellte sich der durch den Steuerdruck bewirkte Unmuth
der darbenden Masse und die Mißstimmung der Hochschulwelt,

Krümel,
die sich in der Freiheit ihres politischen Glaubens beengt fand.
Poshihito scheint durch all diese Geräusche ängstlich geworden zu
sein. Zuerst ließ er sich krank melden; dann in derRegirungpresse
den Wahn bekämpfen, daß der Verfassung irgendwelche Gefahr
drohe, und ankünden, er werde, um die Reichsfinanzen zu scho-
nen, die Krönungfeier in einfachenFormenhaltenundmindestens
die Hälfte derKosten aus seiner Schatulle bezahlen. Da der Lärm
nicht aufhörte, schickte er Katsura fort und ernannte den Admiral
Grafen Vamamoto zum Ministerpräsidenten. Der hat das Ver-
trauen derAlten, ist in Heer und Flotte beliebt (er war, vor zehn
Iahren, unter Katsura,Marineminister), hat aber auch unter den
Wählernund Erwählten derSeiyukai (Verfassungpartei)Anhang
und gilt als der pfiffigste Meister parlamentarischerTaktik. Viel-
leicht glückts ihm, sein Schiffchen durch die nächsten Klippen zu
schlängeln. Katsura war schon seit demFrieden vonPortsmouth,
dessen Ertrag unter der Volkshoffnung blieb, im Ruf geschmä-
lert. Immerhin siehts in Iapan so aus, als könne bald wieder die
Oeffnung eines Ventils nöthig werden, durch das die imReichs-
haus entstandenen Explosivgase nach außen verströmen können.
Die Möglichkeit wärenichtlangezu suchen. Während Europa
unter dem Albdruck des Balkanhaders wimmert, bereiten sich in
Ostasien wichtige Besitzwandlungen vor. Großbritanien will in
Tibet, Rußland in derMongolei herrschen. Die beiden chinesischen
Provinzen haben einander versprochen, ihreUnabhängigkeit(Ti-
bets unter dem Dalai Lama, die der Mongolei unter dem Chut-
uchla) zu achten und gemeinsam den Buddhaglauben und das
Eigenthumsrecht ihrer Völker zu schützen. Seit dem Herbst hat
Rußland mit der Mongolei einen Handelsvertrag, der seinen
Kolonisten und Kaufleuten größere Rechte giebt als den Chinesen.
Die wüthen natürlich; haben eine Gesellschaft -Zur Rettung der
Mongolei" gegründet und boykottiren die russischen Waaren.
Sun-Vnt-Sen, der Rufer und Führer zur Revolution, aus der
die Republik China hervorging, bläst mit voller Lungenkraft in
die glimmenden Funken. -Krieg gegen Rußland": ist seine Lo-
sung; und trotz mancher Enttäuschung erlahmt er nicht in dem
Versuch, Iapan von Rußland zu lösen und in einen Krieg der
gelbenRasse wider dienordischenBarbarenzuüberreden. Puan-
Shih-Kai, der Präsident der Republik, spricht für den Frieden;

weil er die Ohnmacht seines Landes erkannt oder weil Petersburg ihn mit ähnlich klingenden Gründen überzeugt hat wie einst den nicht minder schlauen Li-Hung«Tshang? ImIahrdes mandschurischen Krieges hatte Vuan-Shih-Kai, neben dem General Ma, das Kommando über die Truppen, die Tshi li und die Mongolei schützen sollten. Damals galt ein Krieg gegen die Russen als sinnloses Uebel;eineGrenzgemeinschaft von hunderttausend Kilometern und der Umfang des Handelsverkehrs, des ältesten, den China mit Weißen hat, empfahl ein freundliches Verhältniß. Jetzt? Die Wonnen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind den Chinesen nicht viel besser bekommen als den Türken. Die Mandschu-Dynastie, die das lockere Reich ineinemüber die große Mauer hinaus gerundeten Eisenreif zusammenhielt, ist gestürzt: und schon bröckelts auf allen Seiten; in Tibet, der Mongolei, morgen vielleicht in Turkestan. Den Mongolen sind die Russen (derenkolonisatorischeFähigkeit bei uns noch immer allzu niedrig eingeschätztwird) die Befreier aus schimpflicher Knechtschaft; drum gewähren die Reste des in Armuth und Unwissenheit hinkümmernden Volkes, das in keinem Wesenszug mehr an die Kriegerschaar des Dschengis-Khan und Tamerlans erinnert, ihnen gernPrivilegien. DerKindcrsinn der imFilzzeltHockenden röstet sich an der Vorstellung, daß der neue Schutzherr die Chinesen noch schlechter behandelt als der Australier und der Westamerikaner. Warum hat China sie so lange so gewissenlos ausgewuchert? Buddhistische Mönche waren Rußlands erste Agenten; sie trugen die Botschaft durchs Land, nur aus Ruriks Reich könne dieRettung kommen, und hoben das Bild des Weißen Zaren auf die Höhe anzubetender Gottheit. Der Chutuchta verpflichtete alle Mongolen, die EinheitvonReligionund Staatanzuerkennen und jedem Andersgläubigen öffentlicheAemterzuweigern.Mandschu und Chinesen wurden geächtet. Zwei Millionen Nomaden wagten vierhundertMillionenChinesentrotzigherauszufordern.Weil sie auf Rußlands Hilfe bauten. Das verbürgt ihnen die Autonomie, die Finanzhoheit und den Ausschluß chinesischen Wettbewerbes. In der Stille wird Alles, von den Steuergesetzen bis zu den Uniformen, russifizirt. Und noch hat die junge Republik sich zu einem Gegenstoß nicht aufgerafft. Das Heer ist zu unfertig (die Iapaner, die sich-als Reorganisatoren anboten und dafür Geld

vorschießen wollten, haben einen grob geflochtenen Korb erhalten),
als daß ein Waffengang gut enden könnte. Auch in Petersburg
wird derNutzen undNachtheil vonPraeventivkriegen wieder er-
wogen.„Wir brauchen eine Esvlanade nach Osten. Vertrö dein wir
die zum Angriff tauglichste Stunde, dann kräftigt sich China viel-
leicht, legt Schienen bis nach Urga oder gar nach Kiachta und er-
schwert uns das Kriegsunternehmen." So sprechen dieMänner,
die eine rasche Annexion empfehlen; sie mahnen, die Zeit chine-
sischerSchwachheit auszunützen, und schwören, daß die Sache mit
drei Divisionen zu machen ist. Für diese Auffassung spricht die
Thatsache, daß derPräsident, trotzdemSun-Bat-Sen eifernd dazu
räth,noch keine Strafexpedition in dieMongoleigeschickt hat. Die
Schlappe, die derRachezug nach Tibet brachte, magihnschrecken.
Rußland will seine Macht bis an die Grenze derInnerenMon-
golei dehnen und, wenn es sich da neue Stützpunkte gesichert hat,
über dieWüsteGobi hinweg südwärts schreiten. Dannaberwäre
das Reich der Großen Mauer von so naher Gefahr bedroht,*daß
es mit letzterKraftfechtenmüßte. DerKriegscheintunvermeidbar;
und fraglich nur, auf welcher Seite Iapan kämpfen, ob es von den
ihm verbündeten Russen zu den ihm verwandten Chinesen ab-
schwenken wird. Die Lust, noch einmal mit den Moskowitern die
Kraft zu messen, ist in Nippon nicht groß; der Sieg ist zu theuer
geworden, der gelbe Kriegsmann sonnt sich in der Freundschaft
mit demKing und dem Zaren und weiß, daß er, erstens, dieWu-
shiks morgen in bessererRüstung fände und daß er,zweitens, sei-
nenTriumph nur dcmIrrthum Kuropatkins dankt, dernach einem
Sieg, den ernicht sah,seinemHeerbeiMukden den Rückzug befahl.
Kümmern die Reichswächter sich ernstlich um diese Dinge?
Dann hätten sie längst begriffen, warumRußlandzögern muß,sich
^illzu tief in das Südslavengeschäft einzulassen. In Ostasien ist
ein Landfetzen zu erhaschen, der den Magen eines ausgehungerten
Riesen füllen kann. Werden wir wieder hören, an diesen Vor-
gängen sei das Deutsche Reich nicht im Geringsten interessirt und
seinem Handel bleibe die Thür ja unter allen Umständen offen?
Wir sind da unten nicht gerade glorreich vertreten. GrafRex.der
Botschafter inTokio,hat weder beidenjapanischenPolitikernnoch
bei seinen Landsleuten eine starke Stellung. (Als Prinz Heinrich
von Preußen, auf dem Weg zum Begräbniß Mutsuhitos, inVoko-

haina landen sollte, fand der Kaiserliche Botschafter die deutsche
Kolonie am Pier zu schwach vertreten. Halb neun Uhr morgens;
schwüles Regenwetter und ein Typhon im Anzug; auch war die
Landungstunde nicht angegeben worden. Dennoch warteten ein
paar Hundert Herren und ein Dutzend Damen, um den Bruder
des Kaisers mit deutschem Gruß zu empfangen. Sie wurden ge-
scholten. Graf Rex, der, nach dem Bordbesuch auf dem Kreuzer
-Scharnhorst", dem Prinzen vorausgeeilt war, fand, ihrer seien
zu wenige, und zankte, vor dem Ohr japanischer Würdenträger,
bis ein zur Botschaft Gehöriger ihn auf das Nahen der Prinzen-
barkasse hinwies. Dieser Mann glaubt sich den Landsleuten vor-
gesetzt und zurLehrerrüge berufen. Kein Selbstbewußter sucht ihn
gern auf.) And als ein Spaßvogel den Günstling des Kanzlers
als für die Nachfolge Kiderlens Erkürten genannt hatte, gabs im
Fernen Osten ein Hohngelächter. Lieb Vaterland, magst ...
«, Silistria-Adrianovel.
Vor fünfunddreißig Iahren schrieb, an einemTag des letzten
Februardrittels, Fürst Karl Anton von Hohenzollern an seinen
in Bukarest regirenden Sohn: „ Mehr als je bin ich geistigin Deiner
Nähe, angesichts der schweren Krisis, welche Dynastie und Land
Rumäniens in diesem Augenblick zu bestehen haben. Wenn es
auch erklärlich ist, daß Rußland sich von allen Konsequenzen des
Pariser Friedens lossagen möchte, so ist doch kaum verständlich,
daß es einem Land eine Demüthigung zufügen will, das mit Gut
und Blut ihm, treulich ausharrend, zurSeite gestanden hat. Wie
die politischenVerhältnisse heute liegen, ist fürRumäniennirgends
Aussicht auf Unterstützung. Rnßland wird Alles erreichen, was
es will, und Ieder wird es begreiflich finden, wenn Rumänien,
um sich auch nach der russischen Seite hin seine völlige Unabhän-
gigkeit zu sichern, demUnvermeidlichen sich fügt. Das angebotene
Stück der unfruchtbaren Dobrudfcha ist zwar kein Ersatz für dieAb-
tretung Bessarabiens, aber immerhin annehmbar, wenn Küsten-
dsche mit in den Tausch fällt; die Erlangung dieses Hafens am
Schwarzen Meer wäre vielleicht von größter Bedeutung für die
Zukunft des aufblühenden rumänischen Handels." Fürst Karl
antwortet: „Die bessarabischeFrage hat hier eine ungeheureAuf-
regung hervorgerufen; wir müssen aber bei den Protesten Alles
vermeiden, was Rußland verletzen könnte. Ich glanbe nicht, daß

wir uns Illusionen machen dürfen: Rußland wird uns, unter stillschweigender Zustimmung Europas, die drei oessarabischen Distrikte nehmen." An den Kronprinzen des Deutschen Reiches schreibt er: „In schwierigen Lagen kann man nicht immer auf treue Freundschaft bauen; und, leider, in der Politik eile Kit surtout äefgut. Das Vorgehen der russischen Regirung hat mich meinem Land gegenüber in eine peinliche Lage versetzt und der Vorwurf wird laut, warum wir, als man unsere Hilfe verlangte, nicht erst Bedingungen gestellt haben. Wir haben aber den Krieg nicht für Rußland, fondern für uns selbst geführt, umunsereUnabhängigkeiterklärung mit unserem Blut zu besiegeln. In Adrianopel hat man jedoch vollständig vergessen, daß wirAlliirte waren und daß ohne den Fall Plewnas der Balkanübergang überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Die uns in Aussicht gestellten Kompensationen jenseits der Donau gewähren wohl einen ökonomischen, aber keinen politischenVortheil; die Donau ist und bleibt für uns die günstigste Grenze. Wir werden in nächster Zeit alle Truppen aus Bulgarien zurückziehen, um dadurch von Neuem zu bekräftigen, daß wir jenseits der Donau nichts zu suchen haben. Es wäre ein großes Glück, wenn Rumänien durch ein Band der Dankbarkeit anDeulschland gekettet würde. Das wäre, glaubeich, auch für das Deutsche Reich nicht ganz ohne Werth, da es eines Tages doch an der Umbildung der orientalischen Dinge mitzuwirken haben wird. Ich wünschte deshalb, daß wir Deutschland die ErhaltungBessarabiens zu verdanken hätten; dieSympathien würden dadurch eine solide Basis gewinnen und könnten nicht mehr durch Intriguen gestört werden. Außerdem ist die Donau ein deutscher Strom und wir, als die Wächter seiner Mündungen, dürfen Deutschlands Interesse an der bessarabischen Frage beanspruchen."Nach der Enttäuschung seufzt er: „Rußlands Vormundschaft wäre schwerer zu tragen als seineFeindschaft, über die ich mich nicht wundere. Tief aber hat mich verletzt, daß Deutschlands Haltung uns so wenig Wohlwollen zeigt."

Die Russen haben Lüle-Burgas genommen, sind in Adrianopeleingerücktund schicken Schwadronengegen dieTürkenhauptstadt vor. General Fürst Ghika verhandelt in Petersburg mit Gortschakow über Bessarabien. Der kleine Wütherich kreischt: -WelcheArgumenteSie auch anführen: unferEntschluß ist unerschütterlich. SiestehenvoretnerpolitischenNothwendigkeit. Wol-

len Sie ein Protestspektakel machen, dann verstimmen Sie den Kaiser noch mehr. Schließlich können wir Ihr Land besetzen und IhrHeer entwaffnen lassen!" DasHeer, das dieRussen beiPlewna herausgehauen hat. Auf die Drohung folgt ein Köderversuch: GrafIgnatiew, GeneraladjutantAlexanders, fragt denFürsten, ob er nicht Lust habe, auch über Bulgarien zu herrschen. An dem selben Februartag, der die Türken zur Räumung der Tschataldscha-Schanzen zwingt, erklären in Bukarest beide Kammern einstimmig, daß sie den rumänischen Theil Bessarabiens gegen keinerlei Kompensation abtreten werden. Karl schreibt an KaiserWilhelm, Kogalniceanu an Gortschakow; erinnert ihn an die ,,ßenereu8es paroIes",die der Zar noch inIassy gesprochen habe: -Fort« an ist den Rumänen meine Sympathie und Rußlands mächtiger Beistand gewiß."Alles vergebens.Auch vonBulgarien,das den Rumänen als Beutestück angeboten worden war, ist nicht mehr die Rede. Rußland nimmt Bessarabien und sorgt nicht einmal, weder in San Stefano noch auf oemBerliner Kongreß, dafür, daß Fürst Karol Stadt und Festung Silistria, den Schlüssel zur Dobrudscha, erhält. So sieht der Dank vom Haus Romanow aus. DieRumänenwollen nichtwieder zu spät kommen. Von dem großen, bis ans Marmarameer gedehnten Bulgarien, sagen sie, wird, was wir brauchen, kaum noch zu erlangen sein; deshalb müssen wir die Stunde seinerNoth nützen und, wenn es unserem Wunsch widerstrebt, mit dem Schwert die Erfüllung sichern. Versuchts, antworten die Bulgaren: unser Land ist Euch offen undIhr habtFrist, bis wir mit den Türken fertig sind; vergesset aber nicht, daß die Dobrudscha altbulgarischer Boden ist und daß Ihr, statt neues Gebiet zu erwerben, das fettste Stück des 1878 erworbenen verlieren könnt. Beide deutscheFürsten sind in üblerLage. König Karl hört noch einmal die Anklage aus der Zeit des bessarabischen Zwistes. Und König Ferdinand kann, ohne seinen Thron zu gefährden, Silistria nicht hingeben, ehe ihm^Adrianopel gewiß ist. EnglandhatseinenVermittlerdienstangeboten. ?axbritanica? Da NikolaiAlexandrowitsch in Depeschen für dasHoffnungsglückder slavischen Brüder eifert, dürfte er das Mittleramt nicht dem Herrn Vetter in London gönnen. Die leidige Sache käme schnell in Ordnung, wenn Rußland auf den Donautheil Bessarabiens verzichtete (denesjetztjanichtmehr braucht) unddenBulgarendadurch, ohne unerträglichesOpfer, in denBesitzderfüdlichenDobrudschahülfe.

Iuristenseelen.
M^Wan hört von Laien oft die Behauptung, daß ihnen das Perftändniß für die Geduld fehle, mit der Richter und Anwälte über große und kleine Sachen verhandeln, und für die Sorgfalt, womit, zum Beispiel, vor den Schöffengerichten polizeiliche Uebertretungen in gleicher Weise wie schwere Vergehen behandelt werden. In welcher Gemüthsverfassung sind denn, mehr oder weniger bewußt, die Juristen, wenn sie die ihnen vorliegenden Aufgaben behandel?
Da giebt es Praktiker, die ihren Beruf mehr als Mittel zum Zweck auffassen. Für Manche bedeutet die Beschäftigung nur eine Durchgangsstation. Dem jungen Bismarck war der einförmige Weg durch die Stufen der „bureaukratischen Laufbahn", den er auf den ersten Seiten seiner „Gedanken und Erinnerungen" so ergötzlich beschreibt, nur ein Umweg zur Diplomatie. Auch Goethe konnte sich „zur Rechtsgelehrsamkeit nicht bequemen". In seinem Gesuch um Zulassung in den „Numerum dahiesiger sSvuoatorun oramsriorum" beim Schöffengericht in Frankfurt schreibt er, daß er „vorerst als Anwalt seinen Mitbürgern in ihren rechtlichen Angelegenheiten an Hand gehen wolle, um sich dadurch zu denen wichtigeren Geschäften vorzubereiten, die einer Hochgebietenden und Verehrungwürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillet aufzutragen gefällig sein könnte." Nicht gerade ungern gab er später seinen Anwaltsberuf auf, um in Weimar den von ihm erstrebten Kreis des Wirkens und Schaffens in der Verwaltung seiner neuen ßeimath zu gewinnen. Im Alter schreibt er einmal, daß ihn die als Jurist gewonnenen Gesinnungen und Grundsätze in einem langen vielfachen Geschäftsleben zu eigener Leitung, aber auch zur Beurtheilung fremden Beginnens niemals ohne Anweisung und Beihilfe ließen.
Ein anderer Zweck kann der sein, durch Ausübung des nun einmal gegebenen Berufes die nothwendigen Subsistenzmittel zu erlangen.' in manchen Fällen auch,, um außerhalb des Berufes anderen Interessen, die auf den verschiedenartigsten Gebieten (literarischem, gefelligem, sozialem oder sportlichem) liegen, leben zu können. Der Zweck kann auch sein, besonders bei Anwälten, durch geschickte Behandlung der Sachen einen gewünschten Erfolg herbeizuführen und hierdurch das Ansehen und dann die Einnahmen zu erhöhen. Zufrieden fühlen sich Einzelne schon in dem Bewußtsein, die Autorität des Staates geltend machen zu dürfen, und in dem Bewußtsein des durch den Beruf Vermittelten sozialen Ansehens. Noch heute wird ja gesagt, für die Kleinheit seiner Besoldung finde der Richter das Aequivalent in dem ihm durch den Beruf gewährten sozialen Ansehen.
Unter Denen, die ihren Beruf ideal auffassen, ist eine Klasse, die die Aufgabe des Juristen nur in der Konstruktion des Tatbestandes 'Und in der Subsumption unter das Gesetz erblickt. Wenn sie es hierin zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hatten, nannte man sie bisher Wohl „gute Juristen", Sie hielten es nicht für nöthig, wohl auch nicht

für würdig, persönliche praktische Erfahrung außerhalb der richterlichen Berufsarbeit zu sammeln. Sie übersahen, daß bei der immer mehr zunehmenden Komplikation der Lebensverhältnisse auch die sicherste Kenntniß des Rechtes die Unkenntniß des Lebens nicht auszugleichen vermag. In die unzähligen Gebiete und Beziehungen, von denen in gerichtlichen Verhandlungen die Rede ist, war ihr Blick nie gedrungen; deshalb vermochten sie sich den Zusammenhang der Tatsachen oft nicht zu erklären. Kein Wunder, wenn solche Rechtskundigen oft die Hilfe des Sachverständigen anriefen und die materielle Entscheidung dann, gegen den Willen der Prozehgesetze, in die Hände von wirklich Sachverständigen und juristischen Laien gelangte.

Nun ist am alten Stamm ein neuer Zweig gewachsen. Die Unzufriedenen reden mit; die Juristen, die den angedeuteten Mängeln abzuhelfen versuchen. Sie erkennen, daß es dem Richter bei den immer schwieriger werdenden Verhältnissen des Kultur- und Wirtschaftlebens unmöglich ist, auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung das von den Parteien Vorgebrachte auch nur in den wesentlichsten Punkten zu verstehen. In Anlehnung an das Vorbild des englischen Richters und unter Ablehnung des hinter seiner Zeit zurückgebliebenen „guten Juristen" bemühen sie sich (in der Erkenntniß, daß die prozeßrechtlichen Vorschriften nur das äußere Handwerkszeug bilden), innerhalb eines beschränkten Kreises eine möglichst eingehende Kenntniß der thatsächlichen Lebensverhältnisse zu erwerben. Jedes der dem Richter vorgeführten Lebensgebiete erfordert heutzutage ein fortwährendes Sonderstudium: deshalb wird im Rahmen des bestehenden Rechtes statt der veralteten formalen Vertheilung der Geschäfte nach Buchstaben eine Sachvertheilung gefordert und der Bruch mit dem jedenfalls bei den unteren Gerichten bestehenden modernen Handelsprinzip eines möglichst großen Umsatzes, um so dem Richter die für seine eigentliche tiefinnerliche Richterthätigkeit nöthige Zeit zu gewähren, Ueberlastete Gerichte verleiten oder zwingen den Richter, dessen Nervenkraft erlahmt, zu einer rein formalen Erledigung der Geschäfte und sind nicht geeignet, das Vertrauen des Volkes in die Rechtsprechung zu stärken. Bültum, non mults. Das muß die Losung sein. Der Richter soll wieder werden, was sein Name besagt: ein die Richtung, den Weg Weisender; er soll nicht stehen bleiben, während Kultur und Wissenschaft des Volkes, dem er angehört und nützen soll, fortschreiten.

Das sind die Magnete, die auf den Kompaß im Herzen der Juristen einwirken; sollte einer nicht erwähnt sein, so mag der durch diese Unterlassung betroffene Jurist „zuständigen Ortes" die einfache oder sofortige Beschwerde erheben, vorher sich jedoch klar machen, daß es im Leben nicht, wie in schlechten Schauspielen oder Romanen, nur ein Motiv für das Handeln der Menschen giebt, sondern daß oft die Motive bunt durcheinander spielen.

Hamburg,

Walther Zah n.

Wagners Wirkung,

Wagners Wirkung.*)

„Dem feiner Gebildeten, durch Kunstluxus
Verwöhnten, munden heute nur raffinirte,
oft mit ästhetischen Grillen garnirte Kunst-
gerichte." Wagner gegen Meyerbeer.

Die bezauberte Bourgeoisie.

edes Kunstwerk hat zwei Kritiker: den Kenner und das Volk. Zwi-
schen diesen Beiden steht die geistige Bourgeoisie. Diese (und nur
diese) hat Wagner gewonnen.

Sein Leben lang wüthete er gegen die „Kritiker"; und es scheint,
er hielt sie für bösartige Leute mit Uhrmacherlupen im Auge und fei?
nen spitzen Lanzetten in Händen, Er verwechselte den Kunstkenner mit
dem Beckmesser. Daß viele Feinde seines Werkes sich beckmesserisch
äußerten, beweist noch nichts für das Werk. Wenn überdies einTheil
der Kritik rasch von der Sache auf seine Person überzugehen pflegte,
so war Das eine Rache seines Wesens: die Rache am Schauspieler
in Wagner.

Nach dem Tristan, im Jahr 18öl), schreibt er, er habe „eine Mei-
nung über das Publikum fassen gelernt, die mich zu den günstigsten
Ansichten geführt hat. Der Künstler führt tief absichtlich sein Werk

*) Im August, als ich hier über Parsifal gesprochen hatte, schloß
ich mit den Sätzen: „Wagner ist uns ein großer Wille, ein großes,
Wunder tönendes Werkzeug wirrer Zeitwünsche! doch oft Verführer
auch und Zerstörer. Seid behutsam! Morgen vielleicht schlägt das
Wetter um. Mozart ist erstanden. Der sächsische Zauberer hat die Ju-
gend nicht mehr." Einer aus dieser Jugend bekennt sich vor allein Volk
jetzt als „Entzauberten" und packt, mit dem Hut in der Hand freilich,
den alten Zauberer hart an. Einer, dem ein Gott gab, zu sagen, was
er fühlt: Herr Emil Ludwig, von dem wir das schöne Bismarckbuch
empfingen. „Wagner oder die Entzauberten" nennt er das Werk (das
in der nächsten Woche, im Verlag von Felix Lehmann erscheinen soll
und aus dem hier ein Bruchstück veröffentlicht wird; und giebt ihm
das Motto: „Was ich von dieser glänzendsten Erscheinung der moder-
nen Opernkomponistenwelt sage, darüber ist unter den meisten ehrlichen
Künstlern längst kein Zweifel mehr: nicht aber der versteckte Groll,
fondern eine offen erklärte und bestimmt motivirte Feindschaft ist
fruchtbar". Das hat, vor sechzig Iahren, Wagner gegen Meyerbeer
gesagt. Das sagt heute ein junger Dramatiker gegen Wagner. Ein in
bayreuther Tradition Erzogener, der von der Knabenzeit an Wagne-
rianer war und in dessen Verwirrung die Erkenntniß fällt: „daß es
kein rein ästhetisches Bedenken, daß es mehr, daß es die Heraufkunft

nicht dein Kunstkenner, sondern dem Publikum vor. Nur insoweit das Publikum das kritische Element in sich aufgenommen hat, kann es den Künstler ängstigen". Dies kritische Element mißverstand Wagner so sehr, daß er im Lohengrin symbolisirt haben will, wie der moderne Künstler vom Leben falsch angefaßt werde: statt rückhaltlos aufgenommen und verstanden zu werden, sei er gezwungen, sich dem kritischen Verstand mitzutheilen. Wagner war entschlossen, Dies nicht zu thun.
Die Reformatoren in der Geschichte der Künste hatten, wie alle Reformatoren, stets ein paar Vorläufer, die sie erkannten und ihre Apostel wurden. Sehr allmählich, im Alter oder nach ihrem Tode, drangen sie mit ihren neuen Ideen, neuen Werken weiter, und sah man dann die Namen Derer an, die von Anbeginn auf den Propheten geschworen, so hatten sie einen historisch guten Klang. Genau den umgekehrten Weg ist Wagners Wirkung gegangen. Sehr früh fand er begeisterte Aufnahme, Aber weder die Kenner noch die großen Zeitgenossen traten für ihn ein.
Er hätte an das Volk appelliren können, müssen, im Verfolg seiner Theorien von der Erweckung der Dreißigtausend. Wagner ist niemals vor das Volk getreten; nur vor das „Publikum".
In der Maienblühte seiner Ideen, zweiundzwanzig Jahre vor Bayreuth, äußert er, noch ehe eine Note zum „Ring" geschrieben, als erst der vierte Theil gedichtet ist, den Plan, in Zürich ein Holztheater zu bauen „auf einer schönen Wiese bei der Stadt, von Brettern und Balken", Chor und Musiker zu sammeln und heranzubilden. Nun aber will dieser Nachfolger desAischhlos nicht etwa weit die Thören öffnen.
einer klareren Welt, die Dämmerung hellerer Horizonte war, die den in Suggestion Befangenen mit einem Mal geweckt hat." Der Leser darf (und wird, wenn er ein feines Ohr hat) nie vergessen, daß ein Dramatiker dieses Buch schrieb. Der aus eingeborenem Trieb stets die Vorgänge sucht und aufspürt, die seines „Helden" besonderes Wesen in unüberbietbarer Helle, „illuminirt und fresko", dem Blick des Betrachters zeigen. Fünf Kapitel: fünf Akte; der Mann und die Welt, der Künstler, die Lehre, das Werk, die Wirkung. Durchaus nicht ein Pamphlet; eines Dramatikers, dein all diese Dinge Herzenssachen sind, ernsthaft heftiger Versuch, die Erscheinung, die er nicht zu klein sieht, im Raum der Kunst und deutscher Kultur abzugrenzen und aus den Schleiern zu schälen, in die schlauer Mystagogen Eifer sie gewickelt hat. Ein im anständigsten Sinn interessantes unö an den wichtigsten Stellen mit ungewöhnlicher Stilkraft geschriebenes Buch, dem abzuriechen ist, doH es diesem Autor Nothwendigkeit war und Pflicht schien. Viele werden es lesen; unbelehrt werden von ihm Die nur scheiden, die nicht „entzaubert sein wollen. Götzendämmerung? Nein. Ins Götzenthum sinkt auch Herrn Ludwig der Tristanschöpfer nicht. Nur: einer mit pfiffigster Organisatorenkunst der Menschheit aufgezwungenen Vergottung dämMert, endlich der längst erfürchtete, erhoffte Abend herauf.

um jenes Volk hereinzulassen, von dessen Erweckung aus zweitausend-
jährigem Schlafe er zu träumen vorgegeben; sondern nur durch alle
Zeitungen Deutschlands alle „Freunde des musikalischen Dramas",
die hiesige Jugend, Gesangvereine, Universitäten, einladen und dann
in einer Woche „Siegfried" spielen, „natürlich gratis-entröe". „Nach
der dritten Aufführung wird das Theater eingerissen und die Partitur
verbrannt. Den Leuten, denen die Sache gefallen hat, sage ich dann:
Nun machts auch so! Wollen sie auch von mir einmal etwas Neues
hören, so sage ich aber: schießt Ihr das Geld zusammen."

Das war zur Zeit der idealen Pläne. Nach einem zwanzigjähri-
gen Rückweg von Konzession zu Konzession hieß dieses Ideal: Bay-
reuth. >

Als sich, zwölf Jahre später, ein Stück davon verwirklichen ließ,
öffnet Wagner nicht die Thören, sondern schließt sie. Von keiner Auf-
führung schwärmt er so wie von der Probe zum „Tristan" in Mün-
chen: Sechshundert Geladene, „meine erste Aufführung, ohne Publi-
kum, nur für uns, glich der Erfüllung des Unmöglichen". In der
öffentlichen Einladung zu den Tristanvorstellungen heißt es dann:
„Diese Aufführungen, für jetzt vielleicht nur drei an der Zahl, sollen
als Kunstfeste betrachtet werden, zu welchen ich von nah und fern die
Freunde meiner Kunst einladen darf. Sie treten demnach aus der üb-
lichen Beziehung zwischen dem Theater und dem Publikum heraus.
Mit dem eigentlichen Theater, mit dem Spiel auf Gefallen und Miß-
fallen, Kaufen und Verkaufen (Bayreuth) hat es ein Ende." Wo bleibt
nun die „unbefangene Menge"? (Aischylos als Aesthet.)

Nie ist ein Reformator der Kunst schneller durchgedrungen als
Wagner: alle ersten Aufführungen seiner Werke hatten große Erfolge.
Die Geschichte seiner Wirkungen zeigt fast überall das selbe Bild: die
ersten Aufführungen erregen instinktiven Beifall; später kommt die
böse Kritik. Hundert Beispiele dafür sammeln die Wagnerianer und
folgern triumphirend, daß der natürliche „Volksinstinkt" für Wagner
sei. Saß das Volk in den Theatern? Wo hatte Wagner seine Erfolge?
Zuerst in den Theatern, die er verachtete, deren Leiter und Publikum
er erziehen wollte; also vor dsm selben Publikum, das noch zu glei-
cher Zeit Meherbeer und Rossini applaudirte, die Wagner als seine
Antipoden empfand. Dann in Bayreuth, wohin (Spötter und Snobs
ausgenommen) Niemand kam oder kommt, der sich nicht dieser Kunst
und Welt verwandt fühlt.

Die Kenner standen meist gegen ihn auf, das Volk wurde nie ge-
fragt: die Bourgeoisie war bezaubert. Mit kluger Geste wies Wagner
immer auf die Schwierigkeit seiner Werke hin. Es giebt keine leichte-
ren. Nie hat Musik so unmittelbar gewirkt. Der Nichtmusikalische hü-
tet sich, Quartette von Beethoven anzuhören oder die Hohe Messe in
H-inoll. Wagner geht ihm ein. Damit ist nichts gegen, nur Etwas über
Sine Musik gesagt, zu der ja auch der Musiker pilgert, um Außer-
ordentliches zu lernen, was dem musikalischen Laien entgehen mag.

Weil sie neuartig war, nahm man diese Musik zuerst für schwer. Weil sie mit suggestiver Kraft auf die moderne Psyche wirkte, war sie leicht. Nietzsche hat hierüber das tiefste Wort gesprochen: „In Wagners Kunst ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt nöthig hat, die drei großen Stimulantia der Erschöpften: das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige."

Bei so überraschender Neuheit, bei solchem Reichthum, bei solcher Vielfalt der Wirkungen konnten sich nur die reifsten Geister von Anbeginn der Suggestion entziehen. Wagner selbst wundert sich über seine wiederholten Erfahrungen, daß zwar beim unmittelbaren Bekanntwerden mit seinen Werken „nichts Anderes als ein durchaus ergreifender Eindruck sich kundthut", der aber später „der kälteren, reflcktirenden Kritik" Platz macht. Er vergißt, daß der Eindruck jeder großen Kunst, wenn sie neu ist, den umgekehrten Weg macht, und es erweckt sein Mißtrauen nicht, daß Andere nachträglich mißtrauisch werden.

Was ihm von Anbeginn zufiel, Das war die Jugend und die Frauen, Wohl verstanden: die „Gebildeten". Die jungen Leute, die in neue Opern zu gehen pflegen, fühlten sich von diesen erotischen Schlägen getroffen, athmeten zwischen Schmerz und Wollust, sahen mit einem Mal alle geheimen Süchte vor ihren Augen und Ohren in einer Deutlichkeit, die sie frappirte. Alles war unsäglich modern. Dazu kam der Reiz, für etwas Neues eintreten zu dürfen. Was für eine Jugend wäre Das gewesen, die da nicht mitgekämpft hätte; wir Alle thäten es heute. Als Wagner in Zürich die dort noch völlig unbekannte Tann-Häuser-Ouverture dirigirt hat, nennt er die Wirkung „geradesweges furchtbar. Ich spreche nicht etwa von dem Beifallstumult, den sie unmittelbar hervorrief, sondern namentlich von den Wirkungsymptomen, die mir allmählich erst zur Kenntniß kamen. Namentlich die Frauen sind um- und umgeweildet worden: die Ergriffenheit war bei ihnen so groß, daß Schluchzen und Weinen ihnen helfen mußte. Erst nachdem diese ungeheure Wehmuth sich in Thränen Luft gemacht hatte, kam das Wohlgefühl der höchsten überschwänglichen Freude."

Hundert ähnliche Dokumente sammelten Wagner und die Seinen; und Niemand scheint zu bemerken, wie sehr solche Berichte die Kunst kompromittiren, deren Tiefe sie erweisen wollen. Zugleich ist es klar, warum das einzige unerotische Wagner-Werk, warum Rheingold (zugleich der musikalisch reifste Theil der Tetralogie) am Seltensten zur Aufführung gelangt.

Wen der orchestrale Magnetismus nicht anzog, Den reizte das Spiel der Motive. Intellektuelle Menschen pflegen, wenn sie ehrlich sind, Musik wie einen unfaßlichen Nebel zu fliehen. Bei Wagner durften sie mit einem Mal denken. Die Sinnfälligkeit seiner Motive, die auch in den ungeübtesten Ohren hängen bleiben, gestatteten den Intellektuellen, selbst an der Musik einmal produktiv zu werden. Man hielt sich (ohne Wagners Schuld) an die rasch nothw'ildig gewordenen.

Namen der Motive und freute sich, wenn man die Ankunft oder die Nennung einer Person im Voraus errathen hatte. Nichts ist bekannter geworden von Wagners Werk als eben diese Namen der Motive. Vom Feuerzauber oder vom Waldweben spricht alle Welt; und glaubt, damit Etwas über Wagner auszusagen.

Die der Musik ganz abhold waren, mußte doch ein Göttermythos reizen, von dem man, dank seiner völligen Unpopularität in Deutschland, meist erst durch Wagner Näheres erfuhr, und zwar sogleich in so moderner Form, dem Jahrhundert so nah gerückt, so sehr „vertieft", daß man wohl über das Raffinement germanischer Urstämme erstaunen mochte. Wer aber gar nichts hören wollte, Dem wurde so viel vor das Auge geführt: das groß' und kleine Himmelslicht, die Sterne dürfet Ihr verschwenden, an Feuer, Wasser, Felsenwänden, an Thier' und Vögeln fehlt es nicht. So schritt man in dem engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung aus und wandelt mit bedächtigem Schwall von Nivelheim bis nach Walhall.

Wer schließlich auch optisch nicht zu fesseln war, Dem war nicht zu helfen; wahrscheinlich war er ein Kritikus.

Einmal hat sich der „alte Zauberer" verrathen. Er schrieb, im Jahr 1855, an Liszt: „Somit schmeicheln wir eigentlich, wenn wir unser Vorhaben für chimaerisch und excentrisch ausgeben, nur der giltigen Nichtswürdigkeit unserer künstlerischen Öffentlichkeit. Wir sollten Das den Leuten nicht weismachen."

Hat Wagner diese Leute erzogen? „Änser modernes Konzertpublikum," schreibt er einmal sehr treffend, „welches der Kunstsymphonie gegenüber sich warm und befriedigt anstellt, lügt und heuchelt; und die Proben dieser Lüge und Heuchelei können wir jeden Augenblick erhalten, sobald nach einer solchen Symphonie irgendein modernes melodiöses Operntonstück vorgetragen wird, wo wir dann den eigentlichen musikalischen Puls des Auditoriums in ungeheuchelter Freude sogleich schlagen hören." Heute darf man, mit einiger Ironie, Wagners Namen in diesen Satz einfügen: und erhält «in Bild aus dem modernen Konzertsaal, in dem etwa auf die Siebente Symphonie das Liebeslied aus der Walküre folgt.

Wagner hat Meyerbeers ungeheure Erfolge mit der niedrigen Qualität des Publikums erklärt. Wie, wenn man diese Logik heute auf Wagner anwendete? Wer anders als die geistige Bourgeoisie füllt jetzt die Wagner-Oper (die genau so zur „Kassenoper" wurde wie ehedem und wie noch heute die Hugenotten oder der Prophet)? Aus welchen Symptomen kann die Veredelung des Publikums in diesen fünfzig Iahren erwiesen werden? Und hat man nicht bemerkt, wie sich das Magnerpublikum in den Opernhäusern verschlechtert? Wieder ist es die große Mittelschicht; und sie geht heute aus keinen anderen Instinkten zu Wagner, sie kommt mit keinen anderen Entschlüssen heraus als einst bei Meyerbeer.

Wagner der Schauspieler hat die Schauspieler erzogen, der Mu-

siker die Musiker, nur nicht die Deutschen, denn dazu hätte er Dichter, hätte Dramatiker oder absoluter Musiker sein müssen. Er klagte ja selbst zehn Jahre lang über Bayreuth; und es wäre schwer, zu entscheiden, wo der Fehler lag: ob darin, daß der Wirkungdurstige die „Regeneration" für seine eigene Zeit vorweg nahm, oder darin, daß er Billets verkaufen ließ.

Zeitgenossen,

Als den schlimmsten Beleidiger empfindet Wagner Den, der ihn „nur als Musiker" anspricht. Wirklich ist er im weitesten Sinn Kul« turfaktor, ist als Dichter, Philosoph, Politiker hervorgetreten, hat selbst über die Bildende Kunst, die er zu seinem Werk nicht entbehren konnte, namentlich aber über Bühne und Schauspiel wichtige Dinge publizirt. Wir fragen deshalb seine größten Zeitgenossen (also Kulturfaktoren), wie sie zu ihm stehen, und zwar die größten Philosophen, die größten Dichter, Historiker, Maler und den größten Staatsmann seiner Zeit.

Schopenhauer, der das Tiefste geschrieben, was je über Musik gedacht und gefühlt ward, und dem Wagner seine Ring-Dichtung „in Verehrung und Dankbarkeit" übersendet, schreibt an seinen Jünger sehr geschmeichelt: „Ein Buch, welches nicht im Buchhandel, sondern nur für Freunde gedruckt ist, auf superbem dicken Papier und sauber gebunden." Später läßt er Wagner durch einen gemeinsamen Verehrer sagen, er solle die Musik an den Nagel hängen; und: „Ich bleibe Rossini und Mozart treu." Dem Jünger schreibt er: „Der ästhetische K. bedient sich gegen Richard Wagner meiner Aussprüche sehr passend und mit großem Recht. Bravo!" In dem ihm gewidmeten Exemplar der Dichtung findet man Glossen wie: „Es ist infam!" „Maulschellirte Moral!"; das Deutsch der Verse ist mit Bleistift verbessert; bis ihm gelegentlich die Geduld vergeht und er an den Rand schreibt: „Ohren! Ohren! Er hat keine Ohren, der taube Musikant!"

Nietzsche muß Wagners Werk und Intentionen doch wohl verstanden haben, denn der fast sechzigjährige Musiker schreibt dem Dreißigjährigen: „Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will." Man kennt die EntWickelung. Nietzsche hat einfach die wagnerische Zwischenstufe durchflogen. Wie durch einen hohen steilen Rauchfang ist er, getrieben von seinem Genius, durch diese Dunstwelt in seine Welt emporgezogen. Als er sich umblickte, da, mit einem Mal, sah er: hellere Luft, „Vollkommenheit, das glatte Meer".

Hebbel, der mit Wagner in Paris und Wien Besuche ausgetauscht hatte, schrieb: „Ich wage nicht, zu entscheiden, ob diese Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt. Den Augen wird die Oper, der dieser Walkürenritt angehört, Erstaunliches bieten, viel mehr als irgendeine von Meherbeer. Was sind Schlittschuhbahn und Sonnenaufgang gegen diese theatralischen Effekte? Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob auch die Steine Töne und Stimmen

erhalten sollten, und man wundert sich nur, daß man beim letzten Taktstrich nicht sammt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt." Seine Nibelungen enthalten überdies die völligste Ablehnung nicht nur von Wagners Nibelungen, sondern auch von Wagners Theorie und Welt.

Otto Ludwig: „Sie sollen Recht haben, der Mann hat aus sich gemacht, was irgend in seiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rausch, in den er die Jüngeren versetzt hat, nothwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven hervorwachsen. Ihr Wagner aber hat die Musik in eine Sackgasse geführt, aus der so bald kein Heraus« kommen ist." Dann wieder: „An Wagners Musik verdrießt mich der doppelte Fehler, erstlich, daß seinen Ton- und Akkordfolgen Das fehlt, was ich ... Kausalität oder meinetwegen Logik der Musik nenne; zweitens, daß dieser Fehler so recht die Absicht, die bewußte, kalt rechnende Absicht wie ein Horn auf der Stirn trägt, Den stoßend, der sie nicht sieht... Das Kunstwerk der Zukunft ist nichts als ein ungeheurer Zopf der Gegenwart."

Böcklin, den Bayreuth vergeblich um die Herstellung von Dekorationen gebeten, sollte bei einem Besuch in Wagners Villa am Posilipp von Frau Wagner gewonnen werden. „Er war nämlich", heißt es in seinen Erinnerungen, „ein entschiedener Gegner der Auffassung Wagners, daß in der Verbindung dreier Künste erst die einzige höchste Kunst erreicht werden könnte. Mit Recht fürchtete er, daß jede Kunst dabei um ihr Bestes verkürzt werde. Wagner hatte unter Anderem verlangt, er solle bei der Dekoration (zum Parsifal) Pflanzen auf Gipfeln malen, wo sie niemals vorzukommen Pflegen."

Gustav Frehtag: „Wagner ist in der dringenden Gefahr, durch zu starke Benutzung der Kontraste ermüdend, durch gesuchte Originalität des szenischen Arrangements abenteuerlich, durch die Wahl seltsamer Stoffe barock und, was die Hauptsache ist, durch unrichtige Verwendung der musikalischen Mittel lächerlich zu werden."

Jakob Burckhardt (in Briefen): „Daß in Paris überall Richard Wagner einreißt, ist ein Zeichen vor dem Ende. Vielleicht schon in zehn Iahren mag diese Erker, Voluten, Obelisken und so weiter weder Hund noch Katze 'mehr fressen und mit der Wagner-Musik könnte es eben so gehen. Der ^lssstro clskcmto hatte enorm viel orchestrales Wissen, auch verröth er (unwillkürlich, versteht sich) tiefe Kunde von Weber, Beethoven und hier namentlich von des geschmähten Mendelssohns Marsch Ms dem Sommernachtstraum (Meistersinger, Vorspiel); was er aber gar nicht verräth, ist irgendein Funke von eigenem Schönheitsinn. Tin stocktauber Mensch wird, als gernisrs rszsouros, von einem guten Freund'in eine wagnerische Oper mitgenommen und genest im vierten Akt, aber dafür w^ir im fünften Akt der gute Freund taub geworden."

Grillparzer: „Der Stärke brauchts und nicht der Schwächen,
Sonst wird der Kunst ihr Höchstes nie.

Sie Zukunft.
Gelängs der Tonkunst je, zu sprechen,
War' sie verpfuschte Poesie!"

Oder: „... das; die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat."

Bismarck schrieb, als Dank für das Gedicht, das Wagner ihm persönlich nach Versailles übersandte: „Ich danke Ihnen, daß Sie dem deutschen Heer ein Gedicht gewidmet und daß Sie es mir haben überreichen lassen." Folgt das denkbar eingeschränkteste Kompliment für seine Opern: „denen ich von je ein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zu? Opposition gemischtes Interesse zugewandt." Später besucht ihn der Meister. Wagner erzählt, Bismarck habe ihm sehr gefallen, sie könnten sich aber nur, Jeder in seiner Sphäre, gegenseitig beobachten. Bismarck sagt: er sei doch selbst nicht frei von Selbstbewußtsein, aber ein solches Maß davon, wie Wagner habe, sei ihm bei einem Deutschen noch nicht vorgekommen. Hierauf wendet sich Wagner an ihn um Unterstützung Bayreuths durch das Reich, in einem langen Brief, den ein Aufsatz begleitet. Bismarck antwortet gar nicht. Darauf „setzte ich meine Werbung durch eine brieflich sehr ernstlich motivirte Bitte, wenigstens die zwei letzten Seiten meiner Brochure einer Durchlesung zu würdigen, unentmuthigt fort". „Muß mich jeder weitere Versuch, Eure Durchlaucht durch Ueberredung zu jener Kenntnißnahme zu bewegen, eben so unschicklich wie unnütz dünken, so wünsche ich, mit diesen Zeilen zunächst einzig nur die mögliche Belästigung durch meine Zusendung entschuldigt zu haben. Mit unbegrenzter Verehrung tiefergebener Bewunderer..." Auch dieser Brief blieb ohne jede Antwort. Selbst als der Kaiser nach Bayreuth ging, schwieg der Kanzler.

Von Musikern ist hier nicht die Rede. Sie waren an dem Problem zu unmittelbar betheiligt: Liszt und Bülow mußten Wagners Verehrer, Brahms und Schumann mußten seine Gegner sein. Beinahe die einzige genialische Natur, die Wagner unter seinen deutschen Zeitgenossen dauernd zufiel, war König Ludwig. Dabei ist es unwesentlich, daß er später geisteskrank wurde; wichtig aber, daß er neunzehn Jahre war, als er sich Wagner erkor. „Sie wissen nicht, daß Sie mir Alles sind, waren und sein werden, bis in den Tod, daß ich Sie liebte, e^e ich Sie sah... Wie brenne ich vor Sehnsucht nach ruhigen, weihevollen Stunden, die es mir vergönnen werden, das lange entbehrte Antlitz, das theuerfte der Erde, wiederzusehen!" Dies ist, bis in die sprachlichen Wendungen hinein, der Ausdruck aller wagnerischen Helden, der Ausdruck eines aufs Höchste exaltirten Geistes.

Denkt man an die suggestive Kraft der wagnerischen Kunst, so wirkt es im Grunde nur erstaunlich, wie doch die besten geistigen Füh« rer der Nation mit solcher Einmüthigkeit sich seiner erwehrten. Meyerbeer hat es in dieser Richtung weiter gebracht, er blendete die beiden größten Dichter seiner Zeit: Balzac wurde von Robert dem Teufel

über jedes Maß entzückt und Goethe wünschte nichts sehnlicher, als
daß Meherbeer den Faust komponire.
„Was ist deutsch?"
Als die höchstkultivirten Wagnerianer zählt der Biograph Chamberlain auf: Wolzogen, Stein, Baudelaire, Gobineau, Nietzsche, Liszt
und den König.
Bon Diesen blieb der König zumindest ohne persönliche Leistung,
Nietzsche fiel ab, Stein und Wolzogen drangen nicht über den Wagner-Kreis. Die drei Genialen sind keine Deutschen. Wagners literarische
Apostel in den ersten zwanzig Iahren sind außer dem Ungarn Liszt die
Franzosen Baudelaire, Champfleurh und der Italiener Gasperini.
An Villot richtete Wagner die „Zukunftmusik", weil er einer seiner
besten Kenner sei. Zu seinen Anbetern gehörten ferner Barbeh d'Aurevillh, Theophile Gautier, Catulle Mendes und Battaille. Wie viele
Deutsche gleichen Ranges sind neben diesen Fremden zu nennen? Für
Bayreuth nahmen der Sultan und der Khedive von Egypten Patronatsscheine. (Dieser zahlte zehntausend Mark.) Wie viele Deutsche
haben Das gethan? Lohengrin erregte in Bologna größere Wirkung
als in Leipzig und Berlin; Wagner wurde dort Ehrenbürger. Der
Kaiser der Franzosen ließ Tannhäuser in der Großen Oper aufführen;
zwei Jahre später lehnte der berliner Intendant noch ab, Wagner zu
empfangen. Trotz dem Skandal begeisterte sich Wagner für das pariser
Tannhäuser-Publikum: „Ich erkläre es laut, daß so wohl es mir nie
geworden und in Deutschland gewiß auch nie wieder werden wird." In
Boston und anderen Städten Nordamerikas gab man „Wagnernigkts", zwanzig Jahre vor dem ersten deutschen Wagner-Konzert.
Und so fragt sich Wagner im Jahr 1871 im großen Heimathlande
des Ernstes und der Gediegenheit nachdenklich: „Was ist deutsch?"
Als er, nach der Amnestie, Deutschland nach elf Iahren zum
ersten Mal betritt, schreibt er: „Auch muß ich gestehen, daß mein Wiederbetreten des deutschen Bodens auf mich nicht den mindesten Eindruck gemacht hat; höchstens, daß ich mich über die Albernheit und Ungezogenheit der Sprache um mich herum verwunderte." Und er fügt
sehr skeptisch hinzu: „Glaube mir, wir haben kein Vaterland! Und
wenn ich.deutsch' bin, so trage ich sicher mein Vaterland in mir,"
Den Rienzi wollte er, ganz nach Wunsch, deutsch oder französisch
dichten. Als sich später seine großen Hoffnungen auf die pariser Oper
für Rienzi nicht erfüllen, sendet er das eben fertig gewordene Werk
an das neue dresdener Opernhaus, nebst Eingaben an den König, mehrere Briefe, darunter an den Intendanten „mit dem Hinweis darauf,
daß gerade dieses Werk eines Sachsen, der sich redlich bemühte, seine
besten und gereiftesten Kräfte feinem Vaterland zu widmen, im Repertoire nicht unpassend einen schmeichelhaften Platz unter den Werken einnehmen würde, die bestimmt sein werden..." und so weiter.
(Wagner als Sachse.)

Die Zukunft.
Die Wagnerianer führen für sein Deutschthum gern die Stelle
an: wie er das „Kunstwerk der Zukunft" mi.t der Erzählung von Vie-
lank dem Schmied schließt und dann ausruft: „O einziges, herrliches
Volk! Das hast Du gedichtet und Du selbst bist dieser Wieland!
Schmiede Deine Flügel und schwinge Dich auf!" Was sie aber nicht
mittheilen, ist, daß er zehn Wochen später beschlicht, den selben Wie-
land für die pariser Oper zu schreiben, und den französischen Dichter
Gustave Vaez auffordert, den Text für ihn französisch umzuarbeiten,
damit er dann danach die Musik machen könne.
Ist Wagners Antisemitismus ein Zeichen für sein Deutschthum?
War der Aufsatz über das Judenthum in der Musik nicht nur eine
neue Waffe gegen Meyerbeer? Sehr richtig sagt Chamberlain: „Die
Juden selber mit ihrer scharffinnigen Begabung gehörten fast überall
zu den Ersten, welche Wagners ungeheure künstlerische Bedeutung er-
riethen... Andererseits hat Wagner den Verkehr und die Freund-
schaft der Juden nie gemieden. Geht man der Sache auf den
Grund, so entdeckt man, daß diele ganze Hetze gegen Wagner nur bei
den schlechteren Elementen (und den Fanatikern!) des eigentlichen Ju«
denlhums Unterstützung fand und in Wahrheit nichts Anderes als eine
Verschwörung der Talentlosen und Mittelmäßigen jeglicher Konfes-
sion gegen das Genie war." Uebrigens waren seine bedeutendsten
Feinde Christen (Hanslick, Lübcke).
Hundertmal hat Wagner betont, er wolle durchaus kein natio-
nales Werk schaffen; er tadelte ja gerade an den griechischen Dramen
das Nationale. Es sollte vielmehr „den Geist der freien Menschheit
über alle Schranken der Nationalität hinaus umfassen". In das ger-
manische Kostüm brachte er seine Gestalten, nach seinen Worten, nur,
um sich irgendwie zu vrientiren. Nicht deutsch: „rein menschlich"
wollte er schaffen und verstanden sein.
Wagners internationale Wirkung war also eine Folge seiner
eigenen Absichten und nicht zufällig ist Bayreuth von Ausländern ge-
füllt. Dies zu erörtern, läge kein Anlaß vor, wenn nicht die Wagne-
rianer das Gegentheil ständig proklamirten.
Dies Alles sind ganz 'kleine Zeichen für ein großes Faktum. Der
Irrthum, in Wagner den typisch „deutschen" Künstler zu feiern, ist
wahrhaft ergreifend und kommt in solchem Umfange alle hundert
Jahre nur einmal vor. (Hans Sachs wäre als die einzige Ausnahme
herauszuheben.)
Ist es nun wirklich das „Rein-Menschliche", was draußen stär-
ker wirkt als bei uns? Ist es nicht vielmehr das Exotische? Wir ha-
den diese Frage mit Bewußtsein nicht in die Mitte gerückt, weil sie
zwar über den Fall Deutschland Manches, über den Fall Wagner im
Grund nichts entscheidet. Aus'den gesammten vorangehenden Betrach-
tungen geht wohl die Antwort hervor. Und sie wird handgreiflich,
wenn man Wagner neben rein deutschen Musikern hört, neben Bach,
Weber, Schubert, Brahms. Nietzsche hat Das in drastische Verse ge«
bracht. Es wäre boshast, sie hier zu citiren.

Errungenschaften.
Sechzig Jahre sind vergangen, seit Wagners wichtigste theoretische Schriften erschienen, fünfzig und vierzig Jahre, seit er blühte, dreißig, seit er starb. Welche sind die Wirkungen?
In drei Punkten ist er fruchtbar geworden. Zunächst geht auf dieses Theatergenie die gesammte Erneuerung des äußeren Theaters zurück. Wirklich sind jetzt, nach seiner Idee, „der Architekt, der Landschaftmaler, der Tänzer" auf der modernsten Bühne; und gerade, daß die bayreuther Coulissen (so weit sie nicht erneuert wurden) schon um 1910 unsere Nerven beleidigen, ist ein Zeichen für Wagner, der uns als Erster mit diesen Dingen zu verwöhnen begann. Der Nachdruck, den er auf die gesammte Regie und Ausstattung legte, war, wenn nicht Inen, so doch wieder neu in Deutschland. Dies im Einzelnen zu derfolgen, ist hier nicht der Ort. Auch der Tänzer, den Wagner vor zwei Menschenaltern für das Theater theoretisch gefordert, erlebt heute wirklich eine Wiedergeburt. Es ist wahr geworden, was er prophezeite: „Um ganz Künstler zu sein, hätten wir uns nun aus der Musik zur Gymnastik, Das heißt: zur wirklichen leiblich-sinnlichen Darstellungsfunst, zn der Kunst, die das von uns Gewollte erst zu einem wirklich Gekonnten macht, zu wenden". (1852: „Ueber musikalische Kritik.") Und sogar Dies: „Was fehlt dein modernen Ballettänzer zur Nacktheit als: der Wille?"
Das Zweite, Größere, ist die Erneuerung des Orchesters. Schon, daß er es verdeckte, hat ein neues Verhältniß zwischen diesem und den <Sängern geschaffen. Der Gedanke ist nicht von ihm: Goethe hat ihn achtzig, gewisse florentiner Musiker haben ihn zweihundert Jahre vor Wagner ausgesprochen. Durchgeführt, mit jenem reformatorischen Eigensinn, hat er ihn als Erster, Das Einzige, worin Wagner in großem Stil Schule gemacht hat, die Orchestration, zwingt jeden nachgeborenen Musiker. Niemand könnte sich Dem entziehen. Wirklich ist das Orchester seit fünfzig Iahren Das geworden, was er mit den! schönen Worten verlangte: „Der Boden unendlichen allgemeinen Gefühls ... Es löst den starren, unbeweglichen Boden der wirklichen Szene in eine flüssig-weiche, nachgiebige, eindruckempfängliche, ätherische Fläche, deren ungemessener Grund das Meer des Gefühles selbst ist. So gleicht das Orchester der Erde, die dem Anthaeus, sobald er sie mit seinen Füßen berührte, unsterbliche Lebenskraft gab." Wagner hat im Orchester ganze Provinzen neu entdeckt.
Was fand er vor? Um es hier, wo nur noch ein paar Stichworte gegeben werden können, mit einem Wort zu sagen: Berlioz. Wagner schrieb: „Jede Höhe und Tiefe der Fähigkeiten dieses Mechanismus Hat Berlioz bis zur Entwickelung einer wahrhaft staunenswürdigen Kenntniß ausgeforscht, und wollen wir die Erfinder unserer heutigen industriellen Mechanik als Wohlthäter der modernen Staatsmensch« heit anerkennen, so müssen, wir Berlioz als den wahren Heiland unserer absoluten Musikwelt feiern." Erschöpft diese Bosheit, disse 'billig billigende Mißbilligung die Verdienste des tzector Berlioz?

'Dieser, der die neue Palette überhaupt erfunden, mag etwa zwanzig Farben haben, wenn Wagner vierundzwanzig hat. Aber hier wird ein Inhalt, meist geringereren Werthes als Wagners, durch eine Durchsichtigkeit der Klangfarbe gehoben, die Wagner mit seiner dickeren, kompakteren Instrumentalität nur selten erreicht (man vergleiche etwa die Musik der Queen Mab in Berlioz' Romeo und Julia). Man versuche, in dem glänzend instrumentirten Meistersinger-Vorspiel die Harfen herauszuhören, die in der Partitur stehen. Oder man vergleiche ^in dieser Rücksicht eine der berühmtesten Stellen, das Finale der Götterdämmerung, mit der Klarheit von Berlioz' Requiem oder Te« deum, die doch in Tonmassen schwelgen.

Hier allein liegt Wagners große Bedeutung in der Geschichte der Musik. Viele nennen Dies nur ein Mittel und sehen seine Genialität in der Sprengung der Grenzen, die bisher die Musik beengt. Nur darf man wohl nach einem halben Jahrhundert fragen: Oui Kon«? Was wurde durch die sogenannte „neue dramatische Musik" gewonnen, das nicht die völlig andere „alte dramatische Kunst" des Figaro vorweg genommen hatte? Wagners Grundmaxime: die Musik müsse snoills trsAvsgiss werden, blieb völlig unfruchtbar und ist in der Kunstgeschichte schon heute nichts als Kuriosität. Das Mittel aber, was er für diesen Gedanken entfesselte, sein Orchester, macht ihn unsterblich.

Das Dritte, was er begründete, war eine neue Sängerschule. „Der Fehler liegt darin", sagte er, „daß wir klassische Werke besitzen, für sie aber keinen klassischen Vortrag uns angeeignet haben." Konservatorien waren seine Anfechtung. „Was konserviren wir denn eigentlich?" In Wagner mußte, wo nicht der Musiker, mindestens der Schauspieler von diesen Dingen sich gefesselt fühlen. Der Erste war er nicht: 'Bach und Haendel haben auf den deklamatorischen Accent ihrer Vokalstücke gebaut und vollends Gluck ist in der Oper vorangegangen, sogar theoretisch. (Das beweist die Vorrede zur Alceste.)

Gnnz zu Unrecht wurde Wagner als „Stimmtöter" verrufen, besonders, weil die Sänger das Orchester „überschreien" müßten. Kein Musiker wird Das bestätigen. Vielmehr richtet sich bei Wagner mehr als bei irgendeinem das Orchester nach den Stimmitteln und läßt den Sänger immer dominiren. Scheint es einmal umgekehrt, so will der Musiker nicht, daß man die Stimme höre; etwa den Schrei, mit dem Elsa den Lohengrin begrüßt, der aber nicht zum Hören, sondern zum Sehen (Das heißt: für die Geste) da ist. Alle Wagner-Partien nehmen die größte Rücksicht auf die Kapazität des Kehlkopfes. Die große Viardot-Garcia, die im Jahr 186ö einmal die ganz neue Isolde vom Blatt weg an Wagners Klavier gesungen hat, fragte, ob denn die Sänger in Deutschland nicht musikalisch seien, da sie behaupten, Wagner sei nicht zu singen.

Statt sie zu forciren, wie viele Gegner behaupten, schult Wagner seine Stimmen. Anfangs hat er sich manchmal vergriffen: der Landgraf auf der Wartburg muß eine Höhe fast Wie der Tenor und eine Tiefe wie der Ls»s« protongo erreichen. Später verlangte er von Jedem

viel, aber nur, was je? zu leisten vermochte, und hob die vielen Spezialisirungen der Italiener glücklich auf, die hohe Tenöre, tiefe Baritons, Kontra-Altisten mit Brustregister und Aehnliches züchteten.
Dazu tritt als bedeutende Errungenschaft dieses Unermüdlichen, das; er die Mitarbeiter Mang, gleich unermüdlich zu sein. Erst Wagner hat uns gewöhnt, das Höchste von jedem Sänger oder Musiker zu verlangen, und Alle, die unter ihm spielten, bezeugen in Memoiren oder mündlich, daß er ein genialer Dirigent War; wie er denn auch Bedeutendes üb.er das Dirigiren geschrieben hat.

Das ungetreue Drama.

Solche Errungenschaften, auf dem Theater, im Orchester, in der Stimmbildung, würden manchem vielseitigen Geist genügen. Wagner genügen sie nicht und die Seinen verachten sie; denn was er statt dieser Spezialia erstrebte, war ja: eine neue Art Drama; eine neue allgemeine Kunst; eine neue Kultur, ja, wahrhaft eine „neue Menschheit".
Jetzt, zwei Menschenalter nach den entscheidenden Schriften, müßten sich Anzeichen wohl erspähen lassen, Wirkungen eines Geistes, der sich stets als neunzehntes Jahrhundert, stets als Bringer eines nahen Heiles gegeben. Fehlen solche Zeichen oder sind sie von entgegengefetzten erbrückt, fo muß Das gegen sein Werk oder es muß gegen seine Lehre sprechen. Aber schon zehn Jahre nach Wagners Tod klagt sein Apostel Chamberlain in einem Aufsatz, die deutschen Dichter haben sich nie für Bayreuth „aufgeopfert" und die Bühnendichter „stehen der bayreuther Bewegung fremd, oft sogar feindsälig gegenüber". Und um die selbe Zeit bedauerte Frau Wagner in einem Brief, „daß eine solche Kunst so wenig gestaltendes Leben im Herzen des Volkes gewonnen hat".
Wagner forderte die Emanzipation des Musikers vom „Librettisten"; die Dichter sollten für die Musiker oder Diese für sich selbst Dramen schreiben. Ist Das in sechzig Iahren geschehen? „Ohn' Antwort ist der Ruf verhallt." Die Opern, die seitdem in Europa entstanden, sind entweder, wie in alter Zeit, von Textschreibern verfaßt oder sie sind nach fertigen, ganz unabhängig entstandenen Dichtungen komponirt worden. Sehr seltene Ausnahmen bestätigen die Regel, wenn nämlich der Musiker selbst eine „Dichtung" zu verfassen suchte oder statt eines Librettisten ein wirklicher Dichter die Dichtung für Musik geschrieben. Ob Wagner die Gefolgschaft gewisser neuster melodramatischer Versuche gern annehmen wollte, erscheint problematisch.
Im Uebrigen stellt das Wiedererwachen der „Kunstsymphonie" (von Brahms und Bruckner ab), stellt die Renaissance des Kammermusikers, stellt der Deutsche Bachverein andere Reaktionen gegen Wagner dar.
Das Drama der Zukunft, das Wagner prophezeite und für das er selbst im Ring mindestens ein Beispiel geben wollte, die Darstellung eines Volksmythos durch Zusammenwirken der Künste, ist in sechzig Iahren nicht einmal versucht 'worden (vielleicht wäre Bungerts Odyssee auszunehmen). In ganz Europa ist die Entwickelung des Dramas vielmehr einen ganz anderen Weg gegangen; eben diese sechzig Jahre

sind erfüllt vom sogenannten naturalistischen Drama: dem deutlichsten Gegenpol sowohl zum „Gesammtkunstwerk" als zur mythischen Dichtung. Statt den Mythos festlich zu vertonen, suchte man die Gegenwart und ihren Alltag in möglichst kühler Sprache darzustellen. Ibsen, Tolstoi, Strindberg, die deutschen Nachfolger; von einer anderen Seite: Anzengruber.

Was sich in jüngster Zeit als „neue Romantik" im Drama der wagnerischen Welt anzuähneln scheint oder trachtet, entspricht ihr nur durch ganz äußerliche Symptome. Einige Epigonen folgen seiner Schwüle ohne seine Kraft, andere Künstler überragen diesen Theatraliker durch dramatische Elemente. Im Ganzen wird, jenseits von allen „Schulen", gerade in jüngster Zeit ein Wille zu dramatischer Selbstzucht deutlich, die Wagner immer fremd geblieben ist. Wollte man einen Stammvater nennen, so wäre es Wagners Antipode, Hebbel. Dazu dringt das letzte große Werk mythischer Art, Hebbels Nibelungen, überall tiefer vor, und ist doch durch Auffassung und Stil die schärfste Waffe gegen Wagners Nibelungen (die fünfzehn Jahre spä« ter beendet und auch als Dichtung nach Hebbel veröffentlicht wurden).

Auch die speziellen Wagner-Forderungen finden keine Schüler. Wagner nannte die Jamben schlechthin, nicht blos als Unterlage für Musik, „fünffüßige Ungeheuer, beleidigend 'für das Gefühl", die zur „vollständigen Marter werden, weil ihr klappernder Trott dem Hörer endlich Sinn und Verstand raubt." (Iphigenie, Tasso.) Der Stabreim, den er empfahl, ist in sechzig Iahren höchstens von Dichtern wie Jordan übernommen worden. Von diesem Rang sind auch die Dichter, die Wagners direkten Einfluß zeigen: Ebers, Baumbach Julius Wolff und andere „Butzenscheiben-Dichter". Darüber hinaus sind die Einflüsse höchstens bei Nichtdeutschen zu finden, was wiederum für die „Deutschheit des Werkes kennzeichnend ist: Baudelaire, Wilde, D'Annunzio.

Weit über die Grenzen des Dramas ist den Jüngeren die wagnerische Kunst- und Weltbetrachtung fremd geworden. „Durch Kunst vom Leben erlöst werden": dies Stichwort klingt in ihre Ohren nicht mehr. Sie wollen durchaus nicht vom Leben erlöst, sie wollen vom Leben getragen werden. Die „tragische" Weltansicht, die Wagner auf der ganzen Linie seiner Werke vorspielt und deren Erhaltung der junge Nietzsche die letzte Hoffnung und Gewähr für die Zukunft nannte: sie ist den Jüngeren, den Entzauberten so fremd geworden, wie sie dem reiferen Nietzsche wurde. Nicht, weil Nietzsche Wagner verdrängte, sondern, weil er so groß war, diese Gegenwart und manche folgende, seine Zukünfte, vorweg zu nehmen.

Anmuth und Heiterkeit, die Wagner am Fremdesten blieben, Etwas von Dem, was im Gesang der Rheintöchter tönte, ein Leben ohne verminderten Septimenakkord, eine hellere Welt wird unser, fremd dem Krampf, der Brunst entrückt. Uns ist das allerklarste Sternbild wieder aufgegangen: Mozart,

Charlottenburg. EmilLudwig.

Großmutters Mecklenburg.

Msißlso auch Du, mein Mecklenburg, willst der neuen Zeit Deinen VN- Tribut zahlen? Von „Verfassung" und „Kämpfen" rauscht es im Blätterwald. Das will mir nicht in den Sinn. Schade, ewig schade. Wo einte sich noch einmal so viel Despotie mit echtem Patriarchenthum? Wo nur konnte „Dorchläuchting" zu Ruhm gelangen und späte Geschlechter ergötzen? Ein modernisirtes Mecklenburg! Mich überläufts. Chinas Demokratisirung geht mir nicht so nah an die Haut. Iugenderinnerungen leben auf, wehmüthig, fröhlich. Dank Dir, Obotritenland, für Alles, was Du mir gegeben, was noch heute leuchtet und wärmt, da doch so viel ringsum sich von Grund aus gewandelt hat! Eine Stadt erstand, wo ich ein Städtchen erblickt; Geschlechter welkten und blühten wieder auf. Ich athme den Duft der goldenen Ferienzeit, in der es „zu Großmutter" ging. Könnt Ihr verwöhnte Großstadtkinder up w gsts Euch vorstellen, wie uns ward, wenn der Hotelomnibus uns am Bahnhof aufnahm? Seine Hauptaufgabe bestand sonst darin, die „Herren Reisenden" in das „Hotel zur Stadt Hamburg" zu befördern, auf daß von dort das Heil der Welt in Gestalt der neusten Handelsartikel sich in das Städtchen ergieße. Schön oder gar bequem war der Wagen nicht. Ein Rumpelkasten. Aber fragten wir danach? Uns erschien sein rother Peluchebezug wundervoll; und je heftiger der alte, schwere, federnlose Kasten auf dem holperigen Pflaster die Insassen umherwarf, desto fröhlicher wurden wir. Ja: wir lauerten ihm auf, wenn er, seiner Bürde ledig, leer in die Remise fuhr, um auch dieses Streckchen genießend in ihm zu erleben.

Aus dem Nebel lächeln die Wonnen des „Schützenfestes". Ungefähr so war mir zu Muth, als ich, im weißen, mit Schleifen geschmückten Kleid den Einzug unserer Krieger und Sieger im glorreichen Jahr 1871 sah. Doch eben nur ungefähr so. Denn hier erblickte ich nur das Endergebniß und mußte glauben, was man mir von Kämpfen und Siegen erzählte. Die verschiedenen Phasen des Schützentages aber erlebte ich selbst. Die süße Qual der Sorge, wer den Preis srringen werde; und die Seligkeit, als der alte Klempner Sinkenbrink, für uns seitdem ein Heros, im Lorberschmuck unter geschwenkten Fahnentüchern und Ehrenpforten einherschritt. Jeder Zoll ein König. Für ein ganzes Jahr! Sein Rivale, Uhrmacher Drews, dauerte mich ja im Grunde. Er war eigentlich hübscher; kam auch immer zu Großmutter, die Uhren nachzusehen, weil er ihr gegenüber wohnte. Aber Gerechtigkeit muß sein. Und der alte Klempner war doch nun mal der bessere Schütze.

Standesunterschiede kannte man nicht. Versteht sich: wenn man von den adeligen Gutsbesitzerfamilien und dem Herrn Amtshauptmann absah, deren Höhe und Würde jede Vertraulichkeit entfernte. Sonst aber: Alles eine Heerde. Nicht einmal richtig gehende Antisemiten gabs. Bürgermeisters verkehrten mit den Großeltern, die

ein Ladengeschäft betrieben und Juden waren. Tante gehörte dem Gesangverein an und Großmutter fehlte bei keinem Damenkaffee. Freilich gab es im Oertchen nur wenige Juden; und die kleine Schaar hielt sich still in Reihe und Glied. Einer hatte sich taufen lassen, Einer nur; und man erzählte sich schaudernd, daß er ruhelos immer außerhalb der Stadt umherwandle und alte hebräische Gebete vor sich hinmurmele. In weitem Bogen wichen wir aus, wenn der Alte mit dem grauen Pa« triarchenbart uns begegnete. Glich er nicht aufs Barthaar dem Ahasverus? Die Vorstellung brachte eine von Spukträumen gestörte Nacht. Am Tag hing der Himmel voll Geigen. Zu Großvaters großem, weit ins Land reichendem Kundenkreis gehörte auch ein Kammerherr; und ich weiß noch, welcher Aufruhr im Haus entstand, als ein Postpacket für dessen erlauchte Gemahlin vom Lehrling an die „Kammerfrau von Zt." adressirt worden war. Davon wurde länger geschwatzt als heutzutage von Mord und Türkentotschlag. Auch die Sensation hat ihre Moden. Jeder Anlaß zur Heiterkeit war willkommen. Wir kicherten, wenn Bäuerinnen an den Markttagen, die natürlich auch ihre Einkaufstage waren, an der Ladenthür mit Komplimenten, auf dem Ladentisch mit Kaffee und „Selbstgebackenem", bewirthet wurden. Bon früh bis spät stand an solchen Tagen der Kaffeekessel auf der Flamme. Wenn sie kamen, jauchzten wir; und jubelten auch wieder, wenn sie nach langem Plattdeutschgeplauder weggingen. Wir wollen mitschnacken; waren ihnen aber nur in der Fixigkeit über, Großmutter kam kaum je in die Kramstätte. Sie war ganz „Dame"; wollte es sein. Reiste ins Bad, nach „Boltenhagen" oder „Travemünde", hatte ein „Fräulein zur Gesellschaft" (trotzdem Großvater lebte) und irgendeine „Sophie" (jedes Dienstmädchen wurde von ihr so genannt), der sie manchmal jäh zurief: „Hilf mirdenk.nl" Denn Großmutters Gedächtniß war nicht mehr dicht und brauchte Nachhilfe, Das Wichtigste hatte „Fräulein" zu leisten. Die mußte „perfekt" kochen und backen können, firm in allen weiblichen Handarbeiten sein, gebildet und aus gutem Haus. Diese Häufung von Qualitäten wurde mit einem Iahresgehalt von fünfundvierzig Thalern vergolten. 0 tsmpors, o mores! Und die Fräulein waren nicht nur tüchtig, sondern fast immer auch an Seele und Leib liebenswürdig.

Für die Dauer unserer Anwesenheit wurde obendrein noch ein „Spielmädchen" gemiethet. Diese Leibeigene moSsrn »t^Ie (was man dazumal so modern nannte) hatte für unsere Vergnügen zu sorgen und hieß, auf hohen Befehl, immer „Life". Ihr Glück war, so sehr sie sich um unser Amüsement mühte, nicht ungetrübt. Großmutter gab nämlich nicht in allen Stücken ein gutes Beispiel. Sie neigte zu Despotismus und oft hörten wir sie die Mädchen anherrschen: „Sie gehören zur dienenden Klasse und haben zu schweigen!" Da haben wir Rangen uns denn auch manchmal in Tyrannenlaune geschaukelt. Neben den kleinen Mängeln hatte Großmutter aber eine Fülle guter Eigenschaften, Keiner verstand wie sie zu schenken, Freude und Frohsinn zu

verbreiten, die Blumen am Weg zu sehen und den Duft dankbar zu
schlürfen. „Was Andres wär' denn Freud' als Freud bereiten?"
Ohne Byron zu kennen, war sie ganz vom Sinn seines Wortes durch«
tränkt; und daß sie mir von dieser Freude an der Freude ein Legat
hinterließ, kann ich ihr nie genug danken.
In ihr war Mecklenburg; die Abstammung aus Israel war ihr
und ihren Geschwistern gar nicht anzumerken. Ihr Bruder hatte 1848
im schweriner Rumpfparlament gesessen und wäre, wenn er sich zur
Taufe entschlossen hätte, Minister geworden. So wurde gewispert:
und die frömmsten Christen glaubten dran. „Rückständig" (wie man
heute gern sagt) war Mecklenburg im Jahr des deutschen Sturmes
also eigentlich nicht. Später? Der Staub und der Amtsstil, das sub-
misse Denken und die Patriarchalherrschaft sind geblieben. Sonst aber?
Ich weiß es nicht. Und muß fürchten, daß auch ohne Verfassung und
Parlament Manches vom Schönsten mit dem Großmutterbegriff von
der „dienenden Klasse" entschwunden ist. Das Mecklenburg, das ich
kannte und liebte, ist wohl dahin und taucht nur, wie eine Vineta,
wieder auf, wenn die Glocken der Erinnerung klingen.
ie Vereinigten Staaten sind in der Produktion von Baumwolle,
Kupfer, Petroleum allen Ländern überlegen. Die seufzen unter
dem Joch, beklagen die eigene Unzulänglichkeit und möchten so stark
werden wie der Marktbeherrscher. Aber die Amerikaner wissen, daß
Reichthum sich nur aus dem Boden stampfen läßt, in dem er steckt. Die
amerikanischen Rohstoffmonopole wären erträglich, wenn es nichtGroß-
spekulanten vom Schlag des Jim Patten gäbe, die den Markt zu ver-
wirren suchen, um selbst gute Geschäfte zu machen. Die deutsche Tex-
tilindustrie kann ein Lied von der amerikanischen Rohbaumwolle sin-
gen; sie hat die „Genialität" der Sully, Price und Patten schätzen ge-
lernt. Der Baumwollbedarf ist rasch gestiegen: von 280 Millionen
(1900) auf Ä50 Millionen Kilo (1912). Bei einem Preis von rund 70
Pfennigen für das Pfund ist diese Baumwollmenge WO Millionen
Mark werth. Die Spinnereien können nicht sicher disponiren, weil der
Preis Spannungen zeigt, die auch mit den größten Reserven nicht
auszugleichen sind. Wenn Mr. Patten einen Corner zu veranstalten
geruht, ist der Spinner seines Lebens nicht mehr sicher. Patten wird
sich vor dem Richter zu verantworten haben. Das Oberbundesgericht
in Washington hat den Begriff „Corner" so ausgelegt, daß darin eine
Ella Grün.
Rohstoffe.

Sünde gegen den Heiligen Geist der nach Sherman genannten „Bill für Alles" zu sehen ist. Wer wird sich drüben darum kümmern? Die amerikanischen Baumwollpflanzer sind der Meinung, daß sie bei niedrigen Preisen nicht bestehen können. Aber auch die Preisfrage ist ja Sache der Auslegung. Was ist niedrig? Sicher nicht, was der Käufer dafür hält. Die Pflanzer haben mehrmals beschlossen, dem Baumwollpreis dadurch eine feste Stütze zu geben, daß die Menge künstlich her« unterdrückt wird. Vorbild: die brasilianische Kaffeevalorisarion. Vor einiger Zeit hieß es, daß deutsche Bankiers sich für eine „Finanzirung" der amerikanischen Baumwollernte interessirt haben, um sich an dem Plan zur Valorisation zu betheiligen. Dieses Gerücht log. Die Baumwollmanager hatten mit dem Zaunpfahl gewinkt; ohne Erfolg. Aber das Baumwollproblem muß irgendwie gelöst werden.
Im berliner Reichsamt des Innern und in London wird darüber verhandelt. Die Kolonien sollen die Rettung bringen; noch aber ist kein erreichbares Ziel zu sehen. Die Pflanzungen in Afrika sind erst im Anfang ihrer Ergiebigkeit. Was bedeuten 80000 Ballen gegen 14 Millionen in den Vereinigten Staaten? Von dort her aber droht die Gefahr einer Aushungerung. Amerika hat selbst einen rasch wachsenden Bedarf; es verbraucht fünf Millionen Ballen. Seit zehn Fahren- ist die Zahl seiner Spindeln von 20 auf 32 Millionen gestiegen. Indien und Egypten sind an der Versorgung aller Länder, die Baumwolle verarbeiten, betheiligt. Für Deutschland kommen beide Länder kaum in Betracht. Ostindiens Ausfuhr verringert sich und hat in erster Linie England zu versorgen. Die Vertreter der südegyptischen Baumwollbörsen und Handelskammern möchten eine Instanz zur Kontrole des Marktes schaffen. Die Absicht ist löblich; der Erfolg zweifelhaft, weil jeder Einfluß auf den Preis unsicher ist, so lange der Weltmarkt unter amerikanischer Herrschaft steht. Wenn die Zölle auf Baumwollfabrikate herabgesetzt werden, kann die Zahl der amerikanischen Spindeln und Webstühle sinken. Da englische Fabriken, trotz dem Zoll, billiger liefern als amerikanische Webereien (der Käufer fragt nicht nach der Herkunft, wenn der Preis ihn lockt), so würde nach einer Aenderung des Tarifs das Verhältnis; noch ungünstiger für den einheimischen Produzenten werden. Das wäre für den europäischen Verarbeite? immerhin ein Nutzen; freilich noch keine ausreichende Sicherung.
Auch auf dem Kupfermarkt herrscht Amerika, Daß europäische Spekulanten ein Wort mitreden, ist kein Beweis gegen das Uebergewicht des Dollars, Den Ausschlag giebt das Maß der Produktion. Damit aber sind die Pankees noch immer allen anderen Völkern weit voran. Der Kupferpreis schwankt je nach der Konjunktur und Gesundheit der Industrien, die Kupfer brauchen. Seit 1907 ist Hausse. Der höchste Kurs des Jahres 1912 war in London 79Vis ^ für die Tonne (gegen 64,12 im Vorjahr). Die Preissteigerung war möglich, obwohl die Kupferproduktion in den Vereinigten Staaten wieder gestiegen ist. Schon 1911 war die Ausbeute der Schmelzhütten des Landes mit 1097

Millionen Ids. (Pfund) die größte Leistung in den Annulen der amerikanischen Kupferindustrie. 1912 aber brachte eine Produktion von 1412 Millionen Ids. (706118 Tonnen). Der Verbrauch der Union hatte sich von 31700» auf 366000 Tonnen erhöht, während die Ausfuhr eine kleine Verminderung (von 337000 auf 333000 Tonnen) zeigte. Die Vorräthe, die ins neue Jahr genommen wurden, betrugen 47000 (40000) Tonnen. Nach solchem Jahr brauchte man nicht Mittel zum Schutz der Preise zu suchen. Die scharfe Luft, die jetzt im Trustparadies weht, läßt die Projekte nicht mehr so rasch reifen wie in den Tagen strahlender Sonne. Und die Kupferkönige begnügen sich damit, vor Gericht, wenn es sein muß, die freundschaftlichen Beziehungen der Trustbrüder unter einander zu verkünden. Auch in dem Verfahren gegen den Geldtrust wurde ein Kupferbeherrscher gehört; denn es giebt keinen Bezirk, der nicht die Spuren von Rockefeller und Morgan zeigt. Die Amalgamated Copper Company, der amerikanische Kupfertrust, ist mit Rockefeller eng verbündet. Die Familie hat den größten Theil der Aktien in ihrem Besitz. Die Amalgamated Co. wird übrigens aufgelöst werden, weil sie nur noch die Hülle für ein von der Anaconda Copper Co., ihrer stattlichsten Tochter, repräsentirtes Gesammtreich ist. Dem amerikanischen Kupfer wächst ein Konkurrent entgegen, der sich auf dem Weltmarkt sehen lassen kann: das Katangakupfer, von dem ich hier schon sprach. Das Land im Süden des belgischen Kongostaates haben zuerst die Engländer auszubeuten versucht; sie hatten jedoch bisher mit ihren Gründungen kein Glück. Die Tanganhika-Gesellschaft läßt ihre Aktionäre noch immer auf Dividenden warten. Für die Ausbeutung der Kupferlager des Katangagebietes wurde die Union Niviörs gu Haut LstsnAs gegründet. Der Anfang war schwer; und noch im November 1911 erschütterte ein Kurssturz der Kongowerthe an der brüsseler Börse die Hoffnungen. Damals hieß es, der englische Gutachter finde, die Kosten der Produktion seien zu hoch, um dem Katangametall die Konkurrenz ermöglichen. Von anderer Seite wurden wesentlich niedrigere Selbstkosten angenommen und gesagt, daß der Verkaufspreis hinter dem londoner Kurs des Standardkupfers bleiben werde. Die Optimisten scheinen Recht zu behalten. Im März 1912 kam das erste Katangakupfer in Antwerpen auf den Markt; 950000 Kilogramm, die zu 154 bis 156 Francs für 100 Kilo verkauft wurden. Standardkupfer kostete in London zur selben Zeit 68Vs ^ (die Tonne). In Mark umgerechnet, war das Verhältniß: 124 zu 137. 100 Kilo afrikanischen Kupfers waren um 13 Mark billiger als die selbe Menge amerikanischen Metalls. Die Zufuhr aus dem centralafrikanischen Kupferbecken dauert fort. Neulich wurden 400000 Kilo in Antwerpen verkauft. Der Preis, 180V^> Francs, war höher als im März; aber die Differenz zum londoner Kurs war noch größer: 14 Mark für 100 Kilo. Man darf also annehmen, daß Katanga Einfluß auf den Weltmarktpreis des Kupfers gewinnen wird. Die Technik ist verbessert; die Kosten des Transports vermindern sich; und an billigem Brennstoff fehlts nicht,
.'4

seit vortheilhafte Verträge mit den rhodesischen Kohlengruben abgeschlossen und Kohlenlager in der Nähe der Fundstätten des Erzes entdeckt wurden. Auf Kupfer ruht sichs nicht so sanft wie auf Baumwolle. Kali haben die Pankees nicht. Deshalb müssen sie sich knirschend mit unserem Monopol abfinden. Das Reichskaligesetz, das die Amerikaner Mores lehren sollte, war ein Vorgänger des Petroleummonopols (dem nur diewichtigsteVorbed'ngung dn°H,zrrschaftfehlt).Demdeutschen Kalibergbau ist das Gesetz nicht gut bekommen. Die allzu freigiebige Gewährung von Quoten gab der Unternehmunglust einen Schwung und viele neue Schachte entstanden. Ende 1911 gab es 77 Kaliwerke, Ende 1912 schon 116. Der Werth des Absatzes hat sich in fünf Iahren verdoppelt. 1912 waren es ungefähr 185 Millionen Mark. Wie solls weitergehen? Der Markt wächst nicht mit der Produktion. Man thut ja alles Mögliche, um den Absatz zu fördern; in den Vereinigten Staaten und in Südamerika empfehlen deutsche Vorposten unser Kali. Die Zunahme der Produktion verlangt aber stete Anstrengung und große Mittel; sonst bleibt das in Kali angelegte Kapital ohne rechten Ertrag. Das Reich hat sich durch sein Gesetz zur höchsten Instanz über den Kalibergbau gemacht; es muß dafür sorgen, daß ihm die Zukunft sicher ist. Durch die gesetzlich vorgeschriebene Abgabe, die von den Kaliwerken für die Propaganda zu leisten ist, haben Bundesrath und Reichstag die Verfügung über beträchtliche Summen; der Fonds beträgt etwa 16 Millionen Mark. Ein Theil ist schon verwendet; in der richtigen Weise? Manche Kalileute verneinen die Frage nnd fordern eine andere Methode. Schlimm wäre, wenn Bureaukratius den Geschäftsmann lehren wollte. Die Verwalter des Kalisyndikates wissen am Besten, wo der Schuh drückt. Reklame ist kein Bureaugewächs; sie schlau anzuwenden, versteht nur der Kenner des Marktes. Wir müssen uns den Absatz in Amerika sichern, während die Vankees nach Kali suchen. Geld darf nicht gespart werden. Die Regirung hat die Treibhausblüthe des Kalibergbaues bewirkt und ist verpflichtet, für deren Wohl zu sorgen. Nicht etwa durch eine Verstaatlichung. Dazu wäre viel Geld und Talent nöthig; und fraglich, ob unser Vorrath reicht. Rohstoffe sind nicht leicht aus ihrem Besitzrecht zu drängen. Die englische Kohle hat sich in Deutschland eine Enklave geschaffen und will nicht aus ihr weichen. Die Oberschlesier klagen über die zähe englische Konkurrenz in Berlin, die Westfalen über das selbe Aergerniß in Hamburg. Dort brachte das vorige Jahr eine britische Rekordleistung. Trotz dem Riesenstrike in England, der die Kohlenförderung fast zwei Monate lang lähmte, konnte die westfälische Kohle im Wettbewerb nicht siegen. Englands Kohle behielt auch 1912 den Vortritt und ihre Einfuhrzunahme war sogar größer als die der westfälischen: 4,6'4 (4,18) gegen 3,57 (3,23) Millionen Tonnen. Kein Wunder, daß der Gesammtexport englischer Kohle im Jahr 1912 um 4 Millionen L im Werth wuchs. Gegen dieVatur kann keine Kunst aufkommen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian g irden in Berlin, —
Peilag der Iukunsr in Rcrlin — Druck von Pak « E>a leb G, in , b , tz, in Ver in.

Berlin, den 1. März 1913.
PIst8 du jour.
Rossija.

WUußlandhat,umdasGefühlder nation älliee et smie nichtwund
^»Rk zu scheuern, auf dieIahrhundertfeierdesFranzosenkrieges
☐
verzichtet. Da nebenan aber laut, in wunderlich gemischter Er-
innerung an 1813 und 1888, jubilirt wird, will auf der schwarzen
Erde der Mushik, auf der Wolga der Flößer, will zwischen No-
waja Semlja und der Wüste Gobi das Gewimmel russischer
Menschheit auch seinVolksfcsthaben. DrumbefahlNikolaiAlex-
androwitsch, die dreihundertjährige Regirung des Hauses Ro-
manow zu feiern. Regirt es denn noch? Nein. Aber die Firma
ist im Grundbuch russischer Geschichte niemals vonAmtes wegen
gelöscht worden; und da ihre Eintragung einst das sichtbarste Zei-
chen nationalenWiderstandes gegen dieFremdherrschaft gewor-
den war, murrt kein Slavenherz über den Befehl zurFeier. „Sei
unsFürst",hatten zuRurikdieLeutegesprochen, die ihnmitseinen
zween Brüdern ins Land riefen; „unsere Erde ist groß und reich,
doch uns fehlt der gebietende Herr". Die normannischen War-
aeger aus Ruriks Stamm machten ihreSache nicht schlecht; konn-
ten aber den Sieg und die Tyrannis der Goldenen Horde lange
nichthindern und sind, bis auf zweiIwans (denDritten, der das
Tatarenjoch brach, und den Vierten, der vom Weißen bis ans
KaspischeMeer das Reich einte, dieBojaren entmachtete und die
Selbstherrschaft sicherte), vom rückschauenden Blick kaum zu unter-
2ö

scheiden. Alle, sagt Solowjew, «bewegen sich in dem selben Gedankenkreis und schreiten, ohne Leidenschaft, ohne individuelle Wesenszüge, langsamund vorsichtig, doch mit unbeugsamer Entschlossenheit vorwärts". Dieser Schlag erhielt sich von IwanKa. lita, der um das Iahr 133(1 den Namen des Großfürsten von Moskau annahm und denBau des Kreml (tatarisches Wort, das Burg oder Festung bedeutet) begann, während der RegirungWassilijs Iwanowitsch und Iwans des Dritten, der sich Gossudar nannte und dem Reich dasAdlerwappen der Griechenkaiser gab, bis in die Tage Feodors Iwanowitsch, des letzten Sprossen aus Ruriks Mannesstamm. (Wie dieser weiche Sohn des Schrecklichen aussah und, da der Tatarenkhan mit seiner Horde gegen Moskau vorrückte, weinend die Frage himmelan sandte, warum gerade er in soharterZeitzumZarenerkürtsei,hatunsdasDrama des Grafen Alexej Tolstoi gezeigt, das Stanislawskijs Künstlerisches Theater denBerlinern 1906 vorspielte.) Boris Godunow, der nicht nur in Puschkins Gedicht den schweren Druck der Monomachenkrone beseufzt, solgtdemliebenswürdigenSchwächling; die falschen Dmitrijs tauchen auf; Wassilij Schuiskij hält sich drei Iahre lang auf dem Thron; das Volk fühlt sich herrnlos, den Polen, die schon im Kreml sitzen, ausgeliefert. Moskau lodert in Flammen auf. Soll wieder der Fremdling herrschen? Nach Tataren undNormannenderPoleuns,derErbfeind,kncbeln? Zum ersten Mal verbündet das Nordslavenbewußtsein sich der griechischenOrthodox.ie.Der national-religiöse Aufstand erstrebt nicht politische Freiheit und sein Vorkämpfer, der Schlächter Minin aus Nishnij, ist kein wilder Demokrat. Michael Romanow (der jungeSohn des rostowerMetropolitenFeodorPhilaret), der am einundzwanzigsten Februar (nach dem Griechenkalender) 1613 zum Zaren gewählt wird, erbt die ungeschmälerte Macht der ersten Moskowiterfürsten, Hordenkhaneund oströmischenPalaeologen. Das alte, dem Haus Rurik verschwägerte Bojarengeschlecht Romanow, das seinen frühsten Glanz dem Fremdenhaß dankte, wollte sich als Hüter des nationalen Wesens ins Vertrauen der Masse betten. «Nach den Eingewanderten, den Usurpatoren und gekrönten Feinden russischer Macht habt Ihr nun Herren Eures Blutes, die Eurer Sonderart Wahrer sein wollen und werden." Das klingt; verklingt aber rasch. Noch ist Rußland ein Asiaten-

gebild. Iwan der Vierte hat ihm ein Gesetzbuch und eine Landordnung gegeben, hat endlich sogar, hundert Iahre nach Gutenbergs Tod, die Einführung der Druckerkunst erlaubt. Doch dem kalten Orient tagt erst das Mittelalter; und die Hoffnung, ohne Europäerhilfe fertigzuwerden.bleibteinfrommerWahn.Michael Feodororoitsch muß Industrielle, Kaufleute, Drillmeister aus der Ferne rufen und mit Westeuropa Handelsverträge abschließen. Sein Sohn Alexej muß Morosows Bande durch tüchtige Werkleute aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz ergänzen. Sophia kämpft mit denPolen gegenOsmansSchaar und zwingt dieAltrussenpartei auf die Knie. Und welche Helfer kiest PeterAlexejcwitsch? Den Schotten Gordon, den Schweizer Lefort, denHolländer Timmermann, den Franzosen Villebois. Die sind sauberer geputzt und manierlicher alsdieRussen: also muß auch derMoskowiter denBart scheeren,den Kaftan abthun und sich an den Tabak gewöhnen. Als Peter ausZaandam, aus britischen Fabriken und deutschen Werkstätten heimkehrt, bringt er einen Schwarm europäischer Techniker, Geschäftsmänner, Handwerker mit, der ihm beim Großreinmachen, beim Debarbarisiren (nach Leibnizens Wort) helfen soll.Was aus derTatarennoth, aus derErbschaft von Byzanz noch fortwährt, soll hurtig verschwinden. Der Bauer, der Bürger wird in neue Kittel gesteckt, die Frau entschleiert, aus Sümpfen demReich eine neue Hauptstadt hervorgezaubertund der Gossudar zieht das Priesterkleid derAhnen aus und denWaffenrock westlicher Könige an.PeterderGroße?Daß erRußland mitAsiatenmitteln europäisirt habe, hat schon Kostamarow zugegeben. Daß die echt russische Familie Romanow ihre beste Leistung fremden Helfern verdankt, ist unbestreitbar. Obendrein war Peters Katharina, von der alles heutenochunterdemNamenRomanowParadirende abstammt, eine Nordgermanin (die weder als Frau eines Schwedendragoners noch als Liebchen des emporgekommenen BäckergesellenMenschikow lesen und schreiben gelernt hat);regirten im Namen derAnnaIwanowna undAnna Leopoldowna die Deutschen Biron(Bühren),Münnich,Ostermann;standElisabeth Petrownaim Sinnenbann galanterFranzosen.DiezweiteKatharina erst gab Rußland den Russen wieder; war aber in Stettin geboren und aus Anhalt-Zerbst ins Bett Peters des Dritten gekommen. Und ihr Peter Feodororoitsch war kein Romanow mehr.

Der letzte Mann des Bojarengeschlechtes war der zweite Peter Alexejewitsch, der 1730, am vorletzten Ianuartag, im Blatternfieber starb; die letzte Frau war Elisabeth, der am fünften Ianua 1762 das Auge brach. Seitdem thront Holstein- Gottorp.
Wie lange noch? Mancher Ernsthafte meint, einSun-Vat-Sen würde inRußland kein schwereres Spiel haben alsinChina (und in Witte morgen noch den Vuan-Shih-Kai finden, den die Kindheit einer so ungeheuergroßenRepublikbraucht). VonWeitem siehts nicht bedrohlich aus. DerWirthschaft ists nie sogutgegangen; die Industrie konnte selbst in der Orientkriegszeit dieFülle derAufträge nicht bewältigen und wird mit dem fürdenMarinebau bestimmten Gold bis an die tiefste Wurzel gedüngt. An politischer Schwierigkeit fehlts freilich nicht.Der nach westlicherMode lackirte Petersburger belächelt die Popenmehrheit der Gossudarstwennaja Duma; der moskowilisch Empfindende spricht, in anderen Worten, noch einmal den Sinn der goethischen Warnung aus: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, Das erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift." Wenn die liebe „Gesellschaft" aber gute Einkunft hat und die Intellektuellen fette Weide finden, ist ein Umsturz in Friedenszeit unwahrscheinlich. Dennoch wird Nikolai Alexandrowitsch nicht mit entwölkter Stirn in die Kathedrale derHeiligenMutter vonKasan schreiten. Sein einzigerSohn ist krank, einBluter, und wird, selbst wenn er heranwächst, kaumjeregirungfähigwerden. DernächsteAgnat, des Kaisers Bruder Michael, ist, weil er eine nicht ebenbürtige Frau geheirathet und denGossudar laut gehöhnt hat, aus dem Heer und demReich verbannt worden. SeinRecht auf denThron wird dadurch nicht gemindert; denn das russische Volksempfindenschließt den wider die Standessitte Vermählten nicht von der Erbfolge aus. Nach Michael käme GroßfürstKyrillWladimirowitsch. Der hat nichts zu hoffen. Erstens weht vom Wipfel des Stammes längst ein kühlerWind aufdenZweigWladimir herab; zweitens wardieMecklenburgerinMarianoch nicht zum orthodoxenGriechenglaubenübergetreten, als sie Kyrill gebar: und derZarewitsch muß das Kind rechtgläubigerElternsein; drittens hat dieser Sohn

WladimirsAlexandrowitsch seine Base geheirathetund seine Söhne wären, weil sie aus einer Ehe von Geschwisterkindernstammen, nach frommemRussenbrauchnichterbberechtigt.DenTöchtern des Zaren ist der Weg auf den Thron gesperrt. Paul Petrowitsch, der seine auch in der Erzieherstrenge ausschweifende Mutter Katharina mit der ganzen Inbrunst seines kranken Hirnes haßte, hat am Ende des achtzehnten Iahrhunderts den Frauen dieThronfolgefähigkeit abgesprochen. DarfNikolaiAlexandrowitsch dieses Hausgesetz aufheben? Der Iustizminister hat auf die Frage des bekümmertenZaren geantwortet: Ia; Deine Selbstherrschergewalt ist, Väterchen, durch Oktoberdekret und Verfassung nicht geschmälert worden und Du kannst jeden Beschluß umstoßen, den vorDir ein Autokrat gefaßt hat. Damals entstand der Plan, Nikolais ältester Tochter die Möglichkeit der Thronfolge schnell zu sichern und diese siebenzehnjährige Olga dem Großfürsten Dmitrij Pawlowitsch zu vermählen, dem Sohn der Griechenprinzessin Alexandra, den, nach dem (freiwilligen) Tod sein er Mutter, die hessische Frau des Großfürsten Sergius erzogen hat. Dmitrijs Erkrankung durchkreuzte denPlan. Und derUkas,durch denKaiserPaul denWeiberndasThronrechtnahm.ist durch einensichtbarenAktdesSelbstherrschers noch nicht entkräftet. Ein Streit zwischen Alexej Nikolajewitsch (oder seiner Schwester Olga) und Michael Alexandrowitsch könnte der Dynastie auf morschem, schwach gestütztem Sitz fast so gefährlich werden wie ein ungünstig ausgehender Krieg. Den wird Nikolais sanfter Sinn meiden, so lange ers irgend vermag; und so lange er aufKokowzew hört. KannHolstein«Gottorp dem Reussenreich die Herrschaft über die Mongolen bescheren, aus derenIoch ein Romanow es befreit hat, dannpreßt derMonomachenreifdcngesalbtenScheitelfürsErstenichtmehrinso harte Klammer. Dann rafft der von stämmigeren Vettern so oft bespöttelte Nika sich vielleicht zu dem Entschluß auf, alle Kraftbleibsel an das (für Rußlands europäische Politik wichtigste) Werk der Polenversöhnung zu setzen. Immerhin ist zu bedenken, daß der Panslavismus nie in solche Versuchung geführt ward, nie fo dicht vor dem Triumph seines Wollens stand wie seit dem Südslavensieg. Daß der Volksrausch, die wogende Hoffnung, die vom Herzen ins Hirn Rußlands steigt, den Kaiser zwingt, vor dem Ohr der rechtgläubigen Gemeinde sich zu dem Gedanken der allslavischen

Bruderschaft zu bekennen. Daß er, trotz Potsdam und Baltiskij-Port,mit nie erschautem Eifer das Haupt des Lothringers Poincare kränzt; ihn seines „freundschaftlichen Gefühles", seinerAnhänglichkeit versichert und das franko-russische Bündniß im Bild völliger Einheit («union etroite«) sieht. Dummköpfe und Kriecher mögen auchnach solchem Vorgangnochvondeutsch-russischerIntimitätschwatzen und das alberne Modewort„Entspannung" früh und spät einspeicheln.Wache verführt ihr kindisches oder infames Geplärr, auch wenns aus betitelten Schädeln sickert, heute nicht mehr. Die wissen, daß wir auf den Höhen und in den Tiefen der Russenwelt vergebens um Liebe würben. Nicht nur die Grenztruppen: auch die Kaufmannskammern des Zarenreiches sind in diesem Winter desMißvergnügens gegen Deutschland mobil gemachtworden.Der „WestnikFinanssow",dasOrgandes russischen Handelsministers, hat an die Kammern und an Privatfirmen ein Rundschreiben geschickt, das mit den Sätzen beginnt: „Im HinblickaufdiebevorstehendeRevisionunseresHandelsvertragesmit Deutschland scheint es nothwendig, den Einfluß zu zeigen, dendie Organisation des deutschen Handels innerhalbderGrenzenRuß« lands auf den russisch-deutschen Waarenaustausch gehabt hat; also zu zeigen, welcheMittel die deutschen Exporteure angewandt haben, um ihren Fabrikaten in Rußland eine weitere Verbreitung zu schaffen. Zu diesem Zweck gestatten wir uns, Ihnen einen Fragebogen beizulegen und von Ihrer Liebenswürdigkeit zu erbitten, daß Sie über jeden Punkt bis zum ersten Februar Auskunft geben." Verschwiegenheit wird zugesichert: die Antworten sind nur für die Gehelmakten der Unterhändler bestimmt. Allerliebst aber die Fragen. „Hat sich in den letzten zehn Iahren die Zahl der deutschen Handelsreisenden erhöht? Welche Wesenszüge unterscheiden sie, ihre Fachbildung, Methode und Handelstechnik, von dem russischen Reisenden? Wächst die Ziffer der deutschenImporthäuser?Verdrängensie auch folide russische Firmen? Senden sie Muster und Kataloge nach Rußland und suchen in direktenVerkehr mit dem Konsumenten zu kommen? Aufwelchen Gebieten war der Versuch deutscher Firmen zu verzeichnen, in Rußland Boden zu erwerben, Fabriken und Aktiengesellschaften zu gründen und dieNaturalisation ihrer Unternehmungen zu erreichen?Wannundwodurch ist das Einfuhr- und Ausfuhrgeschäft deutscher Firmen von den deutschen Konsuln begünstigt worden?

Giebt es außer demZolltarifnochMittelzurHemmung der deutschen Einfuhr? Welche Konkurrenzkniffe wenden die deutschen Firmenan,umihrerWaare inRußlandAbsatz zu schaffen?"Aus Inhalt UndForm desRundschreibens ist derWunsch erkennbar^ dem deutschen Industriellen und Händler das Leben in Rußland zu verleiden. Dieser Wunsch langt über das Trachten der Franzosen hinaus, deutscheWaare als ms6e in (Zerman^, nicht alsHeimatherzeugniß,angeboten zu sehen. NachAlledemscheintmireine etwas steifere Haltung rathsam. Die Gratulantenhast der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wäre, auch wenn sie sich nicht um zwölf Tage verfrüht hätte, unzeitgemäß gewesen. Rußland mag jubiliren. Wir wollen nicht vergessen, daß am sechstenFebruarein Vierteljahrhundertverstrichenwar,seitDeutschlandsKanzlerüber dieOstgrenze rief: «UmLiebewerbenwirnichtmehr. Wirdrängen uns nicht auf. Wir haben die Wiederherstellung des alten Vertrauensverhältnisses versucht. Aber wir laufen Niemand nach."

Militaria.

Bismarcks Februarrede schloß der bescheiden stolze Satz: «Werden Frieden bricht, wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandliebe, welche 1813 die gesammte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist und daßDerjenige, welcher die deutsche Nationirgendwieangreift, sie einheitlich bewaffnetfinden wird undjeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!" Und die Begründung des Gesetzentwurfes, den dieseRede empfahl, enthielt die Sätze: «Im Hinblick auf die außerhalb Deutschlands geschaffenen Verhältnisse wird sich das deutsche Volk der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß seine Kriegsmacht der Größe des Reiches und der Zahl seiner Bevölkerung nicht mehr entspricht. Hinzu kommt, daß das Reich nach seiner geographischen Lage dem gleichzeitigen Angriff starker Heere auf zwei Fronten ausgesetzt ist. Dieser Bedrohung gegenüber fehlt das feste Fundamentfürdie Existenz und dieFortentwickelungDeutschlands; seine Sicherheit hängt von seiner Stärke ab: und diese muß größer sein, als sie zur Zeit ist. Solchem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Gesetzentwurfes; es bedarf zu seinerVerwirklichungwohlnurdesAppells

an den Patriotismus des deutschen Volkes, welches das Vater-
land, nachdem es geeint, auch ungeschmälert erhalten wissen will."
Das wird jetzt, vor und nach Ostern, wieder passen. Wenn nicht
etwa abermals Flickwerk bereitet wird. Das muß mit jedem er«
langbaren Mittel verhütet werden. Kein Sachkundiger darf zag-
haftschweigen. Horchet, zunächst, dem Weckruf eines Artilleristen'
„Was wir begehren? Eineneue, denmodernstentechnischen
Errungenschaften entsprechende Feldkanone? Gebogene Schutz-
schildc, wie dieFranzosen sie haben und wiesieseitIahressristbei
unsererHaubitze eingeführt sind? Einenpraktischen Beobachtung-
wagen statt des unsvordreiIahrenbeschertenwackeligenKletter-
gerüstes? Ausreichende Bespannung für Batterie, Staffel und
Munitionkolonne? Ia; auch das Alles fordern wir, fordernHun-
derte von deutschenArtillerieoffizieren. Aber davon follhiernichr
die Rede sein. Eine andereWunde sei hier aufgedeckt (denn ein-
mal, früher oder später, muß es ja doch geschehen), eine Wunde,
an die derHerausgeber dieser Zeitschrift vorwenigenWochenmit
leiser, vorsichtiger Hand gerührt hat. ‚DieArtillerie, derenWerth
für denKriegsfall heute doch kaumüberschätztwerdenkann, glaubt
sich ein Bischen zurückgesetzt; nichtnur, weil keiner der sechs Kaiser-
söhne ihren Rock trägt.' Das war am ersten Februar 1913 hier zu
lesen. DenFinger drauf und einmal alle falscheSchambeiSeite!
Hier habtIhr, was wir fordern: mehrAnsehenfürunsereWaffc!
Möchte der Ruf nicht ungehört verhallen!
Es würde zu weit führen, wollte man hier untersuchen, wes-
halb dieArtillerie.indenmeistenanderenLänderndiebevorzugte,
weitaus angesehenste Truppe, das Stiefkind der preußischenAr-
mee ist. Nur der Thatsachenstand von heute sei an dieser Stelle in
aller Kürze skizzirt. Kein Prinz des Königlichen Hauses ist Ar-
tillerist. (Man vergleiche damit den Zustand in Bayern!) Kein
Sproß desHohenAdels tritt in unsere Reihen ein, wennihn nicht
ganz besondere familiäre oder pekuniäre Verhältnisse dazuzwin-
gen. (‚Blos Artillerie... Nu ja', sagt, die Sachlage trefflich charak-
terisirend, eine Halbweltdame bei Fontane.) Sehr selten nur
bringts einArtilleristzumCorpsgeneral. Dabei haben wir die tüch-
tigsten, intelligentesten Offiziere der Armee, sind wir die Truppe,
die, derNoth gehorchend, weniger einseitigund viel intensiver ar-
beitet als jede andere. Weshalb dies Mißverhältniß zwischen
Leistung und äußerem Ansehen? Wollt Ihr, daß im Krieg die

,ultima ratio reZis' sich bewähre, so sorgt, daß auch schonimFrieden
ihrem Mühen die verdiente Anerkennung werde! Der heutige Zu-
stand ist unhaltbar und kann, wenn die Abhilfe ausbleibt, ein
ciebäcle zurFolgehaben; denn unverdiente Zurücksetzungmuß auf
die Dauer die soldatischeDienstfreudigkeit lähmen und dieTüchtig-
keit derTruppe mindern. Gieb unsererWaffe, Kaiser und König,
das Ansehen, das ihr gebührt! MehrAchtung: wir fordern sie im
Interesse des Vaterlandes.
Wir begehren einen Platz an der Sonne kriegsherrlicher
Gunst. Zu lange schon froren wir im Schatten. Haben wir solche
Behandlung verdient? Der kömmende Krieg wird die Antwort
darauf geben. Wir sind überzeugt: noch wird die Waffe sich be-
währen. Noch hat die Nation durch die Zurücksetzung derArtillerie
keinen Schaden genommen. Aber eine Umkehr der Meinungen
und eine Nachholung des Versäumten ist dringend nöthig; und
jeder Aufschub bedeutet Gefahr. In diesemIubiläumsjahr sollte
ein gründlicher Wandel in der hier angedeuteten Richtung ein-
setzen. EinenHohenzollernprinzen möchten wirunterm Kugelhelm
sehen, möchten unseren fähigsten Köpfen den Weg bis in die höch-
sten Ehrenstellen der Armee offen wissen. Das ganze Ansehens-
niveau der Waffe wollen wir gehoben sehen.
Und warum sind wir noch immer in rein äußerlicher Hinsicht
zurückgesetzt? Warum fehlt denLinienregimentern herfahrenden
Feldartillerie zur ,grancie tenue' der Helmbusch? In militärischen
Fachblättern wurde die Verleihung dieser uns grundlos vorent-
haltenen Paradezier schon gefordert. Wir begehren sie als äußeres
Zeichen kriegsherrlicher Huld, die uns zu lange schon versagt blieb.
Der große Nationalgedenktag im März oder der Tag des Re-
girungjubiläums wären passende Zeitpunkte. Eine lächerliche Ba-
gatelle, ein äußerlicher Tand? Meinetwegen. Ein Tand aber,
dessen Fehlen von manchem guten preußischen Artilleristen, der
mit Stolz sein Kriegerkleid trägt, unangenehm vermerkt wird; eine
Bagatelle, deren Mangel uns an nationalen Festtagen zu einer
Truppe zweiten Ranges erniedert. Nicht die Schlechtesten unter
uns sind es, die diesenTand, dieseBagatelle vermissen. Die äußere
Gleichstellung mit den anderen berittenenTruppendarfunsnicht
länger vorenthalten werden. Wir haben mehr Intelligenz in un-
seren Reihen als die Anderen, können und wollen deshalb aber
doch nicht auf den kriegerischen Prunk verzichten, der so tief im

Wesen des Militarismus begründet ist. Gebt unserer Truppe ein Ehrenkleid, damit wir uns künftig mit noch größerem Stolz als bisher Artilleristen nennen können!"

Daß imKrieg fortandie Entscheidung vonderArtilleriekommen wird, hat in diesen Tagen auch Feldmarschall Colmar von derGoltz als feineUeberzeugung ausgesprochen. GebtderHauptwaffe, was ihr gebührt. Die Herren von Heeringen, von Lyncker, von Moltke sind verpflichtet, gerechte Wünsche ihrer Kameraden dem Kriegsherrn vorzutragen. Luum cuique! Ist die Adlerlosung nur noch ein leeres Wappenwort? Auch im Uebrigen: knickert nichtwieder. Schon wird erzählt, der Große Generalstab habe nicht alle Forderungen, die er für unaufschiebbar hält, durchzusetzen vermocht.Gegen solchesGeraun helfenDementisnicht;daß „alle maßgebenden Stellen in schönster Harmonie sind", ist uns allzu oft vorgeflötet worden. Wenn die Teller abgetragen waren, hörte man andere Töne. Kann oder will General vonMoltke nicht, als Kommissar der Verbündeten Regirungen, im Reichstag, öffentlich, reden, dann muß Herr von Heydebrand oder ein anderer Angstloser vomKanzler unzweideutige Antwort auf dieFrage erbitten, ob dem Generalstab irgendwie Beträchtliches, aus Knauserei oder aus blöder Furcht vor dem Unwillen der Gegner, abgefeilscht worden ist. Die Nation, dieihreWehrmit einem Iahresaufwand von fast zweitausend Millionen Mark bezahlen will, darf die Gewißheit fordern, daß nun nichts mehr vertrödelt oder verknickert werde. Geschütz und Geschoß gelten als gut. Für die neue Infanterieschußwaffe ist vorgesorgt. Wie stehts um das Sanitätwesen? Wirds auch nach ungeheuren Schlachtverlusten an Baracken, chirurgisch geschulten Aerzten und tüchtigem Pflegerpersonal nichtfehlen? AufdenWalstättenderBulgarenundMontenegriner sollesgrausig aussehen. OesterreichischeAerzteberichten, mit den meisten Pflegerinnen sei nichts anzufangen gewesen; kleidsame Schwesterntracht, kokette Häubchen, aber keine Hebung im schwierigenKrankendienst. WieVerwundete anzufassen, zu b etten, zu verbinden, zu nähren sind: Das lernt sich nicht zwischen Thee und Abendbrot. Ieder rüstigen Frau muß die Möglichkeit der Ausbildung und (nicht wahr, Psychologen?) Auszeichnung geboten, muß,Tag vorTag, eingehämmert werden, daß ihr Mann, Bruder,Bräutigam, Sohn vielleichtunterplumpenHändenächzen wird, wenn nicht Alldeutschlands Weibheit die Samariterpflicht

sanft und flink üben lernt; daß solche Frauenbewegung wichtiger ist alseine nach Wahlrecht undTitelputz haschende und würdiger als das Kränzchengeflenn für den lieblichen Frieden.
Zum ersten Mal hat in Preußens und des jungen Reiches Geschichte derVolkswilledenRegirenden den EntschlußzurLand- heeresstärkung abgerungen. Sie hätte im Herbst 1911 mit einem Schlag uns aus unbequemer Lage geholfen und noch im Herbst 1912 uns die Rückwirkung neuer Unruhe erspart. Vorbei. Ietzt darfwedergestümpertnochaufIrrgängenmitderSteuerwünschel- rutheZeit versäumt werden. «Keine Ausgabe ohne Deckung": ein hübsches Ressortsprüchlein für den Alltag. Der selbe Herr Mermuth, ders in Umlauf setzte (um seinem von Stengel und Sydow hinabgedrücklen Amt in neuen Schreckensnimbus zu hel- fen), würde sich als Kanzler die Berufung darauf ebe': so heflig verbitten, wie er als Schatzsekrelär den Hinweis ^uf die Geld- forderungen verbat, die er aus dem Reichsamt des Innern auf den Wilhelmsplatz geschickt hatte. Der Konkursverwalter muß so denken; der Geschäftsführer eines starken und in seiner Schöpfer- starke gefährdeten Staates darfs nicht. Ob das Deutsche Reich, weil es neue Partcienwirrniß scheut, fürs Erste hundertfünfzig Millionen durch Anleihe herbeischafft, ist, wo fichs um Nothwehr handelt, schließlicheinerlei. deterum censeo, wieindenWehender unzulänglichen Finanzreform: Besteuert jede Rechnung jedes Schusters, Schänken, Schneiders, Gaslwirthes, Waarenhauses, Doktors, Handwerkers etc. pp. Ein Hundertstel von der Mark brächte schonRiesensummcn;dieseSteuerwäredemAermstenkaum fühlbarund,daderBesitzcndeamMeistenausgiebt,alsBesitzsteuer zuplakatiren.Ungemeinwichtig wird dcrTon derDebatte.KeinGe- fuchtel und keinGeschrei. DaßHerrPoincare in seiner Präsidial- botschaft dieWörter«äefi" und «numiliation" angewandt hat, darf uns nicht bekümmern; Frankreich hat das Recht und die Pflicht, sich vor Herausforderung und Demüthigung zu schützen. Sagt nicht, wie Zeitungrüpel, daß dieRepublik inAngst schlottere; der Versuch, durch längereDienstzeit dieKleinheit der Kopfzahl aus- zugleichen, ward nicht vonMemmensorge empfohlen. Zetert auch nicht, weil Herr Delcasse als Botschafter nach Petersburg geht. Er haßt die Deutschen und möchte sie im Mörser seines Zornes zu Asche zerstampfen? Dummer Klatsch; ein nicht nur vom amt- lichen Zeugniß des Fürsten Radolin widerlegtes Märchen. Als

fast allmächtiger Minister und Freund Loubets hatDelcasse zweimal das Angebot britischer Waffenhilfe abgelehnt. Und seit ihn RouviersNeidstürzte,hatersich in würdige Ruhe verschanzt. Nie ein gegen uns deutbares Wort gesprochen; nach dem Panthersprung kühle Zurückhaltung empfohlen und den Eifernden von dem Plan abgerathen, Kriegsschiffe nachAgadir zuschicken. Daß er vor neun Iahren den franko-britischen Vertrag über Egypten und Marokko zwar, vor der Veröffentlichung, dem Kaiserlichen Botschafter am Quai d'Orsayzeigte,aber nicht inderWilhelmstraße vorlegenließ,istamEndedochkeineunverjährbare Todfünde. Und daß er, nachFaschoda, eineVertrauensgemeinschaftmitDeutschland wollte, ist erweislich. Ietzt wäre er, vielleichtnochvorOstern, derNachfolgerBriands geworden, dersich als KmZinaKer, als Regisseur der Präsidentenwahl, neue Feinde zu den alten erworben hat. Das Wehrgesetz, das dem Deutschen Reich einen Friedens« präsenzstand von fast neunhunderttausendMann sichern soll, ha^ drüben das Ministerium gefestigt und den Wunsch entbunden, Frankreichs Interesse am Zarenhof durch Delcasse vertreten zu sehen. Er geht nach Petersburg, wie Iswolskij nach Paris ging: um Strategie und Taktik nicht aus trüberNebelferne, nach schwer zu kontrolirender Berichterstattung, zu leiten. Er wird für die ra« scheStärkung und Bereitschaft der russischen Wehrkraft (Heer und Marine) wirken; mit dem Grafen Thurn, Oesterreichs artigsten Plauderdiplomaten, anbändeln; Herrn Kokowzew beweisen, daß alle Türkengläubiger (vornan also die,Franzosen) von den Balkanstaaten bündigenVerzicht auf den Ersatz der Kriegskosten fordern müssen; und dasHauptziel feinesstillenStrebens wird sein,die füdslavischeKernmacht denWestmächten, den Dirigenten des Europäerkonzertes, noch enger zu befreunden. Das kann, da im Westen demokratische Einrichtungen zu bewundern und große Anleihen aufzunehmen sind, um so leichter sein, als Deutschland, offiziell und offiziös, inParlament undPresse, den Siegern kein freundliches Wörtchen gegönnt hat; und mit solcher (Zuaciruple-lIntente müßte auch der mächtigste Militärstaat behutsam verfahren. Wir sollten, stattHerrnDelcassezuhöhnen undzuschelten, gewissenhaft erwägen, ob wir selbst an der Newa noch richtig vertreten sind, und den klugen und fleißigenMann,wenn er nach Berlin kommt,mit der höflichstenAllure empfangen. Glaubet doch, liebe Mitbürger, nicht an die «Entspannung", von der jeder Hanswurst jetzt sein

Narrenverschen singt! Die Spannung ist straffer als je und die schlimmste Schwierigkeit beginnt erst, wenn in Südost der Friede geschlossen ist. Herr von Iagow müßte die Mandatare des Reichstages und der Presse (auch die von der röthesten Farbe, versteht sich) ins Auswärtige Amt laden und sie begreifen lehren, welchen Schaden jedes unbedachteWort für und wider die Wehrvorlage stiften kann. Die Aufgabe ist: denArgwohn der nervösen Europa, der uns die Absicht auf grundlose Ueberrumpelung zutraut, zu entwurzeln und die Nachbarn zu überzeugen, daß die neue Rüstung dem Nationalbesitz angemessen ist, den sie schirmen soll.

Cadinen.

Am zwölften Februar hielt der Kaiser im Deutschen Landwirthschaftrath einen Vortrag über sein Gut Cadinen. Umfang und Ertrag derMeliorationen,Ernteziffern,Viehbestand: Alles wurde vom Blatt abgelesen; auch einiges Scherzhafte über den Zebubullen und seine Kälberfamilie. Der sachverständige Hörer, sogar der lesendeLaiemußtesichsagen: DiesenAngaben fehlt jede Beweiskraft, jede typische Bedeutung: was ein Kaiser und König, dessen Privalvermögen zwischen sechzig und achtzig Millionen Mark beträgt, an seinGut wenden will, steht in seinem Belieben; er kann sich einenZoologischenGarten und jegliche Kurzweil leisten; seineAgrarerfolge sind für den Durchschnitt deutscher Landwirthschaft nichtwichtiger als die der eben so reichenHerrenMosse und vonFriedlaender-Fuld; erweisen auch,leider,nichtdieBehauptung, daßDeutschlandsBodenDeutschlands Volk „in alleZukunft" ernähren könne. (Wäre sie erwiesen, dann brauchten wir weder Halm- noch Hackfrucht, weder Vieh noch Futter aus der Fremde dann abernähmeunsRußland gewiß kein Gewerbeprodukt mehr ab). Besonders auffällig waren zwei Satzgruppen. Erste: -Mit einem Theil des lebenden Inventars will ich demnächst ein Vorwerk besetzen, um so mehr, als ich meinen Pächter 'rausgeschmissen habe, der nichts mehr taugte, und das ich in eigene Regie übernehmenwill." Zweite: -Ich bin etwas eitel und stolz darauf, daß mir gelungen ist, den pettkuser Roggen in diese Gegend von Westpreußen einzuführen. Er war dort total unbekannt. Im Herbst haben die Leute (eine ganze Menge Landwirthe) sich vor meiner Scheune um diesenRoggen geschlagen. Ich habe ein ausgezeichnetes Geschäft bei dem Verkauf gemachtund alle Theile sind außer-

ordentlich zufrieden." DieMitglieder des Landwirlhschaftrathcs spendeten „lebhaften", „heiteren", „stürmischen" Beifall; „der Kaiser stand auf und dankte mit einer Verbeugung." Der Beifallssturm braust über die gar nicht heiter stimmende Thatsache hinweg, daß der Kaiser und König einen deutschen Landwirth, der gegen ihn wehrlos ist, öffentlich als untüchtig verruft und erzählt, er habe in Mißwachszeit benachbarten Gutsbesitzern mit großem Nutzen Saatgut verkauft. Wenn diese Angaben richtig gc wesen wären: dem ernsten Monarchisten hätten sie keinen Grund zu heller Freude geboten. Sie waren nicht richtig. Herr Hellmuth Sohst, der das Rittergut Rehberg, den größten Theil des guten cadiner Bodens, seit 1898 in Pacht hat (sein Vater saß schon siebenzehn Iahre in diesem Pachtrecht),ist nicht „'rausgeschmissen" worden und gilt den Berufsgenossen als ein ungewöhnlich tüchtiger Landwirth. Der Landwirthschaftliche Verein Elbing rühmt „seinen vorzüglichen Charakter und seine gediegenen Kenntnisse" und bescheinigt einstimmig, daß erRehberg „unter schwierigenVerhältnissenmitGeschickundErfolgbewirthschafte1"habe.DerLandwirthschaftliche Verein Lenzen, in dessen Bezirk Cadinen-Rehberg liegt, sagt: „Kein anderer Landwirth kann es besser machen als Sohst, der ein außerordentlich fleißiger und tüchtigerMann ist und dessenName weit über denVereinsbezirkhinaus einen guten Klang hat." Die Ziffern, die Wilhelm im Herrenhaus über den Viehbestand,denFettgehaltdercadinerMilchundAehnlichesvorlas, sind „ vollständig falsch" und werden (heißts) von den Kennern belächelt. DenpettkuserRoggen hat nicht derKaiser, sondern, vor neunzehn Iahren, ein Oberinspektor des Herrn von Etzdorf, der jetzt Geheimrath und Generalbevollmächtigter für Cadinen ist, in Westpreußen eingeführt. Seitdem kenntihn jeder Bauer und „der kleinste Besitzer hat ihn schon lange angebaut". InLenzen warnicht ein einzigerLandwirth zuermitteln, derinCadinensolchenRoggen gekauft, nicht einer, der von solchem Kauf je gehört hat. „Den Ohrenbläsern, die in so schamloserWeiseSeinerMajestät grundfalsche, erlogene Angaben gemacht haben, muß endlich mal der Mund gestopftwerden." EinHauvtmannsagts.DasUrtheil über den Pächter wird der Kaiser gern, „mit allen thatsächlichen Feststellungen",aufheben. Entsetztaberwohl sich selbst und dieNächsten fragen, wie oft er, in einem Vierteljahrhundert, belogen ward.

Hcimath.

Heimath.

(Ich widme diesen Zyklus der Stadt Bremen,)

Lingang,

ag der Held im Liebesbann bei den Sauberfraun,
Schien der Heimath ganz entrückt, Hub er an, zu schaun,
Hingenommen und verzückt, nach dem Rustenrauch
Seines Lilands, meilenfern; und so spahn wir auch,
Lechzend nach der Heimkehr aus, die ein Dämon wehrt,
Tag und Tag nach unserer Stadt, unserem Land und Herd.

Die R l a g e.

Als Dein Name plötzlich fiel, war ich so bewegt,
Wie ein Schiff vom Seitenwind- Alles war erregt,
Der Erinnerung dünkeles Meer, auch der Horizont,
Hoffnung war wie Wolkenflucht, halb und schräg durchsonnt.
Wurde da der Wind zum Sturm, riß mich wilder fort,
warf mich hart an Deinen Strand mit zerbrochenem Bord.
Wie ein Schiff auf Klippen rennt, so mein Herz zu Dir,
Felsen Du und ich ein Boot. Ruhe Du, ich Gier,
Unrast, Willkür, wuth und Leid, Wanderstrom und wind,
Heimathloser Sturm auf See, Mutter Dn und Rind.
<Lin Gelobtcs Land bist Du, ein Aoinetenlicht;
Bist mir Leuchte, Weg und Ziel, Urtheil und Gericht,
Nun Dein Bildniß vor mir stand, wüßt ich keinen Rath,
Thräne brach durchs Augenlid, es zerbrach die That.
Wieder irrt ich nur durchs Holz, ich erklomm die Wand
Des Geklüftes trotz der Sucht nach dem ebenen Land.
Dn mein frohes Weideland, goldenes Aehrenfeld,
Augenausruh unbegrenzt, weite, runde Welt,
Rothe, helle Haide Du, wie Dein Reiz mich rief:
Satte Luft von Feuchte schwer, Schatten dunkel, tief,
Tief wie blaues Augenrund unter blondem Haar,
wie Ranal und Wasserlauf spiegelblank und klar.
Seclenausruh. Ach, im Schilf lag ich Nacht um Nacht,
Habe sie Dir, nur Dir gelebt; habe sie Dir durchwacht.
Auf einmal standst Du vor mir, standst und sahst mich an.
Ließest schweigen mich durch nichts als der Augen Bann.
Thatest Deine Kleider ab mit der weißen Hand,
Bis Du groß Dick?, Königin, hast zu mir gewandt;
Führtest mich zum Lager hin, daß ich bei Dir schlief,
Kühl warst Du und stumm, bis ich Deinen Namen rief.

Die Zukunft.
Da erschloß sich mir das Heil, daß ich wüßte nun,
Welch Geheinmiß mich betraf, daß ich durfte ruhn,
Ausruhn von so langem Leid, Dir entzweit zu sein.
Sieh, gekommen schien die Zeit, da wir Zwei zu Zwein.
Heimath, Herrin, Holdeste, bliebst Du doch bei mir.
Bliebst Du doch; ach, war ich doch endlich ganz bci Vir!
Kamst Du, eine Iägerin, Traum- und Herzensbild?
Sollt ich stehen oder fliehen, ein gescheuchtes Wild?
Sieh, ich stand und harrt auf Dich, auf den Gnadenstoß,
Da ich einmal Dich verließ, ward ich Heimathlos.
Nun ein Traum Dich zu mir trug, war ich wie zu Haus.
Ließ mich tief auf meine Knie, denn die Noth war aus.
Ja, ich grüßte, Liebste, Dich und Dein Letzt-Gebot;
Wartete auf Deinen Spruch, auf den Liebestod.
Ungerührt und gradaus sahest Du auf mich herab;
Immer küßt ich Deine Hand, die mir Alles gab;
Glück und Rausch von Anbeginn, Sinn und Schwergewicht.
Doch Du wandtest Dich und gingst; Du erschlugst mich nicht.
Die Beichte.
Als mir solch Gesicht geschah, war ich völlig fassunglos,
Lag am Boden herzentblößt, aller Hoffnung blos.
Trotzlust peitschte hart mich auf, schalt mich rüttelnd schwach und zag
Lockte in die Weite mich vorwärts Tag für Tag.
Gerne siedelte ich wo, doch Du treibst mich hin und fort.
Denn Dn wanderst immer mit, Du versagst den Port.
Strand lädt ein und Hügel winkt; Handel, Acker, Jagdrevier,
Lust und Mühsal, Reichthum, Ruhm, — die verblassen Dir;
Denn Dn wanderst immer mit, jagst mich weg und bleibst zurück;
will Dich jagen: Du jagst mich, sterbenswundes Stück.
Leg ich mich zum Tod ins Holz, heilt die alte Wunde mir,
Daß sie neu geschlagen wird, daß ich leb in Dir,
Dient ein kriegsgefangener Prinz dem Eroberer beim ZNahl,
Ist doch sein verbissenes Weh klein zu meiner ÜZual;
Lines Abgesetzten Gram, eines Sultans, der verarmt,
Mein zu meiner Noth, der sich keine Seel erbarmt.
Beide wichen der Gewalt, doch sie nahmen Hoffnung mit,
Haß und Rache, wie ein Stab, folgen ihrem Schritt.
Kamen heute sie in Noth, hofft auf morgen die Geduld,
Doch ich bleibe im verrath, bleib in Deiner Schuld.
So verlor ich Herz und Herd, wies mich aus dem Paradies,
Trieb auf Seen, auf denen nie guter Wind mir blies. »

H eim ach,
Ja, ick? treibe kompaßlos, Recht und Hoffnung sind verwirst,
Doch Gedanken und Gefühl sind durch Dich bezirkt.
Neues Glänzen schien mich an, Lichte brachen in mich ein;
Sie erleuchten nicht mein Herz, wie Dein Licht und Schein.
Vlutroth sank die Sonne oft, morgens stieg sie golden hoch,
Strahlte mittags weißer Gluth: Dein gedacht ich doch.
Steppe brannte und der Busch, Feuer zuckten gelb ums Zelt,
Südens Sterne flammten hell: ich blieb unerhellt.
Strömt vom Gfen des Metalls Goldfluß gleißend mir am Fuß,
Geb ich Dies und den Demant Dir für einen Gruß.
Sieh, ich irre dumpf rundum, irrgeführt vom fremden Licht,
Das von Dir nicht kommt und nie in mein Dunkel bricht,
Flackern hier und Funkeln da? brennt der runde Himmelsrand?
Deiner Lichte kleinstes Licht facht mir Herzensbrand.
Neue Klänge wurden laut, Stimmen drangen in mein Vhr,
Herz wird schwer, daß es so ganz Deinen Klang verlor.
Sturmcboral auf hoher See, Kanon in der <Lrde Schoß,
Dynamit und Felsensturz: Dein gedacht ich blos.
Trommeln, pfeifen, Hsrncr, Tanz, Stampfen, Litanei und Wuth,
Frauen sangen dunkle Brunst: nichts drang in mein Blut,
Feuerte sich Arbeitvolk psalmodirend an zum Dienst,
Ueber nur ein Kleines wars, daß mir Du erschienst.
Schrecken, pfauchen, Klage, pfiff. Sang und Schrei im alten Wald,
Affenschwatz und Raubthierzank: Dir verstummt es bald,
Deine Stimme wellt sich her, das Getös wird Symphonie,
Lärm und Thaos ordnet sich Deiner Melodie,
Die Sühne,
Herzenstakt und Melodie strömst Du aus,
(Ordnest giltig, was in mir wirr und kraus.
Bin ich fern Dir, wie verbannt, bist Du nah,
Sinn ich, streite, wache, träume. Du bist da.
Darf ich auch nicht bei Dir sein, abgesprengt,
Sieh, wie dringlich dies mein Herz Dir zu drängt.
Daß es Deiner Hoheit dient, nie vergiß:
Daß Du seine Helferin bist, sei gewiß!
Dunkel. Dickicht, Dornen dröhn, doch es bricht
Durch Gezweig und durch Gewölk mir Dein Licht,
Du mein hochgelobter Stern, halte Wacht,
Tröste mich und führe mich durch die Nacht!
Bin ich jetzt wie ein Pirat, beutewild;
Was ich kapere, bring ich Dir, die mir gilt.

Die Zukunft,
Zahr,,' über Wolken ich od« See»,
Sich den H.imalhwimpel nicin Sir znwchn,
Lad ick? in mein Fahrzeug Gold und Aleinod,
Ist es, daß inir Dem Befehl so gebot,
Neberall bin ich Vasall, gar nichts mehr;
Nur, daß ich die Lhrcn will Dir zur Lhr,
Bis ich zahlte Sühncsold für die Schuld,
Ms ich wieder mir gewann Deine Huld,
Alles dient als Lösegeld, That und wort,
Zur Gewinnung dieses Horts jeder Art,
Als mir Solches ward bewußt, ward ich srei. ^
Schuld fiel ab, als ich erfuhr, was sie sei:
Stachel ist sie, Ruf zum Werk Dir zu Lieb,
Wenn ich auch für alle Zeit einsam blieb.
Du bist in mir, ich in Dir; so durch Dich
Bin gefeit ich gegen Schuß, Hieb und Stich,
Aleeresaufruhr glättet sich, Schlachtlärm schweigt,
Weil sich Deines Sternes Wink günstig zeigt,
'Die Verschwörer sind versprengt, wir vereint.
Dein planet verjagte mir meinen Feind.
Neinc Teufel lassen ab wie gelähmt;
Sieh: Dein starker Dämon hat sie gezähmt.
Gram und Schmerz ist Heil und Glück, Weg liegt fre',
Herrin, mach, daß Lines mir Prüfung sei,
Hocherhobener Stirne geh ich voran,
Sicheren Schrittes wie erlöst, als ein Mann,
Der Verlust und Tod nicht kennt, nur Gewinn;
Taktbewegt durch Hcrzmusik, von Beginn
Bis zum Tode, tänzerglcich, so getreu
Deinem Rhythmus, der mich schafft stark und neu.
Lr giebt Kraft, Dies durchzustehn. Deine Hand
Führt durch Wildniß einmal doch Dir ins Land,
Weil in weiter Ferne blinkt Licht und sie,
Deine Rüste . . . G, mir bricht Rnie und Rnie,
Ausgang.
Aus dem Feinde Gottes ward, als ihm Gott erschien,
Tin verkündiger des Herrn: so ward ihm verzieh».
Schwere Wandlung macht er durch, diente, litt und warb
Tausendfältig um das Heil, bis er selig starb.
Wolle uns beschieden sein heimathwärts ein Weg!
War es auch der steilste Pfad, wärs der schmalste Steg , , ,
Alfred Waith er H e >-m e l.

Satje, der Fischer.*)

Holland, in einem halb verfallenen Häuschen am Strande des
Meeres, wohnte eine stumme Seele, ein jüdischer Fischer. Er hieß
Satje; vielleicht nach irgendeinem Urahnen Saadja. Doch hatte er
keine Kenntniß davon, wie er überhaupt nur sehr wenig von „Jüdisch?
keit" wußte. Schon seine Borfahren waren Fischer gewesen, die Fa-
milie war die einzige jüdische unter Nichtjuden. Und alle Tage und
Jahre auf dem Meer: wie hätte er Etwas wissen sollen? Er fing seine
Fische, sein Weib strickte Netze und besorgte das Haus, die Kinder spiel-
ten im Sand und suchten nach Bernstein. Und brach ein Sturm los,
wenn er auf dem Meer war, so daß er in Gefahr gerieth, dann konnte
er nicht einmal das „Höre, Israel!" beten. Und seine Leute zu Haus
konnten es auch nicht. Dann sah er nur stumm zum Himmel hinauf,
das Weib daheim raufte sich die Haare oder schleuderte gar noch dem
bösen, finsteren Himmel einen bösen Blick zu und die Kinder warfen
sich auf den Sand und schrien mit den anderen Kindern zusammen:
Heilige Maria! Heilige Maria!

Wie hätten sie mehr wissen sollen? Zu Fuß wars nach der näch-
sten Gemeinde zu weit. Und zum Fahren waren sie zu arm. Sie hatten
ja kaum, was sie brauchten. Und dann ließ sie ja auch das Meer nicht
los. Satjes Bater, Großvater und Urgroßvater waren Alle im Meer
umgekommen. Das ist schon so die Kraft des Meeres: es ist des Men-
schen gefährlichster Feind, oft ein tückischer Feind und doch liebt man
es und läßt sich von ihm anlocken. Man kann nicht los von ihm, will
auf ihm leben und in ihm untergehen.

Nur eine jüdische Ueberlieferung war der Familie verblieben:
^«m Kippur, der Tag der Versöhnung. Schon am Morgen des Tages
vor dem Fest wählten sie den größten Fisch aus. Dann gingen sie in die
Stadt und überbrachten ihn dem Schächter, bei dem sie vor und nach
dem Fasten zu essen pflegten. Den Tag selbst verbrachten sie in der
Synagoge, lauschten dem Gesang des Chors, dem Spiel der Orgel, dem
Gebet des Kantors. Natürlich verstanden sie kein Wort, sondern blick-
ten nur zur Heiligen Lade hin, auf den Prediger mit dem goldenen
Käppchen. Erhob sich das goldene Käppchen, dann standen auch sie auf.
Ließ es sich nieder, dann setzten auch sie sich. Manchmal nickte Satjs
vor Müdigkeit ein; dann stieß ihn wohl ein Nachbar mit dem Ellen-
bogen an, wenn es wieder Zeit war, sich vom Sitz zu erheben,
Satje ahnte nicht, daß der Versöhnungtag ein Tag des Gerichtes
ist, vor dem alle Kreatur erzittert, ein Tag großen Geschehens im Him-
mel, Ihm war er nnr der Tag, den man fastend in der Synagoge ver-
bringt und mit einem Abendbrot beim Schächter beschließt. Viel mehr
wird übrigens der Schächter selbst nicht gewußt haben . . .

*) Aus dem Band „Volksthümliche Erzählungen", der im Iüdi«
schen Verlag in Berlin erscheint.

Die Zukunft.
Und niemals blieben Satje und die Semen länger, als unbedingt
nöthig war. Kaum war der schwarze Kaffee getrunken, standen sie schon
auf, verabschiedeten sich von den Schächtersleuten, tauschten Glück-
wünsche mit ihnen aus und machten sich auf den Weg nach dem Meer.
„Nach dem Meer" sagten sie, nicht „nach Haus".
Von Uebernachten war keine Rede. Sie ließen sich nicht zurück-
halten. Vergebens bemühen sich der Schächter und die Schüchtern!,
Satje zu überzeugen. „Ihr habt ja nicht einmal die Stadt besehen."
„Die Stadt!" wiederholt Satje mit geringschätzigem Lächeln,
Satje ist kein Mann der vielen Worte. Das Meer lehrt schwei-
gen. Doch die Stadt haßt er. Eng sei sie, ohne Luft und ohne Himmel.
Ein Streifen nur zwischen Dach und Dach. Das Meer aber sei weit,
so weit.,. Man könne athmen.
„Es ist ja Euer Feind, Euer Tod!"
„Ja, aber ein guter Tod!"
Er wünscht sich das Ende seines Vaters und Großvaters: als Ge-
sunder vom Meer verschlungen zu werden. Nicht lange kränkeln, nicht
lange im Bett mit dem Tode ringen, nicht hören müssen, wie die An-
deren weinen, nicht begraben, nicht in harte Erde hineingelegt werden.
Brr! Es fröstelt ihn, wenn er an ein Begräbniß denkt...
Und sie gehen zu Fuß nach Haus, nach dem Meer. Gehen eine
ganze Nacht. Und wenn der. Morgen graut, wenn der sandige Strand
in goldigem Glanz aufschimmert und bald der Spiegel des Meeres
Heller aufblitzt, dann freuen sie sich, klatschen in die Hände. Sind glück-
licher als Brautleute.
Und Jahr um Jahr immer von Neuem . . .
Es war nun einmal, am Tag vor dem Versöhnungfest, früh am
Morgen. Im Osten begann sich der Himmel zu röthen, leise erwacht
das Meer, athmet noch kaum, noch hört man kaum sein Brausen, noch
liegt es schlaff und im Traum versunken da. Hier und da flattert
ein weißes Flügelpaar in der Luft, kreischt ein Vogel auf; stille Schim-
mer fliegen über das Meer, goldene Flocken gleiten über den gelben
Sand. Noch sind die Schifferhäuschen am Strande geschlossen. Da
knarrt eine Thür. Satje verläßt sein Haus.
Sein Gesicht ist fromm und ernst. Still leuchten seine Augen. Er
geht, ein frommes Werk zu thun: den Fisch für den Versöhnungtag
will er fangen.
Und er eilt ans Boot, faßt die Kette, mit der es ans Ufer gebun-
den ist. Die Kette klingt und rechts und links ertönen Stimmen: „Nicht
doch!" So rufen ihm die Nachbarn zu, die die Köpfe aus den kleinen
Fenstern ihrer Häuschen herausgesteckt haben.
Weithin still liegt das Meer, fließt mit dem Saum des lachenden
Morgenhimmels zusammen. Es athmet kaum, runzelt sich kaum am
Strand und wie bei einem guten Großmütterchen, so tanzt ein leuch-
tendes Lächeln zwischen den Runzeln, Und murmelt Etwas, erzählt

den Felsenklippen ein Märchen, streicht ihnen lächelnd und spielend
über ihr langes Algenhaar. Aber die Fischer kannten das Meer besser
und trauten ihm nicht. „Nicht doch!"
Bald wird der leuchtende Spiegel brechen. Aus stillem Spiel wird
Ernst, aus leisem Brummen ein mächtiges Brausen werden. Und aus
den Großmutter-Runzeln werden gewaltige Wogen erstehen, die wer-
den Schiffe und Boote verschlingen, wie der Leviathan der Iudensage
die kleinen Fische.. ..
„Nicht doch!"
Und ein barfüßiger alter Mann, ohne Hut, mit flatternden grauen
haaren, mit einem verrnnzelten Gesicht wie das Mser, nur ohne das
falsche, süße Lächeln des Meeres, kommt aus einem der Hänschen her-
aus, geht auf Satje zu, legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht:
„Sieh doch!" Und zeigt ihm einen kleinen schwarzen Punkt, den nur
ein Fischerauge sehen kann, am Saum des Himmels.
„Daraus wird eine Wolke. . . ."
„Ich werd' noch früher zurück sein," antwortet Satje, „ich will
nur einen Fisch fangen."
Und ernster wird das Gesicht des alten Nachbarn: „Hast Weib
und Kind, Satje!"
„Und einen Gott im Himmel!", antwortet Satje zuversichtlich.
Er geht ja, um sein frommes Werk zu thun. Stößt das Boot ab und
springt hinein.
Und wie eine Feder, so leicht schwebt Satjes Boot über das Meer
hin, und das Meer wiegt es, süße Liedchen summend, und umsäumt es
mit den schönsten Perlen, die es besitzt. Der alte Fischer aber steht
am Strand und murmelt: „Heilige Maria!"
Leicht schwebt Satjes Boot über das Meer hin. Geschickt wirft er
sein Netz aus und das Netz wird immer schwerer und schwerer. Mit
aller Kraft kann er es kaum herausziehen. Aber: kein einziger Fisch
ist drin. Nichts als Wasserpflanzen und Seesterne.
Der alte Fischer am Strand hat das Boot schon längst aus den
Augen verloren. Satje zieht schon zum dritten und zum vierten Mal
das Netz aus den Finthen. Nicht leicht ists, denn allerlei Wasserpflan-
zen haben sich drein verflochten. Nur kein Fisch, kein einziger Fisch.
Und das Meer wogt immer stärker und stärker nnd die Sonne ist
schon zum Himmel emporgestiegen. Doch feucht ist ihr Glanz; eine
trübsälige Sonne. Und der kleine schwarze Punkt am Saum des Him-
mels hat sich inzwischen unter ihr hingezogen, wie eine braune Schlan-
ge; die wird dunkler und dunkler nnd rückt ihr immer näher.
Schon ist Mittag; und noch immer fährt Satje auf seinem Boot,
versucht noch immer sein Glück.
Gott will wohl nicht, daß ich in diesem Jahr mein frommes Werk
thue, denkt er. Nun, so muß ich zurück. Und ihm wird gar traurig zu
Muth. Er muß sich wohl gegen Gott versündigt haben, daß er heuer
kein Opfer von ihm haben will. Mit festem Griff faßt er das Ruder

und will das Boot zurücksteuern. Im selben Augenblick aber spritzt
ihm Gischt ins Gesicht, er wendet sich um und sieht einen großen golde-
nen Fisch, der spielend über das Meer schnellt und mit seinen Schwanz-
flossen um sich spritzt. Den Fisch muß er fangen. Den hat ihm Gott
gesandt, der seinen Verdruß sah und seinen heißen Wunsch, das fromme
Werk zu thun. Und er steuert wieder herum und jagt dem Fisch nach.
Das Meer ist nun ganz unruhig. Immer höher heben sich die
Wellen. Schon ist die halbe Sonne von einer Wolke bedeckt, hinter der
ein Bündel weißer Strahlen schräg heroorfällt. Und der Fisch schwimmt
über die Wogenkämme und Satjes Boot ihm nach, nach. Plötzlich ver-
schwindet er. Eine Woge, die der Wind aufgescheucht, aufgeblasen hat,
thürmt sich zwischen ihm und dem Boot.
Ein Blendwerk, denkt Satje und will wieder herumsteuern und
zurückfahren. Schon aber sinkt die Woge und der Fisch ist wieder da,
kommt fast bis ans Boot herangeschwommen und sieht Satje mit sei-
nen großen Augen an, als bäte er ihn: Fange mich, fange mich; laß
mich Dir dienen für das fromme Werk, das Du vorhast. . . .
Da steuert Satje wieder herum; aber schon ist der Fisch wieder
verschwunden. Wieder hat sich eine Woge zwischen ihn und das Boot
geschoben. Der Zorn des Meeres hat wieder zu toben begonnen. Es
singt kein süßes Lied mehr, sondern ein grimmes: Wie dreist, jetzt auf
ihm fahren, jetzt seine Wellen treten zu wollen! Und die Sonne ver-
steckt sich hinter die Wolke, als wäre sie vor dem Meer erschrocken. Der
Wind aber hat wohl nur darauf gewartet. Nun ist er frei und läßt in
entfesseltem Zorn sich gehen, peitscht das Meer wie mit Ruthen und
reizt es noch mehr auf. Und das Meer braust und kracht, als ob tau-
send Baßgeigen in seinem Innern, tausend Kesselpauken in seinen
Wellen spielten. . . .
Zurück! Zurück! Satjes Herz klopft. Er zieht das Netz ein, faßt
das Ruder mit stärkerem Griff und arbeitet mit aller Kraft, daß ihm
fast die Adern an den Armen bersten. Wie eine Nußschale hüpft das
Boot hin und her auf den Wassern, der Himmel ist schwarz, zornig
braun das zerrissene Meer. Und er arbeitet wieder mit aller Kraft.
Plötzlich sieht er, wie von der Seite Etwas an das Boot heran-
schwimmt: ein menschlicher Körper; ein Ertrunkener; ein Weib. Er
sieht die Haare ganz nah vor sich, schwarze Haare Sein Weib hat
solche Haare. Unter den Haaren lugen weiße Hände hervor..,. Sein
Weib hat solche Hände. Und eine Stimme ruft: „Rette mich!" Das
ist die Stimme seines Weibes, der Mutter seiner Kinder Sie wird
ihm auf dem zweiten Boot nachgefahren sein. Sie ertrinkt, sie ruft ihn
um Hilfe an. ...
Er dreht das Boot nach rechts, will auf die ertrunkene Gestalt zu:
das Meer hindert ihn, Wellen thürmen sich auf. Der Sturm rast und
heult; aber er hörte ihre Stimme durch den Sturm: „Rette mich, rette
mich, Satje, rette mich!"
Die letzten Kräfte bietet er auf, um an sie zu kommen. Nun ist er

Satje, der Fische,',
nicht mehr weit von dem weißen Fleck. Die Haare sieht er nicht mehr, nur das schwimmende, untergehende Kleid. Schon reicht er mit dem Ruder hin. Aber da erhebt sich wieder eine Welle zwischen ihm und ihr und sie wird nach einer, das Boot nach der anderen Seite getrieben.
Ihm fällt ein, daß es ihm mit dem goldenen Fisch nicht besser ging. Ein Blendwerk, denkt er wieder. Und da er unwillkürlich nach der Küste blickt, sieht er, daß in dem Fischerhäuschen schon Licht gemacht ist.
Iom Kippur! Er erinnert sich und läßt das Ruder aus den Händen. „Thue mit mir nach Deinem Willen!" schreit er zum Himmel hinauf. „Aber am Iom Kippur rudere ich nicht!"
Der Sturm tobt, die Wellen werfen das Boot von Schlund zu Schlund. Und Satje sitzt ruhig da, blickt mit weit geöffneten Augen bald zum verschlossenen Himmel empor, bald in das schäumende, tosende Meer hinab.
„Thue mit mir, wie Du willst, Gott. Dein Wille geschehe!"
Und plötzlich kommt ihm die Melodie eines Liedes in den Sinn, das er in der Synagoge, in der Stadt, vom Chor singen, von der Orgel spielen hörte. Und er fängt an, die Melodie nachzusingen. Die stumme Seele! Hat nur diese einzige Sprache, um mit Gott zu reden.
Der Himmel wird schwärzer und schwärzer. Noch wüthender bläst der Sturm. Die Wogen wachsen, schleudern das Boot in die Höhe, stürzen es in den Abgrund. Eine wirft es der zweiten zu. Eine entreißt ihm , das Ruder, eine zweite kommt von hinten; jagt ihm mit offenem Rachen nach Wie tausend Wölfe, so heult der Sturm. Und in all diesen Lärm hinein singt Satje die Melodie von „Ai zonusok umi ionus," ganz so, wie der Chor sie singt, während ihn die Orgel begleitet... . .
Die Woge stürzt über das Boot. Satje möchte singend sterben.
Das Boot kippt um. Doch Satje ist der Tod nicht beschieden.
Zwei weiße Gestalten, wie aus Nebel gewebt, mit aufgelösten Haaren und leuchtenden Augen, schreiten, an den Händen sich haltend, barfuß übers Meer. Und da jetzt Satje ins Wasser fällt, kommen sie heran, heben ihn auf, nehmen ihn in ihre Mitte, fassen ihn an den Armen, wandeln über die Wellen mit ihm, wie über Wiesen und Hügel, und führen ihn ruhig durch Sturm und Getümmel, Er sieht sie an und will sprechen, will fragen. Doch sie sagen ihm: „Sing' doch lieber, Satje, sing'! Dein Gesang wird den Zorn des Meeres besiegen,"
Sie führen ihn; und Satje hört, wie sein Boot ihm folgt. Er sieht sich um: Im Boot ist das Netz und im Netz der goldene Fisch!
Am Ufer verlassen sie ihn. Er geht nach Haus und trifft dort den Schächter und die Schüchtertn. In der Stadt war eine Feuersbrunst. Da sind sie zu ihm zu Gast- gekommen. . . .
Den Fisch aber ließ man sich gut schmecken. Und es blieb beim alten Brauch I. L. Perez.

Die Zukunft.

Konjunktur.

er Börse ist der Witz ausgegangen; deshalb hascht sie nach Witzen. An die Tage, da große Geschäfte gemacht wurden, können die ältesten Leute sich nicht erinnern. Heute ist der Schalksnarr König. Noch merkwürdiger ist, daß mit ernsthaftem Eifer versucht wird, die Wochenberichte der Banken zu enträthseln. Früher hat sich die Börse um diese pythischen Sprüche nicht gekümmert. Die Kundschaft sog Erkenntniß aus ihnen; und wenn es dann nicht schief ging, pries sie die Sehergabe ihrer Bank. Aber die Oeffentliche Meinung fragte nicht viel nach diesen Offenbarungen, die, meinte man, doch nur die besonderen Wünsche der einzelnen Bank ahnen liehen; die Sorge für die eigenen Emissionen und Konsortialgeschäfte. Jetzt werden diese Berichte ungeduldig erwartet. Sie enttäuschen natürlich, wenn trübe Prognosen gestellt werden. Freut man sich über die Nachricht, daß die Industrie noch immer sehr beschäftigt sei und viel Geld in Rohmaterial, Halbzeug und fertige Fabrikate umwandelt, so umflort sich der Blick vor dem Nachsatz, der kündet, daß die Abnehmer säumig im Zahlen sind. Der Kredit muß angespannt werden; und dadurch wird der Zinsfuß unbequem hoch. Wird nun fleißig weiterbestellt? Nicht überall mit dem gewohnten Eifer. Im rheinisch-westfälischen Revier giebts wieder Sorgenfalten. Die schienen verschwunden, seit die Dividendenkurve in steile Höhen gezeigt hatte. An der Ruhr wird diesmal mehr Geld vertheilt als seit Iahren. Arenberger, Aplerbecker, Konsolidation, Konkordia, Hi« bernia, König Wilhelm, Königsborn geben höhere Dividende; und fast durchweg beträgt der Zuwachs mehr als 1 Prozent. Aber was nützt das Glück der Kohle, wenn im Eisenbezirk der Eifer der Besteller ein Bischen nachläßt? Noch ist es nicht schlimm. Die natürliche Reaktion unklarer Verhältnisse auf die geschäftlichen Erwägungen des Käufers. Der sagt sich: „Vielleicht bekomme ichs billiger, wenn ich warte". Das ist der erste Schatten auf der Konjunkturlandschaft. In den besten Tagen treibt die Angst vor der Preissteigerung den Konsumenten; jetzt hält ihn die Hoffnung auf die Lockerung der Preisfessel zurück.

Wird die Woge sich überschlagen? Sie sollte es schon im Mai 1912, hats aber bisher nicht gethan. Vielleicht verbrandet sie nächstens langsam; vielleicht. Der preußische Handelsminister sagte neulich, die Wirthschaft sei „durchaus gesund" und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Auch die Frage an das Schicksal des Rheinisch-Westfälischen Kohlenshndikates brennt ja noch nicht. Ich darf daran erinnern, daß ich vor Monaten, als mit Bestimmtheit von einer Beseitigung aller Konflikte gesprochen wurde, vor grundlosem Jubel warnte. Das Feuer der Begeisterung ist rasch niedergebrannt. Aber schließlich werden die streitenden Parteien sich wohl einigen. Beruhigend (wenn auch nicht günstig für das Syndikat) wirkt die sichere Taktik der Universalbetriebe und der Gesellschaften, die es werden wollen. Rssginsss is all. Deshalb wird am inneren Ausbau weitergearbeitet, DieDeutsch-Luxemburgerin,

die Gutes über das Ergebnis des'ersten Halbjahres melden konnte, sucht
ihr Programm durchzuführen. Die Anlagen in Dortmund werden bald
mit voller Kraft arbeiten und die bayerischen Erzfelder sollen neue
Rohmaterialquellen erschließen. Ein anderes luxemburgisches Unter-
nehmen, die Vereinigten Stahlwerke Burbach-Eich«Düdelingen, haben
sich mit dem Eschweiler Bergwerk vereinigt. Eine Interessengemein-
schaft auf zunächst dreißig Jahre bindet den Eschweiler Bergwerkverein
an einen der stärksten Stahlproduzenten Mitteleuropas. Der eine
Partner sucht Kohle und Koks auf kürzestem Weg zu erlangen, der an-
dere Beides eben so rasch loszuwerden. Das heißt: „Wir brauchen das
Kohlensyndikat nicht mehr". Wird es so bleiben? Der Mond wechselt.
Bei S Prozent Bankdiskont und ungewöhnlich hohem Privatives)-
selzinsfuß (im Durchschnitt IVs Prozent mehr als im Februar 1912)
fehlts freilich nicht an Sorgen. DieMeichsbank kommt mit Hängen und
Würgen aus der Notensteuer heraus. Das Verhältnis der Betriebs-
mittel hat sich zum Nachtheil geändert: der Notenumlauf ist größer,
die Summe der Depositengelder kleiner als sonst. Am fünfzehnten Fe-
bruar waren nur 593 Millionen Giroguthaben ausgewiesen gegen
831 (1912), «73 (1911), 689 Millionen (1910). Und der Notenumlauf
betrug 1774, 1S37, 1420, 14« Millionen. Die Reichsbank kann nichts
thun, um fremdes Geld heranzuziehen und zu halten. Verzinsliche De-
positen nimmt sie nicht (sie könnte nach dem Gesetz 2S0 Millionen,
gleich Stammkapital plus Reserve, verzinsen), um den Banken die
Kreise nicht zu stören und nicht selbst zu tief in die Materie zu versin-
ken. Also kann nur der Mindestbetrag auf dem einzelnen Konto erhöht
werden. Das ist schon einmal allgemein durchgeführt worden; eine
Wiederholung ist aber, wegen der zu befürchtenden Reaktion, nicht
rathsam. So bleibt nur die Aenderung von Fall zu Fall und die Wohl-
wollende Ermahnung, das p. t. Publikum möge die aus Banken und
Sparkassen geretteten Gelder nicht zu lange unter dem Sitztheil wär-
men. Vom Ausland tröpfelts auch nur spärlich in den deutschen Freu-
dcnbecher. Die Amerikaner haben genug zu thun, ihre vom Kontinent
zurückkehrenden Werthpapiere aufzunehmen und zu verdauen. Was
an Guthaben da ist, dient also zum Theil der Verrechnung. Nachschuß
wird kaum geleistet. Auf das Geld der Franzosen hat die deutsche Fi-
nanz seit dem Marokkoherbst 1Ä11 verzichten gelernt. Kaum war neu-
lich wieder mal ein Posten nach Deutschland getragen worden: da schoß
die Interpellation in die Höhe, wie der Teufel aus dem Kasten. Herr
Klotz, der Finanzminister, sollte für den Verrath am theuren Vater-
land in der Kammer schnell zur Rechenschaft gezogen werden.
Vielleicht findet er Trost in einem Passus des Geschäftsberichtes
der Diskontogesellschaft für 1912. Da heißt es: „Die Thatsache darf
nicht unerwähnt bleiben, daß im Berichtsjahr eine bemerkenswerthe
Emanzipation des deutschen Geldmarktes vom Ausland stattgefunden
hat. Die großen Finanzinstitute haben auf die Hereinnahme von aus-
ländischem Leihgeld verzichtet und dadurch die im Ausland vielfach

verbreitete Meinung widerlegt, daß die deutsche Volkswirthschast zur
ausreichenden Deckung ihres Geldbedarfes die Beihilfe des Auslandes
nicht entbehren könne". ^,vis su Isotsur. Die Diskontogesellschaft ist in
diesem Jahr als erste berliner Großbank aus der Eoulisse getreten (noch
vor der Nationalbank, die sonst den Reigen führt). Der Gesammtum-
fatz ist etwas eingeschrumpft (von 57,83 auf 57,30 Milliarden). Das
hat nichts zu bedeuten. Man darf sogar von einem Fortschritt sprechen,
wenn höherer Gewinn mit kleinerem Umsatz erreicht wird. Und ein
Bruttoertrag von fast W Millionen kann sich sehen lassen. Die Zinsen
bringen natürlich am Meisten: 14,89 gegen 13,09 Millionen. Und die
Diskontogesellschaft hatte das Glück, durch ein paar besonders erfolg-
reiche Emissionen (Naphthaproduktiongesellschaft; Russische AGG;
Dcutsch-Ueberseeische Elektrizität), ihren Effsktengewinn so zu halten,
daß er keinen Klecks ins Bild macht. Im Uebrigen ist der Saldo dieses
Ertrages von Jahr zu Jahr kleiner geworden: 7,62 Millionen (1909),
5,79 (1910), 4,33 (1911), 4,03 (1912). Die Diskontogesellschaft betont,
daß sie seit einem Jahrzehnt keine Grundstückgeschäfte mehr gemacht
habe; sie pflegt ja ihre Scheu vor allzu intimem Verkehr mit der Börse
zu unterstreichen. In ihrem Concern wars recht lebendig: der Barmer
Bankverein erhöhte sein Mienkapital von 75 auf 100, die Allgemeine
Deutsche Kreditanstalt ihrs von 90 auf 110 Millionen. Man erzählt,
die Diskontogesellschaft wolle ihr schlesisches Fundament verbreitern.
Die Anregung dazu könnte die Thatsache gegeben haben, daß die Bres-
lauer Diskontobank von der Darmstädterin übernommen wird, die seit
1902 in der berliner Niederlassung der Diskontobank gebietet. Die
schlesische Einflußsphäre unserer Großbanken hat sich ja überhaupt er-
weitert. Die Dresdener Bank gliederte sich die Breslauer Wechsler-
bank an; der Schlesische Bankverein, aus dem Kreis der deutschen
Bank, kletterte mit seinem Aktienkapital hurtig auf 50 Millionen und
erwarb das breslauer Geschäft der Firma S. L. Landesbergsr, deren
berliner Haus in engen Beziehungen zur Handelsgesellschaft steht; die
Diskontogesellschaft hat eine alte Verbindung mit dem Bankhaus E,
Heimann und nun auch mit der Firma Dobersch öd Bielschowsky.
Die Hohe Finanz ängstet sich nicht vor der Zukunft. Sie glaubt,
daß der Balkan ihr schließlich Gewinn bringen werde. Die Konjunktur
wird durch den hohen Zinsfuß und die Anleihegeschäfte gemacht. Wer
Geld braucht, muß „festlich erhöhte Preise" zahlen. Siehe Oesterreich-
Ungarn und Rumänien. Schatzscheine, die mit so reizvollen Eigen-
schaften ausgestattet sind wie die Tratten der drei Länder, gehen weg
wie warme Semmeln. Die Furcht vor einer „Ueberschwemmung des
deutschen Marktes mit ausländischen Werthpapieren" ist geschwunden;
daß die fremden Effekten in ihre Heimath abgeschoben und in Bargeld
umgewandelt werden konnten, war doch recht nützlich. Die Erinnerung
an Chicago-Milwaukee ist dennoch aufgefrischt worden. Beinahe auf
den Tag waren zwei Jahre vergangen, als im Reichstag wieder wegen
nner Zulassung interpellirt wurde. Nur war man diesmal mit der Re-

Konjunktur,
girung tticht zufrieden, während im Februar 1911 der Eiugriff des preußischen Handelsministers gebilligt wurde. Auch die Faröe der Interpellanten war anders: 1911 konservativ, 1913 liberal. Man wollte wissen, ob der Handelsminister die Zulassung Junger Aktien der Deutschen Erdölgesellschaft an die berliner Börse verhindert habe, weil die Stellung dieser Gesellschaft zum Reichspetroleummonopol die Genehmigung des Börsenhandels nicht empfehle. Die Gesellschaft umschließt fast die ganze deutsche Erdölindustrie, hat im österreichischen Petroleumbezirk großen Einfluß und in Rumänien ein gewichtiges Wort mitzureden. Sie kontrolirt ein Kapital von 15O Millionen Mark und ist gegen das Monopol, weil sie glaubt, Deutschland brauche das Petroleum der Standard Oil Company. Ihr Vertrag mit der amerikanischen Gruppe soll erlöschen, sobald das Reichsmonopol beginnt. Die Regirung meint aber, durch dieses Abkommen sei die Objektivität der Gesellschaft getrübt, und hat deshalb die Zulassung gehindert. Der Minister beruft sich auf das Hoheitrecht des Staates.
Wenn „beträchtliche allgemeine Interessen gefährdet" werden oder „allgemeine wirtschaftliche Bedenken" bestehen, ist die Regirung zum Einspruch berechtigt. Der Minister hat das Konsortium gebeten, den Zulassungantrag zurückzustellen, bis über das Monopol entschieden sei. Nicht aufgeklärt ist, ob die Bedenken zuerst bei der Zulassungstelle oder bei dem Minister entstanden sind. Der hat, nachdem Unterstaatssekretär Dr. Richter im Reichstag die Frage beantwortet hatte, selbst noch im preußischen Abgeordnetenhaus von dem „sehr umfangreichen und nach Meinung der Zulassungstelle nicht durchsichtigen Prospekt" und von den „ungemein verzwickten Geschäften" der DEA gesprochen. Danach müßten also zwei Gründe gegen die Zulassung an die Börse gewirkt haben. Das Finanzkonsortium war mit der Vertagung des Antrages einverstanden. Was ist damit gewonnen? Nichts, Die DEA hat ein Kapital von 20>/s Millionen Aktien und 6 Millionen Obligationen. Von den Aktien sind 6,70 Millionen im Börsenhandel (seit 1909); 13,80 Millionen und die Obligationen sollten jetzt zugelassen werden. Die Aktien stehen hoch im Kurs (ungefähr 260), die Gesellschaft giebt große Dividenden (zuletzt 23 Prozent): das Bankkonsortium konnte also die Papiere leicht unterbringen. Bleiben sie ohne Börsennotiz, so leiden nur die Besitzer, die dann labile Werthc in der Hand haben. Minister Sydow meinte, wenn die Zukunft der Gesellschaft nicht sicher sei, so würde die Aktie ein Gegenstand der Spekulation werden. Aber welches Unternehmens Zukunft ist sicher? And liegt die Gefahr der Zersplitterung nicht näher, wenn die Kontrole der amtlichen Börsennotiz fehlt? Das Eingreifen der Regirung in den Machtbereich der Zulassungstelle ist eine Neuheit von diesem Jahr; die Beschlüsse der Zulassungstelle galten nur im Fall der Ablehnung eines Prospektes als revisibel. Der Staat stützt sich auf sein Hoheitrecht. Aber das „staatliche Interesse" kreuzt sich oft mit privaten Bestrebungen? und nach dem Praezedenzfall wären neue Eingriffe leicht mög-

lich. Der preußische Handelsminister hat sich mit dem Kohlensyndikat auseinandergesetzt. Mit dem selben Recht, das er der DEA gegenüber in Anspruch nimmt, könnte er jede Zulassung neuer Bergwerkaktien verhindern, weil die Zukunft keiner Kohlenzeche sicher ist, so lange das Schicksal des Syndikates noch im Dunkel liegt. Pocht der Staat zu laut auf seine Hoheit: noch ist die Börse keine Staatsanstalt. Ladon.

Juristen als Bürgermeister.

^^?er Aufsatz „Juristen als Bürgermeister" in der „Zukunft" vom Ä«Ä achten Februar 1913 fordert eine Entgegnung. Die Ersetzung der Iuiisten in den leitenden Stellen der Verwaltung durch Techniker ist ein modernes Schlagwort geworden. Es ist nicht zu leugnen, daß die juristische Wissenschaft mit der Entwickelung des Lebens nicht immer gleichen Schritt hält und daß deshalb der Verwaltungjurist öfter in einen Gegensatz zu den wirthschaftlichen Bedürfnissen geräth. Meist ist an solchen Gegensätzen allerdings weniger die Rückständigkeit der Rechtswissenschaft als die der Gesetze schuld, die wieder in den politischen Verhältnissen ihre Ursache hat. Den Verwaltungjuristen wird ihre ungenügende wirtschaftliche Ausbildung vorgeworfen. Richtig ist, das; die juristischen Studien an den Universitäten den wirthschaftlichcn Aufgaben des Beamten zu wenig Rechnung tragen; darum ist auch eine Ergänzung der juristischen Bildung durch Fortbildungskurse und Kommunalhochschulen (Düsseldorf und Köln) angebahnt worden. Allerdings läßt sich eine richtige wirthschaftliche Ausbildung in der Schule kaum erreichen; die Hauptsache muß da die Praxis bringen. Eins aber ist sicher: daß die technischen Studien diese wirthschaftliche Bildung noch weniger vermitteln als die Rechtsstudien. Sie geben keinen tieferen Einblick in das menschliche Leben. Auch der Techniker bedarf der nationalökonomischen Schulung und der praktischen Erfahrung, um ein brauchbares Glied der öffentlichen Verwaltung zu sein. Auch das Wort von dem „kaufmännischen Geist" in der Verwaltung ist ein gefährliches Schlagwort. Eine gute Verwaltung wird sich dem Gang des Erwerbslebens nicht hindernd entgegenstellen, sondern sich den Formen des Verkehrs anpaffen und für manche Zweige bedarf sie auch des geschäftlichen Sinnes. Aber man soll nicht übersehen, daß zwischen Verwaltung und kaufmännischer Thätigkeit ein Gegensatz ist. Den sozialpolitischen Aufgaben der Verwaltung steht der schrankenlose Individualismus des Unternehmerthumes gegenüber. Trotz der Ausbreitung der Unternehmerthätigkeit der öffentlichen Korporationen ist der Ausgleich zwischen öffentlichen und privaten Interessen auf dem Gebiete der Privatwirtschaft noch nicht gelungen. Das Volk hat das Recht, nicht kaufmännisch, sondern nach den Gesetzen regirt zu werden. Die Stadt ist kein Unternehmer, der reich oder auch insolvent

werden'kann. Der Verfasser des Artikels unterschätzt, wie alle Laien, die Bedeutung des Rechtsstudiums, wenn er meint, die Polizeiangelegenheiten könne auch ein nicht juristisch Gebildeter gut versehen. Gerade die Polizeiverwaltung ist eins der schwierigsten Gebiete, weil hier mannichfache historische Zusammenhänge und eine unübersehbare Menge von Rechtsquellen bestehen. Eine gesetzmäßige, und gleichartige Rechtsprechung und Verwaltung ist ohne wissenschaftliche Befähigung ausgeschlossen. Ein Laie kann wohl die Form des Geschäftsganges erlernen, er kann auch ein „guter Richter" sein, aber, das Volk dürfte sich kaum mit einer solchen Verwaltung zufrieden geben.

Gewiß: bei gleicher Begabung und Erfahrung körnten die Techniker eben so wie die Juristen brauchbare Mitglieder der kommunalen Verwaltung sein. Das gilt aber auch von anderen Berufen, zum Beispiel: von Aerzten. Die Juristen werden so oft auf die leitenden Posten gestellt, weil die juristische Mitarbeit bei allen wichtigeren Angelegenheiten unerläßlich und eigentlich entscheidend ist. Wenn in einer Stadt eine neue Einrichtung geschaffen werden soll, so ist es meist nicht die technische Seite der Frage, die Schwierigkeiten macht, sondern die rechtliche und administrative. Die vielen interkommunalen und gemischt öffentlichen und privaten Unternehmungen, die in letzter Zeit auf dem Gebiete der Elektrizität- und Gasversorgung und des Straßenbahnwesens entstanden sind, erweisen die Leistungfähigkeit der juristischen Leiter der Stadtverwaltung.Dabei ist es nicht gleichgilrig, ob der Bürgermeister oder Dezernent selbst Jurist ist oder ob er nur an seiner Seite einen 'juristischen Berather hat. Daß die Werke dann technisch gelingen, ist Sache der Techniker. Man kann heute ein Elektrizitätwerk bestellen, wie eine andere Lieferung. Nicht der Stadttechniker baut, sondern die Privatindustrie.

Noch andere Gründe erklären die Stellung des Juristen. Er ist für die Beamtenlaufbahn besonders vorgebildet und darum schon dem Techniker überlegen. Auch ist der Jurist in Folge seiner mehr geisteswissenschaftlichen Schulung in der allgemeinen Bildung und Gewandtheit dem Techniker oft voraus. Freilich findet man auch unter den Technikern geborene Bureaukraten und geborene Verwaltungsgenies. Aber unter der Flagge des „Zeitalters der Technik" sammeln sich die Absolventen der Technischen Hochschulen, die wegen Ueberfüllung oder auch wegen persönlicher Eigenschaften nicht in der Privatindustrie, fondern in der bureaukratischen Laufbahn Versorgung suchten und ihre Stellung verbessern möchten. Nicht um einen Kampf der Technik und ihre Durchsetzung in der Stadtverwaltung handelt es sich, sondern um einen Konkurrenzkampf in der Bureaukratie. Nicht der erfahrene, erfolgreiche Techniker ist es, der sich die Geltung in der kommunalen Verwaltung erkämpfen will, sondern der Techniker, der nur mit einseitiger Schulbildung ausgestattet ist. Die Forderung: „Die Technik dem Techniker" ist gerecht. Jede weitergehende Forderung des Technikers aber sollte man vorsichtig prüfen,

Wien. Dr. H einr ich N ü b el.

II. Das Vordringen der Techniker in der Verwaltung, ihr Wille zur Macht hat einen Brief an die „Zukunft" veranlaßt, der die Frage aufwirft: Warum muß das Haupt einer Stadtverwaltung durchaus ein Jurist sein? Damit ist eine Angelegenheit, die sehr lange schon den Technikern in Deutschland und Oesterreich dringlich erscheint, in das Licht eines'Leserkreises gerückt, dessen Intelligenz die kulturellen und sozialen Ergebnisse der Gegenwart mit Verständniß und Aufmerksamkeit verfolgt und werthet. Diesem Leserkreis ist jedenfalls nicht entgangen, daß der Jurist auf allen Gebieten der öffentlichen Verwaltung heute der Leiter und der (allerdings nicht mehr unbestrittene) Führer der Verwaltungmaschine ist. Der Jurist ist der Schöpfer der Formen und Formeln des modernen Staates; aber während er sein Gebild ausbaute, hat der Rationalismus unserer Kulturentwickelung, der Technizismus unserer Civilisation über den Kopf des Juristen hinweg Zustände und Beziehungen geschaffen, die eine Verwaltungreform unerläßlich machen. Die juridische Verwaltung entspricht den modernen Anforderungen nicht mehr und die Ergebnisse des technischen und wirtschaftlichen Fortschrittes schießen über den Horizont des Juristen weit empör. Die Erkenntniß dieses Zustande« treibt den Juristen zur Ergänzung seiner Studien, läßt ihn Vorlesungen über Technik, Gewerbe, Handel und Wirthschaft hören und drängt ihn, Erfahrungen durch praktische Anschauungen zu sammeln. Man muß also die These weiter fassen und fragen: 'Weshalb muß das Haupt jeder öffentlichen Verwaltung durchaus ein Jurist sein? And die Antwort wird dann lauten: Weil das Recht als das oberste Grundelement der Verwaltung angesehen wird und die beiden anderen Grundelemente, Technik und Wirthschaft, obwohl sie des Staatskörpers Kraft und Fleisch sind, neben dem Recht dennoch nicht als gleichwerthige Faktoren angesehen werden. Praktisch ist auch die Gleichstellung dieser drei Elemente in der Verwaltung nicht gut möglich. Man braucht auf das Gleichniß von Kopf, Magen und Gliedern nicht zurückzugreifen, um zu erkennen, daß in jedem Funktionalismus ein Element leiten, vorherrschen muß. Aber um diesen Punkt dreht sich eigentlich die Frage nicht. Was die Techniker zunächst anstreben, ist die Erwirkung der uneingeschränkten Selbständigkeit und Leitung in ihren fachlichen Verwaltungsgebieten. Der Fachmann soll in Fachangelegenheiten die Initiative, die Berechtigung zu freiem Verfügen und Handeln erdalten und soll darum auch die volle Verantwortung für eine Sache tragen, die nur er verstehen kann und die der Jurist nicht versteht. Jede technische und wirtschaftliche Angelegenheit hat aber neben dem konstruktiven, sachlichen und ökonomischen Zweck auch ein allgemeines, politisches, soziales und kulturelles Ziel, Die Sache oder Institution muß in den Gesellschaftkörper, in den Staat gut und wirksam eingegliedert werden, wenn der Mohlfahrtzweck, also der eigentliche Sinn jeder Facharbeit, erreicht werden soll. Und gerade Dies zu besorgen, ist die große und schwere Aufgabe des Leiters einer Verwaltung. Dazu gehört demnach zunächst

Juristen als Bürgermeister,
ein klarer und universeller Kopf und ein beträchtliches Maß von Verwaltungskenntnissen und Lebenserfahrungen. Der Bürgermeister einer Stadt hat nicht Straßenbahnen, Rathhäuser und Schlachthöfe zu bauen, aber er muß das Bedürfniß nach solchen Objekten erkennen, die materiellen Mittel und die geistigen Kräfte zur Ausführung beschaffen und das fertige Ding in den Gesellschaftbau richtig einfügen. Jeder Leiter eines Amtes ist so das Organ der bürgerlichen Wirthschaft- und Wchlfahrtpflege und der Vertreter des staatlichen Gesammtorganismns. Verwalten heißt: erhalten, entwickeln und angliedern. Das Erhalten und Angliedern besorgt der Leiter, die Durchführung der Entwickelung der Fachmann der Verwaltung. Der Staat und die Stadt sind keine Industriellen, die für sich einen Vorthsil herausschlagen, denn sie sind unpersönlich, sie erheben den technischen Betrieb aus der niedrigeren kapitalistischen Form in die höhere sozialisirte Wohlfahrtsorm zum Nutzen der Allgemeinheit. Befähigt und berufen zu solchem Amt ist also allein der für Verwaltung und Organisation Begabte; und der Widersinn unserer Verwaltungen ist nur in der Thatsache zu suchen, daß auch der talentloseste Jurist durch die starren Formeln unseres veralteten Berechtigungwesens zum Amtsvorstand prädestinirt ist und auf der Eselsleiter aufsteigen muß, auf deren Spitze er dann vielleicht endlich seine Unfähigkeit erweist und sie als Pensionirter angenehm abbüßt. An dieser Einseitigkeit, welche die Häupter der Verwaltung nur aus dem Becken der Juristerei holt, an diesem Automatismus krankt die Verwaltung und also auch der Staat. Selbst die begabtesten Vertreter einer anderen als der juridischen Studienrichtung können nicht im Verwaltungdienst eine leitende Stellung erlangen, weil sie nur im Fachdienst verwendet werden, daher auch Erfahrungen nur in einem bestimmten Zweig der Verwaltung sammeln, dcn Zusammenhang desPerwaltungsgetriebes nicht übersehen und die Universalität nicht erlangen können wie der Jurist, der in den verschiedensten Gebieten verwendet und ausgebildet wird. Das Entscheidende ist also: der Jurist wird in der Schule und in der Praxis zur Verwaltung systematisch erzogen, der Techniker nicht. Wir brauchen auf dem Technikum oder der Handelshochschule ausgebildete, mit Rcchtskenntniß ausgestattete Verwaltung- nnd Sozialingenieure, die berufen sind, neben dem Verwaltungjuristen in freier Beweglichkeit sich auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung zu bethätigen, um die Voraussetzungen für die Eignnng zum Leiter einer Verwaltung zu erlangen. Erst dadurch werden wir die Rückständigkeiten unserer Exekutive besiegen und die rascher funktionirende und billigere Verwaltung erlangen, die der modernen Kulturentwickelung entspricht.
Wien. Professor Victor Loos.

III. Die temperamentvollen, aber (wirklich) nicht tief genug durchdachten Ausführungen des gewiß dem Technikerberuf angehörenden Herrn Verfassers scheinen mir die Superiorität wenigstens dieses Technikers über die mir bekannten juristischen Bürgermeister noch nicht zu ergeben. Ich will aber seine Darlegungen ernstlich würdigen.

Der Wunsch der meisten Herren, die einen juristisch gebildeten Bürgermeister fordern, wird auf die Unkenntnis; der bürgermeisterlichen Aufgaben oder auf den Glauben an die Unentbehrlichkeit des Assessorexamens zurückgeführt. Die erste Alternative'geht, wie jeder Kommunalmann bezeugen wird, insofern fehl, als heute weithin, oben und unten, gerade die Auffassung herrscht, der Bürgermeister müsse Alles wissen und Alles können. Die Staatsregirung sinnt den Stadt-Verwaltungen die Erfüllung aller Aufgaben an, welche die Ueberwindung gewisser Unbequemlichkeiten erfordern, und bat, wenn-'Mur die Politik aus dem Spiel gelassen wird, nicht das Mindeste, aber auch nicht das Allermindeste gegen eine recht weitherzige Auslegung des Begriffes der im elften Paragraphen der Städteordnung erwähnten „Gemeindeangelegenheiten" einzuwenden! und auch der Stadtbürger hat das zuversichtliche Vertrauen, daß der Bürgermeister eben Alles könne, können müsse. Sehr verständlich; denn der städtische Verwaltungskörper ist der sichtbarste, am Unmittelbarsten wahrnehmbare von allen. Immer wieder liest der Bürger von den Berathungen der Stadtverordneten, fast jede Nummer seines Leibblattes berichtet hierüber, Verwandte oder Bekannte arbeiten im Verwaltungorganismus mit: und so drückt sich die Auffassung von den Aufgaben des Bürgermeisters in dem Wort aus: „Geht Dir der Rath aus, so geh' ins Rathhaus!" In der zweiten Alternative scheint aber sine völlige Kongruenz von Vorder- und Nachsatz zu liegen. „Wer einen Juristen zum Bürgermeister will, ist von der Unentbehrlichkeit des Assessorexamens überzeugt." Gegen die Wahrheit dieses (sinngemäß) wiedergegebenen Satzes lässt sich nichts einwenden.

Als erste Aufgabe wird dem Bürgermeister die Bearbeitung der Personalien zugeschrieben, obgleich er doch niemals ein Kolleg hierüber gehört hat. Aber die Bürgermeister größerer Städte hüten sich wohl, die Personalien zu bearbeiten. Deren Bearbeitung nimmt einen ganzen Mann in Anspruch, der kaum noch Zeit für andere Arbeiten erübrigt. Auch der juristische Stadtrath hat nun allerdings kein Kolleg über „Personalien" gehört. Gr hat aber eine allgemeine juristische Ausbildung genossen, die ihn befähigt, Gesetze zu verstehen und anzuwenden. Oder soll Das vielleicht der Techniker, der über das Wesen der immer wiederkehrenden juristischen Grundbegriffe nichts weiß, besser können? Will er sich in den Vorschriften der Städteordnung, des Beamtengesetzes, der Schulgesetze vermöge seiner Kenntnisse im Brückenbau oder in der Gesteinkunde leichter zurechtfinden?

Und nun kommt ein besonders saftiger Schnitzer! Da viele Kommunalverwaltungen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Bürgermeister ohne juristische Vorbildung haben, so sei bewiesen, daß juristische Vorkenntnisse auch für das Polizeidezernat nicht unbedingt nöthig sind. Ich nehme diese Beweisführung für mich in Anspruch und sage deshalb: Da viele Kommunalverwaltungen Bürgermeister ohne technische Vorbildung haben, so ist bewiesen, daß sie nicht unbedingt nöthig ist. Mir scheint, damit fällt der Boden für die

Ausführungen des Herrn Verfassers zusammen. Sollten die Juristen
an der Verwaltungspitze nicht doch ganz gut sein?
Weiterhin seien dem Bürgermeister die wichtigsten Sachen aus
allen Ressorts zugetheilt; angeführt wird eine ganze Zahl von Bau-
ten und technischen Anlagen, von denen der Jurist nichts verstehe. Ge«
wiß: ein Jurist kann keine Brücke bauen, keine Wasserleitung legen.
Zunächst aber eine Gegenfrage: Was versteht der Techniker von der
Steuergesetzgebung, dieser über die Maßen schwierigen Materie? Was,
von Grund aus, von der sozialen Fürsorge? Was vom Eingemein-
dungwesen? Und dann: Wenn der Jurist auch nicht selbst den Rath-
hausbau ausführen, die technische Gestaltung der Klärbeckenanlage be-
stimmen, Dies vielmehr dem Techniker überlassen muß, so geht sol-
cher ausführenden Thätigkeit eine noch wichtigere und schwierigere
voraus, nämlich das Erkennen der Nothwendigkeit aller dieser Unter-
nehmungen, ihre Begründung und Finanzirung, die Errechnung ihres
wirthschaftlichen und finanziellen Werthes. Das kann nur Jemand,
der einen klaren Ueberblick über die gesammte wirthschaftliche Lage
seiner Kommune hat. Frage: Hat diesen Ueberblick jeder Jurist? Ant-
wort: Nein. Nur der tüchtige und in der Verwaltung erfahrene. Die
Erfahrung kann sich der Techniker allerdings auch aneignen. Sie reicht
aber nicht zu, wenn ihr nicht die juristische Vorbildung zu Hilfe
kommt. Das Wesen der Stadtverwaltungen beherrscht nur Einer,
der juristisch vor- und durchgebildet ist; jeder Athemzug, den die Kom-
munen thun, ist von juristischer Bedeutung, jede Bewegung ist „rechts-
erheblich", erfordert die sichere Direktive eines Juristen. Und wenn
es heute modern geworden ist, dem Juristen Alles abzusprechen, sogar
seine Rechtskenntniß, so muß Dem gegenüber betont werden, daß die
logische Durchbildung, die eine unerläßliche Nothwendigkeit für die
Thätigkeit in der Verwaltung ist, in der Regel nur zwei Berufsge-
meinschaften eignet: den Mathematikern und den Juristen.
Wäre es richtig, daß der Techniker an die Spitze gehört, so ergäbe
sich die weitere Frage: Welcher Techniker? Was versteht der Maschi-
neningenieur vom Hochbau? Der Tiefbauer von der Maschinenkunde?
And wäre es richtig, daß gerade an die Spitze von Industriestädten der
Ingenieur gehört, dann gehört an die Spitze einer noch viel Ackerbau
treibenden Stadt ein Ackerbauer, an die Spitze von Städten mit Schuh-
industrie ein Schuster, an die Spitze von Städten, deren ganze Bedeu-
tung in der Universitöt liegt, entweder ein Professor oder ein Zimmer-
vermiether oder ein Gastwirth.
Einen anderen Fehler macht der Verfasser, indem er die angeb-
liche Bedeutunglosiqkeit der Techniker in rein technischen Dingen der
juristischen Verwaltungspitze zuschiebt. Nein: auch der technische Bür-
germeister ist nur uims sx nuiltis. Auch er kann von d>-n nicht technischen
Magistratsmitgliedern oder (im Gebiete der rheinischen Städteord-
nunq) von den Stadtverordneten niederciestimmt werden. Verantwort-
lich für die angeblichen technischen Fehler ist also nicht der juristische
Bürgermeister, sondern das Kollegialsystem. Immerhin möchte ich aber

die juristisch geleitete Stadtverwaltung sehen, die gegen das übereinstimmende Votum ihrer Techniker technische Aufgaben zu lösen sucht. Die Techniker, die sich in technischen Dingen nicht durchzusetzen vermögen, müssen miserable Musikanten sein.

Das Gleichniß des Panamakanalbaues ist unverständlich. Das ist eine rein technische Angelegenheit; und die werden selbst in den Städten, deren juristische Bürgermeister unter Elektrizitätzählern Menschen verstehen, von Technikern bearbeitet. Schief ist auch der Vergleich mit großen Finanz- und Industrieunternehmungen. Die einen haben rein kaufmännische Aufgaben, die anderen technische und kaufmännische Ziele, die einen Fachmann fordern. Manche Finanz- und Industrieunternehmungen werden aber sehr gut von Juristen geleitet, natürlich von Juristen, die sich über das bloße Rechtfinden erhoben haben, doch wegen ihrer Rechtskenntniß und logischen Durchbildung dem Nurfachmann vorgezogen werden. Jedenfalls sind aber die Städte nicht Handels- oder Industrieunternehmungen. Die Aufgaben der Stadtverwaltungen, die den Bürgern keine Dividenden abzuwerfen, sondern für die Wohlfahrt der Stadtgenossen nach jeder Richtung zu sorgen haben, besitzen keine Gemeinschaft mit den F':nanzansta!ten, die das ihnen anvertraut: Geld im schirmen Konkurrenzkampf mit anderen Unternehmungen zu möglichst hohem Zins verwerthen sollen. Damit erledigt sich auch die Forderung nach dem kaufmännischen Bürgermeister. So weit einzelne Betriebe der Stadt der kaufmännischen Erfahrung bedürfen, steht sie in der Person kaufmännischer Stadträthe und Stadtverordneten zur Verfügung.

Die Leistung einiger juristischen Bürgermeister will der Herr Verfasser iu einer Aufwallung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens nicht leugnen, wofür ihm die Adickes, Marx, Bender sicher dankbar sind. Ich möchte aber den Herrn Verfasser noch freundlicher stimmen, indem ich ihm den Aufschwung unserer Städte unter juristischer Leitung ins Bewußtsein rufe und ihn auf die grandiosen technischen Schöpfungen der Städte insbesondere hinweise, die sich, ungestört durch juristische Ingerenz, wohl aber gefördert durch der Juristen Verwaltungskunst, in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben.

Mi? scheint es nun an der Zeit, daß die Juristen gegen all die Angriffe, all den Zweifel an ihrer Schaffenskraft, an ihrer Eignung und Befähigung auch außerhalb des Gesetzbereiches sich zur Wehr setzen. Der Versuch, sie aus den Verwaltungen zu drängen, in die sie aus Gründen des öffentlichen Interesses, und zwar in leitende Stellungen, gehören, hat oft das einzige Motiv der begrsiflichen und durchaus nicht zu verurth eil enden Begehrlichkeit nach der ergiebigen Brotstelle. Diese aber braucht sich der Jurist nicht nehmen zu lassen, so lange die bessere oder auch nur gleiche Eignung Anderer für diesen Beruf nicht erwiesen ist.

Frankfurt a, M. Magistratssyndikus Langer.

Herausgeber nn^ verantwortlicher Redak c,,r: Maximilian H>rden in Berlin. — Verlag der Zuunft in V,r!in — Druck von V.ch S Garlcl' <S m, b, I, i:i V.'i-Iin.

Berlin, den 8. März 1913.
Dysangelien.
Cadinen-Rehberg.
^er König hat eineBataille verloren. Ist wieder, wie annoIena,
Ruhe die erste Bürgerpflicht? Nee, sagt derBerliner; unter
Iagow(Gottlieb, der für unser A A sorgt,ist gemeint, nichtTrau-
gott,ders P P unter sich hat) schmeckt die frische Blutwurst anders
als unter Schulenburg; und wenn wir schwiegen, würden die
Steineausschwatzen, daßimFebruar,nichtnurwegenderBesuche
bei reichen Kindern Israels, Wilhelm seine Schwarze Woche ge-
habt hat. Kwst Korrible, daß solches Gerede imRecht istznicht min-
der, daß Unsereins das geschätzte Maul halten muß. Die Diszi-
plinarfalle schnappt zu, ehe mans ahnt. Eklig aber ist die Geschichte
und eklig bleibt sie, bis sie im Stil des Volksmärchens beendet
wird, in dessen Heldenrollen der Große Fritz und der stämmige
Müller von Sanssouci sich theilen. Noch sind wir erst hinter dem
Aktschluß: «II y a ciesjuZes«. Diesmal in Elbing.Dahatdas Land-
gericht entschieden, daß dieKündigung, die der König vonPreußen,
als Gutsherr von Cadinen, dem Pächter seines Vorwerkes Reh-
berg zustellen ließ, nach der Verkehrssitte und den Grundsätzen
von Treue und Glauben ungiltig sei, den König, der die Räumung
des Vorwerkes beantragt hatte, stramm abgewiesen und ihm die
Kosten des Verfahrens auferlegt. Von Rechtes wegen. Im Na-
men des Königs; in Sachen Sohst wider den König. Dieses Ur-
heil war einLabsal; schon des Auslandes wegen, dem manchmal
der Zweifel aufstieg, ob wir noch Richter haben. Nur: uns bleibt
ein Erdenrest zu tragen peinlich. Von Asbest ist er nicht. Sohsts

sitzen im einunddreißigsten Iahr auf Rehberg. Konservativ bis
ins Knochenmark. Der Vater darf sich am Kronenenorden freuen.
Der Sohn hat das Rittergut seit 1898 in Pacht. Ungefähr drei
Achtel der Herrschaft Cadinen, die hinter schönem Bergwald mit
bildhübschen Schluchten verdammt schlechtes Ackerland hat. Be-
sitzer war Landrath a.D.Birkner, der den ganzenKitt demKaiser
und König vermacht hat. Erstes Aergerniß: Einspruch überleben-
der Verwandten des Erblassers, die irgendwie abgefunden wur-
den. Zweites: Waldsperre. Birkner hatte den Zugang in denWal d
und auf die gelichteten Höhen, von denen Ostsee und Haff zu sehen
sind.erlaubt; jetzt wurde er streng verboten: trotzdemS.M.höch-
stens mal ein paarTage in Cadinen verlebtund die beschwerlichen
Bergpfade nicht Strolche, sondern nur anständige Naturfreunde
herbeilocken. Die brummten, weil rechter Hand, linker Hand Tafeln
drohten: -VerbotenerPrivatweg!" Sohst war bereit, gegen ange-
messeneEntschädigungdenPachtvertragzulösen,derbiszumersten
Iuli 1918 dauert. Das wollte der Generalbevollmächtigte des Kai-
sers nicht. Der,Geheimrath von Etzdorf,forderte dann aber,daß der
PächterbinnenvierWochendierehbergerWirthschaftgebäudemit
dem Kostenaufwand von fast einundzwanzigtausend Mark repa-
riren lasse. Zu so großem Aufwand, sagt Sohst, bin ich nicht ver-
pflichtet. Sind Sie, sagt Estorff; und verklagt den Pächter beim
elbinger Landgericht.Urtheil: Sohst hat nur bis zum Betrag von
fünfhundertvierzig Mark für Umbauarbeit aufzukommen. Beruf-
ung ans Oberlandesgericht Marienwerder, dessen Gutachter die
Gebäude in einem der Pächterpflicht genügendenZustand findet.
Die Klage wird zurückgezogen; und der elbinger Landkreis ver-
zeichnet das dritte Aergerniß. Das vierte folgt sogleich. Estorff
verlangt den Bau eines neuen Wohnhauses; Sohst soll ein
Fünftel der Kosten tragen und alle nöthigen Fuhren leisten. Ant-
wort: Nur, wenn mein Pachtvertrag um zehn Iahre verlängert
wird; sonst lohnts nicht. Neue Klage. Elbing verurtheilt. Ma-
rienwerder hebt, als Zweite Instanz, dieses Urtheil auf und weist
den Kläger, den König, ab. Das Reichsgericht bestätigt den ab-
weisenden Spruch. Viermal hat der Pächter über den Besitzer
gesiegt, in dessen Namen in Preußen das Recht gesprochen wird.
Ist nun Friede auf der rehberger Erde? Nein. Am Tag vor der
Weihnacht 1912 kommt ein Gerichtsvollzieher auf den Hof und
bringt die Kündigung. Ein Eingeschriebener Brief hätte genügt;

diesmal mußte es der Gerichtsvollzieher sein, bei dessen Anblick Knechte und Mägde zu munkeln haben. NeuerRechtsstreit. Neue Klage. Am achtundzwanzigsten Februar 1913 weist das elbinger Landgericht sie ab, weil „nach seiner Ansicht der Rechtsstandpunkt des Beklagten nicht nur nicht, wie der Kläger behauptet, undiskutabel, sondern durchaus acceptabel ist". Herr Hellmuth Sohst bleibt Pächter des Rittergutes Rehberg und der Herr von Cadinenmuß abermals die Prozeßkosten tragen. DerKönig hat vier Bataillen verloren. Elbing, Marienwerder, Leipzig, Elbing.
Was nun? Sechzehn Tage vor dem Gerichtstermin hat der Kaiser öffentlich, im Deutschen Landwirthschaftrath, gesprochen: „Mit einem Theil des lebenden Inventars will ich demnächst ein Vorwerk besetzen, um so mehr, als ich meinen Pächter 'rausgeschmissen habe, der nichts mehr taugte, und das ich in eigene Regie übernehmen will." DerSatzwareinTheildesManuskriptes,das derRedner selbst der zuständigen Stelle zumDruck übergab. Der Pächter ist nicht 'rausgeschmissen, sondern in seinem Pachtrecht durch denGerichtsspruch befestigt worden.Daß er ungemein tüchtig und ringsum geachtet ist, daß er -mit Fleiß und Intelliqenz dem Boden abringt, was ihm unter den schwierigen Verhältnissen abgerungen werden kann", daß „kein anderer Landwirth es besser machen könnte", haben die Berufsgenossen in zwei Vereinen ihm einstimmig bezeugt. Worauf wird nun noch gewartet? Will man den Gekränkten in einen Kohlhasenkampf um sein Recht drängen? Der könnte dem König neue Schlappen bescheren. Dem Antrag, das fortwährende Pachtverhältniß gerichtlich festzustellen, wäre die Annahme sicher. Und im Bürgerlichen Gesetzbuch steht, unter dem fünfundzwanzigstenTitel („Unerlaubte Handlungen"), Paragraph824: „Wer, derWahrheitzuwider, eineThatsache behauptet oder verbreitet, die geeignet ist, den Kredit eines Anderen zu gefährden oder sonstige Nachtheile für dessen Erwerb oderFortkommen herbeizuführen, hatdemAnderen den daraus entstehenden Schaden auchdannzu ersetzen, wenn er dieUnwahrheit zwar nicht kennt, aber kennen muß". Die Fiktion, daß der König nicht Unrechtthun könne, gilt nur imBeMk des Strafgesetzes. Wollen wir noch mehr Prozesse von der westpreußischen Sorte schlucken? „I^e termier <Ze Ouilläume" spukt schon durch alle unfreundlichen Länder. Da fragt man, wie der Kaiser wohl über Dinge informirt werden möge, die ihm nicht so nah an die Haut und den Beutel

gehen und dienichtsoleicht zu durchschauen sind. Ists denLeuten
zu verdenken? Versieht, wiebei uns die Sachen gemachtwerden,
möchtesichsämmtlicheHaareausraufen.Iustizministerium.Reichs-
justizamt, Kronjuristen, Sachverständige jeden Kalibers konnte
man fragen: Ist der Ausgang gewiß? Neun von zehn Stimmen
hätten geantwortet: „ Durchaus nicht; nach der Rede im Landwirth -
schaftrath sogar höchst ungewiß. Zieht die Klage zurück und ver-
ständigt Euch mit dem Pächter. Will der Gutsherr ihn nicht mehr
sehen, dann soll er ihm, statt der angebotenen achttausend, schleu-
nig die geforderten fünfzehntausend Mark als Schadensersatz ge-
ben; sammt einem gnädigen Wort. Daß der König von Preußen
immer wieder von preußischen Gerichten abgewiesen wird und daß
er geringere Entschädigung bietet, höhere Leistung fordert, als die
Gerichte anordnen,istkeinschönes Schauspiel. "Wir machens an-
ders. Aus Berlin wird ein Anwalt nach Elbing geschickt; und
der Klage folgt, wie die Thräne dem Zwiebelgeruch, die fatale
Niederlage. So gehts auch in viel wichtigeren, für Staat und
Reich wichtigeren Fällen in Deutschland. Der Rath, der zuhaben
wäre, wird verschmäht und aus dem Siegerbewußtsein in den
Wurstkessel gestolpert. Kiderlen, der den Balkanleuten zupfaucht,
daß sie, wenn sie den Degen nicht einstecken, von den Türken nach
Noten verhauen, trotz allen Russennoten aber von keiner Men-
schenseele bedauert, von keiner Großmacht geschirmt werden. Der
Heilige Theobald, der den Rumänen räth, im Bulgarenhandel
doch recht mäßig zu sein und sich der friedlichen Stimmung der
guten Tante Europa anzupassen. HundertBeispielesindvonjeder
Ecke zu holen. Immer der felbe Kram. Nur wurde den Zuschau-
ern bis gestern noch nie in so erschreckender Deutlichkeit gezeigt,
wie weise wir, für König und Vaterland, das Geschäft führen.
Ministerpräsident und Landwirthschaftminister haben der
Rede des Kaisers zugehört. Beide mußten bitten, sie nicht in die-
sem Wortlaut zu veröffentlichen. Weil sie, selbst wenn ihre Be-
hauptungen haltbar waren,nicht gut wirken konnte. Königssöhne
und Könige bleiben, wenn sie nicht, wie Onkel Ede, vom Türken-
hirsch und von Cassel lernen, dem wirklichenLeben stets fern;und
auch S.M.ist in den Realitäten des Alltages ein Fremdling. Er
weiß nicht, daß auf feiner steilenHöhe derVerruf eines Pächters,
gar eines, der ihn viermal vor Gericht besiegt hat, unkleidsam ist.
Weiß nicht, daß er sich mit der Angabe, er habe inMißwachszeit

benachbartenBauern mit großem Nutzen Saatgut verkauft, einer
Handlung zeiht, in die er sich wissentlich nie bequemen würde; er
könnte ja nicht zaudern, den Dürftigen dieses Saatgut zu schen-
ken. Mein Schädel meint, daß Bethmann und Schorlemer ver-
pflichtet waren, ihmDas geradauszusagen. Obendreinsind sie die
dem Generalbevollmächtigten für Cadinen -vorgeordneten In-
stanzen"; sie mußten diesen Herrn von Etzdorf, der im elbinger
Kreis Landrath war und jetzt imLandwirthschaftministerium sitzt,
für die Ziffern und Daten der Rede haftbar machen. Nun haben
sie den Salat. Von höchst loyalen Nachbarn und frommen Be-
rufsgenossenschaften wird alles vom Kaiser über den pettkuser
Roggen und den rehberger Pächter, den Viehbestand und den
MilchgehaltVorgetragene als« vollständig falsch" zurückgewiesen.
In Lenzen, zu dessen Bezirk Cadinen gehört, ist nicht ein einziger
Landwirth zu ermittelnder von der kaiserlichen Gutsverwaltung
Roggen gekauft oder von solchem Kauf gehört hat. (Die Leute,
sprachWilhelm,,, habensich vormeinerScheune um diesen Roggen
geschlagen".) InElbing weißIeder, daß aufWogenab, demGut
Etzdorfs, derpettkuserRoggenschonangebaut wurde, als aufCa-
dinen noch Birkner herrschte. Das wird laut ausgesprochen, zu
Resolutionen verbündelt undden «Ohrenbläsern" gröbste Wahr«
heit gegeigt. In den Wipfeln aber regt sich nichts. Sputet Euch,
Kinder! Waren Etzdorfs Meldungen nicht richtig, dann darf die
Thatsache, daß S.M. bisher jeden Versuch, den Mann zu kriti-
siren, ablehnte, ihn nicht schützen. Sind sie als richtig zu erweisen,
dann zerwalzen sie die auffällige ^Unbeliebtheit des Generalbe-
vollmächtigten. Los! Glaubet ja nicht, daß sichs um Kleinigkeiten
handle, um die der Praetor sich nicht zu kümmern braucht. In
vierundzwanzig Stunden ließ alles Nöthige sich auf feste Beine
stellen. Und ein huldvoller Gestus rettet dem Kaiser die dank-
bare Rolle des bon prince. Muß Cadinen zum Preußenkreuz
werden?LängstklagendieKachelfabrikantenüberdieKonkurrenz.
«Wenn Seine Majestät die Leute, die, wie Wertheim, Kempinski,
Friedländer und dieVorsteherderFasanensynagoge,vonihmge-
kauft haben, mit seinem Besuch öffentlich ehrt, können wir natür-
lich im Wettbewerb um die Kundschaft nicht mehr siegen." Nun
noch derFallSohstmitallenMöglichkeitenneuerProzesse. Wor-
auf wartete der Oberlehrer im Dragonerrock? Da der König nicht
Unrecht thun kann, darf ers auch nicht thun. «Die aufBefehl des

. Kaisers eingeleitete Untersuchung hat ergeben, daß die Berichte,
auf deren Inhalt die Rede vom zwölften Februar gestützt wurde,
in wesentlichen Punkten von subjektiver Empfindung gefärbt
waren und daß, insbesondere, kein triftiger Grund vorliegt, den
mit dem Rittergutspächter Sohst geschlossenen Vertrag vor dem
Ablauf zu lösen." Das gäbe einen Iubelsturm am Frischen Haff!
Müssen wir jede Gelegenheit zu ersprießlichem Thunvertrödeln?
S.M.würde dann vielleichtmißtrauisch? Um so besser fürs Reich.
Schnell! Irren ist menschlich; also nicht unköniglich.

Narrenwelt.

«Nun kenn' ich Deine würdigen Pflichten. Du kannst im
Großen nichts vernichten und fängst es nun im Kleinen an." Faust
ü ber Mephistopheles? Die auf der Bundesrathsestrade über die
M. d. R. Zwar sagen fies nicht; müßten aber, wenn sie nicht von
der Angst geschüttelt würden, vor oder nach Pfingsten in Lebens-
gefahr zukommen. Kleinknickereiistimmerekelhaft; jetzt,während
Milliarden wie saure Bierneigen vertröpfelt werden, einfach zum
Speien. Als das Gerücht ging, der Schutztruppe für Südwest sei
dieMusik abgeknöpft worden, lachte man über dieMottenburgerei,
die das Vaterland dadurch zu retten glaubt, daß sie Weißen und
Schwarzen ein bescheidenes Konzertvergnügen wegschnappt.
Wird jetzt aber die Schutztruppe selbst, alsWachmannschaft,Der«
mindert, dann hört derSpaß auf; und derGrobeUnfug beginnt.
Mindestens vierzigtausend Schwarze, fünfzehntausend Weiße,
Ein- undAusfuhr zusammenübersiebenzigMillionen: undnicht
einmal zweitausend Soldaten! Das sollzu viel sein? Der Iesuiten-
qualm müßte demCentrum allen gesundenMenschenverstand aus-
geräuchert haben, wenn es drauf bestünde. Die paar Mark, die da
zu erknausernsind, machen denReichskohlnichtfett; und was uns,
gerade in Südwest, falsche Sparsamkeit schon gekostet hat, kann ein
Hottentotenkind nachrechnen. DerLandesrath sagt, fürdenNoth-
fall eines allgemeinen Aufstandes sei die Truppe unzulänglich,
manches Revier ohne den dürftigsten Schutz; der Staatssekretär,
der sich im Land umgesehen hat, und das Kommando sind der selben
Meinung, Kennt derAbgeordneteQuestenberg mit seinenKnirpsen
den Bedarf besser? Solchen Druck dürften unsere Leute um kei-
nes Applauses Preis dulden. Auch ohne Tirpitzens langen Bart
müßten sie dieZähne zeigen und dieZwanzigmarkmänner,die auf

Reichskosten schwatzen und schnarchen, baden, turnen und Briefe
schreiben, mit sanftem Ernst die rechte Lebensart lehren. Die em-
pfiehlt, in allen mit denWonnen des Parlamentarismus begna-
deten Ländern, sich in die Mitbestimmung der Hauptlinien zu be-
schränken und, so lange Pauschalvertrauen gewährt wird, in Win-
zigkeit nicht dreinzureden. Hat in der Wilhelmstraße oder an der
Windecke des Farbengemengsels denn irgendein verkrochener
Bösewicht ein Interesse daran, zwischen Swakopmund und Am-
ooland fünfhundert Mann mehr zu garnisoniren, als unbedingt
nöthig wäre? Blech. Aber derHerrAbgeordnete muß dentrauten
Wählern beweisen, daß er ein Hauptkerl ist. Deshalb beredet er,
primo in der Kommission, secunä« im Plenum, jeden Quark, der
durch eine Privatanfragezu erledigen wäre; bringt,mit dieser Sitte
(msäe in Oermany), ein ganzes Reichsamt für einen Monatzu un-
nützlich defensivem Stillstand; und streicht heute zwei Schreiber,
morgen gar eineCompagnie. Hat erEinflutz?Istertoujours en ve-
äette? Zittern die Excellenzen vor seinem gesträubten Schopf, seiner
umwölkten Glatze? Ein allerliebstes Spielchen. Doch die Stärke
der Schutztruppe darf nicht, wie ein Dach hase, ausgekegeltwerden.
Auch für den Etat des Auswärtigen, weisfagt die Runde,
wird allerlei Abenteuerliches geplant. Dasfehltunsnoch. -Wenn
der Gesandte in Cetinje bis jetzt mit fünfundzwanzigtausend Mark
ausgekommen ist, braucht man ihm nicht fünftausend zuzulegen."
<!«IIeZium!«sicum. Ausgekommen! Der Oesterreicher hat fünfzig-
tausend und freie Wohnung; unserer muß, mit der Hälfte, sogar
die Kanzlei bezahlen. Dreißig: knappes Existenzminimum. Kommt
denn an den Spitzen überhaupt Einer aus? Metternich mußte
London meiden und sich auf dem Land nach der Decke strecken;
sonst wäre er in Schulden geschlittert. Schoen scheint keine Lust
zu haben, Beträchtliches zuzusetzen. Selbst der lange Kanzler, der
im kleinen Kreis doch höchsteigenhändig die Suppe in die Teller
löffelt, stöhnt, er müsse in jedem Iahr noch dreißig Mille drauf-
legen. Und bei Bülow wars sicher das Vierfache. Meint Einer,
Cetinje sei, besonders heute, wo Montenegro von uns nur mit
Schelte und Abstinenzmahnung gefüttert wird, ein behaglicher
Aufenthalt? So ziemlich das Uebelste auf unserem alten Kon-
tinent. Seid froh, daß da ein verständiger,wachsamerMann sitzt,
der mitNikolausens Majestät, wenn allesAndere schief geht,über
die Wunder derDichtkunst und Umgegend plaudern kann.Ihr habt

ja keine Ahnung, wie blindIhr seid. Immer wieder das Geplärr: „Das ganze Malheur kommt von der Bevorzugung des Adels." Als ob wir mit Stein und Bismarck, Hatzfeldt und Münster, Arnim (vor der tentation) undRadowitz nicht leidlich gefahren wären. Schlimm ist, daß ein Haufe zusetzbaren Geldes verlangt und durch dieses Postulat dem armen, in der Auslese des Daseinskampfes als tüchtig bewährten Adel der Weg auf die hohen Posten der Diplomatie gesperrtwird. Bewilligt ein PlusvonsechsMillionen: und die Wahlschranken weiten sich und die Laufbahn ist dem Talent offen. Muß der Eifer stets den falschenFleck prügeln? Ihr merkt gar nicht, liebe Mandatare des deutschen Volkes, wie schlecht Euer Schützling an den wichtigsten Stellen vertreten ist. Daß in Wien Manches anders gewickelt werdenkonnte, wenndaEinersaß.auf denBerchtold hörte und dessenWortGewichthatte.DaßallesSino-Iapanische, die Hauptsache von übermorgen, unter den Tisch fällt. Ihr schmort im fest verschlossenen Topf der Fraktion, kennt dasPersonal nicht, das draußen wirthschastet, und bekümmert Euch um keine Ernennung. Nicht mal um die allerneusten, die doch, b/)«ve, der Rede werth wären. Von der ganzen Tenne nicht ein Korn für Busche, auf den die Klügsten der Zunft wetten. Statt aus Sofia den Vorort deutscherBalkandiplomatie zu machen(die vonWangenheim so lange ersehnte Türkenbotschaft geht ja gen Asien flöten), schickt man den braven Ueberseemann Michahelles hin, der im Herzen der hamburger Landsleute noch kein Erzdenkmal hat und, all in seiner zuverlässigen Ehrbarkeit, für den Causeur Ferdinand der untauglichste Partner ist. Und so weiter. Ihr klopft die Heldenbrust, wenn hunderttausend Mark von der Rechnung gestrichen sind. Und schwört auf die sieghafte Weisheit unserer Staatsmannskunst, wenn ein San Giuliano, in Tertianern erkennbarer Absicht, erzählt hat,wie innigItaliensArmDeutschlands Schild, wie zärtlich (in Tirol) Oesterreichs Busen umklammere.

Vermögensabgabe.

SieghafteWeisheit?DerAusdruck ist weit überholt.Ueberwältigende Genialität: darunter thun wirs nicht mehr. Ich sehe wahrlich schon die Zeit, da Theobaldus, im Zierkleid des kapitolinischen Iupiters, vor allem Volke das Glück des Triumphes schlürft. Den Albanerberg hat sein Fuß erklettert. Denket nur: er bringt eine Militärvorlage, deren Durchführung ungefähr zwölf-

hundertMillionenMarkkosten wird,und will tausend Millionen
« durchging einm alige Abgabe vom Vermögen decken". Ist der Gedanke nicht verwünscht gescheit, nicht beinahe göttlich schön? Vielleichtwuchs er im Späherkopf eines Genießers, der in unzähligen Aufsichtsräthen Schlafstelle und Pfründe hat, die Wollust, den werthenNamen in die Welteschenrinde zukerben,gern theuerbezahlt und alles ihm gestern noch Unbekannte für (Zrsnci Oü, für den Schloßabzug von der Sonnenseite seines Edelgeistes hält. Gesegnete Mahlzeit! Wer sich länger und ernsthafter tummelt, sieht die Bescherung nicht zum ersten Mal und erkennt hinter dem Lichtkranz die alten Wesenszüge des Caesarismus. Macht nichts. Ringsum wird Triumph getutet. «AusgleichendeGerechtigkeit." -Nur die tragfähigen Schultern werden belastet." «Die würdigste Iahrhundertfeier." «DasAusland ist von dem ungeheuren Entschluß so verblüfft, daß es kaum Worte findet." Nur das Ausland ?Mir find sehr guteDeutsche über den Weg gelaufen, die zunächst auch sprachlos waren; dann aber die Hände rangen, tobten, heulten, rasten. In Zorn: nicht in Wonnekrämpfen. Unter vier Augen: nicht auf dem Markt. Da hüten sie die Zunge; denn der schüchternste Einspruch würdeniedergeschimpst. «DieserschmutzigeGeizhals will sich vom Beitrag für die Wehr des Vaterlandes drücken!" Viel roher noch würde dem Warner aufs Ohr geklatscht. Nur Thomas Stockmann giebtsich für eine unpopuläre Sache hin. Muß man schon einmal zahlen, dann lieber mit strahlender alsmitverkniffenerMiene; lieberBeifall als Iauche einhandeln. Mein Auge sah noch nicht einen zur Kontribution Verpflichteten, nicht einen einzigen, der den Plan nicht ungeheuerlich, nicht verhängnißvoll fand. Auf der Straße spürest Du keinen Hauch solchen Zornes. DieOeffentlicheMeinung erglänzt inHochzeiterseligkeit.Undwenn derWind sich nicht etwa, wider alles Erwarten, überNacht dreht, segeltdasSchiffchen,mitgünstigerBrise,durchgefahrlosesWasser. Noch ist der Entwurf nicht flügge. Einiges muß aber schon heute ausgesprochen werden. EineRegirung, die dasBedürfniß des Landheeres so lange ungestillt läßt, bis es, in einem Lenz, gebieterisch fünfViertelmilliarden heischt, hat den schroffsten Tadel verdient. Nicht minder eine, die wähnt, mit dem Entschluß zur Konfiskation von Vermögenstheilen das Ausland schrecken zu können. Das hat feit Iahren gehöhnt: Deutschland kann bald nicht mehr weiter; und ist nun fester als je von der Wahrheit dieses

Glaubens überzeugt. Der Glaube trügt. Deutschland kann weiter. Nur: die Regnenden scheuen harten Kampf, lechzen nachMassen- 'applaus und sind durch Kluftwelten von der Art Bismarcks ge- trennt, der in einer Steuerdebatte sprach: -DiePopularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist." Soll Krieg geführt werden? Nein. Auch dieses Kaiserreich ist der Friede. Tausendmal ists uns gesagt worden. Eben so oft, bis in die letzten Tage hinein noch, daß unsere Weltstellung unüberbietbar mächtig, unsere Bündniß- fähigkeit ungeschmälert, der Himmel, auch nach dem Schwinden der Mondsichel, über uns hell ist. Für Zeit und Ewigkeit zwei Großmächten verbündet. Ererbte, inPotsdamundBaltisch-Port gekräftigteFreundschaftmitRußland. Ueber allesHoffen hinaus gedieheneIntimitätmitBritanien.DerBalkankrieghatuns keinen Schaden, nicht den kleinsten Verlust gebracht. Nun? „Der Um, schwung im Südosten Europas" hetzte in den Beschluß, schnell zwölfhundert Millionen fürs Landheer aufzuwenden. Das wird auch noch dem Erdkreis laut verkündet. Nun müssen wir die Rech- nung für eine spottschlechte Politik bezahlen. Wir? Drei Zehntel der Nation. Die würden keinen Beitrag, auch den gewaltigsten nicht, dem Vaterland weigern, wenn Nothwendigkeit beföhle; wenn der Feind vor dem Thor stände; wenn die Kräfte derVolk- heit erschöpft wären. Ists so? Nein. Sondern: man will tausend Millionen Mark ohne Zinspflicht haben. Dem Schacher mit den Parteien entschlüpfen. Die Masse nicht reizen. DerWohlhabende lärmt nicht; macht keinen Putsch; zittert, als schäbiger Protz ver- rufen zu werden, trotzdem er schon mit direkten und indirekten Steuern überbürdet ist. Also: permanenterZuschlag inPreußen, Vei mögensabgabe im Reich. Iahrhundertfeier? Das Rezept aus dem Rom der Caesaren, dem Paris des großen und des kleinen Bonaparte. IstdieFlascheeinmalentkorkt,dannwird,widerjedes Gelübde, noch oft draus genascht werden. „Iubiläumstropfen. Geruchlos." Sieben Zehntel sind kreuzvergnügt, drei heucheln freudigen Opferwillen. Das Ende wird bitter. DenAnfang bringt die Erkenntniß, daß die Milliarde des Reiches internationale Stellung nicht für einer Stunde Dauer bessern kann, wenn seinen Wipfeln nicht Schöpferkraft, nicht muthige Weisheit zuwächst.

Grüßender Tod ...

^^?in fremder Jüngling trat in meinen Traum —
Auf seiner Stirne lag ein Kronenreifen
Und ganz voll Leuchten ward davon mein Raum -
Und seine Blicke fragend zu mir schweifen . . .
Und Lilien trug cr in der blassen Hand;
Sein Aug' war tief von fremden Traurigkeiten.
Ulir ist, ich hätte ihn von je gekannt,
verlockend und bedrohend mir zur Seiten,
Und dennoch fremd und unermeßlich fern;
Und stumm, wenn laute Lebensstimmen rede,,.
Doch mit der Königsmiene eines Herrn,
Der herrscht in einem unbekannten Eden.
«wer bist Du, Ewiger, der dennoch jung?"
Drauf er: «Ich bin der Tod und das vergessen,
wen ich umarmt, Dem stirbt Erinnerung
Und nie mehr wird cr weh und Glück ermessen."
«Du willst mich schon? Ich bin Dir nicht bereit."
Er sprach: «Ich weiß, — ich komme nur, zu mahnen.
Zu süß ist Dir noch alle Menschlichkeit;
Du schweifst zu selig noch auf Lebensbahnen
Und liebst zu sehr der Sonne wachsend Licht."
Er lächelte mit seltsamer Geberdc:
«Du bist noch reif für meine Ernte nicht,
An Deiner Sohle haftet zu viel Erde."
Der Königliche schwand aus meinem Traum.
ZNit seinen Lilien sah ich ihn entschweben . . .
Ein Leuchtenderes trat zu mir im Raum,
von ZNorgenrothen ganz umloht: das Leben!

Baden-Baden. Alberta von puttkamcr.

Das Reichstheatergesetz.

anches andere Gesetz wäre nöthiger als ein Theatergesetz. Es
giebt im Deutschen Reich 350 feste und etwa 300 Sommer«
und Gastspieltheater. Diese Theater zusammen beschäftigen 25 000
Personen, wovon aber nur etwa 16 000Schausvieler (und Choristen)
sind, während das technische Personal natürlich auch in anderen
Betrieben thätig sein kann. Von diesen 16 000 Mitgliedern sind
1500 in gut bezahlten Stellungen an Hof« und Stadttheatern.

Bleiben also im Ganzen etwa 14 000 Menschen, die das neue Gesetz schützen soll. Diese 14000 Menschen machen ein Geschrei, daß der Hörer glauben muß, es handle sich um den Schutz von Millionen, während die Zahl doch nur der des in einem einzigen großen Fabrikbetrieb beschäftigtenPersonals gleicht. Sie fordern eine gesetzliche Regelung ihrer Verhältnisse und finden eine Regirung, die Konferenzen anberaumt und sogar die Gesetzentwürfe schon im Reichsanzeiger veröffentlicht. Der in der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger organisirte kleine Bevölkerungtheil hat also fertig gebracht, einen Gefetzentwurf zu bewirken, der nicht nur die Theaterverhältnisse ordnet, sondern die Theaterdirektoren bedroht. In genossenschaftlichenPublikationen wird mit Grausen dargestellt, daß bei kleinen Schauspielunternehmungen („Schmieren"), die doch schließlich die Hälfte aller Schauspieler beschäftigen, die Mitglieder elenden Lohn erhalten. Ich möchte einmal feststellen lassen, was die Direktoren dieser herumziehenden Truppen verdienen.

Der Entwurf hat zwei Theile: einen schlechten und einen unnöthigen. (Höflich ausgedrückt.) Ueberflüssig sind die langen Bestimmungen des Artikels II, der sich mit dem Bühnenvertrag beschäftigt. Was da kodifizirt werden soll, steht selbst in den schlechtesten Verträgen der beiden Bühnen-Vereine. Die Aufzählung der wichtigen Gründe zur Aufhebung des Vertrages ist um so unnöthiger, als sie doch nur Beispiele anführen kann und Vorschriften giebt, die zum Theil im Vertrag geändert werden können.

Wo aber der Entwurf Neues bringt, ist er gefährlich. In der Tendenz mag ja die Gleichstellung der Kinematographentheater mit anderen Bühnenunternehmungen löblich sein. Aber wer gerecht sein will, muß es lächerlich finden, daß ein Lichtspiel-Unter« nehmer eine Kaution stellen und seine Zuverlässigkeit in sittlicher, artistischer und finanzieller Hinsicht nachweisen soll. Ich bin seit langer Zeit für eine Gleichstellung der Kinos mit den Theatern eingetreten, fordere aber, daß man den Theatern das Leben erleichtere, nicht, daß man die Gründung von Kinos erschwere.

Wird der Entwurf Gesetz, dann hat die Vormundschaft der Polizei kaum noch eine Grenze. Früher kümmerte sich die Behörde nicht um jede Kleinigkeit, verlangte nicht Kautionen und Kapitalnachweisungen, Büchereinsicht und Schauspieler-Uebernahme. Dafür gab es früher im Theatergeschäft selten Zusammenbrüche. Seit einigen Iahren ists anders geworden: und in der selben Zeit mehren sich die Theaterkrachs. Gerade in diesem Iahr siehts schlimmer aus als je zuvor. Will man da die Befugnisse der Polizei noch erweitern und die schlecht bewährte Methode gesetzlich festlegen? Der Sperrfonds, der schon so viel Unheil angerichtet hat, der dem Di-

rektor von vorn herein einen großen Theil der Betriebskapitalien entzieht, dadurch zu unsoliden Geldaufnahmen geradezu verleitet und den Schauspielern noch nie Nutzen brachte, soll gesetzlich erlaubt werden. Obwohl die Polizei schon jetzt das Recht hat, bei der' Prüfung der vorhandenen Mittel die geschäftlichen Grundlagen des Unternehmens möglichst zu sichern, soll dem Direktor nun noch eine Privatversicherung der Mitglieder aufgebürdet werden. Kein Mensch denkt daran, etwa die Autoren zu schützen, die doch auch nicht immer auf Rosen gebettet und für das Theater am Ende nicht ganz unwichtig sind. Niemand schützt den Verleger, den Agenten. Aber das Mitglied wird geschützt, weil die Genossenschaft verstanden hat, die ganze Welt auf die Schanzen zu rufen.

Noch ärger wird die Bestimmung wirken, nach der bei „Reichs« konzessionen" die Ortspolizeibehörde das Spielen untersagen darf, wenn ein Bedürfnis; für das Unternehmen nicht vorliegt. Man lasse Amtsvorsteher und Bürgermeister in kleinen Städten über das Kunstbedürfnitz entscheiden: und man wird nette Dinge erleben. Ich sürchte, daß für die meisten Gastspiele nicht zu rechter Zeit die Konzession zu haben sein wird, besonders da nicht, wo etwa ein Gesangverein die Konkurrenz der Schauspieler fürchtet.

Auch wo der Entwurf direkt für die Schauspieler sorgen will, ist er ungeschickt dazu. Am Meisten in der wichtigsten Frage: der nach der Stellung der Kostüme. Ieder Erfahrene weiß und jeder Anständige mißbilligt, daß die Art, wie diese Frage jetzt in der Mehrzahl der Fälle beantwortet wird, die weiblichen Mitglieder in die Versuchung führt, sich zu verkaufen. Hier zu helfen, wäre die vornehmste Pflicht des Entwurfes gewesen. Was aber thut er? Paragraph 13 bestimmt, daß der Direktor dem Mitglied die erforderlichen Kleidungstücke zu liefern habe, mit Ausnahme solcher, die ohne wesentliche Aenderung auch außerhalb der Bühne getragen werden können. Als ob die allgemeine Klage sich gegen das Theater mit klassischem oder auf das Dekorative gestelltem Spielplan gerichtet hätte! Das Schlimme ist ja gerade, daß die Schauspielerinnen gezwungen sind, für Stücke, in denen sie sich modern kleiden müssen, Aufwendungen zu machen, die in gar keinem Verhältniß zu ihrem Lohn stehen und selbst die höchste Gage verschlingen. Wollte der Gesetzgeber durchgreifen, so mutzte er fordern, daß der Direktor alle Kostüme liefere.

Aus den vielen Berathungen ist nichts Brauchbares herausgekommen. Was herauskam, dürfte nicht Gesetz werden und kann nicht lange Gesetz bleiben. Der ganze Gedanke eines Reichstheatergesetzes ist nun einmal verfehlt.

Dr. M a x E p st e i n.

Guelfen und Ghibellinen.

SM>arl Adolf Menzel hat einmal gefragt, wie es wohl komme, daß
WH die Parteikämpfe der mittelalterlichen Städte Deutschlands
nicht die selbe Beachtung gefunden haben wie die der italienischen
und der altgriechischen, und antwortet: Weil sie nicht das Glück
hatten, vom Licht einer klassischen Literatur bestrahlt zu werden.
Die Antwort ist richtig (hat doch Dantes Gedicht allein schon ge-
nügt, die jLapi und Bindi, diölMüller und Schultz« von Florenz, in
die Weltgeschichte oder wenigstens in die Literaturgeschichte zu
bringen); aber sie bedarf einer Erläuterung. In Athen wie in
Florenz fiel die Periode ihres politischen Lebens mit ihrer Litera-
tur« und Kunstblüthe zusammen, Deutschland hat zwei Blüthezei-
ten seiner Literatur erlebt; die eine, deren Träger das Ritterthum
war, ging der EntWickelung des städtischen Lebens voran, die
zweite fiel in die Zeit des Absolutismus, wo die Städte ihre Selb«
ständigkeit verloren hatten und nur noch kümmerlich vegetirten;
nur die Bildenden Künste blühten in ihrer politischen Zeit, als de«
ren Ende schon nahte. Und die italienischen haben zur Zeit ihrer
Blüthe, gleich den altgriechischen, im Mittelpunkt der Welt-
geschichte gestanden, in bald freundlicher, bald feindlicher Wechsel-
wirkung mit Kaiser und Papst, den damaligen Centren der Welt-
politik. Mit ihnen wie mit den Königen von Frankreich und Eng-
land noch ganz besonders als ihre Geldgeber und Finanzleiter; die
Quints, esssntia, das fünfte Element der Welt, hat Bonifaz VIII.,
der diese Seite des städtischen Lebens am Höchsten schätzte, die Flo-
rentiner einmal genannt. Und nicht allein diesen wichtigen Theil
der politischen Kunst haben sie ausgebildet, die Finanzwissenschaft,
das Bankwesen, die Münzerei (die Florentiner waren die Ersten,
welche die Bedeutung einer vollwerthigen schönen Münze erkann-
ten; der kiorino ä'or« erwarb ihnen Achtung bis tief in den Orient
hinein); Alles, was zum Staatsleben gehört, Gewerbe und Han-
del, gesetzliche Ordnung, Verwaltungpraxis, Verfassung, sind in
den Stadtstaaten des Mittelalters geschaffen und vom modernen
Staat, der anfangs nur in der Form des Absolutismus möglich
war, übernommen worden. An dieser Vorbereitung des modernen
Staates haben auch die deutschen Städte ihren Theil; aber den
älteren italienischen gebührt die Ehre der Priorität und in keiner
deutschen Stadt hat sich ein so vielgestaltiges und wechselreiches
Verfassungleben entwickelt wie in den italienischen, unter denen
wieder der Arnostadt die Krone des Formenreichthums gebührt.
Auch sind wir über deren Leben genauer unterrichtet als über das

der deutschen Städte, weil in den aus der Römerzeit stammenden
Städten die Gewohnheit schriftlicher Verwaltung, Gesetzgebung,
Beurkundung niemals unterbrochen worden war, während in Ger-
manien das Schreibwesen anfangs nur Sache der Klosterleute
war und in den vom zehnten Iahrhundert an spärlich entstehen-
den kleinen Städten (nur Italien besaß Städte, die nach heuti-
gem Maßstab allenfalls als Großstädte gelten können) mühsam
in Gang kam. Die erschöpfende Auskunft, die das florentiner
Staatsarchiv giebt, wird, abgesehen von Dante und seinen Kom-
mentatoren, durch Chroniken und Geschichtwerke von hohem litera-
rischem Werth ergänzt. Und jetzt beschert ein Deutscher den Flo-
rentinern eine Geschichte ihrer großen Vergangenheit von solchem
Umfang, solcher Vollständigkeit, solcher kritischen Gewissenhaftig-
keit, daß sich keine andere Stadt, auch Rom nicht, einer ebenbürti-
gen rühmen kann. Vorigen Sommer ist bei Ernst Siegfried Mitt-
ler in Berlin der dritte Band von Robert Davidsohns Geschichte
von Florenz erschienen, der, mit Register 954 kleingedruckte Seiten
Lexikonoktav stark, von 1296 bis 1331 reicht.
Ein arithmetisch angelegter italienischer Historiker hat über
7009 Revolutionen in den italienischen Städten herausgerechnet.
Die florentiner Geschichte wenigstens darf man die Revolution in
Permanenz nennen. Fast kein Iahr verlief ohne Verfassungünde-
rung; so fein, schilt Dante seine Vaterstadt, ist Deiner Satzungen
Gespinnst, daß bis Novembers Mitte nicht hält, was im Oktober
Du gesponnen. Heinrich Leo findet diese Flüssigkeit der Verfassung
ideal, denn sie habe den grundbösen dauernden Widerspruch zwi-
schen thatsächlichem und Rechtszustand niemals eintreten lassen. ,
Gewiß ist Dieses das Vernünftige; daß aber diese Verfassungände-
rungen von so viel Blutvergießen und scheusäligen Grausamkeiten
begleitet waren, will mir weder vernünftig noch nothwendig schei-
nen. Erst aus Davidsohns Werk habe ich erfahren, wie oft Folte«
rungen, Verstümmelungen, entsetzliche Verschärfungen der Todes-
strafe bei diesen frommen Christen vorkamen; im heidnischen
Athen sind solche Gräuel niemals verübt worden und in den römi-
schen Verfassungskämpfen ist vor der Gracchenzeit, die den Nieder-
gang der Republik einleitete, Bürgerblut überhaupt nicht geflossen.
Eben so zügellos wie in Haß und Rache hat sich in der Sinnen-
lust der leidenschaftliche Lebensdrang ausgetobt (allerdings auch
in edleren Formen als in den aus den Novellisten bekannten; bei
vielen Festen stellten Tänze und Aufzüge schöner Iünglinge und
Frauen den Malern die herrlichsten Modelle vors Auge; Dante
konnte ihnen die Bilder seines Paradiso entlehnen, wie auch die

Schrecken seines Inferno der ihn umgebenden Wirklichkeit entnommen sind). Dieser schreiende Widerspruch gegen das ethische Ideal des Evangeliums nöthigte die Kirche, ihren jüdisch-heidnischen Sühneapparat immer vollständiger auszubauen. Sollte der Glaube an die Hölle diese argen Sünder nicht wahnsinnig machen (viele verloren freilich den Glauben), dann mußten ihnen andere Mittel dargeboten werden, dem im Ienseits drohenden Gräßlichen zu, entgehen, als die ihnen unmöglich dünkende Erfüllung sitt» licher Forderungen: Absolutionen, Ablässe und andere „Gnadenmittel". Manche blutbefleckte Helden legten beim Nahen desTodes die Franziskaner- oder Dominikanerkutte an, der man die Kraft zutraute, vor Gott wohlgefällig zu machen. Ethisch werthvoller als Kirchenbräuche waren die bei Kaufleuten und Bankherren beliebten Restitutionen; vor dem Tode erstatten sie einen Theil ihres Wuchergewinnes (jeder florentiner Kapitalist war ein Wucherer nicht nur im kanonischen Sinn des Wortes) den Geschädigten, den Armen oder der Kirche.

Die Geschichte der florentiner Verfassungänderungen kann natürlich hier nicht erzählt werden; schon die Darstellung einer der vielen Verfassungen mit ihren Regirungskollegien, Raths-Körperschaften, Behörden und der Verflechtung von Staats- und Zunftverfassung würde zu viel Raum einnehmen. Deshalb genüge die Bemerkung, daß Florenz den Kreis von der Monarchie (ver« treten durch den Grafen von Tuszien und den Bischof als kaiserliche Vikare) durch Aristokratie, Oligarchie, Demokratie zurück zur Monarchie in allen erdenkbaren Stadien durchlaufen hat und daß sein Staatsbau ein sehr verwickeltes Getriebe war, dessen viele Räder einander mehr hemmten als förderten, das jedoch seinen Zweck, keine Alleinherrschaft aufkommen zu lassen, dreihundert Jahre lang erfüllt und die Bürgerschaft nicht gehindert hat, reich und mächtig zu werden. Wurde der Parteikampf einmal ganz unerträglich, dann berief man einen Fürsten als „Signor"; auch Papst und Kaiser ließ man sich manchmal in diesem Amt gefallen und es war mehr der Gunst des Schicksals als der Weisheit und Tapferkeit der Bürger zu danken, daß sie der Gefahr, bei solchem Wagniß ihre Unabhängigkeit einzubüßen, jedes Mal entgangen sind. Grundsatz der inneren Politik von Florenz war das Mißtrauen Aller gegen Alle. Der Podestä (Oberrichter, zugleich Befehlshaber des Ritter- und Söldnerheeres) und der Capitano del Popolo (zweiter Richter und Befehlshaber der Bürgermiliz) durften nie Florentiner sein; diese mit Militärmacht ausgestatteten Aemter wurden, auf je ein Iahr, immer nur Fremden anvertraut.

Die Amtsdauer aller übrigen Behörden wurde noch kürzer bemessen; die Mitglieder desRegirungskollegiums, derSignoria, Prioren genannt, amtirten nur zwei Monate und wurden während dieser Zeit wie Gefangene eingesperrt Und überwacht. Der Geist des Mißtrauens zeigt sich auch sehr deutlich in dem Verfahren, das 1328 für die Priorenwahl vorgeschrieben wurde. Einige (nur einige) dieser Bestimmungen mögen nach Davidsohn mitgetheilt werden. „Die Prioren nebst zwei von ihnen erwählten Vertrauensmännern für jedes Sestiere (Stadtsechstel) entwarfen eine Liste aller über dreißig Iahre alten Bürger, die sie für würdig und fähig hielten, das Amt eines Priors oder Gonfaloniere (Banner« Herrn) di Giustizia (Der war das Haupt der Signoria) zu bekleiden, wobei es sich versteht, daß Zugehörigkeit zu einer der einundzwanzig Zünfte und unbescholtene guelfische Gesinnung unerläßliche Vorbedingungen der Nomination bildeten. Eine entsprechende Liste stellten die Bannerträger der neunzehn Volkssozietäten nebst einem Beirath von je zwei Popolanen aus jedem Sechstel auf, eben so die Kapitäne der Parte Guelfa nebst ihrem Rath; und endlich hatten die fünf Beamten der Mercanzia, des Handelstribunals, mit ihrem Veirath von vierzehn Zunftkonsuln, zwei von jeder der sieben alten Oberzünfte, eine vierte Liste zu entwerfen. Zum ersten Mal im Dezember 1328, später, von 1331 an, im Ianuar der ungeraden Iahre, versammelten sich die sechs Prioren nebst dem Gonfaloniere, die 12 Buoniuomini, die 19 Bannerträger der Volksgenossenschaften, je 2 Konsuln der 12 Oberzünfte und 6 durch die Prioren und die Buoniuomini zu ernennende Vertrauensmänner aus jedem Stadtsechstel, zusammen 98 Männer, die über jeden auf den vier Listen stehenden Namen durch Abgabe von schwarzen oder weißen Bohnen abzustimmen hatten, wobei einer abgerundeten Zweidrittelmehrheit die Entscheidung zufiel; wer 68 schwarze Bohnen erhielt, galt als gebilligt; sein Name wurde in streng geheim zu haltende Listen eingetragen und zugleich (aus einem zusammengerollten Zettel) in den Wahlbeutel gelegt. Da es galt, auch diese Operation vor Fälschungen und gefährlichen Einflüssen zu bewahren, vertraute man die Zählung der Bohnen und die Führung der Listen zwei Minoriten, zwei Dominikanern und zwei Augustinern von außerhalb an, von denen je drei abwechselnd zu fungiren hatten. Der die Wahlbeutel und Register enthaltende Kasten wurde, mit drei Schlössern versehen, in der Sakristei von Santa Croce untergebracht; den einen Schlüssel bewahrte der als Vorsteher der Waffenkammer im Erdgeschoß des .Priorenvalastes waltende Cisterziensermönch, den zweiten der Mi-

nister der Franziskaner von Santa Croce, den dritten der Capi-
tano del Popolo. Spätestens drei Tage vor dem Amtsablauf eines
jeden Priorenkollegs und vor dem Erlöschen der anderen bürger-
lichen Würden wurde der Kasten nach dem Palazzo geschafft und
dort die Auslosung vollzogen; Der, den das Los zum Priorat oder
als Gonfaloniere berief, durfte diese Stellung während der zwei
auf seine Amtszeit folgenden Iahre nicht von Neuem bekleiden;
sein Vater, seine Brüder und sein Sohn blieben ein Iahr lang,
seine entfernteren Verwandten während der nächsten sechs Monate
von ihr ausgeschlossen." Bald nach dieser Neuordnung wurde die
Tüchtigkeit der Behörden auf eine harte Probe gestellt, die sie gut
bestanden. Die Umsicht und Energie, mit der sie in einer durch
Mißwachs erzeugten Hungersnoth und gleichzeitigen durch voll-
tische Unfälle verursachten Geldklemme Ruhe und Ordnung auf-
recht erhielten, so daß es gelang, die Bürgerschaft nothdürftig mit
Nahrungmitteln zu versorgen und spekulativer Ausbeutung des
Mangels zu wehren, war, meint Davidsohn, ein Triumph bürge»
licherVerwaltungskunst. Bei der Unzahl von Beamten und Raths«
Mitgliedern (auf hunderttausend Einwohner!) und der kurzen
Amtsdauer gab es keinen noch so niedrigen Mann, der nicht Aus-
sicht auf eine „Würde" hatte, und ganz gewiß keinen, der nicht nach
einer solchen strebte und sich schon deswegen mit Kopf, Mund und
Faust an den politischen Kämpfen betheiligte. In schwierigen La-
gen pflegte man zur Beschwichtigung der Unzufriedenen die Zahl
der Aemter zu vermehren. Wie gerade aus dieser Kraftanspan-
nung Aller, aus dieser höchsten Lebensintensität die im fünfzehn«
ten Iahrhundert reifende geistige und ästhetische Kultur als schönste
Frucht hervorgehen konnte, wird der Denkende leicht verstehen.
Wird an den Einzelheiten dieser Verfassungen und ihrer
Wandlungen wohl immer nur dem Historiker und dem Staats-
mann gelegen sein, so fordern die Triebkräfte der Umwälzungen,
die Parteien, mit Recht allgemeines Interesse, weil die Namen von
zweien in der Weltgeschichte eine Rolle spielen; in deren herge-
brachter Darstellung eine falsche Rolle, die durch neuere kirchen-
politische Kämpfe in den Köpfen leider neu belebt worden ist. Der Ge-
gensatzpaare, in denen die florentinischen Parteien wurzelten, gab
es vier. Das erste Paar heißt Feudaladel und Stadtbürgerthum.
Die Adeligen - Longobarden und Nachkommen von Deutschen ande«
rer Stämme, die durch die Römerzüge nach Italien verpflanzt wor-
den waren, störten durch Gewaltthaten und Räuberei den Handel,
das Gewerbe und alle Kulturarbeit der Städte. Ihre Bändigung
hat Niemand gründlicher besorgt als die florentiner Kommune,

natürlich nur innerhalb ihres kleinen Gebietes. In einem hundertjährigen, mit bewundernswerther Umsicht und Beharrlichkeit geführten Krieg wurden die Burgen der kleinen Zwingherren gebrochen, sie selbst in finanzielle Abhängigkeit von den Bürgern ge« bracht und genöthigt, in die Stadt überzusiedeln. In seinem Eontado hob Florenz die Hörigkeit auf und begünstigte die Einwanderung der Bauern in die Stadt, die wegen der vielen gewaltsamen Tötungen und verherender Seuchen fortwährend der Ergänzung ihrer Bevölkerung, besonders der Arbeiterschaft, bedurfte. Die Burgherren siedelten sich in der Stadt sippenweise an; die Häuser jeder Sippe hatten einen gemeinsamen Feftungthurm (oder mehrere). Von diesen Festungen aus befehdeten sie einander. Gegen die Bürger verübten sie Gewaltthaten. Sie trieben es so toll, daß die Bürger einmal berathen haben sollen, ob es nicht das Beste wäre, Florenz zu verlassen und an einem anderen, friedlicheren Ort eine neue Stadt zu gründen. Endlich leitete im Iahr 1293 Giano Kella Bella, ein Mann aus vornehmem Bürgergeschlecht, eine Reform ein, die das Bändigungwerk allmählich durchführte. Die neuen Statuten, Oräinaiosiitg, ^ustitias genannt, schrieben ein Denunziation- und ein summarisches Strafverfahren (zum Beispiel: die Zerstörung der Häuser bei Widersetzlichkeit) vor, machten die Mitglieder jeder Sippe bis in die entferntesten Verwandtschaftgrade solidarisch haftbar für die von einem der Ihren verübten Verbrechen und stempelten den Adelscharakter zum Schimpf, indem als Strafe für besonders qualifizirte Verbrechen von Popolanen die Versetzung in den Stand der Magnaten oder Granden (so wurden die Adligen genannt) verhängt ward. Die Magnaten blieben von allen Aemtern ausgeschlossen, so lange sie nicht durch Eintritt in eine Zunft den Adelscharakter ablegten. Mit der Durchführung dieser Gesetze wurde ein besonderer Beamter, der Bannerherr der Gerechtigkeit, betraut; als er zum Haupt der Signoria und damit der Republik emporstieg, wurden seine ursprünglichen Funktionen dem Esecutore der Ordinamenta übertragen, dessen Amt für diesen Zweck neu geschaffen worden war. Von den folgenden blutigen Parteikämpfen sagt Davidsohn, sie würden als Fieberdelirien einer ganzen Bevölkerung erscheinen, wenn man nicht bedächte, daß es sich in ihnen um die Aufrechterhaltung der Ordinamenta gehandelt habe. Und diese Statuten behaupteten sich. Die Zeit brach an, „in der sich, während die alten Geschlechter sanken, eine neue bürgerliche Aristokratie, in überwiegender Zahl aus dem Kreis des Großhandels, in kleinerer aus dem des Großgewerbes bildete. Der Ruhmestitel dieses neu emporsteigenden Patri-

ziates der Zukunft bestand darin, viele Mitglieder aufzählen zu
können, die im Priorenkolleg gesessen oder den Gonfalon di Giu«
stizia getragen hatten, während sich einst die großen Geschlechter
ihres germanischen Blutes oder der That ihrer Ahnen rühmten, die
Karl den Großen zum Wiederaufbau des angeblich vernichteten
Florenz veranlaßt hatten, oder des fabelhaften Ritterschlages, den
vor Iahrhunderten einer der Ähren vom Markgrafen Hugo em-
pfangen haben sollte. Keiner der Männer, die in der nächsten
Folgezeit die Geschicke von Florenz leiteten, hat sich in besonderer,
glänzender Art ausgezeichnet, aber die politische Gesammtleistung
war eine tüchtige; keiner hat feinen Namen mit goldenen, doch hat
auch keiner seinen Namen mit blutigen Lettern in die Annalen der
Vaterstadt eingezeichnet. Dies war die Wirkung der Ordinamenta,
die Fölgc der demokratischen Entwickelung, die das Aufkommen
glänzender Individualitäten verhinderte, dem tüchtigen Mittel«
schlag hingegen den Weg zu den höchsten Bürgerehren ebnete."
Der zweite große Gegensatz war der zwischen Kommune und
Kaiserthum. Als Otto aus dem Hause Welf den jungen Hohen-
staufen Friedrich bekämpfte und viele Kommunen ihm beitraten,
nicht aus kaiserlicher Gesinnung, sondern, um den näheren und
darum mehr zu fürchtenden Kaiser zu schwächen, kam die Bezeich-
nung: Partei des Guelfen, nämlich Ottos des Vierten, und Partei
des Ghibellinen, nämlich Friedrichs des Zweiten, auf. Später
nannten die Parteigänger sich selbst Guelfen und Ghibellinen. Als
Karl der Große seinem Reich das auch Mittelitalien umfassende
Langobardenreich einverleibte, überschritt er damit nicht dieGren-
zen des germanischen Nationalstaates, dessen Gründung sein Werk
war, denn die Langobarden waren damals noch Germanen. Auch
in der Zeit der Ottonen war die Stammesverwandtschaft zwischen
Lombarden und Deutschen noch nicht vergessen und jedenfalls der
Verkehr der Süddeutschen mit ihnen reger als mit den Sachsen an
der Nordsee. Auch erwiesen diese Kaiser dem Land eine Wohlthat,
wenn sie die wüsten Dynasten bändigten und ein Wenig Ruhe und
Ordnung schafften. Der zweite Grund rechtfertigte auch noch die
Römerzüge Heinrichs des Dritten, der das zum Spielball der Dy,
nasten gewordene Papstthum aus dieser Knechtschaft befreite, statt
der verderbten Italiener tüchtige Deutsche auf den Papststuhl er«
hob und die clniiiacensische Kirchenreform begünstigte, die sein
Schüler tzildebra,d dann als Papst Gregor VII. vollendet hat.
Heinrich Hanl: !e damit im Sinn der Stadtbürger, die eifrige
Anhänger der geg. ^ die mit den Dynasten vervetterten üppigen
Prälaten gerichteten Reform waren. Als Barbarossa, in.Italien

erschien, konnte er keinen dieser Rechtfertigungsgründe mehr für sich anführen. Die Lombarden waren Italiener geworden. Die Städte waren erstarkt und im Stande, nicht nur sich selbst, sondern auch jede ihren Contado zu regiren, und vertraten den sehr poetischen, aber des Lesens und der Verwaltungskünste unkundigen deutschen Rittern gegenüber die höhere Kultur. Florenz war da« mals noch viel schwächer als Mailand und mutzte unterducken; Iahre lang spielten seine Bürger die getreuen Unterthanen; aber sie verloren damals wie später ihr Ziel, die munizipale Selbständigkeit, nicht einen Augenblick aus den Augen und gleich einer Sprungfeder schnellte das kräftige Gemeinwesen in die Höhe, so oft der Druck nachließ. Die Art, wie Friedrich und seine Nachfolger die italienischen Angelegenheiten „ordneten", war nicht geeignet, die Städte in ihrem Streben nach Freiheit zu beirren. Brennende Ortschaften beleuchteten den Marsch der kaiserlichen Heere und auf Gelderpressung lief die ganze Ordnungmacherei hinaus. Und nicht die deutschen Ritter allein plünderten; unter dem kaiserlichen Schutz erhoben die gedemüthigten Burgherren wieder ihre Häupter; unter dem Borwand, dem Kaiser die Rebellen zu unterwerfen, raubten sie lustig drauflos. Und wie immer, sagt Davidsohn, „ging die politische Reaktion mit der wirthschaftlichen Hand in Hand". Barbarossa suchte die Liegenschaften, die aus dem Besitz von lüderlichen Geistlichen und Klosterleuten in den der fleißigen Bürger übergegangen waren, ihnen wieder zu entreißen und „der Kirche" zurück zu erstatten. Vergebliche Mühe. Den Stadtbürgern, nicht den Mönchen, gehörte die Zukunft. Auch Heinrichs des Sechsten schwere Hand bekamen die Florentiner noch zu fühlen, aber dessen Tod bildete „für die italienischen Städte und für Florenz mehr als für die anderen einen Merkstein der Entwickelung; der eigentlich mittelalterliche Zeitabschnitt in dessen Geschichte ging an dem Tag zu Ende, an dem ein athemloser Bote, durchs römische Thor sprengend, ausrief, daß der gefürchtete Sohn Barbarossas tot, ein lallendes Kind unter der Obhut einer Frau sein Erbe sei." Dieses Kind versuchte dann freilich, als es zum Manne herangewachsen war, die Politik von Bater und Großvater fortzusetzen; aber nun übernahmen die russischen Städte unter Florentias Führung die Rolle, die in Barbarossas Zeit die Lombardenstädte so erfolgreich durchgeführt datten. Daß diese Guelfenstädte nun eben so wie vor ihnen die Lombardenstädte den Papst zum Bundesgenossen bekamen: Das hat dem Guelfennamen inDeutschseinen üblen Klang gegeben. Die Papstfreundschaft der Guelfen dient dem Lichtbilde der Hohenstaufen zur Folie, für das die

Kriegsthaten Barbarossas, seine und der beiden Nachfolger glänzende Hofhaltung, die Romantik des Ritterthums und der tragtsche Untergang der Dynastie die Farben liefern. Aber all diese Farbenpracht kann an den beiden Thatsachen nichts ändern, daß die Hohenstaufen ihren Untergang durch ihre grundverkehrte Politik verschuldet haben (wie thöricht wäre es selbst in unserer Zeit des Dampfes und des Telegraphen, Deutschland von Neapel oder Palermo aus regiren zu wollen) und daß, die Guelfen für munizipale Freiheit, Bürgerthum und höhere Kultur gekämpft und diesen Mächten zum Siege verholfen hatten. Auch in ihrem Verhältniß zur Kirche ließen die Florentiner sich, mit gesundem Instinkt, durchaus nur von ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse leiten. Sie waren fromm und kirchlich, so weit es ihrem Gemeinwesen nützte, besannen sich aber keinen Augenblick, dem Papst den Krieg zu erklären, wenn Rom ihreStadt schädigte. Bon Klerikalismus, wie man Das heute nennte, keine Spur; die kirchlichen Institute wurden als Kommunaleinrichtungen behandelt, die Geistlichen hoch besteuert, vors weltliche Gericht gezogen und wie die Magnaten mit Ausnahmegesetzen bedrängt. Mit dem Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum deckte sich dieser zweite nur unvollständig. Im Ganzen zwar.neigten die Feudalherren den Ghibellinen, die Städte der Guelfenpartei zu, aber es gab einzelne guelfifche Rittergeschlechter und einige Ghibellinenstädte. Das Zweite erklärt sich aus den Fehden der Städte gegen einander; Pisa, zum Beispiel, hoffte von Kaisern und kaiserlichen Vikaren Beistand gegen seine aufstrebende Nebenbuhlerin Florenz, der es nach langem Kampf unterlag. Von den späteren Versuchen, die Kaisergewalt in Italien wiederaufzurichten, Versuchen, die noch unberechtigter waren als die der Hohenstaufen, wird in einem Aufsatz über Dante die Rede sein, dessen Gedicht nicht wenig dazu beigetragen hat, von den Parteikämpfen seiner Zeit und seiner Vaterstadt falsche Vorstellungen zu verbreiten.

Der dritte Gegensatz war der zwischen verfeindeten Familien, den Ieder aus „Romeo und Iulia" kennt. Solche Familienfehden entbrannten zwischen den Magnatengeschlechtern, steckten aber auch die Popolanen an. Sie wurden in Straßenschlachten und mit Belagerung von Häusern ausgefochten und pflegten mit der Niederreißung der Häuser und Thürme der Besiegten und deren Vertreibung aus der Stadt zu enden. Die Pflicht der Blutrache verlieh diesen Kämpfen einen Schein von Recht. Daß sie öffentlich anerkannt war, geht aus einem florentiner Amnestiegesetz von 1311 heivor, das verordnet, der Esecutore solle jeden Magnaten zwin-

gen, innerhalb zweier Wochen mit jedem wahren Guelfen, der es verlangen werde, Frieden zu schließen, wenn nicht eine Vendetta heischende Blutschuld zwischen ihnen liege; aber auch dann sollten die nach der herrschenden Auffassung zur Vendetta Verpflichteten feierlich schwören, daß sie die Befriedigung ihrer Rache auf fünf Iahre vertagen würden. In Florenz waren die schlimmsten dieser Familienfeindschaften die der Buondelmonti und Aberti, bei deren Zusammenstoß 1216 zum ersten Male der Ruf „Guelfi! Ghibellini!" vernommen wurde, und die der Weißen und der Schwarzen, die gegen Ende des dreizehnten Iahrhunderts in Pistoja ausbrach, in Florenz von den Cerchi und Donati aufgenommen wurde und sich auch über andere Städte verbreitete. Die Worte weiß und schwarz bedeuten blond und dunkelhaarig und waren, lange bevor Parteinamen daraus wurden, zur Unterscheidung von Personen der selben Sippe gebräuchlich. So gab es in Pistoja Cancellieri Bianchi e Neri, in Florenz Cerchi Bianchi e Neri. Die weißen Cerchi regirten im Beginn des vierzehnten Iahrhunderts eine Weile Florenz (allzu kaufmännisch vorsichtig, wie Davidsohn nachweist) und erfreuten sich, obwohl sie sich den Ghibellinen näherten, der Freundschaft des Papstes Benedikt des Elsten, der allerdings nur kurze Zeit regirt hat (er starb am siebenten Juli 13W. Die drei Parteienpaare kombinirten und kreuzten sich vielfach. Die florentiner Schwarzen und Weißen waren, Beide, Guelfen, und die schwarzen Guelfen spalteten sich noch weiter. Die aus einer Stadt vertriebenen Anhänger einer Partei, die Hinausgeschmissenen (tuorusoiti), pflegten sich in der Verbannung zu organisiren; manchmal gelang es ihnen, sich einer Kleinstadt zu bemächtigen, manchmal auch, in die Vaterstadt zurückzukehren und ihre Gegner zu vertreiben, und in dem ewigen mittelitalischen Kleinkriege des dreizehnten und vierzehnten Iahrhunderts standen einander oft nicht benachbarte und (darum, darf man beinahe sagen) verfeindete Städte gegenüber, sondern Guelfen und Ghibellinen, Schwarze und Weiße einer ganzen Städtegruppe. Ritter und Bürger, Kommunen und Centralgewalt, Königliche iund Päpstliche, Familienzwiste begegnen uns auch sonst oft genug in der Weltgeschichte; doch tragen diese Parteiungen im mittelalterlichen Italien und namentlich in Florenz ein so eigenthümliches Gepräge, wie wir es anderswo nirgends finden. Dagegen hat der vierte Gegensatz, der zwischen dem popolo grass« (Mastbürger: übersetzts der Sozialdemokrat), der Bourgeoisie, und dem poxolo viinuto, den Kleinbürgern, nichts, was ihn von dem selben Gegensatz in anderen Ländern und Zeiten unterschiede. Nur ist für Flo-

renz zu bemerken, daß sich! die anderen Parteien bald auf die
Großbürger, bald auf das niedere Volk gestützt haben. Gegen Ende
des vierzehnten Iahrhunderts ist auch die unterste Schicht, die
der Lohnarbeiter der Tuchfabrikanten, geschlossen in den Partei-
kampf eingetreten und hat sogar im Iahr 1378 auf kurze Zeit das
Staatsruder in die Hand bekommen.

Neisse. . Karl Ientsch.

es

Der Tod.

er Tod saß auf einem Baum und spielte auf einer Flöte. Er
hatte sich tief in die Blätter geduckt und ihr Grün umwogte sei-
nen hageren Leib wie ein leichtes, luftiges Kleid. Manchmal bog der
Mind den Ast und das Auf- und Riederwiegen machte dem Tod ein
ihm ungewohntes prickelndes Vergnügen. Aber er ließ sich dadurch in
seinem Thun nicht stören. Er spielte auf der Flöte; und ob auch der
Wind rauschte, ob auch der Donner rollte, ob auch die Thisre des Wal-
des heulten: sein Lied war stärker und sieghaft klang es weit in die
Lande hinaus.

Ein junges Weib hörte den Ton der Flöte. Nicht Mauern, nicht
Fenster, nicht Thüren hatten ihm Schranken zu setzen vermocht. Er
sprang über sie hinweg: und nun füllte er die Luft des kleinen Zimmers,
in dem sich des Weibes Leben bisher abgespielt hatte. Ihre Hände
krampften sich zusammen und sie lauschte mit trunkenen Sinnen.
„Mutter," sprach sie, „hörstDu, wie es mich ruft? Das Leben ruftmich
und Du mußt mich nun lassen." Süß klang der Flöte Ton und des
Weibes Augen leuchteten vor Stolz und Glück.

Die Mutter aber schüttelte das Haupt: „Ich höre es wohl, aber
Dil solltest Dich nicht verlocken lassen. In diesen Wänden habe ich Dich
gesäugt und genährt. Sieh, dort in dieser Wiege habe ich Dich gewiegt
und meine welken Hände sind gewöhnt, Dir abends zärtlich die Wan-
gen zu streicheln. Laß Dich nicht verlocken! Bleibe bei mir!"

Aber das Lied der Flöte wurde dringlicher. Und die Schöne, die
Blonde stand auf und prüfte ihre jungen Glieder. „Aus dem Walde
ruft es. Von weit her. Aber es ist kein Weg zu weit, als daß ich dem
Ruf nicht folgen müßte. Es ist das Lied, das mir im Blut kreist. E5
ist das Lied, das meine Pulse hämmern. Ich komme!" Und keinen Ab-
schiedsblick warf sie zurück, die sonst so Scheue, sonst so Zage. Die Thür
fiel ins Schloß; und hinter ihr weinte eine alte verlassene Frau.

Aber die Junge schritt die Straße entlang mit dem Sturm um

die Wette und ihre Kleider blähten sich auf wie Segel und oft wM, es
anzusehen, als ob es zwei Flügel wären, die sie hinweghöben über
die spitzen Steine der Straße, die ihrem zarten Fuß wehthun wollten.
Und näher schon klang der Ton der Flöte. „Hier bin ich!" rief die
Schöne, die Blonde. Und sie breitete die Arme dem Klang entgegen.
Da trat ihr Einer in den Weg; und sie dachte daran, daß sie ihn
lieb gehabt hatte. Und er sprach: „Was eilst Du, Liebe, Traute? Wo-
hin führt Dich Dein Weg?" Aber sie sah ihn nur traurig an nnd gab
ihm keine Antwort. Da wurde er dringlicher: „Du eilst, als wenn es
zum Hochzeitfest ginge. Aber der Wald ist ein schlechter Hochzeiter.
Dunkel liegt er und kalt und der Regen rauscht hernieder. Steh ab,
Du Liebe, Du Traute!" Und er griff ihre Hand und zwang sie, einzu-
halten im Lauf. Wie eine Nachtwandlerin stand sie vor ihm, sanft und
süß in ihrer Verwirrung, halb erwacht aus dem Traum, halb noch der
Stimme hingegeben, die sie bis hierher geführet hatte. Da klang die
Flöte wieder. Und die süße Ermattung, die das Mädchen befallen
wollte, wich rasch zurück vor dem Zauber ihres sinnaufpeitschenden Lie-
des. „Eile Dich," sang die Flöte, „nimm Dir Flügel, denn das Leben
ruft Dick! Wirf ab, was Dich hemmt, und folge. Vergiß, wer Du
warst; die fromme Einfalt Deiner Kindheit vergiß nnd den Frieden
der Heimath und das Glück der Enge. Und wollen sie Dich fesseln und
wollen sie Dich binden, so speie ihnen ins Gesicht, denn leben sollst Du
nun, glühen sollst Du, mein sollst Du sein! Keines Anderen! Mein!"
Und die Schöne, die Blonde, die Traute flog dahin und der Sturm
jagte hinter ihr her, wie ein schäumender, keuchender Knappe.
Dicht war sie am Wald. Der Regen strömte nicht mehr, aber die
Nebel krochen ihr entgegen und faßten nach ihr, griffen ihr nach dem
Gewand und in das Blondhaar, das in wilden Fluthen ihr Haupt um-
wehte. Aber sie fürchtete sich nicht. Ihr Herz jauchzte und sie mußte
sich Gewalt anthun, die Triumphlieder, die es sang, nicht laut dem
Wald entgegenzuschreien. „Wie die heilige Kammer bist Du mir,"
sprach ihr Herz zum Walde, „in der mein Liebster ruht. Deine Zweige
greisen ineinander, um mein Geheimniß zu verstecken, das köstlicher
ist denn alle Königreiche der Welt. O, Liebster, wie ist Deine Stimme
süß, daß meine Seele ein Beben ankommt, ein Beben vor Sehnsucht
und Verlangen! Ein armes, getretenes Weib war ich, bis Deine
Stimme mich rief, und nun bin ich die Auserlesene, die Gebenedeite,
und meine Stirn soll ein Reif schmücken, der alles Geschmeide der
Welt überstrahlen wird. O Liebe, o Leben! Jage mir entgegen mit den
feurigsten Rossen, daß ich Dich früher fassen kann, denn krank ist mein
Wesen, bis Du es ganz in Deine Arme schließest und ich vergehen
kann in Dir."'
Der Tod saß auf dem Baum. Sein grünes Kleid wurde fahl und
schwarz, denn die Nacht senkte sich auf die Erde herab. Aber unge-
brochen glitten die räthselhaften Harmonien seiner Flöte in die Däm-
merung hinein Sie jubelte und sie klagte: „O könnte ich Euch Alle,

Alle zu mir ziehen I" So klagte sie. „O, daß Ihr Euch meiner Stimme verschließet! O, daß Ihr Euer Herz verstockt und Eure dumpfen Kammern meinen heiligen Altären vorzieht! O daß Ihr klug würdet!"
Und sie jubelte: „Willkommen bist Du mir! Sieh: geöffnet sind die Arme, die lange, lange der Liebsten geharrt! Deine Locken küsse ich und die großen wachen Augen, die darunter stehen, und die weichen Lippen, die sich verlangend mir entgegen recken. Willkommen bist Du mir!"
Und während die Flöte also sang, lauschte der Tod. Er hörte, wie fern, noch ganz fern die Aeste knackten, wie das Laub zusammenrauschte, als wenn eilige Schritte sich darüber hinschöben. Nun hörte er den Tritt weicher Frauenfüße und ein Herz, das schlug, und einen Athem, der keuchte. „Liebreizende," sang die Flöte, „nun bist Du mein! Nichts kann Dich mehr aus meiner Hand reißen." Und Antwort kam der Flöte von der Schönen, von der Blonden. „Hier bin ich, Du Unbegreifbarer. Tauche mich ein in Dein Blut, daß ich nichts mehr weiß von mir, daß ich mich selbst verliere, wie sich der Tropfen im Meer verliert. Nimm mich hin!" Unter dem Baum kniete sie nieder und ihre Hände faltete sie, wie sie einst, als Kind, sie gefaltet hatte, und lauschte zu der Flöte empor wie sie einst, als Kind, zu Gott empor gelauscht hatte. O süße Stunde! Und das Glück wollte ihr die Seele zersprengen. „Sehen will ich Dich! Oeffne mir die Augen, daß ich Deine Schönheit ganz erkenne. Das Leben nenne ich Dich, denn Du hast das Leben in mir erweckt; und die Liebe nenne ich Dich, denn es giebt keine Liebe, die nicht ihr Ziel fände in Dir. 0 Leben, o Liebe, laß mich Dich sehen von Angesicht zu Angesicht!"
Doch da geschah es, daß das Lied der Flöte verstummte. Und es war ganz dunkel und still. Aber ein kalter Wind strich zwischen den Bäumen hindurch und rührte die Blonde an. Sie kniete nicht mehr. Zusammengebrochen lag sie auf der Erde und grub ihr Gesicht in das feuchte Moos. Sie wimmerte und schrie. Wie im Wahnsinn schrie sie: „Was schweigst Du mir? Erbarme Dich meiner! Was schweigst Du mir?" Aber die Flöte schwieg. Und dem Weibe war, als würde Alles um sie her zu Stein. Stein ward das Moos, in das sich ihr Haupt hineinwühlte, Stein die Erde, die sich unter ihren Gliedern dehnte. Stein ward die ganze Welt. Auch die Flöte war Stein geworden; und Stein ward sie selbst. Ihr Denken erstarrte. Und nur einmal war es noch, als ob in ihr ein Gedanke aufwachte aus dieser Welt des ewigen Schweigens: „Es ist der Tod", wußte sie.
Da senkte sich der Tod, einem dunklen Raubvogel gleich, auf die Schlafende hernieder. Und er lachte schrill und mißtönig, daß die Bäume des Waldes vor Schmerz aufzuckten. Als aber Mitternacht geworden war, saß der Tod wieder auf seinem Ast und feine Flöte sang wieder das heiße Lied vom Anfang und vom Ende.
EberhardBuchner.

Selbstanzeigen.
Selbstanzeigen.
NiKSä poetioa. Verlag von Josef Kösel in Kempten. 1 Mark.
Introitus.
Laß mich von ferne stehn, o Herr, laß mich
nur stehn und schauen Deines Hauses Zier
und athmen, wo mit sanftem Flügelschlag
der Odem Deiner Allmacht weht.
Als wie in Deinem Vorhof laß mich knien
und fürchtig harren auf Dein Wort und Wesen,
das wie ein Brunn der Gnade, köstlich reichlich
aufsprudeln wird an heiliger Statt.
Und laß mich lauschen, wie Dir Menschenmund
und Engelsmund das Alleluja singt,
und mischen meiner Seele still Getön
in ihren ewigen Chor.
Herr! Mich verlangt nach Deinem Heiligthum.
Ach, weiß. wie Tabor schimmert Dein Altar,
wie Sion schön, dahin die Völker wallen. . .
Herr . . . Herr. . . auch ich!. ..
Auch ich? Weh mir! Es klafft ein Abgrund zwischen
Dir und mir, daraus mir schauervoll
mit meiner Sünde schrecklichem Gesicht
der Zoo entgegenstarrt.
Und eine Welle dunkelroth wälzt sich heran,
leckt mir die Füße. . . steigt zum Herzen. . .
Herr, hilf mir! Ich versinke. Schlage Du
die Brücke über Meer und Abgrund.
Vergieb mir meine Schuld. Und rufe mich
und locke mich mit süßem Wort und hülle
mich wohl in Deiner Gnade Mantel ein,
damit ich sicher schreite.
Hauche mich an, o Gott, Dein Athem
ist Geist und Feuer. O versenge mir die Lippen,
daß sie gereinigt seien zum Gesang.
Versenge mir das Herz. Es will
im großen Opfer, das Dir wohlgefällt,

mit aufgeopfert sein. Herr, wie vermag ich
vor Dich hinzutreten? Doch ich will
Pom Deinen Namen den, der lieblich klingt,
Barmherzigkeit, anrufen über mich.
Ilse von Stach.

Das schwarze Revier. Lyrisches Flugblatt. A. R. Meyer in Wil-
Mersdorf.;

Strikebrecher.

Der Trupp weithergereister Frongestalten
schwankt durch das Dorf wie eine Trauerprozession,
Die Ausgesperrten trommeln Rebellion
mit Fäusten, schwieligen und wuthgeballten.
Ein Blöder, der am Wegrand müßig lungert,
stößt seine Zunge giftig aus dem Mund
und stürzt sich auf die Fremden wie ein Hund,
der gierig nach gestrafften Waden hungert.
Flugschauer hageln aus halboffnen Thüren.
Doch die Sergeanten, die den Zug in die Gewerke führen,
reißen die Säbel abwehrhoch empor.
Aufgähnt das dampfumschnaubte Grubenthor;
und Zwei zu Zwein, wie Schafe an gestrafften Stricken,
entschwinden sie den gieren Raubthierblicken.
Paul Zech.

1813. Ein Cyklus. Mit einem Bild von Hodler („Aufbruch der
Freiwilligen"). Verlag von Eugen Diederichs in Iena.

I. Ver Durchzug,

E elbstrahlende Karabiniers, waldgrim Lclaireure, Lhasfcure,
Mit funkelnden Aezten blankgeschürzt langbärtige Sappeure,
Fusiliergrenadicre in starkblaulcuchtendcm Spenser,
Rosa polenlancie«, Hanseaten, Kroaten, Badens«,
Schwarzraupige Helme, rothe Kollette, gesäumte Schabracken,
Mamelucken, Sachsen in weiß, Portugiesen in bräunlichen Jacken,
Schlankrohrige Kanonen, kurzhälsige Mörser, wagen mit Pulver, Geschossen.
Fuhren Teder und Tuch, Prunkrosse, Karossen,
Karren voll Bauholz und Stein, —
Tausendfüßig, „
Tausendhufig,
Tausendrädrig,
Fernher über Mosel und Rhein,
weit über die Weser, die Elbe, die Spree,

Ringsum die Lüfte färbend mit flimmerndem Widerschein, ,
Langhin über die Bder, durch Pommern, durch Preußen, zog die Große Armee,
Die pauken vergrollen,
Die Räder verrollen, ,
Glitzernd verklingeln die Schellenbäume, blinkend verblitzen,
Fern über die Warthe, die Weichsel, Lanzen, Dolmans, Haubitzen;
Wie nach eines Jahrmarkts wirrbuntem Getos
Liegt das Land in horchender Stille, — schlaflos.
II. Die Erwartung.
Sie Stimmen der Menschen flüstern mit dumpfigem Laut,
Vft tritt Dieser und Der vor die Thür und lauscht,
Es ist, als sind alle Fenster nach Bsten gebaut, - >
Sie hören Trommel und Marsch, wenn Regcn aufs Hausdach rauscht.
Haßhungrig fressen sie in sich jegliche Kunde:
Napoleon trägt seine Siege wie Fackeln tief in die russiche Nacht hinein,
Smolensk ist zerstört, Moskau wird sein, — ,
Einer schlägt die Fäuste empor und schreit
Himmelan: wann kommt uns die Zeit?
Die Anderen murmeln und murren: Noch ist nicht die Stunde. .
III. Moskau. - - -
Aus dichtkronigen Parks blendet weißer Stein der Paläste,
wie verzauberte Reiher stoßen empor scharfschnäblige Thurmknaufspitzcn,
Altroth starren, mit Zinnen gezahnt, die Mauern der Aremlfeste,
Mächtige Kugeln, aus Sonne geronnen, blitzen
wie Rabatten von Edelstein zwischen goldenen Rasen,
Kuppeln und Dächer funkeln smaragden, lürkisen, topaj'cn. . ,
Es jubeln die Garden, Ulanen johlen,
Es tanzen die Florentiner, die Polen.
Geschossene Fanfaren
Knallen aus Karabinern, Pistolen,
Fern im Bsten graun Rauchdünste empor,
Miloradowitschs Barbaren , ,
Ziehn sengend ab durchs Kalumnathor.
Leer . . ,
Liegen die Gassenmoräste vor dem ziehenden Heer.
Bunt glotzen Hütten, starr hangen Gardinen,
Hart über die knüppligen Dämme Tritt und Trommelton kracht,
Tot liegt die Straße beschienen - . - , ,
wie in tagheller Mitternacht.
Irr widerschallen
Die Mauern, die Gassen, —

Moskau ist gefallen,
Moskau ist verlassen.
Aber seht: dort im Haus, zur Rechten, seltsam vergittert
Rundum die Scheiben mit Stäben von Eisen,
Da wohnen noch Menschen, sie winken, sie weisen,
Grell sind sie beflittert.
Stieroffen ihr Blick, flackernd ihre Geberde.
Schreck zuckt in die Reihn, es bocken die Pferde.
In den Zimmern umschwirrt ein flattrig Gewander,
Wirr irren die Irren dort durcheinander,
Da läuft ein Mann umher im Weiberrock,
Einer hat eine Trommel vorgebunden, aber er hat keinen Trommelstock,
Da schwingt Einer ein Fahnenholz, aber es hängt dian keine Fahn',
Einer legt eine Flinte an, aber dran schnellt kein Hahn,
Da reilet Einer im Zimmer umher, aber er hat kein Pferd,
Einer ficht in die Luft empor, aber er hat kein Schwert,
Einer prunkt in papierenem Raiserreif und kattunener Scharlachpracht.
Leutsälig ist er und hält die Eour, aber Niemand hat seiner Acht.
Abendroth glänzt mit Eins zur Linken das Tagsirmament.
Sie drängen vorüber in Eile.
SZuer öffnet sich eine Straßcnzeile.
Sie brennt.

lV. Die Runde,

wie wetlerlicht aus unendlicher Weite
Spiegelt nun oft in den Scheiben ein Flammenschein, —
Sprechen es in den Herden feuerwisscnd die Scheite?
Sagt es weithcrredend das graustöbernde Schnein?
Ward es mit Brand an die Mauern der Häuser geschrieben?
Weitum im Lande ein Jeglicher weiß:
Gluth hat das Heer au» Mos! au getrieben
Hinein in die wüsten aus Schnee und Eis.
Es liegt, der Fröste und Flüsse Fraß,
Napoleon l,eß es zurück als verwesendes Aas,
Napoleon floh!
Da umhalsen sich Männer, da pressen sich Hände,
Fremde sind Freunde mit Eins, wie Fanfaren
Steigt Jauchzen aus Menschen, nach Rummerjahren
Wunder der Wendel
Langhin schallt es, — froh.

Ernst Tissauer.

Barlauf.
n der Elektrizitätindustrie ist Strom« und Kapitalverbrauch gleich
groß. Jahr vor Jahr werden Millionen baren Geldes in elek-
irische Kraft umgesetzt und durch sie wieder in Geld verwandelt. Aber
di^se Wandlung dauert länger als die Vergrößerung der Betriebsan-
lagen, für die der von Emil Rathenau ausgesprochene Grundsatz gilt:
„Man soll den Bedarf nicht an sich herankommen lassen, sondern ihn
selbst schaffen". Die AEG hatte schon im Oktober 1912 einen Auftrag-
bestand von 457 Millionen Mark (gegen 391 Millionen im Oktober
1911) und sie gehörte zu den Gesellschaften, die 1912 neue Aktien aus-
gaben. Das Grundkapital wurde (um 25) auf 155 Millionen erhöht.
Mit den Obligationen und Reserven hat sie jetzt ein Betriebskapital
von 272 Millionen. Weniger einfach als bei ihr sind die Finanzge-
schäste beim Siemens-Schuckert-Concern. Da die Siemens-Schuckert-
Merke als G. m. b. H. betrieben werden, deren Antheile nicht verbrei-
tet, sondern im festen Besitz der beiden Muttergefellschaften sind, ist der
bequemste Weg zur Geldbeschaffung, die Aktienemisfion, nicht gang-
bar. Die Anleihe bringt kein Agio. In der Aktie läßt sich Qualität und
Kredit einer Gesellschaft Keffer verwerthen als mit der Schuldverschrei-
bung und die Emittentin hat trotzdem nicht höhere Kosten; sie ist sogar
frei von jeder Zmsverpflichtung. Dividenden giebts nur, wenn Erträge
da sind; Zinsen müssen stets bezahlt werden. Bei Siemens-Schuckert
ist der Geldverbrauch sehr groß. Siemens S Halske gaben (1912) 20
Millionen Mark 4VsProzentige Obligationen aus; den SSW wurde
ein unkündbares Darlehen, das sie von den Stammfirmen hatten, (um
29) auf 59 Millionen erhöht; die Schuckert-Gesellschaft vermehrte ihr
Aktienkapital (um 10) auf 70 Millionen; und die SSW gaben 30
Millionen ^V^prozentige Obligationen aus. Das geschah 1912. Und
1913 geht der „Barkauf" weiter. Bei den SSW ist das Betriebskapital
auch schon auf 222 Millionen gestiegen, aber der Geldbedarf noch nicht
befriedigt. Die beiden Stammhäuser müssen wieder Geld haben; dies-
mal sinds 25 Millionen, die dem Darlehen von 50 Millionen zuge-
schlagen werden sollen. Die Schuckert-Gesellschaft in Nürnberg ließ
zu dem genannten Zweck 15 Millionen 4VsProzentige Obligationen in
den Börsenhandel bringen; obwohl noch nicht feststeht, wann die neuen
Papiere herausgebracht werden. Wie Siemens S Halske ihren An-
theil an dem neuen Geldgeschäft zum Besten der SSW flüssig machen
werden, ist auch noch nicht bestimmt. Zur Begründung der Finanzope-
ration wird auf den „außergewöhnlich großen" Eingang von Aufträ-
gen hingewiesen. Da diese Bestellungen zunächst neue Kosten verur-
sachen (durch Vermehrung der technischen «nd "manuellen Arbeitkräfte),
so muß das Betriebskapital vergrößert werden. Und der Wettkampf
wird nicht billiger. Das nürnberger Mutterhaus, das seine Dividende
von 7Vs auf 8 Prozent steigern konnte, berichtet von gutem Geschäfts-

gang und von einem nicht erheblichen Geldbedarf, den, zum größten Theil, der Plan bewirkt hat, eine russische Siemens-Schuckert-Ge-sell-,' schaft (mit IS Millionen Rubeln Kapital) zu gründen, die das Starkstromgeschäft der russischen Firmen Schuckert und Siemens S Halske übernehmen soll. Ringsum also ist die Losung: neues Geld.

Wie wird Schuckert sich mit dem neuen bayerischen Ministerialerlaß über die Versorgung des Königreiches mit Elektrizität abfinden? Die bayerische Regirung hat sich schon vor Jahr und Tag gegen Mo« nopole der Großfirmen ausgesprochen. Jetzt ist den Behörden vertundet worden, daß die Staatsregirung sich das Recht vorbehalte, die Versorgung des Landes mit Elektrizität zu regeln. An die Stelle des Privatmonopols soll das Monopol des Staates treten; das Schema gleicht dem für das Reichspetroleummonopol vorgesehenen. Der Staat kontrolirt den Preis, überläßt aber die Vertheilung des Stromes besonderen Vertriebsgesellschaften, die sich dem Regirungprogramm anzupassen haben. Großen Ueberlandwerken soll ein bestimmtes Gebiet zur Stromlieferung für eine nicht zu kurze Zeitdauer zugewiesen werden. Die staatlichen Wasserkräfte sind nach Möglichkeit zu verwerthen. Als Form der neuen Kraftcentralen ist die „gemischte wrrthschaftliche Unternehmung'- (Verbindung von Privatgesellschaften und öffentlichen Körperschaften) gedacht; das Privatkapital kann aber auch ganz für sich bleiben. Wichtig ist, daß der Staat in „dauernder Fühlung" mit den neuen Kraftwerken bleiben und den Strompreis bestimmen will; wenn die schon bestehenden Werke sich den fiskalischen Grundsätzen nicht fügen, werden sie aus dem Stromkreis ausgeschaltet. Daneben: freier Wettbewerb bei Anlagen und Installation.

Der Staat als Stromvertheiler. Das ist der erste Versuch öffentlicher Monopolisirung der Elektrizität. Der Gedanke ist seit Iahren (zuerst wohl vom Herausgeber dieser Zeitschrift) empfohlen worden; nicht die Herstellung, sondern nur die Vertheilung soll Staatssache werden. Die Schwierigkeiten sind freilich nicht klein. Das Königreich Bayern besitzt ungeheure Wasserkräfte, die bisher nicht gerade mit wuchtigem Eifer verwerthet wurden. Allmählich hat sich der Monopolplan in Bayern logisch aus den natürlichen Voraussetzungen entwickelt. Die Privatindustrie muß sich den Wünschen der Regirung fügen oder auswandern. Schließlich ist das Glück auch anderswo zu finden. Und nicht überall wirds dem Sucher so schwer gemacht wie bei der Elektrifizirung der berliner Stadt-, und Ringbahn. Die Dampfmänner kämpfen zäh um die Erhaltung der Tradition; aber die Elektriker wanken und weichen nicht und müssen am Ende siegen. Das Hauptargument der Gegner, die berühmte Heißdampflokomotive IOI, ist gewogen und zu schwer befunden worden. Ihre Zukunft liegt in den Fernbahnen; für Stadt und Ring ist sie zu gewichtig und zu theuer. Daß die Elektrifizirung nah ist, kann nicht mehr bezweifelt werden, seit der Minister im Landtag gesagt hat, der Dampfbetrieb komme für ihn nicht mehr in Frage und das Staatsinteresse fordere eine schnelle

M Entscheidung. Da kommen also neue große Geschäfte; auch neue Ge-
>^ legenheiten für die Elektrizitätgesellschaften, sich populär zu macheu.
SA Sie müssen durch billigen Preis auf allen Gebieten für immer weitere
W Ausdehnung des Verbraucherkreises sorgen.
Das Deutsche Reich hat mehr als 2000 selbständige Kraftwerke.
Das Stromgebiet ist groß und noch find die Grenzen der letzten Mög-
^ lichkeiten dem Auge nicht sichtbar. Das Ausland winkt mit lockender
Hoffnung. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft, die sol-
chen Hoffnungen nachgeht, braucht immer wieder neues Geld. Im vo«
>d rigen Jahr erhöhte sie ihr Aktienkapital (um 20) auf 120 Millionen;
M in diesem Jahr giebt sie 25 Millionen fünfprozentige Obligationen
D' aus und ihr Kapital beträgt 256 Millionen. In Südamerika hat sie
eine sehr starke Stellung. Ihr Kabelnetz ist weit verzweigt und so eng-
maschig, daß der Konkurrent kaum durchschlüpfen kann. In Buenos
!? Aires sind zwei Rivalen, eine italienisch-argentinische und eine fran-
zösische Gesellschaft, aufgetaucht, denen die Stadt Konzessionen ge-
iv währt hat. Aber die Verträge der Deutsch-Ueberseeischen reichen noch
über ein paar Jahrzehnte hinweg und schließen die Mitbewerber von
den besten Möglichkeiten aus. Immerhin muß vorgesorgt werden; und
der Bau neuer Kraftwerke, das Legen riesiger Kabel, die Aufstellung
von Maschinen, die Installation von Bogenlampen kostet Geld, das
aus dem Betrieb allein nicht genommen werden kann. Die südameri-
kanische Organisation ist auf alle Chancen eingestellt. Wie es mit den
Risiken sein wird, ist noch nicht zu sehen. Die Gesellschaft hat in den
letzten Iahren 10 Prozent vertheilt; für 1912 ist eben so viel zu erwar-
ten. In den südamerikanischen Ländern find allerdings immer Ueber-
5 raschungen möglich. Die Republiken, namentlich Argentinien, mühen
sich um eine Wirthschaftkultur, die ihnen den Nacken gegen den Vankee
steifen soll. Deshalb wird Europas Geld und Geist im lateinischen
Amerika gern gesehen. Aber südlich vom Aequator sind die politischen
ji Bürgschaften noch nicht bombensicher. Der Kapitalist muß die natio-
nalen Besonderheiten, die sich auch im Frieden äußern (bei der Re-
spektirung vorhandener Rechte), in seine Rechnung stellen. Gewiß darf
die Elektroindustrie keine Kachelofenpolitik treiben. Aber sie muß be-
denken, daß sie fremdes Geld auf ihrem Triumphzug mitführt.
Daß daraus kein Bacchantenzug wird, ist die Sache der Banken,
Wie werden sie mit dem knurrenden Magen von Staaten, Gemeinden
und industriellen Gesellschaften fertig werden? Liquidität,ist qtwas Hehr
Schönes, — in der Theorie. In der Wirklichkeit hat die Abnahme der
Verbindlichkeiten oft die Folge, daß auch die Bereitschaft sich verrin-
gert. Denn auf der Passivseite finden sich die fremden Gelder ein, die
für die Ernährung der Vermögensbestände sorgen. Die Nationalbank
für Deutschland kann zwar einen ansehnlichen Rückgang der Kredito-
ren melden; aber des Lebens ungemischte Freude ward auch ihr nicht
zu Theil. Die liquiden Mittel magerten noch mehr ab als die fremden
Guthaben. Auch die Summe des Rmsatzes ist etwas kleiner geworden!

21921 gegen 21999 Millionen. Der Reingewinn (8,76 Millionen) war
um 395000 Mark niedriger als 1911. Geschäftseinschränkungen, er-
zwungene oder freiwillige, wirken eben dochauf den Gewinn. DieÄan-
tiemen sind bei der Nationalbauk recht stattlich: 539471 Mark (594629)
bekommen die Direktoren, 345000 Mark (362000> die Herren vom
Aufsichtrath. Die Nationalbank hat keine Filialen in der Provinz; in
Groß-Berlin ist die Zahl ihrer Wechselstuben von 18 auf 20 gewachsen
und in allen ging Alles nach Wunsch, bis auf ein schwarzes Schaf:
einen Depositenkassenvorsteher, dessen „instruktwnwidriges Verhalten"
der Bank einen Verlust brachte. Die Mitteldeutsche Kreditbank verlor
an einem Debitor 164000 Mark, die, mit gesteigerten Unkosten (3,45
gegen 3,26 Millionen), den Gewinn verringert haben. Vom Brutto-
Überschuß (8,66 gegen 8,45 Millionen) nehmen die Unkosten fast 40
Prozent in Anspruch. Da nützt selbst beträchtliches Wachsen der Um-
sähe (10727 auf 13256 Millionen) kaum noch. Die Berliner Handels-
gesellschaft kann bei ihrer im Vorjahr auf 9Vs Prozent erhöhten Divi-
dende ohne Kunststücke bleiben. Die Summe der Debitoren, die sich
1911 um nur 2 Millionen vergrößert hatte, ist 1912 (um 22) auf 238
Millionen gestiegen. Die Reports- und Lombardvorschüsse haben sich,
per Saldo, kaum geändert. In den greifbaren Vermögenstheilen, Bar-
bestand, Wechsel, Bankguthaben, ist eine Minderung um 6 Millionen
zu verzeichnen und der Besitz an Reichsanleihe und Konsols hat sich
von 1?s/j auf 9,6 Millionen gekürzt, Da Kreditoren und Accepte sich,
um 17 Millionen vermehrten, war eine Schwächung der Liquidität
nicht zu vermeiden. 1911 waren fast 69 Prozent der Verbindlichkeiten
durch realisirbare Vermögenstheile gedeckt; am letzten Dezembertag
1912 nur 63 Prozent. Behaglich haben die Banken sich in diesem un-
ruhigen Jahr nicht gefühlt. Sie konnten nicht überall stoppen, hielten
sich im Ganzen aber gut und brachten die Kundschaft leidlich durch
den Winter des Mißvergnügens.
Die Banken haben von den großen Staatsanleihen des letzten
Jahres rund 85 Millionen (bei 500 Millionen Gesammtbetrag) in
ihren Portefeuilles behalten. Deshalb sind ihnen für die neue Emis-
sion besonders günstige Bedingungen gewährt worden. Das Reich be-
gnügt sich mit 50 Millionen; Preußen nimmt 100 Millionen als fun-
dirtes Darlehen, 200 durch Schatzanweisungen, 200 zum Umtausch der
im April fälligen Stücke. Im Ganzen sinds also 55« Millionen. Alles
natürlich vierprozentig und zu ungewöhnlich billigem Preis: die An-
leihen zu 98,60 und 98,40; die Schatzanweisungen zu 99. Diese geben
also, bei vierjähriger Laufzeit, 4Vt Prozent. Vierprozentige Konsols
zu 98,40: Das ist neu. Die Staffelanleihe von 1908 kam zu 98,50 her-
aus, aber im Hinblick auf die abwärts gleitende Verzinsung. Die Pro-
vision der Uebernahmekonsortien beträgt 3,3 Millionen. Das Publi-
kum hat eine gute Chance. Sie wird nicht übersehen werden; denn das
Dividendenpapier steht jetzt ja nicht mehr Kors oonLourZ. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb H. m, b. H. in Berlin.

21921 gegen 21999 Millionen. Der Reingewinn (8,76 Millionen) war um 395000 Mark niedriger als 1911. Geschäftseinschränkungen, erzwungene oder freiwillige, wirken eben dochauf den Gewinn. DieÄantiemen sind bei der Nationalbauk recht stattlich: 539471 Mark (594629) bekommen die Direktoren, 345000 Mark (362000> die Herren vom Aufsichtrath. Die Nationalbank hat keine Filialen in der Provinz; in Groß-Berlin ist die Zahl ihrer Wechselstuben von 18 auf 20 gewachsen und in allen ging Alles nach Wunsch, bis auf ein schwarzes Schaf: einen Depositenkassenvorsteher, dessen „instruktwnwidriges Verhalten" der Bank einen Verlust brachte. Die Mitteldeutsche Kreditbank verlor an einem Debitor 164000 Mark, die, mit gesteigerten Unkosten (3,45 gegen 3,26 Millionen), den Gewinn verringert haben. Vom Brutto-Überschuß (8,66 gegen 8,45 Millionen) nehmen die Unkosten fast 40 Prozent in Anspruch. Da nützt selbst beträchtliches Wachsen der Umsähe (10727 auf 13256 Millionen) kaum noch. Die Berliner Handelsgesellschaft kann bei ihrer im Vorjahr auf 9Vs Prozent erhöhten Dividende ohne Kunststücke bleiben. Die Summe der Debitoren, die sich 1911 um nur 2 Millionen vergrößert hatte, ist 1912 (um 22) auf 238 Millionen gestiegen. Die Reports- und Lombardvorschüsse haben sich, per Saldo, kaum geändert. In den greifbaren Vermögenstheilen, Barbestand, Wechsel, Bankguthaben, ist eine Minderung um 6 Millionen zu verzeichnen und der Besitz an Reichsanleihe und Konsols hat sich von 1?s/j auf 9,6 Millionen gekürzt, Da Kreditoren und Accepte sich, um 17 Millionen vermehrten, war eine Schwächung der Liquidität nicht zu vermeiden. 1911 waren fast 69 Prozent der Verbindlichkeiten durch realisirbare Vermögenstheile gedeckt; am letzten Dezembertag 1912 nur 63 Prozent. Behaglich haben die Banken sich in diesem unruhigen Jahr nicht gefühlt. Sie konnten nicht überall stoppen, hielten sich im Ganzen aber gut und brachten die Kundschaft leidlich durch den Winter des Mißvergnügens.

Die Banken haben von den großen Staatsanleihen des letzten Jahres rund 85 Millionen (bei 500 Millionen Gesammtbetrag) in ihren Portefeuilles behalten. Deshalb sind ihnen für die neue Emission besonders günstige Bedingungen gewährt worden. Das Reich begnügt sich mit 50 Millionen; Preußen nimmt 100 Millionen als fundirtes Darlehen, 200 durch Schatzanweisungen, 200 zum Umtausch der im April fälligen Stücke. Im Ganzen sinds also 55« Millionen. Alles natürlich vierprozentig und zu ungewöhnlich billigem Preis: die Anleihen zu 98,60 und 98,40; die Schatzanweisungen zu 99. Diese geben also, bei vierjähriger Laufzeit, 4Vt Prozent. Vierprozentige Konsols zu 98,40: Das ist neu. Die Staffelanleihe von 1908 kam zu 98,50 heraus, aber im Hinblick auf die abwärts gleitende Verzinsung. Die Provision der Uebernahmekonsortien beträgt 3,3 Millionen. Das Publikum hat eine gute Chance. Sie wird nicht übersehen werden; denn das Dividendenpapier steht jetzt ja nicht mehr Kors oonLourZ. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb H. m, b. H. in Berlin.

Berlin, den 15. März 1913.
1813.
K?Thne Widerhall aus dem herzen der Nation ist der «Natio-
SMb nalfesttag" vorübergetost.Der Verpflichtete oder von einer
vorsorglichen Behörde Ersuchte hat seine Fahne gehißt. Doch in
Preußens Hauptstadt blieben neunZehntel allerHäuser schmuck-
los. Auch das Herz dieser Hauptstadt, des Adlerlandes gar hatte
dcnAlltagsschlag und vergebens lauschte in derMenge, imVer-
kehrsgekribbelderFremdling nach einem Wort aus ernsthaftfro-
hem Gcdächtniß. Lindenputz, Kinderspalier, Parade, Böllerge-
dröhn, Pompartikel, welke Kanzelrhetorik und die stramme Ge-
berdeinbrünstigerFrommheitiAllesbiszurVereklungabgenützt.
DerPreuße,der immer des Zweckes, großen und kleinen, bewußt
bleibt, hat keinen Blutstropfen zu derLebensart, die Volksfesten
den rechtenWirbelgiebt;erkönnte denNorwegern nichtdesVer-
fassungtages lenzliche Heiterkeit, den Parisern nicht den stolzen
Schwung der Bastillesturmfeier nachmachen und muß die Rausch-
stimmung sich durch Reizmittel schaffen, die dem Hirn die Hemm-
ung ausschalten. Was in einem Vierteljahrhundert steten Fest-
lärmes,stets wieder befohlener Stuckbegeisterung aussolcherGe-
müthsart entstehen mußte,warvorauszusehen.Heuteistjedervom
Bedürfniß persönlicher und nationaler Selbstachtung Gestählte
glückiich,wenn er dasBildseinesLebenskreisesohneBänderund
Wimpel erblickt; graut jedem vor dem Gedanken an neue Feierei.
Der Große König, der in den Puppentand unserer Tage just so

Paßt wie Hagen von Tronje ms Neue Palais, der Große Kaiser, dessen schönste Großheit war, daß er nicht groß scheinen, die Male der Menschenschwachheit nicht aus seinem treuen Altmannsantlitz wegschminken wollte, der Krieg von 1870 und der Volksaufstand von 1813, Hochzeitjubel oder Leichenklage: das Schema ist immer das selbe. Stunden lang gesperrte Straßen, Prunkfahit und Aufmarsch: ein Ceremoniale, an dessenAusarbeitung besser zu nützendeZeitvergeudetward; lauter Gottesdienst, aus dem die Kunde schwirrt, daß alles Vollbrachte und Erlittene von dem Höchsten Herrn gewollt und dem Allerhöchsten, dessen Haus und Volk beschieden worden sei; und Rügereden, die, mit einem nie und nirgendwo auf demweitenRund derErde erschauten Mangel an Schüchternheit, Unberufene dergeduldigenLandsmannschaft ins Ohrzetern;Grundton:Ihrdaunten,IhrwimmelndenMillionen, scid durchaus nicht, wie Eure Väter waren, wie auch Ihr sein müßtet, und dürfet nicht wähnen, des Landes Kraft und des Reiches Herrlichkeit sei Eurer Leistung zu danken.Danach heißts dann pünktlich: Eine erhebende Feier; das ganze Volk dicht um das Herrscherhaus geschaart. Unser öffentliches Leben erstickt inUnwahrhaftigkeit:Iubel und Iammer klingt zuschrillundjeder Gcstus dünkt denkühlenBetrachter für eine Filmwirkung berechnet. In der Entwerthung aller auf den Meinungmarkt geschleppten Empfindensausdrücke haben wirs herrlich weit gebracht. Diesmal wars schlimmer als je zuvor. Nicht einWort,das zu zünden vermochte.Nicht einmal dcrVcrsuch, auf das Gefühl der Nation zu wirken und vom Abglanz derFlammc,die vor hundert Iahren ins Vaterland schlug, das Auge der Volkheit leuchten zu lassen. Statt von hundert Schaugerüsten herab hunderttausend Pulse mit dem Gewitterpathos Heinrichs von Kleist, dem, wie Keinem je, einGott gab,zu sagen, wasPreußen litt und zu wollen wagte, aus derTrägheitzuflügeln,gabmanein,,tKeätre pars« (auch dieser läppische Name lebtnoch);stattderHermannsschlachtdas Kinderspiel eines Dilettanten. Ein Tag ohne innere Weihe. Ohne die Ehrfurcht, die Goethes Heidenfeele gepredigt hat. Ohne würdige Wägung der dämonischen Gewalt, die damals eines Menschen Kleid trug und wider deren Wüthen, weil es die Grenze der Menschenmacht zu verrücken drohte, die Völker aufstanden. ErkünstelterFeierton und die Grimasse der Ergriffenheit. Und doch

war hierGrund zu freudig stolzerRückschauundzumFestgewand
eines Volkes der inWind und Unwettcr nicht verblichene Stoff.
Nur durfte solchem Gedenkfest nicht, in der frühsten Dämmerung
schon, ein falsches Motto gesetzt, das tiefste Symbolon wachen
Menschenglaubens nicht in einlullende Ammenmär verschwach-
licht werden. Weil die Preußen (die unter dem unfrommen Fritz
so oft gesiegt hatten) nicht mehr rechtgläubig waren, gab Gott den
Franzosen (die ihn abgesetzt und die Welt, nach Hegels Witz, auf
die Vernunft, also auf den Kopf, gestellt hatten) 1806 über sie den
Sieg, und weil sie nach sieben Iahren aus Fritzens Flüchen wider
die preträille in die Kirche zurückfanden, schlug er mit ihrem
Schwerte denBö^enFeind?Wersglaubt, mag seligwerden. Sich
aber hüten, den Blick ins Buch der Geschichte zu tauchen. Sonst
lodert aus unreinen Schlünden ihm andere Wahrheit ins Hirn.

Genesis.

„In einer segenvollen Epoche besteigenSic denThron. Von
Tag zu Tag hellt das Iahrhundert sich auf; es hat schon für Sie
gearbeitet und arbeitet weiter fürSie.häuftIhnengesundeIdeen
und wirkt auf IhrVolk, das sich inFolge so vielerUmstände ver-
spätet hat. Große Mittel sind zu Ihrer Verfügung. Sie sind in
Europa der einzige Souverain, der nicht nur keine Schulden, son-
dern sogar Schätze hat. Ihre Truppen sind ausgezeichnet. Ihr
Volk ist gelehrig, treu und hat mehr Sinn für das Gemeinwesen,
als man nach demZustandederHörigkeit,indemes lebt, erwarten
sollte. Die Natur fordert Arbeit vom Menschen; sie gab ihm die
werthvolle Möglichkeit des Arbeitwechsels, der ihm die Müdig-
keit nimmt und zur Quelle reinen Vergnügens wird. Wer vermag
leichter nach dieser Naturregel zu leben als ein König? Ein Phi-
losoph hat gesagt, Niemand langweile sich so wie ein König; wie
ein faulenzender König, mußte er sagen. Wie könnte dem Sou-
verain, der zu seinem Geschäft willig ist, Langeweile je nahen?
Sein Geist und sogar sein Körper kann nur gedeihen, wenn er durch
Arbeitsich vordem Ekelschützt, denjedervernünftigeMenschunter
Schwätzern und Schmeichlern empfinden muß, die den Fürsten
nur studiren, um ihn zu verderben, einzuschläfern, zu betrügen,
die ihn schwach und apathisch oder ungeduldig, schroff und faul
machen wollen. Da es Ihnen ziemt, immer gutzu regiren, verlangt

Sie Zukunft.
Ihre Würde, daß Sie nicht zu viel regiren. Warum in der Verwaltung die Macht des Königs zeigen, da die Geschäfte doch ohne ihn gehen können? Der Fürst, der ernstlich prüfen wird, ob es nicht besser wäre, die meisten menschlichen D.nge ihren Gang gehen zu lassen, ist uns noch nicht erschienen; und gerade er wird, wie Gott, mitHilfe derVernunft regiren, sich das Interesse jedes Einzelnen dienstbar machenund sich damit begnügen, AllendieFrucht ihrer Intelligenz und ihrer Arbeit zu sichern. ,Laß mich in Freiheit und Frieden': mehr verlangt Niemand vom Träger der Staatsgewalt. Die Reglemenlirsucht gehört zum Wesen kleiner, enger, lächerlich furchtsamer Geister. In Ihren Staaten, Sire, soll man glücklich sein. Geben Sie Iedem, der nicht durch besondere Verpflichtung vom Gesetz zurückgehalten wird, das Recht, das Vaterland zu verlassen. Von Ihnen hängt es ab, Ihren Rnterthanen ein so glückliches Leben zu bereiten, daß sie keine Lust spüren werden, draußen ein besseres zu suchen; und wenn sie glauben, sich anderswowohler fühlen zukönnen.werdenIhreAuswanderung-Verbote sie nicht zurückhalten. Besonders dringlich ist ein Gesetz, das denBürger berechtigt,Adelsgüter mit allen daranhaftenden Privilegien zu erwerben. Wer mit offenem Auge gereist ist, weiß, daß Händler, die genug erworben haben, gern im Ackerbau Erholung suchen. Unter ihren Händen wird das dürrste Land fruchtbar; sie stecken Geld hinein und bringen den Sinn für Ordnung, vorsichtigeAbwägung und Kleinarbeit mit, der sie alsHändlerzu Wohl stand kommen ließ. Wo der Handel geehrt wird, wo die Bourgeoisie Besitz erwerben kann.blüht das Land, bietet es den Anblick behäbigerFülle. Beseitigen Sie, Sire, die unsinnige Prärogative, die auf die höchstenPlätze die Mittelmäßigkeit oder Schlimmeres setzt und den meisten Unterthanen das Interesse an einem Lande nimmt, in dem sie nurUngemachundErniedrigungfinden. Mißtrauen Sie der über die Erde verstreuten Aristokratie, die eine Geißel der Monarchen (mehr noch als der Republiken) ist und die, von einem bis zum anderen Ende des Globus, die Menschheit bedrückt. Nicht d ie Könige werden gefürchtet und gehaßt, sondern ihre Minister, ihre Höflinge, ihrAdel, mit einemWort: ihre Aristokratie. ,Wenn der König wüßte', sagt das Volk. Bezahlen Sie auch Ihre Beamten besser; vergessen Sie nicht, daß es eine falsche Sparsamkeit ist, die Menschen schlecht zu bezahlen. Die

Beamten müssen unter Ihrem Szepter höher geachtetwcrden,als
sies unter Ihrem Vorgänger waren. Friedrich hatte die Manie,
dieUniform niemals abzulegen; als ob er nur der König der Sol-
daten wäre! Diese Legionärtracht hat nicht wenig dazu beigetragen,
das Ansehen der Civilbeamten zu verringern. Seien Sie auch der
erste Fürst, in dessenStaat jederArbeitwillige Arbeit finden kann.
Alles, was athmet, muß, wenn es arbeiten will, ernährt werden.
Bei Ihnen giebt es zu viele Arme; namentlich in Berlin. Mit
tiefer Trauer muß man aussprechen, daß jeder zehnte Bewohner
Ihrer Hauptstadt von öffentlichen Almosen lebt; und diese Zahl
wächst noch von Iahr zu Iahr. Eine verständige Erziehung muß
Ihre Unterthanen zur Arbeit tauglich machen. Es werde Licht!
Auf den Ruf Ihrer Stimme dringt das Licht durch die Sonne;
und seine göttliche Glorie wird Ihr Haupt schöner schmücken als
aller Lorber, den der Eroberer heimbringt. Ein Land kann nur
glücklich sein, wennseineMenschen geachtet werden,die tyrannische
Herrschaft des Einen über denAnderen verhindert wird, die Ge-
rechtigkeit und das Eigenthum in hohem Ansehen steht. Was hat
der großeMann, derIhrVorgänger war,mit all seinenAnstren-
gungen erreicht? Hat erIhnen ein reiches, mächtiges, glückliches
Land hinterlassen? NehmcnSie ihm den militärischen Ruhm und
die leicht versickernden Quellen des Staatsschatzes: was dann
bleibt, ist schwach. Befreien Sie das Gewerbe, die Künste, das
Handwerk, denHandel, ihn, der nur im Schatten derFrciheit lebey
kann und zufrieden ist,wenn derKönig ihm nichts zuLeide thut."
(Fragment aus dem Brief, den, am Tag der Thronbesteigung,
Mirabeau an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten von
Preußen sandte. Der selbe Mann, der in die Geheimgeschichte
des berliner Hofes schrieb: «Drei Viertel aller Berliner mühen
sich jetzt, zu erweisen, daß Friedrich der Zweite ein gewöhnlicher
Mensch, kaum von Durchschnittswuchs, war. Wenn sein großes
Auge, das, jenachdemWillenseinerHeldenseele, bezaubern oder
entsetzen konnte, nur für eines Blickes Dauer sich wieder aufthäte:
hätten diese albernen Schmeichler auch nur denMuth, in Scham
zu ersticken?" Der frühste Warner kam aus Franzenland.)
Die Schamprobeward den Strebern erspart. Doch von allen
Hoffnungwünschen nicht einer erfüllt. Und dem zweiten folgte der
dritte Friedrich Wilhelm; der Genußsucht ängstliche Schwäche.

Die Zukunft,
-Niemand übersah noch vollständig, wie schwer die Armee
durch den tiefen Schlummer des letztenIahrzehntes gelitten hatte.
DergemeineSoldatthatmechanischseineSchuldigkeit.DieMassen
des Volkes blieben kalt und gleichgiltig; nur die Alten, die den
großenKönignoch gekannt, vertrauten fest auf die Fänge des preu-
ßischenAdlers und sprachen prahlend von demZuge nach Paris.
So begann der einzige gänzlich verloreneFeldzug derglückhaften
preüßischenKriegsgeschichte. Beispiellos, wie das Aufsteigen die-
ses Staates gewesen, sollte auch seine Niederlage werden, allen
kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid,
allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und zur Treue.
Furchtbar rächte sich nun der selbstgefällige Hochmuth der be-
quemen Friedenszeiten. Keiner der festen Plätze war gerüstet;
denn Niemand hatte das Vordringen des Feindes bis in das
HerzdcrMonarchiefürdenkbargehalten;derschwerfälligeStaats-
haushalt, der nach der Weise eines guten Hausvaters die Aus-
gaben nach den Einnahmen bemaß, gebot auch gar nicht über die
Mittel für außerordentliche Fälle. Mancher derabgelebten alten
Fcstungskommandanten war in jungenIahren ein wackererOffi-
ziergewesen;dochihrPflichtgefühlentsprangnichtder Vaterland-
liebe, sondern dem Standesstolz. Das Heer war ihnen Alles; er-
froren in steifem Dünkel, erwarteten sie gelassen den unfehlbaren
Sieg der fnderizianischen Regimenter. Als nun die sinnverwir-
rende Kunde von der Niederlage durch das Land flog, als die
Trümmer dieses unüberwindlichen Heeres in Magdeburg an-
langten, die ganze Stadt mit Schrecken und Verwirrung erfüllend,
da ward den alten Herren zu Muth, als ginge die Welt unter.
Ieder Widerstand schien ihnen nutzlos; was ihrem Leben Halt
gab, war gebrochen. Nach demFall vonErfurt, das sogleich nach
der Schlacht schimpflich kapitulirte, öffneten bald auch die Haupt-
festungen des alten Staates, Magdeburg, Küstrin, Stettin, und
mehrere kleine Plätze ihreThore. Ueberall zeigte dieHaltung der
Besatzungen, daß sie eines besseren Loses würdig waren. Iunge
Offiziere zerbrachen in wilder Verzweiflung ihre Degen, gemeine
Soldaten setzten einander die Muskete auf die Brust und feuerten
ab, um nur den Schimpf der Kapitulation nicht zu erleben; in
Küstrin meuterten mehrere Bataillone gegen den ehrlosen Kom-
mandanten. Aber so machtlos war noch das öffentliche Urtheil:

keiner dieserpflichtvergessenenAlten hatnachher, als die schimpf-
liche Strafe ihn ereilte, ein beschmutztes Leben durch freiwilligen
Tod gefühnt. Die Armee war vernichtet. Durch denFall vonStettin
und Küstrin ward auch die Oderlinie unhaltbar und völlig aus-
geschlossenschien derGedanke, mit den ostpreußischenReglmentern
jenseits derWeichsel noch einen letztenWiderstand zu versuchen.
Napoleon schrieb dem Sultan befriedigt: ‚Preußen ist verschwun-
den'; und selbst Gentz meinte: ‚Es wäre mehr als lächerlich, an
die Wiederauferstehung Preußens auch nur zu denken!' Schon
osthattedieHauptstadtdenLandesfeindinihrenMauerngesehen;
doch jetzt zum ersten Mal in Preußens glorreicher Geschichte ge-
seilte sich dem Unglück die Schande. Scham und Reue brannten
verzehrend inAller Herzen; und die rohe Schadenfreude des Er-
oberersunterließnichts, was solche Empfindungenstärkenkonntc.
Geflissentlich trug er die Verachtung gegen Alles, was preußisch
hieß, zur Schau; im Königsschloß derHohenzollern schrieb er un-
fläthige Schmähungen gegen die KöniginLuise. Rock und Degen
Friedrichs des Großen schenkte er denInvaliden in Paris, unt.r
Hohnreden gegen diesenHof, derdasGrab seines größtenMannes
so schmucklos lasse; denObelisken aufdemroßbacherSchlachtfeld
zertrümmerte die Kaiserliche Garde; die Victoria vom Branden-
burger Thor wurde herabgerissen, um an der Seine in einem
Schuppen zu verschwinden. Welch ein Anblick, als das glänzende
Regiment der Gendarmes, entwaffnet, abgerissen und halb ver-
hungert, in jammervollemZustand, wie eineViehheerde,dieLmden
hinab getrieben wurde! Unter Trommelwirbel und Trompeten-
geschmetter, in feierlichem Aufzug, trug mandiealtenFahncnmit
dem sonnenwärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner
Pauken und Trompeten durch die Stadt, beredte Zeugen alten
Ruhmes, neuer Schande. Bald wurde verboten, daß irgendeine
preußische Uniform sich in Berlin blicken lasse.

Es fehlte nicht an Zügen ehrloserUnterwürfigkeit. Mancher
schlechte Gesell bot dem Eroberer kriechend seine Dienste an. Der
Haß des Volkes gegen denUebermuth der Offiziere bekundete sich
in einigen empörendenAuftrittenroherSpötterei.Auchdieschwer-
fällige Pedanterei und die gedankenlose Pünktlichkeit des Be-
amtenthumes lähmten dem Staate die Widerstandskraft. Unter
denFällcn offenbarenVerrathes erschien keiner so schmählich wie

der Abfall Johannes Müllers. Den pathetischen Lobredner alt-
deui scher und schweizerischer Freiheit rissen die Triumphe des
Imperatorszu knechtischerBewunderunghin. Minderunwürdig,
doch eben so krankhaft war die wissenschaftliche Gelassenheit, wo-
mit Hegel sich den Untergang seines Vaterlandes zurechtlegte.
Der meinte, die Weltseele zu sehen, als Napoleon über das Feld
von Iena sprengte, und zog aus demFall des altenPreußen die
kluce Lehre, daß de Geist immer über geistlosen Veistand und
Klügelei den Si g davo ,trage. Beim Einzug Napoleons war
die Haltung der grogen Mchrheit des berliner Volkes würdig.
So hatte noch Niemand zu dem Imperator geredet wie der ehr-
würdige Prediger Erman, der bei derBcgrüßung am Thor rund
heraus sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge
aus'p echen, daß er sich über den Einzug des Fe ndes freue. Und
inmitten der Sorgen undMühen eines harten Rückzuges stiegen
in Scharnhorsts freierSeeleschondieerstenGedanken derHeeres-
reform auf: mitüberzeu cnderKlarheiterörterte er inGadebusch,
in einem Gespräch mit Müffling, wie die Theilnahmlosigkeit des
gemeinen Soldaten unier den niederschlagenden Erfahrungen
der letzten Wochen doch die schwerste, der letzteGrund alles Un-
glücks sei und wie es jetztgelte, die Armee also umzugestalten, daß
sie sich eins wisse mit dem Vater'aid. (Allgemeine Wehrpflicht.)
Preußen behielt von den 5700Geviertmeilen, diederStaat,
Hannover ungerechnet, vor dcm Krieg besaß, nur etwa28W, von
seinen dreiundzwanzig Kriegs- und Domänenkammern nur die
acht größten, von 9^ nur 4^ Millionen Einwohner. Das Werk
Friedrichs des Großen schien vernichtet. Der Staat schiennurnoch
wenig umfangreicher als im Jahr 1740 und weit ungünstiger ge-
stellt; zurückgedrängt auf das rechte Elbufer, aller seiner Außen-
posten im Westen beraubt, stand er unter oerSpitze des französi-
schen Schwertes. Seine geretteten Provinzen, Schlesien, das ver-
kleinerte Aitpreußen, die noch übrigen Stücke von Brandenburg
undPommern, lagenwie die dreiVlättereinesKleeblattes,durch
schmale Streifen verbunden; jedenAugenblick konnten, auf einen
W,nl des Imperators, die Polen von Osten, die Sachsen von
Süden her, die Westfalen aus Magdeburg, die Franzosen aus
Mecklenburg und Hamburg gleichzeitig gegen Berlin vorbrechen
und das Netz über dem Haupte der Hohenzollern zusammenziehen.

1813.
An den Höfen des Rheinbundes herrschte lauter Iubel, da der
einzige deutsche Staat, der eine Geschichte, ein eigenes Leben be-
saß, also wieder in das allgemeine deutsche Elend hinabgestoßen
wurde. Die Mittelstaaten stan den amZiel ihrerWünsche: sie hatten
keine deutscheMacht mehr zu fürchten und zu beneiden. IhreOffi-
ziere prahlten gern, wie wackersie selber bei der Demüthigung des
norddeutschen Uebermuthes mitgeholfen hätten, wußten nichtge-
nug zu erzählen von den Wundern der preußischen Dummheit.
So ging das alte Preußen unter dem Fro^l^e^ der deutschen
Minstaatereizu Grunde. EntwaffnetTgeknebelt, verstümmelt, lag
die preußische Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter
Schlauheit hatte erAlles vorbereitet, um sie zur gelegenen Stunde
zu vernichten. (Fragmente aus TreLlschke^DeuMer^eschichte.)
<Juanwe molis erat, Zermanam conciere Zentem! Schon scheinen
alle Leuchtfeuer erloschen. Schon stöhnt aus der Brust des Frei-
herrn vom Stein der Zorn über die wirrsälige Schwachheit der
berliner Hofpolitik: «Preußen wird unbedauert und ohne Nach-
ruhm untergehen und man wird es für ein Glück halten, daß eine
Macht, die durch ihren Ehrgeiz anfangs Em^pn^
herdurchihrTripotiren beunruhigt, die keine Pflicht, weder gegen
^H'noch gegen den europäischen Staatenbund, erfüllt hat, zu sein
aufhöre." EinAnderer, der nicht so weit sieht, doch für Preußens
Volksthum, dem er verwurzelt ist, noch heißer fühlt, siedet über
der Flamme des jungen Blutes andere Wünsche ans Schicksal.
Frage: Du liebstDeinVaterland, nicht wahr, mein Sohn?
Antwort: Ia, mein Vater, Das thu' ich.
Frage: Warum liebst Du es?
Antwort: Weil es mein Vaterland ist.
Frage: Du meinst, weilGott es gesegnet hatmit vielenFrüch-
ten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden,
Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende
ist, es verherrlicht haben?
Antwort: Nein, mein Vater; Du verführst mich.
Frage: Ich verführte Dich?
Antwort: DennRom und dasegyptischeDeltasind,wieDu
mich gelehrt hast, mit Früchten undschönenWerkenderKunstund
Allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als
Deutschland. Gleichwohl, wenn Deines Sohnes Schicksal wollte,

daß er darin leben sollte, so würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland. >'
Frage: Warum also liebst Du Deutschland?
Antwort: Mein Vater, ich habe es Dir schon gesagt!
Frage: Du hättest es mir schon gesagt?
Antwort: Weil es mein Vaterland ist.
Frage: Was hältstDu vonNapoleon, dem Korsen, dem be« rühmtesten Kaiser der Franzosen?
Antwort: Ich halte ihn für einen verabscheuungwürdigen Menschen, für denAnfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschennicht hinreicht und angesichts dessen den Engelneinstam Iüngsten Tag der Odcm vergehen wird.
Frage: Sahst Du ihn je?
Antwort: Niemals, mein Vater.
Frage: Wie sollst Du ihn Dir vorstellen?
Antwort: Als einen der Hölle entstiegenen Vl-termirder, der herumschleicht in demTempel derNatur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.
Frage: Wann hastDuDies im Stillen fürDichwiederholt?
Antwort: Gestern abend, als ich zu Bette ging, und heute morgen, als ich aufstand.
Frage: Und wann wirst Du es wieder wiederholen?
Antwort: Heute abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wenn ich aufstehe.
Frage: Gleichwohl, sagt man, soll er viele Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List, GcwandtheitundKühnheitvollziehenundbcsondersandemTage der Schlacht ein großer Feldherr sein.
Anw ort: Ia, mein Vater, so sagt man.
Frage: Man sagt es nicht blos; er ist es.
Antwort: Auch gut; er ist es.
Frage: Meinst Du nicht, daß er um dieser Eigenschaften willen Bewunderung und Verehrung verdiene?
Antwort: Du scherzest, mein Vater.
Frage: Warum nicht?
Antwort: Das ware eben so feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einemMenschen im Ringen beiwohnt, in dem Augen-

blick bewundern wollte, da er mich in den Koth wirft und mein
Antlitz mit Füßen tritt.
Frage: Wer alsounterdenDeutschenmag ihn bewundern?
Antwort: Die robusten Feldherren etwa und die Kenner
der Kunst.
Frage: Und auch Diese, wann mögen sie es erst thun?
Antwort: Wenn er vernichtet ist.
Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt Der, welcher
liebt? In den Himmel oder in dir Hölle?
Antwort: In den Himmel.
Frage: Und Der, welcher haßt?
Antwort: In die Hölle.
Frage: AberDerjenige, welcherweder liebt noch haßt: wo-
hin kommt Der?
Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?
Frage: Ia! Hast Du die schöne Fabel vergessen?
Antwort: Nein, mein Vater.
Frage: Nun? Wohin kommt Der?
Antwort: Der kommt in die siebente, tiefste und unterste
Hölle. (Heinrich von Kleist: Katechismus der Deutschen.)
Der Ton kann im wüsten Land nimmermehr nun verklingen.
Wo Dir Gottes Sonne zuerst schien, wo Dir die Sterne des
Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze Dir zuerst seine Allmacht
offenbarten und seine Sturmwinde Dir mit heiligen Schrecken
durch die Seele brauseten: daist Deine Liebe,da ist DeinVaterland.
«Wo das erste Menschenauge sich liebend über Deine Wiege
neigte,woDeineMutterDich zuerst mitFreuden auf oemSchoße
trug undDein Vater Dir dieLehren derWeisheit und desChristen-
thums ins Herz grub: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.
Und seien es kahle Felsen und öde Inseln und wohne Ar-
muth undMühedortmitDir:Dumußt das Land ewig lieb haben;
denn Du bist ein Mensch undsollst nicht vergessen,sondern behal-
tcn in Deinem Herzen.
Auch istdieFreiheit keinleererTraumundkeinwüsterWahn,
sondern in ihrlebtDein Muth und DeinStolz und die Gewißheit,
daß Du vom Himmel stammest.
Da istFreiheit,wo Du leben darfst, wie es dem tavferenHer-
zcn gcMt; wo Du in den Sitten und Weisen und Gesetzen dcr

Väter leben darfst; wo Dich beglücket, was schon DeinenArelter-
vater beglückte; wo keine fremden Henker über Dich gebieten und
keine fremden Treiber Dich treiben, wie man das Vieh mit dem
Stecken treibt. Dieses Vaterland und diefeFreiheit sind das Al-
lerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und
Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch
auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.Darum auch sind sie ge«
meinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit Allen, die für den
Augenblicklcben.Aber die Tapferen heben sie zumHimmel empor
und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.
Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er
Dir das Herz mit Stärke fülle und Deine Seele entflamme mitZu-
verficht und Muth. Daß keine Liebe Dir heiliger sei als die Liebe
des Vaterlandes und keine Freude Dir füßer als dieFreudeder
Freiheit." (Arndt: Katechismus für den deutschen Wehrmann.)
Halbund Halb.
Der König? Er zaudert; will nichts wagen. Nicht physische
Gewalt fürchtet er, fagtHermann vonBoyen; -dagegen war sein
Trieb zu muthigcn Unternehmungen sehr gering: in den Augen-
blicken eines zu nehmenden ernsten Entschlusses war er eine ganz
veränderte Natur und die peinlichste Unentschlossenheit, die sich
oft mit einer gänzlichenMißstimmung undAufgeben seiner selbst
aussprach, bezeichnete alsdann sein ganzes Wesen und machte die
Geschäftsführung mitihminsolchenAugenblicken höchstschwierig.
Sobald der zu beurtheilende Gegenstand ernste Entschlüsse for-
derte, dieVerwickelungen herbeiführen konnten,verwirrte sich seine
Urtheilskrafl und er suchte dann sich die Sache, so gut es ging, vom
Halse zu schaffen. Er unterstützte nurfehrbedingtdievonScharn-
horst beabsichtigten Schritte. Alles, was Landesbewaffnung oder
außerhalb derBahn des Herkommens liegendeEntwickelung eines
freieren, kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte entweder bei ihm
kein Zutrauen oder fand sogar in ihm einen entschiedenen Gegner.
Unentschlossenheit war sein Hauptcharakterzug. Dabei war feine
Wahl zu Befehlshaberstellen in derRegel nicht vortheilhaft, weil
er zum größten Theil Diejenigen, die auf dem Exerzirplatze seine
Zufriedenheit erworben hatten, den wirklichenFetdsoldaten oder
den geistig kräftigen Menschen vorzog, die er sogar oft ungerecht
behandelte. Seine Liebhaberei in Hinsicht derUniformen und des

Anzuges war groß und seine Ansichten hierüber einem ewigen,
meist durch Kleinigkeiten bewirkten Wechsel unterworfen. Gegen
den eigentlichen Willen des Königs wurde der Krieg gegen Na-
poleon und durch ihn die Wiederhebung despreußischenStaates
herbeigeführt." Friedrich Wilhelm schwankte im Innersten noch,
als in seinem Namen der„AufrufanmeinVolk"verbreitetwurde,
dessen Wortgehäus der Staatsrath Theodor von Hippel gezim-
mert hatte und der so markig, so märkisch austönte:
-Brandenburger,Preußen,Schlesier,Litauer!Ihrwisset,was
Ihr seit sieben Iahren erduldet habt. Ihr wisset, was Euer trau-
riges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll
enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten,
den Großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen
unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit,Ehre, Un-
abhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenket des
großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen;
gedenket der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker
sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf ge-
zogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die hel-
denmütigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden
von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist
groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde.
Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren an-
gebornenKönig als für einen fremden Herrschender, wie so viele
Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken
widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott,
Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesge-
genossen werden unseren redlichenAnstrengungen siegreichenLohn
gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert wer-
den mögen: sie wiegen die heiligenGüter nicht auf, für die wir sie
hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht
aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte,
entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere
Unabhängigkeit unseren Wohlstand; keinen anderen Ausweg
giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen
Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der
Ehre willen, weil ehrlos derPreuße und derDeutsche nichtzule-
ben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversichtvertrauen: Gott und
unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg ver-

leihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wie«
derkehr einer glücklichen Zeit. Breslau am siebenzehnten März
1813. Friedrich Wilhelm." Der so spricht, kann noch zagen?
-Den Staatskanzler fand ich beiunserer erstenncichtlichen Zu-
sammenkunft ganz ungewöhnlich von dieser unentschiedenen Lage
und den dadurch möglichen Unfällen ergriffen; er erzählte mir mit
der höchsten Bewegung, daß er bei einem Vortrag in Charlotten-
bürg, nachdem er alle seine Gründe, um denKönig zu einem Ent-
schluß,ermögefein,welchererwolle, zu bringen,vergeblich erschöpft
hatte, fortgerissen von derGröße desAugenblicks,vordemKönig
auf die Knie gefallen sei und seine Hand mitThränen bedeckthabc,
ohne indessen, obgleich der König auch bewegtworden sei, vonihm
einen festen Entschluß erhalten zu können. Später habe ich noch
aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß, nachdemdieseUnentschlos-
senheit des Königs auch nach dem so entscheidenden Schritte des
Generals Porck die selbe blieb und alle eingehenden Regirung-
berichte die steigende Unzufriedenheit in den Provinzen bezeich-
neten, der Staatskanzler eigentlich die Abreise des Königs herbei-
geführt hat. Er ließ zuerst durch seineDoppelspionedem französi-
schcn Generalkommando in Berlin die Besorgt ß vor einemnächt-
lichen Ueberfall einflößen, und als dieses nun danach Vorkeh-
rungen durch nächtliches Zusammenrücken derTruppen und Aus-
stellung von Außenposten auch auf dem Wege nach Potsdam traf,
wurde in jener Stab t wiederum mit einiger Wahrscheinlichkeit das
Gerücht ausgesprengt, daß dieFranzosen eine nächtliche Expedi-
tion, um sich des Königs zu bemächtigen, beabsichtigten. Dies be-
schleunigte die Abreise.des Königs nach Breslau.
... Trotz allen ermunternden äußerenund inneren Anzeichen
blieb dieStimmung des Königs doch noch immerim höchstenGrade
unentschieden.UnaufhörlichbearbeitetvondenFriedensparteicn,
wurde seine persönliche Abneigung gegen den Krieg bis inslln-
glaubliche gesteigert; unerachtet seiner Vorliebe für die russischen
Kriegseinrichtungen hatte er doch kein Vertrauen zu dervonAlex-
ander ausgehenden Kriegslenkung und hierin auch bis zu einem
gewissen Grade Recht.
Ferner wollte der König von keiner Schilderhebung wissen,
wenn Oesterreich nicht zugleich daran theilnehme, woran damals
noch gar nichtzudcnkettwir. Obgleich man in Breslau wußte, daß

vonWien ausHerrvonWessenberg heimlich nachLondongeschickt
und sämmtliche Provinzialgouverneure nach der Hauptstadt be-
rufenwurden, so erschiendoch zugleich aus Wien jenes berühmte
Manifest, in dem die Ruhe als das erste Bedürfniß Europas ge-
schildert wurde. Gegen Preußen entschuldigte sich Oesterreich mit
denmitNapoleon eingegangenen Familienverbindungenund sei-
nem aufgelösten Rüstungzustand, während der Unbefangene ganz
deutlich sehen konnte, daß die Absicht des wiener Kabinets keine
andere sei als die, das erste Zusammentreffen vonRußland und
Preußen mitFrankreich abzuwarten unddann nach denUmstän-
den zu handeln, also in dieser für Europa so wichtigen Zeit im
Trüben zu fischen. Alles Dieses vermehrte denMißmuth und die
Unentschlossenheit des Königs.
Wenn auch vom menschlichen Standpunkt aus dieses Zau-
dcrn sich zumTheil erklären läßt, weniger zu verteidigen ist es, wenn
ich jetztzurtteuen Vervollständigung jenesZeitgemäldes nochbe-
richtenmuß,daß derKönig im höchstenGrade unbillig gegen denum
ihn so hochverdienten Scharnhorst war. Daß Scharnhorst, unter-
stützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte,
mochte wohl derHauptgrund zu diesem Benehmen sein; nur war
es ein doppelterUebelstand, daß der König allenRüstungvorschlä-
gen dieses Mannes immerwährende Hindernisse in denWeg legte.
Nur allein diesem inneren Zerwürfniß ist es zuzuschreiben, daß
Preußennicht schon beiEröffnung derFeindsäligkeiten mindestens
dreißigtausend Mann stärkerauf dem Schlachtfelde von Görschen
auftrat. Was mußte wohl ein solcher Mann wie Scharnhorst
empfinden, der derstrengenWahrheit gemäßsagenkonnte: Durch
mich allein sind die Streitmittel zu einerRüstung in Preußen vor-
bereitet, trotz allem Widerstreben habe ich den Gedanken an ein
neuesErheben des Staates auf vielfachem Wege aufrecht erhalten
und jetzt werde ich im Augenblick der Benutzungunaufhörlich ge-
kränkt! Dies Alles wirkte auch fo stark auf Scharnhorst, daß er
den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glück-
lichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst
in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war)
selbst erfahren: und so wurde es mir möglich, demStaatskai'zler
davonNachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den Kö-
nig von da an zu einer anderen Auffassung vermochte.

DerMinister Stein, der sich damals bciAlcxander inKalifch
aufhielt, sah mit tiefem Unwillen diese Wendung der Dinge (die
Unenlschloffenheit des Königs), die ihn außerdem fürchten ließ,
daß irgendein lockendes Anerbieten von Napoleon einen gänz-
lichen Umschwung derDinge herbeiführen könne. Er faßte daher
einen kühnen Entschluß, ließ sich die nöthige Vollmacht von Alex-
ander geben und kam am fünfundzwanzigstenFebruar durchaus
unerwartet nach Breslau, fuhr im Reifewagen vor dem Palais
des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm anmelden und zeigte ihm
in dieserAudienz sokrästigdasGcfährlichefeinesZaudersystems,
daß derStaatskanzler ebenfalls schnell herbeigeholtund derAb-
schluß der Alliance nach dem Vorschlag des Kaisers Alexander
angenommen wurde. Stein hatte dabei im Namen Alexanders
die Zurückberufung von Knesebeck verlangt und erklärt, daß man
dort nur die Einsendung von Scharnhorst oder von mir als eine
Bürgschaft des festen Entschlusses im russischenHauptquartier er-
warte, worüber der König, obgleich ich wahrlich nicht daran schuld
war, eine lange Zeit sehr ungnädig gegen mich wurde. Scharnhorst
reistenach die fem Anstoß mit der nöthigen Vollmacht sogleich nach
Kalisch und am achtundzwanzigsten Februar wurde die Verbin«
dungmitRußlanddefinitivabgeschlossen(imVertragvonKalisch).
Dies soeben geschilderte Unternehmen des Ministers von
Stein kann man als Schlußglicd jener Kette von Ereignissen au-
sehen, durch die gegen den eigentlichen Willen des Königs der
Krieg gegenNapoleonund durch diesen dieWiedcrerhebung des
preußischen Staates herbeigeführt und beschleunigt wurde. Der
Entschluß dazu warumsoverdienstlicher,als es für Stein immer-
hin bedenklich war, so lange der König noch nicht aus demBunde
mit Napoleon getreten war und einen Französischen Gesandten bei
sich hatte, nach Breslau zu kommen, da auf ihm noch die vonNa-
poleon ausgesprochene Acht haftete, kraft welcher Marfan jeden
Augenblick feine Verhaftung und Auslieferung fordern konnte;
auch bin ich überzeugt, daß, wenn Stein nicht direkt vor das Palais
des Königs vorgefahren wäre, seine Gegner Alles aufgeboten
haben würden,um dieAudienz bei demKönigzuverhindern.Als
Stein von Kalisch abreiste, hatte er schon heftige Gichtschmerzen,
aber von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, hatte er sich
nicht abhalten lassen. Durch die Diskussion mit dem König und

dem Staatskanzler geistig noch mehr aufgeregt, steigerte Dieses
seine Schmerzen so bedeutend, daß er nur mit der äußersten An-
strengung das Palais verlassen und seinen Reisewagen besteigen
konnte. In der Eile warverabsäumtworden,für einUnterkommen
Steins zusorgen.Er mußte in seinem leidenden Zustand bei allen
Gasthöfen Breslaus vorfahren, um an jedem zu erfahren, daß
durch die Menge von zuströmenden Fremden ein Unterkommen
unmöglich sei. So kam Stein halb verzweifelt auf den Markt zu-
rückgefahren und begegnete hier zu seinem Glück dem ihm wohl-
bekannten Major, nachherigen General Lützow. Lützow bot ihm
zwei für ihn selbst bestimmte Dachstübchen in einem schlechten Gast-
haus an, welches zumWerbeplatz der LützowerSchaar eingeräumt
war. Steins Zustand hatte sich durch alle diese Zögerungen sover-
schlimmert, daß man ihn mit Mühe aus dem Wagen heben und
sogleich in ein Bett legen mußte, wo er zehn Tage lebensgefähr-
lich darniederlag. Diese unerwartete Krankheit, durch die Stein
gleich nach seinem Eintreffen für Breslau wiederum unsichtbar
wurde, führte eine diplomatische Mystifikation herbei, die ich hier
erzählen will. Plötzlich hatte sich inBreslau das Gerücht von dcr
unerwarteten Ankunft Steins verbreitet, ohne daß das Publikum
anzugeben wußte, wo er geblieben war; der kleinere Kreis seiner
Bekannten, der nach und nach sein einsames Krankenlager erfuhr»
hatte keine Veranlassung, Dies weiter mitzutheilen. So war jenes
unbestimmte Gerücht denn auch bis zu dem Grafen Marfan ge-
drungenundihmwurde beifeinenNachforschungen auch noch das
Gasthaus bezeichnet, in dem Stein eingekehrt sein sollte. Sogleich
durchstreiften die Leute des Französischen Gesandten die Straße;
allein nichts verrieth, daß dort der Minister wohne. Um doch hinter
die Wahrheit zu kommen, miethete er in dem kleinen Hause eines
Drechslers, welches dem Gasthof gegenüber lag, für vieles Geld
eine Kammer, in dervier bis fünfTagehindurch fortdauernd eine
zur Gesandlschaft gehörige Person zur Beobachtung sich aufge-
stellt hatte und den Anblick des Ministers Stein zu erhaschen
strebte." (Boyen: Denkwürdigkeiten.) Hört Stein selbst knirschen.
In Wilna hat er den Rückzug der Großen Armee gesehen und,
zwischenMitleidundgrimmigerFreude,anseineFraugeschrieben:
«Ganz Deutschland muß mit Trauer bedeckt sein. Achtzig-
tausend junge Männer aus diesem unglücklichenLande sind um-
Ü2

gekommen oder fterbennoch täglich in den Hospitälern, einem fauligen Nervenfieber zur Beute, dem die durch Hunger, ungesunde Nahrung von gefallenem Vieh, die einzige, dieübrigwar, entkräfteten Körper nicht widerstehen können. Fünfzehntausend Kranke allein lagen in den Hospitälern vonWilna. Man sieht nichts als Karren voll Leichname, die man, zum Theil von Wölfen ange« fressen, auf den Heerstraßen sammelt und aus den Hospitälern wegführt, oder Züge von Gefangenen, mit Lumpen bedeckt, ausgemergelt durchLeiden allerArt, höhläugig,mitblaugrauerHaut,in dumpfem Schweigen den Tod erwartend. Es ist durch die achtungwürdigsten Zeugnisse beglaubigt, daß imUebermaß des Elends, welches das französische Heer litt, französische Soldaten sich von den Leichnamen ihrer unglücklichen Kameraden genährt haben. Die leibliche und sittliche ErschöpfungundVernichtungdieserUnglücklichen war so groß, daß ein Zug von zweitausend Mann sich einem russischen Gesundheitbeamten ergeben hat, der in seiner Kaleschereiste; daß derPöbelvonWilna, zum großenTheilausIuden bestehend, auf den Nachzug desHeeres gefallen ist und eineAnzahl Gefangener von der Kaisergarde gemacht hat. Diese gräßlichen und ungeheuren Ereignisse waren oft von kleinen Zügen begleitet, welche lächerlich erscheinen, wenn man dafür empfänglich sein könnte inmitten eines ungeheurenKirchhofs oder umgeben von entfleischten und sterbenden Gespenstern. So erinnert man sich hier mit Verachtung und Unwillen, wie Berthier beim Schall einer schlechtenTrommel sechzigMenschen versammelte, umdieFlüchtigen aufzuhalten, die sich beim Erscheinen einer Handvoll Kosaken nachdenThoren vonWilna stürzten; wieMurat, in einenShawl gehüllt, eine Kutschermütze auf dem Kopf, mit einem Stock in der Hand, nach Wilna hereinkam, Narbonne zu Fuß von Moskau nach Smolensk durch den Schnee marschirte, Napoleon, durch Wilna kommend, seine Schande und seine Wuth hinter den aufgezogenen Fenstern seines Wagens verbarg, und alle seine Adjutanten demüthig, unterwürfig, dankbar, wenn man ihnen ein Stück Brot anbot. In Wilna hat er alle feine Sachen, unter anderen ein kostbares, mit Shawls tapezirtes Zelt, verbrennen lassen. Die Beute der russischen Truppen ist unermeßlich; man schätzt die jedes einzelnen Kosaken im Durchschnitt auf dreihundert Dukaten. Die Kosaken haben der Kirche derHeiligenMaria vonKasaninPeters-

bürg scchzehnhundertPfund Silber geschenkt, um daraus die Bil-
der der vier Evangelisten machen zu lassen." Später schreibt er:
-EinNervenfieber brachte mich in Breslau dem Tode nah;
wä hrend dieser Zeit erhielt ich von meinen Freunden, vom Prinzen
Wilhelm, General Blücher, Scharnhorst und anderen, und von
der Masse der Einwohner die rührendsten Beweise von Freude
über meine Rückkehr, vonTheilnahme an meinerWiederherstell-
ung; der König blieb ganz verschlossen; er ließ selbst nicht nach
meinem Befinden fragen. Der Staats kanzler war mißtrauisch, be-
sorgt für sein Ansehen; ich möchte Ansprüche auf den Rücktritt in
den Dienst machen. Dem König war die plötzliche, von ihm nicht
veranlaßt? Erscheinung zweier Personen aus dem Hauptquartier
<der Andere war der Russische Bevollmächtigte vonAnstett) und
die dadurch herbeigeführte schnelle Entwickelung der Sache un-
«ngenehm.Unterdessen wurde ich wieder hergestellt, der angekün«
deteBesuch des Kaisers verschaffte mir wiederBeweise von Auf-
merksamkeit der tzofleute, man wies mir ein gutes Quartier an,
und als gar der Kaiser mich persönlich besuchte, so verdoppelte
Alles seine Freundlichkeit und seine zuvorkommende Sorgfalt."
Weil Fremde dem Retter Preußens freundlich waren, drückte
der König ein Auge zu; wurden auch die Königischen nach und
nach zärtlich. Noch immer wars der Staat, dessen faulen Kern-
sleck Bonapartes Genius so unselig früh erblickt und mit so groß-
artiger Frechheit in seine Zukunftrechnung gestellt hatte.
-Ich habe kein Interesse daran, denFrieden des Kontinentes
zu stören. Das Haus Oesterreich ist unfähig, irgend Etwas zu
unternehmen. Haß und Rivalität trennt Rußland von Preußen;
die Wunden von Austerlitz bluten noch allzu sehr. Daß in naher
Zeit ein russisches Corps von beträchtlicher Stärke nach Europa
kommt, ist nicht anzunehmen. Die Russen könnten Opfer bringen,
um diePforteanzugreifen.könntenReservecorps in Polenhaben;
ich glaube nicht, daß sie riskiren, hunderttausend Mann nach
Deutschland zu schicken. Der Gedanke, Preußen könne allein gegen
mich Etwas unternehmen, scheint mir so lächerlich, daß ernZcht bis-
kutirt zu werden verdient. Mit keiner der europäischen Groß-
mächte ist ein Bündniß von realem Werth für mich möglich; das
mit Preußen beruht auf der Furcht. Das Kabinet dieses Landes
ist so verächtlich, der König so charakterlos und sein Hof so von der

Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht überhaupt nicht zu rechnen ist. Sie wird stets handeln, wie sie bisher gehandelt hat: rüsten und wieder abrüsten; sie wird rüsten,, unthätig von ihrem Fett zehren, während man sich schlägt, und- sich mit demSiegerzu verständigen suchen. Ganz Europa wundert sich über die jetzigenRüstungenPreußens; und doch hat das ein« zigeMotiv, das seit zwölf Iahren das Thun dieserRegirung bestimmt, sie auch jetzt zur Wiederbewaffnung gedrängt. Ist Das richtig, dann muß man ihr Zeit lassen, sich zu beruhigen und in Frieden abzurüsten. Möglich wäre ja, daß Preußen, nachdem es ausFurcht gerüstet hat, durch die Zeichen meinerHuld wieder zur Ruhe käme, der eigenen Kraft mißtraute und mit den anderen europäischenMächtenBündnisse schlösse.DiesesBand wäre sich erlich leicht zerreißbar; doch muß ich solche Möglichkeit erwägen uni> meineAbwehrmaßregeln danach richten. Zweierlei muß ich thun. Erstens: Preußen beruhigen, es mit dem denkbar geringstenAufwand von Mitteln in seinen früheren Zustand zurückbringen; zweitens: an Material und Personal meine Armeen in Deutschland möglichst stärken. Aber diese beidenMaßregeln widersprechen einander. Wenn man vor den Truppen, die ich dort halte, Angst hat, wird man auch vor denen Angst haben, die ich schicken werde. Preußen muß also durch wiederkehrende Zuversicht, ein Bischen aber auch durch Furcht zur Abrüstung gedrängt werden. Statt es mit der Alternative.Abrüstung oder Krieg!'zu erschrecken, werde ich sagen: ‚Rüstet ab oder ich verstärke meine Rüstung!' Das klingt weniger beunruhigend, klingt noch nach Freundschaft; man will nichtsgegenPreußenunternehmen;seinemVerhaltenwerdenwir unseres anpassen. Solche Maßregeln sind halb beruhigend, halb bedrohlich. Die erste Hälfte beschwichtigt die Furcht, die zweiteweckt sie sacht wieder. Halb und Halb: Das scheint mir das beste spezifische Mittel zur BehandlungPreußens." (Napoleon an Talleyrand.)

Der Sturm bricht los.

Noch grollt die Schaarder tapferstenPatrioten; aufderZinne und imErdgeschoß. Hardenbergs zähster Gegner, FriedrichAugust Ludwig von der Marwitz, der in Spandau die Stubengefangenschaft kosten lernte, schickt aus der Iunkerseele den dunkelsten Seufzer himmelan. -Die Regirung Friedrich Wilhelms des Dritten

Vollendete das Unheil. Gestellt auf den erhabenen Platz seines
Großoheims, wo Europa viel von ihm hoffte, verlangte und er-
wartete, mitten unter den Geburtwehen einer neuen, aufgeregten,
fürchterlichen Zeit, mit der Verpflichtung, so manche Fehlgriffe
seines Vaters wieder gut zu machen, konnte er mit den mönchischen
und häuslichen Tugenden der gewöhnlichen, weichen Regenten
unserer Zeitnicht ausreichen." Nach des Königs Aufrufen an Volk
und Heer, nach der Stiftung des EisernenKreuzes und der schwarz-
weißen Kokarde Prasselt, in Breslau, noch immer das Schlossen-
wetter borussischerWuth von der Lippe des friedersdorferMar-
witz (der an dieSpitze einer Landwehrbrigade treten will). -Aus
allen Provinzen kamenDeputirte mit Anerbietungen zu freiwilli-
gem Dienst, zur Errichtung von Landwehrtruppen, zur Stellung
von Nationalrcgimentern. Keiner wurde gehört, Keinem wurde
gedankt, Keinem widerfuhr auch nur die mindeste freundliche Be-
handlung; und dann erschien das Edikt, welches gerade Das be°
fahl, was sie freiwillig angeboten hatten. Es war schändlich. Alle
Hingen unbefriedigt nach Haus und die Meisten gaben sich nun
das Wort, nichtzu dienen. - Aus Königsberg schreibt, in den selben
Tagen, Ernst Moritz Arndt an Gneisenau (dessen Einstellung in
Müchers Corps noch nicht bekannt geworden ist) nach Breslau:
-Kapituliren Sie, um Gottes willen, nicht mit der Mittelmäßig-
keit! Es wäre von Ihnen eine thörichte Demuth, wenn Sie nicht
den Feldherrnstab und die freiste Wirksamkeit forderten. Wer
nicht hoch zu herrschen wagt, wird dienen müssen: Das gilt auch
Don den Königen: und von ihnen am Meisten. Man muß diese
Könige als Instrumente gebrauchen, aber sich nicht zum Instru-
ment machen lassen." Gewitterstimmung. Wenn sich die Götter
dem Rufe versagen, überfluthe der tzöllenstrom schäumend sein
Vett. Ist endlich denn auf denKönigzuzählen? VorderAntwort
zögern selbst die alterPreußenüberlieferung Treusten. DerMärker
Karl von Borstell, der den Scharnhorst, Gneisenau, Blücher ein
Vedant, Quertreiber, bösartiger Narr ist.weil er sich störrisch gegen
Neuerungsucht bäumt, er sogar hat den Kriegsherrn schon ange-
fleht: „Lassen Sie uns los!" Er ist Gouverneur von Kolberg;
Mächter an dem einzigen Thor, durch das Waffen und Munition
-ins Land kommen können. Bülows Antrag, mit ihm und Vorck,
um Interesse des Königs auch ohne des KönigsBefehls, in stiller

Gemeinschaftzu handeln, hat er steif abgelehnt; schon imFebruar.
aber auf eigene Faust heimlich mit England verhandelt und, als
Gneisenau in die Festung zurückgekehrt war, sich dem Feuerwillerr
des aus Träumen noch sprühenden Helden völlig hingegeben.
„Zum Mehl- und Festunginspektor könnt Ihr jetzt auch einen,
alten pedantischen Hosenmacher gebrauchen, der Geschästskennt-
niß hat." Borstell will mehr sein: des Staates thätiger Diener.
Vom londoner Grafen Münster heischt er Geld, Waffen, Küsten-
schütz; und marschirt mit sechstausend Mann, Fußvolk und Rei«
tern, aus Pommern recta nach Berlin, den Vicekönig Eugen Beau«
harnais westwärts zu jagen. -Fußfällig flehe ich Eure Majestät
an: Lassen Sie uns los!" Die Antwort ist ein ungnädiger Ver-
weis. Wie durfte ein General mit einerfremden MachtVerhand-
lungen anknüpfen? „Aus einem einzelnen Standpunkt lassen sich
die politischen Verhältnisse nicht richtig beurtheilen und es ist be-
sonders indiesemZeitpunkt eben so wichtig wie lobenswerth,dcch
Iederindem ihm anvertxautenWirkungskreis mithöchstmöglicher
Krast und mit dem regsten Diensteifer handle, jedoch nicht aus
diesem Kreis eigenmächtig heraustrete, vielmehr zu allenDingen,
die nicht dazu gehören, die Impulsion oder Genehmigung von
obenerwarteodereinhole, wo allcindas Ganzeübersehen und ge-
hörig geleitet werden kann." Unter dieser Leitung war Preußen
ins Ioch der Knechte geglitten. Thut nichts: Gehorsam ist des
Christen Schmuck. -Ich schwöre zu Gott, dem Allwissenden und
Allmächtigen, einen leiblichen Eid, daß ich Seiner Majestät dem
KönigvonPreußen,Friedrich Wilhelm dem Dritten,meinem aller-
gn ädigstenLandesherrn.in allenVorfällen,zuLand und zuWasser,
in Kriegs« und Friedenszeiten und an welchen Orten es immer
sei, treu und redlich dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes
befördern, Schaden und Nachtheil aber abwenden, die mir vor-
gelesenen Kriegsartikel und die mir ertheilten Vorschriften und
Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem
rechtschaffenen, unverzagten, Pflicht und Ehre liebenden Solda-
ten eignet und gebühret. So wahrmirGott helfe zur ewigen Selig-
keit." Weh den Brechern des Fahneneides! Auf Satans Glüh-
platte schmort ihr Gedärm. Will denn die Zahl Derer, die aus
guterAbsichtin solche Sünde straucheln, sich immer noch mehren?
Hans Vorck hat das arge Beispiel gegeben. Der wurde als

junger Lieutenant vonFritzmitdemRandfluchkassirt: -DerPorck
kann sich zum Teufel scheren!" Da der im niederländischen Ost-
indien bewährte Mann wieder in Preußens Heer zugelassen ward,
hätte er Grund, sich ruhig zu hallen. Unmöglich. Einen giftigen
Kerl nennt ihnBlücher; -erthutnichtswieraisonniren, aberwcnn
es losgeht, beißt er an wie Keiner". Er kann scharf sein wie ge-
hacktes Eisen, doch dann wieder durch Liebenswürdigkeit hin-
reißen. -Ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber hinter
anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er hinterbestän-
digerResignationverbirgt, und einstarker,kühnerCharakterzeich-
nen diesenMann aus. Er ist rechtschaffen, aber finster, gallsüchtig
und verstockt und darumeinschlimmerUntergebener. Persönliche
Anhänglichkeit ist ihm ziemlich fremd; was er thut, thut er um
seinesRufes willen, und weil er vonNatur tüchtig ist. Er prahlt,
wo er wenig Hoffnung hat; aber noch viel lieber scheint er eine
Sache für verloren zu halten, wo er eigentlich wenigGefahrsieht.Er
war einer der ausgezeichnetsten MännerunsererArmee. "(Clause-
witz.) Dieser Mann muß, weil derVertragvomfünftenMai1812
Preußen dem Imperator zurHeeresfolge verpflichtet, unter dem
Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, mit zwanzigtausend
Mann gegenRiga vorrücken und wird, als General von Grawert
siech hinsinkt, Führer derDivision. Stein hat schonim Sommer von
ihm gehört. Bald nach den dunklen Tagen, die dem ungnädig weg-
geschickten Minister Friedrich Wilhelms alles vaterländischeWe-
sen verleideten und Worte bitterstenUnmuthes abrangen. -Wehr-
los und gebunden hat Preußen sich den Händen seines Feindes
überliefert, selbst bereitet es sein Grab und sieht, leidend und mit
Schande bedeckt, dem Kampf entgegen. NunkannmaninDeutsch-
land nichts mehr von einerImpulsion von oben erwarten; denn hier
sitztüberall Erbärmlichkeit auf denThronen. Zum zweiten Mal hat
der König dieSache der Ehre und Freiheit im Augenblick derEnt-
scheidung aufgegeben, nachdem er die Täuschung lange unterhal-
ten hatte, er wolle sich muthig und kräftig aufopfern. Sein Mangel
an Energie, sein Hang zu dem gewöhnlichen, gemeinen Treiben,
ausdemersich nichtherauszureißenvermag,entmutheteihn im ent-
scheidenden Augenblick; er schmiegte sich unter das Ioch, das auf
ihmund derNalion drückend lastet." ^ckeronta movebit? Preußens
Heer vermöchte Preußen zu retten; wenn des Heeres Häupter der

großen Sache zu gewinnen wären. Zar Alexander läßt sie, auf
Steins Rath, betasten. Und ineincm Bericht des Majors von der
Goltz liest, im Iuni, der Reichsfreiherr den Satz:„General Porck ist
von mittlerem Alter, ehrgeizig, unzufrieden, Frankreich hassend;
allgemein anerkannter, braver und schnell überblickender, mehr
praktischer als theoretischer Soldat, eines kühnen Entschlusses
wohl fähig;völlig unbemittelt."DerMann fürdie rettendeThat?
Arndts- Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten" mahnt:Gott
wird ein strenges Gericht halten über denknechtischen und tieri-
schen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen
Gewissen und Vernunft in dieBrust gelegt hat. Das ist die wahre
Soldatcnehre.daß der Soldat, wenn Fremde eindringen und sein
Land beschimpfen oder unterjochen wollen, keine andere Stimme
hört als die: Das Vaterland ist in Gefahr. Das ist die deutsche
Soldatenehre, daß der brave Krieger dem König oderFürsten, der
ihm zu gebieten wagt, für dieFranzosen und ihren Despoten den De-
gen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre seines Landes zu
fechten,denDegen im Angesicht zerbreche. Das ist deutsche Sol da-
tenehre, daß derSoldat fühlt: ErwareindeutscherMensch, ehe er
von deutschen Königen und Fürsten wußte; es war ein deutsches
Land.eheKönigeundFürsten waren; daß ertiefund innerlich fühle:
Das Land und das Volk follen unsterblich und ewig sein, aber die
Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schandensind vergäng-
lich." FürNapoleonfechten?DenhatRußlandsWintervomFirst
derHybrisgestürzt.DieGroßeArmeeistzerscheucht;aufderFlucht
vor Alexanders Kosakenschwarm; von Kälte,Hunger, Brest aller
Art.ins Mark getroffen. Auch Macdonalds Corps mußzurück.in
Eilmärschen über Eis und durch Schnee; und Vorcksollihm.mit der
Nachhut, den Rückzug sichern. Wird durch Diebitschs wölfisch ein-
brechende Truppe aber von ihm getrennt. Was nun? Für dieSache
des Erzfeindes (der ihn einst verwundet und gefangen hat) mit
der morschen Schaar verbluten? Nach dem für denFall derNie-
derlage ergangenen Geheimbefehl die Division nach Graudenz
führen und beiden Heeren dort, Franzosen und Russen, das Thor
verriegeln? Diebitschlockt. -IstunserZieldennnichtEures?« Der
König schwankt; empfiehlt, durchSeydlitzensMund, je nach den
Umständen zu handeln. Macdonald ruft nach Tilsit. Nein. Jetzt
«der nie. Closewitz hört, als russischer Unterhändler, Vorck?

Wort: -Ihr habt mich!" Am dreißigsten Dezembermorgen wird
in der poschcruner Mühle von Diebitsch und Vorck der Vertrag
unterzeichnet, derdiepreußischenTruppenneutralisirt. VierTage
danach schreibt der General an seinen König: -Eurer Majestät
Monarchie, obgleich beengter als im Iahr 1803, ist jetzt vorbe-
halten, der Erlöser Ihres Volkes und aller deutschen Völker zu
werden. Ietzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit
und Größe wiederzuerlangen, ohne zugroße und zu blutige Opfer
bringenzu müssen. Wir werden uns wie alte, echtePreußen schla-
gen und dcrThronEurcrMajestät wird für dieZukunft felsenfest
und unerschütterlich dastehen. Ich schwöre Eurer Majestät, daß ich
auf dem Sandhaufen eben so ruhig wie auf dem Schlachtfeld, auf
demich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte da-
her Eure Majestät umdieGnade,beidemUrtheil,dasgefälltwer-
den muß, auf meinePerson keineRücksicht nehmen zu lassen." Stein
sieht die lange ersehnte Deutsche Legion aus Preußens nördlich-
stem Boden wachsen. VorcksEntschluß, sagtClausewitz, -hat un-
geheure Folgen gehabt. Preußen veränderte seine Stellung und
wurde der erste Verbündete Rußlands in dem neuenKampfe für
die Unabhängigkeit Europas." In der Spenerschen Zeitung wird
des Königs -höchster Unwille" und Vorcks Absetzung verkündet.
Durch die Zeitung, antwortete dergraueHans,hat einpreußischer
General noch niemals Befehle erhalten; und er bleibt geruhig an
der Spitze seines Corps und im Generalgouvernement von Ost-
preußen. Ruft, nach derUebereinkunft mit Stein,am fünftenFe-
bruar 1813 die Stände der Provinz zu kräftiger Verthcidigung
des Vaterlandes auf. Verabredet, siebenzehn Tage danach, mit
Friedrich Wilhelm von Bülow und dem Russen Wittgenstein in
Konitz den Vormarsch an die Oder. Wird aber erst im März durch
öffentlichen Erlaß wieder in sein Kommando eingesetzt. Vorck,
Bülow, Borstell: drei Ungehorsame, die der König verwirft; drei
Soldaten nach dem Herzen Arndts; dreiRetter preußischer Ehre
und Zukunft. Vorck, dessen Vorgang den Kameraden den Muth
zur Nachfolge gab, spricht ihr Losungwort aus: -Wir leben in
einer Zeit des Handelns, nicht des Fragens. Wer viel fragt, be-
kommt viel Antwort. Thue Recht und scheue Niemand!"
Auch dcnKönignicht. Den hebt nun, endlich, die Woge. Noch
im Februar hat er den Aufruf an die kampflustige Iugend ohnc

rechtenGlaubenunterschrieben. («Freiwillige aufrufen:ganzgute>
Idee; aber Keiner kommen!") Ietzt zwingt ihn das Auge in Zu-
versicht. «Als die Freiwilligen nicht zu Hunderten, sondern zu
Tausenden in Breslau eintrafen, da schwoll ihm doch für einen
Augenblick das Herz. Er mußte gestehen, daß er Solches nicht er-
wartet habe. Die preußische Nation riß den König mit sich fort."
(Marwitz.) Für den Krieg, der, weil er von Fremdherrschaft be-
freien soll, ihr heilig ist, bietet sie Blut und Gut an. Den Leib der
Knaben, der Greise; den Familienschatz alter Geschlechterund das
im Dunkel Erdarbte. «Wer in unzählbarenWundenjenerFrem-
den Hohn empfunden, Brüder, wer ein deutscher Mann, schließe
diesem Kampfsich an!" Kleists Cheruskerwille steigt aus dem Grab-
und rüttelt die letzten Schläfer auf. Wo ist das brave, vernünftige,,
kalte, geduldige, von jederAusschreitung weit entfernte Volk, das
Bonaparte in dem berüchtigten Brief an Davout hochmüthig ge-
höhnt hat? Wilder als wider «Zottelbär und Pantherthier" tobl
nun die Hatz. Der König, der ihrzuwehren trachtete, wäre verloren..
Das Volk steht auf: und Fritzens Erbe hockte zag im Winkel?'
Freiheit oderTod:Weibernwirds,KinderndieLosung. Undnoch
einmallöstHansVorckdemWollenderNationdieZunge. Eheer,
das Giftfläschchen in der Brusttasche, am siebenundzwanzigsten.
März sein Corps aus Berlin dem Feind entgcgenführt, spricht
er am Feldaltar vor dem grauen Schloß: -Von diesem Augen-
blick an gehört Keinem von uns mehr das Leben. Keiner muß
darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen. Ieder
sei freudig bereit, sein Leben für das Vaterland und den König
dahinzugehen.Jetzt gehts indenKampf,Kameraden!Ichschwöre
Euch: Mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!"
Alldeutschland aber liest die Proklamation, die, im Namen
des Kaisers und des Königs, Kutusow aus Kalisch in die Gaue
der Deutschen schickt. «Der Kaiser von Rußland und der König
von Preußen künden den Fürsten und Völkern Deutschlands die
Rückkehr derFrciheit undUnabhängigkeit an. Möge jeder Deut-
sche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig, er
seiFürst,er sei Edler oder er stehe in denReihenderMännerd.'s
Volkes, denBefreiungplänenRußlands und Preußens beitreten^
mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben! Das
Verhältniß SeinerMajestät desKaisers allerReusscnzum wieder-

geborenen Deutschland kann, da sie den fremden Einfluß vernichter
zu sehen wünscht, kein anderes sein als dieses: eine schützende Hand-
über einWerkzuhalten,dessenGestaltungganzalleindenFürsten
undVölkern Deutschlands anheimgestelltbleibensoll. Frankreich,
schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit feiner
inneren Glückseligkeit. Keine äußere Macht wird sie stören wollen,
keine feindliche Unternehmung gegen Frankreichs rechtmäßige
Grenzen gerichtet werden." MichaelIlarionowitsch darf nicht re-
den, wie ihm der urrussische Schnabel gewachsen ist. Stein zwingt
ihn, die Freiheit „ein unveräußerliches Stammgut der Völker" zu
nennen,Alexander,denFranzosenKomplimentezu drechseln. So
klingt das Wort des greisen Zauderers, dem das wanklose Vcr-
trauen auf die Zerstörergewalt vonFrost und Hunger den höchsten
Feldherrnruhm eingetragenhat,demGeistderZeitenlieblicher als
Goethes, der seines korsischen Gottes noch vollist und in den selben
FrühlenztagenKörnersschwärmendenVaterinDresden,garnicht
Zövialisch, andonnert:„Schüttelt nur an Euren Ketten; Ihr werdet
sie nimmerzerbrechen,sondern nur tiefer noch insFleischziehen.Der
Mann ist Euch zu groß!" Auch er, der „um sein Wesen die Mauer
noch um einige Schuh erhöht hat", sieht den Epimenides bald dann
erwachen. Lebt rüstig, als Porck mit den Russen an der Katzbach
das Heer Macdonalds schlägt,von dem erlbeiTauroggcn gewichen
war, und das kleinePreußen vonje hundertmännlichenBürgern
elf aufs leipziger Schlachtfeld reiht. Die Pole deutschen Lebens
werden dem rückschauenden Auge sichtbar. Am Tag der Völker-
schlacht schreibtGoethe den Epilog zum Essex, „umderSchausvic-
lerin Wolff eine fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend
zu machen"; und widmet sich „miternstlichstem Studium dem Chi-
nesischen Reich": denn „wie sich in der politischen Welt irgend-
ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigen-
sinnig auf das Entfernteste". Stein aber, derBereiterdes Sieges
in diesemKrieg, der ohne seineVorsorge das Abenteuer trunkener
Tollköpfe geblieben wäre, jauchzt nun: „Daliegt alsodasmitdem
Blut und den Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die ab-
surdeste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Ge-
bäudeam Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum anderen
wagtmanauszusprechen.daßNapoleoneinSchurkeundderFcind
des menschlichenGeschlechtes ist, daß die schändlichenFesseln, in

t>enl?n er unser Vaterland hielt, zeibrochen sind und die Schande,
womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abge-
waschen ist." Aus einem leipziger Brief dringt dieser wildeIubel
ins Ohr Wilhelminens von Stein. Während dem Pochen Char-
lottens von Stein in Weimar die Mauerpforte sich austhut.
I^ucii saeculares.
Abertausend Herzen wärmt, in der Wirrsal unholder Zeit,
die Erinnerung. Und mancher gute Hirt hat ihr, in schlichter Be-
Scheidung, vor den Behüteten gewiß stärkerenAusdruck gefunden
als die in den Hofton Eingestimmten (die, in Kirche, Kaserne,
Handelskammer, nur noch wilhelmisch reden). Was thuts, daß die
offizielleFeierweihelos,duftloswar? Das Gedächtniß großer, im
edelsten Sinn nationaler Leistung jätet keines Gartenverwüsters
Messer je wieder aus.DeutschenVolksthumes herrlichstes Iahr.
Hier war, über Stand und Kaste hinweg, ein Rhythmus; war
eine Flamme, die aus Finsterniß vorwärts zu leuchten vermag.
Den Vernichteten erst, hat Kleists Barbarenzorn gemahnt,
darf der Deutsche bewundern. Leipzig und Belle-Alliance, E ba
und Sankt-Helena: die Vernichtung ist völlig; und der Rechts-
streit längst verjährt. Frankreich, sprach der geächtete Imperator,
„hat nur zwei große Herrscher gehabt: Ludwig den Vierzehnten
und mich." Wo verwest der Leichnam ihrer Weltreiche? Aus
Bonapartes Schöpfung überlebt nur der Schöpfer. Der aber ist
uns nicht mehrSteins-Schurke",nichtKleistens,,Vatermörder"
noch, wie irgendein blondes oder pechschwarzes Hordenhaupt,
-der Eroberer mit der eisernenFaust"; nüchternem Verstand allen-
falls der -im Grunde doch dummeKerl", als den Blüchers lustiges
Husarenauge (der Alte hatte auch ein anderes) ihn sah. War der
Versuch nicht dumm, des Menschenvermögens Bereich ins Un-
ermessene zu weiten und Eines Willen der Welt als Gesetz auf-
zuzwingen? Den Erben des Lilienkönigs und Habsburgs Eidam
zu mimen, statt als trotziger, protziger Sohn derRevolution über
eingehegtes Blachfeld zu stampfen? Dumm wie Prometheus und,
inOstundWest,dessenBrut.WieErdbeben,Orkan,Feuersbrunst.
Hat nichtihn auch, Kirchenfromme, Euer Gott gewollt? Nicht einen
Höllenqualm auspfauchenden Zerstörer nur: den Bringer neuer
Weltvision ? Der Gekrönte noch zerschnitzelt,zerbeult das kostbarste

Geräth und wiehert neronisch,wenn er einer Iungfrau Schimpf auf
die entfärbte Wange speien, am Weib des Nächsten sich weiden,
die Brunst kühlen kann. Einsperren, erschießen, henken: dieWim-
per zuckt nicht vor solchem Befehl; nicht einmal vor der Taumel-
lust.sich der üppigen Schwester zu paaren. Ist drum nichts in ihm
als Landsknechtsblut und Saft vom Stamm der Sforza und an«
deren Condottieri? Auch ein Hirn, wie uns bekannte Menschheit
niemals eins erschaut hat; das in Egypten mit Werther weint, in
Spanienweiß, was aufden Wällen vonGraudenz fehlt, imKreml
das haltbarste Theaterstatut erfindet, auf Sankt-Helena krankem
Gedicht seines Genius Athem einhaucht. Stratege und Feldherr,
StaatsmannundDiplomat,ZuchtrutheundSalonzauberer,Künst-
ler und Komoediant. Ein Unverlierbarer; aus Europens, aus
Deutschlands Werden nicht wegzudenken. Unter seinem Tritt wit-
ternBasalte;von seinesWinkes Gnade sprudeln Quellen. Ehe er
kam, war die Menschenwelt nicht, die nachihm blieb;und was vor
ihm gewesen war, konnte nicht so wieder sein. Die Iahrhundertfeier,
dieseinemDämondenZollweigert,verräthihreArmuth.DieTreib-
jagd der Legitimen, die nur gemeinsamer Haß einen kann, auf das
wild gewachsene, nicht im Purpurbett gezeugte Genie, die Rache
der organisirten Massen an einem übermächtig Wollenden: da
erst ist großesSchicksal.UndsiehtnichtauchPreußensThatkleiner
aus, wenn der von ihr Ueberwundene dem Rückblick verzwergt?
Nicht -beispiellos" (dryandrisch) ist dieseThat; und der ge-
rechteStolz dürfte nochimFestgeläutnichtvergessen,daßPreußen
sie nicht schnell, nicht ohne Helfer gewirkt hat. Bier starke Staaten
ballten wider den Einen die Kraft; und Iahre vergingen, dennoch,
bis Stein sagen konnte: „Der Mensch ist am Boden." Bis der
Reichsfreiherr, der schwersten Sorge nun ledig, in Bieberich, Köln,
Straßburg zum ersten Mal mit Goethe zusammen war und den
Freunden zuraunte: -Nur nichts Politisches. Das mag er nicht.
Wir können ihn da freilich nicht loben. Aber er ist doch zu groß." Bis
Arndts Seherblick neuen Krieges Dämmern ahnte: -weilvonnun
an der Streit über die Oberherrschaft in Deutschland beginnen kann
und wird und muß." Dann erst istderMensch,der sich zu hoch ge-
bläht hat, fürimmer am Boden. Vier Großmächte und eine Natur-
gemalt im Bund: Rußlands Winter, den Nekrassows Lied singt.
Der Preuße ist an Lorber nicht arm und braucht nicht mit jedem

Vlätllcin zu knausern.-Ihn krönt das Bewußtsein, daß er vor
hundert Iahren selbst sich den Werth schuf. Daß er in allen Bc-
zirkenseitdem reicherward? Anmünzbaren, genießbarenGütern:
gewiß. An nationalem Urstoff ? Von. Stein zu Schoen, vonScharn-
Horst zu Bohen und Bülow, von Goethe zu Kant, von Arndt zu
Niebuhr: ein wievonMythenwundern strahlender Himmel; Stern
an Stern.Wer erspäht heute den Kleinen nurGleiche? Aufrechter
Manneswille schon ist jetzt seltenes Kleinod, Phantasie, die nicht
in Traum, die in Wirklichkeit langt, ins versunkene Riesenreich
heimgekrochen und Eigensinn in die Scheltwörterliste erniedert.
Allzu keck soll der Erbe sich nichtins Licht brüsten. Nicht seine Hand
hat dem Adler die Kette gelöst. Und ob sein verzärteltes Wesen in
harterZeit sich zurechtfände, wäre noch zu erweisen. Spielet nicht
lüdernd mit derAssonanz zweier Iahreszahlen. Wieder mutz aus
Gold Eisen werden? Kindischer Vergleich; und Todfünde wider
den Heiligen Geist der Nation. Horchet! «Dreiundvierzlg Iahre
nach dem Frieden von Hubertusburg, der die Glorie des Sieben-
jährigen Krieges besiegelte, wurde der Tag von Iena. Dreiund-
vierzig Iahre nach Sedan muß das fette Deutsche Reich, um seine
sechsundsechzig Millionen Menschen gegen vierzig Millionen
Franzosen zu schirmen, den ersten Schritt zur Vermögens kon-
fiskation thun, weil es an gebahntemPfad keinHälmchen mehr
pflücken kann." So würde Euch von draußen erwidert; einem
Affernspiel mit einem anderen. Starb der immer des Zweckes,
großen und kleinen, bewußte Preuße aus seinem Land? Verlernte
er, daß seine Ahnen in dem Tosenden, der in mancher Gefühls-
Provinz auch ihrem Sehnen ja Erfüller ward, den Caesarerckitzcl
bekämpften, den Letzten zu fällen glaubten, den über einer gipfel-
los ebenenMenschenschicht auf hoher Säule zu thronen gelüstete?
Viele Schlachttage, Siegesfeiertage nahen. Doch ins Leben ruft
die Glocke Lebendige. Riefe sie alleTauglichenwlederin würdigen
ErnstlUngeheureArbeit ist.morgen schon,zu leistende darfnicht
länger vertrödelt werden. Nicht die äußere «Schlichtheit derVä-
ter", die der Excellenz des Dompredigers nur am Hof noch ge-
wahrt scheint, gilt es zurückzuholen: die innere, dem Gemeinle-
den unentbehrliche. Die Grundmauer zerbröckelt; und der ums
Reichshaus gehäufte Schutt verpestet die deutsche Luft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb S, m. b, h. in Berlin.

AvKeitspreis K?
Osmen un6 Zerren I2.5O
8alamanÃ¤er

?f.L4.
— Die Zukunft.
15. Würz I!NZ.

Mropol-LKeaier.

Op. in 2 ^Kt, V, ^, ?reunä u. u, OKonKovsili.
»»»K m!M Will.
In s?ene xe°et^t von OireKtor IZ. Sc Kult!,
Heu«»' groll«»» ki»k«Ig
vis
^,llk. 8 vor - VorvsrK. 11—2 (?us-terk^sss)
Z(leme5 bester.
^U^bsnäliod S vor.'
» UKr. S UKp.
vreeileoerstr. 72/73. — ^mt «al. «t»
?oessn Z^ovilöt von ^. rire« u L, Ii«l-tT,
Nü«» von ^«s- Vilden.
RurMten-Oper.
^üroderger Strasse 70-7».
äbenäs 8 vnr:
I'ä^lick^ rZeunion!
»e«! LsllorcKester
^itsckauer aus Wien.
Unter 6en
I.W6en 27
^ein^taursnt unci Kar
Hie WM «M geSkknet!
VoroeKmeZüske lierl
«Site un«t «srms

Berlin, den 22. März 1913.

Sternickel.

fas Kapitalverbrechen bringt keinen hohen Zins mehr. (Nicht nur das Verbrechen der Kapitals häufung, dessen Gemeingcfahr der Genosse Bethmann mit einem Ausnahmegesetz bedroht, sondern auch das capitale crimen, das der Römer mit dem Verlust des Lebens oder der Bürgerrechtsfähigkeit strafen wollte.) Die Konjunktur aller das Wesen unserer Zeit bestimmenden Mächte stemmt sich gegen diese Art menschenthierischer Thätigkeit und eine Gestalt vom Schlag des sobernheimer Henkersgehilfen Iohannes Vückler, der an der Neige des achtzehnten Iahrhunderts, als Schinderhannes, der Schwarzalb ganzer Bezirke war und den geängsteten Markthändlern Pässe verschleißen konnte, ist heute kaum noch vorstellbar. Schon der Zwang, von der Wiege bis zur Bahre gestempeltes Papier mitzuschleppen, sich in irgendeinem Amtshaus an-und abzumelden, von jeder Schnüffelnase den Heimathschein, Militärpaß, Steuerzettel beriechen zu lassen, erschwert das ins Dunkel trachtende Handwerk; und die Schnelle des modernen Erkundungdienstes erlaubt ihm seltenen hohe Iahre zukommen. Leicht duckt zwar Einer ins Großstadtgewimmel unter und ähnelt sich der Schlammfarbe an, in der er mindestens eine Weile athmen muß. Doch irgendwo ist er einmal photographirt worden; nach kurzen Stunden sind Alle, die ihn kennen, aufgescheucht, der zuständigen Stelle vorgeführt, vernommen; Grenzorte und Hafenbehörden zur Wachsamkeit gemahnt; Telegraph und Telephon haben gewirkt,

das Bild des Verdächtigen ist verschickt, ist vom Draht übers Welt-
meer geblitzt worden und auf dem finstersten Steg muß der hinkende
Schacher beben, von dem Wanderer, der ihn gestern im Lichtspiel
sah, gehemmt und inHaftgezerrt zu werden. Marconi ward ihm ge-
fährlicher als der Erinyen bleicherSchwarm. Auf demMeer durfte
einst der Mörder selbst sich in wohligeRuhe betten;bis dieAnker-
kette niederrasselte, konnte ihm nichtsgeschehen.IetztfluthetNach-
richt heran.ebbtNachricht zurück; kann auf dem stampfenden, schlin-
gelnden Schiff, das kein Draht einem Festland verbindet, in der
nächstenMinuteeinFünkchen aufglimmen, das derBesatzungdie
Spur des Verbrechers hellt. Ungünstige Konjunktur. Findet des-
halb der Blick in so schlechtem Geschäft fast nur noch Stümper?
Kleine Leute nur, die über Zwirnsfäden stolpern und bald zwischen
Netzmaschen zappeln? Bruning,Crippen, Kolbe,Sternickel,die pa-
riserApachensogar, denen derPlanglitzerte, die moderne Technik.
denTvtfeind des Gesetzbrechers, sich zu verbünden, imAutomobil
durch die Raubreviere zu rasen: Alle enttäusch en das aus staunen-
dem Grausen ihnen nachstarrende Auge; Alle scheinen, wenn die
Halsschlinge der Ordnungwächter sie ins Alltageslicht geschleift
hat,demnahenBetrachterwinzig,unbedachtsam,albern;undAUer
Herrlichkeit währt nichtlanqe. Bruning sieht zuerst aus wie ein Kerl
von schwerstem Kaliber. Als Kassenbote erspäht er die schwächste
Stelle des Kontrolbrauches, raubt eine Viertelmillion und ver-
schwindet spurlos. Der, denkt man, hatwitzigmit dem Stimmung-
trieb derMasse gerechnet, die den Verlust einerAktienbänkgleich-
giltig oder höhnisch hinnimmt und deren öffentlich meinendes
Maul höchstens fragt, ob die Bank, das über den Hort von zwei-
hundertsechzig Millionen breit und schuppig hingestreckte Änge-
thüm, die Schramme verbergen, die paar fürs Pflaster nöthigen
Läppergroschen dem Vorstand oder den Aktionären vom Iahres-
gewinn abzwicken werde. Kein sichtlich arg Geschädigter: also auch
keine grollende Empörung. DemFlüchtling gellt aus allen Ecken
Gelächter nach. -Den kriegen sie nicht!" Der hat gewiß.weit vom
Thronsitz derDresdenerBank, längstein Schlupflöchleingeschau-
feit, wo er sich umkleiden, rasiren, umkämmen kann; sitzt, ehe das
Polizeiroth des Belohnunganschlages die Meute auf feine Fersen
hetzt, schon, bartlos und mit der Brille eines Landschulmeisters,
im Eisenbahnwagen und zerkaut, um zwischen länger gefirnißten

Reisenden nicht durchLackgeruchaufzufallen,inderDrittenKlasse
seinBntterbrot;schlüpftunbemerktüberdieöstcrreichischeoderhol-
ländischeGrenze,wirdvomÄoydodervonderStoomvaartMaat-
schappij verfrachtet, taucht inAlexandrien oderBatavia ins dich-
teste Gekribbel, protzt nicht viel mit seinem Geld und wird vom
Scheinwerfer derHeimathniewicdergesichtet. Nein: erschreibtan
einen berliner Kameraden undprahltihm desneuen LebensWon-
ne vor; er bleibt inBriefwechsel mit Verwandten, denen er einen
Zipfel vom Schleier seines Geheimnisses gelüpft hat. DieFährte
wird ruchbar, derMarder erwischt und in denKäfig ausgeliefert.
Crippen ist schlauer. Behutsam meuchelt er dieihm lästige Ehege-
fährtin und hüpft, als in feines Hauses Kellergrund Menschen-
knochen gefundenwerden,mit hurtiger, doch nicht hastigerDialeltik
ü ber dasDrahtgeflecht dcrVerdächtigung hinweg.Wird dannaber
das blinde, dumme Opfer derTheaterwelt, in die sein nach sttnkzu
erraffendem Geld und Frauenfleisch geiler Sinnen drang sich ver-
laufen hat. Nur im Rampenlicht gedeiht der Wahn, ein gescho-
renes, in Rock und Hose gestecktes Mädchen könne Wachen ein
Jüngling scheinen und solche Mummerei, trotz einem ungewollten
Strauchelschritt, einem nicht eingedrillten Gestus, unbemerkt blei-
ben. Weil die leise Theaterwanze niemals bedacht hatte, daß im
Mann der müdeste Eros noch im Bratenrock das Mädel erwit-
tcrt, weil Crippen sein Liebchen (anBord eines auf der Atlantis
schwankenden Schiffes gar) für einen jungen Sekretarius aus-
gab, ward er verdächtig, ertappt, gegriffen. Kolbe schwadro-
nirt und späßelt vor Kneipkumpanen und Winkeldirnen so lange
davon, daß er den Eheherrn seines alterndenBettschätzchens er-
schossen habe, bis die Rattenfalle hinter ihm zuklappt. Sternickel
bestimmtalles zurDrosselungdreierMenschen und zur Sicherung
seiner Flucht Nöthige; läßt aber im Kleid des Leichnams, den er
in einer abgelegenen Strohmiete verbrennen will, ein Papier, das
den Getöteten als nach Ortwig,im Bezirk Fürstenberg-Wriezen,
zuständig erweist und auf die Spur des Thäters hilft. Mit diesem
Viergespann stolzirt die Verbrechergilde nicht in neuen Ruhmes-
lenz. Zu Ehren kam dieZunft in den letztenIahren nur durch den
Erzschelm, der dem Louvre am hellenTag den berühmtesten LVo-
nardo stahl. Und wer weiß, ob nicht auch seine Glorie bleicht, wenn
er einesTages,imStreicherkittel,vordenSchirm derHehlertritt?

Sternickel hat ihn lange überstrahlt. Sein Ruf glich dem
Klostermayers, des Bayerischen Hiesl, der, nach ganzen Serien
grausamster Blutgräuel, 1771 in Dillingen von Staates wegen
erwürgt und dann noch gerädert worden ist. Neben ihm schien dem
nachgeborenen Raubmörder im Neuen Pitaval ein Vorderplatz
gewiß. Der Norddeutsche tummelte sich nicht auf so glatter Bahn
wie der Wilderer aus Kissing, der eine Bande um sich schaarcn
und, ohne Angst vor der Warnermacht und Meldegewalt stumm
scheinenderDrähte, Iahre lang eineWittelsbacherprovinzbrand-
schatzen konnte. Sternickel, den das Müllergewerbe ausgebrütet
haben sollte, galt als ein Ungeheuer aus dem finstersten Schlund
mythischer Vorstellung. Der anKörperkraft stärkste, den Menschen
wölfischsteMensch,denEinbildnerwillejeträumte;dabeiallemGc-
thier in Güte zugethan und besonders zärtlich dem sanft gurrenden
Taubchen. EinRiese,einVieh, einKind: Alles, was die im Mast,
erbe der Sue und D'Ennery, Lytton-Bulwer und Conan Doyle
speckig gewordene Romantik für das Bild eines großen Verbre-
chers r/raucht.Unzählige, hieß es, hat er geplündert und inMartern
geschlachtet; unstillbaristseinBlutdurst,unausschöpflichderBorn
seinerList.DurchdickeMauernunddichteGitterstäbetappter sichins
Freie; werihn zu halten glaubt, umklammert eines Entlaufenden
Schatten. Wohin ersichverkrochen hatund wieschwerdie Sünden-
last ihn bebürdet, weiß kein Sterblicher. Als einschmatzenderMo-
loch hockt er wohl irgendwo und blinzelt aus nie satter Gier schon
nach frischerMenschenfleischspeise.Unter derMütze einesBaüern-
knechtes wird er gefunden. Mit drei jungen Strolchen, die derZu-
fall ihm warb, hat er den Hofbesitzer, dessen Weib und Magd ge-
drosselt; dieWohnstätte ausgeräuvt,den Kindern undHausthie-
ren aber Labung bereitet;und denLeib des getötetenHofbesitzers
durch Feuersbrunst zu zerstören versucht. Moloch, wie er imPro-
phetenbuch Ezechiels steht: dessen Wink Menschen schlachtet und
verbrennt. Die Knechtsgestalt ist sicher nurLarve. Dieses Scheusal
braucht nicht von Schmalhans die Atzung zu holen. Das Ermit-
telungvcrfahren weitet denblutdunstigenNimbus; muß ihn wei-
ten: denn am sausenden Webstuhl der Zeit schaffen emsige Erd-
geisterchen und wirken dem Ermittler das Kleid der Gotlähnlich-
keit. Der Kriminalkommissarius heftet des Namens Zukunft an
seinen Kapitalverbrecher; den Reporter klebt erlaubte Geschäfts«

sucht an seinen Kommissar. Der wächst mit der Summe der Unholdsthaten; und müßte mit ihr schrumpfen. Drum wird Sternickel imRegirungbezirkSchwarzerKunst sacht ein abgefeimterGigant, der Ermittler ein Kriminologengenie, neben dem Dostojewskijs Antersuchungrichter Porphyrius uns kaum ein armer Pfuscher, SherlockHolmes höchstens ein anstelliges Polizeihündchen dünkt. Nur dieses eines Hirnes Allgewalt vermochte den Listenreichen so zu umzingeln, daß nirgends eine Lücke, eine Ausbruchsmöglichkeit blieb; ihm alle Masken vom Antlitz zu nöthigen und nur das Gäßlein offen zu lassen, das thalwärts in reumüthiges Geständniß führt. Sternickel wehrt sich wie ein Löwe, in dessen Schä« del Fuchsenschlauheit auf der Wacht liegt; doch der triebhaft ahnende, alle Zusammenhänge blitzschnell ertastende Geist des Kommissars bändigt ihn, wie des Beschwörers Starrblick die giftige Schlange. Sternickel leugnetzäh; ist aber vorgestern, unter der Rüttelfaust des Allumfassers, insWanken gekommen; gestern inungcmeinwichtigeBekenntnisse überredetworden; heute,völlig niedergebrochen. So (ungefähr) lasen wirs. Wochen lang. Auch, daßder Kommissar Zehnmännerarbeit bewältige; Tag undNacht überAktcn grüble; bis in denNordostenOberschlesiens desDenkensFaden fortspinne; ein GebirgschurkischerGräuel entschleiern werde, die, alle, wurden, weil Sternickel sie gewollt hatte. Dessen Gestalt färbt sich allgemach nun ins Höllenfürstliche. Und wie ein Mühlenwerk ächzt des Lauschers angstvoll wogender Athem. Hofft Herr Omnes, einen vom Wirbel der Leidenschaft auf den Grat des Verbrechcrwillens Gepeitschten am lichten Tag, ohne Eintrittsgeldaufwand, begaffenzudürfen?UnterderMehlstaubschicht eines Macbeth, hinter des Mistfahrers verjauchtem Schurz eines RaskolnikowWesenszugwiederzufinden? Vor demAbbild des vomScheitel bis unter die Zehe mitBlutGetünchten dieluftlos welkende Seelenhaut mit demPlickelreiz frommen Grausens zu beleben? „Der Gedanke der Erbsünde ist der natürlichste, auf den der Mensch verfallen konnte. Wie oft thut der Mensch, was <r schon bereut, bevor und indem er esthut! Wieoftrufter: Pfui, spuckt insGlas und leert es dennoch! Alles, wasimLaufderZeit allgemeinerGlaube, unumstößlich scheinende Satzungwurde, auf daspersönliche,individuelleBedürfnißzurückzuführen,istvonder höchstcnWichtigkeit; nur dadurch gelangt manzueinigerFreiheit

der Erkenntniß. Man macht auf diesem Weg die merkwürdigsten
Entdeckungen: die, zum Beispiel, daß Gottes Mantel aus dem
Schlafrock des Menschen und aus demGespensteranzug seinesGc-
wissens zusammengestückt ist. Die Menschheit läßt sich keinenIrr-
thum nehmen, der ihr nützt; sie würde an Unsterblichkeit glauben,
auch wenn sie das Gegentheil wüßte. Eine Weltordnung, die der
Mensch begriffe, wäre ihm unerträglicher als diese, dieernichtbe-
greift." Das hatFriedrich Hebbel gesagt; der Friesenrecke mit den
Fiedernerven derschamhaftenMimosa,dermitgleicher Sicherheit
des Empfindungtones aus Hagens und Rhodopes, Etzels und
MariamnesHerzen sprach.Dieser großeErfühlerundDichterspät-
orientalischer und spätgermanischer Menschheit hat auch, mit ge-
duldigerer und feiner behäuteter Hand als irgendein Anderer,
die Wurzel zerfasert, aus derMörderaffelt keimt, und ihren Stoff
uns durch die vergrößernde Linse desDramatikertemperamentes
sehen gelehrt. Golo: da steht leibhaftig (und erklärt sich selbst lei-
der nur allzu bewußt) der Verbrecherwille aus Leidenschaft. Und
der ihm beklemmten Odems stürmisches Gescufz gab, flüchtet von
so grassem Anblick auf eine Bülte, durch deren Schilfbesatz Ur-
muhmenweise raschelt: -WasEmerwerdenkann,Dasisterschon;
zum Wenigsten vor Gott! Der Mörder und der Andere, der ihn
des Mordes wegen zum Tod verdammt: worin sind sie unter-
schieden, wenn Gott, der mit der wirklichenzugleich alle möglichen
Welten überschaut, erkennt, daß, beiandererVcrkettungderUm-
stände, Iener der Richter und Dieser derMörder hätte sein kön-
nen?" Entstrafft, die Ihr von den ortwigen Morden träumt, den
Strang Eurer Hoffnung oder denket, wenn Ihr durchaus ein Bor-
bild aus demKampf zwischen Begierde und Gewissen ersehnt, an
Feuerbachs -Raubmörder aus Eitelkeit", der, um einer durch
Prunksucht entstandenen Schuldpflicht ledig zu werden, die Hirn-
schale des Schulklopfers Ioseph Landauer zerschmetterte, eherals
an den nach Genovevas Leib brünstigen Golo. Der hat nur, wenn
unter derEiskruste ersten Entsetzens ihm derBlutstrom auskühlt,
mit den kalten Dutzendmördern Gemeinschaft; in den Sekunden
nur, in denen er sich schwichtigenund demFegfeuer abbetteln will:
-Ein Mord! Was ist ein Mord? Was ist ein Mensch? EinNichl s!
So ist denn auch einMord einNichts!" Ist die Kruste geborsten,
dann siedets rasch wieder imLebenssaft und der vonLeidenschaft

hemmunglos Verwirrte sondert sich, mit allen Kanten und Zacken
der Wesensart, deutlich vom Kom« ctelinquens. Schon Gall hat,
vor neunzig Iahren, die Verbrecher in die von Affekt und die von
Gewerbe sinn bestimmten Rotten geschieden.
Sternickel wird sehenswerth, wenn er, mit gefesselten Glie-
Kern, über denZaun in den minder häßlichen Reigen derIäheit-
fünder springen, als von ungerechter Schimpfrede des Bauers,
der Bäuerin, der Magd bis ins Blut Gekränkten sich vor das
Schwurgericht pflanzen will. Er wird hörenswerth, wenn er aus
der Stoppelrede des wortarmen Landarbeiters und auf die rohe
Ausdrucksform stolzenStromers in dievonBohnerwachs blank-
geriebene Zeitungsprache schlittert. -MeineFrau, die nicht weiß,
daß ich auf solchen Wegen gewandelt bin, will ich nicht Unglück«
lich machen."NurdanachentstehtimSchwurgerichtssaalderHder"
stadtFrankfurt«großeBewegung".HerrOmnes langt gierig nach
der Gefühlshülse, der Lebensspielmarke, an die sein Tastsinn ge°>
wöhnt ist; und scheint, zum ersten Mal, indieBereitschaft zuMit-
leid geneigt. Weil er den Mörder des Lieferungromans, endlich
das von Reuezähren aufgeweichte Ungeheuer zu erblicken hofft,
dessen «Psyche" der Reporter in einen Blätterstoß durchgepaust
hat(damit keinePlantage aufdieDungzufuhrzuwartenbrauchc). -
Doch das Strählchen verkohlt rasch und um Sternickelwirds wie-
der fahlgrau. Weder Gewitter noch Wolkenbruch. Wo blieb der
blutdunstige Nimbus? Der Kranz aus den Sumpfblumen herb-
stenderRomantik? Die Ueberfülle scheusäligerEnthüllung, die den
Lungerndenverheißen worden war?Mußte für diesen Ertrag ein
Kriminologe von vielen Graden sich länger noch als derWelten-
schöpfer plagen? Nicht nur die Monarchenmörder, von Aegisth,
der Agamemnon erschlug, bis auf den irren Wellbeglücker, der
in Saloniki jetzt einen König der Hellenen erschossen hat, kitzeln
das Gedächtnißfell wohliger (denn sie haltens auf einen Neben-
buhleroderTyrannen,denThron-oderBettlusträuber,den Wipfel
eines gehaßten Stammes abgesehen): noch der Raubmörder
aus Eitelkeit letzt den Gaumen reichlicher als dieser verviehte
Müller, dem die Knechtsgestalt nicht Larve war und der über
Leichen nur inTaglöhnerfrongeschrittcnist.IosephLcpage, dessen
Sc bstbekenntniß Lombroso abgeschrieben hat, beugt sich über den
geknebelten Strolch. Auch ein Wicht ohne besonderes Willens-

merkmal. Der als Fünfzehnjähriger dem arbeitsamen Vater, als Dank für ernsthaft milde Ermahnung, das Lebensmotto in den Bart speit: -Wer sich schindet, ist ein Rindvieh; habe ich erst ein Frauenzimmer, das mir jeden Tag vierzig Sous zinst, dann bin ich geborgen". Da erden Kochtopf, dem crDeckel sein dürfte, nicht sogleich findet, will er ein stilles Weibchen, seines Herbergers Gefährtin, töten, um ihr acht Francs zu nehmen. Dieses schäbige Motiv kleidet ihn aber allzu schlecht und er schminkt sich behend den Satyrkopf eines Lustmörders an. „Ich bebte, wenn ihre Haut mich streifte, und mußte ihr helfen, wenn sie die entzündete Brust verband. In solchem Drang hat michs übermannt. Den zuckenden, noch warmen Leib zu genießen: cela cioit stre un morceau cie Zour. met! Der Versuch mißlang. Ich habe ihr nur ein paar Centiliter Blut abgezapft: und soll nun fünfzehn Iahre im Höllenklima schuften. Lächerlich! Ia, wenn ich sie eine Viertelstunde lang in meinen Fängen gehabt hätte, gäbe ich gern meinen Kopf hin. Reue? Die bitterste; doch nur, weil ich fo dumm war, beim Stoß falsch zu zielen. Fünf Millimeter tiefer: und sie verröchelte in meinem Arm." Der schämt sich des Diebsgewandes, fehnt sich indieNähePranzinis, des in orgiastischen Messen gefeierten Marquis de Sade nnd wendetsich verächtlich von dem Raubmörder, den keinMimenschwung aus stickiger Mulde hoch ins Interesse hebt.

Sternickel bleibt kalt und klar, wie, noch in gefährlichen Händeln, ein schlauer Bauer. Zwischen ihm und allen weicher Gebetteten ist Krieg; gilt seit Iahrzehnten nur das Höhlenrecht uralten Naturzustandes. Wenn es sein mußte, hat er gefront, daß der Fleißigste sich nicht neben ihm brüsten durfte. VomFrühroth bis in die Nacht. Auf dem Feld und im Stall. Dann flogs ihm nur so von der Hand; und der Dienstherr schmunzelte und maß dem tüchtigen Knecht den Nachttrunk wohl einmal reichlicher zu. Gut. Nur: immerdenRückenkrümmen,fürAndereschwitzen,dem Fremden die Scheune füllen? Nein. Macht über Menschen erlangen, von ihrerWeide Futter erzwingen: Das wäre Trost und endlich sättigender Lohn. Wie aber erlangtUnsereins denn je, wie nur Macht über Menschen? Durch die von verschlagener List bediente Körperkraft. Durch das Geld, das sie ihm in den Beutel liefert. Verbrechen? Unsinn. Zwischen dem waffenlos in den Kampfums DaseinGeschickten und den stärker Gerüsteten ist nicht

Rechtsgemeinschaft, ist niemals vonBeiden beschlossene Lebens-
versicherung; ist immer nur Krieg. Der unter der Bewußtseins-
schwelle vorbereitet und auf der Tenne, an der Mistgrube, in der
Ackerfurche ausgefochten wird.Würde derHerr zaudern,ihn we-
gen Siechthums oder geringen Fehls wegzujagen? Krieg also;
der Erdhöhlenzwist um Nahrung, Wärme, Gebieterrecht. Und
werzählt im Krieg fallende Blutstropfen?Augenmaß und Wahr-
nehmungfähigkeit sind so blöd, daß sie zur Schätzung desAbstan-
des von fernem Gewinn und naher Gefahrnicht ausreichen. -Was
ist ein Mord? Was ist ein Mensch? Ein Nichts!" Wird man er-
tappt, so gehts noch lange nicht an den Kragen. Ein Kerl, der zwei
Zinlen und Hauer hat, beißt oder kratzt sich durch und übertölpelt
denBüttel,derfür Litzchen und Zulage nicht ins offene Grab schie-
len mag und zwar alles Wahrscheinliche berechnet, für Unwahr-
scheinliches aber nicht vorgesorgt hat. Schwedische Gardinen find
kein Sargdeckel, Mauern von Mannesbreite nicht die Schollen,
die der im Würmerverließ erwachende Arm nicht zu lockern ver-
mag. Im richtig erspähtenAugenblick die allerVoraussicht spotten-
den Gewaltmittel mobil gemacht: und derSieg istbeinahe gewiß.
Handeln imWeiten die großen Herren denn anders?Und ist das
Dmgschließlich nicht zu drehen, dann ist doch ein buntes Erlcbniß,
eins, in das Bleigrau des Frönertages geprasselt und ein im
R csenbetrieb der Bürgerwirthschaft unbeachtetes Rädchen für
eine kurze Frist wenigstens in den Lichtkreis gerückt. Weshalb
aber soll Einem, der stracks auf sein Ziel losgeht und nichts Un-
kluges,nichts unklug thut,Alles mißlingen?Hier lagert Geld genug
für den Lebensrest. Eine guteBrisc treibt Gehilfen herbei. Bauer,
Bäuerin, Magd in festen Schlingen gedrosselt. Die Töchter, da-
mit sie nicht heulen und zu unnöthiger Metzelei zwingen, in den
Schrank gesperrt. Fulter und Trank für dasVich; fonst brüllt es
zurUnzeit.NichtsUnnützliches; hübsch nüchtern bleiben und nichts
Nothwendigesversäumen.DerBriefträger?DieHerrschaftistver-
reist. Den Kadaver in die Strohmiete, die schnell inBrand kommt.
Arbeit; wie andere. Dann, mit den bequem amLeib zu bergenden
Beutetheilen, in die Nacht hinaus. In dem Ding müßten zwölf
Teufel und ihre Großmutter sitzen, wenn es nicht zudrehenwäre.
Ist aber nicht. Und Sternickel muß dran glauben. Diesmal,
weiß er, entwischt er nicht wieder. Seine Schliche sind ruchbar.

Wie ein wildesThierwird erin den Käsig gepfercht. Keine Klage;
so gehts im Krieg. Und daß dieserverloren ist, könnte nur ein Tropf
noch weglügen. Einen Vertheidigervon Ruf herwinken, einen aus
dem berlinerTroß, der jederLärmrolle nachjagt? Derwürde, um
in der Zeitung nie zu fehlen, täglich zehnmal das Wort fordern;
mitGerichtund Staatsanwalt raufen; feinenAergerinsProtokol
spritzen; das Mandat wie ein verlaustes Trödelstück schwenken;
sein Rügerecht mit Puschel durch den Saal tummeln; hinter das-
Gespenst unvermeidbarer Revision den Entschluß hissen, beim
nächsten Unglimpf von dem Oderfort grimm nach Berlin zu wei»
chen und den Angeklagten schutzlos zu lassen; schließlich, wenn
alleRaketenverknallt sind, in Psychologie plätschernund derThrä-
nendrüse die Offizialleistung auspressen. (Nach dem berüchtigten
Muster: „Daß mein Klient Vater undMutter gemordet hat, darf
und will ich nicht beschönigen; Ihre Gewissenspflicht aber, meine
Herren Geschworenen, ist, ernstlich zu erwägen, daß er zurW^ise
wurde!") Solchen Quark beleckt hier doch Keiner. Am Liebsten zer-
risse die Volkswulh den Mörder. Der riecht die Stimmung; und
wickelt sich stramm in Gleichmuth. WederAbruzzenpose noch Zu-
sammenbruch in denTümpel derReue.Stämmig sitzt er, istmit jeder
taktischenWendung desProzeßführerszufriedenund drück! sich an
Ia und Nein nie feig vorbei. Die Hemmung, die Menschenhirne
von aller Thierheit trennt, hat er nicht; aber trutzigen Muth bis
ansEnde. Auch noch einBodensätzchenvondemKorsarenhumor,
der ihn einst vor vielenOhren höhnen ließ: -DiePolizeisiPpschaft
hat keine Augen im Kopf; fonst hätte sie den Sternickel, der (ich
bin aus dem selben Dorf) gar nicht zu verkennen ist, längst auf-
gegriffen". Die Polizei haßt er wie je ein FrommerdenSatan;
dem Kommissar ein garstiges Läppchen ans Zeug zuflicken, ist ihm
noch inFesseln Genuß. Auch den Gehilfenist ernichthold. Die drei
Iämmerlinge habenvondemverhageltenDing wenigstens Elwas
gehabt: sich randvoll gesoffen, in Autos gebummelt, den Rad-
rennern zugegröhlt, mit willigen Mädchen geschlafen. Er halte
nichts, gar nichts als die Last der Zurichtung und das Elend der
Flucht. Und die grünenBengel,die vor Groschendirnen die That
ausgeschwatzt, dann ihn verpfiffen haben und jetzt flennen, der
Gedanke anMord oderTotschlag sei ihnen nie genaht, diese rup-
pigen Zuhälter sollen mit blauem Auge davon? Nein. -Alles,

was Recht ist." Sternickels Rechtsgefühl bäumt sich; und billigt dann den Spruch, der ihn dreimal, zwei Helfer zweimal zum Tod verurtheilt und nur den jüngsten Gesellen auf fünfzehn Iahre ins. Gefängniß schickt. Auf die letzte Karte, die einzige, die noch aus-zuspielen war, hat er selbst wohl kaum eine Hoffnung gesetzt. Er wollte sich als ruhigen, auf feine besondere Weife ehrlichenMann präfentiren, Unbestreitbares frank zugeben und nur behaupten, was bündignichtalsfalschzu erweisen war: daßseinerAbsichtZiek Betäubung und Raub gewesen sei, dochnichtMord. DieseNoth-schanze war von einem Unbescholtenen nicht zu halten. Wer so würgt und das Schädeldach prügelt, hat, allermindestens, die Möglichkeit des Totschlages in sein Bewußtsein aufgenommen. Wider Sternickel zeugte obendrein die verjährte Schuld. Undder vomStaatszwangihm verpflichtete Anwaltsprach für denMörder kein armesWörtchen. Würdigerwar diese steifeAbsage als ellen-langesRabulistcngeplärr oder gar derVersuch, denMördervom Richtblock weg ins Irrenhaus zu schmuggeln. (Wer sich inMord gewöhnt, sieht die Relation von Gewinn und Gefahr freilich so falsch, daß ihm die Willensschranke verrückt wird und er den Nor-malen nicht mehr zugehört; ihn sofort und für immer unschädlich zu machen, ist dennoch die Pflicht jeder von ihm gestörten Rechts-genossenschaft.) Aber ein gefesselter Mensch, in höchster Lebens-gefahr, ein noch so verthierter, ohne den Schild menschlicher Für-sprache: kein Lenzfeierglanz verklärt uns das Schreckensbild.

Als Fedor Michailowitsch Dostojewskij, der grundlos des Trachtens nach Aufruhr verdächtigteDichter,in der Peter-Paul-Festung das Todesurtheil hörte, hielt er sich still. Als auf dem Richtplatz, vor dem Galgen, der Wink eines weißen Tuches den Henker zwang, den irren Grigoriew vom Pfahl loszubinden, floh das Blut Fedors Michailowitsch, dem dieHalsfchlinge schon ge-knüpft war, in die Herzkammer zurück. Als ihm der Gnadenerlaß des Zaren vorgelesen wurde, überstimmte die Wangen des zum TodBereiten jäh die Purpurwelle derScham: denndieseBegna-digung empfand er -wie unnöthigen und häßlichen Schimpf." In Sibirien litt er, als Zuchthaussträfling, unter Entbehrung, Arbeit-zwang, Kettengewicht, Leibes und Geistes Noth nicht so wie unter derWucht derVerachtung, diesichvonihmwandte,desmitFurcht

gcsprenkeltenHasses, der aus jedem nicht wegschweifenden Auge
ihn und Seinesgleichen anfunkelte. Almosen wurde zum Seelen-
labsal; und die Erlaubnis ein Kupfcrgeldstück ins Kirchenbecken
zu legen, leuchtete wie Sonnenaufgang ins Gemüih und weckte aus
finsterem Schacht die Zuversicht: „ Vor Gottes Blickbin auchich ein
Mensch: sind wir, Alle, den nichtin Eiscngeschirrten, nicht von der
Peitsche umdräuten Menschen gleich." Ostern wird eingeläutet.
DieFrcien,Reichen,Vornehmen drängen sich auf die bequemsten
Sitze. Weitab, an der Schwelle, kauern die Elenden; Krüppel,
Bettler, dasZuchthausvolk. Aus ihrem demüthigen Gebet lodert
Inbrunst, die reine Flammensäule frommer Andacht. Und da im
Morgengrau nun selbst den vom Staat Geächteten das Sakrament
des Abendmahles gespendet wird und über dem Kelch des Prie-
sters Mund denHerrn anfleht, auch in dieserStunde dem ärmsten
Schächer nicht die Aufnahme zu weigern, klirren hundert Ketten;
liegen hundert Dürstende vor dem Erlöser imStaub; stehen hun-
de,t vonTrost Gelabte auf und schleifen, neuer Wegzehrung froh,
die Fessellast weiter. Und dem Dichter dämmert noch schöner ein
Tag. Dem von der Morgenarbeit Heimkeuchenden schreitet eine
Frau sammt einem lleinen Mägdlein entgegen. Das schaut den
beladenen, vergilbten Mann; und reckt sich ans Ohr der Mutter.
DcrSträf.ing crblinzeltnoch, wie die Frau aus ihrem Bündelchen
eine Münze nimmt. Nun hört er rasche Füße hintersich: und schon
hat das liebliche Kind ihn überholt. „Hier, armer Mann; um
Christi willen!" Hartes drückt sich in die sanft entballte Hand. Und
das scheue Vögelchen fliegt wieder der Nestschützerin zu. „Eine
Kopeke! Ich habe sie lange aufbewahrt": erzählt Dostojewskij.
Weder das Kind noch die Mutternhnte, daß ihre Gabe Einem
zukam, der sich durch irgendein Wesentliches von den Kettenge-
fährtcnunterschicd.DenUnglücklichen,inVerbrcchenGestrauchcl-
tcn wollten sie erquicken; nicht einenDichter ehren. Eines jungen
Soldaten Witwe und Waise. Der Mann, der Vater war eines
Zuchtmangels verdächtigt, inUntersuchunz gezogen worden und
imGefängnißspital gestorben. EigenesLcid halte sie,Mutterund
Kind, Mitleid gelehrt. „Hier, armer Mann; um Christi willen!"
Noch blühte kein Lenz; in Frost starrte duftlose Erde. Aus der
Grabesnacht aber war in Morczcndttst ein Heiland erstanden.

?Isetuntur ^ckivj. 38?
plectuntur ^ckivi.*)
.1 ^ est, berichten die Diplomaten. Ietzt sind wir so weit^
sagt seufzend und resignirt der Deutsche. Alterirende und
alliterirende Nix- und Neckpolitik hat es dahin gebracht, daß
heute die Lage Deutschlands von höchster Stelle aus der Preußens
*) „Man will tausend Millionen Mark ohne Zinspflicht haben.
Dem Schacher mit den Parteien ausweichen. Die Masse nicht reizen.
Der Wohlhabende lärmt nicht; macht keinen Putsch; zittert, als schäbiger Protz verrufen zu werden; trotzdem er schon mit direkten und indirekten Steuern überbürdet ist. Also: permanenter Zuschlag in Preußen, Vermögensabgabe im Reich. Jahrhundertfeier? Das Rezept ans dem Rom der Caesaren, dem Paris des großen und des kleinen Bonaparte. Ist die Flasche einmal entkorkt, dann wird, wider jedes Gelübde, noch oft draus genascht werden. Sieben Zehntel des Volkes sind (weil sie nichts zu zahlen brauchen) kreuzvergnügt, drei heucheln freudigen Opferwillen." Das habe ich vor vierzehn Tagen gesagt. Hier ist, endlich (in England hätten, ohne Furcht vor Schimpfrede, schon zehn Lords laut gesprochen), Einer, der nicht mitheucheln will. Ein deutscher Standesherr, der, wie jeder anständige und verständige Mensch, weder sein Blut noch sein Gut dem Vaterland weigern würde, wenn Nothwendigkeit beföhle; wenn der Feind vor dem Thor stände; wenn die Kräfte der Volkheit erschöpft wären. Daß wir in den Zustand so schwerer Roth abgeglitten seien, muß das Ausland glauben, wenn es sieht, daß die selben Leute, die früh und spät wider die „Seuche des Sozialismus'! zetern, nach den bekanntesten Eisenbartrezepten der Kommunisten Germaniam zu „kuriren" trachten. Bodenenteignung in Preußen, Konfiskation von Vermögensstücken im Reich: wer nach solcher Leistung noch den Sozialismus in den Abgrund zu verdammen wagt, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Daß am Landssschutz nur der Besitzende interessirt, nur er verpflichtet sei, die Kosten für Heer und Flotte auf sich zü nehmen, haben Marxens lange vor Bethmanns Jüngern gesagt; die rothen sind nur schlau genug, um zu erkennen, daß man eine Milliarde niemals aus dem Nationalbesitz nehmen kann, ohne die Nation, alsGesammtheit, zu schwächen. Das werden die blauen Apostel, wie jede Erscheinung des Himmels und der Erde, zu spät sehen. Auch, daß ihr Plänchen dem Grundgedanken allgemeiner Wehrpflicht grob widerspricht: denn dieser Gedanke will eben, daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden getragen und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Was Graf Prehsing empfiehlt, brächte immerhin eine Linderung. Aber den Wahn, daß irgendein Schwur oder das Almosen der Bundesfürsten die Wiederholung so bequemer und populärer Geldmacherei hindern könne, hegt wohl nur kindliche Einfalt,

im Iahr 1813 mit einem Schein von Recht verglichen werden kann. Anzefahr eine Milliarde einmaliger und an fortlaufenden Ausgaben ungefähr die Zinsen von fünf Milliarden Mark sind nach Her Anschauung der Reichsleiter nöthig (nicht etwa, um einen Krieg zu führen, der Deutschland nach Ost oder nach West Luft verschassen würde, sondern), um die Existenz Deutschlands weiter zu fristen. Die Milliarde soll durch den Besitz in Form einer einmaligen Abgabe vom Vermögen in kurzer Frist aufgebracht werden. Das ist der Plan, der von fast allen Blättern bejubelt wurde. Sehen wir uns die Sache einmal näher an.

Von den Drahtziehern abgesehen, scheint noch völlige Unklarheit über die Tragweite des Vorschlages zu bestehen. Die Zahlung einer einprozentigenAbgabe vom gesammtenVermögen käme, in dem für den Steuerträger günstigsten Fall, einer Abgabe von 25 Prozent des aus dem Besitz fließenden Einkommens gleich. Dabei ist vorausgesetzt, daß das ganze Vermögen, nach dem Abzug aller anderen Lasten und Steuern, einen Ertrag bringt, der Prozent des Gesammtwerthes darstellt. Rentirt sich das Gesammtvermögen, zum Beispiel, nur zu 2 Prozent, so käme die einmalige Abgabe einer von SO Prozent des Einkommens, rentirt es sich -nur zu 1 Prozent, so käme sie einer von 100 Prozent des Einkommens gleich. Die Siebengescheiten, die Alles, was man ihnen zum ersten Mal im Leben sagt, selbstverständlich finden, werden solche Konstatirung für höchst überflüssig halten. Daß sie es nicht ist, geht schon daraus hervor, daß wohl redigirte, die Politik der rechten Seite oder der Mitte vertretende Blätter von einer Staffelung der Abgabe bis zu 5 Prozent, also im günstigsten Fall bis zu 125 Prozent des Einkommens aus Vermögen, gesprochen haben, ohne daß der Redakteur, der den Bürstenabzug durchlas, vom Schlag gerührt wurde. Ob 25 bis 100 Prozent einmaliger Abgabe vom Einkommen aus Vermögen „viel" oder „wenig" ist, möchte ich nicht erörtern. Festgestellt sei aber, daß bis heute nur die Einkommen, die einem Vermögen von mindestens 3 Millionen entsprechen, einen Satz von 3 Prozent zahlen. Einen Satz, der bei den Berathungen der Einkommensteüerfrage in der bayerischen Kammer der Reichsräthe schon als recht hoch von den berufenen Vertretern von Handel und Industrie bezeichnet wurde.

Solche einmalige Abgabe ist nicht eine Steuer, sondern eine Kriegskontribution und muß, wie jede gewaltthätige Ausnahmemaßregel, über die rein finanzielle Belastung, die sie auferlegt, hinaus, durch den bloßen Schrecken und durch die Erschütterung des Vertrauens in die Stabilität der Verhältnisse verwüstend wirken. Man hat diesen Vorschlag unseres guten Kanzlers genial ge-

-nannt. Es ist wahr: vom Genialen hat er das Einfache; aber
Einfachheit allein genügt doch nicht. Das Ausland muß den
Eindruck erhalten, daß es sich hier um eine der Anstrengungen
Handelt, die, gerade weil sie heroisch sind oder heroisch scheinen,
das letzte Aufflackern einer verglimmenden Lebenskraft andeuten.
Dem Ausland wird, deutlicher, als nöthig wäre, klargemacht, daß
für Deutschland Sein oder Nichtsein die Frage ist und daß un-
überbrückbare Gegensätze und unüberwindliche Schwierigkeiten
die Regirung hindern, auf dem Weg normaler Besteuerung die
Bedürfnisse des Reiches zu decken. Der Kredit (jetzt sogar schon der
finanzielle) des Reiches muß im Ausland schweren Erschütterung
Igen ausgesetzt werden, wenn das Wesen der Impulsivität, de?
Spontanen, nun auch auf das bisher verschonte Gebiet der doch
die äußerste Nüchternheit fordernden Finanzgebahrung übertragen
-erscheint. Ferner muß die Thatsache, daß durch solche einmalige
Abgabe die Rüstunginvestitionen gleichsam mit einem Mal ab-
geschrieben werden, die Militärverwaltung natürlich reizen, in
kürzester Zeit wieder mit ähnlichen Forderungen hervorzutreten.
Aber nehmen wir einmal an, die Milliarde sei erstens noch-
wendig und zweitens auf keinem Wege als auf dem der einmali-
gen Abgabe ohne schwere Schädigung der Reichsinteressen zu be-
schaffen: selbst dann kann es sich vernunftgemäß (wenn auch nicht
naturgemäß) nur um die Heranziehung aller Zahlungfähigen, und
zwar im Verhältniß ihrer Zahlungfähigkeit, handeln. Der „sehr
hohen Stelle", der die Aeußerung zugeschrieben wird: „1813 war
<in Opferjahr, lassen wir es 1913 für Iedermann auch sein; denn
die Zeiten sind kaum weniger ernst als vor hundert Iahren" scheint
dabei dunkel das Gefühl vorgeschwebt zu haben, die Abgabe vom
Vermögen sei eine Heranziehung, aller Zahlungfähigen nach dem
Grade ihrer Leistungfähigkeit. Ist sie Das? Antwort: Nein. In-
^«endein Bredereck, der seine Anwaltshonorare in der Höhe von
.ungefähr 50 000 Mark jährlich gewissenhaft am Turf und beim
Buchmacher verspielt, zahlt aus diesem Einkommen nichts. Der
Portier eines großen Hotels, ein„OberkHlMr, der 12 bis 30MZ
betheiligt sich"niA'' an dieser
Gold- für Eisen-Gabe. Ein Güterhändler, der mit einem Kapital
von SV 000 Mark, das außer der Taschenuhr sein einziges Ver-
mögen ist, 20 bis ^0 000 Mark „macht", weil er es zwei- oder vier-
mal im Iahr,mit einem Nutzen von 10 bis 20 Prozent umsetzt,
zahlt bei 1 Prozent Abgabe vom Vermögen 300 Mark, während
ein Bauer mit einem Hof im Werth Von 100 000 Mark, der ihm Mit
knappe? Noth, wenn er die Arbeit nicht rechnet, 4000 Mark ein-
trägt, 1000 Mark zahlt. Ein Großgrundbesitzer mit Gütern im

Werth von 3 000 000 Mark, die ihm 150 000 Mark einbringen,
zahlt 30 000, während ein Bankdirektor, der mit 3000000 Mark
Kapitalvermögen und fünfzig Aufsichtrathsstellen, die, im Durch-
schnitt, 3000 Mark bringen, also 120 000 ^ 230 000 Mark Einkom-
men hat, nur 30 000 zahlt. Warum ein Bauer mit 30 000 Mark
Vermögen und 2000 Mark Einkommen 300, der benachbarte Vieh-
händler mit 10 000 Vermögen und W00 Mark Einkommen nur
100 zahlen soll, ist unerfindlich und wäre nur durch die Annahme
zu erklären, daß bei diesem Gesetzentwurf die Leute Pathen waren,,
die, wenn auch vermögend, nach ihrer Tradition ein Einkommen
zu beziehen gewohnt sind, das jedes normale Verhältniß zwischen
Vermögen und Einkommen weit übersteigt. Die Vermuthung
drängt sich geradezu auf, daß Kreise, die bei Hof allmählich den
Iunker zu ersetzen beginnen und die in Folge ihrer großen re-
präsentativen Aufgaben bei sehr hohen Einkommen ein (natür-
lich nur relativ) kleines Vermögen besitzen, unter dem Mantel
kaum zu meisternden Patriotismus die Abgabe vom Vermögen,
statt vom Einkommen, vorgeschlagen haben, wohl wissend, daß DaK
für sie und ihre Sippen und Magen das denkbar kleinste Uebel sei.
Wenn eine Steuer, die den Charakter einer Kriegskontribu-
tion hat, unabweslslich ist, so werde Ieder, de? zahlen kann, nach
der Maßgabe seiner Zahlungfähigkeit herangezogen. Dieser ganz,
selbstverständlichen Forderung wird durch eine Kontribution ge-
nügt, die vom Vermögen ohne Rücksicht auf das Einkommen und
Vom Einkommen ohne Rücksicht auf das Vermögen erhoben wird.
Die Begeisterung, mit der die Abgabe vom Vermögen in den
Blättern der linken Parteiseite begrüßt wurde, wird dann zwar
verblassen, aber dadurch, daß die prozentualen Sätze der einmali-
gen Abgabe, wenn sie vom Vermögen und vom Einkommen erho-
ben wird, beträchtlich ermäßigt werden können, wird vielleicht die
Abwanderung von Kapital in größerem Umfang, die als Haupt-
gefahr am Himmel steht, vermieden werden. Denn 23 bis ^t0 Pro-
zent von dem aus dem Vermögen fließenden Einkommen werden
die Wenigsten, die sich und dieses Vermögen mobilisiren können,
zahlen wollen; um so weniger, als die Abgaben dieser Art aus leicht
erkennbaren Gründen zur dauernden Institution werden müssen.
Wir haben das direkte, gleiche, geheime und allgemeine Wahl-
recht. Da der größte Theil der auf Grund dieses Wahlrechtes zur
Wahl Berechtigten schon wegen der geringen Bildung und der täg-
lich bis zur Erschöpfung zu leistenden Arbeiten, die eine intensive
Beschäftigung mit anderen Dingen nicht gestattet, den Fragen und
dem Verständnis; der Politik fern steht, giebt bei den Wahlen der
Theil der Bevölkerung, dem die Fähigkeit zum Verständnis; poli-

tischer Fragen gänzlich abgeht, den Ausschlag. Da unter einem
solchen Wahlrecht naturgemäß der Wahlkampf von dem Volkstheil
entschieden wird, der keine oder geringe direkte Steuern zahlt, und
da diesen Massen das Verständnis; dafür abgeht, daß Steuern, die
den Besitzenden belasten, in ihrer Rückwirkung auch von ihnen ge-
tragen werden mWen, so ist vorauszusehen, daß für die Zu-
kunft jede den Konsum belastende Steuer von vorn herein als un-
durchführbar gelten wird, um so mehr, als jeder im Reichstag mit-
stimmende Abgeordnete sein Mandat, wenn nicht ganz, so doch
zum größten Theil dem politisch unverständigsten und am Gang
der politischen Ereignisse uninteressirtesten Theil der Bevölkerung
verdankt. Neue Bedürfnisse des Reiches werden aber schon des-
halb rasch entstehen, weil die russische Volkskraft mit der finan-
ziellen Hilfe Frankreichs stets in der Lage ist, jede militärische An-
strengung Deutschlands nicht nur sofort auszugleichen, sondern
auch zu überholen. So wird, wenn unsere neuen Formationen
geschaffen sind, ,auch das mangelnde Gleichgewicht der militärischen
Kräfte zwischen Deutschland auf der einen, Rußland und Frank-
reich auf der anderen Seite nicht nur wieder hergestellt, sondern
zu Ungunsten Deutschlands verschärft sein.
Am vierzehnten Iuli 1789 jagte Ludwig XVI. im Compisgne
und schrieb dann in sein Tagebuch: „Einen Hirsch geschossen; sonst
nichts." Am selben Tag war die Bastille gestürmt worden. Etwa
drei Iahre später saß der König als Gefangener im Temple.
Wir, Konservative, Freikonservative, wir vom Centrum, von
den Liberalen, sogar wir vom Freisinn kämpfen, Ieder in seiner
Art, einen nicht aussichtlos scheinenden Kampf gegen die Sozial-
demokratie. Nein: wir kämpften ihn. Die „rettende That" Beth-
manns, die 25 bis 100 Prozent vom Einkommen aus Vermögen
als angeblich einmalige Abgabe fordert, wäre schon die Revolu-
tion. Auf diesem Wege erledigt sich ohne Schaffst und ohne
Barrikaden allmählich Besitz und Kapital von selbst. Der Ver-
mögende würde in die Rolle des Verwalters eines Staatsgutes
herabgedrückt, von dem ihm nur ein kärglicher Theil als kaum
auskömmliches Gehalt bleibt. Das sind die Folgen, die zunächst
sichtbar werden müssen. Daß die besitzlose, aber reichlich verdie-
nende Masse indirekt in Mitleidenschaft gezogen wird, ist gewiß,
aber der Versuch, ihr es zu predigen, nutzlos. Massen kann man
regiren oder beschwatzen; überzeugen kann man sie nicht,
Das dem direkten, geheimen, gleichen und allgemeinen Wahl-
recht so ganz entgegengesetzte Dreiklassenwahlrecht im Königreich
Preußen verhindert, da es den Besitz und damit indirekt die In-
telligenz zu (wenn auch beschränkter) Geltung, kommen läßt, daß

im Reich und in Preußen die Segnungen unseres Reichstagswahlrechtes, die Graf Tisza neulich richtig bezeichnete, in ihrer vollen Verderblichkeit fühlbar werden. Trotzdem wurde, um die Unannehmlichkeiten einer politischen Stunde zu überwinden, dem unzuverlässigsten Bundesstaat, Elsaß-Lothringen, das direkte, geheime, gleiche und allgemeine Wahlrecht aufgehalst, ein Wahlrecht, das über Kurz oder Lang sämmtliche Parteien zwingen wird, mit den dortigen Irredentisten zu Paktiren. Und wenn die preußischen Stimmen im Bundesstaat für das Reichstagswahlrecht in Elsaß-Lothringen eintreten, wird die Aufrechterhaltung des Dreiklassenwahlsystems in Preußen auf die Dauer unmöglich. Der selbeMuth zur Thorheit hat dazu geführt, eine Kontribution vorzuschlagen, die kein Briand und kein Iaures, kein Sozialistenführer Frankreichs vorzuschlagen wagt, wenn er ihrer Ablehnung nicht sicher ist.

In zeitlichem Zusammenhang mit der von „sehr hoher Stelle" ausgehenden Behauptung, 1913 sei für Deutschland, was für Preußen 1813 war, steht die Thatsache, daß im Marineetat die erste Rate für den Bau einer neuen Kaiseryacht gefordert wurde. Gesammtausgabe: 18 000 000 Mark. Wie wir im Reichstag vertreten sind, wird dadurch offenbar, daß eine solche Forderung in solche? Zeit nicht einen einstimmigen Schrei der Entrüstung von rechts nach links und von links nach rechts im Reichstag hervorruft. Achtzehn Millionen! Wenn eine einprozentige Abgabe vom Vermögen von hunderttausend Mark erhoben wird, so bilden diese achtzehn Millionen die Summe, die achtzehntausend deutsche Bauern als „Gold- für Eisen-Gabe" zahlen müssen und um deren gefälligen Nachlaß (auf den Kopf tausend Mark) sie ergebenst bitten werden.

Nicht richtig ist, was man den guten Leuten im Reichstag erzählte: daß eine solche Pacht ein unabweisbares Bedürfnis;, daß (wie treuherzig!), um die Manöver zu leiten, ein solches Schiff erforderlich sei. Abgesehen davon, daß auf dem Schlachtschiff „Kaiser" (Kostenpunkt 60 Millionen), sehr zum Schaden des Gefechtswerthes des Schiffes, üppig ausgestattete Räume für den Kaiser reservirt sind, bieten auf jedem anderen Schiff die Kommandanten- und Admiralsräume reichlich ein genügendes Unterkommen. Aber auch für die Möglichkeit, ins Ausland, etwa zum Vergnügen nach Korfu zu fahren, ist vorgesorgt. Wir haben das schöne und schnelle Schiff „yohenzollern", das der Inbegriff des Luxus und des Komforts ist. Es ist schon recht alt? In der Theorie: ja. Aber die „tzohenzollern" ist doch wohl mehrmals und mit erheblichen Kosten, die das Reich zu tragen hatte, in den Stand gesetzt worden, der auch stets sich steigernden Bedürfnissen an Komfort und Luxus ent-

spricht. Wenn solche Summen anstandlos bewilligt werden (noch
hat der Reichstag nicht endgiltig entschieden), dann darf eine Kon«
tribution, die, wie sogar offiziös betont wurde, nur mit Substanz«
verlust des Vermögens zum Theil bezahlt werden kann, weder von
Arm noch von Reich erhoben werden. Und dann wiegt der Ent-
schluß, an dieser einmaligen Kontribution sich zu betheiligen, um
so weniger schwer, als die preußische Civilliste im vorigen Iahr um
die Zinsen von fünfzig Millionen Mark erhöht wurde.
Wenn die Kriegskontribution in der Höhe einer Milliarde
vom Reichstag bewilligt wird (und er soll sie bewilligen), wenn, un-
ter Schonung der kleinen Einkommen und der kleinen Vermögen,
jeder Zahlungfähige mit größerem Vermögen oder größerem Ein«
kommen herangezogen wird, dann wird diese außerordentliche und
seit hundert Iahren einzig dastehende Abgabe am Ende erträg-
lich sein. Aber wenn wir in ieiner Situation sind und nach Mitteln
greifen, die innen und außen den Eindruck machen müssen, daß es,
wie man in Bayern sagt, „auf d'Letzt' geht," dann darf, gerade
weil es sich nicht darum handelt, weil es sich leider nicht darum
handelt, die letzte Kraft zum letzten, entscheidenden Schlag zu sam-
meln, weil die exorbitanten Ausgaben für Heer und Marine nicht
nur dauernde, sondern auch steigende sein müssen, wohl erwartet
werden, daß alle entbehrlichen Ausgaben unterbleiben, daß alle
zu entbehrlichen Zwecken verfügbaren Mittel zur Verwendung für
Heer und Marine herangezogen werden.
Wie das Alles so gekommen ist? Davon vielleicht ein an-
deres Mal; so weit es nöthig scheint, es auf diesen Blättern noch
auszusprechen. Für heute sei nur bemerkt, daß der Geist einer Po-
litik, der in der im Oktober und November „kursstützend" verbrei-
teten Aeußerung erkennbar wurde: „Ich weiß gar nicht, was Ihr
mit Eurer Panik habt; so lange ich da bin, giebts keinen Krieg,"
das deutsche Volk einmal eine Milliarde und die Zinsen von fünf
Milliarden an fortlaufenden Ausgaben zunächst kostet.
Anter solchen Umständen mußte der deutsch-österreichische
Bluff (von Krieg wollen wir gar nicht reden) im Iahr 12/13 eben
so wie der deutsche vor Agadir demaskirt werden und scheitern.
Schloß Moos. Graf von P.rHH.s,ing,
"MliHer Reichsrath.'
Anmerkung des Verfassers: Bei der 'Betrachtung ?es Falles
Sohst-Rehberg ist beweglich Klage über die angeblich mangelnde
Information des Kaisers geführt worden. Ich bitte, das Vor-
stehende als den Versuch einer vom Kaiser sicher gewünschten In-
formation aufzufassen. ,

Saint Evremond und Hortense.*)

Evremonds Gesundheit litt unter dem englischen Klima, und
M?? als Anfang 1665 inLondon diePest,lauftrat,flüchtete er nach Holland. Wißbegierig und gut empfohlen, lernte er das Land und die Menschen kennen, vornehmlich die ersten unter diesen, den Staatspensionär Johann de Witt, der Holland regirte, wie den jungen Prinzen von Oranien, der, ein ernster, trauriger, früh gereifter Knabe von fünfzehn Iahren, in seinem Palast ein Gefangener der herrschenden Partei, seine Stunde und den Fall des Regenten erwartete. Saint Evremond hatte fast überall das Glück, die geschichtlichen Thaten im Keim zu sehen und die Vollbringenden zu beobachten. Er schloß Bekanntschaft oder erneuerte sie mit französischen und fremden Diplomaten, dem Kaiserlichen Gesandten Baron Lisola, dem Französischen Gesandten Grafen von Estrades und dem hageren Portugiesen Melos de Ponde, mit dem er lange im gleichen Frauendienst am Spieltisch sitzen sollte. Er hat den Umgang mit Diplomaten, die zu sprechen wie zu schweigen wußten, immer gepriesen. Er sah den stets geschäftigen Gourville in Breda wieder und lernte im Haag den liebenswürdigen Erbprinzen von Toskana kennen, den er durch seine Höflichkeit verpflichtete (Saint Evremond bot ihm seine Zimmer an, die der Prinz nicht annahm) und der ihm von da an jährlich durch eine Sendung südlicher Weine das willkommenste Zeichen freundlicher Erinnerung gab. Er sah aber auch einen viel größeren Mann, der damals still in Holland weltbedeutende Werke schuf, und hat von ihm erzählt. „Dieser Spinoza, sagte mir Herr von Saint Evremond eines Tages," schreibt Desmaizeaux, „war mittelgroß und hatte einen angenehmen Gesichtsausdruck. Sein großes Wissen, seine Bescheidenheit und Uneigennützigkeit machten, daß alle Leute von Geist ihn achteten und seinen Umgang suchten. Im gewöhnlichen Gespräch gab er die Anschauungen nicht zu erkennen, die man in seinen nachgelassenen Schriften ausgesprochen findet. Er gab die Existenz eines von der Materie unterschiedenen Wesens zu, das die Wunder auf natürlichem Wege gewirkt und die Religion eingesetzt hatte, um des Gehorsams willen, aber auch, damit Gerechtigkeit und Liebe geübt würden. Dies, fügte Herr von Saint Evremond hinzu, hat er auch nachher in seiner ‚Politischen Theologie' zn beweisen gesucht." Dennoch langweilte sich Saint Evremond unter den vernünftigen Kaufleuten und kühlen Franen des ver-

*) Aus der Einleitung in das schöne, seltsam anmuthige Werk „Schriften und Briefe des Herrn von Saint Evremond und die Memoiren der Herzogin von Mazarin", das Herr Dr. Karl Federn (bei Georg Müller in München) in reizvoller Ausstattung erscheinen läßt.

uünftig regirten Landes. Er vermiete die farbigen und gefährlichen Aufregungen und Galanterien Frankreichs und des Hofes. Auch Geldverlegenheiten quälten ihn. Er hatte die Pension, die er vom Staat erhalten, verloren und konnte die anderen Gelder, die er in Frankreich stehen hatte, nur schwer ins Ausland ziehen. Darüber kam er fast mit seiner Freundin Ninon auseinander, die ihm für einen ihrer gemeinsamen vergnügten Freunde, den ewig verschuldeten Delbsne, gebürgt hatte; aber er mußte bekennen, daß er ihr Unrecht gethan; sein Vorwurf war ein etwas ironischer Verzicht aus seine Rechte gewesen, den sie sehr übel nahm, dann aber bereitwillig verzieh. Er empfand die Fremde, die Roth, die beginnende Flauheit des Alters.

Damals war Sir William Temple Englischer Gesandter in Holland. Selbst ein Literat von großer Meinung und bescheidenen Gaben, gehörte er zu Saint Evremonds Freunden. Und er konnte ihm eines Tages mittheilen, daß der Staatssekretär Lord Arlington ihm geschrieben: der König wünsche Herrn von Saint Evremond wieder in London zu sehen. Gern ging Dieser nach England zurück, wo Karl II. ihn zum Gouverneur einer kleinen Insel ernannte, auf der nur Enten lebten, die für die königliche Küche bestimmt waren. Mochte die Ernennung ein Scherz des witzigen Stuart sein, mit dem er Saint Evremonds Tafeltalente ehren wollte: jedenfalls war die Stellung ein Vorwand für einen angenehmen Iahresgehalt von dreihundert Pfund Sterling. Lange ehe er Frankreich verlassen, hatte Saint Evremond einen Theil seiner Ersparnisse seinem Freunde Crsqui gegen eine Leibrente von sechshundert Francs übergeben; auf gleiche Weise verschaffte er sich in England eine weitere Rente von hundert Pfund jSterling vom Lord Montague. Es war in jener Zeit, da es keine sicheren Banken und Kassen gab, für einen Mann in ungewisser Lage die beste Art, sein Geld anzulegen, wenn er es einem großen Herrn von sicherem Reichthum gegen eine Leibrente überließ.

Die Entfernung zwischen London und Paris war auch damals nicht allzu groß; und so hatte er oft die Freude, die französischen Freunde zu sehen. Der Mann, von dem er später schrieb: „es gab eine Zeit, da er mir die Welt bedeutete", der Marschall von Crsqui, kam und besuchte ihn. Auch der Graf (einst der Chevalier) von Gramont kam mit seiner schönen Frau immer wieder nach England. Indessen aber war bereits Jemand gekommen, der ihm alle Gedanken an die Rückkehr benahm und England für ihn zu einer süßen Hölle machte. Den Mann, der so kühl gelebt und geliebt hatte, von dessen Eroberungen wir so wenig wissen, der die Freundschaft über die Liebe gestellt, der in Holland das Portrait der Frau entworfen hatte, „die es nicht giebt und nie geben wird", ergriff als Greis von fünfundsechzig Iahren eine glühende, sklavische Liebe zu einer wunderschönen Frau, die die Welt für ihn verwandelte und sein Alter zu einem aufgeregten Traum von der Jugend machte. Der sein ganzes Leben die Haltung gewahrt, der nie einen Augenblick lächerlich gewesen, ward es nun

beinahe: der tückische Asmodi rächte sich. And die Frau, die plötzlich, Männer bethörend, beinahe den Staat verwirrend, in England erschien, war die Nichte des Ministers, den er verspottet, der ihn in die Bastille gesperrt hatte, um dessen willen er in die Verbannung hatte gehen müssen.

Mazarins abenteuerreiche Familie, die durch ihn so hoch emporgestiegen war, erfüllte damals die Welt mit ihren Schicksalen und Thorheiten. Man muß die hübschen Worte Du Bleds wiederholen, daß „man in der Geschichte keine originellere und amüsantere Familie finden könne: Geist, Wissen und Schönheit im Ueberfluß, ein exotischer Reiz, Anmuth, um einen Heiligen in die Verdammnis zu stürzen, von moralischem Sinn auch nicht die Spur (Dies gilt nicht von Allen, versteht sich), raffinirte, unruhige Gelüste; Launen, die Wahnsinnsausbrüche scheinen, Leidenschaften, die die Welt in Flammen fetzen wollen und wie Strohfeuer verlöschen".

Ihr berechnender Oheim hatte sie Alle in fürstliche Häuser verheirathet. Zwei, die eben so schlicht und gut wie schön gewesen, waren jung gestorben, die Eine als Prinzessin von Conti, die Andere als Herzogin von Mercoeur; eine, Laura Martinozzi, regirte als Herzogin-Witwe in Modena, ihre Tochter war die Thronerbin Englands; die kleine Gräfin von Soissons intriguirte am französischen Hof; ihr standen schwere Schicksale, dunkle Prozesse, Verbannung und abenteuerliche Flucht noch bevor, bis sie ihren jüngsten Sohn den Thron Frankreichs durch seine Siege erschüttern sah; eine, Marie Mancini, hatte der junge Ludwig XIV. so heiß geliebt, daß er vor seiner Mutter und vor ihrem Oheim auf den Knien gelegen und sie beschworen hatte, ihm die Erlaubniß zur Heirath zu geben; jetzt saß sie als die entlaufene Frau des Konnetabel Colonna in einem spanischen Kloster cingesperrt. Marianne, die jüngste, hatte einen Neffen Turennes, den Herzog von Bouillon, geheirathet; sie war eine reizende kleine Herzogin, mit dem Glanz und Eigenwillen der Mancinis, die keine königliche Ungnade bestürzen konnte; ein Hof von Prinzen und Dichtern folgte ihr auf ihre Schlösser wie auf ihren Reisen nach. Hortense Mancini, die ihrem närrischen Gatten, dem sie die ungeheure Erbschaft des Kardinals und seinen Namen zugebracht, vor einigen Iahren entlaufen war, landete nach tollen Abenteuern und Irrfahrten, nachdem sie halb Europa, als Mann verkleidet, durchritten, im Dezember 1675 in England. Sie kam aus Chambsry in Savoyen, wo sie drei Jahre zugebracht, bis der Herzog Karl Emanuel, ihr Beschützer, gestorben war und seine Witwe, die in dem Verhalten ihres Gatten gegen die schöne Flüchtige, um die er einst geworben hatte, mit Recht oder Unrecht mehr als bloßen Schutz hatte sehen wollen, ihr den Aufenthalt verleidete. Sie kam nicht allein (sie war nie allein), sondern sie brachte einen hübschen und geistvollen, dunklen, kleinen Abbate mit, der in Chamböry ihr Hausgenosse gewesen war und nach ihrer Erzählung dort ihre Memoiren niedergeschrieben und sehr geschickt niedergeschrieben hatte,

so daß der frauenhafte Ton nicht verloren ging. Gott weiß, mit welchen Hoffnungen auf ein krönendes Geschick der junge Mann (er nannte sich CSsar Vichod von Saint Real und ist ein berühmter Schriftsteller geworden) ihr nach London gefolgt war; aber es ist immer gefährlich, wenn Einer, der im engen Kreis der Begünstigte war, in ein neues, größeres Milieu mitgenommen wird, in dem die Lichtvertheilung eine ganz andere ist.
Die Herzogin, die, kaum in London angelangt, Alles in Athem setzte, war nicht mehr die selbe Frau, die drei Jahre zwischen Gärten und Bergen in dem kleinen savoyischen Städtchen gewohnt hatte. Die Gemahlin des englischen Thronfolgers, Maria von Modena, war ihre Cousine; der König erinnerte sich, daß er einst ihre Hand begehrt hatte; was irgend Namen trug, die fremden Gesandten, die ersten Lords des Königreichs drängten sich in ihrem Haus; die Dichter feier-, ten sie; die Maitressen des Königs geriethen in Aufregung. Ein fast unheimliches Spiel aller Berechnungen und Lüsternheiten begann. Politik, Geldfragen, Weiberhaß und Weiberliebe und Eifersucht, die ehrgeizigen Intriguen verlogener Höflinge, die Verliebtheit alter und junger Anbeter, das ganze grelle Treiben am Hofe Karls des Zweiten, wo die brüllende Begierde vom Glanz der Kleider und Feste kaum bedeckt ward, drängte sich im Wirbeltanz um die lachende schöne Frau, die ihren Vortheil wahrzunehmen wußte. Die in königlichem Reichthum aufgewachsen war, hatte, wie sie selbst sagt, gelernt, daß „das Geld das Erste ist, was fehlt"; und ihr nächster Erfolg war, daß der König, der an Weiber stets verschwendete, ihr eine Pension von viertausend Pfund aussetzte. Und hieß es nicht, daß sie bei der Gräfin Sussex mit dem König heimlich bis zum Morgen beisammen gewesen?
Die QuSrouaille schien gestürzt. Die üppige Cleveland hatte sich von dem immer lächelnden, immer galanten Grafen von Gramont entrüstet nach Frankreich geleiten lassen. Ungeheures Gerede diesseits und jenseits vom Kanal; der Gatte war empört, der französische König besorgt. Für Geld und Weiber hatte der Stuart die englische Politik an ihn verkauft; die Weiber mußten Werkzeuge in den Händen des Französischen Gesandten bleiben und Herr von Courtin erhielt den Auftrag, zu überwachen, zu berichten, was vorging. Courtin saß denn auch allabendlich bei der Herzogin am Spieltisch und berichtete dann. Er ahnte nicht, was in seinen Depeschen zwischen den Chiffres mitklang, bis der kältere Minister (es war Louvois) ihm vorhielt, daß er ja selbst in den Schlingen liege und Werkzeug sei. Und der ehrliche Diplomat antwortet: „Wenn Sie sie gestern die Furlana zu ihrer Guitarre hätten tanzen sehen, Sie würden auch für sie sein!" Wenn der Abend anbrach und die Besucher sich einstellten, konnten sie den Abbs von Saint Rsal finster am Kamin sitzen sehen, das dunkle Haupt in die Hände gestützt. Mit Keinem redete, mit der Herzogin schmollte er; und eines Tages reiste er ab und kam nicht wieder. Es war auch für einen Liebhaber zum Perzweifeln. Nicht nur die Majestät fand Gewährung,

nicht nur Lord Montague lag auf den Knien und mit ihm die ganze Schaar bezauberter Anbeter: auch üppigeFrauen drängten sich heran; Montagues ehrgeizige Schwester, Lady Anne Harveh, die die Portsmouth haßte und Hortense liebte; in diesem Wirbel verfolgte Jeder tausend Zwecke. Ohne jeden Grund hat der tolerante und gequälte Saint Evremond, der zuletzt für Alles ein Lächeln milden Spottes fand, seine Fabel von den „Hennen von Lesbos" nicht gedichtet. Eines Tages wird dem König, der lange dazu gelacht hatte, das Weibergezänk zu viel und er verlangt, daß die Nebenbuhlerinnen versöhnt werden. Und die seltsamste Szene wird aufgeführt. Hortense und die Portsmouth werden zusammen eingeladen und mit Wein und Süßigkeiten in ein Zimmer gesperrt. Vor den Thüren wartet man gespannt, lachend und ängstlich: werden sie einander die schönen Haare ausraufen, die Gesichter zerkratzen? Aber zuletzt hört man Lachen und Küsse und aus den geöffneten Thüren kommen die beiden Damen in den Saal getanzt. Welch eine Unterhaltung für den indolenten König, der nur eine Sorge kannte, die Langeweile, dessen scheinbar finstere Züge so gern lachten!
Inzwischen war Herr von Courtin abgerufen worden, der ungern genug ging, und der kühle, elegante, sehr gebildete Marquis von Barillou, der zu den Intimen um Frau von Ssvigns gehörte, kam an seine Stelle. Auch er wich nicht aus dem Hause der Herzogin. Saint Evremond, der sie schon in Frankreich in den Bädern von Bourbon kennen gelernt und bewundert hatte, fühlte eine neue, warme Welt. „Wunder der Liebe" nannte er sie, wenn er in Briefen von ihr sprach. Er war nicht der einzige alte Herr, der ihr zu Füßen lag. Viel mehr als er machte sich der Graf von Vasconcellos y Castelmelhor lächerlich, einst ein großer Minister und der führende Staatsmann seiner Heimath Portugal, der um die Erlaubniß gebeten hatte, der Dame seines Herzens von Turin nach London folgen zu dürfen, und die Hoffnung für sie aufgab, in seinem Vaterlande wieder zur Macht zu gelangen. Nun saß er im Kreis ihrer alten Anbeter, die eine ganze Reihe junger und bevorzugter neben sich dulden, anerkennen, ja, ihnen nützen mußten. Der Fürst von Monato kam für zwei Tage in Geschäften nach London, sah Frau von Mazarin und blieb zwei Jahre. Die alten Herren duldeten still; aber der König wurde unwirsch und entzog der Herzogin ihre Pension Da schrieb ihr Saint Evremond ernstlich betrübt den weisen Brief, in dem er sie vor den Thorheiten ihres Herzens warnte: „Sie würden mich beleidigen, gnädige Frau, wenn Sie glauben würden, daß ich gegen die Liebe sei. So alt ich bin, ich wäre unglncklich, wenn ich von ihr frei wäre: man liebt, so lange man athmet. Lieben Sie, gnädige Frau, lieben Sie, aber lieben Sie keinen Unwürdigen!" Der gutmüthige König war bald wieder versöhnt, erneuerte die Pension nnd lachte als alter Kavalier zu den Briefen des Herzogs von Mazarin, der ihn feierlich darauf aufmerksam machte, daß er nichts für seine Frau bezahle und Bestätigungen, die sie ausgestellt, nicht anerkenne. „Ich Pflege mir von Damen keine Empfangsbestätigungen

ausstellen zu lassen", sagte der König. Und er räumte ihr, um sie in seiner Nähe zu haben, einen Pavillon im Park von Saint-Iames ein, in dem ihre Verehrer sich alltäglich versammelten und den sie das „Kleine Palais" nannten.
Dort führte sie üppig, unbekümmert und königlich ihren Hof weiter, ein strahlendes und gewissenloses Naturwesen („das sündlos, weil es keine Reue kennt", schrieb Saint Evremond), bis sie unter einem schrecklichen und blutigen Ereignis; fast zusammenbrach. Der Füqst von Monako war längst vergessen und ein junger Schwede, der Sohn eines der Helden Gustav Adolfs, des Feldmarschalls Bansr, lag liebend und geliebt zu ihren Füßen. Da kam ein Neffe aus Paris zu Besuch, der Chevalier von Soissons, ein Sohn ihrer Schwester Olymps; er erlag der „ansteckenden Luft des Hauses", verliebte sich glühend in die schöne Tante, eifersüchtig forderte er den jungen Bansr und stach ihn tot. Da brach Hortense in wilde Wehklagen aus, verbannte alle Freunde, verschloß ihr Haus, weinte und gelobte, nach Spanien, in ein Kloster, zu gehen. Die alten Herren geriethen in große und wirkliche Aufregung, in vielen Briefen machte Saint Evremond sich zum Sprecher des eigenen Leids und des der Anderen. Ein Fräulein von Beverweert, die Schwester Ladh Arlingtons, ein liebenswürdiges und kluges Mädchen, verkehrte viel im Haus. Auch sie war besorgt. „Wenn wir uns morgens begegnen," schreibt Saint Evremond, „sehen wir einander eine Viertelstunde an, ohne zu reden, und weinen!" Aber auch im wahrsten Schmerz sprach der Schalk aus ihm: ,/Wenn die häßlichen Frauen ins Kloster gehen, dann ist Das eine Eingebung Gottes, aber Sie, schönes Geschöpf, haben die Pflicht, uns ihn preisen zu lehre?:, indem Sie sich zeigen!"
Hortense ließ sich beruhigen und blieb in London, aber das Joch, das Saint Evremond trug, ward von Jahr zu Jahr schwerer. Wir lächeln zu seinen tiefen Bitternissen; er spottete ihrer selbst; in seinem heiteren, faltigen Greisenantlitz, das Scherz und Witz so liebte, standen jetzt oft verspätete Thränen, aber er wünschte sich die Freiheit nicht. Hortense war launisch, eigensüchtig, unzähmbar; und sie konnte sehr unangenehm sein. Leicht hatte es Keiner, der mit ihr lebte, nicht ihre Kammerfrauen, nicht ihr Page, nicht ihr türkischer Diener noch ihr Kaplan, Saint Evremond hatte „ihren Mantel zu tragen und auch alle ihre Launen". „Wenn ich in Wind und Wetter reisen soll, heißt es: welche eiserne Gesundheit doch Herr von Saint Evremond hat! Wenn ich mein Haupt ihrem nähere, den Duft ihrer Haare athmen, den Saum ihres Ohrläppchens küssen will, dann fragt man mich, ob ich nicht Madame Gabrielle noch gekannt und der seligen Maria von Medici den Hof gemacht habe." In den Zimmern der Herzogin gab es Hunde, Affen, Katzen, Vögel jeder Art, keineswegs gebildete Thiers, die die Gäste bissen und belästigten. „?ekop, snimsl trsitre et mslizzn«!" dichtete Saint Evremond schmerzlich. Dennoch besorgte er, der selbst immer Thiere hielt, die ihren, wenn sie verreist war, den Papagei, die

Katzen und die Hübner und schrieb ihr die geistvollen und scherzhaften Gedanken, die die Beobachtung der Thiers in ihm weckte. Er erwies ihr viel wesentlichere Dienste, schrieb wichtige Briefe für sie und der« faßte Schriften in ihrem Prozeß gegen ihren Gatten, die ihr sicherlich genützt haben. Frauen wie Hortense sind zu verwöhnt, um dankbar zu sein. „Gewiß', schreibt er ihr, „würden sich Viele freuen, von Ihnen, wie ich, ein alter Dummkopf genannt zu werden, aber es giebt auch minder gewundene Arten, liebenswürdig zu sein." Ihre Spielwuth brachte ihn zur Verzweiflung. Noch aus den ersten Iahren wird eine Szene geschildert: man spielt bei der Herzogin und sie gewinnt; Saint Evremond „verliert edel"; der alte Graf Saint Albans, der kein Matt vor den Mund nimmt, sagt laut: „Sie betrügt ja beim Spiel"; der Marquis von Saissac, selbst ein berüchtigter Gauner, lacht; der Prinz von Monako bemerkt galant, er habe nichts gesehen; der Französische Gesandte, damals noch Courtin, seufzt: „Ja, es ist ein Aerger!" Wie viele Verse voll Spott und Kränkung hat Saint Evremond auf den „großen Morin" gedichtet, einen Abenteurer, der täglich bei der Herzogin Bank hielt, einen lispelnden, unendlich lächerlichen, immer stutzerhaft gekleideten kleinen Mann, um den die spielwüthigen Frauen sich versammelten und der ihm die Abende raubte. Man kann sich seinen Verdruß, sein Unglück so gut vorstellen. Allmählich ward es immer schlimmer und es kam wiederholt zu Auseinandersetzungen. „Wenn ich rede," schreibt er ihr, „drücke ich mich schlecht aus; wenn ich schweige, verberge ich boshafte Gedanken; wenn ich nicht streiten will, ist Unwissenheit der Grund, wenn ich streite, Eigensinn; wenn ich nachgebe, verlangt man meine Liebenswürdigkeit nicht; wenn ich Gründe bringe: die gnädige Frau haßt die Raisonneurs. Die erbauliche Konversation endet und das Spiel beginnt: wenn ich verliere, bin ich ein Esel, wenn ich gewinne, ein Betrüger, wenn ich es aufgebe, ein brutaler Mensch. Was soll ich thun? Sie verzeihen mir kein Unrecht, Sie hassen mich, wenn ich Recht habe, und leider ziehe ich mir oft Ihren Haß zu." Saint Evremonds fein gedrechselte, wohlüberlegte Briefe zeigen uns das intimste Leben jener fernen Tage, die erleuchteten Zimmer, die Spieltische und auch die uralte, wohlbekannte Quälerei. „Herrn von Saint Evremonds Manieren," sagt Desmaizeaux, „waren von gewinnender Liebenswürdigkeit, sein Gespräch lebhaft und heiter, seine Antworten rasch und treffend; er las in vollendeter Weise vor (was nur sehr wenige Menschen können) und war ein glänzender Erzähler." Wie würde die Dame sich um den entzückenden alten Herrn bemüht haben, wenn er sie nicht geliebt hätte! Und wie viel weniger Wärme und Leben hätte sie dann in sein Alter gebracht! Das geheime Band ist nicht zu ersetzen. Wie groß muß ihre Schönheit, ihr Temperament, der Reiz ihrer frauenhaften Einfälle gewesen sein, wenn all die Männer Aerger und böse Launen, Ansprüche ohne Ende, geduldig ertrugen! Saint Rsal, der Gekränkte und Entflohene, hörte nicht auf, sie zu verehren, und als sie ihm schrieb, daß sie ihre Memoiren gedruckt

sehen wolle, da war er selig, ihr dienen zu können, reiste nach Paris, besorgte den Druä und schickte ihr das Buch. In einem Brief, der scheinbar an ihn gerichtet, aber ohne Zweifel von ihm selbst versaht ist, entwirft er ein begeistertes Bild: „Frau von Wazarin ist eine jener römischen Schönheiten, keine Puppe, wie die meisten französischen Frauen. Die Farbe ihrer Augen kann man nicht schildern. Sie sind nicht blau, nicht grau noch völlig schwarz und haben doch die Süße der blauen, die Heiterkeit der grauen und das Feuer der schwarzen Augen. Sie können eben so sanft und lustig wie ernst und streng schauen, sie sind groß, wohlgeschnitten und durchblitzen uns bis auf den Grund der Seele, sie haben nichts Schmachtendes noch Leidenschaftliches, die Augen einer Frau, die mehr geboren scheint, geliebt zu werden als zu lieden. Ihr Mund ist nicht groß noch klein, aber voll Reiz, selbst wenn sie Gesichter schneidet, um Anderen nachzuahmen. Ihre Nase ist wohl« gestaltet, ihre Stimme kann man nicht hören, ohne ergriffen zu werden. Ihre Haut hat einen seltsamen Glanz. Ihr Haar ist von leuchtendem Schwarz; man möchte sagen, es scheint von Stolz geschwellt, daß es ein so schönes Haupt bedecken darf. Ihre Gestalt, noch immer herrlich, ist nichts gegen Das, was sie einst gewesen. In jedem Kleid, in jeder Frisur scheint sie am Schönsten. Man muß sie im Schlafrock sehen, ohne jeden Schmuck. Sie ist überaus reinlich und gebraucht nie Parfums." Was er von ihrer Tugend, ihrer Zurückhaltung und Selbstbeherrschung sagt, sei übergangen.

Auch sie konnte den Hof von alten Freunden nicht entbehren und zürnte, wenn Saint Evremond seine Zeit Anderen gab. Denn zum Mindesten, ehe die Herzogin gekommen war und ihn so unwiderstehlich in ihren Kreis gezogen, hatte er gern in Wills berühmtem Kaffeehaus gesessen, dem literarischen Kaffeehaus Londons, das von Tabakrauch qualmte, wo der alte Dryden seinen Stuhl am Feuer hatte, wo die Literaten und adeligen Dilettanten sich drängten. Er spielte auch gern Schach und fand sich ein, wo er gute Musik hören konnte, er komponirte selbst; auch die Herzogin hatte stets Konzerte in ihrem Salon, für die er gelegentlich kleine Singspiele schrieb.

Indessen vergingen die ereignißreichen Jahre; es kam die Hetze gegen die Katholiken; das lahme, rothhaarige Scheusal Titus Oates, das so viele Menschen aufs Schafot brachte, denunzirte auch die Herzogin; und sie war vorsichtig und geschreckt genug, sich aus aller Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Dann kam die Reaktion und die Hinrichtung der Republikaner Lord Russel und Algernon Sydneh. Saint Evremond schweigt über englische Politik. Karl II. starb, liebenswürdig und leichtsinnig bis zum letzten Tag, und nachdenklich schrieb John Evelyn an seinem Todestag die Worte nieder: „Nie werde ich die unsagbare, unheilige Ueppigkeit vergessen, das Spiel, die Liederlichkeit, die vollkommene Gottvergessenheit (denn es war Sonntagabend), deren ich heute vor acht Tagen Zeuge war, als ich den König in jener herrlichen Galerie sitzen und mit seinen Konkubinen Portsmouth, Cleve-

land, Mazarin (und so weiter) tändeln sah, während ein französischer
Knabe Liebeslieder sang und etwa zwanzig edle Herren des Hofes und
andere lüderliche Leute um einen großen Tisch bei der Basfette sahen,
eine Bank von mindestens zweitausend Goldstücken vor ihnen; und
zwei Herren, die mit mir waren, sahen es mit Erstaunen und machten
Bemerkungen darüber. Sechs Tage später war Alles im Staub."
Der finstere Jakob folgte dem leichtsinnigen Bruder. Kein Wort
finden wir bei Saint Evremond über das Blut, das floh, über den trü-
ben und schrecklichen Unverstand, unter dem ganz England mählich
aufloderte. Die neue Königin war die Cousine Hortensens. Die ihr
Land verkauften und verdarben, deren Hände blutbefleckt waren, die
selben Männer waren persönlich und in der Gesellschaft liebenswür-
dige, höchster Bildung zugängliche Kavaliere. Der glatteste und fal-
scheste der Minister, Lord Sunderland, der jsich von seinem neuen Herrn
geschickt zur katholischen Religion bekehren lieh, wollte für Saint Evre-
mond eine Stelle als Kabinetssekretär des Königs schaffen. Er sollte
die Briefe Jakobs des Zweiten an fremde Fürsten verfassen. Saint
Evremond entschuldigte sich mit seinem Alter und mied eine Stellung,
die ihn in die Politik und die dunklen Intriguen am Hof hineingerissen
und ihm den Hah des englischen Volkes gebracht hätte, der alle katho-
lischen Rathgeber des Königs traf. Er hatte in diesen Tagen der Glau-
benskämpfe das Wort ergriffen und eine Vertheidigung der katho-
lischen Religion in der Form eines Briefes an einen protestantischen
Geistlichen, Henri Fustel, versaht. Es ist eine liebenswürdige, eine son-
derbare Vertheidigung, das Programm äußerster Toleranz, kennzeich-
nend für Saint Evremond, den die Aufhebung des Ediktes vou Nan-
tes entsetzte. Wir lesen darin unausgesprochene Gedanken: der geisti-
gen Schicht, der er angehört, kommen diese Kämpfe schon so kindlich
und so gefährlich vor; nur an der trauten, in der guten Gesellschaft an-
erkannten Form will er nicht gerüttelt wissen. Andere waren befange-
ner und nahmen die Sache ernster. Der Glaubenskampf führte zur
glorreichen Revolution: der Stuart floh aus dem Land, als er sich von
Allen verlassen sah; der Prinz von Oranien landete in England und
bestieg den Thron. Saint Evremond hatte ihn als Knaben im Haag
gekannt; auch der Prinz hatte ihn nicht vergessen; die warme Mensch-
lichkeit und der sprühende Geist des alten Herrn bezauberten auch die-
sen großen Mann, der so anders geartet, ernst, der düster und schweig-
sam war und in seinem schwächlichen Leibe einen furchtbaren Willen
barg, Saint Evremond ward von Wilhelm dem Dritten oft zu Tisch
befohlen. Vielleicht liebte der Fürst in der drückenden Schwere seines
Wesens an dem Franzosen gerade die Leichtigkeit, die ihm fehlte. Er
jagte auch die arme Hortense nicht aus dem Land, wie einige wilde
Puritaner begehrten; aber er setzte ihre Rente sparsam auf die Hälfte
herab. Sie stak bald tief in Schulden und sogar Saint Evremond mußte
ihr Geld leihen. „Wenn ich denke," schrieb er später, „daß die Nichte
und Erbin des Herrn Kardinals Mazarin meiner bedurft hat, um le-

ben zu können, dann stelle ich christliche Betrachtungen an, die für mein Seelenheil förderlich sein dürften, wenn sie mir auch nicht zu meinem Gelde verhelfen." Er hätte nun nach Frankreich zurückkehren können; sein alter Freund, der einstige Chevalier von Gramont, jetzt ein Mann, der in Gunst und Reichthum saß, theilte es ihm freudig mit. „Ich bin zu alt, um mich zu verpflanzen", antwortete er. Frau von Mazarin hielt ihn in England fest. Er lebte in immer gleicher Verehrung für sie. ,,1'riv« dasw Is inusrts!" „Dein bis in den Tod!" schloß er jeden seiner Briefe, die er „Der Ritter von der traurigen Gestalt" zeichnete. All-< mählich scheint die quellende Kraft aus den Briefen zu weichen, obwohl ein Hauch von Witz immer darin bleibt. Sie werden kürzer, thatsächlicher, beziehen sich auf ein Buch, auf Zeitungnachrichten, ein Mittagmahl, den Kalbsbraten oder die Früchte, die man ihm geschickt, und sie enthalten auch gewisse Warnungen. Diesschöne Hortense trank. War sie der anderen Reize satt, konnte sie, die sich nie zu beherrschen gewohnt war, dem letzten Dämon nicht widerstehen: sie trank und trank sich zu Tode. Sie starb im Jahr 1699, kaum fünfzig Jahr alt, und der Gatte, der ihr ganzes Leben lang vergeblich nach ihr gehascht und gegriffen, ließ ihren Leichnam kommen und führte den Sarg auf seinen Reisen nun immer mit sich.

Dieser Schlag endete Saint Evremonds ewige Jugend. Wieder ward er nach Frankreich heimgerufen, aber er wollte nicht. Sein Alter und die Leiden des Alters, seine „Häßlichkeit" (er hatte eine große Balggeschwulst zwischen den Augen bekommen), Mißlichkeiten, an die man in England gewöhnt war, wollte er nicht über den Kanal tragen. Er wußte, daß er in ein völlig verändertes Frankreich gekommen wäre, und fürchtete, selbst drüben als ein Revenant zu erscheinen. Die Hoffnungen von einst hatten sich nicht erfüllt. Wohl war Frankreich das mächtigste Reich Europas geworden, aber der Geist aus der Zeit der Fronde, der Zeit der Jugend, war erloschen. Mit mäßiger Trkenntniß, aber ungeheurem Willen begabt, hatte Ludwig XIV. vollendet, was die beiden Kardinäle begonnen hatten: ein Glanz ohnegleichen war angebrochen, aber ein Glanz für Lakaien; freien Geistern konnte in Paris nicht mehr wohl zu Muth sein. Dann war auch noch die Maintenon gekommen und die Jesuiten; bei Hof herrschte die dem Gallier am Wenigsten erträgliche Mode frömmelnder Sittsamkeit. „In Frankreich", schreibt Saint Evremond in gewohnter Ironie an seine alte Freundin Ninon, „hat man es jetzt wunderbar leicht mit dem Seelenheil. Früher genügte es, ein schlechter Kerl zu sein, um der ewigen Verdammniß anheimzufallen; jetzt ist man auch ein unjmanierlicher Mensch, mit dem Niemand umgehen kann, wenn man nicht in den Himmel kommt." Das Frankreich und der Hof des Roi-Soleil lockten ihn nicht mehr,

Marienfelde. Dr. KarlFedern.

IS

Bankbilanzen.

ie Bankbilanzen von 1912 zeigen den Rückgang der Liquidität;
nur die Diskontogesellschaft hat eine kleine Besserung erreicht.
Die „finanzielle Bereitschaft" ist also nicht stärker geworden. Was im
ersten Theil des JahreS gewonnen war, verdarb das letzte Quartal.
Aber was ist schließlich Liquidität im Sinn der Kritik? Das Ergebniß
einer nach einem Schema aufgestellten Rechnung. Das Grundmuster
läßt Abweichungen zu. Einer hält alle Effekten für ungeeignet, der
Andere nur die Aktien, der Dritte die Vorschüsse auf Waaren. Ohne
den Schematismus kommt man nicht aus; und gilt er, dann steht vorn
die Deutsche Bank, hinten der Schaaffhausensche Bankverein. Die
Deutsche hat 75 Prozent der Accepte und Kreditoren durch greifbare
Aktiven gedeckt, der Bankverein 50 Prozent; aber auch er hat für die
innerhalb 7 Tagen fälligen Kreditoren und Depositengelder reichliche
Mittel. Als sofort realisirbare Werths müssen Barbestände, Wechsel,
Bankguthaben und von der Reichsbank beleihbare Werthpapiere gel-
ten. Wechsel können rediskontirt, festverzinsliche Effekten erster Klasse
verpfändet werden. Schaaffhausen hatte 139 Millionen solcher Aktiva
und 107 Millionen sofort fälliger Verbindlichkeiten, wobei der Rein-
gewinn von 9 Millionen nicht mitgerechnet ist. Nimmt man ihn dazu,
so waren am Ultimo 23 Millionen mehr vorhanden, als im Fall der
dringendsten Noch gebraucht wurden. Aehnlich siehts in den anderen
Banken aus; und da sieben Tage zur Mobilmachung genügen, braucht
man um das Schicksal der Großbanken nicht zu zittern. Die Gesammt-
Umsätze sind überall größer geworden. Nur die Nationalbank verzeich-
nete eine winzige Minderung. Die Deutsche Bank paradirt mit 132
Milliarden: 6000 Millionen mehr als 1911, wo die Zunahme 1tz00l)
Millionen betragen hatte. Da kann die Dresdener Bank noch nicht
mit. Bei ihr sind? 97 Milliarden (6 mehr als 1911) gewesen. Nach der
Summe von Aktienkapital und Reserven kommt die Dresdenerin sogar
erst an dritter Stelle. Deutsche Bank 312, DiskontoqeseNschaft 281,
Dresdener 261 Millionen. Die vier O-Banken (die Darmstädter hat
192 Millionen eigenes Kapital) haben zusammen mehr als eine Mil«
liarde. Wenn die berühmte Säkularsteuer auch von Banken erhoben
würde, hätten, bei 2 Prozent von den größten Vermögen, die neuen
Großbanken 33 Millionen zu zahlen. Die Deutsche Bank ist das zweit-
größte Kreditinstitut der Erde; nur der Credit Lhonnais mit seinen
W9 Millionen Francs hat noch ein Bischen mehr.

Mehrumsatz ist noch nicht Mehrgewinn. Nicht überall entsprechen
den neuen Milliarden größere Gewinne, Schaaffhausen muß seinen
Aktionären eine um 2Vs Prozent verkürzte Dividende geben; nur
S Prozent im fünfundsechzigsten Geschäftsjahr. Die ganze Richtung ist ,
dem Bankverein nicht bekommen, Berlin; Prunkpalast; Depositen-
kassen; Terraingeschäfte. Er mußte 2 Millionen abbuchen; fast die
Hälfte des im Grundstückgeschäft angelegten Kapitals. Bei der zusam-

mengebrochenen Baufirma Kurt Berndt standen 3 Millionen aus;
wie weit die vorhandene Decke reicht, muß sich erst zeigen. Zu den
2 Millionen kamen 500000 Mark Abschreibungen an Werthen ohne
Börsennotiz, 472 000 Mark Verluste durch zweifelhafte Forderungen
und 129 000 Mark Einbuße durch Diebstahl und Veruntreuung. Das
sind 3,09 Millionen. (Die Dresdener Bank erwähnt Brunings Raub,
obwohl von den 250000 Mark noch die Hälfte fehlt, im Geschäftsbe-
richt nicht.) Die Kundenjagd bringt nicht immer Beute; und die Ver-
mehrung der Depositenkassen verbürgt noch keine Gewinnsteigerung.
Die Kommerz- und Diskontobank hat 7 Millionen weniger Kapital
als die Nationalbank, aber ums Doppelte mehr Wechselstuben. Ihr
Gesammtumsatz betrug 33,5 Milliarden (in der Nationalbank warens
nur 21,9); aber sie ist dafür auch mehr der Gefahr ausgesetzt, Deposi-
tengelder durch Kündigung zu verlieren. Im letzten Vierteljahr Ver-
minderten sich die Depositen und Kreditoren (um 34) auf 281 Millio-
nen, nachdem sie 1911 um 44 zugenommen hatten. Dadurch verschoben
sich die Aktivbestände und die Liquidität wurde schwächer. In der
Kommerzbank war der ominöse Prozentsatz stets ziemlich hoch (1909:
77), so daß 65,5 weniger bedeuten als in einer nicht so liquiden Bank,
Die Effektengewinne sind magerer als im Vorjahr; sie hängen
eben von der Konjunktur ab und sind ideshalb in labilem Zustand.
Keine Bank stützt sich auf den Ertrag aus Spekulationgeschäften. Man
läßt nur so viel von ihnen sehen, wie für die Dividende gebraucht wird.
Würde der ganze Ertrag ausgeschüttet, so gäbe es keine Stillen Re-
serven und keine Möglichkeit, Kursverluste auszugleichen. Die sollen
nicht sichtbar werden. Der Effektengewinn muß die letzten Lichter auf
das Bild setzen. Die Dresdener Bank hat den Effsktenertrag aus der
Gewinn- und Verlustrechnung weggelassen; sie verth eilt ihren Ge-
winn diesmal nur aus dem regulären Geschäft. Der hat ihr einen so
großen Zuwachs gebracht (4,25 Millionen), daß sie auf den Saldo aus
Effekten und Konsortialbetheiligungen stolz verzichten kann. 1911 wa-
ren 3,2 Millionen ausgewiesen worden. Sie sagt in ihrem Veivicht, daß
der „ansehnliche" Gewinn, der nach den Abschreibungen auf die Be-
stände geblieben sei, zu weiteren Minderbewerthungen und Rückstel-
lungen verwendet wurde. Daß es bei diesem Brauch bleiben wird, ist
nicht anzunehmen. Sein Zweck war wohl nur, dieDwidendenerhöhung
zu vermeiden, die möglich und eine Weile geplant war. Aber die Po-
litik macht Sorgen und man kann nicht wissen, wie der Saldo von
1913 ausfallen wird. Vielleicht ist die Effektenkonjunktur noch schlech-
ter; dann sind durch vorzeitige Abschreibungen wenigstens Reserven
geschaffen. Die Verwalter der Dresdener Bank haben ihren Entschluß
gewiß reiflich erwogen; denn man versagt sich nicht ohne zwingenden
Grund das Vergnügen, die Dividende höher zu treiben. In der Mitte
zwischen den vier D-Banken hält die Berliner Handelsgesellschaft mit
ihren 9Vs Prozent. Dresden giebt nur 8Vs, die Darmstädter nur 6Vs;
sie leistet sich im sechzigsten Geschäftsjahr aber den Luxus einer Filiale

in Hamburg; denn an der Wasserkante wird der Wind von Uebersee aufgefangen. In der Liquidität hat sich die Darmstäidterin in die Gegend von Schaafhausen gesenkt; statt 62 sind es diesmal nur 59 Pro« zent. Gehts nicht von selbst wieder in die Höhe, so muß nachgeholfen werden: durch eine Kapitalserhöhung. Den Anlaß bietet die Fusion mit der Breslauer Diskontobank.

Man sieht nicht gern, daß die Accepte in die Höhe wachsen; aber am Ende wäre es auch kein Fortschritt, wenn ein Institut fände, daß sein Accept für Zahlungen an das Ausland weniger benutzt wird. Ohne diese Form des Kredites kann eine Weltbank nicht wirthschaften. Sie muß ihrer Kundschaft die Möglichkeit bieten, auf sie zurückzugreifen; und wenn, wie im Baumwollhandel, die Tratten sich häufen, so wird Das zwar in den Acceptsummen der Banken sichtbar, grebt aber keinen Grund zu ängstlicher Sorge. Den relativ größten Acceptumlauf hat die Dresdener Bank; am Abschlußtag wurden 7 Millionen mehr an Accepten ausgewiesen, als Aktienkapital und Reserven betrug«n. Im Ganzen 268 Millionen. Das Gegenstück bilden die Vorschüsse auf Maaren und Waarenverschiffungen, die bei der Dresdenerin auch beträchtlich gestiegen waren: um 33 auf 107 Millionen. Die Deutsche Bank hatte bei Accepten ein Plus von 57 Millionen und reichte mit der Gesammtsumme (312 Millionen) an die Grenze ihres Kapitals heran. In Waarenvorschüssen hatte sie 232 Millionen (45 mehr).

Wer über große Depositengelder verfügt, braucht nicht auf fremde Hilfe zu warten. Ausländisches Geld ist theuer. Wer viel davon braucht, schmälert sich den Gewinn. Die Dürre, die auf dem Geldmarkt herrscht, ist eine Folge der Isolirung. Die würde kaum auf die Konjunktur gewirkt haben, wenn die politische Krisis sich nicht als argen Störenfried erwiesen hätte. 5^8 Prozent Privatdiskont und 6 Prozent für Tägliches Geld im ersten Märzdrittel: Das ist neu. Die Umsätze der Reichsbank erhöhten sich 1912 um 36Vs auf 414 Milliarden (1911 um 23 Milliarden); und das Institut darf in seinem Geschäftsbericht sagen, daß es „den verstärkten Anforderungen dank wesentlich höheren Goldvorräthen und Devisenbeständen noch besser gerüstet als im Vorjahr gegenüberstand". Am Jahresschluß hatten Wechselanlage und Notenumlauf die im Leben der Bank höchsten Ziffern erreicht: 2031 und 2519 Millionen. Die Reichsbank hat in diesem Jahr 5792600 Wechsel im Werth von 13604 Millionen Mark angekauft (234688 Stück mehr und 1230 Millionen mehr als 1911). Verdient wurden an diesem Geschäft 59 Millionen. Der Reingewinn betrug im Ganzen 37,4 Millionen, wovon 21,7 Millionen in die Reichskasse flossen. Dazu kamen 4,6 Millionen für Notensteuer. Die Besitzer der AntHeile erhielten eine Dividende von 6,95 (5,86) Prozent gleich 12,52 Millionen. Die berüchtigten „Grünenthaler" spuken noch immer in den Jahresberichten: diesmal waren 105000 Mark als Verlust durch gefälschte Banknoten abzusetzen. Auf zweifelhafte Forderungen mußten 1,72 Millionen reservirt werden. Im Ganzen ist der Bericht erfreulich. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « «Sarleb G. m. b. tz, in Berlin.

Verlin. den 2». März 1913.
Quasimodogeniti.
Konstantin der Zwölfte.
AMin Halbjahrhundert zerrann, seit in Nauplia das Heer des
<MS Gricchenkönigs Otto meuterte und der Rebellenausschuß
dasVolk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannenmacht rief. „Die
Mondsichel, deren abscheulicherDunst die Wiege derFreiheitver-
pestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter, doch
edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und die
Nation schamte sich freudig, trotz allen Opfern an Gut und Blut,
nm den Thron. Unseres Mühens Frucht aber habenFremde ge-
erntet. Steht auf, Bürger von Hellas, hebt die Hände gen Himmel,
erbittet von ihm dasGelingenunseresWerkesundhandeltdann,
wie es zur Rückeroberung Eurer Freiheit, Eures alten Rechtes
nöthig ist!- Ueber Ottos Schicksal ist der Würfel gefallen. Trotz-
dem Nauplia sich nach sechzigtägiger Belagerung ergeben muß,
bleibt dem Basilius kaum ein Hälmchen, um das sein zitternder
Finger sich klammern könnte. Während ermitseiner (imWesens-
ton stärkeren) Königin in Kalamata sitzt, kommts in Vonizza zu
Aufruhr; wird in Patras die Herrschgewalt einer Provisorischen
Regirung übertragen; kündet ein inAthenvomAdmiralKanaris
un d vom Senator Vulgaris unterzeichneter Erlaß: „Das Volk der
Hellenen hat einstimmig beschlossen, Otto derköniglichen, Amalie
dcr viceköniglichen Würde zu entkleiden." Aus Salamis kommt
dicAntroort des licbenswürdigenWittelsbachers: „InderStun-

de, da ich in mein Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer
als allesAndere derGedanke an dieNöthe.denendasmirtheure
Griechenland entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott
gnädig fem! Mit diesem Gebet scheide ich von Euch." Das von
der Provisorischen Regirung zu direkter Königswahl berufene
Volk wählt denBritenprinzen Alfred. Doch in den Verträgen von
1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich, Ruß-
land regirenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht be-
steigen dürfe. In derWeihnacht übergiebt Elliot das Memoran-
dum der britischenRegirung. Inhalt: Sitzet hübsch still, versuchet
nicht, derTürkeieinenLandfetzen abzureißen, wählet einen König,
der in London gefällt: und wir geben Euch die sieben Ionischen
Inseln, die Ihr schon so lange begehret. Am dreißigsten März
1863 wird Prinz Georg von Dänemark, der achtzehnjährige Sohn
Christians des Neunten, zum König der Hellenen gekürt. Am
ersten Sonntag nach Ostern, an dem die Christen von der Kanzel
gemahnt werden, nach lauterer Vernunft, wie die neugeborenen
Kindlein nach Milch, begierig zu sein undanIesu (-der da kommt
mitWasser undBlut, nichtmitWasserallein«)SiegüberdieWelt
brünstig zu glauben, an diesem Kirchentag Petri und Iohannis
konnte Georgios die fünfzigste Wiederkehr des Wahlmorgens
feiern. In hellstem Glanz. Drei Iahre und fünfMonate ists her,
seit auch ihm ein Tag von Salamis zu dämmern schien. Die athe-
nische Garnison hatte die Kasernen verlassen, sich am Fuß des
Hymettos gelagert und der Regirung angezeigt, daß sie in den
Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung
zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rück-
tritt des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfer-
nung aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremder
Armeeinstruktoren, Einberufung der Kammern, Gelöbniß, daß
von den am Pronunziamento Betheiligten Keiner gestraft wer-
de. Der König hatte alles Verlangte bewilligt, das Ministerium
Rhallis entlassen und Kiriakulis Mauromichalis, den Vertrau-
ensmann des Heeres, an die Spitze der Regirung gestellt. Das
Heer herrschte; und war entschlossen, den Hellenen aus Kopenha-
gen nur als Vollstrecker des Armeewillens auf dem Thron zu dul-
den. Otto durfte noch wagen, wider die Meuterer den General-
major Hahn ins Feld zn schicken. Georg hat auf solches Abwehr-

trachten weislich verzichtet; für ihn zu fechten, hätte Keinen gelüstet. Denn der schlaue,in Frohsinn skeptische Däne, der sich gern amusirte.noch lieber einträgliche Geschäfte machte und sich auf Montmartre heimischer fühlte als auf der Akropolis, war auch dem Griechenvolk stets der Fremdling ohne rechte Lebensleistung geblieben. Dem Haus Holstein-Gottorp eng verwandt, Schwager Eduards des Siebenten und Ernst Augusts von Cumberland, Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, Liebling aller pariser marcKeurZ und dem Kelten Georgios Clemenceau fast intim befreundet: für Hellas dennoch eine Niete/Staatsbankerot, Niederlage im Türkenkrieg, klägliche Blamage im kretischenHandel: selbst den Geduldigsten wurde es ein Bischen zu viel. Die Dynastie war längst um ihr Ansehen, der Kronprinz seit Larissa eine Zielscheibe des Spottes, der König nur den Schnüfflern noch interessant. Was hat ihm die Verwandtschaft, was die Freundschaft genützt? Am Quai d'Orsay hat sein Zweiter, ehe er das Generalkommissariat für Kreta hinwarf und sich einer Bonaparte vermählte, gestöhnt: -Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben nurnochzwei Menschenauf einerInsel gehaust:Napoleon und Dreyfus." Der Aelteste muß westwärts pilgern und sich, als schmählich Geschlagener, in neue Iungfernschaft häuten. Dem König weigert Petersburg, weigert London wirksame Hilfe; und aus der auf Korfu zugesagten diplomatischen Unterstützung wird nichts. Die schönen Tage, da ihm, ohne Kriegsaufwand, EuropensSchwiegervaterdenBezirkthessalischerHexenzuschmuggeln konnte, sind lange verblüht. Doch die Pension wird, der Ottos Nachfolger verheißene Ruhesold, erst fällig, wenn Gewalt den Basileus vom Thron stieß. Drum wartet Georg; und freut sich, so oft ers kann, auf dem wiener Graben, dem Italerboulevard, der Langen Linie des Lebens. Zwei Männer retten ihn; retten sein Haus. Venizelos, den er sich aufdrängen läßt, hilft ihm, als Ministerpräsident, in dieMöglichkeit, auf Kretaendlich dieGriechenfahne zu hissen. (Das hatte,umAbdulHamid zu gefallen, derBruder der Schwiegertochter Sophie verboten; und nach der Landung des Obersten Vassos mit der Piraeussperre gedroht.) Der Bulgarenzar bietetzumBunde dieHand. Und diesmalistTychemitden Hellenen. Kronprinz Konstantin kann, weil die Bulgaren in wü-

thendemAnprall die türkische Hauptmacht zerschmettern, als Generalissimus, nur er von allen Bundesprinzen, die Schläfe mit Lorber kränzen. Er ist vor Ferdinands Truppen in Saloniki, der alten Thessalerstadt, an deren Bewohner Paulus zwei Apostelbriefe schrieb, die Goten und Slaven widerstand und 1430 von den Türken besetzt ward. Denen war acht Iahre zuvor Ianina zugefallen, der uralte Griechensitz Ioannina an der Epirusgrenze, den Iohannes Komnenos in neue Pracht aufgebaut, das Normannenheer zerstört, der Serbenzar Stephan Duschan, der Makedonentyrann Thomas vonBodina, der EgypterAli Pascha beherrscht hat. Auch in diese Stadt zieht Konstantin als Sieger ein; und der nun wieder gnädige Schwager hat aus Berlin gemeldet, daß dieGroßmächte sie denGriechen gönnen. Larissa ist verschmerzt, Hellas ums Doppelte gewachsen und das ins dürre athenische Erdreich gepflanztc Hoffnungreis leuchtet in lenzlicher Pracht.
Die Griechen haben wie Männer gekämpft. Zäh und fleißig waren sie immer; sparsame Kaufleute und schlaue Spekulanten. Zuverlässigkeit und Schlagkraft, die Ariertugenden, wurden allzu oft an ihnen vermißt. Die selben Leute, die für KulturwerkeLern weit den Beutel öffneten, wogen knickernd jede Drachme, die der Armee aufhelfen follte.Ietztcrst haben dieErben homerischenWeltruhmes erkannt, daß die Erhaltung, gardie MehrungnationalerMacht ohne ein starkesHeer noch unmöglich ist.Und ihrVenizelos,der den in der Hochzeit des Philhellenismus von Wilhelm Müller besungenen Freiheitschwärmern zu ähneln schien, hat sich als einen Balkandiplomaten von vielen Graden entpuppt. Der wußte, warum er selbst zll dem Verhändlerschwatz nach London ging und, während er schwieg,denKollegenDanew in grimmigeReden hetzte.Er hat,ohne je sichtbar zu werden, erwirkt, daß die Bulgarenglorie verblich und Griechenland mehr in die Scheuer bergen durfte, als der kühnste Traum je verheißen hatte. Seiner klugen Voraussicht Werk war sicher auch, daß Georg sich in Saloniki häuslich niederließ, Ferdinands, als sei diese alte Thessalonikc stets gut griechisch geblieben, das Obdach des willkommenen Gastes gewährte und artig grinste, wenn auf den Plan, den Aigaiermeerhafen unter internationales Recht zu stellen, dieRede kam. Nach Georgs Ermordung hat Venizelos, wie Bismarck nach Nobilings Attentat, zuerst gewiß überlegt, welchen Ertrag die That der Reichspolitik

bringen könnte.«Die Stadt, deren Eroberung einenHellenenkönig dasLeben gekostet hat,muß griechisch bleiben." SolcheWorteldie dem Nüchternen Phrase sind: dennGeorgioshatteinPaulilängst völlig verjudeter Gemeinde fürsErste noch nichts zu suchen) schlürft das Ohr der von füdlicher Sonne gehitzten Völker. In seinerBeileidskundgebung spricht Venizelos von «Griechenland und Makedonien", als habe es über die mscecioine nation8 nie einen Streit, nie den Anspruch der Serben, Bulgaren, Rumänen gegeben. In leiserer Zwiesprache ungefähr wohl wie, in der vorletzten Woche des Iahres 1839,Metternich zu Prokesch:«Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. Von Zeit zu Zeit kommts zu einer Entzündung. Ist sie überwunden, so tritt nicht Gesundheit ein, sondern das alte, chronische, von diesem Körperuntrennbare Uebel kehrt wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griechische Sprache herrscht." Das klingt wieder wie Ptedigt von gestern. Deshalb räth der Minister dem Basileus, sich vor Europa stolz Konstantin den Zwölften zu nenne n Von eitlenWillens Gnade? DerSohnderGroßfürstinOlga hat seinen Namen von deren Vater Konstantin Nikolajewitsch, dem Großadmiral, der, als der Däne Georg den Sitz Agamemnon? erkletterte, Statthalter in Polen war und dreißigIahre danach, wie sein Großvater Paul, als ein unheilbar Hirnkranker starb. Mit dem Sieger vonAdrianopel und Chalkedon, nach dcm Byzanz, seit 330, Konstantinopolis heißt, hat Sophiens Mann nicht mehr gemein als Sophiens Vater mit Maximilians Zeuger, dem er sich durch denNamen« FriedrichderVierte" anreihen wo Ute. Bismarck hats gehindert; hat die Ziffer durchgedrückt, die an Fritz von Preußen, nicht an denFluch römischer Kaiserei erinnerte. Will Venizelos die Erinnerung an die Herrlichkeit desBasileus? Für seinenHerrndieGoldbinde,dasKreuzszepter, dieAkakia(dasPurpursäckchen mit Grabesstaub) der Komnenen und Palaeologen? Der elfte Konstantin, Dragades, ist 1453, mit zweiGefährten aus demHausdesPalaiologos,währenddesTürkensturmesauf Konstantinopelgefallen.Das letzteWort dieses letzten Griechenkaisers war der Ruf tapferer Sehnsucht nach einem Christenschwert, das ihm, vor dem Ianitscharensäbel, das Haupt vom Rumpf trenne. Wenn der Sohn eines Dänen und einerRussin sich den zwölften

Konstantin nennt, langt er nach dem Erbe des Dragades; will er
zunächst die Vettern in Sofia, Bukarest, Belgrad warnen, gierig
noch gen Makedonien zu blicken. Das thaten die Griechen schon
oft. Ihnen ist der an makedonischer Scholle klebendeBulgare ein
Bauer, nicht der bestimmter Volkheit Zugehörige; der Walache
(vawque ^ villicus) der Leibeigene,ders höchstens zumFronvogt und
Hofmeier bringen kann. IhrAnspruch, der sich nicht auf die Mehr-
heit der Volksziffer stützen darf, beschwört die Schatten Philipps
undAlexanders undheischtder,,hellenischenIdee" den Sieg, weil
sie widerBarbarei dasBanner edlen Menschenthumes durch die
Iahrhunderte getragen habe. Da ihre Ephorensprengel die Zellen
waren, aus denenderGlaubensbauentstand,fordern sieschranken-
lose HerrschastüberdieKirche und verwünschen die Sendlinge des
bulgarischen Erarchates. Wie Akritas bei Vodena einst, gäben
sie gern ihr Leben hin, um eine Bulgarenschaar ins Ienseits mit-
zuschleppen. Ohne Zögern rechnen sie das Gewimmel der Lands-
leute, die einen slavischenBauerndialektsprechen,als-slavophone
Griechen" der Hellenengemeinschaft zu und lachen höhnisch, wenn
ein Bulgare ihnen die Thatsache insGedächtniß ruft, daß in dem
Bezirk der alten Makedonen, die selbst dem Demosthenes schon
seindliche Fremde schienen, seit der Zeit des Zaren Simeon Slaven
wohnen. Die Arbeit des Exarchates war langwierig; glich, nach
dem Wort des Archimandriten Joseph, der eines Mannes, der
mit seinen Fingernägeln ein Brunnenloch gräbt; hat den slavi-
schenGlaubensdurst schließlich aberzu stillen vermocht. Vorsieben
Iahren kams zum Konflikt. In Varna, Anchioli, Philippopel waff-
net sich die Bulgarenwuth gegen die griechischen Vertreter des
Patriarchates und rächt den Drosselversuch, mit dem die Grie-
chen allzu lange im christlichen Türkengebiet Kirche und Schule
geschändet haben. Vom August 1906 bis in den Mai 1907 sind
aus Bulgarien und Rumänien fünfzehntausend Griechen nach
Athengeflohen.UnterdemselbenMaimondwirdinGeorgsHaupt-
stadt Victor Emanuel bejubelt, der Schwiegersohn des Monte-
negrinerfürsten und Schwager des Serbenkönigs, und derBahn-
bau besprochen, der das halb italienischeAntivaridenResidenzen
Cetinje und Belgrad verbinden soll. Im Namen des britischen
Balkankomitees hat Mr. Buxton soeben Gladstones Parole er-
neut und für Makedonien das Recht auf Freiheit und selbstan-

Quasimodogeniti.
diges Staatsleben verlangt. Griechenland späht nach Genossen nnd scheint bereit, dieAlbanerküste im Norden von Roms Einfluß bespülen zu lassen. (Ob es, wie Franzosen behaupten,zugleich mit Oesterreich-Ungarn einen Geheimvertrag schloß, der den Sandschakweg nach Saloniki mit papierner Bürgschaft pflasterte, ist ungewiß.) Heute erst aber darf es hoffen, das Land zu umfangen, das so lange schon seiner Menschen Begehr war. Nach dem Krieg, dessenAnkündungderjungtürkischeMinisterfürsAuswärtige mit dem Ruf begrüßte: «Erlauben Sie mir, laut zu lachen!" Und der in vier Wochen dann die Osmanenmacht in Europa brach. Heute dürfte Venizelos lachen; mit der hallenden Wucht homerischerHelden. Und wohlwollend nicken,wenn seinKonstantin, wie weiland Alexander, Makedonien für die Ruhmesernte zu winzig fände. Der Zwölfte! Aus Petersburg holt die Ziffer kein zärtliches Echo. Katharina, die Zerbsterin, hat, um die Enkel an ihr Erbrecht aufByzanzzumahnen, den Palaeologennamen Konstantin demReussenstamm aufgepfropft. DieUrenkelinOlga bringt ihn inihren Iuchtenkoffern nach Athen: und ein Griecheohne Griechenblutstropfen reckt den Arm nach dem Byzantinerreif. Armer Georgios! Wie hätte Dirs zu Haus nun behagt! Und wie hätte Deine Schwanksucht sich auf dem Feld der Vorstellung geweidet, daß, just Dir zur Ehre, die Weltgeschichte einen ihrer hübschesten Witze gemacht hat! Aus dem kopenhagenerTivoli kommt die Erfüllung panhellenischen Sehnens. Ferdinand, der das Schwert schmiedete, ächzt im Drang zwischen Rumänen, Serben, Hellenen; Montenegro, das zuerst schlug, verblutetfich; den Griechen lächelt, nach schmerzlosem Kampf, wieder die Sonne Homers.

Montenegro.

Rast einHeldenvolkindenTod?IwanTscherno)ewitsch,der im Lande des SchwarzenBerges, zwischen Skutari undKattaro, gegen Ende des fünfzehnten Iahrhunderts das Kloster Cetinje gründete, konnte nicht ahnen, daß auf dieserStätte einst ein christlicher König im Konak t hronen werde. Kein König seines Stammes freilich; die im Widerstand gegen das Türkenjoch von den VenezianernunterstütztenTschernojewitschsind,nacheinemBruderzwist, der Iwans Sohn Georg ausCetinje jagte, ausgestorben und ihr letztes im Haemusgebiet sichtbares Haupt, Skanderbeg Tscherno-

jewitsch, hatte das Zwergfürstenthum als Statthalter des Sultans verwaltet. Doch blieb das Mühen, dem Herrschastrecht eine gewisse Kontinuität zu wahren, nicht ganz ertraglos. Iwans Kloster war noch unter derMondsichel, als Sitz des Wladika und seiner bischöflichen Macht, die Citadelle desSchwarzcnBcrgcs; ward, wenn die Türken es durch Feuer zerstört hatten, jedesmal wiederaufgebaut und ist heute noch, als Gruft des GroßwojwodenMirko und der Bischöfe Peter und Danilo, den Montenegrinern heilig. Der russische Peter, den die Europäer den Großen nennen, hat die strategischeunddienationaleBedeutungdesBcrglandes früh erkannt. Während Karl der Zwölfte von Schweden »m Türkenhilfe widerRußland warb, die Hohe Pforte durch einen Fetwa des ScheichulIslam dem Zarenreich den Krieg erklären ließ undPetcr, beinahe so beredt wie später die über stwcities klagenden Briten, die europäischen Großmächte zurBefreiung derchristlichenGriechen, Serben,Bulgaren, Walachen aufrief, mußte seinBoteMilorädowitsch den Tschernagorzen (Montenegrinern) ein Sendschreiben bringen, worin der Gossudar kündete, er ziehe in den Heiligen Krieg, der dieRechtgläubigen aus derTürkennoth erlösen solle,und rechne auf den Beistand aller je von den Osmanen geknechteten Christen. -Wenn Ihr handelt, wie die Pflicht Euch gebietet, wird Mohammeds Horde in die arabische Wüste zurückgejagt." Zum ersten Mal hörten die unter derTürkenherrschaft lebendenChristen solche Worte;zum ersten Mal meldeteRußland sich als den legitimen Erben derPalaeologen vonByzanz. (1710; in zwciIah» hunderten hats denAnspruch nicht durchzusetzen vermocht.) Wladika Danilo aus dem Haus der Njegos ließ sich durch Peters wuchtigeWorte zurTschernagorzenvesverhinreißcn und begann, mit seinem Menschenhäuflein, denKrieg gegen dieTürkei. Peter war am Pruth bald so bedrängt, daß er froh sein muhte, als der (mit russischem Gold bestochene) Großwesir ihm in Falczin einen erträglichenFriedensschluß ermöglichte. Miloradowitsch aber faß ruhig in Cetinje und erklärte in einem feierlich stilisirten Erlaß, die Tschernagorzen seiennur dem Zaren zu Treue, Gehorsam und Kriegsdienst verpflichtet. Das klang wieder gut; und da man sich in Konstantinopel um den Schwarzen Berg kaum noch kümmerte und denWladika von Cetinje nach seinem Belieben schalten ließ, kams nicht zuschroffemKonflikt.AlsdievonPeteraufgestachelten

Tschernagorzen vor den siegenden Türken auf venetisches Gebiet geflohen waren,hatten nicht sie dieFolgen zu tragen,sondern die Bürger der Republik Venedig, die sich weigerte, die Flüchtlinge auszuliefern. Sultan Ahmed nahm ihrMorea, trieb sie aus den letztenKandiotenburgen, wurde aber, nachdem Oesterreich eingegriffen hatte, durch die Siege des PrinzenEugen beiPeterwardein und Belgrad 1718zumFrieden von Passarowitzgenöthigt, in dcm VenedigzwarMorea endgiltig aufgabund den Südosten derHcrzegowina räumte, Kaiser Karl der Sechste aber Nordserbien, die Kleine Walachei, das temesvarer Banat und einen Theil von Nordbosnien erhielt. Auch ein wichtiges Datum: zumerstenMal intervenirte England mit derMahnung, denBesitzstand derTürkei zu erhalten. Nächstes: der Europäerkongreß vonNimirow, wo, 1737, Rußland schon dieSuzerainetöt über die von derTürkei zu lösenden Donaufürstenthümer forderte. Das konnte der Sultan nicht gewähren undKaiserKarl nicht wünschen. Derwar, alsDeutscher Kaiser, zwarRußlandverbündet, gönnte den Moskowitern aber nicht sorascheErweiterungihrersüdosteuropäischen Machtsphäre und zwang sie,durchdenhastigenAbschlußdesBel" graderFriedensvertrages, auf alles eroberte Gebietzu verzichten' Asow zu entfestigen und ihre Schiffe dem Schwarzen Meer fern zu halten. Nnter diesen Bedingungen bewilligte ihnen die Pforte einen „Frieden auf ewige Zeit". Schon damals fchrieb ein hellsichtiger Franzose, das Osmanenreich habe sein Leben nur der Eifersucht und dem Sonderinteresse einzelner christlichen Staaten zu danken, denen die musulmanische Wirthschaft weniger unbequem sei als der Machtzuwachs, den der Antritt der Türkenerbschaft ehrgeizigen Gegnern bringen könnte. Nach dem Sieg über Rußland und Oesterreich war die Türkei so gekräftigt, daß sie die Schweden gegen neue Moskowiterzettelung miethen konnte und die kleine Theokratie am Schwarzen Berg nichtzu beachten brauchte. Ihres Schicksals Wende begann erst, als die deutsche Katharina auf Peters Thron saß. Im Frieden von Kütschuk Kainardsche verlor Abb ul Hamid der Erste dieKrim und die Bukowina; erlangteRußland, mit dreiSeefestungen, dasRecht auf freie Fahrt im Schwarzen Meer und durch den Bosporus. „Ehe noch zehn Iahreverstrichen sind", schrieb 1784 derPreußischeGesandteDiez ausKonstantinopel,-wird dieTürkei verschwunden, wird ihr euro-

päischerBesitz von Rußland verschlungen sein." Soweit langte im ersten Rausch auch Katharinens Hoffnung: und doch brachte der nächsteKrieg und derFriede vonIassy ihrnur den winzigen Vortheil einer denTürken unbequemen Grenzregulirung imNvrden. Auch die Tschernagorzen wurden nun aber wieder lebendig. Die Wuth über das Treiben des Statthalters Kara Mahmud Pascha Boschatly, der von Skutari, seiner Provinz, aus immer wieder in montenegrinische Rechte eingriff und schließlich gar zwei für das Bergland wichtige Festungen besetzen ließ, trieb sie zum Versuch bewaffneter Abwehr. Der Uebermüthige wurde bei Krusa geschlagen, nach wiederholtem Angriff getötet und Wladika Peter Petrowitsch, dem, als dem Sieger, die Brda, das östliche Bergland, sich nun unterwarf, herrschte mit Kreuz und Schwert fortan über einen ansehnlichen orientalischen Kirchenstaat.
Seitdem hat die Familie Njegos-Petrowitsch inMontenegro regirt; ist das Land, unter dem Schein türkischer Oberhoheit, fast unabhängig gewesen. Seitdem war das Trachten allerFamilienhäupterauf einZielgerichtet: aufeinenHafenamMeer.Derstreitbare Bischof Peter hat, als Bundesgenosse der Russen, gegen Frankreich gefochten und, unter dem Feuer der Britenflotte, die Boche di Cattaro erobert; mußte die ersehnten Buchten aber den Oesterreichern räumen. Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, wollte nicht Bischof heißen und nannte sich Fürsten von Montenegro und Herrn derBrda. DaspaßtederPfortenicht:und als die Tschernagorzen die kleine Festung Zabljak besetzt hatten, wurde Omer Pascha mit sechzigtausend Mann ins Bergland geschickt, um Ordnung zu schaffen und die Widerspenstigen zu züchtigen. Alle Südslaven zeterten laut gegen die KnebelungMontenegros. Durfte Oesterreich den Russen die dankbare Rolle des Cdristenschützers lassen und ruhig mitansehen, wie seinHandelin Bosnien durch Omers wüste Wirthschaft im Bisthum geschädigt wurde? Franz Ioseph ließ durch den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Leiningen in Konstantinopel ein Ulimatum überreichen, das (außer anderen Zugeständnissen) dieAbberufungOmers forderte und derPforte erklärte, wenn die wiener Wünsche nichtnach demAblauf des fünftenTages erfüllt seien, werde ein österreichischestzeerinBosnieneinmarschiren.DieserDruckwirkte.Ehenoch Rußland interveniren konnte, wurde Omer Pascha heimberufen.

DessenHeer hätte zu völliger Unterwerfung derTschernagora ge-
nügt. Mit gutem Recht können die Oesterreicher also behaupten,
Montenegro sei von ihnen aus Lebensgefahr gerettetund vonna-
hemTürkenschrecken befreit worden. Nicht für immer. Drei Iahre
nachLeiningens Erfolgforderte, aufdem Pariser Kongreß, derden
Krimkrieg endensollte, dertürkischeDelegirtevonden Mächten die
Anerkennung derThatsache, daß Montenegro zum Osmanenreich
gehöre. Danilo protestirte; erklärte in einem Rundschreiben, die
Tschernagora sei ein freies Land, demvonRechtes wegen dieHer-
zegowinaunddieHälftevonAlbanienzugesprochen werdenmüßte.
Oesterreich konnte in dieser Schicksalsstunde für seinen Schützling
nicht viel thun: es wurde selbst ja genöthigt, die Donaufürsten-
thümer zu räumen. ImvorigenHerbst hatte GrafBuol-Schauen-
stein, Schwarzenbergs Nachfolger, zuBeustgesagt: „DieDonau-
fürstenthümer haben wir in derTasche!" Wurde dann -vorZorn
feuerroth und stieg wie eineRakete in die Höhe", als inParis,am
siebenundzwanzigsten März 1836, AlexanderWalewski, der, als
Frankreichs Vertreter, dem Kongreß vorsaß, ihn fragte, wann
Oesterreich seine Truppen aus den Fürstenthümern zurückziehen
werde. Daß derRückzug erst nach derRatifikalion desFriedens-
vertrages beginnen solle, mußte ihm schließlich genügen. Da war
fürMontenegronichtsRechtes zuerreichen; das Bergland mußte
sich selbst helfen, tzalfzunächstdenbosnischenundherzegowzischen
Bauern, die, bald nach dem Pariser Frieden, gegen die Türken«
tyrannis aufstanden, und schlug am dreizehnten Mai 1858 bei
Grahowo das Osmanenheer so gründlich, daß Abd ul Medschid
eineGrenzregulirungzugcstehen und eine(nichtschr beträchtliche)
Vergrößerung derTschernagora bewilligenmußte. Danilo hat für
sein armesLand noch allerlei Nützlichesgcthan: die Steuerpflicht
und ein europäischem Muster nachgebildetes Gesetzbuch einge-
führt, die Blutrache und anderen Barbarcnbrauch ausgerodet, die
Staatsverwaltung und die Heercsorganisation dem gewandelten
Zeitbedürfniß angepaßt. Als er am zwölftenAugust186l) inKat-
taro von einem Landemann tötlich verwundet worden und am
nächsten Tage gestorben war, bestieg sein Nesse Nikola, der noch
nicht neunzehnjährige Sohn des tapferenWojwodenMirko Pc-
trowitsch, den Fürstcnthron. Der neue Herr, den das Volk zärt«
lichNikiza(Nikolänschen) nannte, durfte in Ruhe reifen; brauchte

sich im ersten Regirungjahrzehnt nicht mit den Türken zu balgen .
Noch warimSüdostenEurovas alleEnlwickelung von demZweifel
gelähmt, denIohannWilhelm Zinkeisen in dieFrage gefaßt hatte:
«Werden dieMächte desWestens oderwird derKoloßdesNor-
Kens sich der Geschicke und derZukunft des Osmanischen Reiches
bemeistern? Das ist die Orientalische Frage des neunzehnten
Iahrhunderts." Noch hindert, lange noch, die Eifersucht der Groß-
mächte die bündige Antwort. Im Hochsommer des Iahres 18.69
heischtMontenegro an der Albanergrenze zwei Weideplätze. Die
Tülkei sperrtfie durch einenMilitärkordon; giebtaberdemaustro-
russischen Drängen nach und schwichtigt Nikola durch eine Geld-
zahlung. Seitdem aber kams fast in jedem Iahr zu irgendeinem
Geplänkel. Als in Konstantinopel dannAbd uIAziz und elfTage
danach zwei seinerMinister ermordet worden waren, flackert auf
dem Balkan eine neue Flamme auf. Milan von Serbien fordert
das Recht, als Statthalter des Sultans in Bosnien einzurücken.
Midhat Pascha weigert die Erlaubniß. Milan erklärt derTürke
dreist denKrieg, stellt sein durch zuströmende Freiwillige verstärk-
tesHeer unter dasKommando des russischen GeneralsTschcrna-
jew und verbündet sich dem Tschernagorzen. Serbien soll Bos-
nien und den Sandschak Novibazar, Montenegro soll Albanien
und die Herzegowina,, beruhigen". Schon istNikola vondenHer-
zegowzen als Souverain empfangen worden; hat Newesinje be-
lagert und den Türkenfeldherrn Mukhtar Pascha, durch dessen
Uebermacht er zur Umkehr gezwungen ward, beiWrbitza-Wuci-
dol endlich besiegt. Doch den Serben lächelt das Glück nicht; und
alsTschernajewbeiDeligradgeschlagenist,müssendie verbündeten
Staaten die Intervention der Großmächte erbitten. Draußen hat
sich inzwischen Manches geändert. Die Furcht vor bedrohlichem
WachsthumrussischeiMachttreibtEngland,mitnochzähererKraft
als bisher sich für die Integrität der Türkei einzusetzen. Layard,
der das Inselreich am GoldenenHornvertritt, schreibt: « Nicht aus
Liebe zu den Türken oder gar zu ihrem Glauben, sondern zur
Wahrung unserer eigenen Sicherheit müssen w!r das Osmanen-
reichungeschmälerterhalten.DieTürkei stemmtsich den ehrgeizigen
OrienIplänenRußlandsentgegenundderSultanist,alsHauptdes
Islams, fürBritanien, dasMillionenmohammedanischerUnter-
thanenhat, einnützlicher, vielleichteinunentbehrlicherBundesge-

nosse." Lord Derby, derdieseNoteempfängt, stimmtderMeinung
des Botschafters zu. Rußland muß sich in Europa also einen Helfer
suchen.WelcheGroßmacht hat Grund,mit der anglo-türkischenPo-
litik unzufrieden zu sein? Oesterreich-Ungarn, das ausDeutschland
gedrängt ist und sich, wienach Beust auch Andrassy erkannt hat, nur
imOrient schadlos halten kann. AmachtenIuli 1876 beginnen die
Kaiser Alexander der Zweite und FranzIoseph inReichstadt die
Verhandlungen, die zu der Konvention vom fünfzehnten Januar
1877 führen. («DieseKonvention",sagtBismarck, «nichtderBer-
liner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an
Bosnien und der Herzegowina undhatdenRussenwährend ihres
Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert.")
Rußland hat von Galizien her nichts zu fürchten und kann losschla-
gen. AlsLord Derby zubremsen versucht, antwortet Gortschakow:
« DerWunsch,dieTürkei unabhängig und unangetastet zu erhalten,
ist nur erfüllbar, wenn sie die GebotederMenschlichkeit achtet und
das Gefühl der christlichen VölkerEuropas nicht länger verletzt.Da
die Pforte unfähig scheint, das Lebensrecht der ihr unterthanen
Christen zu schützen, muß Europadafür sorgen, daß derFriedens-
vertrag vom Iahr 1856gewissenhaft ausgeführt wird." Eine neue
Schlachtordnung also; und ein neuer Sultan. Das Scheinregiment
Murads des Fünften endet nach kurzer Dauer und statt dieses
Irren wirdAbd ulHamid der Zweite Kaiser undKhalif. Der erste
Novembertag bringtdenSerben undTschernagorzenden ersehn-
ten Waffenstillstand. Die Balkankonferenz empfiehlt der Pforte,
die inAlbanien und derHerzegowina eroberten Grenzdistrikte den
Montenegrinern zu lassen und ihnen, als Ersatz des noch immer
verweigerten Hafenplatzes, die Schiffahrt auf der Bojana zu ge«
währen. Das von Abd ulHamid,aufMidhatsRath, einberufene
Parlament lehnt Nikolas Friedensbedingungen ab, die Pforte
will sich demLondonerProtokolnochgardemrussischenZusatz, der
schleunigen Friedensschluß mit Montenegro heischt, nicht fügen:
am vierundzwanzigstenApril 1877 rücken russische Truppen in die
Moldau und ins türkische Armenien ein. Suleiman Pascha bahnt
sich durch Montenegro den Weg nach Albanien, wird aber von
Cetinje nach Podgorizza abgedrängt; und Nikolas Heer erobert
Antivari. Im Präliminarfrieden von San Stefano erlangt der
Fürst stattlichen Gebietszuwachs: sein Reich soll sich im Norden

bis an dieMündung des Lim in die bosnische Drina, in der Her-
zegowina bis über Gazko hinaus und auf der Albanerfeite bis
nach Skutari erstrecken. Dabei bleibts nicht. Im Berliner Vertrag
vom dreizehnten Iuli 1878 wird Montenegro auf kleineren Zu-
wachs beschränkt, aber als unabhängigesFürstenthum anerkannt
und erhält, außer herzegowzischen Bezirken und dem Bergland
vonGusinje und Plawa, das Küstengebiet vonAntivari. Ist end-
lich also ans Meer vorgedrungen. Zwar fällt Spizza nebst der
Küstenkontrole an Oesterreich: aber der alte Herzenswunsch der
Nation ist erfüllt. In den Wintermonaten des Iahres 1879 muß
sie im Bandenkrieg gegen die Albaner kämpfen, die Gusinje und
Plawa nicht räumen wollen. Nach langwierigen Verhandlungen,
in die alle interessirten Großmächte eingreifen, verzichtetMonte-
negro auf diese Bergbezirke und erhält dafür den biszurBojana-
mündung reichenden Streifen der Adriaküste mit der Hafenstadt
Dulcigno, deren Uebergabe Derwisch Pascha mit einer osman-
ischen Kerntruppe vondenAlbanern erzwingt. DerKhalif ist, das
geistliche Oberhaupt aller an Mohammed Glaubenden, genöthigt,
selbstdenWiderstand ihm unterlhanerGläubigengegenneueGe-
bietsforderung christlicher Slaven zu brechen und den so gesäu-
bertenislamischenBoden den Christen abzutreten. Amsiebenund-
zwanzigstenNovember1880ziehendieTschernagorzenindieihnen
von den Türken geöffnete Hafenstadt ein. Wo einst Byzanz, dann
Venedigund seit drei Iahrhunderten der Sultan-Khalifgeherrscht
hatte, funkelt über dem rothen Feld, in dem Montenegros Doppcl-
adler die Silberschwingen spreitet, im Sonnenlicht nun das gol-
dene Kreuz, die goldene Krone des freien Christenfürsten.
Nikizas.DeristjetztneununddreißigIahrealt,sitztvierLustren
lang auf dem Fürstenthron: wird aber von den Landsleuten noch
immer wie ein Heldenjüngling gehätschelt. Der, heißts, hilft uns
sicher aus derArmuth und Enge; kann derTschernagora, der die
Venezianer den lateinischenNamen gaben, eines Tages noch wer-
den, was im vierzehnten Iahrhundert StephanDuschan, der Zar
aller Serben und Griechen, der südslavischen Hoffnung war. Hat
er nicht schon viel erreicht? In Paris, als blutjunger Student
der Kriegswissenschaft, die Gunst Louis Napoleons gewonnen,
die ihm nützlich wurde, als der Einundzwanzigjährige den Auf.
stand des herzegowzischen Schmiedes Lukas Wukalowitsch unter-

stützt hatte, vonOmers Uebermacht aber gezwungen worden war, vor Europens Thronen um glimpfliche Friedensvermittlung zu bitten. Er hat das Bündniß der beiden Serbenreiche durch den Entschluß ermöglicht, sein Heer und sich selbstunterdenOberbefehl MichaelsObrenowitsch, des kühnenFürsten vonSerbien.zu stellen und, wenn das Einigungwerk dieses Opfer fordere, seine Krone Michael, der die Serbenerde von der Schmach türkisch er Zwingburgen befreit hatte, zu überlassen. Im Dupapaß, bei Antivari und Dulcigno hat er das Osmanenheer besiegt. Das Säkularsehnen seines Volkes nach dem offenen Meer endlich gestillt. Und in Petersburg den (unter Milan sacht verbleichenden) Glanz des Hauses Obrenowitsch überstrahlt.Für zwanzig Iahre, eine im Völkerleben kurze Zeitspanne, ists genug. Kann diesem Nikola nicht viel mehr noch gelingen? Nicht im Mannesalter die Serbeneinung, von der seineIugend träumte? Der Südslavenlegende wird der stattliche, muthige Fürst schnell zum Heros und Hort des ins Unermeßliche schweifenden Großmachtwahnes; undNikola weiß sich schlau auf den wärmsten Pfühl des Nationalvertrauens zu betten. Ein Volk, dessen Kopfzahl noch nicht die Viertelmillion erreicht, ein Heer von fünfzigtausend feld dienstfähigen Leuten: damit ist derAnspruch auf haltbaren Heldenruhm heute nichtleichtzu erkämpfen. Nikolas Zufallssiege im Kampf gegen Mukhtar undSuleiman Pascha sichern ihn nicht. Dem Sinnenden hilft eine Familienerinnerung. War sein Großohm nicht, der zweite Peter Petro« witsch Njegos, als Nationaldichter berühmt ?Er hat die Berge und dasFreiheitsehnen,denMuthundStammesstolzdertschernagorzischen Serben besungen; in Drama und Volkslied sich, einBischof der OrthodorenKirche,vcrsucht. DiesemVorbild strebt Nikola nach. Im Paris des Zweiten Kaiserreiches hat er ins Literatenhandwerk hineingeblickt und seinem Patrioteneifer kann in der Sprache der Mitutinowitsch und Raditschewitsch ein klangvoller Vers, eine wirksame Strophe nicht unerreichbar sein. Er wagts;sein Lied grüß t das Meer, über dessen Bucht endlich nun die weiß gekreuzte roth e Standarte imMorgenwind flattert, grüßt das Gebirg,überdessen Kämme der Weg in Großserbiens Zukunft führt. Er giebt dem LandedieNationalhymne und dasNationaldrama.Held undSänger.Ein Balkan-Bj örnson; und ein gekrönter, der nicht zu fürchtcn braucht,durch dasSchauspiel geschäftlicherTüchtigkeit seinenNim-

bus zu schmälern. Wenn er seine Hausmacht mehrt, dient, er ja nur
dem Vaterland. Ists etwa nichthohenLobeswerth.daß erdas fest
verriegelteHerzAlexandersdesDrittenerobert,derihnlautseinen
besten(nicht,wie allzu wörtliche,denSinnentstellendeUebersetzung
behauptet, seinen -einzigen") Freund nennt? Nicht ungemein
schlau, daß er sich ganz als Geschöpf und dankbaren Bewunderer
Rußlands giebt,seitMilan Obrenowitsch sich dem Oesterreich An-
drassyszugewandthat?DieslavischeVormachtschienunüberwind-
lich undAlexander derZar vonEuropa.AufMilan,den geistreichen
L5ldrian,ist für die Erledigung nüchterner Geschäfte nicht zu rech-
nen. Nikola lernt ihn allmählich hassen; freut sich des Eheskandals
iinbelgraderKonak,desHaderszwischenVaterundSohn undhofft,
alsAlexander mit seiner Draga derDynastie das Grab schaufelt,
zur Rettung aus gefährlicher Wirrniß berufen zu werden. Der
selbe Mann, der gesagt hat, er sei, wenn die Einung der Serben-
staaten dadurch beschleunigt werde, bereit, zu Gunsten Michaels
Obrenowitsch auf das Regenlenrecht zu verzichten, trachtet jetzt
nach der Doppelkrone der Obrenowitsch und Njegos; und gilt,
noch immer, im Südslavenbereich als der neue Duschan, den der
Gott allerRechtgläubigen für das große Werk der Serbensamm-
lung auserwählt habe. Mit bedächtiger Kaufmannsklugheit hat
der fürstliche Barde feinem Gott das Wunder zu erleichtern, der
Vorsehung die günstige Konjunktur zu schaffen versucht. Milena,
die Tochter des verarmten Wojwoden Wukotitsch, hat ihm zehn
Kinder geboren. Solcher Segen muß dem Vater, dem Vaterland
zinsen. PrinzejsinZorka wird dem serbischenThronprätendenten
Peter Karageorgewitsch, Miliza dem russischen Großfürsten Peter
Nikolajewitsch,StanademHerzogGeorgvonLeuchtenberg,Helene
gar dem italischen Kronprinzen Victor Emanuel vermählt; Prinz
Mirko holt sich aus dem Haus Obrenowitsch die Ehegefährtin und
nur Danilo, der Erbprinz, muß sich in glanzloser Gattung mit
der Strelitzerin Iutta bescheiden. Nikola hat starke Trümpfe in
feinem Spiel: Rußland, die Slavenstimmung, Italiens Beistand.
Wird ihm einst dieNachfolgeAlexandersObrenowitsch angeboten,
dann widerspricht gewiß keine Macht. Keine? Hier war in Niko«
las Spielberechnung ein Fehler. Oesterreich-Ungarn hatte mit
derOmladina,den serbischenIugendvereinen,die in demFürsten
der Tschernagora den Messias sahen, zu viel Aerger erlebt, um

wünschen zu können, daß Nikola in Cetinje und Belgrad herrsche und die Attraktion des großserbischen Gedankens noch mehre. Auf dem Westbalkan, also in Oesterreichs nächster Interessensphäre, ein den Russen blind ergebener Fürst,an Albaniens Grenze der zwiefach gekrönte Schwiegervater eines Königs von Italien.'weder in Wien noch in Budapest durfte mans dulden. Die panserbische Agitation gegen Habsburgs Herrschaft wäre gestärkt, Italiens Drang nachAlbanien begünstigt, die Annexion der in Reichstadt und Berlin dem Kaiser Franz Joseph zugesagten Balkan-Provinzen um einBeträchtliches erschwertworden. ObGoluchowsli den belgrader Verschwörern gewinkt, ob ihrem Hirn ohne Mahnung dieNothwendigkeit derStunde eingeleuchtet hat: als, nach der Ermordung Alexanders, die Skupschtina einen neuen König küren sollte, fiel keine Stimme auf Nikola, keine auf seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten Sohn Mirko. Peter Karageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hochmüthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.
Die Hoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem Sechziger nahte baldneueEnttäuschung. Unser Herr, wisperts seit 1903 um den SchwarzenBerg, ist also nicht, wie wir stets glaubten, der von allen serbischen Brüdern ersehnte Nationalheld? In traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit frechem Spötterblick die Iungen; -Euer Nikiza ist längst tot, der in hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serbeneinheit übers Gebirg tragen sollte, flügellahm geworden. Seht ihn genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubel, Ibsens Irene. (Denn wir sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und haben schrecklich viel gelesen.) Im Lied hat er Freiheit verheißen: und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblut dampfte, in Hundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Verfassung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt.Auf derBretterbühne wies erdas Ziel der Serbeneinheit, die Erlösung von fremdem Ioch: in der Wirklichkeit wurde er, seit dieIapaner denpetersburgerPatronaufsHaupt schlugen, schwach und ängst-

lich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slavenfeinde zu schmuggeln und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zurAnnexipnBosniensundderHerzegowinaausnützte, für die Serbensache nicht einmal sy viel wie Georg Karageorgewitsch und die Hohe Excellenz Iswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälter Dutzend-Verse; einBaumeister, derLuftschlösserohnefesteGrundmauervors Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den Schwindel scheut; ein Greifender, dem vor der Iugend graut." So schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser. Hats Nikola dennoch gehört? Er ist, feit die radikale Sprudeljugend ihn zu den Mumien geworfen hat, wieder recht lebendig geworden; und einSouverain, derNationalbarde undOberleiter des Regirungblattes Qlas OnoMi-ca ist, vermag für seinenRuhm Mancherleizuthun.RnterNikolasRegirung ist die UnabhängigkeitMontenegros von denGroßmächten besiegelt, sind dem Bergfürstenthum zweiHäfen gewährt worden.. Nur Lügner können behaupten, die bosnische Krisis habe denTschernagorzen keinen Ertrag gebracht. AntivariundDulcignogchörenihnenerstjetzlganz: im neunundzwanzigstenArtikel des Berliner Vertrages ward die Bestimmung gestrichen, die den Oesterreichern die Seepolizei in diesen Häfen zuwies und Montenegro hinderte, dort Kriegsschiffe zu halten. Gcnügts noch nicht? Aus Iwans Bergkloster ist die Residenzstadt eines christlichen Königreiches geworden. Freilich: dem Volk wird der Firniß nicht nützen. Die Tschernagorzen sind arme Leute, die sich, Mann und Weib, schinden müssen, um ihr Leben zu fristen, und in Schaaren, sobald sich eine Gelegenheit bietet, dem Karst und Schiefer ihrer Heimath in die Nene Welt entlaufen. DieSleuerfron kann imKönigreich nicht geringer werden. Nikola aber darf sich im Glanze spiegeln. Wer sagt nun noch, Danilos Nesse habe in fünfzigjähriger Herrschaft nichts Greifbares erlangt? Schwiegervater derKönige vonItalicn undSerbien, Oheim des Zaren, dcsscnGeisterglaubenMiliza klug nährt, in dcrHofburg fast nun so gut angeschrieben wieinZarekojcSelo; und das Wichtigste: selbst fortan von Gottes Gnaden ein Zar. Seit dcmachtundzwanzigstenAugustustagdcsIahres191l). Goldene Hochzeit undAufstieg in den Königsiang. VictorEmanucl komintmit Elena,ZarFcrdinand mitdem KronprinzenBoris, ausBelgradZorkasSohnundTochter, ausPctcrsburg dergroß-

fürstsiche Eidam, aus KonstantinopelHussein Hilmi Pascha. Nie
sah Cetinje solchen Glanz. Jeder merkt jetzt, daß Nikoln nicht nur
scherzte, als er die Klage, dem Fürstenthum bringe der Export
nicht ausreichenden Ertrag, mit dem Triumphgeschrei stumpfte:
«Hat der Export meiner Töchter uns etwa nicht genützt?" Nur
seinAeltester, dessenEhemitder norddeutschen, im Bergland ver^'
lästerten Prinzessin fruchtlos geblieben ist, bereitet ihm Gram.
Mirko, der im Schoß einer echten Serbin einen kräftigen Knaben
gezeugtund sich in jederFährniß zu dem großserbischen Gedanken
bekannt hat, ist des Volkes Liebling; ihm könnte, wenn Danilo
sich in stillen Verzicht duckt, die Einung der beiden Serbenstaa-
ten gelingen, die dem noch vom Türkenjoch bedrohten Halb-
vasallen versagt blieb. Als Mirko den Sohn, den Natalie Kon«
stantinowitsch, eine Großnichte des Königs Milan, ihm geboren
hatj am Fenster des Konaks froh der Menge zeigte, rief er: «In
dieses Kindes Adern mischt das Blut derNjegos sich dem der
Obrenowitsch!" Die Völkersuchen einander;möchtenvonderMo-
rawa bis an die Adria in Reichseinheit leben. Schon aber ist die
Stimmung getrübt, die dem nach Belgrad heimkehrenden Peter
jauchzenden Gruß vom Schwiegervater eintrug. Zorka starb; und
derWitwer hockt wie eine krankeEuleimDunkel. Wähntcr, unter
seiner von Mördern eingehandelten Krone, sich über den Petros
witsch erhaben, dessenAhnen schon Wladikas waren, als die Väter
des Schwarzen Georg noch imTürkenjochSchweinehüteten? Die
Schicksalsfrage, welche der beiden Regentenfamilien die Serben-
einheit stiften werde, führt in den agramer Bombenprozeß. Der
SetzerRaikowitsch hat,im Oktober 1907, aus dem Königreich Bom-
ben nach Cetinje gebracht, sich, vorNikolasMinister, selbst ange-
klagtund seine Mitschuldigen verrathen. Auf den Fürsten wars ab-
gesehen; und ihm Nahe, Verwandte, sein Schwager Gardafche<
witsch, fein Neffe Radowitsch, hatten sich dem Komplot verlobt.
So hieß es; und als der Kronzeuge Nastitsch ausgesagt und das
dichteGesträhn der in Belgrad geknüpftenFäden beleuchtet hatte,
wollteNikola dieWuth nicht längerzügeln. Sechs Todesurtheile;
ungeheuerlicheFrciheitstrafen. (Daß kein zum Tod oderzu langer
HaftVerurtheilter schuldig war, scheint heute sicher.) Derserbifche
Geschäststrägerreistab.ImnächstenHerbst:neuesKomplot;dies-
mal an der Sandschakgrenze. Von Oesterreich oder von Serbien

angezettelt? Einerlei. ElfTodesurtheile; fünfwerden hastig voll-
streckt. Banden toben durch Belgrads Straßen und fluchen dem
FürstenNikola;demHenkerder Unschuld. Dersoll fichjemalsdem
Schwiegersohn Peter verbünden? Undenkbar. Noch am Krönung-
tag. Zwei Iahre danach ruft König Nikola zum Kreuzzug: und
Serben und Montenegriner marschiren einträchtig gegen die Tür-
kentruppen. Iswolskijs Balkanbund ist Ereigniß geworden.
Das Unwahrscheinliche. Wie in fast jeder Stunde wichtigen
Weltgeschehens. Weil für und wider das Wahrscheinliche alle
Nachbarn und Sippen gerüstet sind, muß, wer Großes erlangen
will, am rechten Tag vom Himmelsfirst Waffen und Werkzeuge
herunterholen, auf deren Anwendung ringsum Niemand vor-
bereitet ist (und deren bloßer Anblick die Pfründner der Wilhelm-
straße aus ihrer Eierfibelvorstellung schleudert). Der Kampf um
die Elbherzogthümer als Etape auf dem Weg nach Königgraetz,
die Emser Depesche, Kitcheners Ingenieurzug in den Sudan, die
nächtige Vernichtung des unter Makarows Admiralflagge Port
Arthur schirmenden Geschwaders, EduardsjäheHingabedesseit
Nelsons Zeit ängstlich bewachten Scherifenreiches, der Bund der
BaIkantetrarchen:sowirdsgemacht.Sonurkannsgemachtwerden;
und der an ihm Wahrscheinliches geleimte Blickdes Knirpses trügt
dann stets, wie Louis Napoleons, der auf Oesterreichs, Plehwes,
der aufRußlands, Kiderlens, der auf Mohammeds Sieg schwor.
FalscherWeichenstellung folgt die Entgleisung. Auch derSänger
der «Balkanska Zariza" weiß davon ein Lied. Seine Iugend sah
Oesterreich aus Deutschland in den Orient, sein Alter Rußland aus
Ostasien nach Europazurückkehren. Iung und alt aber hat er geirrt.
Da er aufAlexander wie auf denHeiland hoffte; dann in den Wahn
schlüpfte, Oesterreich-Ungarn werde, weil Aehrenthal dem greisen
Haupt die Königsthrone gönnt, morgen ein den über die Adria schie-
lenden Italienern verbündetes Großserbien begünstigen; endlich
denGenossen und deren müdem Patron zutraute, daß sie ihm in das
denTschernagorzen schon imFrieden von San Stefano zugesagte
Skutari, dasSkodra der Illyrer, helfen können und wollen. Ihm
leuchtet, nur ihm, in diesem Kriege kein Stern. Peters Brut sonnt
sich im Ruhm von Kumanowo, Bulgaren und Griechen rennen
durch Strahlenthore: nur Nikola erreicht sein Ziel nicht und muß
mit kleiner Beute heimschleichen. Der Siebenziger hat seinLeben
nicht geschont, sein Völkchen hat zwei Drittel der mannbaren Iu-

gend sicheremTod entgegengeschickt: um nichts; um Hekuba.An dem
Tag, da das putzigste Angstkind deutschen Diplomatenkummers
dem vom CaesarAugustus Scherl beherrschten Erdkreis kündete,
-Montenegro tanze den Großmächten einfach auf der Nase her.
um" und damit sei «der vollkommene Bankerot des europäischen
Konzerts bewiesen" (neben, scheint mir,derThatsache, daß Wipp-
chen nicht nur in Witzblättern lebt), hatte Danilos armer Neffe
vondenkonzertirenden Großmächten gehört, daß ersich umSkutari
nicht länger bemühen dürfe. Südslave: also, im guten Sinn und
im schlimmen, Phantast; grausam, rachfüchtig, ohne nüchternes
Augenmaß. Aber, mit kindischen, pfäffischen, komoediantischen
Zügen, ein Held; und eines Heldenvolkes König. Darf man die
Montenegriner schmähen, weil sie zu Abertausenden sich einer
nationalen Sehnsucht opferten, die der kühl wägende Philister
früh als unstillbar erkannte? Weil die muthigsten Bergsprossen den
Handel, die Ausbeutung des Tabakmonopols, des Schiffahrt-
und Eisenbahngeschäftes eingewanderten Italienern überließen
und besitzlose Krieger bleiben wollten? Hinter der Schaar des
Leonidas, die mit ihren Leibern dem Perserheer das Quellenthor
sperrte, neben den tapfersten Polen und Tirolern wird auch sie
K!io nennen. Der Ephialtes, der sie überwand, kam nicht vom
MalischenBusen; kam,mit leichtem Gepäck, aus Downing Street.
Wenn dasAuge des greisen Falken bricht und in sein letztes Ge-
stöhn über die Schwachheit des Gossudars die Schlachthymne des
Franziskaners Fishta hineintönt, der gegen die Slavenhorden,
gegen Rußland und dessen Schweißhund vom Schwarzen Berg
den Albanesenzorn aufruft, wenn vom Stamm des Njegos Pe-
trowitsch krachend die Krone stürzt, mag, einmal noch, Fürst und
Volk die Erkenntniß einen, daß ihres Traumes funkelnder Kahn
am Riff des härtesten Willens, anglischen, zerschellen mußte.

Der Sieger.

Am zwölften Sitzungtag des Berliner Kongresses ließ Meh-
med Ali ins Protokoll aufnehmen, die Otmanenregirung meine,
das Gebiet Montenegros dürfe zwar durch Bezirke vergrößert
werden, deren Bewohner dem selben Volksstamm und in ihrer
Mehrheit auch dem selben Glauben angehören, könne nur nach
ungerechtem Spruch abcrKreiseumfassen,diemusulmanischeroder
katholischer Albaner Heimath undWohnstatt sind. Seine Schütz-

lingc haben ihn, der zwischen den beiden Völkern den Grenzstrich
ziehen sollte, beiDiakowa gemartert, gemordet. Bald danach ent-
stand, mit türkischer Hilse (Abd ul Hamid mißtraute den Alba-
nern weniger als irgendeiner anderenNa'tion),derGeheimbund,
dessen Komitees von Skutari, Prizren, Argyrokastron aus die
Tfchernagorzen, Serben, Griechen lauernd bewachten. Nie ward
Ruhe. Nie hörten die zwei Scrbenvölker auf, nach Albanien als
nach einem ihnengebührendenErbthcilzu blicken. Seit dem Iahr
6W hatten sie dieses Land besiedelt; unter ihrem Zaren Wladi-
mir die Avaren besiegt, die Dalmatineralp überschritten und von
Fstrien bis Durazzo geherrscht. Stephan Duschan hat sich den
KaiservonSlavonien undAlbanien genannt. IhrletzterZar erst,
Lazar Grbljanowitsch, hat auf dem Amselfeld, am Ausgang des
vierzehntcnIahrhunderts, mitdem LebendasKüstenland an den
Türkensultan verloren. Tief eingewurzelt ist jedem Serbenherzen
dcrWilnsch,dietzeimathder„Verstthenden"(Schkipetarcn)zurück
zu erobern.Man cher dachte.dieTheilung könne denHerrcninWicn
und Budapest willkommen sein: weil sie, erstens, dieOstflanke der
Adriu für immer derRömergier entzöge und, zweitens, die Eifer-
sucht der HäuserNjegos undKarageorgewitsch wach hielte. Zwei
serbische Königreiche sind den Habsburgern bequemere Nach barn,
als ein in Großmacht erstarktes ihrwäre.Albanien denAlbanern?
Das fordern dieItaliener;undFreiherrvonChlumeckywittert hin-
ter diesem Worlmantel böse Absicht. Ietzt sind wir, nach endloser
Rassenfehde undblutigemKrieg.wiederbeiMehmedsRezept an-
gelangt. Hören aus dem Oesterreich Berchtolds täglich die Losung:
Albanien den Albanern; Unverständige auch staunend dieBetheu-
erung,daßRomundWieninderErkenntniß dieserNothwendigkeit
einesSinnessind.Warumnicht?SerbienkommtansMeerunder-
hält, ohne Kostenaufwand, eine von den Großmächten kontrolirte
und säuberlich neutralisirte Eisenbahn, auf der es seine Produkte
aus-, Waffen und Munition einführen kann. Daß Montenegro
mit Brocken abgefunden wird, verarmtund verblutet, mag Nikolas
Schwiegersohn schmerzen: Paßt aberindenStaatskramGiolittis.
Nach dem SiegüberdieTürkenwarKarageorgewitsch demNjegos
nicht zu unterjochen. Albanien ein austro-italisches Schleswig-
Holstein, neben Franz Ferdinands Monarchie ein Großserbien,
das, Kö nigreich oderRepublik, Serben und Kroaten vom schwarz-
gelben Banner weglockt, in Attraktion und Stoßgewalt unwider-

stehlich wird: da ware die für den Nimbus und für die Balkan-
position Oesterreich-Ungarns schädlichste Schlichtung des Herr-
schaftstreites. Darf ein italischerPatriot zögern, sie imweiten Hör-
bereich mit begeistertem, begeisterndem Wort zu empfehlen?
Die Nebel sinken. Und derBlödeste müßte nun, endlich, mer-
ken,was geschehen ist; welches Geschehen von den unthätig schei-
nenden Häuptern Europas abgewartet wurde. Als Weltenrichter
spricht Sir Edward Grey. Hoher Zuversicht und tiefen Dankes
voll. Noch dankbarer ist Kollege Asquith; allen Mächten, die in
Geduld, Demuth,Opferbereitschaft der weisen Leitung Britanias
gefolgt sind und das mit dem Glück der Menschheit befrachtete
Schiff vom londoner Lotsen durch Klippen, überUntiefen hinweg
steuern ließen. Wer hatte zu Dankbarkeit je triftigeren Grund?
Offenbar ward, der Christenheit, dem Islam, den Hindu, Bud-
dhisten, Shintoisten, daß die stärkste Westmacht die Geschicke des
Erdballes lenkt; daß ihrer Office, wie einem Delphoi, die Rath-
sucher zuströmen; daß sie Mohammeds Reich vernichten und in
neuesLebenretten konnte,aushungern und nähren kann.Offenbar,
daß sie ihre Freunde reichlich (kostenlos: Mongolei) zu belohnen,
die ihr Verfeindeten in Sanftmuthzu bändigen vermag. IhrWille
gebietet, wie weit in Südost derSlavenwall sich strecken,nach wel-
chemBeutestückHellas greifen,was vomAlbanerland ohneFremd-
herrn bleiben darf. Wenigcr, als Wien im Winter wollte? Rüh-
met drum das neueZcugniß geduldigerOpferbereitschaft. Oester-
reich hat eine Milliarde verthan, feine ostwärts weisende Zukunft
bestattet, sieht hinter den Grenzpfählen fünf Mächte, die sämmtlich,
Rußland, Rumänien, Serbien, Montcnegro, Italien, auf seine
Kosten Gewinn säckeln könnten; nndmuß sich bekennen, daß esvon
der Verlustminderung keinBruchtheilchen dem Bundesgenossen,
jedesdemGegenconcernverdankt,deres lange zwar derPeinüber-
ließ, dochzumürberNachgiebigkeitin Gnade sich Niederneigte.Wie
wärs geworden, wenn Deutschland, schon im Herbst oder noch im
Lenz, mit ganzer Kraft für des Genossen Lebensinteresse, das im
verhängnißvollsten Sinn germanische, eingetreten wäre, nicht zu
bedächtigerAbwehrnur, sondern, wenns sein mußte, zu stürmen-
dem Angriff? Das Deutsche Reich hat von England, Frankreich,
Rußland denDank innig beglückterHerzen verdient.InEinfalthalf
es bereiten, was werden sollte. Und wahrte so, wieder, denFrieden.

Oesterreichische Offizierballade.
WMach dem Kampf mit den wilden Banden
IZWV Unten in der Kriwoscie,
Sah man viel Krüppel in Vesterreichs Landen,
Armstumpf, Stelzbein und Humpelknie.
Da hat Lins das Volk verdrossen:
„Sind denn die Äugeln so wählerisch?
Nur das Volk war zu Krüppeln geschossen;
Der Offizier blieb heil und frisch!
Aber noch schlimmer als Kugeln sind Messer!
Wen ihre Kugel zu Boden warf,
Den verstümmeln die Pilaffresser
Mit ihren Messern; und die find scharf!
warum blos unsere braven Soldaten,
Nie Bffizicre?" Mich kränkt dies „warum?"
Und so will ichs Luch gern verrathen,
Denn ich weiß, die Scham macht Euch stumm.
Hört denn: die wiener Herren wußten,
Diesmal gilts nicht die offene Schlacht,
Die unsere Truppen bestehen mußten: ,
Diesmal wird es ganz anders gemacht
Grausamer Blutdurst ist zu erwarten,
Auf den verwundeten stürzt sich die Gier,
Und was feiner für Grüuel harrten,
Das zu schildern, erlaßt Ihr mir.
Der Bsfizier, der mag selber entscheiden,
<Z)b ihm der Tod nicht lieber sei,
Als den Schimpf der Entmannung zu leiden
Durch das Messer der Barbarei,
will er verstümmelt nicht weiterleben
(Also beschloffen die Herren in Wien)
Sei ihm die Hilfe gleich mitgegeben
In einer sicheren Pille Strychnin.
Nun überlegt: Sich verwundet zu wissen
Und in dem Schmerz und sickerndem Blut
Noch die Pille suchen zu müssen,
Dazu brauchts wahrhaften Heldenmuth.
Stellt Luchs nur vorl von all den Braven
Kam nicht Einer als Krüppel zurück.
Mögen sie ruhig den Heldentod schlafen!
Seht Ihr: Ihr schweigt! Stumm senkt Ihr den Blick . . .

Prag.
Hugo Salus.

Selbstanzeigen.
Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung. Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig.

Nicht leicht wird man heute eine Abhandlung aus dem Gebiete selbst der beschreibenden und durchaus nicht spekulativen Psychologie lesen, ohne letzten Endes auf ein Problem zu stoßen, das in mannichsacher Formulirung und in noch mannichfacheren Lösungen, am Kürzesten etwa als das von „Form" und „Stoff" des Bewußtseins bezeichnet, sich einstellt. Gewisse Thatsachen des Bewußtseins sind nämlich dem Subjekt in einer unmittelbaren, gleichsam naiven Weise gegenwärtig oder, wie Andere behaupten, müssen wenigstens als in solcher Art ehemals gegenwärtig erschlossen werden; andere Thatsachen tragen deutlich das Gepräge mehr oder minder intensiver psychischer Verarbeitung an sich. Um von den vielen Gestaltungen dieses Problems eine ganz deutliche als Beispiel vorzuführen, sei Harald HSssding („Der menschliche Gedanke, seine Formen und seine Aufgaben") citirt. Er unterscheidet das „unwillkürliche Seelenleben in seiner unmittelbaren Entfaltung" als einen „Strom, ein Hingleiten mannichfacher Erlebnisse", wobei sich das Ich nur aufnehmend verhält, und als zweite Gruppe der psychischen Erlebnisse das ^,Nachdenken" mit dem Kennzeichen, daß es ein zeitlich vorausgehendes unmittelbares Erlebniß voraussetzt, charakterisirt durch unsere Aktivität, durch Zerlegung, Vergleich, Isolirung und Synthese des dargebotenen Bewußtseinsmaterials. Die genaue Abgrenzung zwischen diesen beiden Bereichen des Spontanen und der Rezeptivität ist es, die in jeder psychologischen Arbeit, selbst dann, wenn sie, wie der vorliegende Versuch, jeder erkenntnißtheoretischen und ontologischen Frage geflissentlich ausweicht, aus dem Gebiet der reinen Deskriptive unwiderstehlich in das der Theorien und Zusammenfassungen drängt; können ja selbst die entschlossensten Anhänger der empirischen Richtung, sobald sie nur von der Aufspeicherung ihrer Versuchsreihen zu einer Deutung und Werthung übergehen, dieses Problem nicht vermeiden. Die Gegensätze nun, die dieses Problem in den mit ihm beschäftigten Köpfen hervorbringt, sind in unseren Tagen schroffer als je geworden, was um so folgenschwerer ist, als die Frage selten um ihrer selbst willen, sondern meist in Verbindung mit ihren Derivaten, dem Erkenntnißproblem und dem ethischen Problem, und in Absicht auf diese aufgeworfen und behandelt wurde. Wir finden, daß auf der einen Seite (Neu-Kantianer) das unmittelbare Erlebniß, das „Gegebene", nur insofern für wesentlich, für erkennbar gehalten wird, als es in die Formen des menschlichen Denkens bereits eingegangen ist, Ordnung und Destillation in Merkmale und Gesetze erfahren hat; während die andere Partei, die „den Reichthum der menschlichen Natur liebt" (James), das Analysiren als überflüssig, wo nicht als schädlich ansieht und mit Bergson erklärt, daß eine Srkenntniß nicht durch Thesis und Antithesis der Begriffe, sondern

nur durch „Intuition", durch Eintauchen in den ungegliederten unmittelbaren Strom des Bewußtseins möglich werde.

Auf beiden Seiten wird eifrig in den angegebenen Richtlinien, eigentlich ohne Rücksicht auf die ganz entgegenstehende Werthung der Gegner, gearbeitet und man hat allen Grund, die Liebe und Ueberzeugung zu bewundern, mit der Systeme ausgefeilt werden, deren Grundlagen durch so gewichtige Argumente sich bedroht fühlen könnten. Um so lebhafter ist die Diskussion auf dem mittleren Gebiete der theilnehmenden Literaten, denkenden Laien und populären Darsteller geworden, hier ist es natürlich nicht das deskriptive Problem, sondern fast ausschließlich seine ethische und erkenntnißtheoretische Fassung, welche die Gemüther aufregt. Dadurch erhält die Debatte eine affektive Betonung, sie wird zur Herzenssache und Das äußert sich, wie vorhergesehen kann, in einer womöglich noch entschiedeneren Unterstreichung der Gegensätze. Die Freunde der Analyse wollen nun gar nichts mehr von dein dumpfen verschwimmenden Trlebniß wissen, ihr Schrei nach Reinlichkeit und lateinischer Klarheit ist zugleich ein Verachtungruf gegen jede halbunbewußte, dämmernde, in sich geduckte Begeisterungwelt. An Uberschätzung der eigenen Porliebe und Ueberschätzung des gegnerischen Standpunktes geben ihnen ab« die „Unmittelbaren" nichts nach; der unparteiische Beobachter wird finden, daß sie in den letzten Iahren merklich aggressiv geworden sind und mit einer gewissen triumvhircnden Selbstzufriedenheit alle Logik, alles Rationalistische für überwunden erklären, daß sie auf eine besonders freudig hervorgehobene Unertlärlichkeit des Leben« als auf den unzerstörbaren Bestand ihres Reiches pochen, einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen „Leben" und „Begriff" für festgestellt halten. Der Sieg in diesem Kampfe, weit man in einem so unorganisirt und mit so wenig wissenschaftlichem Aufwand geführten Disput überhaupt von Sieg sprechen kann, scheint sich denn auch der zweiten Gruppe zuzuneigen. Jedenfalls gewinnt sie stetig und besonders in den höheren geistigen Kreisen an Boden und man kann schon heute sagen, daß sie bei allen nicht ganz Unbefangenen den Rationalismus in Mißkredit gebracht hat, Man wagt kaum mehr, ihn zu vertheidigen. Der tiefere Grund dieser Wendung unseres ganzen Zeitalters zur Mystik mag auf ganz anderem Gebiete, vielleicht auf dem der sozialen Mißstände, in einem Protest der gepeinigten Seele gegen den zunehmenden Materialismus zu suchen sein, im Sinn des gocthischen Wortes etwa: „Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen scheint, hegt und Pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen fort und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen."

Das für jeden Menschenfreund Tröstliche dieser Bewegung läge dann in ihrem Aufschwung, ihrer Energie und man könnte ihr aus diesem Grunde, da sie dem Wesen nach fortreißend sein muß, ihre oft besinnunglose Heftigkeit zu Gut halten. Denn abstrakte Theorien sind es gewiß nicht und dürfen es ja auch nach Ansicht dieser Partei nicht sein, die ihre Anhänzcr auf allen Gebieten zu immer schärferen Attaquen

gegen die Geltung von Begriffen und ruhiger Wissenschaftlichkeit hinreißen. So wird erklärt, daß dem bisherigen Denkbetrieb gerade das einzig Wesentliche, das Fließende der Dinge, entgehe; der Vitalismus bekämpft jede fixirte Formel des Daseins, eine schwärmerische Religiosität verhöhnt jede nüchtern-praktische Motivation des Handelns, die Theosophie erhebt neue geistige Sinne über die körperlichen, die von uns an anderem Ort als „Essaiismus" bezeichnete Art des Schriftthums will die Grenzen zwischen dichterischer und Philosophischer Betrachtungweise verwischen, die Folgerungen für eminente Tagesprobleme wie, zum Beispiel, für die Kunstkritik, die Rassenpolitik, bleiben nicht aus. Ueberall wird das „Echte" in Gestalt des Unkontrolirbaren, Dumpfen, Gefühlten, ahnungvoll Erfaßten dem mühevoll Entwirrten und Auseinandergelegten vorgezogen; ja, das schlichte Erkennenwollen, das Messen und Abwägen bekommt allmählich, obwohl es im Ansturm gegen diese Modeströmung eher einen heroisch-trotzigen Glanz verdiente^ die lächerliche Farbe des Philiströsen und Faden.

Auf dieses Schlachtfeld eines scheinbar fast schon entschiedenen und deshalb um so heftigeren Kampfes sind wir (wenn es nun erlaubt ist, von einer allgemeinen Weltbetrachtung den Gedanken ins Persönliche zurückzuziehen) eigentlich ganz unschuldig und nichts ahnend gerathen. Wir hatten alles Andere eher im Sinn als den gefährlichen Boden der Kontroverse von Verstand und Herz zu- betreten und uns am Ende von der einen Front „Verschrobenheit" und zugleich von der anderen „Seichtheit" zurufen zu lassen. Wir wollten vielmehr in aller Kühle, angeregt durch den speziellen Fall eines terminologischen Streites, das durch Realismus, Nominalismus und Konzevtualismus seit alter Zeit genugsam verwirrte, aber noch nicht aufgelöste Räthfel des Allgemeinen, des Begriffes uns klar machen und unsere Absicht war zunächst nur: die logischen Funktionen des Begriffes zu verstehen. In der Folge schieden wir hiervon möglichst scharf das psychologische Begriffscrlebniß und waren darauf bedacht, im weiteren Fortgang unserer Arbeit, so oft sich auch die Verlockung dazu einstellte, niemals aus einem logisch konstruktiven Postulat wie „Dies muß ein Begriff leisten, um Begriff zu sein" abzuleiten, daß der Begriff wirklich in der gewünschten Art erlebt werde; sondern wir suchten jedesmal dem faktisch Beobachtbaren nur durch Beobachtung nahzukommen, B:i gewissenhaftem Einhalten dieser Abgrenzung (wie sie sich uns vorbildlich in den Werken Brentanos und Marths bot) vollzog sich nun der Eintritt unserer Beobachtung in das große Gebiet der psychischen Bewußtseinszustände und es zeigte sich unaufhaltsam, daß der Begriff, wie wir von ihm in seiner wissenschaftlich prägnanten Form ausgegangen waren, nur die Spitze einer Pyramide war, deren breite Basis tief im Reich der anschaulichen, ja, der halbunbewußten Vorstellungen ruhte. Wir erkannten im Begriff bald die oberste Klasse jener seelischen Verarbeitungen, die das „Gegebene" modifiziren, und es scheint uns, als hätten wir mit ziemlicher Vollständigkeit die Gesammtheit der Mittelglieder aufgedeckt, die zwischen ihm und dem Rohstoff der Anschauung liegen.

Einen nicht zu vernachlässigenden Einschnitt in dieser Reihe mußten
wir allerdings konstatiren, eine Stelle, an der die sonst so ebenmäßigen
Uebergänge eine gewisse Einkerbung, wenn auch kernen Riß, zeigen;
doch legen wir diese Grenze nicht in die gewohnte Gegend zwischen An-
schauung und Begriff, sondern mitten in das Begriffserlebniß hinein,
zwischen den anschaulichen und den wissenschaftlichen Begriff und
finden zwischen vorbegrifflicher Anschauung und anschaulichem Be-
griff nur den Unterschied von Nuancen. Diese Ansicht beruht auf
unseren Untersuchungen über das vorbegriffliche Erleben, über Gleich-
heiteffekt und Aufmerksamkeit, und wäre namentlich ohne genaue Be-
schreibung und möglichste Weiterverfolgung des „Verschwommenheit-
Phänomens'' unmöglich gewesen, das unserer Arbeit so central liegt,
daß wir in manchem Stadium unserer Ueberlegungen versucht waren,
das Buch als eine „Monographie über verschwommene Vorstellungen'
aufzufassen. Wir sind uns wohl bewußt, daß wir gerade auf diesem
Gebiet bedeutenden Forschern in der neueren englischen Philosophie
(Mill, Galton, Huxleh, Romanes), in der jüngsten Theorie (vornehm-
lich Heinrich Gomperz und Cornelius) und Experimentalpshchologie
(Mertheimer, die Külpe-Schule) zu großem Dank verpflichtet sind. Wir
möchten diesen Dank am Liebsten dadurch abtragen, daß wir eine
Spanne auf ihrem Weg zur Erkenntniß weiterschreiten. Hierbei dürf-
ten wir dadurch, daß wir auch der Erklärung des „Nennens", der „Re-
lationen", der „Gestaltqualitäten" und der „Gedanken" die von uns
weiterausgebildete Theorie der „verschwommenen Vorstellungen" zu
Grunde legen, die Einsicht in den Zusammenhang der dargestellten Er-
scheinungen gefördert, ja, vielleicht die letzte Lücke, die bisher die Reihe
zwischen Anschauung und Begriff noch unterbrach, geschlossen haben.

Dr. M a x B r o d und Dr. F e l i x W e l t s ch.

«LS

Die Königskerze. G. K. Sarasin in Leipzig.

„Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht
auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und
ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen." Die Wahrheit die-
ses Goethe-Wortes, das wir in „Dichtung und Wahrheit" finden, wo
Goethe über den Lebensgehalt spricht, der durch Friedrich den Großen
und seine Thoten in die deutsche Poesie gekommen, hat mir lange als
Neigung zur Persönlichkeit des großen Preußenkönigs und als Sinn
für die Energien der Volksseele gebunden und unbewußt im Blut ge-
legen, bis sie mich schließlich als innere Gewalt gegen den Strom der
Zeit zu der versandeten, von der „Moderne" geschmähten, verachteten
und gemiedenen Küste der historischen und nationalen Dichtung trieb.
Zum freundlichen Leitstern wurde mir das Goethe-Wort erst, als ich
das Werk angriff, als ich es überschaute in seiner Schwierigkeit und
Bedeutsamkeit und meine Kraft und Lust darüber wachsen fühlte. Und
so bekenne ich hier offen, daß ich mit diesem Roman nicht mehr und
nicht weniger bieten will als den Grund- und Eckstein einer frideri-
zianischen, einer nationalen Epopöe, wie sie nach Goethes Urtheil jede

Ration, wenn sie für irgendetwas gelten will, besitzen muß. Die Dichtung entfaltet sich aus dem Verhältniß des Kronprinzen zu der sechzehnjährigen Dorothea Ritter in Potsdam, die den Prinzen durch ihre Schönheit und ihre musikalischen Talente bezauberte und die für ein paar flüchtige Liebesstunden ein Leben voll Leid erntete. Diesem Roman wird ein zweiter folgen, dessen Hauptnerv die leidenschaftliche Neigung des Kronprinzen zu der Schloßfrau von Tamsel ist. Das dritte Buch führt uns dann nach Rheinsberg und rankt sich um das Doppel-Verhältnis Friedrichs zu seiner Gemahlin und der schönen Sabine.
Bergedorf. Paul Schulze-Berghof.
Regirung des brasilianischen Staates Sao Paulo wurde neulich die Absicht zugeschrieben, eine Anleihe zur Stützung des Kaffeemarktes aufzunehmen; 7Vz Millionen ^ sollten es sein. Wie würde sich die internationale Finanzwelt zu solchem Geschäft stellen? And wie steht es um das praktische Ergebnis; der 1908 begonnenen Valorisation ? Finanziell war sie kein Mißerfolg. Die Besitzer der Schuldverschreibungen sind nicht enttäuscht worden. Heute ist nun der Geldmarkt in schlechter Verfassung. Ohne Schaudern erlebt mans, daß der Privatdiskont Gipfel erklettert und der Bankmann wohlwollend die leeren Taschen umkehrt. Die ausgepowerten Staaten aber belagern jeden Geldschrank, als obs um Adrianopel ginge. Wie wird sich ein Handel von der Art des brasilianischen Finanzgeschäftes in diesen Nothstand einfügen? Als 1908 die große Valorisation-Anleihe von 15 Millionen L abgeschlossen wurde, sah man um sie vereint englische, amerikanische, deutsche und französische Bankhäuser. Damals wurde vereinbart, daß die gesammte Valorisation des Kaffees durch die Regirung von Sao Paulo endgiltig abgeschlossen sei. Dieser Staat verpflichtete sich, vor der vollständigen Rückzahlung der Anleihe keine neue Valorisation einzuleiten. Der Mensch denkt und der Kaffeebaum lenkt. Die Anleihe ist bis auf einen Rest von Millionen L getilgt; und von den 8Vs Millionen Sack Kaffee, die damals vom Staat übernommen wurden, sind nur noch 3 Millionen übrig. Aber der Kaffee-Preis sinkt und die Ernteschätzungen steigen. Die Natur hat das Kunstgebäude der Valorisation ins Wanken gebracht. Nun fragt sich, wie die Machthaber mit den neuen Schwierigkeiten fertig werden. Der Preis war 1912 bis auf die höchste Spitze geklettert, die er in der letzten Dekade überhaupt erreicht hat: 72U Pfennig Hamburger Notirung. Seitdem hat er sich auf S7 Pfennig gesenkt; und wahrscheinlich wird er

Sie Zukunft.
noch tiefer sinken, denn der Konsum hat sich, unter dem Einfluß der hohen Preise, eingeschränkt und jetzt erwartet man eine sehr reichliche Ernte. Die hatte 1911/12 rund 12Vs Millionen Sack betragen. Die Regirung hat den Erntesegen zu mindern versucht; sie erließ ein Gesetz, das die Verbrennung mindertperthizer Pflanzen anordnete, em Ausfuhrverbot, ein Verbot neuer Pflanzunganlagen. Dennoch haben Sachkenner sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Zahl der Kaffeebäume nicht ab-, sondern zugenommen hat, und die Regirung von Sao Paulo muß selbst zugeben, daß neue Pflanzungen angelegt worden sind. Die Angabe, 300 Millionen neuer Kaffeebäume seien zu,den,alten Beständen gekommen, berichtigte die Staatsbehörde: es seien nur IN bis 40 Millionen. Trotz allen Verboten wächst also die Produktion.
Man muß von der Taktik der Spekulanten absehen, um den Zusammenhang zwischen dem Kaffeemarkt und der wirtschaftlichen Verfassung Brasiliens richtig zu würdigen. Kämen die Finanzen dieses großen südamerikanischen Reiches in Unordnung und würde seine Kaufkraft geschwächt, dann verlören die europäischen Wirthschaftstaaten eine gute Chance. Der Gesammtwerth des brasilianischen Außenhandels betrug 1912 etwa 138 Millionen L. Vom Export, der sich auf 74,« Millionen L stellte, fielen auf den Kaffee allein Ä6,5. Diese Waare ist also von größter Wichtigkeit für die Einnahmen des Landes; sie sichert ihm einen Ausfuhrüberschuß, der für Staaten von nicht gerade mitteleuropäischer Finanzverfassung eine Lebensfrage ist. Für die stärksten Gebilde des industriellen Zeitalters erweist die Passivität der Händelsbilanz die Kaufkraft des Volkes; in schwächeren Ländern müßte man aus einem solchen Verhältnis; zwischen Aus- und Einfuhr auf wachsende Verschuldung schließen. Deutsches Geld hat die brasilianische Entwickelung mitgefördert, Deutsche Finanzinstitute haben Niederlassungen in Brasilien (Deutsch-Ueberseeische Bank, Brasilianische Bank für Deutschland, Deutsch-Südamerikanische Bank) und Dampfer unter deutscher Flagge' sind in den brasilianischen Häfen zu Haus. Der deutsche Importeur bleibt nur hinter John Bull zurück. Wir müssen deshalb wünschen, daß es dem Kaffesland gut gehe.
Die Valorisation wäre objektiver gewürdigt worden, als sie, bei der Verletzung eines wirtschaftlichen Grundsatzes, verdiente, wenn es keine Spekulanten gäbe. Die waren und sind die Hefe im Sauerteig.
Ob der Kaffeepreis nicht auch ohne den Eingriff der „Valorisation" gestiegen wäre? Unparteiische Leute vom Fach bejahen die Frage. Kaffeeplantagen sind theuer. Auf dem geernteten Produkt liegen also hohe Unkosten. Wären die Pflanzer sich selbst überlassen geblieben, so hätte nur der kleinere Theil des Ertrages den Weg auf den Markt gefunden. Der andere Theil wäre als unnütze Frucht unter den Bäumen verkommen. Ein schmales Ernteergebniß hätte aber den Preis in die Höhe getrieben und ein Regulator hätte gefehlt, weil es keinen disponiblen Vorrath gab. Also sei es vernünftiger, den Ertrag zwischen dem Markt und den Valorisatoren zu theilen, statt ihn zur Hälfte verderben zu lassen?Im Deutschen Reichstag ist gegen die Kaffeevalorisation ge-

spiocheu und ein Eingriff nach dem Muster des amerikanischen gefor-
dert worden. Daß in Nordamerika die Behörde 900 000 Sack Kaffee
verkaufen ließ, hat aber nur den Baissespekulanten Freude bereitet.
Man müßte nicht die Valorisation, sondern die Spekulation bekam-
pfen; denn jeder Preisrückgang schaltet das wichtigste Argument gegen
die brasilianische Unternehmung aus: die Vertheuerung, Da Kaffee
eine Weltwaare ist, kann die deutsche Regirung auf diesem Feld nicht
viel ausrichten; gegen Ausschweifung des Handels ist sie machtlos.
Jede Verbindung deutschen Kapitals mit Südamerika wird miß-
trauisch angesehen. Der deutschen Finanz aber winken da Möglichkei-
ten, die sie nicht Vankees, Engländern oder Franzosen überlassen darf.
In Chile haben die amerikanischen Trustmänner bisher Widerstand
gefunden, weil die europäische Finanz im Geschäftsleben eine breite
Grundlage hat. Der berühmteFarquhar-Trust will Südamerika „fried-
lich erobern". Die Armour 6 Co., die Besitzer der riesigen Schlacht-
häuser in Chicago, und die Packing Companies suchen jedes Stück zur
Viehweide tauglichen Bodens zu erlangen. Die südamerikanischen
Pampas und Chacos sind das Dorado der Viehzüchter. Um Herr in
diesem Paradies zu werden, wendet der Dollarmann seine bewährten
Methoden an. Wer die Schienenwege kontrolirt, hat das Land in der
Tasche. In Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay beherrscht die
nordamerikanische Gruppe Eisenbahnstrecken von 22000 Kilometer
Länge. Das ist etwa der dritte Theil des ganzen Netzes. Wo die Van-
kees nicht sind, ist John Bull. England hat beinahe 400 Millionen L
in den Eisenbahnen des lateinischen Amerika stecken; und der britischen
Industrie bringt solche Verbindung natürlich Nutzen. Zwischen den
amerikanischen Fleischpackeru und den englischen Eisenbahnunierne!)-
mern steht der deutsche Kapitalist und Ansiedler. Daß er Ellbogcn-
freiheit sucht, ist begreiflich. Und die deutsche Finanz fördert seine
Bemühungen, Aber sie kann sich nicht mit der selben Weitherzigkeit
an südamerikanischen Unternehmungen betheiligen,wie der Yankee.
Die Wege des Farquhar-Trusts zu kreuzen, war deutschen Banken em-
pfohlen worden. Die argentinische Regirung wollte ein für den Staat
nicht rentables Stück des Eisenbahnnetzes verkaufen und hatte mit der
Deutschen Bank Unterhandlungen angeknüpft. Daß aus dem Geschäft
nichts wurde, verschuldete, neben anderen Ursachen, die Politik und
der Zustand des Geldmarktes. Der amerikanische Trust hatte dem Ver-
zicht der deutschen Finanz sein Glück in Argentinien zu danken. Die-
ses Land ist aber nicht leicht zu erobern. Die Gesellschaften, die sich dort
angesiedelt haben, sind meist so kräftig, daß der Dollar keine Lücke
findet, durch die er hineinschlüpfen kann. Die Forestal, Timber, Rail-
way Co., die mit den Gerb- und Farbstoffwerken (Nenner) in Hamburg
verbunden ist, gehört zu den hochrentirenden Gesellschaften und wahrt
das Ansehen des deutschen Kapitals. Die Alte Welt sucht sich gegen
die Dollarmänner zu wehren, ihnen, statt der Unterwerfung, Partner-
skip zu gleichen Theilen anzubieten: und doch fällt das europäische Ka-
pital an irgendeiner unbeachteten Stelle wieder in die Schlingen der

Pankees. Deutschland hat gegen die Standard Oil mobil gemacht. Und
schon ist der Hydra ein neuer Kopf gewachsen, der Europa nicht weni-
ger bedroht als der Oeltrust. In den Tagen der Fleischnoth (als man
noch von ihr sprach) blickte Alles nach Argentinien, das viel mehr
Fleisch schicken könnte. Wenn die Armour, Swift und Genossen erst die
größten Viehherden der Welt beherrschen, werden sie auch die Fleisch-
preise diktiren. Und dann wird ein neues Antitrustproblem auf der
Tagesordnung stehen. Die Regirung der Vereinigten Staaten hat
keine Macht über die südamerikanischen Geschäfte des Farquhar-
Trusts; denn noch ist der amerikanische Kontinent nicht ein Bundes-
staat, der von Washington aus regirt wird. So lange die lateinischen
Republiken nichts gegen die Dollarkönige unternehmen, haben diese
Potentaten freies Spiel. Daß sich auch die Franzosen um einen Platz
an der Sonne Argentiniens bewerben, erwähnte ich bei der Besprech-
ung der neuen Geschäfte der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitätgesell-
schuft, die in der Lacroze-Gesellschaft eine Konkurrentin gefunden hat.
Auch um den Bau neuer Eisenbahnen haben sich französische Unter-
nehmer beworben. Die argentinische Regirung ist zufrieden, wenn ihr
ein Theil des Staatsbahnenprogramms abgenommen wird,- ihr bleibt
die Möglichkeit, die Bahnen später, in einer für sie bequemen Form,
zu übernehmen, und auf jeden Fall spart sie die Kosten und Schere-
reien des Baues. Die Länge der argentinischen Eisenbahnen beträgt
33OM Kilometer. Die Nettoeinnahmen des vorigen Jahres brachten 174
Millionen Mark. Unser Kapital kann Trustherrschaft nicht wünschen.
Nicht nur auf die Quantität, sondern mehr noch auf die Qualität
des Geldes kommt es im Handelsverkehr mit Europa an. Argentinien
hat, seit der günstigen Entwickelung seiner Zahlungbilanz, den Gold-
bestand in der Staatskasse ständig erhöht. Die Goldreserve deckt mehr
als 70 Prozent des ganzen Papiergeldumlaufes und giebt damit der
Währung ein festes Fundament. In Chile hat die viel besprochene Va-
lutareform, die dem Lande die Goldwährung bringen soll, Fortschritte
gemacht. Obwohl das Papiergeld knapp und eine Emission neuer
Scheine nöthig geworden war, hat das Gesetz die Ausgabe ungedeckter
Noten verhindert. Eine staatliche Emissionkasse giebt den Banken Pa-
piergeld gegen Hinterlegung von Gold in einem bestimmten Werth-
vcihältniß. Der Uebergang zur Goldwährung war die Voraussetzung
für die Einführung chilenischer Pfandbriefe an europäische Börsen.
Zuerst übernahm ein pariser Konsortium Goldobligationen. Ihm
folgte, im vorigen Jahr, die Dresdener Bank mit 48 Millionen Mark
fünfprozentiger Goldpfandbriefe der Caja de Credito Hipotecario in
Santiago de Chile. Die berliner Zulassungstelle ließ sich Zeit, ehe sie
dem Prospekt ihre Zustimmung gab. Aber schließlich bestand kein trif-
tiger Grund mehr, den Eintritt zu verweigern. Ob die Dresdener Bank
den ganzen Posten, den sie übernahm, verkauft hat, wissen die Götter.
Nur die Vankees aber, was, nach der Eröffnung des Panamakanals,
von europäischen Kaufleuten aus Latino-Amerika zu holen sein wird.
L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur- Maximilian tz >ri> n in Berlin.
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag S Garleb S. m. b H in Berlin.